






S&F
V

Die neue Rundschau

XVI ter Jahrgang der freien Bühne

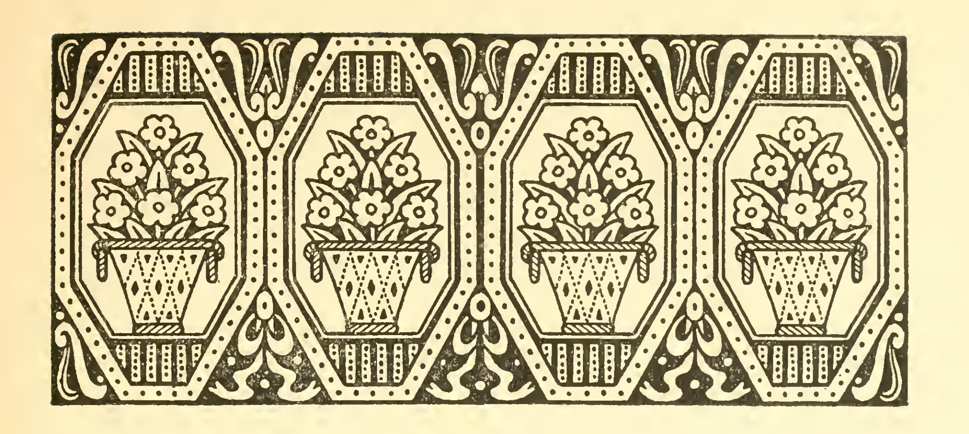
Zweiter Band

1905



Berlin / S. Fischer / Verlag





Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Aufsätze:

Briefe, Reisen, Memoiren:

Rundschau:

Schmuck des Jahrgangs von E. R. Weiß







Das moderne Renaissance-Empfinden / von Emil Schaeffer



Jener großen Kulturepoche, die wir mit einem viel zu kleinen Wort „Renaissance" heißen, waren die Grenzen der zeitlichen Herrschaft eng gezogen. Sie währte — setzt man ihren Beginn ums Jahr dreizehnhundert — nicht länger als zweihundertundsechzig Jahre und ihre Macht blieb streng genommen auf die Städte eines Landes, Italiens, beschränkt. Ungezählte Bücher wurden damals geschrieben, aus Dichtungen, Briefen und Chroniken glauben wir zu erkennen, wie die Menschen jener Tage gedacht und empfunden, ungezählte Bildnisse haben uns vertraut gemacht, nicht nur mit ihren Zügen, sondern mit ihrer ganzen Art sich zu geben, wir durchschreiten Paläste, in denen noch Träger ihrer tönenden Namen hausen, — und doch, seitdem wir das Wesen des „rinascimento" zu ergründen suchen, d. h. seit etwa hundertzwanzig Jahren haben die verschiedenen Generationen der Franzosen und Deutschen, der Briten und Italiener sich ebensoviel verschiedene Vorstellungen über das Wesen der Renaissance gebildet.

Im seicento und im achtzehnten Jahrhundert schätzte man den einen oder andern der großen Renaissancekünstler; die Gesamtkultur jedoch, die ihrem Schaffen den Hintergrund bot, interessierte niemanden. Dies wurde anders in den Tagen des Werthertums, da man Ossian liebte und Rousseau als Erzieher verehrte.

Jene Jünglinge, die ihre von den Fesseln der Konvention befreiten Arme der Natur entgegenstreckten, die nicht mehr von öden Gesellschaftsregeln, sondern von ihrem Fühlen die Gesetze ihres Daseins empfangen wollten, mußten bei der Renaissance gern verweilen, sich an Menschen berauschen, die, schrankenlose Herren ihres Selbst, zu riesenhafter Größe sich über das Gewimmel der Kleinen emporreckten und lachend vom Baum des Lebens alle Früchte brachen. An dem Leiden unserer Modernen, dem allzu entwickelten Sinn für das Historische litten jene Stürmer und Dränger nicht. So ist in dem republikani-

schen Trauerspiel des jungen Schiller, in der „Verschwörung des Fiesco", die Renaissance nur ein farbenbuntes Gewand, das seinen Trägern leichter von den Schultern gleitet als der neue Dogenmantel dem Grafen von Lavagna. Kein Wort, keine Geste, keine Handlung, die, aus Genua der Renaissance gebunden, nur aus diesem „ambiente" heraus zu erfassen wäre; es sei denn, Calcagno hätte seinen Vorschlag, beide Doria während der Messe in San Lorenzo zu ermorden, in Erinnerung an jene Florentiner Pazzi getan, die gegen Lorenzo und Giuliano de' Medici im Dome ihre Dolche gezückt hatten. Schiller, der seinen Fiesco die „Silhouette Leonorens an einem himmelblauen Bande auf dem Herzen" tragen und die Gräfin Imperiali Schokolade trinken läßt, wollte freilich nicht das Wesen der Renaissance offenbaren. Diesen Anspruch überließ er, dem es lediglich auf den Tyrannenmord ankam, Wilhelm Heinses Künstler-Roman „Ardinghello". Werthertum natürlich auch hier! Wenn Ardinghello und Cecilia „lange saßen, eine schmerzlich entzückende Stille, in süßer Empfindung an einandergegossen", so vermeint man, sie müßten auch wie Werther und Lotte in einem seligen „Klopstock" dahinschmelzen; aber das Venedig des Cinquecento ist nicht Wetzlar im Harz, und Ardinghello erlebt nächtliche Abenteuer mit schönen Frauen, die Bandello nicht anders hätte ersinnen können. Einzelheiten der Komposition dankt Heinse den Novellisten der Renaissance; wenn Ardinghello z. B. seine Geliebte das erste Mal in der Kirche erblickt, — ein Zug, den viele Späteren auch verwandt haben, — so ist diese Äußerlichkeit aus dem Geiste der Renaissance erfunden; in der Kirche trat man jenen gentildonne in den Weg, denen man sich mehr oder weniger ehrerbietig zu nähern wünschte, und es gab Vorschriften genug, wie man sich hierbei zu benehmen habe:

> Quand elle venait au moustier,
> Je l'attendois au benoistier
> Pour luy donner de l'eau bénite
> Je luy disois qu'elle éstoit belle . . . .

Entscheidender als durch solche Glanzlichter wird Heinses Renaissance-Gemälde durch seine Hauptfarben bestimmt. Man lese ein paar Sätze aus der Verfassung, die Ardinghello sich auf den griechischen Inseln schuf:

„Kraft zu genießen, oder, welches einerley ist, Bedürfnis giebt jedem Dinge sein Recht, und Stärke und Verstand, Glück und Schönheit den Besitz."

„Hat man nicht die Mittel, sich Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung und das Pflegen der Liebe sich friedlich zu verschaffen, so darf Jedes dazu die äußersten Mittel brauchen; denn ohne dasselbe erhält es weder sich noch sein Geschlecht."

„Wirkliche Glückseligkeit besteht allezeit in einem unzertrennlichen Drang: in Kraft zu genießen, Gegenstand und Genuß . . ."

Die Jugend in Deutschland, Mädchen und Jünglinge, wären gern diesen glückseligen Inseln zugesteuert, solchen Gesetzen jubelten alle zu; aber auch ein „Nein" mußte Heinse vernehmen, und es übertönte ihm wohl den Beifall der Vielen, — kam es doch von Goethe. Er konnte Heinses Roman nur als peinlich empfinden.

Gab doch dieses nämliche Italien, das Heinses Blut zum Sieden gebracht, ihm jene langerflehte Ruhe und Gelassenheit, die ihm nunmehr erlaubte, den lästig gewordenen Werther-Frack abzustreifen und die königliche Gestalt in den hellenischen Chiton zu hüllen. Diese geistige Wandlung bedingte auch Goethes Verhältnis zur Renaissance. Dem Goethe der Frankfurter Jahre hätte die herbe Luft des Quattrocento behagt; aber der Prometheus war zum Zeus gereift, der nicht mehr gleich der Manto seines Faust den liebte, „der Unmögliches begehrt", sondern jenen, der sich zu bescheiden wußte. Für ein „Sich grenzenlos Erdreusten" hatte er nur noch kühles Staunen übrig. Cellinis Fähigkeit, die Dinge anschaulich zu erzählen, fesselte ihn; auch äußerte er einmal zu dem jungen Voß: ... „Was sind wir doch gegen die Künstler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts? Wahre Taugenichtse! Was ist unser Jahrhundert gegen dies kraftvolle! ..." Aber im Grunde ließ er die Renaissance doch nur als Wiedergeburt der Antike, seiner Winckelmannschen Antike gelten. Um eines griechischen Zuges willen, den er bei ihnen zu finden vermeinte, wegen der „in ihrem Hause erblichen Heiterkeit der Todesstunde" liebte er die Medici, darum interessiert ihn von den Künstlern des Quattrocento am meisten der antikisierende Mantegna, darum begeistert ihn Palladios strenge Architektur, stellte er Raphael am höchsten, „der nirgends graecisiert, aber durchaus wie ein Grieche fühlt, denkt, handelt", darum endlich weicht er Michel-Angelo, dem von den Alten unabhängigsten Renaissance-Großen, in verlegener Bewunderung aus. Sein Tasso zeigt, wie souverän Goethe mit der Renaissance schaltete, an Stelle des zeitlich und räumlich bedingten ein ewiges und allgemeingültiges setzte. Man hat ja stets am Tasso viel herumgedeutet, im Helden des Dramas Goethe oder Lenz, niemals aber den Sänger des „Gerusalemme liberata" wieder erkannt, und vom Ferrara Goethes hat schon Ranke gesagt, daß es aus einer „öden Fürstenresidenz zweiten Ranges zu einem wiederauflebenden Absenker alten perikleisch-athenischen Lebens" geworden sei.

Auf seine Zeitgenossen haben die Anschauungen Goethes über die Renaissance keinen Einfluß geübt. Für diese waren — dank dem Ardinghello — die Begriffe Renaissancemensch und Maler ein Gleiches, und die Verkörperung des Malers schlechthin bot sich ihnen in Raphael, nicht im Schöpfer der Stanzen, sondern im jungen Perugino-Schüler, den das Selbstporträt der Uffizien zeigt: ein Jüngling mit blassen Wangen und großen glänzenden Augen, auf dessen schmale Schultern die Haare weich herniederfließen. Ein Schwindsüchtiger, der nie ein Weib geküßt, Wackenroder hatte diesen hysterischen Raphael-Kultus begonnen, der, brutal gesprochen, nur ein irre gegangenes Sexualempfinden war. „O, wie gern" — ruft Wackenroder in den „Bekenntnissen eines kunstliebenden Klosterbruders" — „gäbe ich alle Klugheit und Weisheit der späteren Jahrhunderte her, um in dem des göttlichen Raphael gewesen zu sein. Mit Liebe und unaussprechlicher Sehnsucht möchte ich jetzt Raphael umfangen, der nun unter den Engeln wohnt ..." Der Urbinate, wie man damals gern schrieb, wurde förmlich mit Zuckerwasser begossen; in Tiecks chronikhaft-sentimentalem Roman „Sternbald"

gebt er, frei von irdischen Bedürfnissen, als körperloser Engel durch die Welt, und man höre, wie Tischbein die Berufung Raphaels durch Julius II. schildert: „Das ist ein unschuldiger Engel", äußert der Papst, auf den knieenden Raphael deutend; „ich will ihm den Kardinal Bembo zum Lehrer geben, und er soll mir diese Wände mit Geschichtsbildern füllen . . ." Die „Disputa" ist vollendet, anbetend wirft Julius vor dem Fresko sich aufs Knie: „Ich danke dir, Gott, daß du mir einen so großen Maler gesandt hast." . . . Erinnert man sich, daß Julius II. im Fluchen und an Kraftausdrücken, — „il duca d'Urbino è un figatello e voglio che ritorna indretto al bordello" — es jedem seiner schweizer Landsknechte zuvortat, so kann man der Komik solcher Sätze mit reinstem Genuß sich hingeben und vergißt man, daß der Glaube an eine Kunst, in der man durch Arbeit nichts, durch Inspiration alles erreicht, zur vieljährigen Verlotterung des Kunstschaffens in Deutschland geführt hat, so darf man auch über Arnims Novelle „Raphael und seine Nachbarinnen" lachen. In magnetischen Schlaf versunken diktiert Raphael seinem Gehilfen Baviera die Linien und Farben eines Gemäldes in den Pinsel . . . Die Vorstellung dieses begnadeten Jünglings Raphael, dem die deutschen Maler es nur an Frömmigkeit und langen Haaren gleichtaten, erhielt sich lange. Bei der Gräfin Hahn-Hahn heißt er Giorgione, bei Öhlenschläger Correggio und bekommt die Schwindsucht, bei Kind verwandelt er sich in van Dyck, und liebt so unglaublich keusch, daß Hebbel spotten durfte: „Was wurde nicht alles aus einem Maler, wenn er in die Hand eines Dichters fiel! Fromm wie ein Kind und zart wie eine Jungfrau, malte er nicht bloß Heilige, sondern war selber einer, und fuhr auch gewöhnlich, meistens durch Vermittelung der Hektik bei lebendigem Leibe zum Himmel, um die Aureole entgegen zu nehmen . . ."



Während der Strom lavaheißer Sinnlichkeit, der trüb und mächtig zugleich Heinses Ardinghello durchflutet hatte, als Tränenbächlein also im Sande versickerte, gelangte jenseits des Rheins eine neue Anschauung der Renaissance zur Herrschaft. Nicht von „frommen Knaben" dachte man sich das Italien des Cinquecento bewohnt, sondern Menschen voll südlicher Leidenschaftlichkeit hausten darin, fähig zum Höchsten wie Niedrigsten. Napoleon-Stimmungen bildeten die Grundlage dieser neuen Art die Renaissance zu betrachten. Als von dem Throne, den ein Riese mit eigener Hand sich gezimmert, Ludwig der achtzehnte gebot, ein gichtischer König, der nicht reiten konnte, als später gar das patriarchalische Regiment des Regenschirmherrn die Franzosen beglückte, da berauschte sich die Sehnsucht der Jungen am Bilde des Gewaltigen, der, kein Landesvater, sondern ein Herrscher, mit des Schwertes Spitze seinen Namen an die Sterne geschrieben hatte. Von der schauerlichen Pracht des Phänomens Napoleon, vom letzten Condottiere, der sich eine Krone aus dem Nichts geschmiedet, schweifte ihr Blick zu seinen Ahnen in die Vergangenheit, — und die Renaissance der großen Frevler, die romantische Renaissance entstand.

Der erste Künstler aber, den diese, als ihren Herold gleichsam, nach Italien entsandte, war kein Franzose, sondern ein Brite, Lord Byron. An Kirchen und

Museen ging er, im schroffen Gegensatz zu den Deutschen, achtlos vorüber, „da ich gewohnt bin", — wie er im Childe Harold gesteht,

„mehr aus der Natur
Gedanken und Gefühle zu erraffen
Als aus der Kunst in Sälen ..."

Dagegen begleiten ihn auf Schritt und Tritt die Schatten schöner Sünderinnen und heroischer Verbrecher. In der Ambrosiana zu Mailand fesseln ihn nicht Raphaels Karton zur Disputa oder Lionardos Zeichnungen, sondern lediglich Briefe, die Lucretia Borgia geschrieben und eine Locke ihres goldenen Haares, „die zu besitzen er viel gegeben hätte". Da in Venedig, wie er enttäuscht berichtet, „die Eifersucht nicht mehr an der Tagesordnung und der Dolch nicht mehr in Mode ist", so flüchtet seine Phantasie aus der modernen österreichischen Provinzstadt ins Venedig der Dogen; die Vision eines blutigen Hauptes, das die Riesentreppe des Dogenpalastes herunterrollt, verdichtet sich ihm zum Trauerspiel „Marino Faliero" und da er, gleich den meisten Romantikern, an grellen Kontrasten hängt, so gefällt ihm, daß nur eine schmale Brücke das Haus des Fürsten von den Gefangenen des Staates scheidet. Er betrat sie in seinem anderen Dogen-Drama „Die beiden Foscari". Hier entdeckte er jenes Venedig, das die französischen Romantiker so wohnlich fanden und das noch heute, aller Historie zum Trotz, irgend einen Winkel unserer Phantasie beherrscht, das Venedig der Bleikammern und des „Rates der Zehn", der Bravi und Sbirren, der Foltern und Galeeren, der unterirdischen Kerker und des mitternächtlichen Ertränktwerdens im Canale von San Orfano. In dem stillen Ravenna wiederum, wo er unter den Augen des Grafen Guiccioli als Geliebter seiner Gattin weilt, gedenkt er, von der seltsam ähnlichen Situation betroffen, Francescas da Rimini und ihres tragischen Loses. Aber mochte die Gräfin an Schönheit der Tochter Guido Polentas gleichen, mochte er, das Schicksal Paolos herausfordernd, im Pinienwald einsam umherstreifen, der Graf, der seinen Dante schlecht gelesen hatte, war kein Gianciotto Malatesta, sondern „ein schäbiger Filz, dem die zwanzig Scudi für einen gut arbeitenden Bravo leid taten." Versagte ihm die moderne Knauserei des Conte einen dantesken Tod, so durfte er wenigstens einem Helden Boccaccios nachleben. Seine Freunde, die Carbonari gaben dem Fremden, der mit ihnen für Italiens Freiheit kämpfen wollte, ein Bankett in eben jener Pineta, die schon das Fest der Traversari gesehen, und Byron, der sich ein Nastagio degli Onesti dünkte, folgte ihrem Ruf. Einige Wochen später schenkte ihm der Himmel noch einmal danteske Erinnerungen, diesmal gänzlich gefahrloser Art. „Ich lebe hier", — schreibt er aus Pisa — „in einem alten und berühmten signorilen Palazzo am Arno mit unterirdischen Kerkern und Zellen in den Mauern und voll von Gespenstern ... Das Haus gehört der Familie Lanfranchi. Ugolino spricht in seinem Traum von einem Lanfranchi, der mit Sismondi sein Verfolger war ..."

Diese „horribly beauty" gestorbener Tage, der Byron in Italien nachjagte, berauschte auch seine französischen Verehrer. Noch anno 1850 fühlte sich Gautier,

wenn auch bezeichnenderweise schon widerwillig, dem finsteren Zauber venetianischer Traditionen unterliegen. Er möchte seine Stimmungen gern als „Literatur" ablehnen, gibt sich verlegen Rechenschaft über die Romane und Dramen, deren Szenen ihn verfolgen, — umsonst! „Ein eisiger Schrecken", — so schildert er seine nächtliche Einfahrt in die Wunderstadt — „feucht und kalt wie alles, was uns hier umgibt, hat uns gepackt . . . wir sind erstaunt, daß wir nicht von einem Balkon oder aus einer halboffenen Türe einen Leichnam niederfallen hören . . ."

Sein Freund Alfred de Musset hatte schon lange vorher seinen „Fils du Titien" in einer allerdings leis ironisch gefärbten Tirade das Venedig der Bleikammern und der „signori di notte" mit ehrlicher Freude am Gruselnmachen heraufbeschwören lassen, auch in seinem schönen Fragment „Faustina" ist Venedig nur die Stadt der Dolche und des Schweigens, die man durchwandert „avec la trahison par derrière, qui le suit en guise de laquais". Als Schuldrama für jene romantische Auffassung des Renaissance-Venedigs, die der junge Offenbach in seiner Operette „Dunanan père et fils" so lustig verlachte, kann Victor Hugos „Angelo, tyran de Padoue" gelten. Hier fehlt nichts. Bravi mit aschenfarbenem Antlitz gibt es da und einen Spion der Republik, der, als Guitarrenspieler verkleidet, den mächtigen Statthalter beobachtet und selbst wieder von anderen Geheimagenten kontrolliert wird; da sind Rendezvous um Mitternacht, — „c'est plus simple" — Paläste mit Falltüren und geheimen Gängen, Giftbecher und nächtliches Erdolchtwerden und dieser ganze komplizierte Apparat wird von Venedig, aus der „sala dei Dieci" des Dogenpalastes gelenkt; hier laufen all' die Fäden zusammen, an denen Menschen wie Marionetten geräuschlos hin und herbewegt werden. Vor diesem Venedig zittern alle, der furchtbare Statthalter, der Schrecken Paduas am meisten. „A Venise" — jammert er — „tout se fait secrètement, mysterieusement, sûrement. Condamné, exécuté, rien à voir, rien à dire; le patient a un bâillon, le bourreau un masque" . . . Auch im anderen Renaissance-Drama Victor Hugos, in seiner „Lucrèce Borgia", fällt diesem Venedig der Larven und Verkleidungen die gebührende Rolle zu, wenn schon die beiden entscheidenden Akte zu Ferrara spielen, im Schloß Lucretia Borgias, dem „palais de la trahison, palais de l'assassinat, palais de l'adultère, palais de l'inceste, palais de toutes les crimes" . . . Diese Appositionen zählen mit pedantischer Genauigkeit alles auf, was die Renaissance den Romantikern bieten sollte, — „toutes les crimes". Ein Stendhal selbst will in seinen Renaissance-Novellen lediglich „jene Art der Leidenschaftlichkeit schildern, die nur die Befriedigung ihrer Begierden sucht". Freilich geht er hierbei anders zu Werke wie Musset oder der Rhetoriker Hugo. Mit kühler Psychologen-Neugier, fast wie ein Physiker die Zuckungen eines galvanisierten Frosches, betrachtet er die Menschen, durch deren Adern er den Strom der Leidenschaften lenkt. Schwunglos, ohne Pathos, und im gleichgültigen Tonfall der alten Chroniken, erzählt er die Schicksale Vittoria Accorambonis oder der Äbtissin von Castro, und das Primitive, Ungewollte, scheinbar Zusammenhanglose dieses Stiles hat kein Späterer mehr

erreicht. Wie ein Chronist reiht er ein paar Äußerlichkeiten aneinander und überläßt es unseren assoziativen Fähigkeiten, aus den Teilen ein Ganzes zu formen. So heißt es von einer Neapolitanerin: „Sie war dreißig Jahre, dabei von der heftigsten Leidenschaftlichkeit und hatte rote Haare". Genau so beschrieben Villani oder Cavalcanti auch. Aber während diese nur Gleichartiges nebeneinander stellen, erzielt Stendhal durch die Verbindung von anscheinend heterogenen Elementen beim Leser die scharfumrissene Vorstellung eines Weibes von romanischer Glut und der heftigen Sinnlichkeit der reifen Frauenjahre . . .

„Wir leben" — lautet der erste Satz von Hugos „Lucrèce Borgia" „in einem Zeitalter, wo die Menschen Furchtbares begehen" . . . Daß dies nämliche Zeitalter die herrlichsten Bauten aufführte, daß unsterbliche Gemälde damals entstanden, sagt uns weder Hugo, der doch selbst malte, noch Stendhal, der eine Geschichte der italienischen Kunst geschrieben. Einzig Musset schwärmt von den Tagen

> Quand les peintres alors s'en allaient par les villes,
> Elevant des palais, des tombeaux, des autels,
> Triomphant, honorés, dieux parmi les mortels . . .

Aber auch seinem Fils du Titien bedeutet die Kunst wenig mehr denn ein prunkendes Gewand, das ihn bei Frauen gut kleidet, sein André del Sarto, — der bei Musset, nebenbei bemerkt, Michel Angelo überlebt, — meint zwar traurig: „Le temps des épées est passé en Italie", hat jedoch mehr vom Helden eines Mantel- und Degenstückes als von dem eines Künstlerdramas, und aus den paar Sätzen endlich, die im allzu wortreichen Lorenzaccio von Kunst handeln, schlägt uns mehr die Luft des Montmartre als jene der Arnostadt entgegen. Für Hugo kommt die Kunst nur in Betracht, um den Reiz des Verbrecherisch-Geheimnisvollen zu steigern. Ein kleiner Schlüssel, der eine verborgene Tür aufschließen soll, ist dieserhalb „artistiquement travaillé", und eine reichgeschnitzte Wandvertäfelung wird nur beschrieben, weil sich dahinter ein Geheimgemach birgt. Daß Victor Hugo die Bedeutung der Kunst für die Renaissance gänzlich außer acht ließ, berührt seltsam, da er, gemäß der Vorrede zum „Angelo", in diesem Drama „tout un siècle, tout un climat, toute une civilisation, tout un peuple" schildern wollte und mit großem Selbstgefühl seiner historischen Studien gedenkt. Sie können, nach den Auszügen, die er mitteilt, seine Zeit nicht ungebührlich belastet haben. Er hält sich an ein paar Aussprüche, deren Richtigkeit er nicht kontrolliert, an einige Handlungen, über deren kulturelle Vorbedingungen er kaum nachgedacht, und gelangte so, gleich den anderen Romantikern, zu einer Renaissance, deren Haupteigenschaft, um Michelet zu zitieren „le violent élan des jouissances" war, „une aveugle furie d'amour physique, qui ne respecte rien" . . .


Dieser Phantasie-Renaissance gegenüber verhalf Jacob Burckhardt der historischen zu ihrem Recht. In seiner „Cultur der Renaissance" konnte er, dank einer unerhörten Materialkenntnis nachweisen, daß nicht blinde Leidenschaftlichkeit, sondern hellsichtig erschaute, kühl erwogene und bewußt vernünftige Zwecke die Tätig-

keit des Renaissancemenschen bestimmten und daß seinem Hang für das Praktische sich ein Sinn für Form in der umfassendsten Bedeutung dieses Wortes verband. Niemand hatte vor Burckhardt erkannt, daß die Politik der Renaissance, ihre Art des Kriegführens, ihre Geselligkeit und selbst ihre Falschheit nicht von unbeherrschten Instinkten geleitet wurden, sondern kunstvolle, zum Teil nach den Vorschriften der Antike errichtete Konstruktionen waren. Er zuerst hat unser Auge dann auf die Ruhmbegier der Renaissancemenschen, ihr „disio dell' eccellenza" gelenkt. Sie lebten nicht für die kleinen erotischen Ziele des Augenblicks, sondern ihr Ruhm, die „Fama" sollte ihr zeitliches Dasein überdauern; darum bauten sie weiträumige, mit ihrem Wappen geschmückte Dome, ließen von Gelehrten in lateinischen Epen sich feiern und ihr Bildnis auf frommen Fresken anbringen; denn „cosa bella mortal passa, e non d'arte" ...

Burckhardts Anschauungen eroberten sich sogar das Frankreich Viktor Hugos; in den „Renaissance"-Szenen des Grafen Gobineau begegnen wir auf jeder Seite fast den neuen Einflüssen. Große Fresken wollte, nach seinen eigenen Worten, Gobineau schaffen, bunt und farbig, voll Lebens und Geschehens, und die bayreuther Verehrer des Wagnerfreundes fühlten sich an Shakespeares Königsdramen erinnert. Dem kühler Betrachtenden wird dieser Vergleich sich kaum mit zwingender Gewalt aufdrängen, er kann überhaupt an kein Drama denken; wird doch nirgends unter dem Hammer des gewaltigen Schicksals ein Charakter geformt, im Feuer der Leidenschaft gehärtet, von bildnerischer Hand zum Kunstwerke gestaltet. Niemals kittet, um von der Struktur dieses dialogisierten Epos zu reden, der Mörtel innerer Logik zwei nebeneinander liegende Bausteine zu einem festgefügten Ganzen; man könnte bequem ein Drittel der Szenen fortlassen, die einzelnen untereinander vertauschen, — niemand würde es gewahren. Nein, mit Shakespeares ewigem Königsbau hat diese Renaissancefassade nichts gemein. Gobineau, der mehr vom Geschichtsphilosophen als vom Dichter hat, bietet uns nur einen Burckhardt in lebenden Bildern, Essays in Gesprächsform. Machiavelli trägt seine aus den „Discorsi" und dem „Principe" geschickt zusammengestellte Charakteristik vor, Raphael und Michel-Angelo werden zum Vasari und lesen Kolleg über ihre Kunst- und Weltanschauung; zu einem berühmten Ausspruch erfindet Gobineau ein kürzeres oder längeres Gespräch, dessen Pointe eben jenes Diktum bildet; er dialogisiert Anekdoten und löst venetianische Gesandtschaftsberichte in Stimmungen auf. An gestaltenden Fähigkeiten weit unter Hugo oder Musset stehend, hat Gobineau doch die enge Renaissancewelt der Romantiker erweitert. Seine Menschen warten nicht den ganzen Tag hinter Geheimtüren, um den Geliebten ihrer Gattin oder den Gatten ihrer Geliebten umzubringen, sie legen den Dolch zuweilen aus den Händen und füllen ihre Trinkbecher nicht ausschließlich mit schleichenden Giften. Die Romantiker hatten nur die Schlösser der Herren gekannt: sie blieben horchend stehen, wenn im Kastell der Este schwere Eisentüren in ihren Angeln kreischten, sie lauschten dem Wasser des Kanales, das nächtens an die Gondelpfähle des Palazzo Loredano

schlug; an dem kleinen Hause beim Kapitol, das Michel-Angelos weltengroße Träume barg, waren sie vorübergegangen und nicht einmal die breiten Stufen zum Palaste Tizians emporgestiegen. Gobineau aber führt uns in die Ateliers der Botticelli und Raphael, auf das Gerüst in der Sixtina, zum Sterbebett Properzias de' Rossi, und bleibt an diesen Bildern ihr Szenarium auch das Beste, so hat Gobineau doch der französischen Renaissancevorstellung die Kunst als einen wichtigen, das Gesamtbild mit bestimmenden Faktor zugesellt.

Am meisten offenbart sich Gobineaus Gegensatz zu den Romantikern in seiner Auffassung Lucretia Borgias. Byron und besonders Hugo fühlten bei ihrer Romantiker-Neigung für Kontraste sich zu dieser Tochter eines Papstes hingezogen, deren bloße Existenz schon eine Antithese bedeutete: Vom heiligen Goldgrund der Kirche hob sich ihnen, verwirrendschön, die Gestalt einer giftmischenden Courtisane ab, lächelnd wie Gottes Lieblingsengel. Dies vatikanische Gemälde, das noch auf Michelet gewirkt hatte, wurde von späteren Historikern, namentlich von Gregorovius untersucht; man entdeckte daran Retouchen und Übermalungen, nach deren Entfernung das Bildnis einer klugen, etwas bequemen und nicht einmal allzu schönen Prinzessin zum Vorschein kam. Dies Gemälde nahm Gobineau in seine Porträtgalerie auf. Seiner Lucretia verleiht der Makel ihrer Abstammung nichts Grausiges mehr, nur einen melancholischen Reiz. Von ehrlicher Frömmigkeit, weiß sie mit geistvollen Männern klug zu plaudern. Solche Verwertungen wissenschaftlicher Forschungen stempeln freilich die Szenen Gobineaus noch nicht zum großen Dichterwerk. Das sind sie, trotz den bayreuther Fanfaren ebenso wenig wie etwa jene stillen Novellen, in denen Emile Gebhart und Anatole France mit feinem Silberstift die verwischten Linien der Fioretti des heiligen Franciscus, Villanis und selbst Vasaris nachgezeichnet haben. Duftende Genüßlinge vor der Historie hat Nietzsche solche Männer geheißen. Aber wir möchten sie doch ungern missen....



Ich bin Burckhardt, ohne persönliche Bekanntschaft, großen Dank schuldig, hat Konrad Ferdinand Meyer mit edler Offenheit einmal geschrieben. Vielleicht hatte ihn Burckhardt jene entschiedene Abneigung gegen alle romantische Betrachtnng der Renaissance gelehrt. Und doch kam auch Meyer als ein Flüchtender ins Reich der Vergangenheit. Wie die Romantiker. Nur empfanden diese bei ihrem hochgespannten Selbstbewußtsein die Mitwelt als zwerghaft und suchten im Lande der Toten sich Genossen vom gleichen Wuchs; Meyer, auf dessen Schultern das Leben schwer lastete, ward von der Sehnsucht nach aufrechten Menschen zur Renaissance geführt. Wie ein Seelenbad erschien das Studium ihrer Geschichte dem Schwachen und Widerstandslosen, der böse Stunden mit Reflexionen und quälerischen Selbstanalysen verbrachte. „Ich muß mit der großen Historie fahren", hat er einmal zu Gottfried Keller geäußert. Eine Welt scheidet den Dichter Meyer vom Menschen. Einen Käfer zu zertreten, deuchte ihn unmöglich, aber die Blendung Don Giulios d'Estes konnte er in Sätzen,

hart und kalt wie Marmor, schildern. Fürchtete er, jemanden durch eine Äußerung verletzt zu haben, peinigte ihn dies tagelang, aber sein Bembo rät in ruhiger Gelassenheit: „Habt ihr menschliche Werkzeuge angewandt, — so opfert sie unbedenklich". Gerade diese Gefühlskälte der italienischen Renaissancemenschen, ihr gänzlicher Mangel an Gewissen, ihre von den Zeitgenossen als so natürlich empfundene Grausamkeit zogen den schwerblütigen Schweizer mit der dunkeln Macht des Fremden und Unbegreiflichen immer aufs neue in ihren Bann. So las er schon in jungen Jahren alte Chroniken und Renaissance-Historiker, nicht wie ein Professor, der nach „Belegstellen" fahndet, sondern er suchte „die kleinen Züge, die wir oft zufällig finden und die manchmal den größten Wert haben." Sie gaben ihm, was er den „historischen Boden" und die „Lokalfarbe" nannte. „Sie erklären manche Handlungen, die sich aus den historischen Ergebnissen nicht so gut erklären lassen, und aus und gerade mit solchen Beweggründen kann der Dichter arbeiten". Die eingehende Studie über Meyers Verhältnis zu seinen Quellen wäre noch zu schreiben; wie er mit ihnen, besonders mit den „kleinen Zügen" schaltete, sollen hier nur wenige Beispiele zeigen.

„Die Hochzeit des Mönchs": In den „Storie fiorentine" Machiavellis las er die Geschichte jenes Buondelmonte, der, verlobt mit einer Dame aus dem Hause Amidei, auf dem Wege nach dem Palaste seiner Braut, die schöne Gemma Donati erblickte, seines Schwures uneingedenk sich mit ihr trauen ließ und von den erzürnten Verwandten der Verlassenen auf Ponte Vecchio ermordet wurde. In seiner Ballade „der Mars von Florenz" hat Meyer das Motiv gleichsam skizziert, in der Novelle aber dem tragischen Vorgang einen einheitlicheren und ruhigeren Hintergrund schaffen wollen, als ihn das von Parteikämpfen zerrüttete Florenz bot. Darum verlegte er die aufregende Handlung nach Padua, das aus Furcht vor seinem Tyrannen Ezzelino da Romano sich ruhig hielt und nur, daß der Florentiner Dante, am Hofe Cangrandes von Verona dies Trauerspiel der Liebe erzählt, weist auf seinen ursprünglichen Schauplatz hin. Dieser Umstand bot Meyer Gelegenheit zu manchem „kleinen" Zug. So berichtet Dante, der Goldschmied Niccolo Lippi dei Lippi sei durch „einen feilen und ungerechten Urteilspruch, wie sie am Arno gebräuchlich sind," aus der Heimat vertrieben worden; trotzdem schildert ihn Dante als einen feigen, unehrlichen Menschen, der sein Schicksal vollauf verdient habe; ein Schuft also und doch nicht zu Recht verurteilt; ist darin nicht der ganze ins Riesengroße gesteigerte Haß Dantes gegen Florenz enthalten, und schreitet endlich der Erzähler im fremden Palast, der ihm Obdach gewährt, „langsam die Stufen einer fackelhellen Treppe empor," denken wir da nicht unwillkürlich jener Verse, in denen Dante das Schmerzliche des Exils beklagt,

„Wie hart es ist
die fremden Treppen auf- und abzusteigen?"

Der Majordomus und Zeremonienmeister Cangrandes, „ein pedantischer, gefühlloser und vertrockneter Mensch" heißt Burcard, und beides, Namen und

Wesen lieh ihm jener Burcard, der als Zeremonienmeister Alexanders VI. es fertig brachte, in seinem „Diarium“ über die aufregendsten Dinge mit ledernster Trockenheit zu berichten. — — In der „Versuchung des Pescara“ erscheint am Hofe des Herzogs von Mailand als päpstlicher Gesandter der Historiker Francesco Guicciardini. Das Gespräch wendet sich den deutschen Unruhen zu, auch über Luther fallen ein paar Worte. Guicciardini, obschon Beamter der Curie, findet, „Fra Martino habe eine gerechte Sache.“ In Guicciardinis „Ricordi“ kann man lesen: „Keinem Menschen mißfallen der Ehrgeiz, die Habsucht und die Ausschweifungen der Priester mehr als mir und wäre nicht die Rücksicht auf meinen eigenen Vorteil gewesen, so hätte ich Martin Luther geliebt wie mich selber...“ In der nämlichen Novelle glaubt die arglose Vittoria Colonna aus einem Sonett Pietro Aretinos auf einen edlen Menschen als Autor schließen zu müssen. Ihr Gemahl Pescara schildert ihr die lustige Stimmung Aretinos, wenn dieser Ausspruch ihm einmal zu Ohren käme: „der Aretiner lacht, daß er fast mit dem Stuhle überschlägt, er schüttelt sich, er lacht aus vollem Halse. ..“ Man erinnere sich, daß Aretino während eines Lachanfalls, bei dem er mit seinem Stuhle überschlug, verstarb. Ein Beispiel aus „Angela Borgia“ zeigt, wie Meyer, ohne an historischen Tatsachen zu rütteln, zuweilen ihr Motiv verschiebt. Eines Nachts fand man den Großrichter Ercole Strozzi ermordet in den Straßen Ferraras. Der Täter wurde nie entdeckt, aber man wußte, daß Herzog Alfonso sich der Gattin des Richters stets huldvoll erwiesen hatte. Meyer macht den Richter zum Schuldigen. Er hat sich unterfangen, die Herzogin zu begehren, Lucretia Borgia, die auch für Meyer „mit Ausnahme der Anmut, die sie füllt,“ nur mehr „ein gewöhnliches, rasch bedachtes Weib ist, kindlich, und bloß in unselige Abhängigkeit hereingewachsen“...

Meyer, der manche Stunde in den Museen verbrachte, empfand natürlich jenen starken Gehalt an Kunst, den die Renaissance-Atmosphäre barg. Aber er destillierte ihn nicht heraus, war zu sehr Historiker, um die Renaissance lediglich als Zeitalter der Kunst zu betrachten. Es gibt darüber in der „Versuchung des Pescara“ eine herrliche Stelle. Der Herzog von Mantua hat Francesco Sforza durch ein Doppelporträt erfreut; es stellt Pescara und seine Gemahlin Vittoria beim Schachspiel dar. Francesco Sforza und sein Kanzler Morone betreten, ein politisches Gespräch führend, den Saal, der das Bildnis verwahrt: „der Herzog ergriff seinen Kanzler an der Hand und beide Italiener näherten sich mit leisen Tritten und einer stillen andächtigen Freude dem machtvollen Gemälde... Sie empfanden seine Schönheit nicht mit der Seele, aber mit den feinen Fingerspitzen des Kunstgefühls..“ Eine Abhandlung über das Kunstempfinden der Renaissance könnte nicht mehr geben als diese wenigen Sätze. Allein die drei Worte „die beiden Italiener“! Kein Spanier, kein Franzose selbst, am wenigsten zwei Deutsche hätten im sechzehnten Jahrhundert um eines Bildes willen ein Gespräch über die Schicksale des Staates unterbrochen. Das vermochten damals nur zwei Italiener. Meyer selber hatte die besondere Art des Kunst-

empfindens dieser Beiden sich zu eigen gemacht. Er hatte gelernt, in Werken der bildenden Kunst nicht, gleich den Tieck und Wackenroder eine nebelhafte „Seele," sondern die Form zu suchen, und vielleicht dankt Meyer, der Dichter, Italiens Malern und Plastikern, seinen großzügig strengen Cinquecento-Stil. Beschreibt er einen Menschen, eine Wendung oder nur eine Geste, immer und immer fühlt man die bildende Kunst hinter den Sätzen stehen. Wiederum ein Beispiel statt vieler Worte. Im Pescara heißt es: „Jetzt erhob sich Viktoria zu ihrem ganzen Wuchs, und streckte den herrlichen Arm, von welchem der Ärmel zurückfiel, gegen den leuchtenden Himmel." So, genau in dieser Haltung, wurde im Cinquecento stets jene Sibylle von Tibur dargestellt, die dem Kaiser Augustus Christi Geburt prophezeit. Ob Meyer, als er diese Zeilen schrieb, sich an Bonifazios Gemälde im Palazzo Pitti erinnert hat, ob ihm, der Siena so geliebt, Peruzzis prachtvolle Sibylle in der kleinen Kirche Fontegiusto vor Augen stand? Wer mag dies sagen? die Hauptsache bleibt, Meyer sah zuerst die Menschen der Renaissance mit den Augen des bildenden Künstlers...



Meyers Art von bildnerischem Sehen anscheinend verwandt und doch gänzlich von ihr verschieden ist jene andere, der die Renaissance nur mehr eine Fülle dekorativer Bühnen-Werte, eine Reihe schöner Gemälde bietet. Die Maler Millais und Rossetti, schritten, gefolgt von den Dichtern Hofmannsthal und d'Annunzio, auf diesem Pfade, den vor neunzig Jahren schon ein Schwindsüchtiger gebahnt hatte, John Keats. „A thing of beauty is a joy for ever". Er hat alles Schöne geliebt, hellenische Vasen und das mystische Leuchten der Fenster in alten Kathedralen, die Farben Tizians und das krause Schnitzwerk gotischer Betschemel. Aber seine eigentliche Welt war das Trecento, da das Mittelalter sich anschickte Renaissance zu werden, die Tage Dantes und Boccaccios. Er bewunderte beide und kannte sie nur aus Übersetzungen, er liebte Italien, ihre Heimat, und hat sie doch nur brechenden Auges erblickt. Die wenigen Wochen, die der Sterbende in Rom weilte, ließ er sich allabendlich auf den Pincio führen, starrte in die Glorie des Sonnenunterganges, und schaute hernieder auf Straßen, die er nie betreten sollte. Man kann diesen tragischen Zufall symbolisch nehmen. Keats und seine Jünger, die Präraphaeliten träumten sich ins Italien der Vergangenheit, das ihnen umflossen schien vom goldenen Duft und Glanz der Ferne. Sie löste alles Häßliche in Schönheit, nahm den Dingen ihre Schwere, wandelte die Menschen in Spirits gleichsam, die, umhüllt von kostbarer Pracht, durch wunderbare Gemächer gleiten...

Keats hat eine der wenigen Tragödien des „Decamerone", die Geschichte von Lorenzo und Isabella nachgedichtet. Dreiundsechzig Stanzen benötigte er dabei für Boccaccios drei Seiten, ohne doch einen neuen Zug der Fabel des Italieners hinzuzufügen: auch bei ihm wird Lorenzo von Isabellas Brüdern getötet, auch er läßt das arme Mädchen das Haupt des Geliebten im Walde finden und in einer Vase bergen, die sie so lange mit ihren Tränen betaut, bis Blumen ihr ent-

sprießen. Aber gerade das ornamentale Rankwerk, das Keats um Boccaccios einfache Linien wuchern läßt, charakterisiert seine Renaissance und — man kann dies vornwegnehmen — auch die dekorative Weise der Präraphaeliten. Boccacio erzählt: „Isabella schloß sich mit Lorenzos Haupt ins Zimmer ein und weinte so lange und bitterlich, daß sie es ganz mit ihren Tränen wusch." Keats fügt hinzu, — glaubt man nicht ein Gemälde Rossettis zu schauen? — daß Isabella nachher ihre verwirrten Haare und die Linien ihrer Brauen mit einem goldenen Kamme ordnete. . . Boccaccio läßt aus der Vase nur Marjolan und Basilienkraut wachsen; trotzdem bittet Keats den Florentiner, ihm „seine duftenden Myrten, seine Rosen, die den Mond lieben und seine duftenden Lilien zu leihen". . Endlich verlegt Keats die Handlung aus dem für unser Empfinden farblosen Messina des Mittelalters nach Florenz, das nunmehr für die Präraphaeliten jene Bedeutung gewinnt, deren sich Venedig bei den Romantikern erfreut hatte.

Ein Gemälde Rossettis, seine „Lucretia Borgia", vereint noch diese beiden Auffassungen der Renaissance, die romantische mit der neuen dekorativen, die man vielleicht auf die altenglische Liebe zu einem schönen „home" zurückführen darf. Rossettis Lucretia wäscht ihre weißen verruchten Hände, die eben dem Gemahl tödliches Gift in seinen Wein gemischt haben. Noch schreitet er arglos mit dem päpstlichen Schwiegervater, der die Wirkung des Trankes belauert, im Gemach hin und her; nur wenige Augenblicke, und auf dem Ruhebett im Hintergrunde wird er verröcheln . . . das ist Geist vom Geiste Viktor Hugos. Aber die Freude an Lucretias wunderbarem Gewande, an den edlen Formen der Karaffe mit dem Wein, der Pokale und des Ruhebettes blieb Hugo versagt. Von Rossetti übernahm sie Hofmannsthal. Man vergleiche einmal das dürftige Szenarium Hugos mit jenem von Hofmannsthals „Gestern": Da ist eine dunkelrote Hängematte an silbernen Ringen, eine dreisaitige Geige, die in einen Satyrkopf ausläuft, und die Ampel an der Decke soll „in den strengeren Formen der Frührenaissance" gehalten sein. Zuweilen verweist er geradezu auf die Kunst der Renaissance. So heißt es in der „Frau am Fenster" von Messer Braccio: „Sein Gesicht ist so, wie es auf den alten Bildnissen von großen Herren und Söldnerkapitainen nicht selten vorkommt." Man muß also die Porträts Sebastianos del Piombo oder Bronzinos kennen; muß überhaupt zu dieser anspruchsvollen Kunst viel mitbringen, nicht bloß sensible Nerven, sondern Kenntnisse. Wenn z. B. im „Gestern" ein Kardinal sich behaglich unter der Büste Pietro Aretinos niederläßt, so müssen wir, — soll diese Pikanterie, diese feine Regiekunst nicht verloren gehen, — in jener Herme nicht nur die Züge des Aretino wiederfinden, sondern auch seine Ragionamenti gelesen haben. In der „Frau am Fenster" wirkt Madonna Dianoras in jäher Angst hervorgestoßenes: „Meines Vaters Name war Bartolommeo Colleoni" erschütternd durch den jähen Kontrast zwischen der Hilflosigkeit dieser Frau und der furchteinflößenden Wucht des Erzbildes zu Venedig, das beim Klang des Namens Colleoni vor unseren Augen steht. Ersetzen wir den Namen „Bartolommeo Colleoni" durch den eines anderen Condottiere, etwa

des Braccio da Montone, mit dem unsere Phantasie keine Vorstellung verbindet, so versagt die Stelle augenblicks. Gemälde tauchen vor unseren Blicken auf: der Titel und die erste Szene, — „das erste Bild" wäre besser gesagt — gemahnen an Rossettis „Madonna della Finestra", der seinerseits zu diesem Werke durch eine Stelle aus Dantes „vita nuova" angeregt wurde; die Schilderung der Hochzeit Francesco Chieregatis gibt eine genaue Beschreibung von Millais Gemälde „Lorenzo und Isabella", das zu Keats zurück und weiterhin endlich zu Boccaccio leitet. So schenken Dichter den Malern und die Maler geben es den Dichtern wieder, — man denkt an jene „Ringe der Muse", von denen Sokrates im pseudo-platonischen Dialog „Ion" spricht: „An diesen ersten Ringen der Dichter hangen andere und der eine wird vom anderen begeistert."

In diesen „Ring" gehört auch Gabriele d'Annunzio, der bewußteste Epigone der Renaissance. An der Technik ihrer Lyriker, der Poliziano und Lorenzo de' Medici schulte sich der Jüngling, dem Manne bot sie seine ästhetischen und moralischen Ideale. Der Künstler in ihm sehnt die Kunst jener Tage, der Italiener ihre glorreiche Kultur herbei. Seine großen Romane gehören alle der Gegenwart und doch, in jeden klingt die Renaissance herein, wie man in einer Muschel, die man dem Ohre nähert, das Meer brausen hört. Selbst Äußerlichkeiten dünken in diesem Zusammenhang wertvoll. Ein Ahne seines Andrea Sperelli lernte das Malen von Piero di Cosimo, Giorgio Aurispa trägt mit Stolz den Namen des sizilianischen Humanisten, und Claudio Cantelmo besitzt ein Bildnis seines Vorfahren Alessandro, das kein Geringerer als Lionardo da Vinci geschaffen. Ihn verehrt d'Annunzio als den „maëstro di color che sanno", als die grandioseste Offenbarung des lateinischen Rassen-Genies; lionardeske Gedanken erhellen das oft so dunkle Buch der „Vergini delle rocche" und bei seiner „Gioconda" weist schon der Titel auf Lionardo. Im modernen Florenz spielt dies Drama und ist doch, wie allein das Personenverzeichnis lehrt, ein Renaissancestück. Bei dem alten Künstler Lorenzo Gaddi denken wir der Florentiner Malerfamilie dieses Namens, Lucios Familiennamen Settala entstammt der Renaissance, Gioconda Dianti gemahnt an Laura Dianti, jene Geliebte Alfonsos von Ferrara und Francesca Doni hat nicht nur den Namen, sondern auch die sanfte Güte von Raphaels Maddalena Doni des Palazzo Pitti. Silvia Settala gleicht Verrocchios Frauenbüste im Bargello, in ihren Händen wohnt das nämliche „leuchtende Leben" wie in denen der marmornen gentildonna und wenn Gioconda endlich sich keinen Augenblick lang ähnlich sieht, stets ihr Wesen wechselt wie eine Wolke die Form, wenn man den Ausdruck ihres Blickes nicht zu schildern vermag, so könnte d'Annunzio all' diese Sätze auch vor Lionardos Bild im Louvre geschrieben haben. Einen Kampf zweier Werke der Renaissance um die Seele eines Künstlers dürfte man, ein bischen gesucht zwar, dies Drama heißen: der engere Begriff streitet wider den unendlichen, dessen Inkarnation uns Lionardo geschenkt, die Frau wie sie Verrocchio dargestellt, streitet wider Mona Lisa, wider das Weib.

Endlich fühlte sich d'Annunzio stark genug, den heiligen Boden der Renaissance selbst zu betreten, danteske Schatten aus ihren Gräbern heraufzubeschwören: er dichtete „Francesca da Rimini". Denkt man an diese Tragödie, so erinnert man sich kaum daran, was ihre Menschen taten oder sprachen, nur Bilder von unvergeßbarer Pracht erstehen vor unseren Blicken. Da ist jener byzantinische Sarkophag, aus dem die scharlachrote Rose herausblüht, die Zinnen vom Turm der Malatesta ragen in die graue Abendluft, die Nacht bricht an, ruhelos schreitet Francesca auf der Plattform des Turmes hin und her, der Himmel brennt in feurigem Rot und die Flammen wehen einen irren, zuckenden Schein auf Paolos Helm und Halsberge, oder wir fühlen das Dunkel unheilschwer Francescas Gemach füllen und schauerlich heult der Gefangene unten im Verließ .... Die Stimmungswerte dieses Dramas mögen zu subtil sein für grobe Bühneneffekte, aber nirgends hat sich d'Annunzios evokatorische Begabung mächtiger offenbart, nirgend stehen uns die Menschen der Renaissance so nahe, so schrecklich nahe, so Auge in Auge gegenüber ...

„Er ist gemacht, um Herrschaft zu erobern
Und eines Tags von einem guten Dolche
zu fallen ..."

heißt es in d'Annunzios Tragödie vom jungen Malatestino.

Diese Heroen der Frührenaissance wirken heute wieder, nicht auf unsere „Seele", aber auf unsere Nerven mit faszinierendem Schrecken, mit dem grausigen Reiz des Unbegreiflichen, weil unser Alltag keinen Maßstab bietet für das Riesentum dieser genialen Frevler, die schon Burckhardt wie „Naturgewalten" empfand. Böcklin-Stimmungen und Nietzsche-Träume umspielen heute jene Sforza, Malatesta und vor allem Cesare Borgia. Böcklin hat ihn gemalt, den „Abenteurer", wie er dahinreitet am Ufer des südlichen Meeres, mitten durch zwischen Knochen und Schädeln, die am weißen Strande in der Sonne bleichen. Unheil schnaubend und Unheil witternd streckt der Rappe seinen Hals vor, und, hochaufgerichtet im grünen Sattel, späht, vom stahlblauen Harnisch umhüllt, der Condottiere nach einem Gegner aus ... Wie jenseits von gut und böse dünken sie uns heute, diese gepanzerten Helden der Castagno, Uccello und Verrocchio; sie zwingen dem Augenblick ab, was er zu schenken vermag an Ruhm, Gefahr und Frauenküssen; Mord und Meineid schrecken sie nicht, und kaum haben sie ihr Lebensziel erreicht, den Thron sich erbeutet, auf dem sie ausruhen möchten, so fallen sie „von einem guten Dolche ..."

Die Reihe jener Renaissance-Dramen, in deren Mittelpunkt ein Condottiere steht, begann Max Halbe mit seinem zu Unrecht ausgehöhnten Eroberer. Freilich, sein Graf von Torrano ist nicht „hoch und mächtig, wie ein erzen Bild", Weigands Cesare Borgia oder Dörmanns Herr von Abbadessa, dem sein prunkendes Wortgewand so wohl ansteht, erschöpfen den Typus nicht; Maeterlincks Prinzivalli verhält sich zu einem Quattrocento-Condottiere wie etwa der King Cophetua des Burne-Jones zu Mantegnas kniendem Francesco Gonzaga

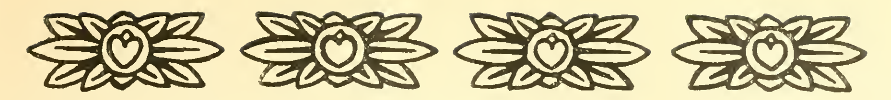
auf der „Madonna della Vittoria" des Louvre und fürs erste müssen wir uns bei Schnitzlers Bentivoglio bescheiden und seinen Drang nach

„ungeheurer Freiheit,
die nur des Himmels Schranken eingeengt" ...

Auch jenes große Ringen der Geister im Quattrocento, das uns so mächtig anzieht, der Kampf zwischen Askese und Weltfreude, zwischen den Medici und Savonarola, harrt noch eines Dichters, der ihn zu schildern vermöchte.

Und wieder andere Probleme werden erstehen, wieder andere Ziele unsere Dichter fesseln. Den Renaissancestudien der Gelehrten dämmert vielleicht einmal das Ende, der Kunst werden jene reichen Jahrhunderte stets eine Sehnsucht bleiben. Denn mit dem Siebe historischer Kenntnisse den breit dahinrauschenden Strom einer Kultur ausschöpfen zu wollen, ist danaidenhaftes Mühen, und gerade weil sich die Lebensfülle der Renaissancemenschen nicht in wissenschaftlichen Formeln mumifizieren läßt, werden sie stets aufs neue berückend und quälend, verwirrend und lockend durch unsere Träume dahinschreiten.

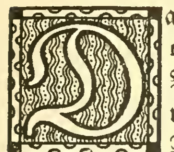




Fiorenza/ Drei Akte von Thomas Mann

Zeit: Der Nachmittag des 8. April 1492. Ort: Die Villa Medicea in Careggi bei Florenz.

Erster Akt



as Studierzimmer des Kardinals Giovanni. Ein intimes Gemach im oberen Stockwerk der Villa. Teppiche an den Wänden; dazwischen Bücherregale, in die Mauer eingelassen und lückenhaft mit Büchern und gerollten Schriften gefüllt. Hochgelegene, breitbänkige Fenster. Der Zugang, durch einen Gobelin geschlossen, in der Mitte des Hintergrundes. Links seitwärts ein Tisch mit schwer herabhängender Brokatdecke. Darauf ein Tintenfaß, Federn, Papiere. Davor ein hochlehniger Armstuhl. Rechts im Vordergrunde ein mit dem Kugel-Wappen geschmücktes Sofa, an dem eine Laute lehnt. An der rechten Seitenwand ein großes Gemälde mythologischen Gegenstandes. Davor eine Etagere mit künstlerischen Gefäßen.

1.



uf dem Sofa vorn rechts sitzt der junge Kardinal Giovanni — 17jährig, in rotem Käppchen, breitem weißem Klappkragen und roter Pellerine, mit weichem, hübschem, humoristischem Gesicht; bei ihm, auf dem Stuhle, Angelo Poliziano, gekleidet in einen langen dunklen, gefälteten Rock mit bauschigen Ärmeln, der sich am Halse einfach um den schmalen weißen Stehkragen schließt. Er hält sein kluges und sinnliches, von ergrauten Locken umrahmtes Gesicht, mit der starken, gebogenen Nase und dem von Hautfalten umgebenen Mund dem Kardinal zugewandt, welcher, sehr kurzsichtig, mit seinem scherenartigen Lorgnon hantiert. Bücher, teils aufgeschlagen, liegen über- und nebeneinander vor ihnen auf dem Teppich; eines hält Poliziano in Händen.

Poliziano: ... und an diesem Punkte, Giovanni, mein Freund und meines großen, geliebten Freundes Laurentius Sohn, — komme ich auf die Hoffnung, den so berechtigten, so wohl begründeten Wunsch zurück, mit welchem, gleich mir, die gesamte weisheitliebende Welt auf dich blickt ... Denke nicht, daß ich dabei die Rücksicht außer acht lasse, die ich deiner erhabenen Stellung in der heiligen Rangordnung schulde ...

Giovanni: Verzeiht doch, Meister Angelo! Habt Ihr gehört, daß der Padre Girolamo neulich im Dom gesagt hat, in der Hierarchie der Geister folge nach dem untersten der Engel alsbald der christliche Prediger?

Poliziano: Wie? ... Vielleicht ... Mag sein, daß ich davon hörte. Gehen wir darüber hinweg. Was ich dir klar vor Augen rücken möchte, ist dies, daß der

Stellvertreter Christi, dessen Tiara du dem mutmaßlichen Lauf der Dinge nach dereinst zu tragen berufen bist, sich durchaus in keinen Widerspruch zu seinem heiligen Amte setzt, wenn er den Wunsch aller Liebhaber der schönen Weisheit erfüllt, den ich im Sinne habe. Es ist die Heiligsprechung Platos, Giovanni, du weißt es. Er ist göttlich, und es ist nichts, als ein Gebot der Vernunft, ihn zum Gotte zu machen. Daß diese vernünftige und herrliche Tat einem Papst aus dem von Weisheit und Schönheit durchleuchteten Hause der Medici vorbehalten ist, das lesen nicht allein die Sternkundigen am Himmel, sondern es ist ohne weiteres logisch und wahrscheinlich. Was aber Christus betrifft, so würde zweifellos er selbst die Kanonisation des antiken Philosophen nur billigen können. Christi Erscheinen ist von den Sibyllen zu mehreren Malen ausdrücklich geweissagt worden; an Virgils beziehungsvolle Verse brauche ich meinen Schüler nicht zu erinnern. Plato selbst hat, sicherer Überlieferung nach, mit deutlichen Worten darauf hingewiesen, und bei Porphyrius steht zu lesen, daß die Götter die ungewöhnliche Frömmigkeit und Religiosität des Nazareners anerkannt, seine Unsterblichkeit bestätigt und im ganzen das wohlwollendste Zeugnis für ihn abgelegt haben... Kurz, mein Giovanni, ich bitte die Götter, mich den Tag erleben zu lassen, an dem du den Wunsch, den ich dir immer wieder ans Herz lege, erfüllen wirst; denn dieser Tag wird die schönste Frucht unserer gemeinsamen platonischen Studien sein ... (Da der Kardinal in sich hineinkichert) Darf ich dich fragen, worüber du dich erheiterst?

Giovanni: Nichts, nichts ... über nichts, Meister Angelo! Aber mir fiel ein, daß Bruder Girolamo neulich im Dom gesagt hat, in Platos „Gespräch über die Liebe" herrsche eine „obscöne Tugendhaftigkeit". Ich finde das gut, hehe! Es ist scharf gesagt ... einerlei ...

Poliziano (nach einer Pause): Ich bin gekränkt, Herr Giovanni, bin es mit Grund. Ihr seid unaufmerksam heute Nachmittag, wart unaufmerksam schon während der ganzen Lektüre und zwar im höchsten Grade. Ich habe es auf die Ungunst, die Unruhe und Sorge der Stunde geschoben. Euer herrlicher Vater ist krank, sehr krank, uns allen bangt um sein Leben. Aber erstens setzen wir unsere Hoffnungen in die kostbare Medizin, die der jüdische Arzt aus Pavia ihm verabreicht hat, und außerdem scheint mir, daß uns gerade in Stunden der Not und des Schmerzes die Philosophie als die vornehmste und willkommenste Trösterin erscheinen sollte. Dennoch würde ich es nur zu wohl verstehen, wenn der Gedanke an Euren Vater Euren Sinn von den Studien abzulenken vermöchte. Da ich aber erkennen muß, daß Ihr Euch vielmehr mit — dem Bruder Girolamo beschäftigt, dieser lächerlichen Kutte, dieser Fratze von einem Bettelmönch ...

Giovanni: Wer beschäftigte sich nicht mit ihm? ... Ihr müßt mir verzeihen, Meister Angelo! Seht her: Seid nicht böse! Seid gut! Es steht Euch nicht zu Gesicht, zornig zu sein. Ihr müßt immer schöne, gemessene und durchsichtige Dinge sprechen. Liebe ich Euch oder nicht? Wer weiß fast alle Eure Oktaven und Euer ganzes Kellerfest in lateinischen Hexametern auswendig? Nun also! Was aber den Ferraresen betrifft, so habe ich wirklich Lust, ein wenig über ihn zu plaudern.

Ihr müßt zugeben, daß er bei all dem eine eigentümliche und fesselnde Erscheinung ist. Er ist Prior eines Bettelordens, und man muß die Bettelorden verachten. Sie sind Gegenstand des öffentlichen Gelächters, und so oft ich in Rom war, habe ich erfahren, daß sie der Kirche nichts als eine Verlegenheit sind. Wenn nun aber einer der mißachteten und verhöhnten Fratri aufsteht und vermittelst seiner seltsamen Gaben nicht allein alle Vorurteile gegen seinen Stand überwindet, sondern auch die allgemeine Bewunderung auf sich lenkt . . .

Poliziano: Bewunderung! Wer bewundert ihn? Ich nicht. Ich gewiß nicht. Der Pöbel ehrt ihn als seinesgleichen.

Giovanni: Nein, nein, nein, Meister Angelo, er ist nicht Pöbelsgleichen! Und nicht nur darum, weil er einer alten und hochangesehenen Bürgerfamilie von Ferrara entstammt. Ich habe ihn mehrere Male in Santa Maria del Fiore gehört und ich versichere Euch, ich habe einen ungemeinen und vielfältig zusammengesetzten Eindruck von ihm davongetragen. Ich gebe Euch zu, daß er in einer verblüffenden Weise jeder Kultur und Zierlichkeit ermangelt; aber beobachtet man ihn genauer, so scheint es trotzdem, als müsse er am Körper wie an der Seele von seltsam zarter Beschaffenheit sein. Oftmals, auf der Kanzel, muß er sich setzen, so sehr erschüttert ihn seine eigene Leidenschaft, und man sagt, daß er nach jeder Predigt vor Erschöpfung das Bett hüten muß. Seine Stimme ist so wunderlich leise, und nur sein Auge und seine Gebärde gibt ihr scheinbar zuweilen eine entsetzliche Donnerkraft. Ich will Euch nur bekennen . . . manchmal, wenn ich allein bin, nehme ich meinen venezianischen Spiegel und versuche, ihm nachzuahmen, wie er seine grellen Blitze gegen den Klerus schleudert. (Kopierend.) „Aber jetzt werde ich meine Hände ausstrecken, spricht der Herr; jetzt komme ich zu dir, feile, unzüchtige Kirche, verruchte, nichtswürdige, schamlose! Mein Schwert wird niederfahren auf deine Nepoten, auf deine Schandstätte, deine Dirnen, deine Paläste, und du wirst meine Gerechtigkeit fühlen . . .“ Ja, freilich! aber seht, ich kann es nicht. Ich würde einen jämmerlichen Bußprediger abgeben. Florenz würde mich weidlich auslachen, das freche Frauenzimmer! . . . Was ich aber noch weniger könnte, als er, obgleich ich doch Kardinal bin und Papst werden soll und er nur ein armer Bettelbruder ist, das ist dies, zukünftige Dinge vorherzusagen, Meister Angelo. Vor Jahr und Tag hat er den baldigen Tod des Papstes und meines Vaters, des Magnifico, verkündigt, und Gott wolle nicht, daß diese Prophezeiung vollends ganz in Erfüllung gehe. Soviel aber ist heute Tatsache: Der lebenslustige Mann, der sich mit so hübscher Ironie den Namen Innocenz gab, liegt seit Wochen in einer Art von stumpfsinniger Gefühllosigkeit, so daß ihn der ganze Hof zuweilen tot glaubt, und mein Vater ist so krank, daß man ihm heute morgen bereits das Sakrament der Eucharistie gereicht hat. Dies scheint ihn immerhin so weit erquickt zu haben, daß er nachher einen kleinen Scherz darüber machen konnte, der freilich herzlich matt herauskam. Aber . . .

Poliziano: Dein Vater hat sich im Karneval ein wenig übernommen, das ist alles! Es ging auf den Künstlerfesten ungewöhnlich ausgelassen zu, und Lorenzo

liebt die Schönheit und den Genuß so glühend, daß er die Rücksicht auf seine Gesundheit allzusehr außer acht läßt. Er handhabt den Becher der Liebe und der Freude, als sei sein Leib so unüberwindlich wie seine wundervolle Seele. Er ist es nicht ... Ein Kind hätte prophezeien können, daß ihm irgendwann einmal eine Lektion in dieser Hinsicht würde zuteil werden müssen, und du willst es deinem Mönch als Wunder anrechnen? Geh, Giovanni! Du bist ein Närrchen oder Du willst mich zum besten haben, was das wahrscheinlichere ist. Willst du mir nicht auch von seinen Visionen erzählen? Mir vorhalten, daß er hie und da den Himmel offen erblickt, Stimmen hört und Schwerter, Pfeile und Feuer regnen sieht? Ich will annehmen, daß der gute Frate an seine Offenbarungen und Gesichte glaubt, will sie seiner lächerlichen Einfalt zu gute halten. Aber wäre er ein wenig geschulter und gebildeter, herrschte eine minder hoffnungslose Unordnung und Verworrenheit in seinen Anlagen und Studien, so würden sie, denke ich, ausbleiben ...

Giovanni: Das überzeugt mich. Das ist vollkommen wahr. Wir andern alle sind bei weitem zu geschult und gebildet, um Gesichte zu haben; und wenn wir sie hätten, so würden wir nicht daran glauben: Aber er hat auf diese Weise Erfolg, Erfolg, Meister Angelo!

Poliziano: Niemand darf von Erfolg reden, wo nur der Pöbel gewonnen wird, indem man seinen armseligen Trieben schmeichelt; sonst müßte Florenz vor ganz Italien erröten ob des Erfolges dieser widerwärtigen Kapuze. Ich war ein einziges Mal im Dom zugegen, als er predigte, dieser bestaunte Prior von San Marco, und bei allen Grazien, Musen und Nymphen! ich gehe nicht wieder dorthin. Ich habe mir immer eingebildet, ein wenig von Beredsamkeit zu verstehen; ich habe mich wohl in einem Irrtum befunden. Man glaubte ehemals in Florenz, ein Prediger sei bewunderungswürdig durch die gemessene und vornehme Wahl seiner Bewegungen, Worte und Wendungen, durch seine umfassende Kenntnis der antiken Autoren, die er durch künstlerisch angeordnete Zitate beweist, durch bedeutende Sentenzen, Reinheit und Eleganz der Sprache, eine klangschöne Stimme, den meisterhaften Bau seiner Perioden und harmonischen Silbenfall; — das alles sind offenbar Possen. Der Gipfel der Erhabenheit ist vielmehr, wenn ein kränklicher Barbar mit glühenden Augen und ungezügelten Gebärden über den Verfall der keuschen Sitten greint, Bildung und Künste herabsetzt, Dichter und Philosophen schmäht, ausschließlich die Bibel zitiert, wie als ob dieses Buch nicht ein wahrhaft abscheuliches Latein enthielte, und sich zum Überfluß erfrecht, das Leben und Regiment des großen Lorenzo zu begeifern ... (Er hat sich erhoben und geht erregt im Zimmer auf und ab, indes der Kardinal ihn wohlgefällig durch sein Lorgnon betrachtet.)

Giovanni: Bei der heiligen Jungfrau, Meister Angelo, wie herrlich ergrimmt Ihr seid! Ihr seht die Dinge mit solcher Entschiedenheit von einer Seite an, — fast wie Bruder Girolamo in eigener Person. Fahrt fort! Ich höre Euch mit herzlichem Genuß. Sagt es noch beißender, sagt es vernichtend! „Epikuräer

und Säue" ... er hat von „Epikuräern und Säuen" gesprochen. Das Wort ist populär geworden. Es bezog sich auf die Freunde meines Vaters, auf Ficino, Messer Pulci, die Künstler und mutmaßlich auch auf Euch, hehe ...

Poliziano: Hört, Herr Kardinal ...

Giovanni: Nun, nun! Was denn also! Liebe ich Euch oder nicht? Ihr habt so recht, wie das möglich ist ...

Poliziano: Ich sage nicht, daß ich recht habe, ich sage, daß ich diesen Wurm verachte, dafür, daß er die Wahrheit zu besitzen glaubt. Ein Lächeln, ihr guten Götter! Einen kleinen versteckten Spott! Ein feines Wort des Zweifels und der Überlegenheit über die Köpfe des Volkes hin, um sich mit uns anderen, uns Gebildeten zu verständigen, — und ich hätte ihm vergeben. Aber nichts, nichts dergleichen. Ein finsteres und dummes Verdammen von Unglaube und Unmoral, von Spottsucht, Laster, Üppigkeit und Fleischeslust ...

Giovanni (schüttelt sich vor Vergnügen): Vaccae pingues ... ach, mein Gott, wißt Ihr, was er von den fetten Kühen gesagt hat, die auf dem Berge Samarias weiden? Er sprach davon, als er Amos auslegte. „Diese fetten Kühe," sagte er, „wollt ihr hören, was sie bedeuten? Sie bedeuten die Buhlerinnen, all die tausend und tausend fetten Buhlerinnen von Italien!" Das ist gut! Das ist ganz ausgezeichnet! Sagt nichts dagegen! Es gehört Phantasie dazu, auf so etwas zu verfallen und ist eine unvergeßlich amüsante Vorstellung. Vaccae pingues! Ich kann keine fette Kuh mehr sehen, ohne an ein Freudenmädchen zu denken, und keine Priesterin der Venus, ohne an eine fette Kuh erinnert zu werden. Ich habe eine kleine Beobachtung gemacht. Im Witz, in der komischen Anschauung liegt die stärkste Gegenwirkung wider die fleischliche Begierde. Ich bin kein Kopfhänger, nicht wahr? Mich ergötzen Statuen, Bilder, Bauten, Verse, Musik und Scherze, und ich wünsche nichts, als ungestört und heiter diesen schönen Dingen leben zu können; aber ich versichere Euch, die Anfechtungen von seiten der Liebe empfinde ich dabei nicht selten als unbequem. Sie bringen mich aus dem Gleichgewicht, trüben meine Fröhlichkeit, erhitzen mich unangenehm ... nun gut! Gestern auf der Piazza ging an meiner Sänfte die dicke Pentesilea vorüber, die bei Porta San Gallo wohnt; ich sah sie an und ich sage Euch, ich spürte nicht die mindeste Anfechtung. Ich bekam nur einen solchen Lachkrampf, daß ich die Vorhänge schließen mußte. Sie schritt genau wie eine fette Kuh, die auf dem Berge Samarias weidet!

Poliziano (halb belustigt): Du bist kindisch, Giovanni, mit deinen Kühen. Donna Pentesilea ist eine sehr schöne Frau, die sich viel humanistische und künstlerische Bildung angeeignet hat und diesen Vergleich in keiner Weise verdient. Übrigens freut es mich, zu hören, daß du deinen Bruder Bußprediger von der komischen Seite nimmst.

Giovanni: Da irrt Ihr. O, keineswegs! Ich nehme ihn so ernst wie möglich. Muß man es nicht? Er ist ein berühmter Mann. Unser liebenswürdiges Florenz versteht sich doch, sollt' ich meinen, darauf, Leute, die sich ohne Talent in die

Öffentlichkeit wagen, unter seinen Witzen zu begraben. Er hat es erschüttert. Auf jeden Fall muß man ihm eine ungewöhnliche Religiosität und Erfahrenheit im Christentum zugestehen.

Polizianо: Erfahrenheit im Christentum ... vortrefflich! Hat man nichts gelernt, so muß die Erfahrenheit im Christentum, die Erleuchtung, das innere Erlebnis herhalten. Er verneint die Alten, er kümmert sich weder um Crassus noch um Hortensius, noch um Cicero. Er hat nicht einmal zum Doktor der Theologie promoviert und mißachtet alle Kenntnisse der Welt. Er kennt, weiß, will nur sich, sich, sich selbst und spricht von sich selbst, welchen Gegenstand auch immer er behandeln möge; — ja, zuweilen arbeitet er mit Anekdoten aus seinem Privatleben, denen er eine tiefere Bedeutsamkeit zu geben sucht, — als ob irgend ein Mensch von Bildung und Geschmack geneigt wäre, den Erlebnissen dieser Eule die mindeste Bedeutung beizumessen. Vor einigen Tagen fiel mir bei Herrn Antonio Miscomini, dem Drucker, ein Exemplar seiner Schrift über die Liebe zu Jesu Christo in die Hände, die lächerlicher Weise in kurzer Zeit die siebente Auflage erreicht hat. Da der würdige Bruder Platos herrlichen Dialog verwirft, so war ich begierig, zu erfahren, was er selbst über die Liebe zu sagen hat. Was ich fand, mein Freund, war über alles Erwarten widerlich. Ein wüstes und brünstiges Durcheinander von dunklen, trunkenen und fieberhaften Empfindungen, Ahnungen und innerlichen Zwischenzuständen der Seele, die ganz vergebens nach einem plastischen sprachlichen Ausdruck ringen. Mir schwindelte, mir ward übel. Im Ernst, ich begreife sehr wohl, daß diese Art von Studium eine aufreibende Beschäftigung sein muß, ich verstehe seine Ohnmachten und Erschöpfungen. Statt seinen ehrenwerten Eltern ins Kloster und in die Heiligkeit zu entlaufen und zwischen nackten Zellenwänden in sein eigenes finsteres Inneres zu starren, hätte dieser Narr sich ein wenig unterrichten und seinen Blick für die bunte, herrliche Körperlichkeit der Außenwelt klären und schärfen sollen. Er wüßte dann, daß das Schaffen keine Marter und Kasteiung, sondern eine fröhliche Sache ist, daß alles Gute leicht und selig von statten geht. Ich habe mein Drama Orpheus in einigen wenigen Tagen geschrieben, und meine Lieder fließen mir angesichts der Schönheit dieser Welt, beim Wein, beim Fest von der Lippe, ohne daß ich mich darauf zu Bette begeben müßte ...

Giovanni: Es sei denn, der Wein wäre schuld daran!... Ja, Meister Angelo, Ihr seid die Leuchte des Jahrhunderts. Wer täte es Euch gleich? Niemand schaut die Welt so hold wie Ihr. Niemand singt so süß wie Ihr das Lob eines schönen Knaben. Vielleicht hat Bruder Girolamo sich gesagt, daß ein ehrgeiziger Mann die Sache schon ein wenig anders anfassen muß, um neben Euch zu bestehen ...

Poliziano: Spottest du?

Giovanni: Das weiß ich nicht. Da fragt Ihr zu viel. Ich weiß niemals, wann ich spotte und wann ich ernsthaft rede ... Was gibt's?

Ein Türhüter (hebt den Teppich vom Eingange): Der Prinz von Mirandola.

Giovanni: Pico! Er ist willkommen. Nicht wahr, Meister Angelo? er soll

willkommen sein. (Der Türhüter zieht sich zurück.) Kommt her! Seid gut! Liebe ich Euch oder nicht? Ihr sollt recht haben, ich gebe mich besiegt. Bruder Girolamo ist eine Fledermaus ... seid Ihr zufrieden? Man muß ein wenig disputieren, nicht wahr? Wäret Ihr für ihn eingetreten, so würde ich ihn nach Kräften schlecht gemacht haben ... Da ist Pico! Guten Tag, Pico!

Poliziano: Wärst du weniger liebenswürdig, Schelm, daß man dir wenigstens gram sein könnte ...

2.


iovanni Pico von Mirandola tritt rasch herein, läßt seinen Mantel in die Hände des Bediensteten fallen und kommt lebhaft nach vorn. Er ist ein üppiger Jüngling, elegant und willkürlich in seidene Stoffe gekleidet, mit langen, wohlgepflegten blonden Locken, feiner Nase, einem Frauenmunde und Doppelkinn.

Pico: Wie geht es dem Magnifico? ... Guten Tag, Vannino! Ich grüße Euch, Herr Angelo! ... Puh, ich vergehe vor Hitze. Wer mein Freund ist, ihr Herren, verschafft mir eine Limonade und zwar so kalt wie die cocytischen Gewässer. (Der Kardinal geht, indem er den Polizian zu bleiben bedeutet, in gefälliger Eile zur Tür und erteilt selbst nach außen den Befehl.) Beim Bacchus, mir klebt die Zunge am Gaumen. Was ist das für ein warmer April! An San Stefano in Pane war die Uhr fünfzehn, und noch immer gibt's keine Kühlung. Ihr müßt wissen, daß ich von Florenz komme, was das Pferd laufen wollte. Ich hatte bei euren Verwandten, den Tornabuonis, zu Mittag gegessen, Giovanni, und mich dort allzu lange verweilt. Man muß den Tornabuonis lassen, daß sie eine gute Küche führen. Es gab Mastgeflügel aus Frankreich, mein Junge, von einer Zartheit des Fleisches, die du zu würdigen gewußt hättest. Ja, das Leben hat seine Reize. Und Lorenzo ... Im Ernst, wie befindet sich Lorenzo seit heute Vormittag?

Poliziano: Sein Zustand scheint unverändert, seit Ihr ihn saht, gnädiger Herr. Der Kardinal und ich, wir erwarten hier den Bericht des Leibarztes über die Wirkung des Trankes aus destillierten Edelsteinen, den Herr Lazzaro aus Pavia unserm Herrn verabreicht hat, und um den Gang der schweren Stunden zu beflügeln, haben wir ein wenig den Studien obgelegen, von denen uns später ein unwürdiger Gegenstand freilich weit entfernte ... aber Meister Pierleoni hat uns noch immer nichts Neues gemeldet. Ach, gnädigster Herr, ich fange an, die wunderbaren Fähigkeiten dieses viel beschrieenen Trankes zu bezweifeln. Sein Erzeuger hat Careggi stehenden Fußes wieder verlassen, nachdem er, nebenbei bemerkt, ein wahres Sündenhonorar in Empfang genommen, und hat es uns anheimgegeben, die günstige Wirkung seiner Medizin abzuwarten. Wollte sie eintreten! Mein großer, geliebter Gebieter! Habe ich dich darum vor vierzehn Jahren im Dom vor den Dolchen der Pazzi errettet, damit du mir nun, auf der Höhe des Lebens, von einer tückischen Krankheit entrissen werden sollst? Wohin mit mir Armem, wenn du zu den Schatten gehst? Ich bin nur ein Schlinggewächs, das sich um dich, den Lorbeer, rankt und dahinsterben muß, wenn du verdorrst.

Und Florenz? Was wird aus Florenz? Es ist deine Geliebte. Ich sehe es in Witwengram verwelken ...

Pico: Herr Angelo, ich bitte Euch, das ist ein Trauergesang, und er kommt zu früh. Lorenzo lebt, und Ihr dichtet an seinem Tode. Euer Genius reißt Euch fort ... Sagt, hat Meister Pierleoni sich endlich in bestimmter Weise über den Charakter der Krankheit geäußert?

Poliziano: Nein, gnädiger Herr. Er erklärt in Wendungen, die dem Laienverstande schwer zugänglich sind, das Mark des Lebens sei von Fäulnis ergriffen. Ein entsetzlicher Gedanke!

Pico: Das Mark des Lebens?

Poliziano: Und das eigentlich Furchtbare ist die innere Unrast, die den teuren Kranken trotz seiner großen Schwäche beherrscht. Er weigert sich, im Bette zu liegen. Er hat sich heute vermittelst des Tragstuhles in den Garten, in die Loggia der Platonischen Akademie, in verschiedene Zimmer der Villa bringen lassen und findet nirgends Ruhe.

Pico: Seltsam. — Warst du heute bei deinem Vater, Vannino?

Giovanni: Nein, Pico. Und unter uns geredet: Der Aufenthalt bei ihm wird mir so schwer, daß ich ihn lieber meide. Der Vater ist so verändert ... Er hat eine Art, dich anzublicken, indem er zuerst seine Augen nach oben und dann mit qualvollem Ausdruck seitwärts rollt ... Du weißt nicht, wie schrecklich mir die Nähe von Siechtum und Leiden ist. Ich selbst werde elend dabei. Ein Hauch aus einem Gruftgewölbe weht mich an ... Huh, nein, der Vater hat uns selbst dazu erzogen, alles Häßliche, Traurige und Quälende gelassen von uns zu weisen und unsere Seele nur dem Schönen und Heiteren zugänglich zu halten; es kann ihn jetzt nicht wundernehmen ...

Pico: Ich verstehe das. Immerhin solltest du dich zu überwinden suchen ... Wo ist dein Bruder?

Giovanni: Piero? Weiß ich's? Beim Reiten, beim Fechten; (als Versuch, den Ton wieder ins Scherzhafte hinüberzuspielen) bei einer fetten Kuh ...

Pico: Bei einer —? ... Ah! Ah! Seht doch! Seht doch den kleinen Giovanni! Ich werde es meinem Prior erzählen, daß der Kardinal de' Medici nicht mehr den Aristoteles, sondern gewisse Predigten zitiert ... (Ein Diener bringt ihm die Limonade und geht.) Aber nun sagt, sagt, sagt! wie hat Lorenzo die jüngste Botschaft aufgenommen?

Poliziano: Welche Botschaft, gnädiger Herr?

Pico: Bruder Girolamos neuesten Streich ... den Skandal im Dom ...

Giovanni und Poliziano: Im Dom?

Pico: Er weiß also noch nichts? Auch ihr wißt nichts? Desto besser! So erzähle ich euch! Laßt mich trinken, und ich erzähle. — Das ist ein schöner Löffel.

Giovanni: Laß sehen ... Ja, der ist hübsch. Ercole, der Goldschmied, hat ihn gemacht. Geschickter Mann.

Pico: Allerliebst! Allerliebst! Die Kugeln ... Welch zierliches Laubwerk! ...

Ein gelungenes Stück! Ercole? Ich werde ihm Aufträge geben. Er hat viel Geschmack.

Giovanni: Der Skandal, Pico!

Pico: Ja, das ist wahr! Ich erzähle den Skandal! — Vernehmt vor allem, daß es sich um sie handelt.

Poliziano: Um sie also ...

Giovanni: Laß hören! Laß hören!

Pico: Ihr wißt, daß sie Bruder Girolamos Predigten besucht?

Poliziano: Ich weiß es, — ohne es zu begreifen.

Pico: O, ich begreife es ganz wohl. Es sind in erster Linie die Frauen, die sich mit Leidenschaft seinem Wort unterwerfen, und auf Frauen zumal, die viel geliebt haben, übt er, wie man leicht beobachten kann, die allerstärkste Wirkung. Überdies: was wollt Ihr? Der Bruder ist in der Mode! Sein Erfolg übertrifft alle meine Erwartungen; er nimmt sowohl im niederen Volke wie im Adel beständig zu, und selbst das dicke Bürgertum beginnt, sich mit ihm zu beschäftigen. Es ist nachgerade guter Ton, bei seinen Predigten zugegen zu sein, und ich finde es fanatisch, Meister Angelo, verzeiht mir, sich zu sperren wie Ihr's da tut. Um aber zur Sache zu kommen: die göttliche Fiore ist minder hartnäckig. Sie findet sich in letzter Zeit ziemlich regelmäßig zu des Bruders Füßen ein, was an und für sich genommen eine durchaus erfreuliche, ja erheiternde Tatsache wäre. Das Bedenkliche daran ist nur dies, daß sie es in allzu eigenartiger und herausfordernder Weise tut. Sie hat nämlich die Gewohnheit, zu spät, eine kleine halbe Stunde zu spät im Dom zu erscheinen, wenn die Predigt in vollem Gange ist, und auch dies möchte noch hingehen, denn ihr verspätetes Eintreffen könnte sich ja immerhin in geräuschloser und unauffälliger Weise vollziehen. Nun aber ist da der erschwerende Umstand, daß die Allerschönste dem Prunk und einem fürstlichen Auftreten zugetan ist und sich in dieser Hinsicht weit weniger Zurückhaltung auferlegt, als ihr großer Liebhaber Lorenzo selbst. Ein ganzes Aufgebot glänzend gekleideter Dienstleute umgibt ihre Sänfte und geleitet die Herrin ins Innere der Kirche, um ihr, nicht eben behutsam, nicht eben rücksichtsvoll, den Weg durch die Menge zu ihrem Platze zu bahnen. Ich war zugegen, als sie so zum ersten Male, mitten in die Predigt hinein, ihren Einzug hielt. Ihr Erscheinen hätte ohne weiteres Aufsehen erregen müssen ... so wie es geschah, rief es einen kleinen Tumult hervor. Alles drängte sich, wisperte, raunte, wies auf sie, und wer sich eben noch zerknirscht unter Bruder Girolamos fürchterlichen Verkündigungen gebeugt hatte, verrenkte sich nun den Hals nach diesem stolzen und erquicklichen Schauspiel, dem köstlichen Anblick dieser berühmten, prunkhaften, herrisch dahinschreitenden, göttlich schönen Frau. Was aber den Bruder selbst betrifft, so fürchtete ich in der Sekunde, da er ihrer ansichtig wurde, er möchte Haltung und Faden verlieren. Das Wort, das auszusprechen er im Begriffe war, dehnte sich ihm auf eine entsetzte Weise. Er schien zu erstarren. Wenn er stets bleich erscheint, so bedeckte in diesem Augenblick eine wahrhaft wächserne Blässe sein Gesicht, und niemals vergesse ich den

unheimlichen Wechsel, in dem seine Augen mehrere Male aufflammten, verloschen und wieder entbrannten . . .

Polziano: Ihr erzählt gut, gnädiger Herr. Es ist fürwahr ein vornehmer Genuß, dem harmonischen Fluß Eures Vortrags zu folgen.

Pico: Beim Herkules, Meister Angelo! in diesem Falle ist das, was sich zugetragen hat, denn doch ein wenig wichtiger, als die Art, in der es vorgetragen wird, und ich bitte Euch sehr, Euer Augenmerk, statt auf den Vortrag, vielmehr auf den Vorgang zu richten . . .

Giovanni: Zugetragen — vorgetragen . . . Vortrag — Vorgang. Bravo, Pico! Bravo!

Pico: Hört mich zu Ende. — Seit jenem Tage besteht zwischen dem Bruder Girolamo und der göttlichen Fiore ein stiller, erbitterter Kampf. Wenn ihr Zuspätkommen anfangs wie eine elegante Nachlässigkeit erschien, so wurde durch die eigensinnige Beharrlichkeit, mit der sie es fortsetzte, immer offenkundiger, daß sie beabsichtigte, den Frate und seine Zuhörer zu reizen. Er seinerseits versuchte mancherlei Mittel gegen ihre Unpünktlichkeit. Er predigte laut und schrecklich, um das Geräusch der eindringenden Dienerschaft zu übertönen. Er dämpfte seine Stimme zu geheimnisvollem Flüstern, um sich auf diese Weise Aufmerksamkeit zu erzwingen. Er verstummte und ließ eine strafende Stille eintreten, bis Donna Fiore ihren Platz erreicht hatte und Ruhe eingetreten war, um dann seine Predigt auf desto furchtbarere Art fortzusetzen. Denn diesen Vorteil hat die Sache für uns andere, daß, seitdem sie den Dom besucht, der Padre geradezu sich selbst übertrifft. Er predigt unter Schrecken, Weinen und Entsetzen; die Strafen, mit denen er die Stadt für ihre üppige Leichtfertigkeit bedroht, sind schaudererregend, und nachher geht jeder wie halbtot und sprachlos in den Straßen umher. Mehrmals, wenn er von der Not der Welt, vom Mitleid und von der Erlösung sprach, hat der Schreiber, der die Predigten aufzeichnet, von Schluchzen überwältigt, seine Arbeit unterbrechen müssen. Der Bruder besitzt die Kunst, mit einem rätselhaft betonten Wort die Gewissen zu berühren, daß die Menge wie ein einziger Körper zusammenzuckt, und es ist sehr interessant, dies zu beobachten, während man selbst in der eigenen Seele die gleiche Erschütterung spürt. Begreiflicherweise ist der Zudrang zu den Predigten noch bedeutend gewachsen . . . Unsere schöne Herrin aber ließ von ihrem seltsamen, trotzigen Wesen nicht ab, und heute nun ist es zu einem Ausbruch, einer Katastrophe gekommen. Bruder Girolamo ist zu weit gegangen; ich nehme ihn nicht in Schutz. Seine große Kunst hat ihn hingerissen . . . Vernehmt, wie sich alles zutrug. — Vor Tagesgrauen schon hatte sich der Dom mit Leuten gefüllt, die sich einen guten Platz hatten sichern wollen; aber zur Stunde der Predigt war vor und in der Kirche das Gedränge so groß, daß keine Nadel hätte zu Boden fallen können. Ich rechne niedrig, wenn ich sage, daß zehntausend Menschen sich eingefunden hatten. Man schätzt allein die Zahl der Fremden, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, auf zweitausend. Vom Lande und von den Villen waren Gutsherrschaften und Bauern schon bei Nacht aufgebrochen, um zur Zeit bei der

Predigt zu erscheinen, und man sah Leute, die bis von Bologna gekommen waren. Das Gewühl zwischen San Marco und dem Dom war entsetzlich. Die Behörden hatten Mühe, den Prior auf seinem Wege vor der Liebe des Volkes zu sichern, das ihm Hände und Füße küssen und Stücke von seiner Kutte schneiden wollte. In der Breiten Straße, unfern eures Palastes, Giovanni, kreischte ein Weib auf und verkündete, sie sei vom Blutgang genesen, als sie des Propheten Saum berührt habe. Man schrie aus, ein Zeichen sei geschehen, und die Menge rief Misericordia! Im Innern des Domes waren alle Väter von San Marco, die Bruderschaften und alle Welt versammelt. Man sah Mitglieder der Signoria und die Rotkappen des Kollegiums der Achte. Man sah Männer und Frauen von jedem Stande und Alter, Knaben, die sich an die Säulen klammerten, Handwerker, Dichter und Philosophen ... Endlich steht Bruder Girolamo auf der Kanzel. Sein Blick, dieser seltsam starre und brennende Blick richtet sich auf die Menge, und in einer atemlosen, beklommenen Stille beginnt er, zu sprechen. Er spricht zu Florenz, er redet es mit du an und fragt mit entsetzlicher Ruhe und Langsamkeit, wie es lebt, wie es die Tage verbringe und wie die Nächte. In der Reinheit, der Sinnenfurcht, im Geiste, im Frieden? Dann schweigt er, Antwort heischend; und Florenz, diese tausendköpfige Menge, die den Dom erfüllt, krümmt sich unter seinem unerträglichen Blick, der alles durchschaut, errät, erkennt, der alles weiß ... Du antwortest mir nicht? spricht er ... Und indem seine schwächliche Gestalt sich emporreckt, ruft er mit fürchterlicher Stimme: So will ich es dir sagen! Und nun beginnt eine unbarmherzige Abrechnung, ein Jüngstes Gericht in Worten, unter dem die Menge sich windet wie unter Rutenstreichen. In seinem Munde wird jede Fleischesschwäche zu einer unsäglich abscheulichen Sünde. Rücksichtslos und mit gräßlicher Betonung nennt er Laster bei Namen, deren man an heiligen Orten noch nicht hat Erwähnung tun hören, und erklärt den Papst, den Klerus, die italienischen Fürsten, die Humanisten, Dichter, Künstler und Festordner ihrer für schuldig. Er hebt die Arme: und ein gräßliches Gesicht, ein teuflisch verführerisches Bild steigt aus den Schlünden der Offenbarung empor: die Buhlerin, die da auf vielen Wassern sitzt, das Weib auf dem Tiere! Sie ist bekleidet mit Scharlach und Rosinfarbe und übergoldet mit Gold und Perlen und hält einen goldenen Becher in ihrer Hand, der ist voll Greuel und Unsauberkeit ihrer Unzucht. Und an ihrer Stirn geschrieben den Namen, das Geheimnis, die große Babylon, die Mutter der bösen Lust. Das Weib ruft er, bist du, Florenz, freche, üppige Buhlerin! Zierlich bist du, erlesen gekleidet, duftig und wohlgeschminkt. Deine Rede ist Witz und gefeilter Wohllaut, deine Hand verschmäht jedwedes Gerät, das nicht den Stempel der Schönheit trägt, dein Auge ruht wollüstig auf köstlichen Gemälden und den Statuen nackter Heidengötter. Der Herr aber hat dich ausgespieen aus seinem Munde ... Horch! ... Vernimmst du nicht die Stimmen in der Luft? Hörst du nicht die Fittiche des Verderbens? Gut, es ist also aus. Es ist vorbei. Die Reue kommt zu spät. Das Gericht ist da. Ich habe es dir hundertmal prophezeiht, Florenz, aber du wolltest in deiner Lust auf den armen, wissenden Mönch nicht

hören. Vorüber sind die Tage der Tänze, der Aufzüge und obscönen Lieder ... Unselige, du bist verloren! Entsetzlich! Sieh! Finsternis bricht herein. Donner erfüllt die Luft. Das Schwert des Herrn zuckt hernieder ... Rette dich! Tu Buße! ... Zu spät! Der Herr führt seine Wasser über das Erdreich. Er schwemmt hinweg die Larven und Maskenkleider deines Karnevals, deine Bücher der lateinischen und italienischen Dichter, deine Zierden und Toilettengeräte, deine Parfüms, Spiegel, Schleier, Haartouren, deine Gemälde von unzüchtiger Schönheit, deine heidnischen Bildwerke. Siehst du den Blutschein der Feuersbrunst? Wilde Heere überziehen dich mit Krieg. Die Hungersnot zieht grinsend durch deine Gassen. Die Pest haucht ihren stinkenden Atem über dich hin ... Zu Ende! Zu Ende! Du wirst ausgetilgt, ausgetilgt unter Martern — — — Nein, Freunde, ich gebe euch kein Bild! Ihr seht bei alldem nicht seine Miene und Gebärde, hört nicht seine Stimme, untersteht der Herrschaft seines persönlichen Dämons nicht. Die Menge ächzte wie auf der Folter. Ich habe bärtige Männer gesehen, die, von Entsetzen gepackt, aufsprangen, um die Flucht zu ergreifen. Ein langgezogener, verzweifelter Schrei nach Barmherzigkeit rang sich aus der Mitte des Volkes los: Erbarmen! — Und Todesstille ... Da — bricht sich sein Blick. In diesem Augenblick höchsten Schreckens vollzieht sich ein Wunder. Der zermalmende Zorn auf seinem Angesicht schmilzt dahin. In überströmender Liebe breitet er die Arme aus ... Gnade! ruft er ... Gnade ist eingetroffen! Florenz, mein Volk, meine Stadt, ich darf sie dir verkünden, für den Fall, daß du Buße tust, daß du den ruchlosen Lustbarkeiten entsagst und dich dem Könige der Demut und des Schmerzes als Braut befiehlst. Siehe, dieser — und er hebt sein Kruzifix empor — dieser, Florenz, will dein König sein ... Willst du ihn? Die ihr von Sünden gequält, von Gram gezeichnet seid, ihr Armen im Geiste, die ihr von Cicero nichts und nichts von den Philosophen wißt, ihr Elenden, Niedergeworfenen, Kranken und Mißachteten alle, er will euch trösten, schützen, erquicken, erhöhen. Hat nicht der heilige Thomas von Aquino verkündet, daß die Seligen im himmlischen Reiche den Strafen der Verdammten zuschauen werden, damit ihnen die Seligkeit desto besser gefalle? So wird es sein. Die Stadt aber, die sich Jesum zum König erwählt, ist selig schon in der Zeitlichkeit. Niemand soll darben, indes andere auf Mosaikböden zwischen verschöntem Hausrat wandeln. Jesus will, und ich verkündige es als sein Statthalter, daß der Preis des Fleisches auf ein Geringes, auf wenige Soldi für das Pfund herabgesetzt werde; er will, daß, wer gepönt wird, fünf Maß Mehl an ein Kloster zu entrichten, sie den Armen gebe. Er will, daß man die goldenen Prunkgefäße und die Gemälde der Kirchen zu Gelde mache und den Erlös unter das Volk verteile. Er will ... Und da — Giovanni! Meister Angelo! — in dieser selbstvergessenen Minute allgemeiner Rührung, Zerknirschung, Hingebung — da tritt die Katastrophe ein, die den Florentinern auf eine gute Weile Stoff zum Schwatzen bieten wird. Am Hauptportal wird Geräusch laut, ein Klirren, Murmeln und widerhallendes Stampfen, das sich schnell verstärkt. In den Lichtbündeln, die schräg durch die Fenster hereinfallen, sieht man Waffen aufblitzen.

Pikenträger dringen ins Mittelschiff, die, unter Rufen nach freier Bahn, die aufgeschreckte Menge nach beiden Seiten auseinander drängen. Und in der geöffneten Gasse, umgeben von Trabanten und Pagen, aufrecht und schön, schreitet die göttliche Fiore. Nie sah ich sie herrlicher. Die große Perle, die Lorenzo ihr kürzlich geschenkt hat, glänzte milchig auf ihrer makellosen Stirn. Die Hände auf dem Leibe zusammengelegt, mit gesenktem und dennoch sehendem Blick, ein unvergleichliches Lächeln auf den Lippen, bewegt sie sich langsam gegen ihren Platz, der an vorzüglicher Stelle, gegenüber der Kanzel gelegen ist. Er aber, der Ferrarese jäh seinen Satz unterbrechend, in seherischer Wut weit über die Brüstung gebeugt, mit ausgerecktem Arm hinunter, hinaus, ihr gerade ins Gesicht deutend, — „seht!" ruft er ... „wendet euch alle und seht! Sie kommt, sie ist da, dort ist sie die Buhlerin, mit welcher gebuhlt haben die Könige auf Erden, die Mutter aller Greuel, das Weib auf dem Tiere, die große Babylon!"

Poliziano: Entsetzlich! ... Der Elende! ...

Giovanni: Scharf gesagt, — einerlei.

Pico: Nein, nein, urteilt nicht, ihr Herren! Da ihr, zu eurem Schaden, nicht zugegen waret, so versucht ihr umsonst, euch einen Begriff von der Gewalt des Augenblicks zu machen. Ihr müßt bedenken, daß alles, was er sieht, zur Wahrheit und Gegenwart wird, indem er es ausspricht. Seine bleiche Hand, aus dem dunklen Kuttenärmel hervorragend, bebte auf und nieder, indes er ihr starr und bannend damit ins Angesicht wies, und so lange er diese Hand nicht sinken ließ, war die schöne Fiore in Wahrheit das apokalyptische Weib, die große Babel in all ihrer schamlosen Herrlichkeit. Das Volk, hin und her geworfen zwischen entlegenen Empfindungen, zwischen Verdammnis und Gnade, erregt, erhitzt, zweifelte nicht daran. Ekel, Furcht und Haß starrte aus den tausend und aber tausend Blicken, die von allen Seiten auf sie gerichtet waren. Ein heiseres Stöhnen, das nach ihrem Blute zu lechzen schien, ward hörbar. Auch ich sah auf sie, und ich versichere Euch in verbo Domini: ich fühlte, wie sich mir das Haar auf dem Kopfe sträubte und ein kalter Schauer mir über den Rücken lief.

Poliziano: Ihr sucht solche Schauer; gesteht es, gnädiger Herr!

Giovanni: Und sie? Und sie?

Pico: Sie stand wohl ein Ave Maria lang wie festgebannt. Dann fuhr sie mit einem Laute der Wut empor, winkte ihrer Gefolgschaft und verließ in wilder Bewegung den Dom. Gerüchte liefen um, sie habe ihren Leuten befohlen, ihn auf offener Kanzel zu ermorden, doch habe sich keiner an ihn gewagt. Auch behauptete man, daß nach der Predigt ein Bote mit geheimem Auftrage von ihr nach San Marco entsandt worden sei. Auf jeden Fall hat sein Ungestüm ihn hier zu einer argen Ausschreitung verleitet. Ich trete keineswegs für ihn ein. Wie diese Frau auch handeln möge, — so begegnet man ihr nicht. Sie vor allem Volk zu beschimpfen! Ist sie denn eine Kurtisane?

Giovanni (kichernd): Ja! ...

Pico: Sie ist die Geliebte des Magnifico, beim großen Eros! Das ist, sollt' ich

meinen, ein ander Ding, als wäre sie eine, die den gelben Schleier tragen und in gewissen Gassen wohnen muß. Ein so wundervolles Weib! Wüßten wir nicht, daß sie, obgleich in der Fremde geboren, der natürliche Sproß eines edlen florentinischen Geschlechtes ist, so müßten ihr glänzender Geist, ihr umfassendes Talent, ihre hohe menschliche Bildung dies täglich und stündlich offenbaren. Ihre Terzinen und Stanzen sind zum Entzücken, ihr Lautenspiel hat mich zu Tränen gerührt. Ihr Gedächtnis bewahrt zahllose schöne lateinische Verse aus Vergil, Ovid, Horaz, und für die Grazie, mit der sie neulich nach dem Mittagessen im Garten jene gewagte Novelle aus dem Dekameron rezitierte, hätte ich sie anbeten mögen. Genügt aber dies alles nicht, um ihr die allgemeine Bewunderung zu sichern, — nun wohl! sie ist die Frau, der die Liebe des großen Lorenzo gehört.

Poliziano: Da sagt Ihr's, gnädiger Herr! Und ich, ich muß Euch anleiten, diese Tatsache zur Erklärung der Vorgänge zu benutzen? Ihr, dessen Scharfblick so viele Dinge Himmels und der Erden durchschaut, der Phönix unter den Geistern, der Fürst unter den Gelehrten und der Gelehrte unter den Fürsten, — Ihr wollt nicht sehen, um was es sich hier handelt? nicht sehen, daß diese jüngste Ungeheuerlichkeit des Ferraresen nichts anderes bedeutet, als eine neue Feindseligkeit, eine neue freche und gehässige Kundgebung gegen den Magnifico selbst und sein Haus? Unsere göttliche Herrin hat dem Mönch die ganze Geringschätzung zu erkennen gegeben, die er verdient; aber indem er sich in so zügelloser Weise dafür rächte, folgte er durchaus nicht, wie Ihr vermeint, dem blinden Antriebe zornmütiger Leidenschaft, sondern benützte nur mit Willen und Vorbedacht die Gelegenheit zu einem seiner tückischen Angriffe auf den Mann, den er selbst mit feiger Zunge „den Starken" zu nennen pflegt und dem Florenz seit zwei Jahrzehnten beseligt zu Füßen liegt. Ihr seid ein großer Herr, der einer Stadt gebieten und Kriege führen könnte, wenn er es nicht vorzöge, als ein freier Liebhaber der Wissenschaft zu leben, und ich bin nur ein armer Poet, der auf Erden nichts besitzt, als seine glühende Liebe für das Haus der Medici, diese Quelle des Lichtes, der Schönheit und der Freude. Aber diese meine Liebe befiehlt mir, zu reden, befiehlt mir, Euch, den jugendlich Verblendeten, zurückzureißen von der Stelle, wo die Viper im Grase verborgen liegt. Nun also: die Verschwörung der Pazzi, die einst im Dom den schönen Giuliano hinwegraffte und der auch Lorenzo selbst zum Opfer gefallen wäre, hätte ein Gott mir nicht die Kraft gegeben, im letzten Augenblick die Tür der Sakristei hinter ihm ins Schloß zu schlagen ... sie war ein Nichts, ein Scherz, ein Kinderspiel gegen die infernalischen Umtriebe, die jetzt am selben Orte, wiederum in Santa Maria del Fiore gegen die Medici und ihre festliche Herrschaft im Gange sind. Diesem Wurm sind die billigen Erfolge zu Kopfe gestiegen, die er mit den Offenbarungen seiner häßlichen Natur bei der neugierigen Menge davongetragen hat. Seine Habsucht nach Menschenherzen, seine Begierde, die Geister für sich zu gewinnen tritt täglich unverhüllter zu Tage. Begreift, begreift doch, Herr: Sein Blick ist trübe auf die Macht gerichtet! Und wie, wenn sie ihm zufiele? Bemerkt, was vor sich geht und erstarrt vor Schrecken! Die Zahl derer, die sich, betört von

der scheeläugigen Milde seiner Lehre, um den traurigen Diktator scharen, wächst in entsetzlichem Maße. Von wohlgemuteren Sterblichen ist diese jämmerliche, enthaltsame, schönheitsfeindliche Art von Leuten mit dem Spottnamen „Die Weiner" belegt worden, wie man bei Trauerfeierlichkeiten die bezahlten Totenkläger nennt. Was ist geschehen? Sie haben diese Bezeichnung, demütig wie sie sind, als einen Ehrennamen aufgegriffen, und „Die Weiner" bedeutet nun eine neue politische Partei, die den Medici feindlich gegenübersteht und als deren Haupt Euer Mönch sich fühlt! Was weiter? Junge Söhne aus den ersten Familien der Stadt, ein Gondi, ein Salviati, elegante und glänzende Jünglinge, Götterlieblinge gleich Euch, haben sich dem Unhold zu Füßen geworfen und um Aufnahme als Novizen in San Marco gebeten. Das gemeine Volk ist aufgewiegelt und durch Versprechungen geködert. Es ist dahin gekommen, daß einige Taugenichtse am Dom und am Palazzo Spottsonette auf Herrn Piero de' Medici angeheftet haben. Ach, gnädiger Herr, was habt Ihr getan, was tatet Ihr, als Ihr diesen Menschen nach Florenz rufen ließet und ihm durch Euer Ansehen den Weg bereitetet —!

Pico: Ist's erlaubt, daß man Euch ein wenig auslacht, Meister Angelo, oder würdet Ihr's übel vermerken? Könntet Ihr Eure Miene sehen! Geht, betrachtet Euch im Spiegel! Ihr schaut darein, als gehörtet Ihr selbst zu den „Weinern," zu der politischen Partei der „Weiner." Haha! Ihr guten Götter! Eine drollige politische Partei! Eine Sache vom schwersten Gewichte! Ich bitte Euch, lehrt mich unsere Florentiner kennen! Ich kenne sie nicht, ich habe sie nicht studiert. Ich bilde mir ein, daß sie ein ungemein gründliches und dauerhaftes Völkchen von ungespäßiger Leidenschaft sind! Nein, nein, vergebt mir, aber ich kann nicht ernsthaft bleiben. Solange ich den Dingen zuschaue, ist Piero unbeliebt in Florenz, weil seine herrische und schroffe Art hier übel am Platze ist; aber es ist ein wenig kühn, die holprigen Sonette, die auf ihn gedichtet worden, mit Bruder Girolamos Predigten in Verbindung zu bringen. Wenn Andrea Gondi und der kleine Salviati den Gipfel des feinen Geschmacks darin sehen, die Dominikanerkutte anzulegen, — wollt Ihr sie daran hindern? Ich gestehe Euch, daß ich selbst schon mit diesem Gedanken gespielt habe. Ich denke, wir leben in einer Zeit der Vorurteilslosigkeit? Kann ich mich in Florenz kleiden, wie ich will, eigentümlich und meiner Persönlichkeit gemäß, ohne daß man mit Fingern auf mich zeigt, — oder nicht? Ich kann es — leiblich wie geistig genommen. Und wenn ich nun des Purpurs und Himmelblaus müde wäre und die enthaltsame Farblosigkeit der Mönchskutte bevorzugte? Warum habt Ihr nicht Lärm geschlagen, als nach so vielen bunten Karnevalszügen, der berühmte Zug des Todes, in dem aus schwarzen Särgen die Leichen stiegen, einen so erstaunlichen Erfolg hatte? Dergleichen bedeutet ein wenig Pfeffer nach allzu viel Süßigkeit... Was ich getan habe, als ich Lorenzo beredete, den Bruder Girolamo nach Florenz zu berufen? Ich habe der Stadt einen großen Mann geschenkt, beim Zeus, und bin stolz darauf! Lorenzo ist, des bin ich gewiß, der Erste, der mir Dank dafür weiß. Hat er nicht noch kürzlich die Spoletiner gebeten, ihm die Leiche Filippo Lippis für den Dom zu überlassen, nur um den berühmten

Grabstellen von Florenz eine neue hinzuzufügen? Wenn einst der Bruder Girolamo gestorben sein wird, so werden die Ferraresen, vielleicht auch die Römer uns Gesandte schicken und um seine Asche flehen. Aber wir werden sie nicht hergeben. Ganz Italien wird kommen, das Grab des Mönches zu sehn, der so viel von sich reden machte, und dann werde ich sagen können, daß ich es war, der zuerst seine Gaben entdeckte und förderte. . . Ja, ihr Herren, ich habe mein Spiel gewonnen. Ich war meiner Sache durchaus nicht sicher, denn wer berechnete Fiorenzas Launen! Auf jenem Dominikaner-Kapitel zu Reggio, wo ich ihn zum ersten Male sah, hatte anfangs niemand seiner geachtet. Ich befand mich in einem Kreise von Literaten und Gelehrten, die an dem Kapitel teilnahmen, und er hatte stumm und in sich gekehrt unter den Mönchen gesessen, solange die Diskussion sich nur um scholastische Streitfragen drehte. Als aber die Disziplin an die Reihe kam, griff er plötzlich in die Verhandlungen ein und verblüffte die ganze Versammlung durch die sonderbare und dämonische Eigenart seiner Anschauung und Rede. Der Zustand der Kirche und der öffentlichen Sitten erschien plötzlich in einem grellen und höllischen Lichte, und die glühende Ursprünglichkeit, die verzückte Beschränktheit seiner Darstellung erschütterte mich ganz außerordentlich. O, nicht mich allein. Mehrere ausgezeichnete, ja selbst fürstliche Männer setzten sich brieflich mit ihm in Verbindung. Ich aber suchte seine persönliche Bekanntschaft, und sie verstärkte den gewonnenen Eindruck. Überall, auf meinen Reisen, verkündete ich sein Lob. Dann aber siedelte ich nach Florenz über, und hier, vertieft in das anregende Studium dieses beweglichen, gebildeten, scharfzüngigen Völkchens, dieses rastlosen und neugierigen Gemeinwesens, kam mir in heiterer Stunde der Plan, meinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß Bruder Girolamo hierher berufen werde. Sein Ruf war gegründet, mein Lob hatte ihm vorgearbeitet, die Möglichkeit des Wirkens würde ihm geboten sein. Es galt ein Wagnis, einen kecken Versuch. Dieser Mensch, sagte ich mir, wird in dieser Stadt in Gelächter ertränkt, mit Witzen aufgespießt — oder er hat den größten Erfolg des Zeitalters. Ihr Herren — dies Letztere ist geschehen. Ich spreche mit meinem Freunde, dem Magnifico; der Magnifico spricht mit den Patres von San Marco; Bruder Girolamo wird berufen. Er beschränkt sich zunächst auf den Unterricht der Novizen des Klosters, wird aber gebeten, die wach gewordene Neugier zu befriedigen und einigen Bevorzugten während des Unterrichts den Zutritt zum Klosterhof zu gestatten. Das Auditorium wächst jeden Tag, und er läßt es geschehen. Meiner Treu, ich will meinen, daß er es geschehen läßt! Er wird mit Bitten bestürmt, die Kanzel zu besteigen, von Kennern, von vornehmen Damen, von aller Welt. Er sträubt sich ein wenig und giebt dann nach. Die kleine Kirche von San Marco ist überfüllt. Er predigt und übt eine nie erhörte Wirkung. Sein Name ist in aller Munde. Platoniker und Aristoteliker lassen einen Augenblick den Streit ruhen und disputieren über den Wert dieses christlichen Sittenrichters. Binnen kurzem ist die Klosterkirche zu eng für den Zudrang der Menge, und er verlegt seine Predigten nach Santa Maria del Fiore. Wenn ursprünglich einige Gebildete und

Liebhaber es waren, deren Teilnahme er weckte, so ist es nun das niedere Volk, das sich für ihn entflammt, auf dessen Gemüt sein schwermütiges Sehertum, sein tief blickendes Gericht über alles Leben einen magischen Einfluß übt. Er wird von seinen Mönchen zum Prior erwählt und macht San Marco, wo es bislang nicht besser und schlechter zuging, als in anderen Klöstern, zu einem Refugium der Heiligkeit. Seine Schriften werden begierig gelesen. Seine Person bildet das Tagesgespräch. Er ist neben Lorenzo de' Medici der berühmteste, besprochenste, der größte Mann von Florenz... Ich aber beobachte dies alles mit der heitersten Genugtuung, und Euere Grillen, guter Meister Angelo, sollen mich in diesem lehrreichen Vergnügen nicht stören!

Poliziano: Sie sollen's nicht, gnädiger Herr. Auch kennt mich Florenz, möcht ich meinen, als das Gegenteil eines Grillenfängers. Nehmt an, daß nur der Neid mir einflüsterte, was ich sprach, daß ich Euch ein Vergnügen mißgönne, welches ich nicht verstehe und an dem ich nicht teilhaben kann. Denn ich gebe zu, daß ich von dem, was vor sich geht, im geringsten nichts begreife. Ich habe oft den Göttern gedankt, daß sie mich in dieser Zeit des Frührotes und der Auferstehung geboren werden ließen, die mir so schön, so morgendlich entzückend erscheint. Die Welt lächelt im Erwachen, eratmend öffnet sie ihren Kelch dem jungen Lichte, wie eine Blume ist sie, die aufblüht. Blöde, hohläugige Gespenster, häßliche und grausame Vorurteile, von denen die Menschheit eine lange Nacht hindurch geängstigt wurde, zerfließen in nichts. Alles ist neu worden. Ein unabsehbares, lockendes Reich von Studien, vergessenen und nie geahnten, tut sich auf vor uns. Die kreißende Erde gebiert uns Glücklichen die Schönheitsschätze des Altertums. Belehrt und befreit, freut sich das Einzelwesen seiner persönlichen Art. Starke und reuelose Taten werden mit Ruhm gekrönt. Unschuldig, aller Hüllen und Fesseln ledig, schreitet die Kunst durch die Lande, und jedes Ding wird geadelt, das ihr Finger berührt. Des Gottes voll, der den Rausch spendet, folgt die Menschheit im Festzuge der lächelnden Führerin, und ihr Jauchzen ist ein Kultus der Schönheit und des Lebens. Da — was geschieht? Was tritt ein? Ein Mensch, ein einzelner, zu häßlich und ungelenk, um an dem Reigen der Lust teilnehmen zu können, verkümmert, mißwollend, undankbar, steht auf und erhebt Einspruch gegen diesen göttlichen Zustand, ja, seine giftige Begeisterung bewirkt es wahrhaftig, daß die Massen des Festzuges sich lichten, daß Abtrünnige in Scharen sich um ihn sammeln und ein Wesen machen, als sei das, was er vorbringt, etwas Unerhörtes, etwas überwältigend Neues. Und was redet er? Was strömt sein Wesen aus? Moral!... Aber Moral ist ja das Älteste, Überwundenste, das Langweiligste, das Durchschauteste! Moral ist lächerlich! Die Moral ist unmöglich!... Oder nicht? Oder etwa nicht? Redet, Herr! Was werdet Ihr mir antworten?

Pico: Nichts. Fürs erste gar nichts, Meister Angelo. Ich will schweigend die Schönheit Eurer Worte nachgenießen. Wie herrlich war, was Ihr von unserer Zeit sagtet! Wie eine Blume ist sie, die aufblüht... Ich bitte Euch inständig, — Ihr müßt daraus etwas machen... Ihr müßt das in Verse bringen. Ich denke nach, ob vielleicht die Oktave... oder sollte etwa der lateinische Hexameter...

Giovanni: Du mußt antworten, Pico, sonst bist du aus dem Felde geschlagen.

Pico: Antworten? Gern. Aber mir ist, als fragte ich schon, ob wir eigentlich in einer Zeit der Vorurteilslosigkeit leben? Und wenn dem so ist, — wie? soll diese Vorurteilslosigkeit Grenzen haben? Soll die Freigeisterei zur Religion, die Unmoral zu einer Spielart des Fanatismus werden? Ich lehne das ab!.. Ist die Moral unmöglich gemacht, ist sie lächerlich worden — nun! Da das Lächerliche in Florenz die Gefahr der Gefahren ist, so würde der mir der Tapferste scheinen, der sich selbst vor dieser Gefahr nicht fürchtet. Dies müßte zum mindesten in Erstaunen setzen. Aber wer Fiorenza in Erstaunen setzt, hat es bereits halb gewonnen... Ach, ihr lieben Herren, die Sünde hat sehr an Reiz eingebüßt, seitdem das Gewissen abgeschafft wurde! Blickt um Euch: Alles ist erlaubt oder nichts schändet doch; es giebt keine Ruchlosigkeit, vor der sich uns noch die Haare sträubten. Heutzutage wimmelt es von Gottesleugnern und solchen, die sagen, daß Christus seine Wunder mit Hilfe der Gestirne vollführt habe. Aber wer hat es bislang gewagt, sich gegen Kunst und Schönheit zu erheben? Rede ich lästerlich? versteht mich wohl! Ich lobe diejenigen sehr, die sich der Schönheit annahmen, solange sie die Sache einiger Weniger war und die Moral dumm und unangefochten auf ihrem Stuhle saß. Aber seitdem die Schönheit ein Geschrei der öffentlichen Gassen geworden ist, beginnt die Tugend im Preise zu steigen. Laßt Euch eine feine kleine Neuigkeit ins Ohr sagen, Meister Angelo: Die Moral ist wieder möglich...

Giovanni (der durchs Fenster lorgnettiert): Halt, Pico! Dort unten im Garten sehe ich Gäste, denen du das notwendig erzählen mußt.

Pico (hinausschauend): Gäste? Wahrhaftig! Es sind Künstler. Eine ganze Schar von Künstlern ist im Garten. Ich erkenne Aldobrandino... und Grifone.. und den großen Francesco Romano!... Denen? Nein, denen erzähl' ichs nicht, mein Giovanni! Für die ist das nichts. Aber laßt uns zu ihnen hinuntergehen! Komm, Kardinal, kommt, Sänger des Mediceerruhms! Wir wollen uns mit den braven Knaben lustig machen.

Poliziano: Ihr hört nicht, Ihr wollt nicht hören! Und ich, ich sehe finstere Dinge geschehen...

Zweiter Akt

Garten. Im Prospekt der Palast, hinter dem sich die offene Campagna, mit Zypressen, Pinien und Oliven bewachsen, in graugrünen Tönen zum welligen Horizont verliert. Ein breiter Mittelweg, von welchem nach rechts und links ein Seitenpfad abzweigt, führt, von Hermen und Topfgewächsen flankiert, vom Hause nach vorn, wo er sich zu einem freien Platze öffnet. In der Mitte dieses Rondels ein Springbrunnen-Bassin, auf dessen Spiegel Wasserrosen schwimmen. Rechts und links im Vordergrunde Marmorbänke, von flachen Lauben baldachinartig überschattet.

ine Gruppe von elf Künstlern erscheint von links auf dem Seitenwege und kommt in lebhaftem Gespräche nach vorn. Es sind die Maler und Bildhauer Grifone, ein blonder Mensch von etwas schlottrichter und gebückter Haltung, mit Spitzbart und großen, knochigen Händen; Francesco Romano, eine imposante Erscheinung mit breitem, erzenem Römerkopf, satt lächelndem Munde und schwarzen Tieraugen, die er ruhevoll seitwärts rollt; Ghino, blauäugig, knabenhaft und sonnig; Leone, ein Faunskopf mit gewaltiger Nase, kleinen, runden, nahe bei einander liegenden Augen und einem Pan-Bart, durch den man seine aufgeworfenen Lippen sieht; Aldobrandino, ein lauter, fuchtelnder Gesell mit rotem, grimassierendem Gesicht; der Kunststicker Andreuccio, schon ergraut, schwachsichtig und von frauenhaft sanftem Wesen; Guidantonio, der Kunstschreiner, Ercole, der Goldschmied, Simonetto, der Architekt, Pandolfo und Dioneo, von denen der eine Arabeskenskulpturen, der andere Porträtfiguren in Wachs anfertigt. Sie sind, bis auf Ghino, der ein Stutzer ist, ziemlich lose und aufgeknöpft gekleidet und tragen verschiedenartige Kopfbedeckungen, viereckige, runde und Zipfelkappen. Sie sind in eifrigem Meinungsaustausch begriffen, indem sie in den Mittelweg einbiegen, drängen sich vor, sehen einander in die Augen und gestikulieren.

Aldobrandino: Man wird sehen, man wird das Gesicht sehen, das Lorenzo zu der Sache machen wird! Ich bin sein Freund, ich berechtige zu den größten Hoffnungen, er wird mich rächen!

Guidantonio: An deiner Stelle würde ich nicht so viel Aufhebens von den Prügeln machen, die du bekommen hast.

Aldobrandino: Es ist nicht von Prügeln die Rede, du Leimtopf! Es waren Püffe.

Grifone: Meiner Seel', das laß gut sein! Das Volk hat dir eine Tracht Prügel zugemessen, daß man einen Esel damit nach Rom treiben könnte.

Aldobrandino: Soll ich sie an dich weitergeben, du Spaßmacher, du Tausendkünstler?! Es waren Püffe; und wären es Prügel gewesen, so könnten sie doch einem Manne wie mir nicht an die Ehre rühren. Das dumme Volk war aufgewiegelt von diesem Uhu von Bruder Girolamo, diesem Ignoranten, der von unserer schönen Arbeit so viel versteht, wie der Ochs vom Lautespiel. Mit einem Worte, was will man! Ich kann die Madonna nicht als abgerissenes armes Weib malen, wie dieser Vaterunserkäuer verlangt; ich brauche Farben, ich brauche Glanz. Und da die allerheiligste Jungfrau nicht die Gefälligkeit hat, mir persönlich zu ihrem Abbild zu sitzen, so muß ich zufrieden sein, wenn ein irdisches Mädchen mir zu Willen ist...

Leone (tief erfreut): Zu Willen ist — wenn ihm ein Mädchen zu Willen ist —! Ei, du verschmitztes Knäblein...

Aldobrandino: Du scheinst recht guter Dinge zu sein, mein teurer Leone.

Und dabei ist überall bekannt, daß dir deine niedliche Lauretta, die du als büßende Magdalena modellierst, pünktlich ein Kind geboren hat. Du bist wohl gesegnet und fest gegen Prügel?

Grifone: Püffe! Gegen Püffe! Es kann nicht von Prügeln die Rede sein!

Leone: Das ist was anderes. Ich habe sie nicht als Modell zur Magdalena bei mir und mich lasterlicher Weise mit ihr vergnügt, sondern ich habe sie zu meinem Vergnügen bei mir und sie nebenbei modelliert. Das ist was anderes. Das kann die Heilige nicht erzürnen.

Aldobrandino: Aber den Bruder Girolamo wird es erzürnen, du Tropf, und das genügt heutzutage.

Ercole: Ja, Gott bewahre uns, er ist so streng, daß er um einer Kleinigkeit willen selbst den heiligen Dominicus wippen lassen würde. Er hat dem Volke vorgespiegelt, daß er wie Moses mit Gott gesprochen habe: so hört es blindlings auf ihn; er darf sich alles erlauben.

Simonetto: Das ist wahr! Wir haben gesehen, wie gräßlich er heute im Dom mit Madonna Fiore ins Gericht gegangen ist...

Dioneo: Wo ist sie? Weiß jemand wo sie ist?

Pandolfo: Beim Magnifico und erzählt ihm alles.

Guidantonio: Nein, sie kann noch nicht in Careggi sein. Man hat sie noch ehe wir fort gingen in der Stadt gesehen.

Aldobrandino: Du, Meister Francesco, stehst da und schweigst nach deiner Art und schmunzelst wie gewöhnlich. Trotzdem weiß alle Welt, daß du dein Haus ganz im heidnischen Stile eingerichtet hast, wie ein alter Römer, und daß deine Bilder ziemlich anderer Art sind, als die von Beato Angelico...

Grifone: Du ärgerst dich, daß du allein Prügel bekommen hast.

Aldobrandino: O Grifone, du solltest Buffone heißen! Nichts kannst du, als Festzüge ordnen und den Fürsten mit Späßen aufwarten, und darum bist du mir gram, der ich ein geschickter Maler bin. Näh Eselsohren auf deine Kappe, du Narr! Ich geh' jetzt zum Magnifico.

Andreuccio: Nein, wartet, hört! Lorenzo ist sehr krank; wir dürfen nicht wie sonst bei ihm eindringen wie Masken im Karneval. Als wir kamen, sah ich den Kardinal am Fenster. Er winkte, als wollte er herabkommen. Wir sollten warten...

Ghino (mit heller Stimme): Paßt auf, was ich sagen will! Wir müssen geschlossen zu Werke gehen. Der Verein Florentinischer Künstler muß bei den Achten über Bruder Girolamos Predigten Klage führen. Auch diejenigen von uns, die zu Lorenzos Orchesterverein gehören, müssen sich zusammentun und fordern, daß dem Ferraresen der Mund verboten werde...

Aldobrandino: Tut, was Ihr wollt! Ich halte mich an Lauro allein. Er ist der Herr und nicht der Frate. Er wird den Schelmen, die es gewagt haben, mich ungeziemend zu berühren, die Ohren abschneiden, er wird sie rechtens am Palaste aufknüpfen lassen. Ich bin sein bester Freund, er liebt mich. Ich bin eigens von Rom zurückgeeilt, weil er krank ist. In acht Stunden bin ich von Rom gekommen!

Grifone: Was? Was? In acht Stunden von Rom?

Aldobrandino: In sieben und einer halben, sage ich dir!

Grifone: Was? Was? Und Lauros bester Freund? Wann hätte er dich besonders ausgezeichnet? Und bin ich nicht etwa auch von Bologna und Rimini, wo ich bei Hofe Arbeit hatte, zurückgekehrt, nur weil er krank ist...?

Aldobrandino: Schweig, Buffone! Du haßt mich, ich weiß es, du bist mein Todfeind, weil du aus Pistoja bist, aus dem unterworfenen Pistoja, ich aber ein Florentiner und von Geburt dein Herr...

Grifone: Was? Was? Mein Herr? Ein Aufschneider bist du! Ein geprügelter Prahlhans!

Aldobrandino: Zieh! Zieh, du Hohlkopf! Zieh, was du bei dir führst und wehre dich oder ich ermorde dich ohne Umstände! Ich bin tödlich beleidigt! Ich bin bereit, eine schreckliche Handlung zu begehen...

Andreuccio: Haltet! Gebt Frieden! Seht! Seht dorthin!

Leone: Bei der Venus! Bei der Mutter Gottes! Sie ist es! Sie kommt!

Ghino (begeistert): Begrüßen wir sie! Dienen wir ihr!

2.



Eine vergoldete und verzierte Sänfte mit Laternen und seidenen Vorhängen hält im Hintergrunde. Fiore entsteigt ihr, wirft über die Schulter einen Blick auf die Künstler und winkt den Trägern, sich mit der Sänfte zu entfernen. Sie steht noch einen Augenblick unbeweglich und kommt dann, in der Haltung, wie Pico sie beschrieb, mit rechtwinklig gebogenen Armen, die Hände auf dem Leibe zusammengelegt, schlank aufgerichtet und zurückgelegten Hauptes, aber mit tief niedergeschlagenen Augen, auf dem Mittelwege langsam nach vorn. Sie ist von einer kostbaren und wundervoll künstlichen Schönheit. Ihre Erscheinung ist streng linear, ruhevoll symmetrisch, fast maskenhaft. Ihr Haar, in ein dünnes Tuch eingebunden, fließt zu beiden Seiten der Wangen in blonden, ebenmäßigen Locken darunter hervor. Über ihren länglich geschnittenen Augen sind die Brauen auf irgend eine Weise entfernt oder unsichtbar gemacht, sodaß die nackte Partie über den gesenkten oberen Lidern mit empfindlichem Ausdruck aufwärts gezogen zu sein scheint. Die Haut ihres Gesichtes ist wie poliert, straff, gespannt; ihre klar umrissenen Lippen sind in einem vieldeutigen Lächeln geschlossen. Um ihren langen, weißen Hals liegt eine ganz feine goldene Kette. Ihr starres Brokatkleid, mit dunklen, engen und leicht durchbrochenen Sammetärmeln ist so geschnitten, daß der Leib ein wenig hervortritt, und auf der Brust ein Stück des verschnürten Mieders sichtbar ist.

Die Künstler (drängen ihr unter stürmischen Huldigungen entgegen; einige knien sogar vor ihr nieder, indem sie grüßend die Arme erheben): Heil Fiore! Heil unserer göttlichen Herrin! Heil!

Fiore (immer noch ohne die Lider zu heben, mit kalter Autorität und so leise, daß es sehr still wird, wenn sie spricht): Ihr werdet die Waffen einstecken.

Aldobrandino: Ja, Herrin! Ja! Wir stecken sie ein! Seht her! Fort sind sie ...

Fiore: Ihr nennt euch Künstler?

Grifone: Ihr wißt es wohl, Madonna, daß wir Künstler sind.

Fiore: Aber mir scheint, ihr selbst wißt es nicht, da ihr irgend etwas außerdem so wichtig zu nehmen vermögt. (Pause.) Eine leichte Kunst, eine Kinderkunst, dünkt mich, die so viel Blut und Feuer übrig läßt.

Aldobrandino: Herrin, ich war tödlich beleidigt worden.

Fiore (hohnvoll und immer sehr leise): Tödlich? O, dann freilich. Wenn du tödlich beleidigt wurdest...

Ghino: Ihr sprecht seltsam heute, Madonna.

Fiore: Wirklich seltsam? Verwirre ich dich? Verstöre ich dein Köpfchen gänzlich, armer kleiner... Wie? Laß doch sehen... Wie heißt du?

Ghino (gekränkt): Ihr kanntet mich sonst.

Fiore: Es ist wahr. Du bist Ghino, der liebenswürdige Ghino, der schöne Damen porträtiert, Ghino der vollkommene Gesellschafter, Ghino der Tänzer, der stets sehr gut duftet. Sagt man nicht, daß du sogar dein Pferdchen parfümierst, wenn du in Geselligkeit ausreitest? ... Das dort ist Guidantonio, der die schönen Stühle macht. Sieh doch! und da ist Leone. Guten Tag, Herr! Ihr hattet eine ergötzliche Nacht, will ich hoffen...

Aldobrandino (unfähig, zu schweigen): Madonna... auch Ihr seid heute tödlich beleidigt worden!

Fiore: Beleidigt? Ich? Von wem?

Aldobrandino: Liebe, wunderschöne Herrin, — dieser Frate...

Fiore: Welcher Frate? Ein richtiger Novellen-Frate? ... O, ich entsinne mich. Sah ich dich nicht heute im Dom? Und dich? Und dich? Ich war zu meiner Kurzweil hingegangen. Ihr botet keinen üblen Anblick. Ich sah, wie ihr weiß wurdet bis in die Augen hinein.

Aldobrandino: Aus Zorn, Herrin! Aus Zorn!

Fiore: Freilich. Euch schlotterten die Lippen. Euch ward unwohl vor Heldenmut. Ich sah's.

Aldobrandino: Der Schurke! Der Jude! Der Räuber! Der es gewagt hat, Euch zu schmähen...

Fiore: Hört doch, welche Gewalt des Wortes! Nicht lange, so wirst du's deinem Frate gleichtun, Aldobrandino, mein wackerer Künstler. Stimmt ein, ihr anderen! Wollt ihr zurückstehn? Wie sehr muß euch das Schelten nicht erleichtern, da Euch zu Taten im Dom der Zorn keine Zeit ließ...

Aldobrandino: Taten... Bei allen Göttern, Ihr tut Unrecht, uns zu höhnen, Madonna! Soeben noch, bevor Ihr kamet, beratschlagten wir, wie dem Unwesen zu steuern sei. Aber was vermögen wir? Lorenzo liebt uns; aber ein Wort von Euch gilt mehr bei ihm, als alle Klagereden, die wir führen könnten. Wollt nur, und um den Ferraresen ist es geschehen. Man wird ihm die Zunge abschneiden,

die Euch gelästert hat, man wird ihm die Brust einschlagen, wie er's verdient, ach, kurz und gut, man wird ihn töten...

Fiore (mit plötzlich hervorbrechender Wildheit): So töte ihn! (Sie hat mit blitzschnellem Griff ein Stilett aus dem Mieder gezogen und hält es dem Aldobrandino hin.) Töte ihn! Siehst du die zierliche kleine Waffe? Hier an der Spitze ist die Schneide ein wenig bräunlich gefärbt... Nimm! Das kommt von einem kräftigen Saft, worein ich ihn tauchte. Ein Hautritz genügt... nimm doch! statt so hiflos die Augen zu rollen, wie du da tust. Nimm, Ghino, mein schmucker Ritter! Oder du, Guidantonio, der die schönen Stühle macht! Greif zu, Francesco, der Römer! Siehst du nicht aus wie ein antiker Metzgermeister? Und er ist nur ein schwacher Priester...

Aldobrandino: Madonna... man kann nicht an ihn. Er sitzt in San Marco... Auch liebt ihn das Volk... Und auf dem Wege zum Dom ist er sehr bewacht...

Fiore (sieht ihn an): Er kommt hierher.

Die Künstler: Er kommt hierher?! Wer? Wer?

Fiore: Bruder Girolamo. Hierher. Heute.

Aldobrandino: Bruder Girolamo ... kommt ... hierher ...

Fiore (verbirgt den Dolch; verändert): Ich scherzte. Ich trieb meinen Scherz mit Euch. Nein, nicht wahr, das ist ein närrischer Gedanke: Bruder Girolamo — hier! — Laßt mich nun Urlaub von Euch nehmen.

Aldobrandino (noch ein wenig außer Fassung): Ihr geht zu Lorenzo?

Fiore: Lorenzo? Lorenzo liegt in seinem Bette und ächzt. Dem großen Lorenzo ist recht schlecht. Ich habe Lust, mich ein wenig im Garten zu ergehen.

Ghino: Wollt Ihr uns nicht vergönnen, Madonna, in Eurer schönen Nähe zu bleiben?

Fiore: Ich ehre Eure Artigkeit, mein Herr. Doch auf die Gefahr, mich in Euren Augen ungeselliger Launenhaftigkeit schuldig zu machen, ziehe ich es für diesmal vor, auf Eure schätzenswerte Begleitung Verzicht zu tun. (Sie entfernt sich.)

3.

Ghino (der ihr ein Stück Weges dienend auf dem Fuße gefolgt ist, zurückkehrend): Sie ist herrlich, sie ist göttlich, sie ist über alle Begriffe wundervoll!

Guidantonio: Nun, sie hat dich ein wenig schnöde heimgeschickt.

Ghino: Das macht nichts! Das macht gar nichts! Man ist selig, sieht man sie nur!

Aldobrandino: Man ist selig, nimmt sie nur irgend Notiz von einem! Und tut sie's nicht, so müht man sich desto heißer, einen Augenblick ihre spröde Aufmerksamkeit zu fesseln, ach, ihr ein Lächeln, einen Wink des Beifalls abzulocken... Prüft man's genau, so denkt man nur an sie, wenn man arbeitet. Es ist ihre Schönheit, die beständig zum Schaffen reizt...

Andere: So ist es! So ist es!

Aldobrandino: Gute Götter, wie glücklich muß der sein, dem sie gehorcht, vor dem sie kniet, der sie bezwang . . .!

Ercole: Beachtetet ihr, wie seltsam sie von Lorenzo sprach?

Simonetto: Alles, was sie sagte, war seltsam anzuhören.

Andreuccio: Alles, was sie sagte, schien etwas anderes zu verbergen.

Leone: Mich fragte sie nach meiner letzten Nacht. Das ist stark!

Aldobrandino: Sie darf alles sagen! Sie sagt die frechsten Dinge auf so liebliche und schöne Art, daß es wie die Musik der Engel ist!

Pandolfo: Ich wußte nicht, daß sie bewaffnet sei.

Dioneo: Eine gefährliche Geliebte!

Aldobrandino: Sie ist eine erwachsene, kühne und selbständige Frau. Die Waffe steht ihr herrlich an.

Andreuccio: Vielleicht war das der selbe Dolch, mit welchem vormals ihr Vater die Medici bedrohte, damals, als er in die Verbannung gehen mußte, zu Luca Pittis Zeit. . .

Leone: Ich glaube nicht an diese Geschichte. Ich glaube nicht, daß sie irgend eines verbannten Edelmannes natürliches Kind ist. Als Zeus den Kronos entthronte, raubte er ihm ein Glied seines Leibes, ein wichtiges, und warf es ins Meer. So sonderbar begattet, gebar das Meer — unsere Herrin.

Grifone: Nicht übel! Sie hätte dann ein hübsches Alter!

Leone: Weißt du, wie alt sie ist? Niemand weiß das. Wenn sie überhaupt fähig ist, zu altern, so weiß sie es wohl zu verbergen.

Ghino: Das ist wahr. Man erzählt sich Wunderdinge von ihren Schönheitswassern und Mixturen. Man sagt, daß sie tagelang in der Sonne aushält, um ihre Haare blond zu bleichen. Viele sagen, daß sie sich sogar die Zähne schminkt.

Aldobrandino: Viele sagen geradezu, daß sie sich der Zauberei bedient. Man erzählt für gewiß, daß sie den Lorenzo behext hat, damit er sich bis zum Tode in Liebe zu ihr verzehre. Sie hat die Nabel von kleinen toten Kindern in Öl gekocht, das sie aus ewigen Lämpchen entwandt, und sie ihm zu essen gegeben.

Grifone: Geh! Davon glaube ich gar nichts.

Aldobrandino: Du glaubst nicht über das Dach hinaus und tust dir wunder was zugute darauf! Es ist wahr, die Köpfe sind heute aufgehellt genug, um nicht mehr alles für bare Münze zu nehmen, was ehemals dafür genommen wurde; aber alles hat doch seine Grenzen. Ich glaube nicht an die Transsubstantiation, nein, diese Lehre ist absurd, und mein Vetter Pasquino, welcher Priester ist, hat mir ausdrücklich erklärt, daß er ebenfalls nicht daran glaubt. Aber daß es in Fiesole Hexen gibt, und daß viele Buhlerinnen Zauberkünste zu Hilfe nehmen, um die Männer zu bestricken, das ist eine erwiesene Sache.

Leone: Eine erwiesene! Alle Weiber sind Hexen. Ich weiß es.

Aldobrandino: Glaubt mir, es gibt viele wunderbare Dinge auf Erden, und wenn ich erzählen wollte. . .

Ghino: Da ist der hochwürdigste Herr Kardinal!

4.



ardinal Giovanni, Pico von Mirandola und Angelo Poliziano kommen vom Palaste her über den Mittelweg nach vorn. Poliziano trägt eine Tuchmütze in Form eines gestutzten Kegels, Pico eine runde, hinten ein wenig aufgekrempte Kopfbedeckung. Allgemeine lebhafte Bewillkommnung: von seiten der Künstler mit einer Art vertraulicher oder ironisch übertriebener Ehrerbietung. Im Verlauf der Szene gruppiert man sich zwanglos auf den Bänken zu beiden Seiten und auf dem Rand des Brunnenbassins.

Giovanni: Seid gegrüßt, ihr Herren! Man findet euch in gewichtigen Gesprächen?

Aldobrandino: Philosophische Dinge, Glaubensdinge, hochwürdigster Herr! Unser Disput beschäftigte sich mit übersinnlichen Fragen.

Pico: Über die euere Ansichten, will ich hoffen, mit den Lehren unserer heiligen Kirche aufs beste übereinstimmen!

Aldobrandino: Ganz und gar, durchlauchtigster Herr! In allem Wesentlichen — vollkommen! Ich darf mich einen frommen Mann nennen. Ich beobachte die Gebräuche der Religion und opfere eine Kerze, sobald ich ein Bild fertig habe. Noch heute habe ich im Dom der Predigt beigewohnt. Aber man hat üblen Dank davon, ihr lieben Herren, das sollt ihr wissen!

Giovanni: Üblen Dank? Wie das, Aldobrandino?

Aldobrandino: Ich will es Euch sagen, hochwürdigster Herr; Euch und der Magnifizenz Eueres glorreichen Vaters will ichs sagen, denn dazu bin ich hergekommen. Ich bin mißhandelt worden.

Poliziano: Mißhandelt?!

Guidantonio: Das Volk hat nach ihm geschlagen, vorm Dom, nach der Predigt.

Poliziano: Nach der Predigt? (Vorwurfsvoll zu Pico:) Gnädiger Herr!

Pico: Man hat dich geschlagen, mein Aldobrandino? Komm her! Wo hat man dich geschlagen! Wer hat dich geschlagen! Sage mir alles!

Aldobrandino: Das will ich, Herr, und meine Unschuld soll Euch klar in die Augen springen. Ich war also im Dom, wo ich ein schmales Fleckchen zum Stehen erwischt hatte. Es war furchtbar heiß im Gedränge, ich konnte kaum atmen, und der Schweiß lief mir herunter; aber was erträgt man nicht zu Gottes Ehre...

Pico: Und aus Neugier. —

Aldobrandino: Freilich. Ich habe auch sehr geweint, obgleich ich Bruder Girolamo nicht einmal sehen konnte; aber alles weinte, und es war im ganzen recht sehr erbaulich. Über das, was sich mit Madonna Fiore ereignete, war ich heftig erschrocken; und kaum hatte ich mich ein wenig von meinem Schrecken erholt, da merkte ich, daß Bruder Girolamo von Kunst sprach und spitzte gewaltig die Ohren. Seine Gesichtspunkte sind sonderbar, Herr, sie weichen von den meinen in wesentlichen Stücken ab. Es sei verwerflich und falsch, sagte er, die allerheiligste Jungfrau in prunkvollen Gewändern aus Sammet und Seide und

Gold zu malen, denn sie habe, rief er zornig, die Kleidung der Armen getragen. Gut, aber wenn die Kleidung der Armen nun nicht das geringste malerische Interesse für mich hat? Was dann? Ich hege die größte Hochachtung für die allerheiligste Jungfrau, sie bitte für mich armen Sünder vor Gottes Thron! Amen, Amen! Jedoch wenn ich arbeite, so ist es mir weniger um sie zu tun, als vielmehr darum, daß ein gewisses Grün schön gegen ein gewisses Rot zu stehen kommt ... Ihr versteht das, Herr!

Pico: Ich verstehe, mein Aldobrandino!

Aldobrandino: Aber lästerlich, behauptete er, und eine Todsünde sei es, Buhlerinnen und liederliche Weiber zu porträtieren und hernach für Madonnen und Heilige Sebastiane auszugeben, wie das heute der Brauch sei. Folter und Tod sollten darauf gesetzt werden, verlangte er. Nun weiß aber ganz Florenz, daß ich kürzlich eine Madonna vollendet habe, zu der mir ein sehr schönes Mädchen Modell gesessen hat, das zu meiner Lust bei mir lebt. Lacht mich aus, Herr, wenn ich prahle, aber es ist ein herrliches Bild! Ich habe ein Sonett darauf gemacht, als es fertig war, und während ich daran arbeitete, fühlte ich beständig, wie ein heller Schein über meinem Haupte schwebte ...

Pico (ernst): Du hast recht, Aldobrandino; deine Madonna ist ein Meisterwerk.

Aldobrandino: Pico Mirandula, Ihr seid ein großer Kenner! Laßt mich ein Knie vor Euch beugen ... Gut! Als nun aber die Predigt zu Ende war und ich hinaus gelangte ins Gedränge, das den Frate nach San Marco trug, — „seht!" ruft irgend ein Hallunke neben mir und sieht mir ins Gesicht, „da ist einer von den Teufelssöhnen, die die Madonna als Freudenmädchen malen!" Und alsbald wendet sich in viehischer Wut die ganze Menge gegen mich, schlägt mit den Zipfeln der Kapuzen nach mir, bearbeitet mich mit den Ellenbogen, tritt mich beinahe unter die Füße ... Ich konnte die Arme nicht heben, mein ganzer Körper war eingekeilt. Ich spie den nächsten ins Gesicht, aber das war eine geringe Gegenwehr. Es ist ein Wunder, sage ich Euch, daß ich mit dem Leben entkam. Gott muß wollen, daß ich noch manche schöne Sache mache, da er mich errettet hat...

Poliziano: Seht Ihrs nun, gnädiger Herr, wohin es gekommen ist?

Pico: Daß ich nichts ahnte, mein Aldobrandino! Daß ich dir nicht beispringen durfte! Ich kann nicht weit gewesen sein.

Aldobrandino: Laßt mich die Arme frei haben, Herr, und ich brauche keinen Beistand. Ich trage ein festes Herz in der Brust, ich habe es in mehr als einem Abenteuer bewiesen. Einmal habe ich mich dreier Männer erwehrt ... gestern war es, gestern Abend, bevor ich von Rom eintraf, wo ich Aufträge hatte ... Ihr wißt, daß ich unaufhaltsam von Rom herbeigeeilt bin, der Erkrankung meines erhabenen Gönners wegen? ... Nun also! Ich war nicht weit mehr von Florenz; schon sah ich im Geiste das Tor Sankt Peter Gattolini. Es dunkelte; ich war zu Fuß und allein. Eben durchschritt ich rüstig den Hohlweg, den Ihr kennt, da stürzen sich plötzlich zwei Kerle von verworfenem Äußern, die im Gesträuch verborgen gewesen waren, mir in den Weg, und wie ich mich wende, gewahr ich hinter

mir einen dritten. Habt Ihr begriffen, was für ein Sack voll Spitzbüberei?! Es waren drei Schurken, wie die Zypresse so hoch, von fürchterlichem Ansehen und bewaffnet bis an die Zähne. Vielleicht waren es Bravi, von den Neidern meines Talentes gedungen, vielleicht gemeine Straßenräuber, die ein Auge auf meine Barschaft hatten; auf jeden Fall war meine Lage verzweifelt. Nun, dacht ich, muß ich denn sterben, so sollt ihr doch mein Leben nicht wohlfeil haben, zog hurtig vom Leder, warf mich mit dem Rücken gegen die Wand des Hohlwegs, stimmte aus tiefster Brust eine Miserere an und pfiff dem ersten, der sich an mich machte, eins über den Schädel, daß ihm die Funken aus den Augen stoben und er entseelt zu Boden sank. Da packte die anderen das Entsetzen vor meiner Wildheit, und sie baten mich mit den Armen auf der Brust, sie in Gnaden abziehen zu lassen, was ich ihnen aus christlichem Mitleid gewährte. So machten sie sich mit dem Leichnam ihres Spießgesellen aus dem Staube, indes ich frei und heil meine Reise fortsetzte.

Grifone: Nun, bei allen Engeln, wenn das nicht gelogen ist!...

Aldobrandino: Gott soll mir eine Pestbeule schicken, daß ich sterben muß...

Pico (kühl): Sieh doch, Grifone, bist du da? Wahrhaftig, ich übersah dich bis jetzt. Ist mir doch, als müßtest du auf Reisen sein?

Grifone: Ich wars, Euch zu dienen, gnädiger Herr. Ich bewundere Euer Gedächtnis; ich war auf Reisen. Erst seit gestern bin ich zurück. Wichtige und ehrenvolle Aufträge waren mir zugefallen. Dem Malatesta habe ich einen Festzug zusammengestellt, zur Feier des Namenstages seiner erlauchten Gemahlin, und auch Herr Giovanni Bentivoglio bedurfte meiner heiteren Talente. Ein geistreicher und freigebiger Fürst! Er hat mir manche Dublone geschenkt, wenn ich bei Tafel alle italienischen Dialekte nachahmte oder die Gesichtszüge berühmter Männer annahm... Es ist nicht anders, gnädiger Herr, unsereins muß auf Reisen gehen, will er seine Gaben ein wenig zur Geltung bringen. In Florenz ist der Witz allzu sehr zu Hause... Draußen in der Lombardei, der Romagna erst kommt man zu Ehren.

Pico: Ich beglückwünsche dich. Sage mir doch... Du bist Maler, nicht wahr?

Grifone: Freilich, Herr, das ist mein Stand.

Pico: Und geschieht es auch zuweilen, daß du ein Bild malst?

Grifone: Zuweilen. Doch, gnädiger Herr, das kommt vor. Aber nicht häufig, da ich in mancherlei Richtungen tätig bin. Neuerdings fertige ich Violinen an, was mir große Freude bereitet. Aber vor allem bin ich Karnevalist, und Feste zu ordnen ist mein eigenstes Kunstgebiet. Jetzt bin ich nach Florenz geeilt, weil das Maifest auf Piazza Santa Trinità nahe bevorsteht. Großer Gott, wir haben den achten April; es ist höchste Zeit, die Vorbereitungen zu treffen! Ostern ist ebenfalls nicht weit. Und dann gilt es, für den Karneval etwas Neues ausfindig zu machen...

Pico: Aber mir scheint, der Karneval ist eben vorüber.

Grifone: Nun, er liegt ein Weilchen zurück. Und jedenfalls zerbrechen meine Freunde und ich uns schon wieder die Köpfe in betreff des nächsten Festzuges.

Der Zug, gnädiger Herr, der Karnevalszug! Orpheus mit den Tieren, Cäsar mit den sieben Tugenden, Perseus und Andromeda, Bacchus und Ariadne — das alles ist verbraucht und abgeschmackt. Das Volk pfeift und lohnt uns mit schlechten Witzen, wenn wir ihm dergleichen bieten. Was soll man noch ersinnen nach dem „Zug des Todes", der so großen Erfolg hatte? Wahrhaftig, ich bin in großer Sorge!

Pico: Florenz rechnet auf deine Schöpferkraft. — Aber ich plauderte mit Aldobrandino, und du unterbrachst uns. Tritt doch zurück, mein Freund. Aldobrandino, kommen wir wieder auf deine Angelegenheit! Wenn ich dich wohl verstand, so bist du gekommen, um beim Magnifico Klage zu führen...

Aldobrandino: Bei meiner Seligkeit, Herr, das will ich!

Pico: Tu's ja nicht, Aldobrandino, ich bitte dich darum! Dir soll Genugtung werden, oder vielmehr: du trägst deine Genugtung in dir. Ein Mann wie du! Ein so außerordentlicher Künstler, der die Wertschätzung aller Verständigen auf seiner Seite weiß! Was schiert dich der flüchtige Haß einer unwissenden Menge!

Aldobrandino: Ihr sprecht herrliche Worte, gnädiger Herr! Allein...

Pico: Was aber Lorenzo betrifft, so darf man ihn jetzt um keinen Preis mit solchen Berichten beunruhigen. Du weißt, daß er krank ist; in welchem Grade, das wagt niemand auszudenken, der ihn liebt. Auf jeden Fall gilt es, ihm alles fernzuhalten, was seine Seele trüben oder erschüttern könnte...

Aldobrandino: Steht es so, so will ich ihn gerne schonen, gnädiger Herr, wiewohl es bitter ist, erlittenes Unrecht schweigend zu verwinden. Aber die Götter wissen, daß mein Herz ihn über alle Menschen liebt.

Pico: Brav gesprochen, mein Aldobrandino; du bist ein kluger und tüchtiger Mann. Halte dein Wort, und es soll dir fruchten..

Poliziano (in einiger Entfernung zu mehreren Künstlern): Im ganzen, wir wissen nichts, liebe Freunde. Wir warten auf des Spoletiners Bericht über die Wirkung des kostbaren Trankes...

Andreuccio: Man muß wünschen, bald gute Botschaft in Florenz verbreiten zu können. Es ist eine große Unruhe im Volke.

Guidantonio: Ja, das Volk ist in schwarzseherischer Laune. Man will böse Zeichen beobachtet haben.

Ghino: Im Löwenzwinger beim Palast hat eine Bestie die andere zerrissen. Es gibt Leute, die das übel deuten.

Ercole: Es gibt Leute, die gehört haben wollen, daß zu gewissen Stunden die Heiligen in den Kirchen zu seufzen beginnen.

Simonetto: Viele bezeugen das. Und ein Fruchthändler an Piazza San Domenico hat mir für wahr berichtet, daß das Madonnenbild in seinem Laden zu wiederholten Malen die Augen bewegt habe.

Aldobrandino: Still da, ich will reden! Das ist nichts im Vergleich mit dem, was ich gesehen habe. Heute morgen, als ich einen Spaziergang vors Tor unternahm, hat es Blut geregnet.

Grifone: Lächerlich. Es regnet niemals Blut. Es ist kein Blut in den Wolken.

Aldobrandino: Herr Giovanni, wollen Eure Eminenz doch diesen Ketzer belehren, daß unserer heiligen Religion zufolge dergleichen sehr wohl möglich ist.

Giovanni: Möglich oder nicht. Wenn mein Vater wieder genesen ist, soll es guten Trebbianer regnen, eine Flüssigkeit, die ich für meine Person dem Blute bei weitem vorziehe.

Aldobrandino: ... vorziehe. Ah, haha, das ist göttlich! „Bei weitem vorziehe"! Was für eine glänzend geschliffene Redewendung! Habt ihr's gehört? Habt ihr's gehört? Eine Flüssigkeit! In der Tat, der Trebbianer Wein ist eine Flüssigkeit, aber der Witz besteht darin, ihn so zu nennen! ...

Andreuccio: Nein, nein, Ihr Herren, die Sache ist, daß der Padre Girolamo den Tod des Magnifico prophezeiht hat. Das ist's, was das Volk so beunruhigt.

Pandolfo: Der Schuft! Er wiederholt seinen Unkenruf in jeder Predigt. Krieg, Hungersnot und Pest gibt er mit darein.

Andreuccio: Er hat ein saturnisches Temperament.

Dioneo: Ach was, der Haß redet aus ihm, der gelbe Neid!

Ercole: Alle Ferraresen sind neidisch und habsüchtig.

Andreuccio: Man kann nicht sagen, daß er habsüchtig ist. Er hat die Armut in San Marco eingeführt und geht in einer abgetragenen Kutte einher ...

Leone: Verteidige du ihn, Andreuccio der Kunststicker. Du bist ein altes Weib.

Guidantonio: Man sieht wohl, daß er Eindruck auf dich gemacht hat. Du bist schon von den Weinern, den Kopfhängern, den Vaterunserkäuern.

Andreuccio: Das bin ich nicht, gewiß nicht, liebe Freunde! Aber mein Sinn ist voller Zweifel, und mein Herz ist schwer. Ihr wißt, gnädiger Fürst und Ihr, hochwürdigster Herr Kardinal, daß ich nicht nur mit meinen Händen der Kunst diene, nicht nur schöne Stickereien anfertige und Teppiche entwerfe, sondern zuweilen auch öffentlich mit Mund und Rede für die Veredelung des Handwerks, die Verschönerung unseres ganzen Lebens wirke. Alles, dacht ich, muß Kunst und Wohlgeschmack werden unter den Medici, denen ich diene. Und ich denk es noch. Aber ein Stachel ist in meinem Herzen ... Seht, neulich berichtete ich bei großem Zudrang der Leute über die künstlerischen Fortschritte, die in der Herstellung der Pfefferkuchen zu verzeichnen sind; denn man macht jetzt schöne Pfefferkuchen, wie Ihr wißt, in allerlei lustiger und lieblicher Gestalt und im neuesten Kunstgeschmack. Nun, und von diesem Traktat muß Bruder Girolamo erfahren haben, denn in einer seiner letzten Predigten , als ich im Dom zugegen war, lenkte er seine Rede darauf, indem er vor allem Volke mich anblickte. Derjenige, sagte er, begreife die hohen Dinge nicht, der danach trachte, sie zu gemeinen Dingen zu machen, und kindischer Frevel sei es, über die Verschönerung der Honigkuchen zu disputieren, indes Tausende nicht einmal häßliches Brot hätten, um ihren Hunger zu stillen. Das Volk schluchzte, und ich verbarg mein Gesicht. Denn seine Worte sind wie schwirrende Pfeile, Ihr Herren, sie treffen, sie treffen! ... Seitdem gehe ich umher und gräme mich und zweifle; denn ich weiß nicht, ob mein Wirken und Trachten das richtige war in all der Zeit!

Poliziano: Schäme dich, schäme dich, Andreuccio! Du hast kein Künstlerherz! Du würdest sonst dein Ohr nicht diesem Elenden leihen, der täglich die Kunst mit seinem Pöbelhaß begeifert.

Andreuccio: Haßt er die Kunst? Ich weiß es nicht. Er spricht mit großer Liebe von den Werken Beato Angelicos. Glaubt mir, er denkt inbrünstige Gedanken! (Mühsam) Wie, wenn er nun die Kunst für so hoch achtete, daß es ihm Lästerung dünkt, sie auf Pfefferkuchen anzuwenden ...?

Ercole: Das verstehe, wer mag und kann! Was ich verstehe, ist, daß dieser häßliche Bettler alle Lust und Fröhlichkeit in Florenz unterdrücken will. Das Fest von San Giovanni soll aufgehoben werden, der Karneval ...

Grifone: Was? Was? Der Karneval?

Ercole: Er will ihn aufheben, ja. Du magst zusehen, Grifone, wie du hernach dein Leben fristest. Du wirst anfangen müssen, Bilder zu malen.

Giovanni: Kommt, erzählt mehr von ihm! Ich will hören, was er noch äußert. Er ist ein Mann von großer Eigenart.

Guidantonio: Nun, ich kann Eure Hochwürden versichern, daß der Bruder starke Stücke sagt. Er behandelt den Papst ärger, als einen Türken und die italienischen Fürsten schlimmer als Ketzer. Eurer Familie und ihrer Herrschaft sichert er den baldigen Untergang zu; er tut es auf verstohlene und unheimliche Weise. Er spricht von gewissen großen Flügeln, welche er brechen werde. Er spricht von der Stadt Babylon, der Stadt der Toren, welche der Herr zerstören will; aber alle wissen, daß er Eures Vaters Haus und seine Macht damit meint. Er beschreibt genau die Bauart dieser Stadt; sie sei, sagt er, aus den zwölf Torheiten der Gottlosen errichtet ...

Grifone: Halt! Was? Zwölf Torheiten? Das wäre etwas für meinen Festzug! Hört doch! Die zwölf Torheiten der Gottlosen ... (Er zieht, freudig angeregt, einen anderen Künstler bei Seite, um über den Gegenstand zu beraten.)

Ghino: Ich, hochwürdiger Herr, habe von Herrn Antonio Miscomini, dem Drucker, den Auftrag erhalten, die neuen Auflagen von des Bruders Schriften mit Holzschnitten zu schmücken.

Poliziano: Was sagst du! Und du hast diesen Auftrag angenommen?

Ghino: Freilich tat ich das.

Pico: Und er tat recht, finde ich, Meister Angelo. Die Abhandlungen über das Gebet, die Demut und die Liebe zu Jesu Christo sind vorzügliche literarische Arbeiten. Durch Ghinos Bildschmuck werden sie noch an Wert gewinnen.

Ghino: Das Letztere war Bruder Girolamos Meinung nicht, gnädiger Herr. Denkt Euch, er hat gegen die künstlerische Ausschmückung seiner Bücher Verwahrung eingelegt! Er wollte keine Bilder! Ist Euch je dergleichen vorgekommen? Aber Herr Miscomini war klug genug, darauf zu bestehen, daß den Schriften eine elegante Ausstattung zuteil würde. Ich bitte Euch: wer liest wohl heute noch ein Buch, das jeder Augenlust bar ist und nur den nackten Text enthält! Ich habe schon einige schöne Sachen dafür fertig. Ich schneide auch des Bruders Insiegel in Holz...

Giovanni: Welches ist sein Insiegel?

Ghino: Eine Madonna, Euer Hochwürden, eine Jungfrau mit den Buchstaben F H zu beiden Seiten.

Leone: Nun weiß ich, warum Lorenzo den Bruder Girolamo nicht leiden mag.

Mehrere (in Erwartung): Warum nicht?

Leone: Weil er das Zeichen der Jungfrau nicht liebt. Jedenfalls hat er sich stets nach Kräften bemüht, in Florenz so wenig Jungfrauen wie möglich übrig zu lassen. (Heiterkeitsausbruch.)

Giovanni (schlägt sich vor Vergnügen aufs Knie. Dann, ganz gerührt): Komm her, Leone! Das war sehr gut. Dem widersteht kein Medici. Warte, nimm diesen Dukaten, du langnäsiger Satyr. Du darfst mich modellieren, wenn es dir Spaß macht. Geh; ich liebe dich.

Aldobrandino: Das ist alles gut und schön, aber nach dem, was geschehen ist, Ghino, mußt du den Auftrag zurückweisen.

Ghino: Zurückweisen? Einen Auftrag?

Aldobrandino: Das steht außer Zweifel. Ich bin beleidigt. In mir ist die gesamte Künstlerschaft beleidigt und zwar durch des Bruders Anstiften. Der Teufel mag ihm seine Bücher schmücken, aber niemand von uns. Du mußt dich weigern.

Ghino: Ich denke nicht daran! Bist du toll? Was fällt dir ein! Ich werde einen so fetten Auftrag fahren lassen! Herr Miscomini knausert nicht mit dem Honorar; er weiß wohl, daß er mit des Bruders Schriften einen hübschen Batzen verdient. Sie gehen in alle Welt. Jedermann kauft sie. Jedermann wird meine Schnitte sehen. Ich habe eine Menge Ruhm davon und bekomme neue Bestellungen. Ich brauche sie, ich muß leben. Ich habe gesellige Verpflichtungen. Und meine kleine Ermellina will Geschenke sehen, sonst hintergeht sie mich mit einem Krämer. Bald muß ich ihr eine seidene Mütze, bald eine Düte voll Schminke und Bleiweiß mitbringen, wenn ich will, daß sie mich zu sich einläßt. Ich brauche Geld; ich nehme es, wo ich's bekomme.

Aldobrandino: Verräter! Du hast keine Ehre im Leib! Pfui über dich! Ich verachte dich aus Herzensgrund!

Ghino: Lächerlich. Ich bin ein Künstler. Ich bin ein freier Künstler. Ich habe keine Gesinnungen. Ich schmücke mit meiner Kunst, was man mir zu schmücken gibt und will den Boccaccio so gut illustrieren wie den heiligen Thomas Aquinus. Bücher sind da, sie wirken auf mich, und ich stelle diese Wirkung dar, so gut ich kann. Darüber, was ist, sich Gedanken zu machen und zu urteilen, überlasse ich dem Bruder Girolamo.

Andreuccio (grübelnd): Aber schwer, schwer muß es sein, ein schweres und hohes Dasein, das du ihm überläßt. Allem, was gegeben ist und besteht, den Sitten, dem Leben richtend entgegentreten zu müssen ... Mut, dünkt mich, gehört dazu — und Freiheit ...

Polizjano: Freiheit, Andreuccio? Dein Geist verirrt sich. Frei nannte sich Ghino, und er tat es mit Recht, denn frei ist der Schaffende ... Wessen Geburts-

stunde Saturn beherrschte, würde mit der Welt in Hader liegen, wie auch immer er sie vorgefunden hätte. Aber besser, wahrlich, auch nur einen Stuhl machen können, irgend ein schönes Ding, als nur dazu geboren sein, die Dinge zu richten.

Pico: Nun, ich weiß nicht! Als Sammler und Liebhaber schätze ich die Erscheinungen nach ihrer Seltenheit. In Florenz gibt es eine Legion von wackeren Leuten, die schöne Stühle machen können; aber es gibt nur einen Bruder Girolamo ...

Poliziano: Ihr seid ein witziger Kopf, gnädiger Herr.

5.

Pico: Ich rede im Ernst! — Wer kommt?

Pierleoni: (Kommt eilig winkend vom Palaste her durch den Garten. Sein langer Rock hindert ihn am Ausschreiten. Er ist ein Graubart von exzentrischem Wesen, gekleidet mit einer kleinen Neigung zur Charlatanerie und zum Zauberhaften. Er trägt auf dem Kopfe eine spitze Mütze und in der Hand einen kurzen elfenbeinernen Stab.) Herr Angelo! Meister Polizian! Er verlangt nach Euch!

Poliziano: Lorenzo! Ich komme!

Pierleoni: Ihr sollt ihm rezitieren. Ihm ist eine Stelle aus Eurem Rusticus eingefallen, und er will sie von Euch hören.

Pico: Er wacht also, Meister Pierleoni? Er ist bei sich?

Pierleoni: Er war es in der jüngsten Minute. Aber Gott weiß, ob er nicht in diesem Augenblick den Wunsch und sich selbst schon wieder vergessen hat.

Poliziano: Und der Trank? Der Heiltrank aus destillierten Edelsteinen? Er hat geholfen?

Pierleoni: Der Trank? Sehr! ... Ich will nicht gerade sagen, daß er dem Lorenzo geholfen hat. Es ist eher das Gegenteil der Fall. Aber dem, der ihn herstellte, Herrn Lazzaro aus Pavia hat er ungemein geholfen, da er ihm ein Honorar von fünfhundert Skudi eingebracht hat.

Giovanni (amüsiert sich).

Pierleoni: Ihr lacht, Herr Giovanni; so entspricht es Eurem heiteren Gemüt. Aber mich packt der rote Zorn, wenn ich denke, daß dieser Ignorant und Betrüger von einem Pavesen ungestraft entkommen ist. Warum hat man ihn zugezogen? Man hat mich nicht gefragt. Man ist über mich hinweg gegangen. Er hat sich zwei Hände voll Perlen und Juwelen aus dem Hausschatze verabfolgen lassen, darunter Diamanten von mehr als fünfunddreißig Karat, hat sicher die eine Hälfte in seine eigene Tasche gesteckt, hat die andere zermalmt und zerkocht und unserem Herrn den Sud zu schlucken gegeben, ohne auch nur des Standes der Gestirne zu achten, denn er ist ohne jede Kenntnis der astralischen Einflüsse, während ich kein Pulverchen verordne und keinen Blutegel setze, ohne die Gunst der Sternenstunde sorgfältig zu berechnen ...

Pico: Ihr seid ein großer und gelehrter Arzt, Meister Pierleoni. Wir wissen den herrlichen Mann in Euren Händen am besten aufgehoben. Aber nun sagt

uns — belehrt uns — reißet uns aus unserer Unwissenheit! Welche Krankheit ist es, die Lorenzo daniederhält? Nennt uns den Namen! Ein Name kann so tröstlich sein ...

Pierleoni: Die Mutter Gottes tröste uns alle! Ich kann Euch keinen Namen nennen, gnädiger Herr! Diese Krankheit ist namenlos, wie unsere Angst. Wollte man ihr einen Namen beilegen, so lautete er kurz und schauerlich.

Pico: Ihr hüllt Euch in Schweigen, verschanzt Euch hinter Rätselworte, tut es seit der Stunde, da mein Freund aufs Lager sank. Ich dringe in Euch: Liegt hier ein Geheimnis vor?

Pierleoni (ganz gebrochen): Das tiefste!

Pico: Ich will Euch den Verdacht bekennen, den ich nicht erst seit heute hege und der jeden bewältigen muß, der die Dinge aus der Nähe sah. Lorenzo hat Feinde wie nur je ein Starker ...

Pierleoni: Er war nie stark. Er lebte trotz seiner.

Pico: Er lebte wie ein Gott! Sein Leben war ein Triumph, ein olympisches Fest! Sein Leben war gleich einer mächtigen Flamme, die kühn und königlich gegen den Himmel lodert. Und eines Tages bricht diese Flamme zusammen, prasselt, qualmt, schwählt, droht zu verglühen ... Unter uns: Man sah dergleichen schon. Unserem Zeitalter sind solche Überraschungen nicht fremd. Man hat von Briefen, von Büchern vernommen, an denen der vertrauensvolle Empfänger sich unversehens ins Schattenreich hinüberlas, von Sänften, in denen man Platz nahm als ein froher Mann und denen man siech und aussätzig entstieg, von Speisen, in die eine freigebige Freundeshand Diamantstaub gemischt hatte, sodaß man sich für alle Ewigkeit eine Indigestion daran aß ...

Giovanni: Sehr wahr! Sehr wahr! Mein Vater war immer zu leicht gesinnt in dieser Hinsicht. Man sollte an keinem Festmahl in befreundetem Hause teilnehmen, ohne für alle Fälle wenigstens seinen eigenen Kellermeister und Wein mitzubringen, — zumal kein Gastfreund sich darüber kränkt. Es ist ein wohlbegründeter Brauch ...

Pico: Kurz, Pierleoni, mein Freund, seid offen! Sprecht wie ein Mann zu Männern! Fürchte ich recht? Ist Gift im Spiele?

Pierleoni (zurückweichend): Gift ... Wie man es nimmt! ... Wie man es nimmt ... gnädiger Herr! ... Wollt Ihr mir folgen, Meister Angelo? (Er verbeugt sich, zieht sich zurück. Poliziano schließt sich ihm an. Sie gehen rasch durch den Garten fort.)

6.

Pico: Seltsamer Alter!

Giovanni: Ach, es steht schlimm, Pico. Ich habe Furcht und bin traurig. Wenn er nur nicht so gräßlich die Augen rollen wollte, mein Vater ...

Aldobrandino: Grämt Euch nicht, Euer Eminenz, lieber Herr Giovanni! Ist die Krankheit wunderbar, so wird es auch die Genesung sein. Fabel-

hafte Heilungen geschehen. Hört zu, was mir begegnet ist! Es wird Euch zerstreuen. Ich bin oft krank, wie das bei zarten und empfindsamen Personen der Fall zu sein pflegt, einmal aber, vor zwei oder sieben Jahren, war ich es auf den Tod. Es war ein Nasenübel, ein fressendes Leiden im Innern dieses edlen Organs. Kein Arzt wußte mir zu helfen. Alle inneren und äußeren Mittel waren erschöpft. Sogar Wolfsexkremente mit gestoßenem Zimmt in Schneckensaft aufgelöst hatte ich schon verwandt und war von Aderlassen schrecklich erschöpft. Unterdessen aber schlossen sich die Wege der Lebensluft, und ich glaubte, elend ersticken zu müssen. Da, in der höchsten Not, trugen mich Freunde zu einem Meister der geheimen Wissenschaften, Eratosthenes von Syrakus, einem äußerst geschickten Nekromanten, Alchimisten und Heilkünstler. Er untersuchte mich, sprach kein Wort, tat fünferlei Pulver in eine Räucherpfanne und zündete es an. Dann murmelte er ein Sprüchlein darüber und ließ mich im Laboratorium allein. Seht, da entwickelte sich ein so furchtbarer und ätzender Rauch, daß mir der Atem vollends ausging und ich glaubte, auf der Stelle des Todes zu sein. Mit letzter Kraft raffte ich mich auf, um die Tür zu gewinnen und zu fliehen. Aber als ich aufrecht stand, siehe, da packte mich ein so unmäßiges Niesen wie ich es in meinem Leben noch nie gekannt, und indem es meinen Leib von oben bis unten durchrüttelte, entschlüpfte meiner Nase ein Tier, ein Wurm, ein Polyp, so lang wie mein längster Finger und von der widerlichsten Gestalt: haarig, getigert, schlüpfrig und mit Saugern und Fangarmen versehen. Meine Nase aber war frei, und als ich die reine Luft gewann, erkannte ich, daß ich völlig genesen war.

P i c o (der nach rechts in den Garten hineingeblickt hat): Höre, Vannino, ich verlasse dich, ich mache mich fort. Dort sehe ich deinen Bruder Piero kommen. Du weißt, daß ich seine Sitten nicht liebe. Laß mich ihm ausweichen. Ich will sehen, ob man mich zu deinem Vater läßt. Leb' wohl, wir sehn uns noch. Habt guten Tag, ihr Herren! (Er geht.)

G i o v a n n i: Nun, und der Wurm, der Polyp, Aldobrandino? Hast du ihn nicht gefangen?

A l d o b r a n d i n o: Nein, er entwischte. Er stürzte sich in eine Spalte des Fußbodens und entkam.

G i o v a n n i: Schade! Du hättest ihn zähmen, hättest ihn vielleicht zu einigen Kunststücken abrichten können . . .

7

P i e r o d e' M e d i c i (kommt mit raschen und stolzen Schritten von rechts auf dem Seitenwege. Er ist ein großer, starker und geschmeidiger Jüngling von einundzwanzig Jahren mit einem glatten, ebenmäßigen und hochmütigen Gesicht und braunen Locken, die ihm dicht und weich in den Nacken fallen. Mit Dolch und Schwert bewaffnet, trägt er ein Sammetbarett mit Agraffe und Feder und ein knappes, vorn mit zahlreichen kleinen Knöpfen geschlossenes Wams aus blauer Seide. Seine Haltung ist anmaßend, seine Sprache laut und herrisch, sein Wesen ungebändigt und jähzornig): Giovanni! Ich begreife nicht, wo du steckst! Ich suche Dich!

Giovanni: Nun sieh, da hast du mich gefunden, Piero. Was bringst du Erfreuliches?

Piero: Du hast Gesellschaft ... Ah, — Künstler! Seid ihr schon lange hier?

Grifone: Ein Stündchen, Euer Exzellenz, annähernd vielleicht ein Stündchen.

Piero: Nun, mir scheint, daß man eurer im Augenblick hier nicht weiter bedarf. Solltet ihr euch verabschieden wollen, so wird man euch nicht halten. — (Mit dem Fuße stampfend.) Ihr seid eingeladen, euch zum Satan zu packen!

Ercole: Hochwürdigster Herr Giovanni, wir bitten Euch um Urlaub.

Giovanni: So geht mit Gott, liebe Freunde und haltet euch in der Nähe. Ich bin sicher, daß es meinen Vater nach euch verlangen wird. Leb wohl, Aldobrandino ... Grifone ... und du Francesco ... Laßt es euch nicht verdrießen ... So ... (Er geleitet die elf Künstler fort. Zurückkehrend): Du tust sehr Unrecht, Piero, diese ausgezeichneten Männer so zu behandeln.

Piero: Ich wüßte nicht, wie man Buffonen und Künstlergesinde anders behandeln sollte.

Giovanni: Ja, siehst du, das ist nicht richtig. In jedem Künstler, mag sein, steckt etwas vom Narren und vom Gesinde, aber doch auch noch mehr, denn jeder ist noch so etwas wie ein Herrscher, der dem Geschmack der Menge neue Wege weist und sozusagen neue vergnügliche Werte prägt ...

Piero: Wahrhaftig! Majestätische Herrscher! Dieser Aldobrandino ...

Giovanni: Ja, ja, dieser Aldobrandino! Ich bekenne dir offen, daß seinesgleichen mir der liebste Verkehr ist. Humanisten sind weitschweifig und gottlos und die Dichter meist ärmlich und dünkelhaft; aber die Künstler, das ist mein Fall. Sie sind gebildet ohne langweilig zu sein, kleiden sich hübsch und besitzen Humor, Ursprünglichkeit und sicheren Anstand. Und welche Beweglichkeit des Geistes, welch lockere Phantasie! Messer Pulci hat meiner Treu nicht mehr davon. Eh' du einen Rosenkranz beten kannst, hat dieser Aldobrandino dir drei Riesen erschlagen, Blut regnen lassen und beim Niesen ein Ungeheuer ausgeworfen, ohne einen Augenblick an dem zu zweifeln, was er da flunkert ...

Piero: Ich gönne dir dein Vergnügen. Aber ich habe allein mit dir zu reden und darum war ich so kühn deine Freunde zum Teufel zu schicken.

Giovanni: Du willst mit mir reden? Ich habe kein Geld, Piero!

Piero: Lüge nicht! Du hast immer Geld.

Giovanni: Bei Christi Blut, ich habe große Ausgaben gehabt ... Für Musikinstrumente und für einen Mohrenzwerg, das spaßhafteste Geschöpf des Erdkreises. Willst du ihn sehen? Komm, ich zeige ihn dir! Wozu hier stehen und von Geld reden ...

Piero: Ich brauche welches. Du mußt mir für den Augenblick einiges vorstrecken.

Giovanni: Das kann ich nicht, Piero. Gewiß nicht. Das Wenige, was ich habe, muß ich zusammenhalten.

Piero: Euer Hochwürden sparen wohl für die Sedisvakanz? Aber Ihr seid noch nicht an der Reihe, erlauchtester Kirchenfürst. Ihr könnt mit Roderigo Borgia

nicht Schritt halten. Man sagt, daß er den Kardinälen, die er noch nicht vergiftet hat, mit Gold beladene Maulesel zutreiben läßt, um so den heiligen Geist zu seinen Gunsten zu stimmen. Eure Eminenz wird sich gedulden müssen.

Giovanni: Was du nicht redest, Piero! Natürlich werde ich mich gedulden müssen. Ich bin ja kaum siebenzehn. Übrigens ist das Anwachsen der Simonie ein sehr unterhaltendes Thema, über das ich gern ein bißchen mit dir plaudern möchte ...

Piero: Ich brauche also hundert Dukaten und zwar zum Ankauf eines Pferdes, das ich bei unserm nächsten Turnier am zweiten Ostertage zu reiten wünsche ...

Giovanni: Hundert Dukaten! Du bist nicht klug! Ein Pferd! Du hast ja so viel Pferde! Und dann mit deinen dummen Turnieren! Wie du so versessen darauf sein magst! Man rennt auf einander los und tut sich weh, und es ist gar kein Witz dabei. Hast du je gelesen, daß Scipio oder Cäsar turniert hätten? So ein gefährlicher Unsinn! Petrarca ...

Piero: Ich speie auf deinen Petrarca! Ich nehme von einem weinerlichen Sonettenschmied keine Vorschriften an über eine ritterliche und elegante Lebensführung. Die Zeiten sollen vorbei sein, da die Fürsten von Italien und Europa auf uns als auf Krämer und Geldwechsler blickten; sie sind vorbei, seit wir einen Harnisch zu tragen und eine Lanze zu führen wissen. Unser Kreis soll vor keinem Hofe zurückstehen, und was ist ein Hof ohne Turniere? Mit einem Worte, willst du mir die hundert Dukaten vorschießen oder nicht?

Giovanni: Nein, Piero, daraus wird nichts. Dir Geld geben, werde nicht böse, das heißt ins Faß der Danaiden schöpfen. Du vergeudest alles mit deinen Zechgenossen und fetten Kühen ...

Piero: Was — fette Kühe!

Giovanni: Nun ja, so sagt man jetzt in Florenz. Du scheinst nicht auf der Höhe zu sein, was die neuesten Redensarten betrifft. — Und außerdem bist du so in den Händen der Wucherer, daß du keinen Fiorino ausgibst, der dich nicht acht Lire kostet. Wie soll das enden, möchte ich wissen. Die Zeiten sind ohnedies schlecht genug. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß es seit Großvaters Tod mit unseren Geschäften reißend bergab gegangen ist. Man erzählt, daß unsere Banken in Lyon und Brügge erschüttert sind. Man flüstert insgeheim, daß die Depositenbank für die Aussteuer der Bürgertöchter ihre Zahlungen hat einschränken müssen und zwar, weil der Vater einen großen Teil der Gelder für Feste und Kunstwerke verausgabt hat. Viele haben ihm das verübelt ...

Piero: Verübelt! Wer wagt zu knurren? Die Parteien sind zerstreut, den Steifnackigen ist der Kerker oder das Exil zum Aufenthalt angewiesen. Wir sind die Herren. Heute ist es Lorenzo, und morgen, übermorgen bin ich's. Dann, glaube mir, soll es vollends ein Ende haben mit dem Krämertum. Krachen die Banken, so mögen sie einstürzen. Ich werde ihnen mit einem Fußtritt den Rest geben. Auf Landbesitz kommt es an. Wir müssen immer mehr Landbesitz haben. Wir sind Fürsten. Karl von Frankreich hat unseren Vater seinen günstigen Vetter genannt; mich soll er seinen Bruder nennen. Laß mich erst Herr sein! Laß mich nur erst Herr

sein! Es soll kein Gesetz stehen bleiben, das dem Volke einen Schatten von Recht läßt und unseren Willen auch nur zum Scheine beschränkt. Es soll kein Adel mehr sein neben uns. Konfiskationen! Todesstrafen! ... Lorenzo hat diese Mittel nicht entschlossen genug gehandhabt. Er hat auch kleinmütig darauf verzichtet, unserer Stellung den Namen zu geben, den sie verdient. Ich will nicht der Erste der Bürgerschaft sein von Florenz; Großherzog, König soll man mich heißen über Toskana!

Giovanni: Ach, Euer Erlaucht, Euere Majestät, Ihr seid ein Prahlhans. Ist das deine ganze Politik, was du da auskramst? Bist du so sicher, daß Madonna Fiorenza dich zum Herrn und Geliebten nehmen wird, wenn der Vater, was Gott verzögern möge, einmal dahin ist? Du verstehst dich gar trefflich auf Leibesübungen und Buhlschaften, aber um deine Kenntnis der öffentlichen Angelegenheiten steht es schlimm. Weißt du, daß Bruder Girolamo gegen dich predigt? Daß das Volk dich nicht leiden kann? Daß man Spottsonette gegen dich am Palaste angeschlagen hat? ...

Piero: Höre, mein Junge, ich rate dir, ärgere mich nicht! Gib mir die hundert Dukaten, die ich brauche, und behalte deine politischen Unterweisungen für dich!

Giovanni: Nein, Piero; ich gewähre dir gern meinen Segen, nimm ihn, lieber Bruder, hier ist er. Aber Geld leihe ich dir nicht mehr. Finis, Namenszug und Siegel.

Piero: Maultier! Sodomit! Geweihtes Meerschwein! Was hindert mich eigentlich, daß ich dich ohrfeige, du Affe in Purpur ...

Giovanni: Gar nichts wird dich hindern, denn du bist unanständig und gemein. Und darum gehe ich nun und entziehe mich deiner Roheit. Du findest mich beim Vater, wenn du mich suchen solltest, um Abbitte zu tun. Leb' wohl. (Er geht auf dem Mittelwege davon.)

Piero: Geh'! Geh' doch, du Weichling! Du Rothut in nassen Windeln! Ich brauche dich nicht! Bald bin ich Herr; und dann soll die Welt knirschend und jubelnd einen Fürsten sehen! Wagen ... Wagen ... Rollende Türme ... Ein schimmerndes, purpurnes, schwankendes Gewühl im Staube, zwischen Teppichen, unter Schattentüchern, durch die Menge des festtollen Pöbels ..... Speereschwingende Jünglinge auf steigenden, wiehernden Rossen ... fliegende Genien, die Rosen streuen .... Scipio, Hannibal, die Schar der Olympier herabgestiegen zur Huldigung, daherrollend im Triumphe Pieros des Göttlichen .... Und auf vergoldetem Wagen, hoch wie ein Haus — ich, ich! Die drehende Weltkugel zu Füßen, Cäsars Lorbeer um die Stirn, und in meinen Armen sie ... mein Weib, meine Magd, meine selig errötende Sklavin ... Fiorenza ... Ah! ... Ah! ... Ihr seid da, Madonna —?



8.



Fiore ist von rechts auf dem Seitenwege erschienen und steht nun inmitten des Mittelweges, die Hände auf dem hervortretenden Leibe zusammengelegt, zurückgelehnten Hauptes und mit niedergeschlagenen Augen, ruhevoll symmetrisch, in schweigsamer und rätselvoller Schönheit.

Piero (auf sie zu): Seid Ihr es, Madonna?

Fiore: Ihr seht mich leibhaftig, edler Herr.

Piero: Ich war mir Euere Nähe nicht vermutend. Mehrere Gedanken beschäftigten mich.

Fiore: Gedanken?

Piero: Doch will ich Euch sagen, daß es mich freut, daß es mich unaussprechlich ergötzt, Euch zu begegnen.

Fiore: Ich bitte Euch, schont meiner. Ich bin ein Weib, und solche Rede im Munde Pieros des Allerschönsten muß jedes Weib verwirren ...

Piero: Holdselige Fiore! Reizende Anadyomene!

Fiore: Kühner Schmeichler! Der Großtürke hatte uns von seinen Konfitüren geschickt, und als ich zum Nachtisch davon aß, glaubte ich, daß es nichts Süßeres auf Erden gäbe. Ich glaub' es nicht mehr, da ich Euere Worte höre.

Piero: Liebliche Törin! Kommt, wir wollen plaudern, Ihr und ich ... Was will ich sagen ... Der Tag verkühlt sich ... Ihr tatet einen Gang durch den Garten, schöne Fiore?

Fiore: Euer Scharfsinn trifft das Rechte. Ich wandelte zwischen den Hecken. Und blickte zuweilen ins Land hinein, ob von der Stadt nicht Gäste kämen, ein Gast vielleicht, der ein wenig Abwechslung in das Einerlei der Villa brächte ...

Piero: Fürwahr ... Fürwahr ... ich begreife es ganz und gar, daß Euch nach Abwechslung verlangt, schöne Herrin! Nichts ermüdender, als dieser Landaufenthalt, seit Lorenzo auf den üblen Gedanken verfiel, sich krank zu Bette zu legen ... Unter uns gesprochen: mich wundert, daß Euch nicht schon früher der Wunsch nach Abwechslung gekommen ist.

Fiore: Wie meint Ihr, Herr Piero?

Piero: Ich meine ... Ich meine, süße Fiore, daß Ihr nicht weit zu suchen brauchtet, um aufrechte Leute zu finden, die gewillt sind, die süßen Verpflichtungen zu übernehmen, denen mein Vater, wie es scheint, seit kurzem nicht mehr gewachsen ist. Euere Schönheit blüht ungenossen, Euer Mund, Euer Schoß ist verwaist ... Seid sicher, daß nicht Euch allein dies verdrießt. Schlagt Euere schönen Augen auf, um einen Mann zu sehen, den es über die Maße verlangt, Euch in allen Stücken dienlich zu sein.

Fiore: Vergebt, dieser Anblick ist nicht neu genug, um meine Augen vom Boden zu locken. Jeden verlangt nach mir. Sagt Ihr's von Euch in der Hoffnung, mich zu gewinnen?

Piero: Der Hoffnung? Bin ich ein Knabe? Bin ich ein Sonntagsturnierer in den Schranken der Liebe? Ich will und werde dich besitzen, göttliches Weib ...

Fiore: (hebt langsam den Blick und richtet ihn mit dem Ausdruck unaussprechlich matter Geringschätzung auf sein Gesicht.) Wüßtet Ihr, wie sehr Ihr mich langweilt!

Piero: Was sagt Ihr? Ihr sollt in meinen Armen der Langenweile vergessen.

Fiore (mit hohnvoller Abwehr): Dir will ich nicht gehören, Piero de' Medici!

Piero: Mir nicht? Warum nicht mir? Ich bin stark, Ihr werdet Euch nicht

zu beklagen haben. Ich zwinge den tollsten Hengst mit den Schenkeln, ich brauche nicht Sattel noch Zaumzeug dazu. Ich habe die besten Spieler Italiens zum Ballspiel, zum Fuß- und Faustkampf herausgefordert, — und Ihr saht, daß ich sie besiegte. Wenn du bei mir liegen wirst, süße Fiore, will ich dir von meinen Siegen in den Gymnasien des Eros erzählen.

Fiore: Ich will dir nicht gehören, Piero de' Medici!

Pietro: Hölle und Hades, das will sagen, daß Ihr mich verachtet?!

Fiore: Das will sagen, daß Ihr mich unaussprechlich langweilt.

Piero: Höret, Madonna, ich spreche zu Euch wie zu einer Dame, auf deren Liebreiz und Bildung man galante Rücksicht nimmt, aber ich bin nicht gesonnen, um Euere Liebe zu winseln, als seiet Ihr eine ehrsame und züchtige Bürgersfrau. Wollt Ihr spröde tun, so wird das meine Lust versüßen; aber ich bitte Euch, verlangt nicht, daß ich Euere Grausamkeit sonderlich ernst nehme. Wer seid Ihr, daß Ihr Euch den Anschein gebt, als wolltet Ihr meine Wünsche zurückweisen? Ihr seid aus florentinischem Adelsblut, aber Euer Vater zeugte Euch ohne Priestersegen und starb im Exil zum Lohn für sein Einverständnis mit Luca Pitti. Ihr lebt, indem Ihr Wonne spendet im Dienste der Aphrodite, und Lorenzo ersah sich Euch zu seiner Lust, als man ihm in Ferrara Feste gab. Ihr werdet nicht zweifeln, daß Piero Euere Liebkosungen so fürstlich zu belohnen wissen wird, wie sein Vater ...

Fiore: Ich will dir nicht gehören, Piero de' Medici.

Piero (rasend): Wem dann? Wem dann? Du hast schon einen andern Liebhaber, schamlose Buhlerin?!

Fiore: Ich will nur einem Helden gehören, Piero de' Medici.

Piero: Einem Helden? Ich bin ein Held! Italien weiß es!

Fiore: Du bist kein Held; du bist nur stark. Und du langweilst mich.

Piero: Nur stark? Nur stark? Ist denn, wer stark ist, kein Held?!

Fiore: Nein. Sondern wer schwach ist, aber so glühenden Geistes, daß er sich dennoch den Kranz gewinnt, — der ist ein Held.

Piero: Du gabst dich meinem Vater — ist er ein Held?

Fiore: Er ist einer. Aber es ist ein anderer aufgestanden, ihm den Kranz zu entreißen.

Piero: Dich? Dich? Ich will dich haben! Wer ist er, wo ist er, der Schwächling mit glühendem Geiste, damit ich ihn verspotte und mit zwei Fingern erwürge ...

Fiore: Er kommt. Ich habe gemacht, daß er kommt. Sie sollen sich gegenüberstehen. Dann wird sich zeigen, wem von beiden ich zufalle. Du aber tritt zurück, wenn Helden streiten!

Piero (wütend und jammernd): Ich will dich haben, ich will dich haben, Süße, Freche du, Blume der Welt! ...

Fiore: Du wirst mich nicht haben. Du langweilst mich. Gib Raum, daß ich gehe und deines Vaters Nebenbuhler erwarte.

(Schluß folgt)





Denken und Sprechen / von Max Burckhard



enken und Sprechen erscheinen uns als zwei verschwisterte Begriffe, so eng miteinander verbunden, daß man sofort an den andern denkt, wenn von dem einen gesprochen wird, daß man die Sprache, weil sie ein Ausdruck der Gedanken ist, oft für den Ausdruck der Gedanken erachtet und darüber, daß die „Sprache“ sich aus Worten zusammensetzt, vergißt, daß wir keineswegs notwendig auch immer in Worten denken. So stark ist der Einfluß dieser vulgären Anschauungsart, daß vielbändige Werke wie Mauthners „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ auf ihm aufgebaut sind, daß selbst ein Gelehrter wie Max Müller sich ihr nicht entziehen konnte und in seinem Buche „Das Denken im Lichte der Sprache“ die These verfocht, ohne Sprache sei auch das Denken unmöglich, nicht nur den Tieren fehle darum das Denken, auch der Mensch habe erst in jenem Entwicklungsstadium zu denken begonnen, da er zu reden begann. „Sprechen ist ihm Denken“ und „Denken ist ihm Sprache.“

Der Satz, daß Denken und Sprechen sich gleichzeitig entwickeln, wäre richtig, sofern wir Sprache im weitesten Sinne nehmen, als Ausdruck von Gedanken ansehen, nicht nur Ausdruck mit Worten, sondern auch Ausdruck mit Naturlauten, mit Mienen, Zeichen und Gebärden. Dann ist der Satz aber nicht viel mehr als ein Zirkel, denn wie sollen wir ein Denken konstatieren, das sich in keiner Weise auszudrücken vermag? Müller hatte aber unter Sprache nur den Gedankenausdruck mit Worten verstanden und darum ist sein Satz eine petitio principii. Denn der Mensch spricht eben nicht nur in Worten. Der Maler spricht in Bildern, der Musiker in Tönen. Auch im gewöhnlichen Umgang spricht der Erwachsene oft in Gebärden, und das Kind spricht mit dem Finger, bevor es noch die Worte kennt, die den von ihm bezeichneten Gegenständen als Namen beigelegt sind. Aus dieser Gebärden- und Zeichensprache, dieser natürlichen Ausdrucksart hat sich erst die Wortsprache entwickelt, nicht durch Verabredung und Übereinkunft sondern als natürliche Fortbildung natürlicher Gefühlsausdrücke. Treffend sagt schon der alte Lucretius Carus, De rerum natura V. 1027 f.

> Ad varios linguae sonitus Natura subegit
> Mittere, et utilitas expressit nomina rerum:
> Non alia longe ratione atque ipsa videtur
> Protrahere ad gestum pueros infantia linguae:
> Quom facit, ut digito, quae sint praesentia, monstret:
> Sentit enim vim quisque suam quod possit abuti.

Und wie der Mensch nicht nur in Worten spricht, so denkt er auch nicht nur,

in Worten, sondern die Worte sind nur ein Mittel, nur eine Form seines Denkens, allerdings diejenige, die uns am meisten auffällt, diejenige, die gewöhnlich angewandt wird, wenn Menschen in der Absicht denken, sich ihre Gedanken mitzuteilen.

Und da werden wir uns denn zunächst fragen, wie denn das Denken der Menschen erfolgt.

Mit dieser Frage haben sich nun zunächst die Physiologie und die Psychologie zu beschäftigen; diese haben aber einen trefflichen Bundesgenossen an der Pathologie bekommen, und mit Recht sagt Kußmaul („Die Störungen der Sprache"): „die Physiologie und Psychologie einerseits, die Pathologie andererseits erklären sich gegenseitig und sind berufen, die Gesetze der Wortbildung zu enthüllen." Schon in einem Buch von David Hartley (Observations on man, his frame, his duty and his expectations, London 1749) findet sich der Satz: „Man kann die Wörter von vier Seiten betrachten, 1) insofern es Eindrücke sind, die auf das Ohr gemacht werden, 2) als Handlungen oder Wirkungen der Sprechwerkzeuge, 3) als Eindrücke, die durch Charaktere auf das Auge gemacht werden, 4) als Handlungen oder Wirkungen der schreibenden Hand. Wir lernen den Gebrauch derselben in der hier gemachten Ordnung; denn Kinder lernen zuerst eine unvollkommene Kenntnis von den Bedeutungen der Worte anderer; dann lernen sie selbige aussprechen, dann lesen und endlich schreiben. . . . Der zweite Weg ist das Umgekehrte von dem ersten, und der vierte von dem dritten."* In der Tat ist das Schema vollständig, wenn wir absehen von dem Blinden, der mit den Fingern erhaben gedruckte Worte liest und ähnlichen Ausnahmefällen.

Zu derselben Betrachtung der Worte von vier Gesichtspunkten aus sind aber auch die Mediziner anläßlich des Studiums gewisser Krankheitserscheinungen gelangt, die man als Aphasie, Störungen des Sprachvermögens, bezeichnet. Die Resultate, zu denen Kußmaul, Charcot und andere in dieser Richtung gekommen sind, hat Gilbert Ballet in einem Buche „Die innerliche Sprache und die verschiedenen Formen der Aphasie" (deutsch von Bongers) niedergelegt. Der äußeren Wortsprache des Menschen steht eine innere Wortsprache gegenüber. Diese innere Sprache kommt zustande durch die erwähnten vier Momente, durch ein innerliches Hören von Worten, als ob sie von jemand gesprochen würden, durch ein innerliches Sehen von Worten, als ob sie gedruckt oder geschrieben wären, durch ein innerliches Sprechen von Worten, als ob man selbst sie spräche, durch ein innerliches Schreiben, als ob man selbst sie schriebe. Die innere Sprache mit Worten besteht also in der künstlichen Hervorrufung, inneren Vorstellung von Bildern, wie die Sinne, das Auge, das Ohr sie empfangen, oder von Bewegungen, wie die motorischen Apparate, die Sprech- und Schreibwerkzeuge (Kehlkopf, Hand) sie ausführen. Ich kann mir z. B. das Wort „Hund" nicht anders denken, als indem

* Nach Hermann Andreas Pistorius Übersetzung, Rostock und Leipzig bei Joh. Christian Koppe, 1773 II. S. 2.

ich es innerlich höre, innerlich sehe (lese), innerlich spreche oder innerlich schreibe. Und nun hat es sich gezeigt, daß diese vier Formen des inneren Sprechens und des ihnen parallel laufenden Vorganges der wirklichen Wahrnehmung und Mitteilung mehr oder weniger unabhängig voneinander sind. Insbesondere kann jemand ohne rindentaub zu sein, d. h. ohne die Fähigkeit zu hören überhaupt verloren zu haben, und auch ohne daß er seelentaub wäre, d. h. ohne daß er die Fähigkeit verloren hätte, die wahrgenommenen Geräusche zu verstehen und unterscheidend auf ihre Ursachen zurückzuführen, lediglich worttaub sein, d. h. er hört die Glocke schlagen und weiß, daß es eine Glocke ist, die schlägt; aber wenn man ihm das Wort Glocke ausspricht, erinnert er sich nicht an das Schlagen oder das Bild der Glocke, er hat die Bedeutung des Wortes, hat die Bedeutung aller Worte vergessen. Aber wenn er eben nur worttaub ist, und nicht außerdem wortblind, oder etwa ganz der Vernunft beraubt, so wird er, wenn man ihm das Wort Glocke gedruckt oder geschrieben zeigt, es sofort lesen und verstehen können. Und so kann jemand nur wortblind sein, d. h. er hat das Lesen plötzlich vergessen, ohne daß er aufhört das Gesprochene zu verstehen usw. Er kann aber auch ohne worttaub oder wortblind zu sein, d. h. ohne die Erinnerung an die im Gehirn aufbewahrten Wortgehör- und Wortgesichtsbilder verloren zu haben, die Sprache verlieren (Aphasie i. e. S.), d. h. er hat jene Muskelbewegungen vergessen, die man machen muß, um zu reden. Und eben so kann er auch lediglich die Schreibfähigkeit verlieren (Agraphie), d. h. die Muskelbewegungen vergessen, die erforderlich sind, die einzelnen Buchstaben herzustellen. Und diese vier Krankheitsbilder der Worttaubheit, Wortblindheit, Aphasie, Agraphie setzen sich nun auch um in vier Krankheitsbilder der inneren Sprache. Wer überhaupt die Muskelbewegungen für das Schreiben oder das Sprechen vergessen hat, kann auch nicht mehr in Schreib- oder Sprechvorstellungen Worte bloß denken, der Worttaube kann nicht mehr mittelst Sprachvorstellungen innerlich denken, der Wortblinde nicht mehr mittelst Schriftvorstellungen. Weil nun diese Störungen voneinander wenigstens bis zu einem gewissen Grade unabhängig sein können, hat man im Gehirn ein eigenes Worthörzentrum (Sprachenzentrum), ein eigenes Wortsehzentrum (Schriftzentrum), ferner ein eigenes Sprechzentrum und ein eigenes Schreibzentrum angenommen und glaubt den Sitz derselben auch mehr oder weniger bestimmt gefunden zu haben, insbesondere das Sprachzentrum in der linken ersten Schläfenwindung, das Sprechzentrum in dem hinteren Drittel der linken dritten Stirnwindung.

Wenn wir nun aber fragen, wie denkt in concreto der einzelne Mensch, wenn er in Worten denkt, so haben die verschiedenen klinischen Beobachtungen in den vier Krankheitsfällen und die Vergleichung der verschiedenen Selbstbeobachtungen ergeben, daß der innere Wortdenkprozeß, die innere Sprache, durchaus nicht bei allen Menschen in derselben Art und Weise erfolgt. Es gibt Menschen, welche vorwiegend in Sprachvorstellungen denken, welche also, wenn sie in Worten denken, die Worte innerlich hören; andere, welche vorwiegend in Sprechvorstellungen

denken, also, wenn sie in Worten denken, die Worte innerlich sprechen; andere, welche vorwiegend in Schriftvorstellungen denken, d. i. wenn sie in Worten denken, diese im Geiste ablesen; schließlich solche, welche vorwiegend in Schreibvorstellungen denken, d. i. wenn sie in Worten denken, diese gleichsam im Geiste mit der Hand hinschreiben. Es gibt aber auch Menschen, und das ist vielleicht das Normale, bei denen das innere Denken sich aus allen diesen vier Momenten zusammensetzt. Es ist nun klar, daß die Störung durch Worttaubheit bei jenem viel empfindlicher sein wird, der ein „Worthörer“ ist, als bei jenem, der ein „Wortleser“ ist, und daß am wenigsten betroffen jener sein wird, der in allen vier Vorstellungen denkt, in Sprach-, Sprech-, Schrift- und Schreib-Vorstellungen. Doch um diese pathologische Seite der Sache handelt es sich hier nicht. Ich habe das alles nur ausgeführt, um die Grundlage für weitere Schlüsse zu gewinnen.

Alles das, was Kußmaul, Charcot, Ballet u. a. hinsichtlich der inneren Sprache mit Worten gefunden haben, läßt sich nämlich auf das Denken überhaupt übertragen. Das Denken in Worten erfolgt mittelst der Erinnerungszentren für die gehörten oder gesehenen Worte, oder mittelst der Erinnerungszentren für die zur Aussprechung oder Niederschreibung der Worte erforderlichen Bewegungen. Indem wir aus den Zentren die früher gewonnenen Eindrücke wieder leise hinausprojizieren, denken wir. Und wenn das Denken recht intensiv wird, kann es dazu führen, daß wir wirklich zu sehen oder zu hören glauben (Halluzinationen), daß wir wirklich zu sprechen beginnen (laut zu denken anfangen) oder die Hand wie zum Schreiben bewegen. Wir denken also insofern mit den Sinnen oder mit den motorischen Nerven, als wir denken. Und nur auf die angegebene Art können wir Worte denken.

Ist nun nicht unser ganzes Denken so beschaffen? Wir können ja nicht nur in Worten denken, wir können auch in Bildern denken, wir können in Tönen denken, wir können in Gerüchen, im Geschmacke, in der Empfindung denken. Ich kann mir einen Baum nicht nur denken, indem ich das Wort Baum denke, sondern auch indem ich mir das Bild, die Silhouette eines Baumes denke. Ich kann mir den Satz, daß unsere Sünden jenseits Strafe finden, nicht nur mit diesen Worten, sondern auch mit dem bloßen Ton einer Posaune denken. Die Worte spielen jedenfalls nicht die einzige Rolle bei unserem Denkprozeß. Würden sie die Hauptrolle spielen, so würde unser Denken nicht viel rascher sein als es unser Sprechen ist. Wenn wir so rasch denken können, so ist es darum, weil das Denken mittelst des Gesamtapparates aller erhaltenen aufbewahrten Eindrücke erfolgt, die, oft nur abgekürzt und angedeutet, zusammenwirken und ineinandergreifen wie ein ungeheures System von Chiffren, von akustischen, optischen und anderen Zeichen, deren einzelne nicht nur verschiedene Worte oder Sätze, sondern ganze Ideenkomplexe wiederzugeben vermögen. Aber nicht nur mit den Erinnerungszentren der Sinneseindrücke denken wir, sondern auch mit den Aufbewahrungsstellen aller motorischen Eindrücke. So wie der in Worten Denkende mit dem Kehlkopf oder mit der Hand denkt, d. h. denkt, indem er die Eindrücke der Kehlkopf- und Hand-

bewegungen sich reproduziert, so kann ich an das Davonlaufen auch mit den Beinen denken, an das Raufen mit den Armen usw. Ich kann mir also den Gedanken, daß ich davonlaufen werde, wenn man mich beim Stehlen einer Wurst erwischt, nicht nur mit Worten, sondern auch in der Weise vorführen, daß ich mir das Bild des Wurstladens oder auch nur den Geruch der Wurst reproduziere und zugleich das Bild eines Mannes mit einem Stock oder die Empfindungen eines einmal erhaltenen Schlages und die mit dem Davonlaufen verbundenen Eindrücke der zum Davonlaufen erforderlichen Bewegungen. Und da sind wir gleich bei dem Punkt, wo der Hund genau so denken kann, wie der Mensch. In dem Augenblick, wo wir uns klar werden, daß ja der Mensch nicht nur in Worten denkt, sondern auch in Sinneseindrücken und Bewegungsempfindungen, besteht gar keine Schwierigkeit mehr, das Denken der Tiere anzuerkennen und zu begreifen.

Und nun eröffnet sich unserem Auge überhaupt eine ungeheure Perspektive. Wir begreifen nicht nur, daß der Mensch verschiedene Gedanken zugleich und durcheinander denken kann, weil er ja zugleich mit den verschiedenen Zentren zu arbeiten vermag, wir gewinnen aus dem, was für das Denken mit Worten ausgeführt wurde, auch erst den richtigen Schlüssel für das Denken überhaupt. Wie es Menschen gibt, die mehr in Sprachvorstellungen, und solche, die mehr in Schriftvorstellungen denken, gibt es auch Menschen, die mehr in Worten denken, und solche, die mehr in Bildern denken. Und da erhebt sich plötzlich vor unseren Augen ein uralter Streit der Philosophen und erscheint in einem ganz neuen Lichte. Durch Jahrtausende hat sich der Streit der Philosophen um den Nominalismus und den Realismus gedreht, wenn auch diese Bezeichnungen erst verhältnismäßig jüngeren Datums sind. Das einzige Wirkliche, sagten die Nominalisten, sind die einzelnen Bäume, der Begriff „Baum" ist nur ein leerer Name. Nein, sagten die Realisten, der Begriff Baum, der Baum an sich, das ist das Reale, das eigentlich Existierende, die einzelnen Bäume sind nur Erscheinungsformen.

Denken wir uns einen Menschen, der für sich in Bildern denkt: der wird sich immer nur den einzelnen konkreten Baum als die existierende Sache vorstellen, weil er sich immer nur einen einzelnen konkreten Baum vorstellen kann, mag er sich die Konturen noch so verwischt denken; sobald er sich den Baum im Bilde denkt, ist es nie *der* Baum, stets nur *ein* Baum, ein großer oder kleiner, ein belaubter oder entlaubter, ein Nadelbaum oder Laubholzbaum usw. Für den aber, der in Worten denkt, besteht gar kein Hindernis, sich „den Baum" zu denken, und darum mag er sagen, der Begriff sei das Reale, eine Behauptung, die der im Bilde Denkende nie zugeben wird. Wenn wir von dem großen Heere der gedankenlos nachbetenden Menge absehen, dem Trosse derer, die überhaupt keine Ansichten *haben*, sondern nur Ansichten heucheln und nachschwätzen, können wir wohl sagen, die Realisten das waren und sind die Wortdenker, die Nominalisten aber die Bilddenker.

Nun verstehen wir aber auch jene Erscheinungen in dem Gebiete unseres Traum-

lebens, auf die man so viel Gewicht gelegt hat, da man aus ihnen eine Doppelspaltung des Bewußtseins ableiten zu können meinte. Man hat sich verwundert, daß der Mensch im Traum sich als beseeltes Wesen gegenübertrete, daß wir im Traume die Gestalten anderer schaffen, die wir mit Gedanken beseelen, so daß sie im Traume als von uns verschiedene, selbständig denkende und handelnde Wesen mit uns verkehren.

Es ist nichts anderes als die Kombinierung eines Denkens in Bildern und in Sprechvorstellungen, was wir da sich abspielen sehen. Wir denken im Traume in Sprechvorstellungen, zugleich denken wir aber auch in Bildvorstellungen und in Sprachvorstellungen oder Empfindungsvorstellungen: und das Resultat ist das Bild des Dritten, mit dem wir reden, der mit uns redet, und dessen Umarmung wir angenehm fühlen, wenn dieser Dritte so aufmerksam ist, eine junge Person anderen Geschlechtes zu sein und uns im Traume zu umarmen.

Und so müssen wir fragen: Wie wir Worte *nur* mittelst Reproduktion von Sinneneindrücken oder Bewegungseindrücken denken können — — können wir so *überhaupt nur* mittelst Reproduktionen von Sinneneindrücken oder Bewegungseindrücken denken? So daß also, wie alles Denken in Worten nichts ist als ein geistiges Hören, Lesen, Sprechen, Schreiben, alles Denken überhaupt nichts ist, als ein geistiges Hören, Sehen, Riechen, Schmecken, Fühlen, Sichbewegen? Und ich glaube, jeder müßte diese Frage sofort bejahen, wenn nicht ein Bedenken ihn abhalten würde. Und dieses Bedenken liegt in dem, was wir die Begriffe nennen.

Die Begriffe kann ich ja nicht hören, riechen, sehen usw., ich kann sie auch nicht mit dem Spiel der Bewegungsmuskeln mir reproduzieren.

Es würde nur eine Möglichkeit sich ergeben, daß sie nämlich in den Worten liegen, daß wir somit die Begriffe uns nur denken können, indem wir das betreffende Wort uns denken, d. i. es geistig sehen, hören, sprechen oder schreiben. Aber ob wir das Wort geistig sehen, hören, sprechen oder schreiben, darum bleibt es immer dasselbe und wenn wir uns die Begriffe nur mit den Worten denken könnten, müßten sie immer mit den Worten zusammenfallen.

Nun ist das aber durchaus nicht der Fall. Es gibt kaum ein Wort, das nicht nach dem Zusammenhange der Rede mehrfache Bedeutungen hat; zwischen den angeblich Gleiches bedeutendenden Worten der verschiedenen Sprachen bestehen die feinsten Unterschiede; ganze Werke sind geschrieben worden nur im Streite um die wirkliche Bedeutung eines Wortes, nämlich darum, in welchem Sinne es vom Standpunkt des richtig erfaßten Begriffes aus gebraucht werden *soll*; das ganze Spiel des Wortwitzes beruht darauf, daß das Wort sich in einer Richtung mit dem einen Begriff deckt, in einer anderen mit einem anderen. So ist es z. B. ein doppelter Begriff „Religion", den Schiller jedesmal mit demselben Wort „Religion" meint, wenn er in den „Votivtafeln" sagt:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

So deckt sich also der Begriff nicht mit dem Worte, kritisch steht er hinter und

über dem Worte und wir können daher den Begriff auch nicht nur mittelst Wortvorstellungen denken. Also müßte das Denken doch noch auf andere Weise vor sich gehen können und vor sich gehen als mittelst der Reproduktionen der Erinnerungs- und Bewegungszentren. Und doch glaube ich wird man dies verneinen müssen.

Nehmen wir einen bestimmten Begriff, z. B. den einer Glocke, und verfolgen wir den Prozeß, wie dieser Begriff sich bildet. Das Auge sieht eine Glocke, das Ohr hört sie. Das Bild wird im Sehzentrum, der Klang im Hörzentrum aufbewahrt. Später sieht das Auge, hört das Ohr eine andere Glocke. Wieder erfolgt die Aufbewahrung. Die Bilderinnerung und die Hörerinnerung sind aber in leitender Verbindung und je öfter Bild- und Klangeindruck zugleich die Sinne treffen, um so inniger wird die Verbindung. So summieren sich im Sehzentrum die verschiedensten Bilder von Glocken, kleinen, großen, gelben, schwarzen Glocken, Turmglocken, Hausglocken, Mistbauerglocken und im Hörzentrum die verschiedenartigsten Glockentöne. Und wenn der Mensch die Glocke berührt, hat er ein bestimmtes Gefühl, ein anderes im Sommer, ein anderes im Winter und auch diese Gefühlseindrücke werden aufbewahrt und in Verbindung mit den Seh- und Höreindrücken gebracht. Und nun tritt die Sprachvorstellung „Glocke" dazu, wenn das Wort gehört wird, und die Schriftvorstellung, wenn es gesehen wird, und die Sprechvorstellung, wenn es gesprochen und die Schreibvorstellung, wenn es geschrieben wird. Und so oft das Denken sich auf eine Glocke richtet, kann das geschehen, indem eine dieser Erinnerungsvorstellungen in Anspruch genommen wird, eines der Bilder, einer der Klänge, eines der Wort- oder Sprechbilder usw. Das eine genügt, aber vermöge der bestehenden Verbindung vibrieren auch die anderen gesammelten Eindrücke mehr oder weniger mit, und die jeweilige Resultierende aller dieser gesammelten, aufbewahrten und beim Denken reproduzierten Eindrücke und aller jener Erinnerungseindrücke, die durch reproduzierendes und verarbeitendes Bilddenken, Empfindungsdenken, Wortdenken hinzugekommen sind, stellt sich als der jeweilige Begriff der Glocke dar.

Und dasselbe trifft auch zu bei abstrakten Begriffen. Nehmen wir den Begriff Tugend. Wir haben einmal das Wort gehört. Wir haben es vielleicht damals nicht verstanden, uns gar nichts dabei gedacht, aber es hat sich als Sprachvorstellung der Erinnerung eingeprägt. Dann haben wir das Wort im Katechismus oder in der Schreibvorlage gelesen, es wieder nicht verstanden, aber die Schriftvorstellung uns eingeprägt. Dann haben wir in der Kirche die Figur einer Frau mit einem Panzer gesehen, die ein Schwert in der Hand hält, und der Vater hat uns gesagt, das ist die Tugend. Jetzt haben wir uns das Bild gemerkt und haben wieder gefragt, gehört, gesehen. Und da trat das Wort Tugend und das Bild allgemach mit anderen Worten und Bildern in Zusammenhang: mit der Erinnerung an die einem Bettler gespendete Münze, mit der Erinnerung an Schilderungen vom Jenseits und von Belohnungen und Strafen, mit der Erinnerung an Kerker und spanisches Röhrl, mit dem blauen Himmel und dem Bilde des alten Mannes mit dem langen Bart, der die Füße auf einer Kugel ruhen hat und Gott heißt, mit

der Erinnerung an empfangene Prügel, an den Hunger anläßlich eines Fasttages und mit tausend und tausend Dingen und Worten — — und wenn wir da oder dort in der Erinnerung antippen, klingt alles leise mit und ob wir nun das Wort Tugend dabei denken oder nicht, immer steht nicht der grammatische Wortinhalt des Wortes Tugend, wie ihn die Wissenschaft entwickelt, sondern unsere subjektive Auffassung von Tugend als Resultierende aller dieser Eindrücke vor unserem Auge. Und so denken wir, auch wo wir Begriffe analysieren, immer nur, indem wir Sinneseindrücke und motorische Eindrücke reproduzieren und kombinieren: wie wir Worte mittelst der inneren Sprache nur als gehört, gesehen, gesprochen, geschrieben denken können, vermögen wir überhaupt nicht anders zu denken, als mit den Augen, Ohren, mit Nase, Mund, mit Armen und Beinen, mit Sinnen und Organen, d. h. indem wir seinerzeit durch sie überkommene Eindrücke uns wieder vorführen und mit einander in Verbindung bringen.

Das was ich hier entwickelt habe, sind die eigentlichen Konsequenzen, die sich aus den eingangs angeführten pathologischen Arbeiten über die „Aphasie“ ergeben — falls man sich nur vor Augen hält, daß das, was wir gewöhnlich die Sprache nennen, die Sprache mit Worten nämlich, nur einen Teil des Gebietes darstellt, das die Sprache in Wirklichkeit, nämlich als Ausdrucksmittel überhaupt verstanden, umfaßt, und nur einen kleinen Teil des Gebietes, den das Denken einnimmt, — oder den es doch einnehmen könnte und sollte.

Denn täuschen wir uns nicht. So außerordentliche Vorteile die Sprache dem Menschen gewährt, in ihr liegt auch ein Nachteil — oder doch eine große Gefahr, die Gefahr, daß sie nicht nur für den Zweck Anwendung findet, für den das Bedürfnis sie geschaffen hat, für den Zweck der Mitteilung nämlich, sondern daß sie, nun sie einmal da ist, die ursprünglichen Formen des Denkens auch dort zurückdrängt und verdrängt, wo diese den Bedürfnissen des Lebens viel besser entsprächen. Organe und Fähigkeiten, die nicht geübt werden, verkümmern und verschwinden — und sind dann eben auch dann nicht vorhanden, wenn man ihrer benötigen würde. So notwendig aber das Denken in Worten ist, wenn jemand sprechen oder schreiben will — so überflüssig, ja schädlich ist es unter Umständen, wenn der Denkende nur denkt um zu einem Resultate, einem Entschlusse zu kommen, wenn es gilt rasch zu handeln.

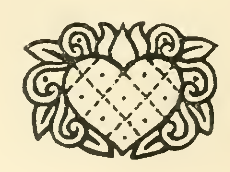
Denn jene Blitzesschnelle, die den Gedanken nachgerühmt wird, sie kommt nicht dem Denken in Worten zu, nur dem Denken in Bildern, Eindrücken, Empfindungen, vor allem dem Denken mit dem ganzen motorischen Apparat. Diese Art des Denkens aber ist durch das Denken in Worten zurückgedrängt, verkümmert, und zwar in besonderem Maße ist sie dies bei dem Gebildeten, vor allem bei dem Literaten. Das natürliche Denken in der Anschauung, das so viele Menschen gar nicht mehr kennen, verhält sich aber zu dem künstlichen Denken in Worten so ähnlich, wie sich der geometrische Beweis durch Anschauung zu den euklidischen Formelbeweisen verhält, über die Schopenhauer mit Recht ein so abfälliges Urteil gesprochen hat. Darum läßt sich mit Worten so trefflich streiten und aus ihnen so

leicht ein System bereiten, weil einer mit ihnen beweisen kann, was er selber nicht „einsieht". Wie Gauß — und ich bin überzeugt, jeder große Mathematiker — in Anschauungen gedacht hat und nicht in Formeln, und dann erst, was er mathematisch „gesehen" hat, in Formeln zum Ausdruck gebracht hat, so sollte jeder trachten, so viel als möglich mit dem Auge und in allgemeinen Empfindungen zu denken, während er meist nur mit dem Ohr oder den motorischen Zentren des Kehlkopfes oder — des Armes und der Finger denkt. Er wird nicht so leicht zu Fehlschlüssen gelangen und vor allem, er wird von dem verfluchten, ekelhaften, langweiligen Denken in Worten nicht in den Augenblicken der Gefahr umklammert und in die Tiefe gezogen werden.

Wenn der Hochtourist auf steilem Abhange die ersten, langsamen, leisen Zeichen fühlt, daß etwas unter seinen Füßen sich in Bewegung setzt, und er fängt dann in Worten zu denken an, zuerst etwa „um Gotteswillen" und dann „was mache ich jetzt" und „wo kann ich mich anhalten", mit einem Worte, wenn der Ärmste es dank seiner Bildung so weit gebracht hat, daß er auch beim Denken immer nur „Reden" hält, dann liegt er sicher schon längst unten, während der unverdorbene Naturdenker, der gar kein „Wort" sondern nur Empfindungen, Bilder von Grasbüscheln und Steinkanten und einen „Griff" gedacht hätte, diesen Griff sofort gemacht und sich gerettet hätte.

Die neue Fertigkeit hat die Verwertung der alten beschränkt, und je weniger sie geübt wird, desto mehr verkümmert sie. Darum aber sollten wir mit Sorgfalt sie hegen und schützen. Sprachlehrer raten dem Lernenden, in der fremden Sprache möglichst viel zu denken. Man sollte aber Kinder und Menschen auch anhalten, daß sie versuchen, in gar keiner Sprache zu denken, d. h. wohl zu denken, aber ohne Benützung von Worten. Auch die Natur kennt Beispiele, daß die eine Spezies eines ihrer Organe vor der Verkümmerung errettet hat, obgleich sich ein neues gebildet hat, das es zu verdrängen geeignet gewesen wäre und bei anderen Arten auch verdrängt hat. Der Ceratodus Forsteri, von dem Semon in seinem Buch über Australien erzählt, sollte unser Lehrer sein. Der hat Lungen bekommen, mit denen er atmen kann, wenn die Bäche, in denen er lebt, zu Tümpeln versumpfen und vertrocknen — aber er hat seine Kiemen behalten, und fängt es zu regnen an, und füllen sich die vertrockneten Rinnsale wieder mit Wasser, dann schwimmt er flott herum und freut sich seiner Kiemen, ohne die er ersaufen müßte.

Denken in Anschauungen, ohne alle Worte, das müßte ein eigener Unterrichtsgegenstand in den Schulen werden. Das ist mindestens ebenso wichtig, wie Schreiben und Lesen.





Alter Freund, Stockholm, den 5. April 1901.

du bist verwundert, daß ich mich in den letzten Monaten so ganz und gar von dir zurückgezogen habe. Glaub' mir, auch ich hab' unsre langen, gemütlichen Abende vermißt, wenn wir uns in einem Restaurant oder Café trafen und von all dem schwatzten, was man nun mal vor andern als vor Freunden nicht aufs Tapet bringen kann — wenn man nämlich welche hat. Ich fühlte mich immer wieder als Junggesell, wenn ich mit dir zusammen war. Und das hat mich aufgefrischt.

Aber ich habe einen gewichtigen Grund gehabt, mich zurückzuhalten, und ich hoffe, du wirst mir recht geben, wenn ich ihn triftig nenne. Ich liege nämlich in Scheidung und hoffe in einem Monat oder so ein freier Mann zu sein. So! Jetzt ist's gesagt, und jetzt verstehst du auch, daß ich mich fern gehalten hab. Ich konnte dir nicht erzählen, was mich täglich und stündlich beschäftigte. Denn ich war nicht mit mir selbst im reinen. Ebenso wenig konnt' ich wie früher mit dir zusammensein und gerade in den Stunden Komödie spielen, deren eigentlichstes Behagen doch darin lag, daß all so was ausgeschlossen war.

Morgen abend reise ich. Wenn du was von mir willst, so kannst du mir nach Nürnberg poste restante schreiben. Ich habe Nürnberg gewählt, weil es dort ein bischen alte Architektur gibt, die ich mir gern ansehn möchte. Ich werfe jedoch diesen Brief nicht vor morgen Abend in den Schalter. Wenn du ihn bekämst, eh ich reise, so wärst du imstande, an den Zug zu kommen, oder mich durch Anklingeln am Telephon zu ärgern. Spiegelberg ich kenne dich! Der Freund

Birger Molin.

Lieber Arzt! Berlin, den 8. April 1901.

ich wollte eigentlich heut morgen weiter fahren. Aber ich kann nicht. Unnötig dir zu sagen warum. Ich kann mich buchstäblich nicht dazu bringen weiterzufahren. Eine sonderbare Unruhe hält mich hier fest. Ich habe an Agnes telegraphiert, daß meine Adresse eine andere ist. Ich wohne Hotel Victoria. Schreib mir dahin. Das ist alles, was ich dir sagen wollte. Dein Birger M.

Lieber Freund! Nürnberg, den 12. April 1901.

Lach' mich nicht aus wegen meines letzten Briefes. Ich kann dir sagen, ich hab' ein paar fürchterliche Tage hinter mir. Nie hätt' ich geglaubt, daß es so schwer wäre. Aber genug! Ich schrieb meiner Frau von Berlin aus den verabredeten Brief. Zwei Tage lang lief ich herum und wartete auf Antwort. Was ich in diesen Tagen getan hab', das kann ich dir unmöglich sagen. Es schwebt mir so vor, als wär' ich ein paarmal im Pergamonmuseum umhergewandert und wär mit den Augen den Linien an dem großen Zeusaltar gefolgt. Etwas anderes gesehen zu haben bin ich mir nicht bewußt. Absolut nichts.

Gestern morgen kam die Antwort meiner Frau. Sie lautet folgendermaßen: „Ich habe deinen Brief erhalten und werde alle Formalitäten deinem Wunsche gemäß erfüllen. Stockholm den 10. April. Agnes Molin." Weiter stand nichts darin. Nicht einmal so viel wie eine Anrede. Was hätte schließlich auch drin stehen sollen? Alles ist ja zu Ende. Und ich bin einsam, wie ich immer gewesen bin.

Als ich den Brief erhalten hatte, da wurde es wenigstens in mir klar. Ich hatte plötzlich die Energie, die Architektur Berlins gegen die Nürnbergs auszutauschen. Als ich hierherkam, erwartete mich dein Brief auf der Post, und ich will jetzt versuchen, ihn zu beantworten, so gut ich kann.

Du schreibst freundschaftlich und warm, wie immer, etwas zurückhaltend, wie ich es ja erwarten mußte. Es fällt dir nicht leicht, mir etwas Wirkliches zu sagen bei einem Ereignis, über das du absolut nichts weißt; aber im Innern wünschest du, du könntest es. Du schweigst darüber in deinem Brief; und doch denke ich vor allem daran, wenn ich jetzt versuche, dir zu antworten so gut ich kann. Denn daß du mehr wissen möchtest, als was du weißt, das merk ich an dem, was du schreibst. Ich lese deinen Wunsch zwischen den Zeilen. Ich will es auch versuchen. Aber was man lang verschwiegen hat, das kann man nicht so leicht erzählen. Das ist ja nichts Neues. Ich bin aber doch froh, daß du nicht direkt um mein Vertrauen gebeten hast. Es wär mir dann schwerer gefallen, es dir zu schenken. Na! Das weißt du ja auch so!

So will ich dir denn erzählen, daß, als meine Frau und ich heiraten wollten, wir verschiedene Unterredungen hatten über unser künftiges Leben und wie wir es gestalten wollten. Vielleicht wär es am besten, man könnte so was bleiben lassen. Ich fange an, es zu glauben. Im übrigen waren wir in einer Sache ganz einig: wenn wir merken würden, daß unser Zusammenleben uns keinen Gewinn brachte, so wollten wir es abbrechen. Jeder von uns sollte seiner Wege gehen, und wir würden es verschmähen, das Leben voll ständiger Mißhelligkeiten und Reibungen, Ausgleiche und Versöhnungen zu leben, das — ich will nicht sagen die Hölle, aber der Kampf der Ehe in einem Morast ist. Du weißt vielleicht, was man in manchen Gegenden Bebeland nennt? Wenn du je gesehen hast, wie das Vieh in so was hineingerät und kämpft, um wieder heraufzukommen, so weißt du, was ich meine. Sonst mußt du's dir denken.

Etwas ähnliches ist uns geschehen, und unser Entschluß, uns zu trennen, ist also eine Konsequenz unseres ersten Übereinkommens. Die Schwierigkeiten begannen schon im ersten Jahr unsrer Ehe. Ich weiß noch so gut das erstemal, daß uns etwas Derartiges passierte. Was für eine Bagatelle den Anlaß zu unsrem Meinungsaustausch gab, das weiß ich jedoch nicht mehr. Agnes — fast hätt' ich geschrieben meine Frau — stand vor mir, und ich sah, wie ihr Gesicht gleichsam versteinerte. Sie versuchte mir ihre Hand zu reichen, und ich nahm sie. Aber unsere Hände ruhten ineinander kalt, leblos, ohne Druck. Wir wandten uns beide ab, und keiner von uns sagte etwas. Aber zwischen uns lag ein stummes Gefühl von Gram darüber, daß dies gekommen war, bloß darüber, — daß es gekommen war. Was uns zum erstenmal schied in Meinungen, Worten oder Geberden, das war uns vollständig gleichgültig; aber einen ganzen Tag lang gingen wir umher, bedrückt von diesem unbestimmten Unlustgefühl, dem ich keinen Namen geben kann.

Wir vergaßen das natürlich auf eine Art, d. h. wir hörten auf, an die kleine Szene zu denken, und waren natürlich glücklich — trotzdem. Aber ähnliche Szenen wiederholten sich, wenngleich niemals mit heftigen Worten oder unschönen Auftritten. Es war nur, wie wenn unsre Seelen sich nicht im gleichen Raum wol fühlen könnten, wenigstens nicht allzu lang. Aber jedesmal, wenn diese kältende, wortlose Mißstimmung wiederkehrte, erinnerten wir uns an das erstemal, da uns solches geschehen war.

Wir wurden gleichsam machtlos. Du kennst meine Frau. Ich weiß, daß du sie schätzest und dich auch auf sie verstehst. Sie ist nicht hysterisch. Sie ist gerecht in ihren Urteilen, milde ihrer ganzen Natur nach. Und du kennst auch mich. Ich hab meine Wunderlichkeiten, du lieber Gott! Aber ich hab mich doch auch schon früher in so manches gefunden. Ich hab' es ausgehalten, als Junggesell zu leben, bis ich volle vierzig Jahr alt war, und das ist grade nicht das angenehmste.

Aber etwas gibt es, das ich nicht aushalten kann. Und das ist der Kleinkram des Alltags, der die Menschen zerquält, erstickt, verkümmert, zerstört. Mit einem Wort das, von dem man so für gewöhnlich sagt: „es reibt mich auf". Ich hab' eine Fähigkeit, das zu fühlen, was die Menschen S a t t h a b e n nennen, die — ich hoff' es um der Menschheit willen — zu den Abnormitäten gehört. Dies Gefühl kann sich bei mir bis zu einer Höhe steigern, die meines Erachtens nach etwas vom Wahnsinn in sich hat. Ich muß es entweder vertreiben oder fliehen.

Wie du siehst, hab' ich die letztere Alternative gewählt. Jetzt lauf' ich herum und versuch', das Denken bleiben zu lassen. Ich lauf' herum in der Stadt, in der ein kleiner Kreis von Menschen, die vor mehreren hundert Jahren gelebt haben, eine Schönheitswelt schuf, so eigenartig, so stark, daß sie noch jetzt Nürnberg davor rettet, ausschließlich Fabrikstadt zu werden. Wie stark haben diese Männer gelebt! Wie gesund war ihre Kunst! Wir Kinder späterer Zeiten nennen uns Künstler und hinterlassen Handwerksprodukte als Resultate! Ein Architekt steht wol innerhalb der Grenzen der Kunst, so gut wie ein Maler.

Darum sag' ich „wir". Die Kinder der Zeit aber, von der ich jetzt spreche, die nannten sich Handwerker und schufen Kunstwerke. Woher kommt das?

Wenn ich durch diese engen, krummen Gassen wandre, im Bratwurst-Glöckle sitze, in eine der Kirchen gehe oder mich im Dürerhaus ausruhe, so ist es immer eins, was mich mehr als alles andere frappiert: diese Menschen trugen alles, was das Leben ihnen bot, in ganz andrer Weise, als wir. Ich frage mich selber, warum? Aber die Antwort kann ich nicht finden. Dein alter Birger Molin.

Freund und Arzt Nürnberg, den 13. und 14. April 1901.

Ich datiere diesen Brief mit zwei Daten. Jetzt, da ich ihn beginne, ist die Uhr ½12 Uhr nachts; aber wenn ich ihn schließe, ist sie sicher mehr als 12, und als gewissenhafter Mensch möcht' ich nicht falsch datieren.

Heureka! Ich hab's! Ich meine, warum die alten Nürnberger sich Handwerker nennen konnten, während sie doch Kunst produzierten. Ich habe die Ursache gefunden, warum sie das Leben und was das Leben ihnen bot aushalten konnten! Die Schwierigkeit besteht nur darin mich dir zu erklären. Eine Fassade zeichnen, das kann ich. Aber Philosophie hab' ich nie studiert, und ich wünschte jetzt, ich hätt' es. In Ermanglung eines besseren geh ich gradeswegs auf die Sache los und sage sie so einfach und simpel, wie sie mir erscheint.

Der Unterschied ist der, daß diese Menschen einen warmen, starken, ungebrochenen Glauben hatten, der ihr ganzes Leben so ungeheuer einfach machte. Unser Ich ist in einem Grad zersplittert, daß wir nicht mehr eins werden können in einem Gefühl, das alles in unserem Leben umfaßt. Hast du daran nie gedacht, du, der eine so umfassende Praxis hat? Hast du ein Rezept gegen diese Krankheit? Siehst du, darum ist etwas Dilettantisches in unsrem ganzen Leben. Darum hat unsre Zeit nicht zu einem eigenen Stil, einer eigenen Architektur kommen können, was doch die Grundlage ist, ohne die alle Kunst in der Luft schwebt. Darum haben auch wir jämmerlichen Jetztzeitmenschen es noch nicht einmal so weit gebracht, daß wir auch nur eine dauerhafte Ehe bauen können. Denn wir haben kein Fundament, auf dem wir bauen könnten. Die Liebe? Die verschlägt nicht. Die Sympathie? Noch weniger. Die Verfeinerung? Platterdings untauglich. Das Gefühl für das Kind? Auch das ist zersplittert. Das ganze Räsonnement ist ein Notfallsräsonnement, eben so leer wie alles andere, nur ein bißchen praktisch, natürlich und gesellschaftserhaltend. Darum führt der Kurs wie jeder andere elendiglich zum Bankrott. Nein. Ich behaupte, daß die Zeit, die keine Architektur zu schaffen vermag, auch nicht stark genug ist, eine Ehe aufzubauen. Lach' nur, wenn du magst! Ich bleibe dabei, die beiden Dinge gehören zusammen, und ich werd' es dir beweisen, wenn wir wieder zusammenkommen.

Aber wenn ich auch das noch so gut einsehe — was geht es mich an? Was nützt mir ein Gedankenexperiment, das mich nicht zu der Wirklichkeit hinüberleitet, die ich entbehre? Und kann nicht jeder von uns aus eigener Erfahrung etwas Ähnliches sagen? Wir wandern einher, mehr oder minder tastend, tappend,

unsicher, und das eigentümliche ist, daß, je mehr wir lernen, je kräftiger wir sagen können: ich weiß! desto ungewisser werden wir, wenn es gilt, zu handeln. Jeder von uns trägt sein kleines Schicksal, das in Scherben geht. Und je komplizierter, verfeinerter, verstehender und wissender wir werden, desto schwerer hat es der eine Mensch, dem andern nah zu kommen, desto isolierter steht jeder Mensch mit seinem eigenen Schicksal, desto leichter wird es ihm, zu zertrümmern, was er vor allem andern intakt halten müßte.

Niemals ha es wohl eine Zeit gegeben, in der die Phantasie der Menschen im allgemeinen so darauf gedrillt gewesen wäre, den Gedanken der andern zu folgen, wie jetzt. Die ganze zeitgenössische Literatur drillt uns dazu; und ich möchte fast sagen, sie schärft nicht nur dies Vermögen in uns, nein, sie stachelt uns unaufhörlich an, zur Zeit und zur Unzeit es zu gebrauchen und zu mißbrauchen. Aber was hilft es uns, daß wir das können? Gibt es uns auch nur die geringste Kraft, im rechten Augenblick in unser eigenes Geschick einzugreifen, uns vor Abgründen zu wahren, unser Haus vor Feuersbrunst zu schützen? Wir haben gelernt, die Naturmacht zu analysieren, die ehedem Gewitter hieß, und die jetzt Elektrizität genannt wird. Und wir sind weit gekommen. Wir haben den Blitzableiter erfunden. Und es ist unser Stolz, daß wir die Elektrizität leiten können, wohin wir wollen, daß wir sie verhindern können, ein Gebäude zu zerstören, das stehen bleiben soll. Aber die Psychologie hat noch keinen Ableiter gefunden für die unheilschwangeren Ströme, die gegen das beste in unserem eigenen Wesen antoben und unaufhaltsam uns selbst zu Boden schlagen. Wir können das Unglück kommen sehen, wir können in uns alle Symptome fühlen, deren Wesen wir durchschauen, deren Wirkung auf unsere eigene Zukunft uns ganz klar ist. Aber wir haben nicht einmal unsere eigenen Leidenschaften in der Gewalt. Und noch weniger vermögen wir das zu formen und zu lenken, was so unmerklich und so still in uns geschieht, daß wir uns nur wundern müssen, wie wir es überhaupt dereinst wahrnehmen konnten. Dies kleine Etwas, das alles entscheidet, dies Unerklärliche, das alles besiegt, was wir wissen und wollen.

Ich will dir etwas erzählen. Dies ist der schmerzlichste Augenblick meines Lebens, und *sagen* könnt' ich es dir nie. Es ist leichter zu schreiben. Und ich schreib' es deshalb, weil es so laut in mir schreit, daß ich keine Ruhe finde, eh' es gesagt ist.

Es war am letzten Abend in meinem ehemaligen Heim. Agnes und ich waren allein, und das Schweigen ward uns drückend. Wir hatten uns über alles ausgesprochen, was geschehen sollte. Wir hatten unseren Besitz geteilt, über unser kleines Mädchen bestimmt. Sie soll bei der Mutter bleiben, soll mich aber besuchen, so oft sie will. All das war bald gesagt und bald abgemacht. Keins von uns wollte ja das andere verletzen, keins von uns hat ein kleinliches Gefühl für Mein und Dein, und Vermögen besaßen wir beide nicht.

Alles war bald gesagt. Die Dämmerung sank; es war noch lang bis zu der Stunde, in der wir scheiden sollten. Wir saßen einander gegenüber, wie wir so

oft gesessen hatten, und mir war, als könnt' ich den Gedanken meiner Frau — jetzt hab' ich das Wort doch geschrieben — während einer halben Stunde ganz klar folgen. Ich vergaß mich selbst ganz und gar, und ich kann dich versichern, mir war, als hörte ich sie laut denken. Sie litt entsetzlich, sie kämpfte die ganze Zeit mit sich selber, sie sah alles, was wir erlebt, wie in einem klaren Bild mit wechselnden Szenen, als ob ein Kaleidoskop vor dem Auge ihrer Seele gedreht würde. Und auch ich sah sie so und alles, was ich mit ihr und in ihrer Nähe gelebt hatte. Aber nichts wollte zu einem Ganzen für mich werden. Alles kam in Streifbildern, gewaltsam durcheinander geworfen und doch so deutlich und klar, als hätt' ich es gesehen. Agnes weinte nicht; sie saß ganz still und bewegte nur langsam eine Hand hin und her. Noch immer seh' ich diese Hand vor mir. Mir ist, als redete sie.

Als wir endlich aufstanden, um einander zum letztenmal Gutenacht und Lebwohl zu sagen — denn wir wollten uns am nächsten Tag nicht mehr sehen, das hätte ja nur die Qual verlängert — da ward mir alles, was geschehen war, gleichsam übermächtig. Und ich sagte:

„Sollen wir es nicht noch einmal versuchen?"

Mit einem Gesichtsausdruck, in dem ich all meinen eigenen Überdruß wiedererkannte, antwortete sie:

„Das haben wir ja schon so oft getan."

Damit wandte sie sich und ging ohne Abschied.

Nichts konnt' ich tun, um sie zu halten. Nichts auch sie, um ihre eigene Müdigkeit zu bezwingen. Was wir dereinst besessen, war zertrümmert, unrettbar zertrümmert. Der Scherben waren es zuviele, um sie je wieder zusammenzufügen. Die Szene war es, die mich in Berlin hielt, als ich dir meinen ersten Brief von der Reise schrieb. Ich glaube, ich hoffte, sie würde schreiben und mich zurückrufen. Als sie das nicht tat, fuhr ich hierher. Und jetzt bin ich froh, daß alles so ging, wie es gegangen ist. Denn ich glaube nicht an sie und nicht an mich selber.

Da steht nun alles, von dem ich glaubte, ich könnt' es nie sagen. Gutnacht, alter Freund. Es ist spät oder richtiger früh. Dein Birger Molin.

Verdammter Psychiater! Nürnberg, den 20. April 1901.

Schreibst du das wirklich mir? Behauptest, ich wüßte selbst nicht, wie viel Pathologisches ich in meiner Natur hätte, daß es nur das sei, was in mir gewirkt und für eine Zeitlang auch meine Frau angesteckt habe, und daß ich nur in die Einsamkeit zu reisen brauchte, um normal zu werden und mich nachhause zu sehnen?

Ach doch, du! Ich weiß, daß ich pathologisch bin. Ich fühle sehr wohl, wann es beginnt, und ich laß' mich keineswegs narren von meinen Intervallen, die ich nach langjähriger Bekanntschaft mit Birger Molin nach und nach recht gut kenne. Aber ich frage dich: was hilft es mir, wenn ich weiß, daß ich pathologisch bin, wenn mein Wissen mir doch nicht dazu verhilft, daß ich mein Gebrechen los werd'?

Kritisier' mich, so viel du magst! Leg mich auf den Anatomietisch und nimm mein Hirn heraus! Und wenn du das könntest — und könntest mich nachher wieder zum Leben erwecken und mir sagen, was du gefunden hast — ich wär doch stets und immer derselbe, der ich gewesen, der ich bin und der ich wahrscheinlich auch bleiben werde.

Wenn du sagst, daß ich mich im innersten heim sehne, und daß du das aus meinen Briefen sehen kannst, so irrst du dich. Ich sehne mich überhaupt nicht. Ich werde nur mit jedem Tag, der vergeht, gesammelter, ruhiger. Nur eins quält mich.

Das nämlich, daß ich mich einmal hab' stören lassen in der ruhigen Lebensbahn, in die ich nach und nach gekommen war, durch etwas, was ich später als Illusion erkannt habe. Ich lebte für meine Arbeit und war damit zufrieden. Wenn ich überanstrengt war, so hatte ich meine Sammlung von Photographien und alten Stichen. Und wenn ich alles miteinander satt hatte, so machte ich eine Reise und kam als ein anderer Mensch zurück.

Jetzt fürcht' ich mich vor dem Zurückkommen. Denn da ist etwas, nach dem ich mich sehne. Und das sind meine drei Zimmer mit der Aussicht auf den Klarafriedhof, wo ich zwölf Jahre lang gewohnt habe, ehe ich mich verheiratete. Sie sind schon längst von einem alten Junggesellen bezogen, so einem, wie ich einmal einer war, und wie ich nie mehr einer werden kann, und wer die Wohnung einmal hat, der zieht nicht wieder aus. Aber auch wenn ich sie wieder kriegen könnte, so weiß ich doch nicht, ob ich es wagen würde, hineinzuziehen. Die Erinnerungen an die Illusion, die mich einst vermocht, aufzugeben, was mein war, würden mich dort Tag und Nacht verfolgen. Die Räume würden nicht mehr für mich passen — und ich nicht mehr für die Räume — ganz einfach darum, weil mein früheres Ich nie mehr wiederkehren kann. Es ist nicht leicht, sich Illusionen hinzugeben, es ist nicht leicht, sie loszuwerden, und am schwersten ist es, zu lernen, sein früheres Dasein wieder zu leben. Früher konnt' ich es.

Dein alter Birger Molin.

P. S. Du könntest wohl an Agnes telephonieren und fragen, warum ich gar nichts vom Rechtsanwalt höre. Mir scheint, es wäre endlich an der Zeit. Oder klingle beim Rechtsanwalt an, wenn du meinst, daß es unangenehm ist, sie zu fragen.

Lieber Freund! Nürnberg, den 25. April 1901.

Lange hab' ich nicht so wenig gedacht wie in diesen Tagen. Ich bin ganz allein herumgelaufen und hab' in vollen Zügen genossen.

Ich habe Adam Krafft entdeckt. D. h. er ist wohl längst entdeckt, nehm' ich an. Kunstgeschichte les' ich nicht gern, wie du weißt. Ich glaub', es war der alte Lübke, den sie auf der Akademie lasen, und der mir auf zwanzig Jahre hinaus genug von der Sorte gegeben hat. Aber ich hab ihn auf eigne Faust entdeckt, und so, daß er anfängt, mir in Fleisch und Blut zu sitzen.

Was ich am meisten an ihm bewundre, ist, daß es mir vorkommt, als hätt' er

gearbeitet. Ohne nach rechts oder links zu sehen. Nur gearbeitet. Er war so aus einem Guß, daß aus ihm, als Material, nicht mehr und nicht minder werden konnte, als was geworden ist. Und das Geheimnis seiner Kunst liegt in der Steindichtung, die er in St. Lorenzo errichtet hat. Es heißt Sakramentshäuschen und sein Zweck scheint gewesen zu sein, das Sakrament zu verwahren. Drei Menschengestalten, mit gebeugten Knieen, in der Arbeitertracht des 15. Jahrhunderts, tragen dies Monument auf starken Achseln. Es sind Adam Krafft selbst und zwei seiner Gesellen. Im gleichen Glauben vereint beugen der Meister und seine Diener die Knie, vor dem Volk die Hülle des Heiligen tragend, dessen, was ihnen geistige Nahrung und Leben war.

Andacht hat sein Leben erfüllt und hat ihn gelehrt, so zu arbeiten, daß nichts versäumt ward und nichts halb. Darum hat er auch dichten können von Christi Gang von Pilatus und nach Golgatha, so wie er es tat. Welcher Reichtum an Gedanken, welche Mannigfaltigkeit an Menschen, welche geistige Stärke, welcher Einheitsgedanke geht nicht durch all das! Das ist die gefolterte Gerechtigkeit, die auf ihrem Weg jeder Art von Roheit begegnet, die unter der Last zu Boden sinkt, und die doch den Weg gehen muß, der der seine ist! Der Künstler läßt ihn auf einer der Tafeln seiner Mutter begegnen, und dies Bild ist mir zum wichtigsten von allen geworden, zu dem, an das ich immer denken werde.

Ein moderner Künstler würde den Konflikt daraufhin zugespitzt haben, daß er auch die Mutter — oder besser gesagt, grade die Mutter — verständnislos diesem Leiden hätte gegenüber stehen lassen, diesem Leiden, das vor allen Menschen Schmach über sie brachte. Er würde Christus allein gestellt haben unter alle, und ihn zu einem Titanen verwandelt.

Aber das ist eine Autorenidee, und noch dazu eine moderne. Adam Krafft hat seinen Christus geschildert, umgeben von seinen Gläubigen, die heilig sind wie er. Auf Gottes Mutter darf kein Flecken fallen. Sie ist unantastbar, wie des Cäsars Weib. Und darum stehen seine Bilder als Stationen auf dem Weg zum Friedhof, dem Weg, den wir alle einst gehen müssen. Und darum trösteten sie alle, die ihre Lieben dorthin führten.

Versuch' hieran zu denken, und du wirst fühlen wie ich — wie weit all dies von unsrem Leben liegt. Niemals kommen wir dahin zurück. Es kann uns bloß für eine Zeitlang fesseln. Das weiß ich. Aber jetzt lebe ich darin, und alles andre scheint mir klein. Es ist eine tote Welt, die bei jedem Schritt, den ich mache, vor mir aus dem Grab zu steigen scheint und mir erzählt von starken, stillen Menschen, die das besaßen, was mir fehlt und was ich nie haben werde.

In Dürers Haus bin ich ganz daheim. Die Alte, die die Schlüssel zum Heiligtum hat, behandelt mich wie einen alten Bekannten. Sie schwatzt nicht, sondern läßt mich umhergehen und sehen, antwortet auf meine Fragen, läßt mich aber im übrigen in Frieden. Welch ein Glück, daß nicht die Schweden oder sonst welche Banditen dies alte Haus zusammengeschossen haben, das so gefährlich neben der Ringmauer liegt!

Im übrigen hab' ich auch da eine Entdeckung gemacht. Ich habe verschiedent-

lich das Porträt von Dürers Frau bewundert, das wohl im Museum in Berlin ist. Aber ich habe bisher noch nie auf ein Detail geachtet, das mir fast großartiger vorkommt als das ganze Porträt. Dürers Frau ist der Typ der germanischen Frau, klug und tugendhaft, häuslich, still, ehrbar ausgeschnitten, das Gewand mit einem Käntchen versehen, das fest anschließt. Auf diese Kante hat Dürer über jeder Brust der Frau seine Initialen gesetzt. Er hat sie gezeichnet als sein Eigentum, und das ist ihr Stolz. A. D. steht da, nun und desgleichen in Ewigkeit.

Diese gotischen Männer — oder soll ich sagen Renaissancemänner? — einerlei — sie waren Kraftkerle! Die grübelten nicht über Scheidung!

Warum zum Teufel schreibt der Rechtsanwalt nicht? Dein B. M.

Stockholm, den 25. April 1901.

Du mußt dich nicht wundern, daß ich dir schreibe, Birger, und du mußt auch nicht böse werden. Ich schrieb dir den Brief, den du seither wohl erhalten hast. Und was ich schrieb, war wahr. Ich war auf dem Weg zum Rechtsanwalt mit deinem Brief, in dem du mir sagtest, daß du nie wieder zu mir zurückkehren würdest, und als ich von zuhause fortging, nahm ich den Brief mit, den ich dir dann schickte. Ich schrieb ihn gleich, und warf ihn in den Schalter, sobald ich hinauskam.

Aber als ich dann zu dem Haus kam, in dem der Rechtsanwalt wohnt, da konnte ich nicht hineingehen. Lang ging ich vor seiner Tür auf und ab, so lang, daß die Leute auf der Straße anfingen, sich umzudrehen und mir nachzusehen. Aber ich konnte nicht hineingehen. Ich konnte nicht. Darum liegt dein Brief noch immer in meiner Schreibtischlade, und der Rechtsanwalt hat ihn noch nicht.

Jeden Tag wollte ich gehen und tun, wie ich versprochen hatte, und wie du ja glauben mußt, daß ich schon längst getan habe. Aber ich hab' es nicht können. Mir war, als müßt' ich noch einmal hören, daß du es willst.

Ich habe dies nicht eher schreiben können. Sag' mir jetzt, was du willst, so werd' ich darnach handeln. Agnes.

P. S. Ich erfuhr deine Adresse, als der Doktor telephonierte und fragte, warum der Rechtsanwalt sich noch nicht mit dir in Verbindung gesetzt hätte.

Doktor und Freund, Nürnberg, den 29. April 1901.

wenn du diesen Brief erhältst, bin ich schon in Stockholm. Ich werfe nämlich den Brief in den Schalter, wenn ich auf die Bahn gehe, und ich reise direkt.

Nichts ist gewiß, mein Freund, weder unsre Beschlüsse, noch unsre Vorsätze, noch unsre Psychologie, noch unsre Ungewißheit. Den Rest werd' ich dir erzählen, wenn ich wieder in Ruhe bin und mich ausgeruht habe. Du kannst meine Briefe aufbewahren für den Fall, daß ich sie später wieder einmal lesen möchte.

Dein treuer Birger Molin.





Wilhelm Heinse / Italienisches Tagebuch

Ungedruckte Aufzeichnungen
Herausgegeben von Dr. Carl Schüddekopf

Den 29. Julius [1783].

Um Mitternacht von Florenz nach Bologna abgereist. Was Mädchen die Männer nicht eifersüchtig zu machen wissen, und stolz mit ihren Eroberungen, auf ihren Besitz! Mademoiselle Hopf, Mutter Amme, Obristen Tochter bey Pest, Vater Sprachmeister. Herrliches Thal von Muzello; schöne Lage des Wirthshauses alle Maschere auf einem Hügel. Anfang der Apenninen sehr wüst und unfruchtbar; steiler Weg in einem Kessel herum. Herunterwärts Thal mit Bäumen ärmlich, erbaulich zu einer Einsiedeley. Kind von Mädchen das bettelte himlisch schön, und Augen so wonniglich strahlend, deßgleichen ich noch keine paar gesehen habe, wahre Orangenblüthe der Wollust. Schöner Kastanienwald an dessen Anfang sie uns begegnete. Herrliche Wand der Apenninen und königlich dahinter S. Pellegrino in blauer Ferne. Abends angelangt zu Scaricalasino. Zu Abends Erdbeeren da gegeßen, die erst zeitig geworden waren.

Den 30. Julius.



Früh um vier Uhr abgereist. Immer im Nebel durch den ganzen Apennin. Einige schöne grüne Plätze mit Pappeln, Eichen und schönen Kastanien bewachsen. In der Ebne vor Bologna war es als ob man gerad aus dem Thüringer Wald nach Italien versetzt wäre; und die Ebene that sehr wohl nach dem rauhen Gebürg.

Bologna sieht sehr todt aus nach Florenz und übrigens sieht man meistens armseelige Gestalten und Bettelleute auf den Straßen. Es sind viel schöne Gebäude darin, aber auch manche Palläste mit kindischen Verzierungen. Die Porticuße durch alle Straßen schirmen freylich treflich gegen Sonne und Regen, aber man sieht auch nichts davor, und sie geben überhaupt der Stadt ein furchtsames Ansehen, als ob lauter Weichlinge da wohnten; und bey Nacht sind sie fürchterlich, weil man einen da leicht überfallen kann hinter den Pfeilern oder Colonnen oder von der Straße her.

Es sind verschiedene schöne Kirchen da, die aber die mehrste Harmonie, Heiterkeit und zugleich Majestät hat, ist S. Petronio, ein herrliches Gothisches Gebäude, erhaben und voll freyen Raum; der Hochaltar ist vom Boden erhöht, und hat

vier gute gelbe Marmorsäulen. Die Mittagslinie dient frey in der Stadt Jedermann; die Altäre stehen geräumig in Ordnung und jeder hat Raum für eine gute Anzahl Zuhörer. Auch von außen, ob gleich die Fassade nicht ganz fertig ist, zeigt das Dach wohl und leicht die Ordnung des Innern. Sie macht ein Oblongum aus und hat nicht das fatale Kreuz. . . .

Von Bologna an erstreckt sich die größte Ebne in Italien bis an die Berge von Padua und die Alpen hin. Die Reise dadurch ist sehr langweilig, ohngeachtet der großen Fruchtbarkeit an den meisten Orten. Man denkt immer, die Leute müßten sich da mit Gewalt nach und nach dazu gewöhnen, sich nicht über andre zu erheben, und würden ganz eigentlich zu Sklaven gebohren. Des Nachts in einem schlechten Wirthshause auf dem Wege il Te zugebracht.

Den 31. früh um 3 Uhr abgereist. Immer durch die Ebne durch eine dicke Luft, am Kanal und dem kleinen Fluß Reno weg. Der Weg selbst war oft Strecken lang bald mit Pappeln, bald mit Weiden und Ulmen eingefaßt, und zuweilen mit Maulbeerbäumen. Die Äcker sind durchaus besetzt mit beschnittenen Ulmen, woran sich der Weinstock herum zieht. Eine herrliche runde Gruppe von grünen Eichen, woraus ein halb Dutzend der höchsten Cypressen hervorragten war das schönste den ganzen Morgen. Um acht Uhr in Ferrara angelangt.

Ueber F e r r a r a scheint der Fluch gekommen zu seyn, seit dem es unter Päbstliche Hände gerathen ist. Jedermann sieht betrübt und ärmlich aus, und man merkt wenig Spur mehr von den Ariostischen Zeiten. Clemens der 8 nahm es weg 1598, wie eine Inschrift über dem Kastell sagt. Alles was zu Rom nicht fort kann, wird hieher geschickt und regiert. Das Kastell ist ein kleines Schloß mit Graben umgeben im Viereck, wo auf jedem Ek ein Thurm steht, und ein Eingang und ein Ausgang voran gebaut. Es hat noch etwas von der Sarazenischen Bauart, wie der Venezianische Pallast zu Rom Kaiser in Fresco an den Wänden.

Die Dom Kirche ist ein schlechtes Gothisches Gebäude, das eine Menge unbedeutender kleinlicher Zierrathen an der Fassade hat. Vor ihr sind zwey altfränkische Statuen in Bronze, die alte Herzoge vorstellen, einen sitzend, den andern zu Pferde.

Der Corso ist eine schöne breite und eine halbe Miglie lange herrliche Straße, worin hier und da einige gute Palläste stehen. Beym Castell geht im geraden Winkel eine andre schöne lange Straße hinein.

Die Weiber tragen sich in Venezianischer Tracht, aber sie sind nicht so nett und edel und romantisch. Unter dem Zendale oben schaut allezeit ein weiß Mieder hervor, was die Mitte sehen läßt.

Die Juden haben ein geräumig Ghetto, und wohnen besser als irgend wo; es stößt gleich an den Markt beym Dom.

Die Benedictiner haben eine herrliche Kirche und ein Kloster mit mehrern Höfen, theils mit Säulen, und theils mit Pilastern vom Istrischen Stein, von weit-

läuftigem Umpfang. In der Kirche ist linker Seite des Hauptaltars das Monument Ariosts. Er selbst steht da in einer Büste, mittelmäßig gearbeitet; erstaunliche Klugheit mit der reichsten Phantasie und gefälligsten Laune spricht aus dem Ganzen. Er hat keine rückgehende Stirn, vielmehr eine ganz gerade bis wo die Haare angehen. In Augen und Mund lebt die reinste Heiterkeit. Das Ganze macht eine ächte Homerische Bildung.

In dem Deckengemählde vor dem Speisesaale des Klosters hat ihn Garofolo unter die anbetenden Seeligen ins Paradies gemahlt. Er ist im Profile, hat eine große Habichtsnase, lieblichen Mund, starken schwarzen Bart, und schwarzes sehr dünnes Haupthaar, das ins graue anfängt überzugehen; und sieht äußerst gut und launisch aus. Das Gemähld übrigens ist mittelmäßig.

Der Weg nach Rovigo ist unangenehm und ermüdend wegen des ewigen Einerley. Beym Canale Bianco, der von der Etsch hergeleitet wird, fängt die Gegend an sich zu erheben, und lebendiger zu werden. Es giebt hier und da schöne Gruppen von Bäumen, besonders Eichen und Pappeln. Abends zu Rovigo angelangt. Es liegt auf einer Anhöhe ganz lustig im Grünen. Der Thorthurm mit einem großen Baum oben darauf, ein andrer alter, und die Kirchen sehen sehr freundlich aus. Noch sind ein paar gute Palläste da.

Den 1. August.



Fünf Miglien von Rovigo setzt man über die Etsch, einen schier so mächtigen Fluß, wie der Po ist, ohngeachtet schon der starke Canale bianco ihr eine starke Aderläße gegeben hat. So bald man darüber ist fängt die Luft an, sich zu verfeinern. Die ganze Ebne ist ein erstandner Sumpf, wo noch viel todte Löcher und Gräben sind. Der Po, die Etsch, und Brenta so nahe bey einander und so gewaltige Ströme haben von je her hier alles verschlemmt. Das Land ist äußerst fruchtbar, und alle Bäume stehen voll Saft. Die Menschen richten sich in ihrer Bildung und ihren Sitten, wie überall, nach der Gegend; und die Kunst nach der Natur. Die Farbe, besonders der Frauenzimmer, ist hier weit blühender und zärter als in Florenz, Rom und Neapel, aber die Gestalten haben nicht die bestimmten reifen ausgeführten Formen. Man findet allerwegens die Gesichter von Tizian und Paul Veronese. Die Straßen gehen fast immer durch schöne Alleen von hohen Pappeln, Eichen, Ulmen, Weiden, Maulbeerbäumen. Die Ufer der Flüße und Kanäle sind sehr hoch gehalten, wie z. B. der Canale bianco, wo das Land daneben noch unter dem Bette des Flußes liegt. Die Menschen sind doch überhaupt immer die glücklichsten, die die schönsten Gegenden bewohnen, und wenn sie ihr Glück auch nicht erkennen. Sie haben immer an und für sich frohere Gefühle als die andern, und ihre Freuden sind natürlicher und abwechselnder; sie leben mehr an Leib und Seele. So z. B. die Neapolitaner, Römer, und die Bewohner von Terni und Spoleto und Fuligno gegen diese Geschöpfe der ewigen Ebne, die keinen Auf und Untergang fühlen, kein Element in hoher Bewegung, keine Kontraste von

Berg und Thal, Wildniß und Wasserstürzen und ruhigem Lauf des Stroms und gepflegtem Lande. Nur die Verzweiflung, die äußerste Noth kann Menschen antreiben, sich in ungesunde Luft, schlechtes Wasser und Sumpf und Koth einzunisten. Ich glaube viel eher, daß sich die ursprünglichen Welschen hieher flüchteten vor ihren Feinden, als daß Antenor und andre Trojaner und Griechen sich hier sollten angebaut haben; Völker die die Glückseeligkeiten eines reinen ergötzenden Klimas zu wohl kannten.

Unterwegs bis Monte Selice einige Landhäuser von guter Architektur; und ein schönes Gut terra Pisana, dem Hause Pisani gehörig, wo vor der großen Thür eine der herrlichsten größten Ulmen steht. Die Alleen von da an müssen einem Deutschen ungemein gefallen, auf den die schönen heroischen Conturen der nackten Gebürge von Tivoli und Terni noch wenig Eindruck machen, der das reiche Gebiet der Natur und ihre höhern und mindern Vollkommenheiten noch nicht kennt.

Zu Monte Selice sind zwey ausgebrannte Vulkanen, Monte Selice, worauf jetzt ein Venezianischer Edelmann Todo wohnt, in einer festen Burg auf dem Gipfel. Und der andre heißt Monte Ricco. Die Aussichten reichen von da sehr weit, e quand il sol é pulit e il ciel seren sieht man Venedig vor sich da liegen. Der Berg Selice ist oben sehr pittoresk, aus dem alten Gemäuer wachsen Büsche und Bäume, und Pignen und Ulmen streben auf den Seiten hinan. Im Ort sind 7 Kirchen, gerad nach den sieben Hauptkirchen in Rom getauft; alsdenn noch 3 andre und vier Hospitia; und er enthält bis neun tausend Seelen.

Die Pfirsiche und Birnen sind hier fürtreflich, und auch die Melonen; die erstern weit besser als zu Rom und Neapel. Der Reis ist hier in höchster Vollkommenheit, und sie bereiten ihn so gut, wie die Türken und Araber ihren Pillao. Der Käse ist lauter Parmesaner und frisch und saftig. Die Fische kommen aus der Etsch und den Kanälen, und haben einen faulichten Geschmack.

Die Figuren der Menschen sind meistens schlank, und leicht; wohlgenährt und voll Grazie in Bewegung und Gebehrden. Ihre Sprache haben sie sich ganz eigen gebildet, und die Wörter zeugen von einer fettigen Zunge, die nicht alle Sylben hervorbringen kann, wie ein bey einem guten Gelag etwas berauschter.

Uebrigens merkt man gar leicht, daß eine bessere Regierung da ist, als päbstliche. Alles ist munter, hat Keim, und sieht lebendig aus, nicht lazarethmäßig wie in Bologna und Ferrara.

In der Gegend ist eine große Menge Rindvieh, und die Bauern pflügen meistens mit vier paar Ochsen.

Nachmittags um zwey Uhr in der größten Hitze abgereist. Monte Selice ist die Hälfte des Bergs unten herum gebaut; die andre oder nördliche Seite ist ganz voll schöner Bäume. Der Weg geht längst einem Kanal vorbey und rechter Hand ist das Land stark mit allerley Bäumen besetzt. Linker Hand gehen die Vulkanen Reyhen und Wand weise fort, wovon der Monte Selice den Anfang macht. Bey dem Landgute Obizzi sehen sie fast aus wie die Somma am Vesuv; nur daß es

kleine niedre Hügel, Maulwurfshaufen gegen ihn sind. Das Casino der Obizzi ist wie eine Festung gebaut, mit Zugbrücken und allem Zugehörigen; kindisch. Gleich darauf folgt linker Hand ein andres Casino, elend und jämmerlich, was aber viel Lerm macht; es ist als ob man eine moderne Zeichnung auf dem Papier sehe. Der Garten ist völlig leer an allen Bäumen, aber dafür voll so wie das Haus erbärmlicher Statuen. Diese zwey Casini folgen nach dem Dorf Battaglia. Nicht weit von Mezza via ist aber ein sehr schönes Casino mit einer Fassade von Jonischen Säulen. Alsdenn folgen noch einige andre, worunter eins mit einem herrlichen kleinen Hayn der allerhöchsten Ulmen, dergleichen von dem südlichen Theil Italiens an bis hieher nicht zu sehen sind. Die Ufer sind überall mit herrlichen Bäumen bewachsen und so geht es fort bis an Padua. Es ist aber lächerlich wenn man sagen will, diese Gegend sey ein Paradies, sie ist vielmehr ganz holländisch, wenn man die kleine Maulwurfswand von Vulkanen und die eigenthümlich welschen Gewächse wegnimt.

Den 2. August.



adua ist ein altes Nest, wo die Häuser mit ihren großen und kleinen, engen und weiten Hallen und engen und weiten Straßen gerad aussehen, wie Schlupfwinkel Vertriebener. Man sagt, die Luft sey gesund, und sie mag es auch seyn, in Vergleichung mit Ferrara; das Wasser aber ist so dick, daß man es mit den Zähnen beißen muß. Uebrigens ist es doch ziemlich lebendig, ohngeachtet der Größe, gegen Bologna und Ferrara.

Die Kirche S. Giustina ist eine der fürtreflichsten von ganz Italien, und eine der schönsten im Kreuze. Sie macht großen Eindruck, wenn man hinein geht, und noch mehr, wenn man sie vom Hauptaltar an betrachtet. Alle Theile gehen leicht zu einem Ganzen über; dieß macht, weil nur ein großes weit gewölbtes Schiff ist, und die andern Gänge theils dahinein gehen, und theils mit den Seiten Kappellen correspondieren. Die Enden des Kreuzes sind rund. Die Pfeiler, die die Kuppeln und das Gewölbe tragen, sind leicht, und lassen den Zuschauer den weiten freyen Raum herrlich genießen, und sind zugleich bequem für den Gottesdienst, und Betrachtung des Ganzen und der Volksmenge. Das Altarblatt von Paul Veronese will wenig bedeuten, es ist eine verwirrte Composition.

Die drey Frescogemählde von Tizian in der Scuola del Santo sind jugendlich Meisterwerk voll wahrer Köpfe; und mit wunderbarer Dreustigkeit und Fertigkeit ausgeführt. Das Weib, das erstochen wird, hat eine glückliche Stellung voll Reiz und Schönheit. Die Landschaften in allen dreyen, ob sie gleich von der Zeit ausgewittert sind, haben doch noch eine frappante Bestimtheit und Wahrheit im Baumschlag, den Felsen und Wasser; die Lüfte sind zu ausgewittert. Die Gewänder sind etwas bunt, wie bey allen Venezianern, um Farbenpracht zu zeigen. Beine und Hände wenig ausgeführt, und meistens schlecht gezeichnet.

S. Antonio selbst mit der Menge Kuppeln sieht von fern aus wie ein Nest Eyer; und die Kirche innen hat gar keine Einheit, so sind die Verzierungen angeflickt.

Der runde große Platz prato della Valle vor S. Giustina wäre herrlich und einer der ersten in der Welt, wenn er nicht so leer und so schlechte Häuser darum wären. So ist er mehr einem Anger gleich, um den ein Fluß herum läuft; die Buden mit ihren hölzernen Säulen bleiben kleinlich in Vergleichung mit dem großen Platze. Schade daß gar kein Baum darauf ist. Die Statuen sind eine löbliche Anstalt, aber armseelige Arbeit. Der bloße gute Wille bey einem öffentlichen Monument bleibt am Ende immer lächerlich.

Um zwölf Uhr welsch auf der Brenta nach Venedig abgefahren. Die Ufer derselben sind lieblich bewachsen, und die Fahrt darauf deßwegen angenehm. Ueberall auf beyden Seiten sind eine Menge Lusthäuser der Venezianischen Nobili, die aber meistens von mittelmäßiger oder schlechter Architektur sind, ein paar kaum ausgenommen, als den kleinen Pallast de Contarini dei Scrigni, wo eine der höchsten weiblichen Pappeln steht, die ich je gesehen habe.

Der Pallast Pisani ist von großem Umpfang, aber mittelmäßiger Architektur. Das Wäldchen im Garten von Pommeranzen, Citronen, Lorbeer und andern Bäumen ist das schönste. Der Flecken Stra (terra grossa), ist am meisten mit Lusthäusern besetzt, das Ufer macht eine Straße lauter solcher fast anderthalbe Miglien aus. Grimani, Contarini, Grimaldi, Farsetti, die vornehmsten wohnen da. Obgleich die Architektur nicht gut ist, so haben sie doch immer eine Idee von Pracht oder Lustsitz. Die Ufer sind immer fort bewachsen, und so schön, als sie auf einem ebnen Lande seyn können. Die Brenta fließt langsam, doch hat sie noch immer Zug genug. Ihr Wasser ist nicht so unrein wie der Po, und noch heller, als das der Etsch. Gerad ein Floß von Brennholz für die Glasöfen angetroffen, meistens Pappelnholz von Bassano; die Venezianer nennen ein solches Floß Satara, und zwey Mann allein regieren es. Es ist doch so lang wie eine ziemliche Straße, etwa dreyhundert Schritt, und zehen bis 15 breit. Die Lusthäuser haben meistens eine Vorhalle mit Colonnen, nehmlich die prächtigsten. Die Verzierungen sind oft ganz erbärmlich, als die Obelisken, und abgeschmackten Figuren auf den Dächern, und Mahlereyen an den Fassaden. Einige fallen auch ein, und ruinieren, als der Pallast Gradenigo. Die Familie hat indessen andre, und bewohnt diesen nicht mehr; er steht über Dolo, terra grossa puol.

Von Mira an werden die Palläste schöner, und es sind einige darunter von meisterhafter Architektur, als der Palast Foscari mit einer Halle von Säulen, und weitläuftigen Nebengebäuden, von welchem man den Palladio für den Baumeister ausgiebt, welches er auch seyn kann. Der Pallast Giovanelli scheint nach ihm gebaut zu seyn, doch hat er die Nebengebäude nicht, ist selbst nicht so schön, und ins schlechte verändert, und hat die erbärmlichen Obelisken auf dem Dache. Noch vor dem Pallast Foscari ist ein herrlicher Pallast, von dem ich aber den Baumeister nicht erfahren konnte. Er ist im großen und prächtigen edlem Styl gebaut.

Venedig von der Brenta sieht aus wie ein endlich sichrer Zufluchtsort von dem Lande weggeprügelter, und weggescheuchter furchtsamer Hasen; die sich hernach groß und zu geflügelten Löwen gemacht haben, als die Feinde ihnen übers Wasser

nicht nach konnten, und sie von fern sicher sehen mußten. Eine unüberwindliche Festung ists gewiß, weil durch die Sümpfe nichts anders als kleine Barken anländen können. Schön ist es nicht; die spitzen Thürme, und paar Kuppeln sind ein Elend gegen Rom, Neapel und Genua. Es ist ein unzukommlich Hasennest; aber eben weil es unüberwindlich, und unzukommbar ist, trägt es, vom unendlichen Meer umgeben, eine gewiße Majestät an sich. Näher sieht man nur kleine Fenster im verwirrten Gewühl und häßliche Mauern. Die Giudecca hat allein Grün und sieht lebendig aus; alles andre sieht aus wie auf einem platten Felsen im Meer gebaut; oder wenn man will wie hohe wunderbare Schiffe mit Ankern im Meer fest gehalten. Im großen Kanal sind einige prächtige Gebäude, die von dem ehemaligen Reichthum zeugen. Darunter prangt hervor der Pallast Pisani, S. Stefano, ein königliches Säulen Gebände auf die härtesten Felsenquadern gegründet, welches wirklich von unendlichem Reichthum zeugt. Der Pallast Barberigo ist gleichfalls herrlich, nur nicht mit diesem zu vergleichen, und noch drey oder vier andre bis an Ponte Rialto von dieser Art. Alle haben Säulen, und einige mit Pilastern abgewechselt, meistens canneliert, und unten ist Rustik. Die Fenster sind fast immer oben im Bogen, woran man sich gewöhnen muß; denn sie haben keine gute Proportion, und sind zu hoch und zu schmal. Ponte Rialto ist weiter nichts als eine doppelte Treppe übers Wasser; wer die Eigenschaften einer schönen und vollkomnen Brücke daran sucht, nehmlich daß sie ein fortgesetzer bequemer Weg seyn soll, kann lange herumschauen. Ein Kunststück von Mechanik bleibt es aber wegen der schweren Maße, die beyde Ufer unbeweglich fest halten. Der Bogen mag ohngefehr ein Drittel vom Zirkel betragen, und macht von unten ein majestätisch Gewölbe. Die Steine sind alle schier von gleicher Größe, di pietra d'Istria. Zum Aufsteigen sind 29 Stufen, und zum Heruntersteigen nach der Börse 36 zusammen 65. Doch sind die Ruheplätze so schön und natürlich angebracht, daß man die Stufen nicht sehr merkt.

Den 3. August.



Im Sommer tragen die Venezianer weißseidne Mäntel, tabarri, im Winter roth scharlachene. Die Weiber gehen aber beständig im Zendale. Dieser kleidet sie sehr gut, und eine mittelmäßige Schönheit hat davon vielen Vortheil. Aber eine von den ersten sieht weit reiner und vollkomner im bloßen Haar aus.

Im Pallast des Dogen oder der Republik sind die wichtigsten Gemählde der Venezianischen Schule beysammen, einige der größten Meisterstücke ausgenommen. Man kan mit dem fürtreflichsten der Kunst leicht in einem Tage fertig werden in Venedig.

Der Saal der Pregadi ist ein ganz herrlicher und prächtiger durchaus, ob er gleich nicht groß ist. Paul Veronese hat die ganze Decke gemahlt, das große Gemählde über dem Thron, und wahrscheinlich auch das rechter Hand beym Eingang. Die übrigen an den Wänden sind von Tintorett, bis auf den Fries, welcher lauter

schöngemahlte Buben von Paul Veronese enthält. Es sind bis auf ein paar Stücke alles Allegorien, wozu sich die Art von Paulen fürtreflich schickt; Conzerte von Farben, ohne bestimte Gedanken und Empfindungen in Menschenstimme, wie Raphael mahlte. Die Pracht und Natur in Stoffen und Gewändern erscheint hier in höchster Vollkommenheit, und keiner hat es weiter getrieben. Welch ein wunderbares Gewand ist das Weiße des Glaubens! Der Kopf des Generals ist sehr brav gemahlt, und die Zusammenstellung der Figuren thut einen reizenden Effect. Sein Nackendes ist immer sehr blühend und völliglich, und kräftige Jugend; auch die Formen haben eine einnehmende Frischheit und lebendige Manier, ich sage Manier.

Im Tintorett ist viel Feuer in den Gruppierungen und bey manchen Köpfen ein Tizianisches Kolorit. Seine Gestalten außer Porträten sind gleichfalls nur Manier. Ueberhaupt kenn ich keinen Venezianer, der die Gabe gehabt hätte, Gestalten zu schaffen; im hohen der Kunst stehen sie tief unten.

Der Tizian, Christum [!] bey den Jüngern von Emaus, ist ein Meisterstück, und das beste im Pallaste. Christus hat einen fürtreflich gemahlten Kopf mit einer etwas übermenschlichen wunderbaren Miene, und der Moment im Ganzen ist, wie sie ihn gerad erkennen. Die zwey Jünger sind treflich charakterisiert; der eine ist vor Verwunderung ganz außer sich, und zeigt es in Stellung des Kopfs und Bewegung der Hände; und der andre fängt an anzubeten; die übrigen machen ebenfalls Gesichter der Verwunderung. Treflich gemahlt und harmonisch durchaus voll Natur. Sein großer Christophel mit dem kleinen Jesus über einer Treppe al fresco ist gleichfalls und noch mehr ein Meisterstück von warmen natürlichem Kolorit; besonders sind die zwey Köpfe ganz göttlich, und lebendig in täuschender Einheit....

Die Markuskirche hat doch mit ihren fünf Kuppeln im Kreuze etwas feyerliches, und ihre Sechstelbogen erheben; im Ganzen herrscht altväterisches, was gut zu unserm Glauben paßt. Der Kreuzgang ist sehr breit und der Chor sehr erhöht; dieß giebt ihr Einheit.

Der Bellino zu S. Zaccaria ist ein sehr interessantes Stück für die Geschichte. Die Venezianische Schule hat einen sehr braven Vorsteher gehabt. In den Figuren ist eine ähnliche Art Styl, wie bey Peter von Perugia, nur noch mehr Wahrheit und etwas Größeres. Welch ein Kopf ist hier der Alte linker Hand! er würde Tizianen selbst Ehre machen so kräftig ist er gemahlt und so warm und feurig...

Der Tizian in S. Giovanni e Paolo ist sein Triumph und das höchste, was von ihm ist und überhaupt das fürtreflichste was von Mahlerey die Venezianische Schule aufzuzeigen hat. Das Stück ist voll Natur und Schönheit; und macht ein entzückend Ganzes. Die Scene schon ist äußerst lebendig; wie herrlich die Landschaft, welche Localfarben haben nicht die schlanken Stämme der hohen Kastanienbäume! wie verliert sich das Land in ferne blauen Felsen! Der Mörder ist voll Feuer und Mörderausdruck und Räuberischem Wesen in Gestalt und Stellung und jeder Gebehrde bis auf die Kleidung und sein Kolorit. Der Heilige

hat ganz das Entsetzen eines Ueberfallenen, und eines guten weichen Mannes der sein Leben banditenmäßig verliert. Auf seinem Gesicht ist die Bläße der Todesangst; und mit welcher Natur in der Lage ist er niedergeworfen! Der, welcher flieht, ist eben so täuschend in allen Theilen, und ein Bild der Todesangst. Die drey Figuren machen einen fürtreflichen Contrast in Stellung, Charakter und Kolorit, und Gewändern. Das Nackende ist meisterhaft, und die Beleuchtung und der Ton im Ganzen unter und neben und zwischen den Bäumen hält es schön beysammen. Zwischen den Bäumen schweben zwey Engelchen von höchster Schönheit, besonders hat der rechter Hand eine reizende Schwebung und das lieblichste lebendigste Fleisch.

Und doch wie wirft Natur alle Kunst über den Haufen! gleich daneben kniete eins der schönsten Venezianischen Mädchen, eine wahre Laura, nur reizender und heitrer und natürlicher. Welche Freyheit und reine Süßigkeit in ihrem Blick! und welch ein Geist im Zug ihrer netten festen Nase hervor, und welch ein Zauber Götterbeglückendes Wesen in ihrem Mund! Die Brüste wie zart empor schwellend! ihr Leib wie schlank zur seeligen Umarmung! So ein Geschöpf wirft bey einem Natursohn Römische Göttinnen auf die Seite. Das Weib ist nicht gemacht zu herrschen, sondern zu beglücken, und selbst glücklich dabey und dadurch zu seyn. Ich habe in meinem Leben wenig Frauenzimmer gesehen, die eine ähnliche so bestimmte ausgezeichnete und feste und himmlisch heitre geistige Form in allen Theilen gehabt hätten. Sie wohnt bey Maria Formosa, ihren Namen hab ich nicht erfahren können. Unter ihrem Zendale hatte sie eine rothe Schnürbrust.

Die Fahrt auf dem Canale Grande ist sehr angenehm und frey durch die schönen Gebäude und Palläste, die die Spuren der Unüberwindlichkeit, Unverbrennlichkeit und des Reichthums der ehemaligen Zeiten in ihrer Bauart an sich tragen. Der Pallast Grimani ist einer der schönsten nach dem Pisani di S. Steffano.

Das höchste Meisterstück des Paul Veronese in einem andern Pallast der Familie Pisani Moretti auch am großen Kanal bey S. Polo. Es stellt die Familie des Darius vor beym Alexander und seinen Helden. Man könnte dieß den Triumph der Farben nennen, mehr Harmonie, mehr Pracht, mehr Lieblichkeit derselben ist nicht möglich schier zu zeigen. Außerdem herrscht noch Wahrheit und Natur in allen Köpfen, die meistens Porträte sind. Wenn man nicht an die alte Geschichte denkt, und glaubt, es wäre der Sieg eines Helden der neuen Zeiten, so ist es ein wahrhaftes Meisterstück. Die Architektur im Hintergrunde giebt den Ton zum Ganzen, und es gehörte ein Genie und ein so tiefes Gefühl im Auge von Farbe und Pracht und Harmonie derselben dazu, wie Paul hatte, um auf einem solchen weißen Grund die Gesichter und Stoffe so hervorgehen und leben zu lassen. Die Gruppe der vier weiblichen Figuren, die der Alte in eine Pyramide bringt, ist durchaus reizend, und die Gesichter sehr lebendig und von wunderbarer Frischheit. Alexander hat einen schönen Jünglingskopf, der freylich eher Damen gefallen kann, als die Welt bezwingen. Daß er ganz bis auf die Füße von oben herab in Purpur überein gekleidet ist, ist zu einförmig und macht einen großen rothen Fleck

bey längrer Betrachtung; doch hebt es ihn als Hauptfigur hervor. Der Held, Parmenion soll es vermuthlich seyn, hat einen herrlichen Kopf und ein zauberisches gelbes Gewand. Die Prinzessinnen haben schön geflochten blondes Haar. Der Großen Figuren mögen etwa zwanzig seyn, noch guckt herein ins Gemähld ein fürtreflicher Pferdskopf auf der linken Seite; und auf der rechten sind noch einige herrliche Köpfe von Zuschauern. Auf der Ballustrade oben sind eine Menge Figuren im Hintergrunde, aber natürlich ganz klein und schwach gehalten. Man kann dieß wohl das prächtigste und zauberischste Gemählde nennen, was Farben betrift, in der Welt; mit jedem Blick quillt neuer Genuß daraus fürs Auge ...

Die Venezianerinnen sind gewiß reizende Geschöpfe und ganz gemacht zur Wollust. All ihre schönen Gesichter haben etwas brennend süß gefälliges, und äußerst feines; besonders sind ihre Nasen schön, so wie bey den Römerinnen die Augen. Die Form ihres Gesichts ist meistens länglicht. Sie haben eine sehr zarte Haut und ein blühend Kolorit, weil sie nicht in die Sonne kommen. So bald sie nur einen Jüngling ansehen, scheint eine bräutliche Schaamröthe um ihren Mund herum in einem wollüstigen Lächeln aufzugehen, als ob man sie schon vor dem Bette halb entkleidet vor sich hätte. Alles stimt auch bey ihnen auf den Hauptentzweck, die Wollust, bis auf ihre Gondeln, die die vollkommenste Lage zum bequemsten Genuß anbieten;... Es ist das größte Unglück für sie, daß das Venerische Uebel hier eingedrungen ist, wofür sie sich nicht hüten können, und welches in der gesalzenen Luft gräuliche Verwüstungen anrichtet, besonders an den Nasen; und man sieht eine Menge ohne dieselben herum gehen. Der Rath läßt jedem in diesem Punkt Freyheit, und bietet sogar die Hand dazu. Die Nobili, die herrschen und den Hauptgenuß haben, müssen immer auf Zeitvertreib für ihre Unterthanen denken, damit sie in Ruhe bleiben.

Die Hospitäler sind ein Meisterstück guter Politik. Sie dienen zu doppeltem Zweck, zu einer Pflanzschule wohlunterrichteter Menschen, und zum Vergnügen der ganzen Stadt und Nazion. Von Menschenstimme geht in Venedig gewiß nicht so leicht etwas verloren, und die vollkomne ist eben so selten, als das Genie; es sind besondre Gaben der Natur. In diesen Hospitälern waren immer die größten bekannten Meister, und suchten die Stimmen aus, und gaben Unterricht, als Hasse, Galuppi, und andre. Es ist zum Erstaunen, wie z. B. die Mädchen alli medicanti ihre Musiken aufführen; alles ist wie gegossen, so stimmt alles zusammen, und so männlich und klaßisch ist die Aufführung. Es ist eine wahre Herzenslust die jungen reizenden Kinder nach einander wie die Nachtigallen auftreten und mit einander wetteifern zu sehen. Das Herz wird zärter und fühlbarer, wenn man sie hört, und man genießt im Taumel sein Daseyn weg. Das andre Geschlecht hat gewiß mehr Natur zu dieser Kunst, als die Männer, denen sie zu sehr bloßes Spiel und fremd bleibt. Welch ein Contrealt ist die Bianca Sacchetti! und mit wie viel Grazie und ächtem Gefühl ziert sie ihre Melodien aus! ich habe nie eine so volle reine Stimme bey so vollkommener Kunst gehört; kein Ton und Tönchen falsch, keine Manier fade; alles wirkt auf Herz und Ohr. Und die

Sklavonierin Antonia Lucovich ist ganz Gefühl, bey dem kurzem Umpfang ihrer Stimme entzückt sie doch das innre und treibt es herum mit ihrem griechisch süßen und silbernen Ton. Ach! ich denke noch immer mit Wonne an den Psalm, den sie in der Charwoche bey der Aussetzung des Santissimi in der Nacht mit bloßer Begleitung des Basses sang; ich hätte eine ägyptische Zwiefel bey dieser hohen Feyer anbeten können. Und welch eine junge wahrhafte Nachtigall ist die Johanna Pavan, so recht ein junger Baum im saftigsten Zug! welch ein Metall von einer mächtigen Stimme! Diese wird noch Wunderwerke, wie eine Heilige, und mehr als irgend eine verrichten. Und ähnlich ihr die launichte Theresia Almerigo. Schade, daß die Marchetti durchgieng die lyrische Schwärmerin, und nach ihr die Giuliana, eine schier gleiche Zauberin. Wie füllt noch meine Seele an ihr Stabat mater! und ihr hohes Lied Salomons, und ihre Judith und so viel andre Sachen. Venedig ist doch ein rechter Wonnesitz, wenn man diese Dinge alle zusammen nimt, und sich Freunde macht. Ein sichrer Ruheplatz zum Genuß des Lebens gegen die Einfälle und Verstörungen aller Barbarey.

Den 4. August.



Im Pallast Farsetti ist die reichste Sammlung von Abgüßen der Antiken und der besten Neuern Statuen. Man kann hier sehen wie weit noch ein Abguß vom Original absteht; Es gehört ein großer Meister dazu, um ihn nur erträglich zu haben, denn es ist äußerst schwer, die vielen Stücke richtig zusammen zu setzen. Die Gesichtsgestalt, wo es auf die unmerklichste Veränderung ankömt, geht meistens verloren, und es kommen Fratzen heraus; z. B. hier die Venus, und der Farnesische Herkules und andre. Die Venus hat hier gar kein Gleichgewicht und stürzt augenscheinlich vor sich hin. Und alsdenn ist gar kein Merkmal des restaurierten, und man weiß bey diesem nicht, ob es etwa der Fehler des Abgießers seyn könnte. Mit einem Wort, es sind doch weiter nichts, als Uebersetzungen, und es fehlt ihnen überhaupt das lebendige, weiche, fleischerne des Marmors und die Art des Künstlers zu arbeiten, wo oft selbst die Meißelschläge starke Wirkungen machen. Der Abguß trägt immer das todte der zu mechanischen plumpen Arbeit an sich ...

Das größte und fürtreflichste Gemählde, was Tizian vielleicht je gemacht hat, ist in der Scuola della Carità. Pracht und süßer Zauber für Augen und Seele. Die Geschichte ist, wie die kleine Maria, die Muttergottes als Kind zum Tempel geht. Der Tempel ist von einer feyerlichen majestätischen Architektur. Sie ist oben auf den Stufen, und steigt die letzte Treppe hinan, von Glanz umgeben, und ein paar trefliche Priester kommen ihr entgegen. Vor den Stufen unten sind ein halbdutzend Weiber, worunter die heilige Anna im rothen Gewande, mit ausgestreckter Rechten nach ihr zeigend, und neben ihr ein Frauenzimmer in herrlichem Wuchs und reizender Stellung in Georgianischer Tracht, welche die glücklichste Wirkung mit ihrem weißen Gewande hervorbringt. Auf den Stufen selbst stützt sich ein Kerl auf, dessen Kopf wie wirklich lebendig hervorgeht, und vor der Treppe kniet ein

Weib, das neben sich einen Korb voll Eyer stehen, und auf der andern Seite ein paar Hüner liegen hat; und einen unvergleichlichen Contraposten macht, und die zu einfache Masse der Treppe schön vermannichfaltigt, gleichfalls wie wirklich. Nach dem halbdutzend Weibern kömt ein Zug Männer, die meisten Porträte, worunter der vorletzte Tizian selbst ist, welcher einem Weib mit einem Kinde ein Almosen in die Hand drückt, ein Kopf von Herkulischer Kraft und Tiefsinn und Klugheit. Hinter den Männern steigen zwey Felsen ungeheuer auf, und Land und fernes Gebürg, und von Landschaft hab ich nie etwas gleiches fürtrefliches bey einem andern Meister gesehen; es erhebt die Seele und führt sie weg auf die höchsten Gipfel der Alpen in die ewige Heiterkeit. Der Tempel oben ist voll Zuschauer. Mit einem Wort, es ist das vollkommenste Meisterstück der Mahlerey zu Venedig was Farbenzauberey und Lieblichkeit der Vorstellung betrift. Die Ermordung des Peter Märterer steht nur durch den tragischen Ausdruck, und Hoheit der Geschichte darüber. Diese zwey Stücke setzen den Tizian unter die ersten Meister, die je gelebt haben. Der Saal ist von Palladio gebaut, und ein rein klaßisch Werk.

Der Pallast Cornaro von Palladio am Kanal, nicht weit von der Carita, ist der beste in Venedig, und nach dem Pallast Farnese vielleicht der fürtreflichste in der Welt. Die Fassade mit ihren Jonischen und Korinthischen Säulen und bäurischem Unternstock strahlt mehr noch und macht einen glänzendern Eindruck als selbst der Pallast Farnese. Wenn dieser dem Caesar gehörte, so müßte der von Cornaro der Kleopatra seyn. Ein wahres klaßisches Werk, wo nichts zu viel und nichts zu wenig ist. Die Fenster sind edel verziert, der Hof mit den Pilastern nach den drey Ordnungen über einander licht und rein, und das Dach oben von vier Seiten ganz Natur.

Die Kirche S. Giorgio Maggiore ist im griechischen Kreuz gebaut, und hinter der großen Altarseite geht noch der Chor weiter. Die Fassade ist doppelt in einander, leicht wie verschmolzen. Vier Säulen tragen das Schiff, und niedre Pilaster sind für die Nebengänge, und ziehen sich mit ihrem Gebälk durchs Ganze. Die Kuppel hat innen und außen die reinste und schönste schier halbe Zirkelform. Der Kreuzgang und der Chor enden sich rund. Das ist die schönste Kreuzgangskirche, die ich noch gesehen habe; die Gleichheit der Seiten giebt ihr fast die Zirkelsimmetrie, und die Maßen, die in die Diameterräume desselben hinein gehen, geben ihr etwas unendliches. Das Kloster selbst ist schön gebaut, und hat ein paar fürtrefliche Höfe mit Säulen.

Im Speisesaal ist das berühmte Hochzeitmaal von Paul Veronese; ein Stück von viel Laune, und die Geschichte ist darin erzählt wie eine Spanische Romantische Novelle. Christus mit seinen Aposteln als das Unbekannte sitzt am Tische im Mittelgrunde, und unbedeutend, bloß deswegen, weil er da seyn muß. Die Hauptfiguren sind ein Tisch mit Spielleuten, die auf lieblichen Instrumenten Musik machen. Paul spielt eine Viola d'Amour, Tizian den Baß, Bassano, Tintorett andre Instrumente. Sie sind meisterhaft gemahlt, haben trefliche Gestalten und passenden Ausdruck, und schön drappiert. Am Tische der Braut ist eine Sammlung

der ersten Menschen seiner Zeit; alles voll Chronikwahrheit und Laune; sie müssen ihm das Drama aufführen. Die Luft im Hintergrunde ist gar leicht und heiter, und schier Claudisch, so meisterhaft ist sie gemahlt und so wohl hat sie sich erhalten. Architektur und Gefäße und Speisen verzieren sehr gut. Die Beleuchtung ist etwas verwirrt, breitet aber doch das Stück aus einander, und scheint sehr natürlich.

Die Kirche al redentore von Palladio ist vielleicht, ohngeachtet ihrer Kleinheit, die schönste der ganzen Stadt. Er hat nur wie scherzend aus Nachsicht, wie ein großer Mann Kindern, ihr eine Art Kreuzform gegeben. Die Proportionen und Verzierungen, die Kuppel, die Altäre, der hohe Altar, die Kolonnen herum, der Chor, sind von der schönsten Reinheit, und ganz klaßisch. Man kan die Riße davon, wie von den andern angezeigten Werken des Palladio in verschiedenen Werken finden. Die Fassade ist fast wie zu S. Giorgio Maggiore . . .

Man kan Venedig nicht anders als eine Festung betrachten. Die Straßen sind oft so eng, daß kaum eine Person durch kann, und wenn Mann und Weib sich einander begegnen, so müssen sie sich mit den Rücken nach den Mauern, und vorn einander drücken, bis jedes vorbey ist. Sie haben keine andre lebendige Natur vor sich, als sich selbst, und der Mensch ist ihr täglich und stündlich Geschäft. Ihre Leidenschaften können nicht zerstreut werden, und concentrieren sich meistens in Liebe, weil wenige reisen, und Schiffarth treiben. Es wird denn hier auch geliebt, so sehr es der Mensch nur aushalten kann.

Nach Rom ist Venedig der erste Ort für die Baukunst; und hier ist nicht nur ein Styl, sondern man sieht darin die Geschichte derselben der neuern Jahrhunderte. Und so etwas ganz elendes, wie zuweilen in Rom, findet man hier nicht. Man sieht immer, daß ein Senat von vielen Personen herrschte; und nicht ein einzelner oft schlechter und elender Mensch ohne Talent und Geschmack.

Den 5. August.



Die Antiken auf der Markus Bibliothek bedeuten wenig. Das beste sind einige Büsten, als die des Augustus, noch in Jugend, voll Feuer Ausdruck und Leben; die der jüngern Agrippina mit dem Schleyer der Vergötterung; die des Hadrians in parischem Marmor, alles fürtrefliche meisterhafte Köpfe von der besten Arbeit. Unter den Statuen ist das beste ein Bacchus mit einem Faun, die gewöhnliche so oft wiederhohlte Gruppe. Die Köpfe sind besonders schön, und die Leiber von treflichem Fleisch, frey und leicht im Meißelschlag; die Beine aber haben keine so schöne Form. Einige starke Fetzen sind daran restauriert; sie gefällt mir weit mehr als alle die andern die ich gesehen habe. Ganymedes, vom Adler entführt; Gut im Ausdruck des Adlers, die Formen des Buben sind mittelmäßig, ein kleines vermutlich kopiertes Bildchen. Die Leda mit dem Schwan stehend in actu, ist noch weit herrlicher im Ausdruck, und wirklich fürtreflich; auch ein kleines Bildchen. Das andre ist zu zusammengeflickt, und meistens leere Waare zur bloßen Verzierung bey den Alten.

Die Bibliothek selbst ist ein schöner Saal und wohleingerichtet; der Plafond gut bemahlt. Unanständig bleibt es immer, die Leda mit dem Schwan, eine pure platte klare Unzucht, so an die Thür hin zu stellen; und zeigt entweder daß die Venezianer kein Gefühl für Kunstwerke haben, oder über alle Moral und Schaam in diesem Stück weg sind.

Die vier Pferde von vergoldetem Bronze, welches dem Kupfer sehr ähnlich sieht, sind vier fürtrefliche junge muthige Hengste. Die Köpfe sind verschieden, und jeder hat seinen eignen Charakter; sie sind so schön in ihrer Art, wie die Menschengestalten der antiken Statuen. Wer sie machte, hat ganz die lebendige Pferdsnatur und ihre verschiedenen Vollkommenheiten im Gefühl gehabt. Das herrlichste ist das rechter Hand, nach dem großen Kanal zu; man kann es nicht genug ansehen und sich daran freuen. Die Füße sind gleichfalls fürtreflich, und vom Leib an meisterhaft gezeichnet, gestellt und ausgeführt. Sie heben alle vier nur einen Vorderfuß, und die drey andern stehen, und der Pferdsgang hat gewiß diesen Moment, gegen die Meinung einiger Neuern. Sie schnauben und sind ungeduldig, daß sie im Zügel gehalten werden. Der Zügel war vermuthlich von Gold, oder überguldetem Silber, man sieht ganz deutlich noch die Spuren über den ganzen Kopf, und die Stange steckt noch in den Mäulern. Die Rücken sind eben so schön und die Brüste und ihre Zeugungstheile. Nur die hohen Hälse mit abgeschnittenen Mähnen können uns nicht wohl gefallen; der Hals ist wirklich zu stark, und zu hoch, und ragt zu viel über dem Kopf hervor. Das Ganze muß ein ganz königliches Werk gewesen seyn, und an Pracht alles übertroffen haben. Es ist lächerlich, wenn unsre jetzigen armseeligen Künstler behaupten wollen, die Alten hätten nicht verstanden, gute Pferde zu machen, und dieß aus ein paar Ueberbleibseln; da sie in den Olympischen Spielen liefen, wo die edelste und fürtreflichste Menschheit aus allen Jahrhunderten versammelt war, und die Römer unter den Kaisern völlig nach ihrer Schönheit rasten und im Stande waren, die Eigenschaften derselben schon aus dem Geruch ihres Mistes zu erkennen. Wer hat noch je eine herrlichere Ode auf ein Pferd gemacht, als Pindar! vermuthlich werden die Künstler nicht allein so tief gesunken gewesen seyn; wenn uns nicht auch das kleinste Fragment aus diesen Zeiten das Gegentheil in die Seele blitzte.

Der Löwe aus dem Hafen Piräus zu Athen vor dem Arsenal steht auf den zwey Vorderbeinen, und hat eine Stellung wirklich wie der König der Thiere. Die Formen der einzelnen Theile haben aber alle Oberfläche verlohren und sind dadurch unkenntlich geworden; der Kopf ist ganz verdorben, und ein großes Stück elend und jämmerlich vom Obermaul bis an die Augen eingesetzt. Die Zeit hat ihn zu arg zugerichtet. Unterdessen erdrückt doch seine Majestät alle geflügelte Puppen von grimmigen Markuslöwen . . .

Die Aussicht auf dem Markusthurm ist die beste um die ganze Lage von Venedig und die Einrichtung der Stadt zu überschauen, wenn man schon vorher an den meisten Orten gewesen ist. Von der Morgenseite sichert die Stadt vor dem Ungestümm des Meeres eine Menge seichts Land, und Untiefen, und verschiedene

große und kleine Inseln, die voran nicht bewohnt sind; von der Mittagseite hat die Natur von selbst einen Damm geworfen, der sich lang herum zieht, und Lido heißt, bewohnt wird, und stark mit Bäumen bepflanzt ist. Zwischen Palestrina und Malamocco ist der ungeheure Damm von Steinen angelegt um den Einbruch des Meers auf Venedig zu verhüten. Zwischen diesen Dämmen und der Stadt liegen die Häfen, der von Malamocco, oder Pavia, Canal Orfano, wo die Contumaz Schiffe sind, und dann der der Stadt selbst. Zu jedem ist schwer zu gelangen, wegen der Seichten und Krümmungen der Kanäle; und es sind besondre Führer dazu nöthig, die alles auf ein Haar kennen. Von der Abend und Mitternacht Seite ist das feste Land.

Das Arsenal mit seinem großen Umpfang, und einerley breitem Dach, und weiten Bogen macht einen majestätischen Eindruck am Ende der Stadt südlich. Die fünf Kuppeln der Markuskirche, der Markusplatz, der Pallast des Dogen mit den schrecklichen Gefängnißen unter den bleyernen Dächern; die herrliche Kirche S. Giorgio Maggiore mit dem schönen Kloster von Palladio und dem angenehmen Garten dahinter, die unvergleichliche von eben diesem Meister al Redemtore, und die ganze Giudecca mit dem Grün der Gärten dazwischen und dahinter machen eine reizende Aussicht, nebst den nahe und weit zerstreuten Inseln. Das Gewühl der Häuser der Stadt zeigt wunderbar altes und neues von manchen Jahrhunderten unzerstört von keiner feindlichen Wuth. Auf dem Thurm selbst sieht man durch die Stadt keinen einzigen Kanal wegen der Häuser, sondern nur die Inseln und das Meer herum, und den Anfang vom Großen Kanal, und den Kanal der Giudecca, die eigentlich nicht zur Stadt gehört, sondern eine besondre Insel macht.

Die Huren in Venedig sind ein Commerzartikel, und man schämt sich gar nicht zu ihnen zu gehen, oder welche zu halten. Jetzt sind sechszig Posten, jeden verkauft die Republik mit achtzig Zechinen, und er bleibt alsdann bey dem Hause, so lange bis Niemand darin ermordet wird, oder andre Umstände den Rath nöthigen, den Posten zu versperren, und die Fenster mit eisernen Gittern zu verschränken. Der Hausherr bezahlt hernach alle halbe Jahr elf Zechinen an die Republik. Dafür darf er denn in einem Zimmer eine Hure halten, und sie muß ihm allezeit die Hälfte vom Gewinn geben. Er beköstigt dieselbe, und giebt ihr eine Magd zur Aufwartung, für Kleidung Frisur und alles andre muß sie selbst sorgen. Was die Venerische Krankheit betrift, muß er hierbey auf seinen eignen Vortheil denken, und seinen Posten in keinen üblen Ruf kommen lassen. Wie schnell dieß abgewechselt werden muß, kann man leicht dadurch sehen, daß in dem Eckzimmer al ponte dei Assassini in einem halben Jahre allein funfzehn Mädchen nach und nach deßwegen abgeschaft wurden. Die wohlgebildetern haben ihren Posten im zweyten Stock, und stehen oder sitzen im Fenster worin aber nie Glasscheiben seyn dürfen, um ihre Zimmer zu unterscheiden. Sie bekommen etwas mehr, und man giebt ihnen gewöhnlich vier Lire. Für eine ganze Nacht bekommen sie das Doppelte. Die andern sitzen vor den Hausthüren, und deren Tax ist auf zwey Lire gesetzt.

Wenn die Mädchen hier einmal eingestellt sind, so dürfen sie nicht heraus, und in Gondeln ihre Wirthschaft treiben. Sie müssen immer allert und bey der Hand seyn, und niemals verdrüßlich... Sie sind meistens sehr naiv, und erzehlen einem leicht ihre Lebensgeschichte mit allen Umständen, wo die erste Entjungferung einen Hauptartikel ausmacht. Auch sind sie übrigens gut zur Unterhaltung, und gewitzigt und gewürfelt durch den mancherley Umgang mit verschiedenen Menschen, wo sich allezeit die Natur bis auf ihre geheimsten Theile sehen läßt. Man geht oft zu ihnen zum bloßen Zeitvertreib, und läßt sich ihr Nackendes zeigen, wo ein Künstler die Schönheit der einzeln Theile gut studieren kan; denn es giebt doch unter ihnen eine Menge reizender Gestalten, die sich überdieß Monat und Vierteljahrweise abändern. Und außerdem braucht man sie mit ihren Erzehlungen z. B. von ... Arten die Wollust zu genießen, wie eine Pucelle d'Orleans, oder ein ander witziges Buch. Um dieses Vergnügen zu haben, muß man aber schon Stoiker genug seyn, um sich wenigstens nicht so plump einzulassen, daß man das Venerische Uebel an Hals bekäme.

Uebrigens machen noch eine Menge Mädchen und Weiber die Courtisanen und werden zum Theil von den Reichen und Nobili dazu unterhalten; worunter so gar verschiedene Sängerinnen in den Hospitälern gehören. Mit diesen macht man Spazierfahrten in Gondeln; denn sie haben immer einen Gondolierer an der Hand.

Den 6. August.

Eine Purganz einnehmen müssen wegen eines heftigen Rhevmatismus; dabey das Werk über Venedig des alten Temanza gelesen, von welchem sich ein sehr interessanter Auszug voll herrlicher Nachrichten für Deutschland liefern läßt.

Nachts um zwey Uhr welsch abgefahren nach Padua. Herrliche heitre gestirnte Nacht, wo Jupiter und Mars wie Schutzgeister unsrer Sphäre näher schwebten. Warum so einen kleinen Punkt uns zum Genuß zu geben, und nach den unendlichen Welten uns schmachten zu lassen! wir sind wie lebendig begraben. Des Nachts sind die Ufer der Brenta noch lieblicher als am Tage; man merkt den Mangel der Fernen und Gebürge nicht, und hält sie wirklich für paradiesisch.

Gespräche der gemeinsten Leute in der Barke mit viel Vernunft über die Rußische Kaiserin, das Rußische Klima, wo man vor Kälte sich Gesicht und Nase bekleiden muß, die Großfürstin, superba bucerona, die verstorbne Kaiserin Maria Theresia, compagna dell' altra, ma buona. L'altra a attossicato il suo marito. Dem Großfürst, dessen Mutter nicht schön seyn kann, wenn sie ihm gleicht; me é par donna di talento che si fe stimare. pp. Venezianer Flüche: viso di cazzo, figlio d'una putana, sangue d'un soldo, maladetta mona, porca bucerona. Giudizio è una bucerata, ci vuol fortuna in sto mondo; giudizio senza fortuna è niente.

Den 7. August.

Um Mittag zu Padua angelangt, und gespeißt; wo der Nobile Modenizo mit seiner Familie aus Furcht vor uns, das Tischzeug samt dem Tisch vom Saal in sein Zimmer tragen ließ. Nachmittags um vier Uhr abgereist. Frische süße liebliche Luft vom halben Wege an, ganz herzstärkend und neu belebend, so daß alle Gedanken und Empfindungen elastischer hervorsprangen, nach der von Ferrara, Venedig und Padua. Herrliche Wiesengründe mit schönen Bäumen und Gängen von Reben wie Festons umfaßt. Sonderbare ungeheure Wolke, ganz mit brennendem Sonnenglanz eingefaßt neu zum Genuß, aber nicht für die Kunst, weil es wahrscheinlich ist, und wegen des Lichts derselben auch nicht den Effekt macht. Fürtreflichen Veturin, wie deutsche Extrapost so gut. Der von Florenz war äußerst gütig und sanft mit Menschen, peitschte aber seine Maulthiere, wie der ärgste Barbar; wunderbarer Kontrast und schier Widerspruch. Man zahlt gewöhnlich niemals mehr für zwey Personen auf den Tag als zwey Zechinen; man kann also die Kosten nach den Tagreisen leicht ausrechnen, ohne sich prellen zu lassen; auf die Person kömt eine Zechine, dafür muß er alle Weggelder bezahlen und zweymal die Kost des Tages. Unvergleichliche Nacht, wo der beynahe Vollmond immer mit uns gieng und uns durch die schönen Bäume begleitete, und Blitze von einem fernen Gewitter flamten lieblich dazwischen. In Vincenza machen die Leute schon nicht mehr so entsetzlich viel Worte, wie die Venezianer die die Neapolitaner, Franzosen und alle Welt darin übertreffen.

Den 8. August.

Unbegreiflich ist es, wie die Leute hier den Mangel guten Wassers nicht fühlen, und täglich und stündlich mit so schlechtem und dicken ungesunden leben, kochen, backen und haushalten können; zumal da sie den Weg zu einer Wasserleitung von den Zeiten der Römer noch vor sich haben! Eben so ists in Padua, die es leicht von Monte Selice oder noch weit näher her hohlen könnten. Man erkennt hier deutlich, wie viel Zeit es kostet, ehe nur eine Stadt von selbst sich aufkläret, da die dringendsten Bedürfniße und Nothwendigkeiten ihrem verkleinerten und verschrumpften Geist keinen Stoß geben. Sie bauen die prächtigsten Tempel und Monumente, wie zu Padua S. Giustina und S. Antonio, und zu Vicenza die reichsten Gebäude, und laßen sich täglich peinigen von faulem unverdaulichen Getränk, dem ersten Stück, was der Mensch nach der Luft am nothwendigsten braucht. Wo kein römischer Senat herrscht, da ist doch alle andre Regierung ein kleinliches, ohnmächtiges, prahlerisches und von Schurken bis zum Anspeyen lobgepriesenes armseeliges Wesen. Sparta und Rom wie prangt ihr hervor! und ihr andern alten glückseeligen Republiken wo der Geist noch groß und göttlich frey immer wirksam war, und sich durch alles irrdische Gedränge leicht kämpfte.

Fürtrefliches Frühstück, wie noch nirgends, königliche Zuckermelone, Pfirsiche,

reif wie ein funfzehnjährig Römisch Mädchen noch ohne Mackel und Flecken, ein halbduzend, und ein gut Glas Cyperwein von dem allerächtesten aus Venedig von acht und zwanzig Jahren; mit genommen.

Schöne Fahrt durch das reizende fruchtbare Land nach Villanuova; wo das beste gut frisch lebendig leichtes Wasser, und Reis war. Schon hier merkt man, daß man das sanftere Klima verlassen hat; und die Alpenwinde stürmen, und die Donner rollen fernen Gewitters.

Von Villanuova unterwegs gleich anfangs ein starkes Gewitter vor uns gehabt. Seltne Donnerwetter Luft, vor uns nicht weit eingeschlagen; der Wind den prächtigsten Effekt in den Bäumen. Wenige Meilen von Verona sieht man die Gebürge, wo die Alten Deutschen sich hineingenistet haben; die Welschen haben ihnen leicht die rauhen Felslöcher gelaßen, schon von fern erregen sie Grauen. Der ganze Weg von Villanuova bis nach Verona ist völlig deutsch, Wiesengrund mit Pappeln und Maulbeerbäumen eingefaßt, und andern Bäumen. Ein Deutscher muß da in der That wie in ein Paradies hineinkommen, der die höhern Schönheiten der Natur, und die die Kunst nachahmt, noch nicht recht gekostet hat. Die deutschen Gemeinden in den Bergen von Verona und Vicenz kommen wahrscheinlich noch von den Zeiten des Kaiser Max her, und vielleicht sind sie Ueberbleibsel zum Theil der Armee die Rom einnahm und plünderte, von denen wenige nach Hause kamen. Nach und nach hat sich Welsche Sprache und Aussprache damit vermischt.

Von Verona bekömt man ein groß Stück Mauer und ein paar Thürme mit einer Kuppel zuerst zu sehen, welches ohngeachtet wenig doch einen großen Effekt macht, besonders die lange Mauer mit ihren Zinnen.

Verona den 9. August.

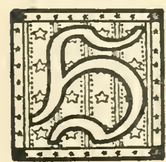

erona liegt fürtreflich unter den Tyrolischen Gebürgen, die es von ferne in einer Weite von 20 bis 30 Miglien majestätisch umgeben an einem schönen Hügel, der jungfräulich hier hernieder steigt, und worauf zwey Festungen angelegt sind. Die Etsch reißt sich, wie ein Alpenkind, wild aus dem Gebürg Wellen schlagend mitten durch in Schlangenkrümmungen. Es gehen vier Brücken darüber; von der ersten hat man eine herrliche Aussicht nach dem Gebürg und der Festung. Und die letztre, von den Scaligern angelegt, geht nach einer kleinen Festung hinan und hat drey Bogen von welchen der höchste letztre an der Festung eine erstaunliche Weite hat, die die des Ponte Rialto noch übertrift. Aber sie hat doch weder die Schönheit des Bogenschlags wie die des Palladio, noch die Gediegenheit der erstern. Unter dessen muß sie doch sehr stark seyn weil sie gegen den Schuß des wilden Stroms so lange gehalten hat. Die Mauern der Stadt sind sehr weitläuftig und müssen viel gekostet haben. Zwey Meisterstücke von Thoren sind an derselben, wovon das eine Porta Stupa verschlossen ist; man weiß keine andre Ursache anzugeben, als weil eben von hier nirgends wohin eine gangbare Straße führte, weder

nach Brescia noch Mantua, welches die zwey befahrnen sind. Es geht also gerade damit, wie mit den Brunnen zu Nürnberg und Mannheim. Andre sagen noch, daß das Thor so schön gewesen sey, daß man es nicht hätte wollen befahren lassen: ob dieß gleich lächerlich ist, so muß man doch gestehen, daß es in ganz Italien und folglich wahrscheinlich der ganzen Welt das schönste ist. Ein wahres Meisterstück, ganz klaßisch, wodurch sich S. Michele unsterblich gemacht hat. Es sind fünf Bogen, die dreyfach von innen fortlaufen. Das Gebälk hat nur erst den Dorischen Fries oben und es fehlt noch der Kranz; und es steht jetzt ein bloßes Dach mit einem Mauerwerk statt desselben. Die Verzierungen sind im besten Geschmack. Vermuthlich blieb es verschlossen, weil es wegen Umständen nicht fertig gemacht werden konnte ...

Das Amphitheater ist viel kleiner als das Römische, aber von innen wohl erhalten, und das verfallne gut restauriert. Man hat zwey Pforten in den langen Enden angebracht, wo sich die Herren hinstellen und die Päbste bey Gelegenheit ihren Seegen geben können. Von der äußern Einfassung steht nur ein Vier Bogenstück, wo man aber doch sehen kann, daß zwey Gallerieen oben herum gingen. Das Ganze enthält vierzig Reyhen von Sitzen; und hat 62 Eingänge. Man begreift dadurch leicht die Einrichtung des Römischen, und welche Ordnung die Vomiteria und die Gallerieen hatten. Unendlich größern Eindruck macht das Römische; es ist weit pittoresker und hat auch eine schönere Simmetrie. Ueberhaupt ist es an Majestät gar nicht mit dem Römischen zu vergleichen. Es ist von Pietro Rosso di Verona gebaut ...

Nachmittags nach Brescia abgefahren; den ganzen Weg bis nach Pesquiera die Sonne im Gesicht gehabt, so daß wir gar nicht aus dem Wagen sehen konnten; und sie warf auch noch so Feuer, daß nicht zu Fuß zu gehen war. Doch verloren wir nach einigen Uebersichten da und dort zu urtheilen sehr wenig; das Land ist steinicht, und wenig fruchtbar und ohne Hügel, und das Gebürg erscheint kaum in äußerster Ferne. Die Maulbeerbäume sind meistens entblättert und haben schlechten Wuchs. Etwa eine Miglie von Pesquiera erblickt man den See di Garda, einen der reizendsten vielleicht auf der Welt, so prächtig und schön erheben sich nach und nach die Gebürge dahinter herum in frischen zauberischen Farbentönen von dunkel und braun und Luft. Die Konture sind schon schroff winkellicht und hastig abwechselnd mit Zacken und Rissen, und die großen Massen ragen gigantisch einzeln gen Himmel. Unten liegt still und blinkend und ruheklar und hell der See in lieblichem, wollüstigen fruchtbaren Grün der Bäume und mildem Schooß der Erde...

Den 10. August.



Herrlicher Sonnenaufgang am Ende des Gebürgs bey Verona. Breit liegt der See da im Morgenduft, und die Berge im dünnen Nebel; ein leises Wehen kräußelt in der Mitte die Wellen und macht ihn lebendig, und weckt seine Schönheit wie auf; er zieht sich hinten ins Thal hinein. Die eine Insel liegt lieblich in röthlichen Strahlen

und sonnt sich. Eine Barke wallt leicht mit voll geschwelltem Seegel darüber hin. Die Häuserchen am Ufer allein scheinen zu schlummern mit ihrer Unbeweglichkeit, und weil die Menschen noch nicht heraus sind. Die unabsehliche Kette von Gebürgen liegt wie eine neue Welt da, als ob sie bestimt wäre, lauter Titanen zu tragen. Süßer röthlicher Dunst bekleidet glänzend den östlichen Himmel, und die dünnen wollichten Wölkchen schweben still um den heitern Raum des Aethers, worin die Vögel entzückte Flüge zur Luft machen. Der herrliche Gang von Cypressen verändert linker Hand vor Sirmion lieblich die Scene, und sie stehen schön beleuchtet. —

Der See ist wirklich einer der schönsten die ich je gesehen habe, so reizend sind dessen Ufer, und majestätisch und wild, und mit so vielem mancherleyen Farbenspiel und Licht und Schatten erhebt sich das Gebürg. Es ist eine Landschaft, von der Seite aus, wo man in das Thal hinein schaut, und Sirmion gegenüber steht auf dem Weg nach Desenzano, wie weder Poussin noch Claude je eine erfunden haben. Die Halbinsel Sirmion liegt in der That da wie der Sitz einer Kalypso, einer Alcina, um von da die ganze Gegend zu beherrschen, und hat das prächtige Theater von ungeheuren Gebürgen vor sich. Katull hatte völlig Recht davon zu sagen

Peninsularum, Sirmio, insularumque
Ocelle, quascunque in liquentibus stagnis
Marique vasto fert uterque Neptunus
Quam te libenter quamque laetus inviso.

So ist es in seiner schönen runden Form, die sich nach und nach erhöht, mit den herrlichsten Bäumen bepflanzt mitten in die See hinein. Die Beleuchtung war diesen Morgen ein hohes Zauberstück von Licht und Schatten, der Felsen stark im Lichte doch mit Dunst gedämpft, die Insel im Schatten machte einen reizenden Kontrast mit ihren mächtigen Localfarben, und so der See mit seinen wirklichen Meereswellen. Virgil beschreibt ihn meisterhaft

teque
Fluctibus et fremitu assurgens, Benace, marino.

Es gieng aus dem Thal des Gebürgs ein leichter kühler Wind, und die Wogen brachen sich ergötzend in weiten Schlägen über einander und schäumten. Das hintere Gebürg dämmerte fern hervor in süßem sanften Dunst. Eine wahrhaftige süße Melodie vom leisesten piano zum stärksten forte der brausenden Fluthen, von ungeheurer Höhe hernieder wallend. Auf Sirmio steht ein alter Thurm, wie der vom Palazzo vecchio zu Florenz, mit einem Gebäude von einer viereckten Mauer eingefaßt herum; nebst einigen Häusern. Die Rundung selbst aber der Halbinsel, die in die See geht, ist ganz Natur und schön bepflanzt, ohne Häuser, bis auf ein paar leichte Hütten.

Luneto liegt auf einem Hügel sehr luftig. Von hier fährt man noch 15 Miglien meist durch lauter Wiesen, die fast alle meist mit Pappeln und einige wenige mit Erlen eingefaßt sind. Sie blühten alle, und müssen gute Milchkräuter tragen.

Neben fließt immer entweder ein kleiner Bach, oder Fluß. Die Hügel und Berge ohnweit Brescia machen die Gegend äußerst reizend. Das Volk ist lustig, wohlgenährt, und Weiber und Männer haben gewöhnlich eine gute Bildung, und einzelne sind sehr schön, und hier und da findet man wirklich Großes und erhabnes in den Gestalten. Wie wir nach Brescia kamen, war gerad die Kirche irgendwo aus, wo mußte gepredigt worden seyn. Alle Straßen waren voll Leute, und die Stadt macht einen starken Kontrast mit allen Städten, wo wir durchgereist sind. Viele taumelten berauscht auf den Wegen oder ritten vor der Stadt nach Hause. Die Mädchen lachten; die Töchter freyten sich an den Fenstern mit ihren Geliebten. Alles voll Leben.

Der Dom ist in der verzagten geleckten Manier aller neuern Kunst gebaut, wo keine Form frey und schön sich zeigt. Das mittlere der Fassade geht hinein. Die Thür hat ein fatal gebrochen Gebälk wegen eines Porträts. Die beyden Seiten treten zu weit heraus. Die Säulen sind übrigens gut und haben ein schönes Korinthisch Kapitäl.

Der kleine alte Dom daneben ist ein ganz ander Werk, obgleich klein, und hat mich herrlich mit seiner originellen Bauart überrascht. Der Eingang, wo man an die zwanzig Stufen hinab steigen muß auf beyden Seiten, ist eine Rotonda, über der Thür ein rundes Fenster, auf jeder andern zwey im Viereck. Unter der Thür ist die Kanzel, auf jeder Seite sind drey Altäre in großen Bogen-Nischen; statt des Hauptaltars der Römischen Rotunda, geht hier ein Bogen frey durch, und man tritt daraus in einen Kreuzgang, der sich auf allen drey Seiten rundet. In dem mittlern Ende ist der Chor, und Hauptaltar. In den zwey Kreuzgängen zwey kleine Kuppeln mit Laternen. So klein die Kirche außen scheint, so hat sie innen viel Tiefe, wie gesagt 20 starke Stufen, jede über einen Fuß. Es ist ganz augenscheinlich, daß dieser Dom auf einem alten Tempel angelegt ist; der Gedanke allein wäre für die gothischen und modernen Zeiten zu original und zu schön. Die Gewölbe sind alle Bogen vom Zirkel, und das Ganze hat eine gute Proportion. Wunderbar ist es indessen, da die Kirche so ganz einzig in ihrem Plan ist, alles schreibt, und noch Niemand darüber, so viel ich weiß, geschrieben hat. S. folg.

Den 11. August.



Brescia liegt an einer kleinen Reyhe Hügeln, und macht fast ein Oblongum aus; ein halb Dutzend Kirchen erheben sich daraus hervor: der Dom, S. Celso, il Vescovado, la Pace und andre. Es ist eine sehr wohlhabende kleine Stadt, und von hier breitet sich die unabsehbare Ebne nach Mantua und Mayland aus. Sie hat in der That eine der glücklichsten Lagen, gutes Wasser, gesunde Luft, fruchtbaren Boden für Menschen und Vieh, und befindet sich auf der Grenze, dem vortheilhaftesten Posten wegen Handlung.

In der Kirche S. Afra ist eines der fürtreflichsten Gemählde von Tizian, ein Kapitalstück. Es stellt die Ehebrecherin vor, und Christum umringt von Pharisäern

in einem prächtigen Gebäude. Die Ehebrecherin ist ein reizend Weib, und hat viel von der Gestalt der Venus im Pallast Barbarigo, ist eben so kräftig gemahlt, und ungleich besser erhalten. Die Arme sind wie lebendig Fleisch, und das Gewand ein wahrer Pracht von Farben. Unter den Pharisäern sind Köpfe, die unter die besten Tizians gehören; und Christus selbst spielt die Hauptfigur nicht übel. Es ist ein Stück voll Harmonie, und wo alles wohl zusammenpaßt; schade, daß es in einem üblen Lichte hängt, gerad unter einem Fenster über der letzten Thür linker Hand vom Eingang . . .

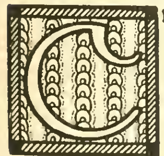
Brescia und die Gegend herum gefällt mir äußerst wohl. Ich habe noch keine Stadt in Italien gefunden, wo so viel Heiterkeit und geschäftiges Leben wäre, und zugleich ein so glückliches Klima. Ihre Regierungsform ist treflich eingerichtet, sie leben ziemlich frey, und haben wenig Druck zu befürchten. Daß alles im Wohlstand sey, sieht man an ihren neuen Gebäuden, und daß sie immer fortfahren zu bauen.

Von Brescia nach Crema ist ein bequemer Weg, und man fährt immer durch die schönsten Wiesen, meistens mit hohen Pappeln eingefaßt; alsdenn Reisfelder und ander Fruchtland, ergötzend anzusehen, obgleich nicht mahlerisch. Was geht dem Naturmenschen aber das Bedürfniß der Kunst an, die keine Fläche wahr vorzustellen im Stande ist, wo nicht Berg und Hügel die Leinwand voll macht? Freylich fehlt am Ende die Abwechslung; aber auch immer Abwechslung, ohne ein Stück Kern, ist bloß fürs Auge. Der Fluß Oglio ist in der That ein wahres Oel für die Gegend von Brescia, gleich oben an ihr fangen die Kanäle daraus an. Es ist recht erfreulich anzusehen, wie sein klares Quellenhelles Wasser fleißig und emsig fortrinnt, auf beyden Seiten, bald hüben und drüben in den Kanälen sich mittheilt, und alles fruchtbar macht.

Eine Miglie vor Soncino, einem Borgo, setzt man über den ansehnlichen klaren Strom Oglio selbst. Im Wirthshause verschiedene große Blumengemählde an den Wänden, wo die Blumen, Rosenbüsche, Blumentöpfe, Kränze u. s. w. gut waren; nur die Hintergründe zu schwarz. Herrlich zu Mittag gespeist, besonders fürtrefliche geräucherte Rindszunge.

Die Flüße sind wohl nirgends alle so klar und rein, und werden so gut genutzt, als in dem diſſeitigen Theil vom Po der Lombardey; sie baden und waschen sich alle in herrlichen Seen, wenn sie als wilde Alpensöhne sich in die fruchtbaren Ebnen herunter stürzen. Gefahren immer im stärksten Trab und Gallop den ganzen Tag, wie mit der Extrapost; und die ganze Reise so abwechselnd, wie noch niemals in Italien mit einem Veturin.

Den 12. August.



rema ist der letzte Venezianische Ort; eine kleine Grenzfestung. Die Stadt hat eine ganz hübsche Domkirche, ziemlich bunt. Lodi ist eine Mayländische Grenzfestung, und liegt auf einem Hügel, oder einer Anhöhe. Wiesen kann man glaub ich in der ganzen Welt nicht schöner und reizender mit Bäumen und Gesträuch eingefaßt

als hier sehen. Alle die besten Milchkräuter blühen hier in immerwährender Quellenfrische; und damit wechseln die fruchtbarsten Reisfelder ab. Die Leitung der Canäle ist hier bis zum größten Meisterstück getrieben, und einer geht über den andern, und sie laufen neben einander hinterwärts und vorwärts. Das Wasser scheint in seinem Fall mit Quentchen abgewogen zu seyn. Jede Wiese und jedes Reisfeld steht immer erfrischt da, und dieß mit den klarsten lebendigsten Fluthen, die alle aus den lieblichsten Seen kommen. Dieß ist das wahre Rindvieh-paradieß, ein Ochse, der da durch wandert, muß vor Entzücken ganz außer sich kommen. Starkes Gewitter die vorige Nacht gehabt, und den Nachmittag bey Marignano, wo wir zur guten Stunde eintrafen. Dieß hat ohngefehr fünf tausend Einwohner und Crema funfzehntausend. Der Weg nach Mayland geht immer zwischen hohen Bäumen hin. Mit einem starken Gewitterregen unter Blitz und Donner angelangt.

Den 13. August.



Der Dom ist das herrlichste Sinnbild der christlichen Religion, das ich noch gesehen habe; gigantisch und handwerksburschenmäßig in Plan und Ausführung; ein Werk der allermächtigsten Einfalt mit einem Plan nach dem Kreuze, so natürlich wie ein Kind finden kann. Die Verzierungen passen recht treflich dazu, und sind so recht für alte Weiber und dumme Bauernbuben; statt der Kapitäler der achtgefachen Säulen lauter kleine Heiligen mit einem ganz kleinen Thron ein jeder. Und so, glaub ich, giebts keinen Propheten und Apostel und bekannten Heiligen mehr, der hier nicht innen und außen, oder in den gemahlten Fenster seinen Platz hätte. Die Zahnstocher, die von außen auf jedem Pilaster mit einer Figur vollends kommen, machen das Werk so recht Ygelborstig. Die Madonna präsentiert schön oben vergüldet auf der spitzen Kuppel, und neben an verschiedne Engel und Apostel. Mit den Thüren vorn im antiken Geschmacke zu dem krausborstigen Gothischen stellt es so recht die christliche Religion bis auf unsre Zeiten vor, und was Calvin und die Berliner, und andre neuere Pharisäer daran gekünstelt haben. Eine größere Anzahl von Wechselbälgen giebts wohl nicht so beysammen, als die Statuen in und außer dieser Kirche ausmachen. Sie muß ungeheure Summen gekostet haben, und noch kosten, da alles von außen von Marmor ist, und so meistens auch innen. Gestehen muß man gewiß, daß ein solches Gebäude ganz anders zum christlichen Glauben paßt, als die Peterskirche in Rom und die Rotunda; wo man so gleich sieht, daß die Leute, die es bauten und bauen ließen, kein Quentchen Ueberzeugung von ihrer Religion hatten. Diese hingegen zeigt nichts in ihrem düstern Chor und scharfen spitzen Bogenwinkeln, und ungeheuern Säulen ohne lebendige Form, und dem Haufen Unsinn von Verzierung als Hölle, Tod und Verdammniß, und einen erschrecklichen Gott, der jeden kleinen menschlichen Fehler mit ewigen Quaalen straft, und eine rasende Menge Tröpfe, Fantasten und Betrieger.

Inzwischen macht er immer besonders im Anfang eine sehr starke Wirkung auf

jeden, wegen seiner kolossalischen Höhe, dem freyen Raum, der durch die Säulen weit weniger als die Pilaster gehemmt wird, und wegen des düstern Lichts der gemahlten Fenster, zumal hinten im Chor; und der Plan überhaupt ist einfach und hat nichts anstößiges im ersten Blick.

Den ganzen Tag an einer abscheulichen Unverdaulichkeit Marter und Plage gelitten, die von beregnetem Leib und schlechten Parmesaner Käse in einem der besten Wirthshäuser zu Mayland selbst herkam; wo man nicht weniger als 12 Paul, oder 9 Lire des Tags verlangte.

Das Gewitter dauerte diesen ganzen Tag noch fort mit heftigen Donnerschlägen; so daß wir nicht viel sehen, nicht einmal in die Oper gehen konnten.

Den 14. August.



Das wichtigste was man in Mayland von Kunstsachen jetzt zu sehen hat, ist ohnstreitig das Nachtmahl von Leonardo. Wie es frisch war, muß es gewiß erstaunliche Wirkung gemacht haben. Die Gestalten alle sind verschieden, und jeder Apostel hat nach seinem Charakter gehörigen Ausdruck; es sind sehr herrliche Köpfe darunter; besonders aber macht der Judas einen frappanten Kontrast mit allen andern. Der zur linken Christi, der die Hände ausbreitet, ist fürtreflich. Christus selbst thut wenig Wirkung, doch stört er nicht. Das Gemählde ist sehr verdorben worden durch Ausbessern. Die Köpfe linker Hand sind ganz matt. Der beste Kopf bleibt immer Judas; Johannes sinkt in Ohnmacht. In Oel gemahlt, über Lebensgröße die Figuren . . .

Den 15. August.



Tischbein hat sich hier erbärmlich schlecht und dumm als ein wahrer Simplicius aufgeführt. Er wollte Porträte hier mahlen und Geld verdienen, und glaubte, sein Glück zu machen wenn er den Graf Wilzeck mahlte. Addreßierte sich deßwegen an einen seiner Bedienten, und brachte es so weit bey seinem Herrn, daß er dessen Kammerdiener zur Probe mahlen durfte. Dieß Porträt fiel aber so abscheulich schlecht aus, daß man ihm die Thür wieß; Graf Wilzeck sagte, was soll ich mich von so einem armseeligen Buben mahlen lassen! schlecht war es von Tischbein, da er Geld genug hatte, und so etwas gar nicht brauchte. Bey Franchi wollte er in die Akademie gehen, sagte aber hernach, er könnte die Stubenhitze nicht vertragen, und man spottete eigentlich über seine Zeichnungen. Beym Knoller wollte er das componieren lernen, weil er nur bisher Porträte gemahlt hätte. Welche Einfaltspinselstreiche für einen, den Lavater und Göthe in Deutschland rühmen und preisen! Warum sich hier so prostituieren, und nicht gerad nach Rom zu seiner Bestimmung zu gehen! . . .

In Mayland sind die Weiber schön, wegen ihres frischen Wuchses und ihrer blühenden Farbe; wollüstig ist ihr Aussehen, die Adlichen beym Spazierfahren im

Corso sehen oft aus, als ob sie eben vom actu aufgestanden wären. Das sonnichte hohe welsche Feuer aber fehlt ihnen. Ueberhaupt haben Männer und Weiber viel wässerichtes in ihrem Contur und Mienen, etwas aufgedunsenes volles ohne ächte Kraft und Stärke. Doch schön sind sie von oben weg betrachtet, wie die meisten Menschen thun. Uebrigens giebts hier eine Menge gebrechlicher, mit krummen Beinen, schiefen Seiten, Buckeln, Kröpfen; besonders ist selten ein Weib vollkommen, eben weil die Natur nicht fest ist. Man sagt, die Bettler brächen ihren Kindern oft die Beine, und sagten alsdenn: der ist versorgt . . .

NB. den Schweizer, der den Abbaten mit seiner Frau bewachte, die sich nackend mit einander ins Bett legen mußten.

Den 16. August.



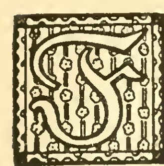
Mayland ist doch weiter nichts als ein groß Nest von einer Verwirrung voll Straßen, ohne einen einzigen schönen Platz, wo man mit Vergnügen sich wieder sammeln und ausruhen könnte. Fest ist es gar nicht, die Wälle sind leicht zu ersteigen. Fürtreflich liegt es wegen der Handlung; man sieht von hier aus den Appenin, und die Alpen. Das Volk scheint gemacht, um von andern beherrscht zu werden, mehr noch als die Neapolitaner. Ihre Sprache scheint ein von Schweizern zugehacktes Welsch; wenigstens sind die Endungen ganz deutsch gemacht. Die Statue des H. Karls in Bronze ist gut, ein ausgeführtes Porträt; um seinen Mund herum sind wirklich Züge von einem menschlichen Engel. Es ist in der That Unsinn, wenn man einem Christen verdenken, verargen will, daß er einem solchen Manne nach seinem Tod eine besondere Verehrung erzeige, und ihn als Schutzengel anrufe. Es ist doch in der That Schade, daß die Religion jetzt so wenig mehr bey uns zu bedeuten hat, sie ist doch immer das leichteste Mittel gewesen, wodurch die Gescheidten den großen Haufen im Zaum hielten, und auf dessen Kosten lebten; Uebersicht von einem großen Ganzen verträgt sich nicht mit Strapatze in dessen kleinen Theilen ums tägliche Brod. Weisheit will Muße zur scharfen Ueberlegung haben.

Um 18 Uhr abgereist; immer durch die Ebene von Wiesen und Bäumen von Kanälen durchschnitten bis Gatta. Mayland hat gewiß große Leute, Parini, Frisi, Verri, Beccaria; doch entscheiden diese nichts von großem Haufen. Wenn Leibniz und Newton bey Schildbürgern wohnen, so bleiben diese nichts desto weniger Schildbürger; so würden Rom, Florenz, Venedig die gescheidesten Städte noch bleiben, wenn auch kein einziger hervorragender Mann da lebte. Freylich sind außerordentliche Leute immer Sonnen, Sterne, Zierden; aber sie machen nicht das Ganze aus.

Mit einem Kaufmann gespeißt der von Sinigaglia kam. Er sagt, die Messe von Sinigaglia sey vielleicht die wichtigste von Europa, wegen der Levantiner, die ihre Waaren herbrächten, und umtauschten. Dießmal haben sie müssen die Quarantäne halten und sind zu kurz gekommen. Man zählt Tag vor Tag 30 tausend Personen.

Die Fürstin Borghese gieng herum mit Brillanten, nicht zu schätzen; dieß bleibt denn doch immer der armseeligste Stolz im eigentlichsten Verstande.

Den 17. August.



rüh von la Gatta abgezogen. Immer durch dieselben Ebnen von Wiesen nach Gera und Pizzicaron über einige Anhöhen bey Astorre. Bey Gera und Pizzicaron muß man die Adda passieren, worüber eine Brücke mit Pfählen geschlagen ist. Sie hat 160 Schritte; wenn man bedenkt, wie ansehnlich schon dieser Fluß daher strömt, und daß der Dom zu Mayland nur etwa noch zwanzig Schritt länger ist, und die Peterskirche deren in Rom 300 hat, so verwundert man sich über dieses Riesengebäude hier recht anschaulich. Die Adda ist ziemlich trübe; ihr Lauf ziemlich schnell; Bewegung erfreut den Menschen immer, wer wollte sonst in Calessen sitzen können. Die Aussicht von den Höhen über die Wiesen ist ekelhaft einförmig.

Bis von Bologna her merkt man doch ganz deutlich in der Sprache, daß dieß Gallia cisalpina war. — Hier haben die Mädchen einen sonderbaren Kopfputz, wenigstens 18 silberne Haarnadeln halten im Genick ihre Haare fest. — Die Kinder durch ganz Italien sind äußerst lebhaft, und werden viel eher reifer, als nördlich. — Fast jeder Mann ist bis in die Lombardey ein eigen Original; nur die Weiber haben in jedem Ort eine Art von Schlendrian.

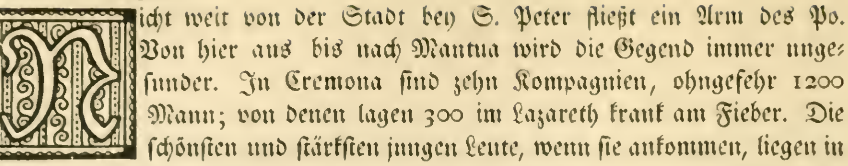
Von hier fährt man zwischen lauter Fruchtfelder nach Cremona; unterwegs kömt man nahe davor noch an einer Vertiefung vorbey, die sumpfig ist, und faul ausdünstet. Cremona liegt etwas erhöht, und ist eine ansehnliche Stadt; auf den Straßen war es sehr lebhaft, freylich gerad Sonntags Nachmittag. Das Blut scheint sehr schön zu seyn, wenigstens waren die meisten Mädchen schön, oder hatten doch eine zarte blühende Haut, die mir begegneten; und so sah ich noch einige äußerst schöne junge Leute: die Häßlichen werden doch wohl nicht gerad zu Hause geblieben seyn!

Das Theater ist klein, aber doch groß genug für den Ort. Der Senator hat die vornehmste Loge, und nach ihm der Colonello. Der Adel ist zahlreich. Die Palchi sind sehr ausgeziert, und außen ganz bemahlt, welches nicht gut aussieht. Die mehrsten haben Lichter darin. Eine ächte welsche Komödie hören aufführen. Es ist doch erstaunlich, was die Kerle für witzige Einfälle aus dem Stegreif haben, besonders im schlüpfrigen. Der Truffaldino war herrlich — brutta apparenza, ma buona sostanza; am Hofe muß man entweder Buffon seyn, oder Spia. Gerad noch die alte Komödie, mit vielen Zoten.

Die Leute sind hier müssig, und haben wenig zu arbeiten; deßwegen hadern sie immer mit einander, und es giebt oft Mord und Todtschlag.

Auf der Geige und dem Violocell sind hier verschiedne Virtuosen; auch der Adel legt sich drauf. Noch sind hier die besten Geigen vom Amati, Steiner, und Stratuarius. An blasenden Instrumenten fehlts, wie in ganz Italien.

Den 18. August. . . .



Nicht weit von der Stadt bey S. Peter fließt ein Arm des Po. Von hier aus bis nach Mantua wird die Gegend immer ungesunder. In Cremona sind zehn Kompagnien, ohngefehr 1200 Mann; von denen lagen 300 im Lazareth krank am Fieber. Die schönsten und stärksten jungen Leute, wenn sie ankommen, liegen in den ersten vierzehn Tagen daran darnieder und eine Menge werden davon weggerafft. Das Essen ist freylich viel mit daran Schuld, stinkender Speck statt der Butter, der nicht recht zergeht, womit ihr Essen geschmolzen wird. Der Soldat auf der Wache versicherte mich, daß von seinem Regimente, seit der kurzen Zeit, daß er da wäre, über tausend gestorben wären. Vor drey Jahren sey es so schlimm gewesen, daß sie Haufen weise da gelegen hätten, und sie ihre Landsleute nicht alle hätten begraben können. So hab ich zu Livorno, und so zu Rom um diese Zeit die Hospitäler voll Bauern mit dem Fieber angetroffen, und so noch zu Siena. Und in Florenz und den Orten der Lombardey wird es nicht besser seyn. Welch ein fatales Land doch im Grunde! Zu Venedig schlecht Wasser, zu Padua schlecht Wasser, zu Vicenza schlecht Wasser, zu Mantua, zu Ferrara schlechte Luft und schlecht Wasser, zu Cremona schlechte Luft und schlecht Wasser, und so bis zu Turin schlecht Wasser. Die Reize von Neapel, Rom, Genua müssen gewiß sehr stark seyn, da sie dieses Land doch nichts desto weniger zum schönsten der Welt machen. Freylich mag ich an keinem dieser Orte wo schlechte Luft oder schlecht Wasser ist, nur einige Monat leben, und wo beydes zugleich, gar nicht, und wenn auch die andern Schönheiten noch so stark wären; denn dieses sind doch die ersten Elemente des Lebens. Welche abscheuliche Lagen die von Mantua, Comachio, die Maremma von Pisa, die Pontinischen Sümpfe! Und wenn man den häufigen Scirocco dazu rechnet, und die überall eingerißne Venerische Seuche und die Politische Siechheit: so wird gewiß viel Fürtrefliches aufgewogen. Aber dabey bleibt nichts desto-weniger wahr, daß eine hohe Römische Schönheit, eine paradiesische Villa zu Neapel, Gaetta, in Kalabrien oder Sicilien oder Tivoli, oder Terni, oder Spoleto, Fuligno doch dieß in der ganzen Welt bleibt, was ohngefehr eine Iliade in der Poesie ist. Und ein einzig hohes vollkommenes lebendig Ding geht doch ewiglich über eine ganze mittelmäßige Menge.

Pozzoli war sonst ein Principat der Herzoge Gonzaga; jetzt ist es kaiserlich; un pesce grosso mangia il piccolo. Es sieht ganz öd aus. Das Türkische Korn ist hier zu Lande das was in Sachsen die Erdäpfel sind; die Bauern kochen Pollenta daraus und nähren sich hauptsächlich davon.

Mit dem Padre Maestro der Dominikaner zu Mantua von Cremona aus diese Reise gemacht. Elendes Nachtquartier zu S. Martino; wo die Gonzaghi einen Sommerlustsitz hatten. Ich wollte lieber in Tivoli mit vier Paul des Tags leben, als hier mit tausenden meinen Aufenthalt nehmen müssen. Cremona hat jetzt etwa 22 tausend Seelen. Sonst trieb es viel Gewerbe mit Fabriken; jetzt ist alles aus. Seit zehn Jahren rechnet man über drey tausend Einwohner weniger. Und so

verlassen noch an andern Orten Familien die kaiserliche Regierung. Die ganze Reise geht es immer durch Fruchtfelder. Von Cremona aus ist der Weg ganz Häuser los; von S. Pietro, wo die zweyte Post ist, trift man alsdenn Flecken und Dörfer.

Den 19. August.



ie Wirkung der dicken Luft auf den Menschen ist äußerst fatal; sie macht ihn träg, schläfrig, alle Nerven schlapp, und jedes Glied hängt an ihm bleyern. Unglückliche, die verdammt sind, darin zu leben! Dieß ist die eigentliche Hölle; so wie die heitre erquickende Bergluft dem Himmel gleicht. Nur Freyheit gieb mir lieber Vater, und aqua de Trevi und Gotthardtsluft! ein hübsch Mädchen und ein wenig Kohl und Braten wird sich schon finden.

Der Dom von Giulio Romano enthält eine Menge schöner Sachen; die Verzierungen sind voll Geschmack, und die großen Korinthischen gestreiften Säulen, ihrer 32 in vier Reyhen und die starken Pilaster thun eine herrliche Wirkung, meist aus einem Stück. Die Kuppel hat eine schöne Form und gute Proportion; aber im Ganzen ist doch ein noch unverdautes antikes Wesen. Das platte Dach des großen Schiffs, und die gewölbten der kleinen Navaten, neben an, und die platten der beyden letztern machen es bunt und vereinzeln die Masse. Und so behagen mir die Bänder an den Kuppelpfeilern nicht, und der ganze Kreuzgang, der mit seiner Wölbung sich von dem mittlern Schiff ganz absondert und gar nicht vereinigt. Daß vollends der Chor gewölbt ist, macht völlig eine Dissonanz bitter und herb, entsetzlich wie eine übermäßige Octave. Ueberhaupt ist es ein bloßes schönes Gebäude, ohne einen Funken Religionsgefühl und ächter Erhabenheit.

Im Jahre 1756 hat man eine neue Fassade daran gekleistert, wogegen doch Giulio Romano noch ein Gott ist; und so erbaut man eben hinter dem rechten Kreuzgang eine Kapelle mit einer Kuppel bunt, bunt, und goldig über und über, wie das Zimmer der Niobe zu Florenz. . . .

Den 20. August.



inen so herrlichen vergnügten Morgen gehabt, daß er alles vergütet und wenns auch ein Fieber wäre.

Zu Maria Vittoria einen Mantegna gesehen, der unter die seltensten und fürtreflichsten Gemählde von Italien gehört. Die Madonna sitzt mit dem kleinen Jesus im Schooß stehend auf einem Thron, der reizend mit einer Laube von Früchten umflochten ist; wodurch in der Höhe eine Schnur Korallen und ein ganzer Ast in der Mitte von diesem Seegewächs hängt, gerad über ihrem Haupte. Es ist zum Erstaunen, wie wahr und frisch das Grün und die Früchte von allerley Art gemahlt sind, und wie vollkommen sich alles erhalten hat. Hinter der Madonna stehen auf beyden Seiten zwey alte Krieger; einer mit einer Lanze in der Hand, der andere mit einem Kreuz,

wie ein Feldzeichen. Neben diesen vorwärts stehen zwey junge geharnischte Männer mit bloßen Schwertern in der Hand, welche den blauen Mantel der Madonna halten und ausbreiten. Ihr zur linken steht die heilige Elisabeth und neben ihr zur rechten der kleine Johannes; und unten am Thron zur rechten der Madonna kniet ein Held aus dem Hause Gonzaga, geharnischt und mit zusammengelegten Händen anbetend. Die Madonna breitet die rechte über ihn, und gibt ihm ihren Seegen. Unten am Thron, um den Fußschemel herum, sind Figuren grau in grau wie Basreliefs gemahlt; Adam und Eva mit der Schlange ist allein zu sehen, und von einer Siegsgöttin die Füße und das Gewand; das andre wird von den Hauptfiguren bedeckt. Es sind zusammen neun Figuren alle mit äußerster Genauigkeit vollendet. Die Köpfe haben trefliche Gestalt und sind voll Wahrheit; die meisten gewiß Porträte. Die Madonna hat viel Hoheit und Heiterkeit und frohe Güte, in der That Reiz. Die zwey alten ernsten bärtigen Krieger machen einen herrlichen Kontrast mit den zwey vordern Jungen. Die junge Madonna mit der alten Elisabeth. Und nichts destoweniger nimmt sich der siegende Held, obgleich knieend und anbetend, fürtreflich als Hauptfigur aus. Die grüne Laube voll Früchte wirft eine äußerst ergötzende Lieblichkeit über das Ganze, und die blaue Luft mit weißflammichten Streifwölkchen spielt freudig dazwischen. Die Figuren sind angenehm und schön gruppiert, und das Bild macht zusammen und einzeln die stärkste Wirkung.

Die drey großen Lichter der Mahlerey, Raphael, Correggio und Tizian haben gewiß außerordentliche Meister gehabt; wenn man Petern von Perugia, Mantegna, und Johann Bellini hätte wieder jung als Kinder machen können, ihnen die quellende Lebenskraft, die Lust und Wonne der ersten Zeiten, den Adlerflug der Phantasie zu aller ihrer mühseeligen Erfahrung geben können, die sie diesen wie zum Geschenk auf einmal ertheilten; so würden sie gewiß nicht sehr von denselben abstehen.

Dieses Bild hat mir recht innige Freude gemacht; es ist so viel Naivetät, Wahrheit und süßes Religionsgefühl und zugleich kriegerisches Wesen der damaligen Zeit darin. Ein ächtes Kernstück, das das Gepräge der damaligen Sitten und Denkungsart recht an sich trägt.

Giulio war ein junger Römer voll Kraft und Pracht und Herrlichkeit, der zu viel Feuer und Leben und Ungeduld hatte, um ein vollkommner Mahler zu seyn. Aus dem Lobe, das er ein paar Stücken von Correggio ertheilte, erkennt man, daß er wohl wußte, was ihm fehlte; aber er wollte seiner Natur keine Tortur anthun und frey und glücklich leben, und hatte völlig Recht. In Rom folgte er bloß dem Raphael mit der anhänglichsten Gelehrigkeit, und man sieht aus allem, daß er ihn auf das zärtlichste liebte und verehrte. Er war nicht älter als 21 Jahr, als dieser starb; Raphael nahm ihn also als einen zarten jungen Buben, wie von der Straße, zu sich. Vermuthlich mögen sie im Anfang ein wenig griechischen Umgang mit einander gepflogen haben, nach Sitte damaliger Zeiten und dem unwiderstehlichen Hang zur Wollust beyder.

In Rom sieht man weiter nichts von ihm als Schülerarbeit, wobey er sich rechtschaffen mag gequält haben: die Schlacht Constantins war allein noch nach seiner Neigung; und dieß ist auch am besten geworden. Man betrachte sie als die Arbeit eines jungen Menschen von 21 und 22 Jahren, und man wird ihn gewiß hochschätzen und liebgewinnen. Die Geißelung Christi zu S. Prassede war ein Vorwurf dem er nicht gewachsen war; was konnte er anders thun, als einen Tropf hinstellen, der sich ausprügeln läßt, und eine Menge Zuschauer unter und auf Hallen von prächtiger Architektur. Einer, dem das Fell ausgeklopft wird, macht auch immer eine schlechte Figur, und wenn es der Vatikanische Apollo wäre.

Wie er nach Mantua kam, überließ er sich ganz seinem Naturell; und hier erst lernt man ihn kennen. Dieß geschah im November 1524. Der Marchese Friedrich Gonzaga, ein prächtiger wollüstiger Fürst, war auch gemacht, sein Patron zu seyn. Das erste war gleich der Pallast del Te, oder del Theyeto, Tagliatto toskanisch und endlich abgekürzt del Te.

Die Architektur desselben kann man wohl das Meisterstück von Giulio nennen. Er ist voll Pracht und Feuer und Zierlichkeit in Plan und Ausführung, aber eine reife völlige Schönheit, wo nichts zu viel und zu wenig ist, noch nicht; doch eben nicht sehr überladen, und selbst dieß geht in Pracht über, nehmlich die vierfachen Säulen, die in den Hof hinein die Bogen tragen. Eine einzige starke dafür von Granit wohl im Plan ausgedacht wär ohne Streit schöner gewesen; aber der arme Mann mußte sie mit Backsteinen und Kitt machen. Ohngeachtet dessen bleibt es eins der schönsten Gebäude der Welt.

Das Atrium hat er mit treflicher Wahl vom Pallast Farnese genommen, das wohl das größte Meisterstück von San Gallo ist. Die Spielerey mit den alla rustica gehauenen Marmorsäulen hätte Giulio wohl bleiben lassen können; die schönen Granitsäulen in severer dorischer Ordnung thun dort ganz andre Wirkung. Um aber dem Giulio nicht Unrecht zu thun, muß man erst untersuchen, ob S. Gallo sein atrium nicht von ihm nahm, und so wird es auch seyn, da der Pallast Farnese erst unter Paul dem 3ten, den dritten Pabst nach Raphaels Tode von Michel Agnolo vollendet wurde.

Die einfallenden Dreyschlitze im Fries des Hofes sind ebenfalls noch eine jugendliche Spielerey. Sonst ist das Ganze in der That voll frischer lebendiger Pracht.

Die große Bogenhalle, die den Garten und das Gebäude schließt, thut herrliche Wirkung, und giebt dem Ganzen eine majestätische Vollendung. Albani hat sie in seiner Villa nachgeahmt, und die große hingeworfne Idee von Giulio bis ins kleine nett ausgeführt und nützlich für seine Kaiserbüsten und ägyptischen Statuen angewendet.

Die Verzierungen an den Gewölben sind durchaus voll Geschmack und Erfindungsgeist nach antiker Art.

Von den Mahlereyen in den Zimmern kann man mit Recht sagen, daß Giulio sein Müthchen gekühlt und seinen Genius hat austoben lassen. Es ist eine wahre

Lust, die Werke dieses jungen kräftigen wollüstigen glücklichen Römers in Ueberfluß und Liebe und Freude hier zu betrachten. Alles sprudelt von Leben und Feuer. Mit seinen Farben die Sachen langsam und geduldig bis zur Natur zu treiben wär ihm zu dieser Zeit gewiß Marter und Höllenpein gewesen; auch hat er dieß kaum hier und da nur versucht.

Verschiedne von diesen Vorstellungen sind platterdings bloß erster Einfall, und gänzlich unverdaut; wohin zum Exempel sein so berühmter Gigantensturz gehört, eine Fabel bloß für Poesie, welche ganz sich durch bildende Kunst nicht vorstellen läßt. Höchstens kann man die Titanen mit ihren Schlangenschwänzen von Wetterstrahlen und Pfeilen getroffen und im wilden Gewühl sich bäumend nur allein bilden, wie sie im Belvedere zu Rom auf einer Graburne sich befinden. Diese Vorstellung in dem kleinen Zimmer, die Figuren in Lebensgröße mit den Fratzen von Riesenköpfen, und den Felschen darum her, und den Göttern oben klein und possierlich, ist in der That naupengeheuerlich. Als eine Posse zum lachen mag es gut seyn. Jupiter, Neptun, und Pluto streiten an drey Wänden, und an der vierten steht Herkules mit seiner Keule auf der Schulter, und Apollo und die erschreckten Musen. An der Wand Neptuns stürzt das Himmelsgebäude mit seinen Säulen. Auf den vier runden Winkeln blasen die Winde. Zevs schleudert ganz wohlgemuth mit der rechten seinen Blitz und hält in der linken einen andern, und neben ihm schwebt Juno und Ganymed. An der Wand Neptuns trägt ein Satyr, vermuthlich Pan, mit Hoden von hinten zwischen den Beinen wie ein Hengst, eine Himmelsnymphe davon. Von eigentlicher Gestalt ist da wenig zu reden; es soll auch weiter nichts seyn, als ein Getümmel von Gruppen und Figuren in Sieg und Niederlage. Unter dem Zevs und Herkules sieht man in Landschaften hinein; und so dünkt mich auch unter dem Neptun . . .

Im Zimmer der Psyche aber hat er alle seine Kraft angewendet. Die ganze Geschichte ist am Gewölbe Stück vor Stück nach dem Apulejus vorgestellt, worunter ganz fürtrefliche Bilder; als wie Psyche die Früchte aus einander liest und ihr Ameisen helfen, ein wirklich Raphaelisch Mädchen, und auch fürtreflich gemahlt und bekleidet. Wie Psyche schläft ist eben so schön. Wie sie die Ceres bittet, hat er einen tüchtigen Priap als Gott der Garten angebracht. Es sind hier verschiedne große Kunststücke von Verkürzungen, die aber wegen Mangel an natürlichem Kolorit keine Wirkung machen. Die untern Bilder in Lebensgröße übertreffen aber doch diese Obern; und hier hat sich Giulio seinem eignen Geist überlassen. Ueber den zwey Fenstern nach dem Garten zu hat er zwey äußerst wollüstige Gruppen hingemahlt. Zevs ist gerad im Moment über die Olympia, mit einem Drachenschweif statt der Beine, sonst an allem ein wohl versehener tüchtiger Kerl, herzusteigen; er hält sie schon mit der rechten an der linken Schulter und ist zwischen ihren ausgebreiteten Schenkeln; sie sieht ihm voll Verwunderung doch nicht abgeneigt zu, was er anfangen will. Schaam und Unterleib, und Brüste ist dem Zuschauer ganz frey und nackend wie die Natur vor Augen. Das andre stellt die Pasiphae vor, wie sie in die Kuh steigt; diese hat den Schwanz auf die Seite

gehoben, ganz brünstig. Dädalus hilft ihr mit einem geilen Gesichte. Die Figur der Pasiphae ist fürtreflich.

Mars bey der Venus, der den Adonis verfolgt. Der letztre ist ganz nackend und springt im Schrecken fort. Seine Bewegung und Wendung, so daß der ganze schöne Hintere sich sehen läßt, ist herrlich. Mars und Venus im Bad noch sich abtrocknen lassend von Liebesgöttern; Venus ein derbes wollüstiges Weib.

Faunen, Bachantinnen und Nymphen bereiten das Hochzeitmal der Psyche; Merkur sieht mit dem Schlangenstab ob sies recht machen. Die Scene ist eine Laube an einem See und kühlen Felsen. Ein ganz fürtreflich großes Stück, voll Schönheiten im einzeln.

Amor und Psyche auf dem Bett zum Beyschlaf fertig, und Satyre tanzen um einen Altar des Priap. Bacchus lehnt an einem Küchentisch, Silen liegt da betrunken, Apoll und die Musen auf der andern Seite. Vulkan als Koch bey einer Frau und andre Figuren. Der Ausdruck von Wollust im Amor und in der Psyche ist so recht in seinem Charakter, und meisterhaft. Diese Gestalten und Faune und Satyrgestalten hat er gut in der Phantasie gehabt. Er selbst hat in seinem Mund den Zug von einem Satyr. Annibal Caracci hat dieß Stück gut im Gedächtniß gehabt bey seinem Saal im Pallast Farnese. Sein Bacchus und Ariadne haben ähnliche Gestalten . . .

Die Stücke haben viel gelitten von schlechtem Wetter, Beschädigung der Decken, die nur mit Rohr gemacht sind, und elenden Überpinseleyen. Der jetzige Director der Mahlerakademie will die letztern so viel möglich wegarbeiten und das andre verdorbne ergänzen, und alles so gut machen wie möglich. Wenns nur mit dem guten Willen gethan ist! Der alte Mann, und der junge feurige Giulio stehen ein wenig zu weit von einander ab. Man sollte die Sachen, wenn sie einmal verdorben sind, verdorben seyn lassen, und das im guten Stande mit bester Obhut zu erhalten suchen; Bey allen den Ausflickungen und Verbesserungen kömt nichts heraus; und die Sachen werden meistens noch mehr verdorben, und man weiß endlich nicht mehr, was man vor sich hat. Aber die großen Herrn, die selbst nichts verstehen, müssen sich eben nach andrer Belieben bey der Nase herum führen lassen, indem man ihnen von Ruhm und Ehre die Ohren voll schwatzt, die auf die letzt in einen abscheulichen Gestank aus geht . . .

Mantua war in seiner ersten Anlage gewiß nicht so ungesund, als es jetzt ist; vielmehr war es gewiß einer der angenehmsten Oerter der ganzen Lombardey. Der Mincio, der hier einen klaren See machte, war nicht ungesunder, als es der Genfersee, der Vierwaldstädter See, und der Konstanzer ist, ausgenommen die Lage der Stadt in der Ebne überhaupt, die jedoch gewiß durch seinen obgleich unmerklichen Strom verbessert wurde. Nach und nach aber hat man das Rohr wachsen laßen; und dieß nicht allein, man hat die Lage bey den Kriegen von Brescia im vierzehnten Jahrhundert nicht fest genug befunden, und andere tiefe Graben gemacht, die jetzt den zweyten und dritten See bilden; denn von den natürlichen des Mincio gehen Ausflüße durch Mühlen in die Stadt, und an deren

Mauren gegen Osten sind die andern Seen. Diese sind nicht tief, und alle voll Rohr; die Bäche, die von den Mühlen dadurch schleichen, sind sehr klein; das Wasser ist also schier wie todt, und die Unreinigkeiten, die sich im Rohr aufhalten, und überhaupt das Wasser selbst darin wird an den Krümmungen faul, und dadurch entsteht die böse Luft, die nunmehr gar nicht mehr kann gebessert werden. Denn wenn man auch diese Seeen wollte austrocknen lassen, so würd es vorher eine völlige Pest verursachen, wie die Lioner bey Ableitung der Rhone, und die Römer bey Austrocknung der Pontinischen Sümpfe deutlich genug gespürt haben; denn die Ausdünstung des Rohrs ohne Wasser und des Schlamms ist alsdenn weit stärker. Der Anblick der Einwohner von Terracina macht mir noch jetzt in der Phantasie Jammer und Ekel; grün und gelb, alle mit dem grausamsten Fieber behaftet sahen sie aus. Aerger würd es in Mantua seyn. Die halbe Lombardey müßte während der Zeit der Austrocknung andre Wohnungen aufschlagen. Die Einwohner von Mantua wollen nicht zugeben, daß ihre Luft ungesund sey, doch nur der pure gute Mantuaner; und doch hat jeder des Jahrs ein paarmal das Fieber; und von den sechs teutschen Kompagnieen liegen immer wenigstens über hundert im Spital daran darnieder. Freylich macht die Nachtluft bey den Soldaten, die Schildwache stehn müssen, einen starken Unterschied. Sonderbar ists, wie doch verschiedne fürtrefliche Köpfe hier haben reifen können; Und Bettinelli und Andres noch jetzt ihren Aufenthalt da wählen. Man sollte fast glauben, je näher man dem Element des Feuers in der Erde käme: je mehr Kraft gewinne das Herz des Menschen. Wie Virgil hier lebte, war die Gegend gewiß nicht so ungesund; aber sie war doch immer Ebene, und ohne Abwechslung von Berg und Thal, ohne Genuß von Auf und Untergang; ewiges Einerley von Pappelbäumen und Wiesen und Kanälen. Freylich ist wieder wahr, wenn einer seine Kindheit so einförmig weglebt, und dann als Jüngling von richtigem Blick mit geradem Verstand in schönere Gegenden und unter lebhaftere Menschen kömt: so fühlt er alles schärfer, als einer, ders schon gewohnt ist. Aber wiederum ist wahr: es ist alsdenn schon mehr Verstand, allgemeiner Begriff, als bloße individuelle Empfindung, die ein Ding von allen Seiten berührt und greift, und sich gewissermaaßen in Unschuld mit ihm begattet. So einer wird kein Homer mehr werden, der in der Begeisterung allen Verstand vergißt, und die Sachen auf das sinnlichste darstellt: was einen Dichter bey Philosophen zum Narren macht, aber alle natürliche Menschen in Entzücken hinreißt . . .



Traumarbeit/ von Ernst Jentsch

ährend von altersher der Traum und die Geschehnisse des Traumes sich größter Beachtung und Wertschätzung erfreuten, dergestalt, daß „Traumeingebung" und Traumdeutung in höchstem Ansehen standen, verschwand der Respekt vor der Wichtigkeit der Traumgebilde rasch, als die allgemeiner werdende naturwissenschaftliche Denkweise den gesamten Traumkultus als phantastischen und gegenstandslosen Hokuspokus abzutun sich anschickte. Nur in denjenigen Schichten, welche von der Aufklärung nicht ordentlich mitberührt werden konnten, hielt man sich weiter namentlich an die liebgewordenen Deutekünste, meist in Form eines geistlosen Schematismus und oft in Verbindung mit allerhand krassem Aberglauben. Nun ist es eine nicht seltene Beobachtung, daß neue Epochen in ihren Urteilen über vieles Hergebrachte, wie auch in ihren Maßnahmen gern über das Ziel hinausschießen. Daß die Naturwissenschaft mit dem mystischen Traum- und Ahnungsspuk überwundener Zeitläufte aufräumte, war schön und gut, daß sie indeß die Trauminhalte schlechtweg als dummes Zeug bezeichnete, das war nicht richtig, ja, es war eigentlich gar nicht naturwissenschaftlich. Eine ruhige Überlegung mußte doch sagen, daß der Traum, wie es immer sei, mindestens wiederum eine Naturerscheinung darstelle, und daß er, da es zusammenhanglose Erscheinungen in der Natur nicht gibt, als Problem ernst genommen sein wolle und immerhin Erklärungen verlange. Daß die innere Belanglosigkeit der Träume im allgemeinen aufgedeckt worden war, änderte im Grunde nicht das Geringste an der Sache selbst.

Eingehendere Beschäftigung mit sonst ziemlich gleichgültigen Dingen erhöht manchmal dadurch deren Wichtigkeit für uns, daß sie uns zuweilen merkwürdige Beziehungen zwischen ihnen selbst und oft ursprünglich weitab liegenden Gebieten aufzeigt. Man ersieht dann oft mit einiger Überraschung, daß das scheinbar Geringfügige im Grunde gar nicht so geringfügig ist. So hat auch das erst seit kurzem ernstlich aufgenommene Studium der Traumphänomene dahin geführt, ihre Erscheinung, Wesen und Entstehung dem spezielleren Interesse näher zu bringen. Damit ist wieder eine deutliche Tendenz geschaffen, irgend etwas aus den gewonnenen Erkenntnissen und Beobachtungen zu verwerten. Mit dieser Erwartung eröffnet sich aber ein ganz neues Verständnis für die Wünsche jener vergangenen Zeitalter, der Traum möge sich dem Menschen dienstbar machen lassen. Wir bemerken jetzt mit Erstaunen, daß zu verschiedenen Zeiten, namentlich im Altertum, urteilsfähige Köpfe, freilich nur nach Maßgabe ihrer im Vergleich zu den unseren geringen positiven Kenntnisse und unter Zuhilfenahme von mehr

oder minder kühnen Spekulationen, teilweise auch lediglich auf eine der sachgemäßen Kritik durchaus nicht entbehrende Empirie gestützt, diesem Ziele bereits mit Glück nachgestrebt haben. Wir selbst sind heute zwar weit entfernt, etwa irgend ein einigermaßen bedeutsames allgemein praktisches Ergebnis aus solchen Untersuchungen gezogen zu haben, trotzdem ist dies in früherer Zeit mit geringen Mitteln und in großem Maßstabe getan worden. Allerdings muß sogleich hinzugefügt werden, daß dies heutzutage in ähnlicher Weise auch wohl kaum möglich wäre.

Es gab eine Zeit, in der das gesamte Traumwesen und eine eigene kunstgerecht herausgebildete „Technik" desselben eine große und zwar sehr wohltätige, öffentliche und soziale Wirksamkeit entfaltete. In den altgriechischen Tempelsanatorien des Asklepios zu Kos und Epidauros übte man den „Tempelschlaf", die „ἐγκοίμησις", aus. Der Kranke mußte eine Nacht auf einer Lagerstatt im Innern des Heiligtums zubringen, hier pflegte dann der Gott im Traume zu erscheinen, nahm irgend eine Heiltätigkeit vor oder verhieß dem Leidenden einfach seine Genesung oder verkündete ihm den Weg dazu. Am nächsten Tage verließ der Patient gesund das Heiligtum. Die starke psychische Beeinflussung durch die Umgebung, die zuversichtliche, sehnliche Erwartung der Heilung, die sich schon durch die oft weite Reise zu dem Gotte kund tat, die hohe Wertschätzung, die das Traumphänomen zu dieser Zeit genoß, schließlich der Inhalt des Traumbildes selbst, in dem die Person des Heilgottes im günstigen Falle selbst auftauchte, verbanden sich zu einer Art kräftiger „Verfallssuggestion", die eine ausgiebige, psychotherapeutische Wirkung zur Folge hatte.

Ganz sicher war übrigens das Erscheinen Äskulaps nicht zu erwarten, bei Personen mit starker oder abnormer Eigensuggeribilität konnte die Visite des Gottes ausbleiben oder statt ihrer ein anderes Gesicht sich einstellen. Es scheint, daß dann die Richtung des Gedankenablaufs auf das gewünschte Traumereignis durch geschickt angeordnete sensorische Reize, die ja leicht in den Verlauf der Traumbilder hineingezogen werden, unterstützt wurde. Später, als die Inkubation stärker in Aufnahme gekommen war, wurde das Verfahren dadurch sehr vereinfacht und abgekürzt, daß besondere Angestellte den Tempelschlaf für den Patienten absolvierten; diesem wurde nur das Ergebnis des Traumes, der vom Gotte eröffnete Rat oder Heilweg mitgeteilt. Auf diese Weise wurde jeder schädlichen Autosuggestion vorgebeugt, die Patienten standen jetzt sämtlich unter der Allosuggestion des Heilkünstlers und — soweit überhaupt etwas auf diesem Wege zu erreichen war — konnte die sinnreiche und für die damalige Kulturstufe gewiß sehr zeitgemäße Kur nicht mehr mißglücken. Was das Verfahren dabei durch die Schematisierung einbüßte, gewann es auf der anderen Seite an Vereinfachung der Methode, wodurch diese wiederum in größerem Maßstabe anwendbar wurde. Die ausgezeichneten Erfolge dienten ihrerseits dazu, die Autorität des Traums zu bestätigen und verhalfen so der Heilanstalt zu immer neuen Triumphen.

Die Heilwirkung ist also hier auf die affektiv stark betonte Vorstellung des

Kranken zurückzuführen, die sich dieser von der Wirkung eines unter bestimmten Umständen erfolgenden Traumes oder der Befolgung dessen, was in dem Traum empfohlen wurde, gebildet hatte, eine Wirkungsweise, welche sich bei den noch heute üblichen Sympathiemitteln genau in derselben Weise wiederholt. Als Vehikel für eine Heilsuggestion hätte damals gewiß nichts Passenderes aufgefunden werden können.

Mit dem Sturze der alten Götterwelt verfiel diese Traumheilmethode.

Niemals wieder ist der Traum in so großem Umfange zur Verwendung für praktische Zwecke gelangt, doch wurde er von scharfen Beobachtern später von neuem und zwar wieder im Dienste der Heilkunde herangezogen.

Die alte Medizin war in diagnostischer Hinsicht durchaus nicht so hilflos, als man heute auf den ersten Blick hin meinen könnte. Unsere überlegenen Methoden haben die früheren zwar verdrängt und vielfach in Vergessenheit gebracht, trotzdem gab es aber sehr sinnreiche Beobachtungsweisen, deren Wert durch die Virtuosität und den Scharfsinn des Beurteilers wiederum gesteigert werden konnte und welche in diesem oder jenem Falle selbst einmal weiter trugen als die heutigen.

Die Möglichkeit der Verwendung des Traums zu diagnostischen Zwecken liegt begründet in der psychologischen Eigentümlichkeit, daß die Traumvorstellungen ähnlich wie die in der Hypnose suggerierten oder manche pathologischen Vorstellungen oft eine abnorm starke Dissoziabilität besitzen, d. h. die Fähigkeit, durch andere Vorstellungen oder Eindrücke nicht beeinflußt zu werden. Solche isolierte Vorstellungen zeitigen oft eine bedeutende nicht nur seelische, sondern sogar körperliche Wirkung und hierauf beruht eben auch die Kraft der hypnotischen Heilsuggestion. Schon geringfügige Sinnesempfindungen, welche sich sonst gar nicht bemerklich machen, können durch eine solche kräftige Dissoziation sehr deutlich in das jeweilige Bewußtsein treten. Ist dieses, wie z. B. im Traum ein verändertes, so werden sie jenen Veränderungen mit unterworfen sein, und der Kundige wird nicht selten das Glück haben, aus einem stattgehabten Traumbilde auf gewisse minimale abnorme Empfindungen der Patienten schließen zu können.

Auf die Mitteilung eines Kranken hin, es habe ihm z. B. im Traume jemand mit einem Besen den Mund oder den Rachen ausgekratzt, mochte sich der alte Arzt auf den Ausbruch einer Mandel- oder Schlundkopfentzündung gefaßt machen; die Auskunft, es habe jemand im Traume einen Dolchstich in irgend eine Körpergegend erhalten, sprach vielleicht für einen im Anzug befindlichen Ausschlag der Haut (Herpes) an der betreffenden Stelle, auch wenn örtlich noch nichts zu sehen war. Dem Schlafenden erscheinen diese oft ganz geringfügigen Organempfindungen, welche ihm im Wachen nicht zum Bewußtsein gekommen oder von anderen stärker betonten Vorstellungen oder Empfindungen irgendwelcher Art verdeckt geblieben waren, infolge ihrer außerordentlich großen Isolierungsfähigkeit, die der Traum manchmal ermöglicht, nunmehr ganz deutlich und werden von ihm, wie viele andere Reize auch, in diesen Traum hinein verarbeitet. Der Arzt verhalf also durch die Erkundung des vorhergegangenen Traumes solchen Empfin-

dungen zu ihrem Rechte, denn diese bilden, wie alle Schmerzen überhaupt, eine Benachrichtigung des Organismus von einer bestehenden oder bevorstehenden Schädigung, welche nur deswegen so oft ignoriert wird, weil wir auf diese Dinge, wie gesagt, im Wachen nur wenig achten können.

Einen diagnostischen Wert hat der Traum heute nur noch in der Nervenheilkunde behalten. Der Nervenarzt erhält durch die Eruierung der Trauminhalte nicht selten eine wesentliche Hilfe zur richtigen Beurteilung eines unklaren Zustandsbildes.

Trotzdem die Absurdität der meisten Trauminhalte, so wie sie sich dem Träumenden darstellen, auf der Hand liegt, so braucht der Inhalt eines Traumes nicht notwendig sinnlos und konfus zu sein. Es gibt Träume, in denen sogar eine ganz vernünftige, inhaltlich selbst ziemlich einwandsfreie geistige Tätigkeit sich abspielen kann.

Es handelt sich hier um automatische Traumtätigkeit in Fällen von außergewöhnlich großer spezieller geistiger Einübung. Zahlreiche Tätigkeiten, geistige wie körperliche, gewinnen mit der Zeit, wenn sie hinreichend sicher geworden sind, einen mehr oder minder mechanisch-selbständigen Ablauf ohne unser direktes Zutun. Viele unserer Fertigkeiten besitzen überhaupt erst dann Wert für uns, wenn sie zum größeren Teil automatisch geworden sind, denn sie dienen uns meistens nur als Mittel zum Zweck, nicht als Selbstzweck; so müssen das Lesen, das Radfahren, das elementare Instrumentenspiel automatisch geworden sein, ehe wir einen Nutzen davon haben können. Solche speziellen Automatien nun sind in besonderer Weise vor dem Zerfall in ihre Einzelelemente geschützt und erhalten sich so nach dem Grade ihrer Einübung häufig selbst unter stärkerer psychischer oder physischer Alteration, wenn der Verlauf der Tätigkeiten in anderer Richtung bereits in deutlich erkennbarer Weise gestört ist, in fast völliger Unberührtheit. So wird ein stark ermüdeter Klavierkünstler meistens noch unverhältnismäßig vollkommener spielen, als ein frisch ausgeruhter Dilettant, einen geübten Radfahrer wird eine nicht allzu starke Alkoholaufnahme nicht merklich aus dem Gleichgewicht bringen, erschöpfende Krankheiten werden dem geistesregen Patienten häufig einen ziemlich beträchtlichen Grad geistiger Frische belassen, während der mittelmäßige vielleicht längst apathisch geworden wäre. Daß diese schützende Kraft der Einübung also auch im Traume sich geltend machen kann, ist deshalb nicht eben wunderbar.

Man mag sich vorstellen, daß die gut eingeübten Tätigkeiten so zustande kommen, daß die momentane Korrektur der jedesmal nahe liegenden Fehler eine sehr vollkommene geworden ist, und daß dieses Vermögen allmählich selbst mit automatisch geworden ist. Sehr gut läßt sich dieses Verhalten an der Sprachtätigkeit aufzeigen: in unserer Muttersprache sind wir allesamt gewissermaßen Virtuosen, alle fremden Sprachen dagegen müssen wir lernen, wir bleiben hierin unter gewöhnlichen Verhältnissen lange mehr oder weniger Dilettanten. Das Gefüge der ersteren leidet selbst im Traume, abgesehen von besonderen Umständen

nicht Schiffbruch: die im Traume von uns oder unseren Traumphantomen geäußerte Rede kann zwar absoluten Unsinn enthalten, aber formell, grammatisch und syntaktisch wird der Ausdruck gewöhnlich ganz richtig bleiben. Wer gründlich Deutsch kann, wird auch im Traume richtig deutsch reden, z. B. das Zeitwort im Nebensatze immer an das Ende desselben setzen, trotzdem dies oft gar nicht so leicht richtig zu treffen ist, wie die sprachlich Ungeschulten und die deutschredenden Ausländer so oft beweisen. Eine fremde Sprache dagegen, welche uns nicht geläufig ist, wird von uns im Traume, wenn wir uns ihrer in diesem bedienen, auch unrichtig gebraucht werden. Haben wir sie dagegen gut erlernt, so werden wir auch im Traume hierin ziemlich sattelfest bleiben, wobei wieder zu beachten ist, daß dem Mindererfahrenen oft das bereits als vollkommen imponiert, was dem Fortgeschrittenen noch als Stümperei erscheint.

So kann also eine dem Einzelnen sehr geläufige Tätigkeit im Traume oft im Ganzen richtig verlaufen. Die meisten Menschen werden die Namen ihrer Angehörigen unter gewöhnlichen Verhältnissen auch im Traume nicht verwechseln, ein Mathematiker, welcher träumend rechnet, kann dabei richtig rechnen, braucht es freilich nicht zu tun. Ein Dichter, der im Schlafe Verse macht, kann zwar baren Unsinn zusammenreimen, die Verse an sich brauchen aber deswegen noch nicht schlecht zu sein, und selbst der Inhalt braucht nicht notwendig abstrus zu sein.

In ganz besonderen Ausnahmefällen kann sich sogar eine solchem Trauminhalte entsprechende sinnvolle Handlung anschließen. Der Dichter kann sein Poem, der Rechner das Resultat seines Exempels selbst zu Papier bringen. Am nächsten Morgen findet sich dann, gewöhnlich zum höchlichen Erstaunen des Urhebers, das betreffende Traumopus vor. Es handelt sich in diesen Fällen eigentlich um eine Kombination mit Schlafwandeln.

Eine höchst auffällige weitere Leistung des Traums liegt ferner vor, wenn in ihm ein außergewöhnliches brauchbares oder sonst ausgezeichnetes psychisches Produkt auftaucht. Derartige Vorkommnisse mochten in früherer Zeit den Glauben an den übernatürlichen Ursprung der Traumvorgänge besonders genährt haben und in Verbindung mit der großen Autorität, die der Traum bereits genoß, konnte jetzt wieder rückwärts geschlossen werden, was im Traume geschehen sei, sei an sich von hervorragender Bedeutung und wenn es auf den ersten Blick auch nicht zu erkennen wäre, so werde sich dies schon herausstellen.

Die „Traumeingebung" kommt dadurch zu Stande, daß der Abschluß einer seit langer Zeit vorbereiteten assoziativen Kette mit bestimmter Zielvorstellung einmal auch in einen abnormen Bewußtseinzustand, also ab und zu auch in einen Traum hineinfallen kann. Der betreffende Einfall wird dann oft in eine halluzinatorische Verbrämung eingekleidet sein. Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art ist die Konzeption der „Teufelssonate" durch Tartini. Der Komponist berichtet, eines Nachts sei ihm der Teufel im Traume erschienen und habe ihm das Stück auf der Violine vorgespielt. Der intellektuelle Urheber kann natürlich hier nur Tartini

selbst sein, dessen künstlerische Produktion sich einmal ausnahmsweise in den Traum hinein erstreckt hat, ähnlich wie ein Mathematiker im Schlafe eine im Wachen angefangene Rechnung zu Ende führt und zwar richtig zu Ende führt. Tartinis Teufelsabenteuer bliebe selbst dann noch im Rahmen der Möglichkeit, wenn der Musiker die Partitur etwa selbst im Schlafe niedergeschrieben hätte, was in diesem Falle aber erst hinterher geschah.

In Anbetracht der oft fast unausgesetzten intensiven psychischen Beschäftigung ausgezeichneter Talente mit ihrer Interessensphäre wäre es sogar auffällig, wenn dergleichen nicht gelegentlich vorfiele. Damit solche Wirkungen des Traumes zu tage treten, ist natürlich eine außergewöhnlich große Vertrautheit mit dem Gebiete erforderlich, zu welchem der betreffende Gegenstand der Produktion gehört. Man kann eigentlich nicht behaupten, Tartini habe im Traume, sondern man muß sagen, er habe trotz des Schlafes komponiert. Daß ein Teil unserer psychischen Arbeitsleistung oft überhaupt nicht bewußt, sondern unbewußt vor sich geht, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man sich nur auf ein schweres, einem ungeläufiges Wort oder einen seit langer Zeit nicht erinnerten Namen, eine seltene fremde Vokabel oder dergleichen besinnt. Es ist uns nicht bewußt, in welcher Weise eigentlich die Aufsuchung des verlorenen Klangbildes geschieht, wir selbst haben indes während dieses „Besinnens" deutlich das Gefühl der Bewältigung eines gewissen starken inneren Widerstandes, wir erscheinen währenddessen unserer Umgebung zerstreut, abwesend, plötzlich fällt uns dann das gewünschte Wort vielleicht ein, ohne, daß wir uns Rechenschaft geben können, wie es im einzelnen damit zugegangen ist. Oft gelingt es nicht, ein derart gesuchtes Bild ohne weiteres aufzufinden, manchmal taucht es erst später in unserem Bewußtsein auf, zuweilen unmittelbar nach dem Erwachen, ab und zu aber auch in einem Traumgebilde, direkt oder in traumhafter Einkleidung. Ähnlich wie hier mit dem einzelnen Ausdruck wird es wohl auch mit einer künstlerischen oder sonstigen Konzeption liegen können, deren assoziative Einzelelemente doch bereits vor ihrer Synthese isoliert vorhanden sein müssen. Hier erfolgt dieser Zusammenschluß häufig als Intuition in einer für das Individuum ohne weiteres ebenfalls nicht näher faßbaren Weise und diese Intuition kann gelegentlich auch einmal in einem abnormen Bewußtseinszustande eintreten. Ein solcher vermag einige psychische Leistungen sogar zu Zeiten zu erleichtern, mancher kann z. B. durch Anregung mit geistigen Getränken, deren Gebrauch zu diesem Zwecke aus anderen Gründen natürlich nicht zu empfehlen ist, dann und wann eine gewisse Förderung durch summarische Hinwegräumung gewisser zuweilen bestehender psychischer Hemmungen erfahren. Auch die Hypnose, in welcher bekanntlich die Erinnerungsfähigkeit für bestimmte Einzelheiten, welche im Wachen vollständig aus dem Gedächtnisse entschwunden sind, außerordentlich erhöht sein kann, zeigt, daß in abnormen geistigen Zuständen sogar eine psychische Mehrleistung des Individuums sehr wohl möglich ist. Es braucht hier nicht einmal darauf hingewiesen zu werden, daß Schlaf und Hypnose viel verwandtes besitzen, auch in einander übergeführt

werden können. Ohne ganz außergewöhnliche spezielle Versiertheit aber ist jedenfalls eine solche „Trauminspiration" nicht möglich. Ganz ausgeschlossen ist natürlich, daß jemandem im Traume etwas Brauchbares einfallen könnte, was ihm nicht ebenso im Wachen zu finden möglich gewesen wäre.

In manchen Fällen mag eine starke Überarbeitung, welche schließlich in eine schlafähnliche Automatie übergeht, den Anschein erregen, es handle sich um eine Leistung während des Schlafes oder Traumes. Auch hier wird die jedesmalige Einübung des Individuums die Steigerung der Leistung bedingen müssen. Ein Gaucho wird im Galopp im Sattel schlafen können, ein Anfänger im Reiten wird es natürlich nicht können. So werden zuweilen Dinge vollbracht, deren Zustandekommen an das Wunderbare grenzt, so daß der gemeine Verstand an übernatürliche Kräfte zu denken geneigt ist. Manches treffliche Werk ist von seinem Urheber in einem Zustande hochgradiger Erschöpfung vollendet worden, dies ist aber nicht wunderbarer, als wenn z. B. ein großer Virtuose ein schwieriges Konzert unter dem Enthusiasmus der Menge exekutiert, mit welchem er sich vielleicht erst in den letzten Stunden vor dem Vortrage beschäftigt hat. Hier wie dort genügt zur Erklärung das über alles Gewöhnliche weit hinausreichende Maß von Begabung und Fertigkeit.

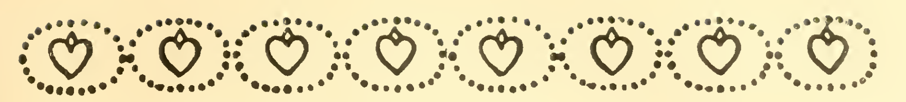
Auch können starke intellektuelle Anstrengungen behufs Zuendeführung technischer oder abstrakter Gedankengänge den derart Beschäftigten bis in den Schlaf und Traum hinein verfolgen. Hier ist vielleicht auch nicht immer ganz sicher auseinander zu halten, ob nicht etwa eine Wurzel dieser kombinatorischen Vorstellungsverläufe aus einem somnolenten Zustande stamme, wenn etwa am nächsten Morgen die glückliche Idee geboren wurde. Die Geschichte mancher, darunter auch jüngerer Erfindungen läßt diese Möglichkeit vermuten.

Kapitale Träume dieser Art dürften wohl nur ganz ausnahmsweise auftreten, dagegen scheinen Träume, in deren Inhalt der eine oder andere Einfall irgend etwas Brauchbares oder Passendes enthält, nicht zu den großen Seltenheiten zu gehören, sind vielleicht schon der Mehrzahl der stärkeren geistigen Arbeiter begegnet. Man darf dabei nicht übersehen, daß nur wenige Menschen ihrem Traumleben eine beträchtliche Beachtung schenken und daß die große Mehrzahl der Träume nach dem Erwachen gar nicht mehr erinnert wird, wiewohl viele erinnerbar sind. Dazu kommt, daß manche geistesrege Individuen sehr stark von Träumen heimgesucht werden, so daß sie fast bei jedem Erwachen, zu jeder beliebigen Zeit, wenn sie einmal darauf zu achten gelernt haben, ein schwindendes Traumbild erhaschen können. Ferner ist zu bemerken, daß der psychologische Kern eines Phantoms sehr häufig durch weitgehende Symbolisierung sich unserm unmittelbaren Verständnis entzogen hat, gleichsam in eine fremde Sprache übersetzt ist und so manches anscheinend Sinnlose ursprünglich gar nicht sinnlos gewesen zu sein braucht. Gerade in dieser Richtung feierte die oft höchst geistvolle Traumdeutung der Alten ihre glänzendsten Triumphe. Erinnert sei hier nur an den historischen Traum Alexanders des Großen, dem, als er während der Belagerung von Tyros des Nachts einen Satyr sah, diese Erscheinung von seinem Traum-

deuter als Vorbedeutung des Falles der Stadt erklärt wurde (*σάτυρος = σὰ Τῦρος* = Tyros dein). Der betreffende Psychologe suchte also bei seiner Interpretation den assoziativen Weg durch eine symbolisierende Etappe hindurch zurückzuverfolgen. Dieser Weg ist in dem angeführten Beispiele freilich besonders kurz und war deshalb besonders leicht zu finden. Daß dem Klienten, wenn die Sache überhaupt gelang, nur seine eigene der Traumszene zu Grunde liegende Ausgangsvorstellung in irgend einer psychologischen Form (Hoffnung, Bestätigung, Warnung) präsentiert werden konnte, das wird dem kritischen Ausleger wohl kaum zweifelhaft gewesen sein. Wer das menschliche Herz kannte, dem wird nicht verborgen geblieben sein, daß im Hintergrunde eines besonders stark interessierenden Traumbildes oft ein persönlicher Wunsch schlummerte, den zu ermitteln und zu dem, wenn angängig oder nötig, Stellung zu nehmen, die wesentliche Aufgabe des Konsiliarius sein mußte. Diese Art des Traumstudiums und der Traumdeutung, die Analyse des Aufbaus der Traumvorstellungen im einzelnen Falle, die Zurückführung der Trauminhalte auf eine bestimmte psychische oder physische Beschaffenheit des Individuums, eventuell, wenn erforderlich, die Stellung einer Art Prognose nach dem gewonnenen Eindruck, ist gewiß eine berechtigte und rationelle. Die moderne naturwissenschaftlich-biologische Forschungsrichtung hat denn auch die Untersuchungen der Traumphänomene neu belebt und versucht, Entstehung und Ablauf der Traumgebilde nach den bestehenden Gesetzen zu erklären. Ferner sucht sie an der Hand der Traumerscheinungen und ihres Zusammenhanges mit der allgemeinen Körper- und Seelensphäre des Menschen die Erkenntnis unseres rätselhaften Geistes- und Gefühlslebens fördern zu helfen. Der vollständige wissenschaftliche Ausbau dieses großen Gebietes, welcher bereits teilweise eine sichere Grundlage erhalten hat, wird dereinst vermutlich wiederum wichtige praktische Aufschlüsse zur allgemeinen und speziellen Seelenlehre des Menschen liefern können. Das wäre dann die wertvollste Arbeit, die der Traum geleistet hätte.

Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie diese Entwicklung der Dinge eine merkwürdige längst bekannte kulturgeschichtliche Erfahrung von Neuem zum Vorschein bringt: wie der Aufschwung der Chemie und Technologie zum Teile der Sucht, Gold zu machen, zu verdanken und eine der Wurzeln der Astronomie in den rein anthropozentrischen Spielereien der Sterndeuterei zu suchen ist, so hat auch der krasse und naive Egoismus des Menschen in der noch heute üblichen vulgären Traumdeutung zunächst eine Art kultureller Karikatur geschaffen, deren unglückliche Züge freundlich auszugestalten in solcher Richtung ruhigen und verständigen Generationen vorbehalten bleiben muß.





Liebeskalender / von Max Dauthendey

März

Nun müssen Märzwinde die Bäume reiten,
Und Wünsche und Wolken am Himmel schreiten;
Nun lassen die Mädchen die Träume liegen,
Und wollen die Hüften im Tauwind wiegen.
Sie flögen wie Wolken gern aus dem Haus,
Und schlügen gern wie die Bäume aus;
Und könnt ihnen Einer ins Auge spähen,
Er würde den Mai schon im Märzen sehen.



April

Sie ist wie der Wind in den Bäumen,
Sie wendet die Blätter im Nu,
Die Sehnsucht läßt sich nicht zäumen;
Sie stiehlt von den Kissen die Ruh.

Ich muß sie wie Zugluft spüren,
Sie zieht mich mit Unruh am Schuh;
Sie stellt sich zwischen die Türen,
Meine Türe geht nicht mehr zu.

Meine Augen, ihr Narren im Träumen,
Ihr Tänzer im dunkeln Haus,
Sie ist wie der Wind in den Bäumen;
Die Sehnsucht, sie löscht euch aus.

Mai

Ich war im Maienabend am Bach,
Der lief der buhlenden Dämmerung nach;
Wohlgeruch tat auf den Grasspitzen stehn,
Es mußten Veilchen im Abend umgehn.
Gebückt ein Mädchen am Erdboden saß,
Sie legte die blaue Schürze ins Gras,
Sie griff ins Dunkel mit ihrer Hand,
Wollüstig der Abhang voll Veilchen stand.
Dunkler und dunkler ward es umher,
Nur ihr Atem verriet sie, der ging so schwer.

Juni

Es liegt ein Garten gleich über der Straßen,
Dort stehen die Blumen in bunten Gassen;
Dort ist ein Brunnen mit bangem Schacht,
Im Brunnen unten da wohnt die Nacht.
Die Blumen starren am Tag gradaus,
Doch steigt die Nacht aus dem Brunnenhaus,
Tuen die Blätter die Seele verkaufen,
Sie hängen lautlos in toten Haufen;
Im Garten jeder Weg sich verschiebt,
Weil die Nacht tödliche Sehnsucht gibt;
Dann starre ich über die Straße hin,
Der Garten drüben verwirrt meinen Sinn;
Gerüche gehn wie Gesichter hervor,
Wie Brüste heben sich Blumen empor,
Manche schau'n wie Pupillen hinaus,
Und weinen sich auf den Blättern aus.
Mit Mädchenhänden gehts Mondlicht durchs Laub,
Und Schatten fallen wie Masken zum Staub,
Der Garten scheint mir mit Menschen voll,
Die alle die Nacht reich machen soll.



Juli

Als ich im Abend dich traf,
Ging dein Schuh mondbeschienen
Unter Sternen wie Bienen.
Sterne wurden groß,
Ließen den Himmel los,
Fielen ins Feld wie Staub.
Wahrsagend mit wallendem Laub
Schauten die Bäume hinauf;
Ein Baum am Weg voll Schlaf,
Fing fallende Sterne auf.
Als ich im Abend dich traf
War's Korn warm wie mein Blut;
Gut wurde mir's ums Herz,
Sah vom Weg nicht mehr auf,
Ging mit den mondenen Stunden,
Und Garben lagen gebunden,
Als läg das Glück zu Hauf.

August

Wir gingen an dem flinken Bach
Und hielten mit ihm gleichen Schritt,
Die wiegende Weide sah uns nach,
Und blaue Glocken wollten mit.

Doch viel zu heiß war deine Brust,
Für blaue Blumen viel zu heiß,
Es hat sich keine aufgemacht,
Sie blieben mit kühlen Augen stehn,
Und haben über dich nachgedacht.



September

Jed' Blatt schaut noch zum Himmel hinauf,
Jedes Blatt fing heute den Himmel auf,
Während der Regen im Blattwerk wühlte,
Lag ich im Himmel der selig kühlte,
Hielt in der Hand einer Wolke Brüste,
Die meine Blätter inbrünstig küßte.



Oktober

Trug manch Lied auf meiner Zung,
Hob den Kopf mit Flügelschwung,
Grünverliebt war rings der Wald,
Und mein Herz nur Tage alt.

Konnt die Wurzeln nicht begreifen
Die nur schwer vom Flecke gehn,
Und die Bäume all die steifen
Die schon hundert Jahr dastehn.

Blumen machten mich erstaunen,
Wuchsen auf wie bunte Launen,
Lachten ein paar Wochen hin,
Und verrieten nie den Sinn.

Nahm manch Mädchen in den Arm,
Mädchen sind so bang und warm;
Habe ich auch reich geküßt,
Wußt' doch nie was Liebe ist.

Liebe ist der eine Kuß
Dran dein Herze seufzen muß,
Stiller wird dein Atem gehn
Ist dir dieser Kuß geschehn.

Doch wenn dich das Weib vergißt,
Das mit diesem Kuß dich küßt,
Wirst du gern dich sterben sehn,
Stille wird dein Herz dir stehn.

Und du brauchst nicht mal Pistolen,
Sterben wirst du ganz verstohlen,
Dankst dem Weibe noch im Grab,
Daß sie einst den Kuß dir gab.



November

Die Raben stehlen die Monde
Der Nacht von ihrer Wand;
Und haben sie alle vergraben
Draußen im Ackerland.

Alles was glänzt das graben
Sie ein in Erd und Sand;
Es stahlen mir diebische Raben
Das Herz vom Schatz aus der Hand.

Muß jetzt im Dunkel sitzen,
Und kenn mich nicht mehr aus;
Wenn die Augen der Katze blitzen,
Glaub ich, sein Herz kommt nach Haus.



Dezember

Im Zimmer steht mir ein Bett mit Stolz,
Ein seltenes Bett aus lebendem Holz;
Dem Bett geht nie der Frühling aus,
Es blüht mein Bett und es lacht mein Haus.
Schon ist das Holz vor Jahren gesägt,
Doch fühl' ich nachts, daß ein Herz drinnen schlägt;
Und Bienen hör' ich in jedem Traum,
Sie bringen Honig zum Bett,
Wie einst in den Baum.

Januar

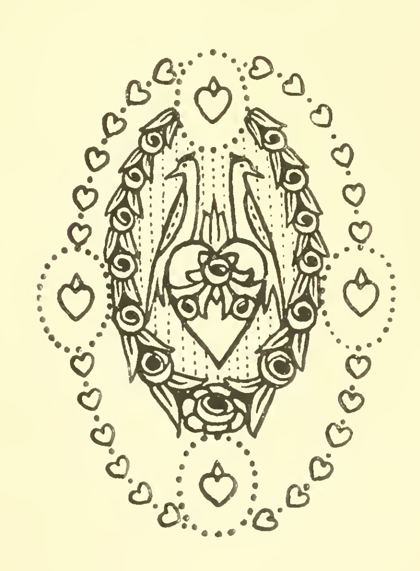
Jetzt muß sich im Himmel die Schneemühle drehn
Und Eis und Gedanken zur Erde wehn;
Jetzt müssen sich Erde, Luft, Wasser vermummen,
Nur das Feuer allein wird niemals verstummen,
Das Feuer das Tage und Nächte durch schwelt,
Und mit glühender Geste von der Liebe erzählt.



Februar

Mein Schatz der wollte tanzen,
Band sich die Schleppe hinauf,
Fand nicht die richtigen Schritte,
Und knüpfte den Gürtel noch auf.

Da hüpfte sein Herz aus dem Busen,
Und tanzte als Flamme mit ihr,
Sie wiegte die Hüfte im Feuer,
Und die Welt verbrannte vor mir.





Inter arma silent leges

Die rassentheoretische Geschichtsauffassung ist die in ein System gebrachte Narrheit, der ihre eigene Kappe am besten gefällt. Gobineau, ihr Erfinder, hielt sich sehr mit Unrecht für einen Germanen von adligem Wikingsblut — er war in der Tat der Abkömmling ehrsamer keltoromanischer Strumpfwirker aus Mittelfrankreich —; er wurde dank dieser Überzeugung zum Begründer der Germanomanie und gilt in seiner Heimat Frankreich darob gerade so als Narr und Ketzer wie in Deutschland als tiefgründiger Gelehrter und Rechtgläubiger. Und so ist es weiter gegangen. Der katholische Rassentheoretiker erklärt sein Lieblingsvolk für den eingeborenen Vertreter des Katholizismus, des welthistorischen Einheitsdranges, und der protestantische sieht in ihm das auserwählte Volk der Kritik und Eigenwüchsigkeit; der Dolichocephale hält den Brachycephalen, der Brachycephale den Dolichocephalen für die niedere Rasse, die nur gut zum Beherrschen und Ausbeuten ist. Ich bin überzeugt davon, daß einer der berühmtesten unter ihnen schwarze Haare hat: denn er bemüht sich krampfhaft um den Nachweis, daß es „reine" Germanen mit schwarzem Hauptschmuck gibt. Und einer der kappenfreudigsten hat gewiß einen besonders umfangreichen Schädel: denn in seinen Argumenten spielt die Hutweite eine bedeutende Rolle.

Es ist eben eine herrliche Methode, mit der man alles ableiten kann, was einem in den Kram paßt. Wenn man z. B. anarchistisch angehaucht ist, wie der antisemitische Rassenfanatiker Dühring, so schiebt man alles Unglück in der Welt auf das Christentum, da es die Erfindung des völkerverderbenden, jüdischen Rassengeistes ist. Ist man aber regierungsfromm und Schwärmer des christlich-romantischen Neupreußentums, wie der Anglo-Deutsche Chamberlain, dem das Christentum die größte Kulturtat aller Zeiten bedeutet, so rettet man seine antisemitische Rassentheorie sehr einfach, indem man Christus zum Arier macht. Geschwindigkeit ist keine Hexerei! Ich weiß nicht, ob sich unter den im allgemeinen sehr verständigen Japanern ein Rassentheoretiker finden wird: wenn es der Fall sein wird, wird sein Buch mit dem Lobgesang auf die staatsbildende Tugend der gelben Rasse und der Anklage gegen die rohe Brutalität der europäischen Arier gar keine üble Spiegelung der Rassentheoretik abgeben. Für einen witzigen Kopf unter uns selbst böte sich hier in der Tat eine treffliche Gelegenheit zur Satire.

Nun, wenn es noch keinen japanischen Chamberlain gibt, so gibt es wenigstens einen jüdischen chamberlainistischen Antichamberlain. Mir fliegt ein Büchlein auf den Arbeitstisch, das ich mit dem gleichen kopfschüttelnden Interesse durchflogen habe, wie die berühmten und berüchtigten „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts". Es trägt fast den gleichen Titel: „Das neunzehnte Jahrhundert" und hat einen freiwillig expatriierten deutschen Juden oder jüdischen Deutschen zum Verfasser, Oskar

Levy.* Die beiden Werke sind sich auch nach Inhalt und Form sehr ähnlich; beide sind im gleichen blinkenden und funkelnden Stil, beide mit etwas zu viel „Brillanten", beide in dem gleichen, hastigen Takt des predigenden Fanatikers verfaßt, der sich so stark von dem gleichmäßigen Wellenrhythmus des Gelehrten unterscheidet, der überzeugen, nicht überreden will. Und beide bedienen sich fast der gleichen Argumente, fast der gleichen Denkmethode und sind von gleicher rührender Unwissenheit gerade in den Grundlagen der Wissenschaft, deren Gesetze sie zu zeichnen unternehmen, der Geschichte. Und das Interessanteste ist: sie kommen zu genau den entgegengesetzten Ergebnissen! Das spricht Bände über die Methode.

Levy schreibt nach berühmtem Muster einen Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das neunzehnte Jahrhundert, aber keinen Rückblick à la Bellamy, der den Sozialismus als verwirklicht annimmt und an diesem Idealbilde alle Armut, Klage und Schmach unserer Zeit mißt. Für Levy ist der Sozialismus — ganz wie für Chamberlain — auch nur ein Symptom der großen Zeitkrankheit, eine Auflehnung der ewig unfreien Masse gegen ihre natürlichen Herren, die „Heroen", die „Einzigen", die „Individuen". Denn er ist — ganz wie Chamberlain — des Nietzsche'schen Rauschtranks voll.

Aber der Anglo-Deutsche ist hochgeehrtes Mitglied der herrschenden Klasse, so etwas wie Hofhistoriograph des deutschen Kaisers, Orakel aller „erstklassigen Menschen", erfolgreicher Autor und Ritter hoher Orden: und so verkörpern ihm denn diese erstklassigen Menschen sein Rassen- — und Einzigen-Ideal, und alles, was sie verehren, ist ihm heilig und verehrungswürdig in aeternum: das Deutschtum, der Protestantismus, die Ehe, wie sie jetzt ist, der Kapitalismus mit seinen „Captains of the Industry", der Fabrik-Patriarchalismus und so weiter — bis beinahe zur Siegesallee und der deutschen Barttracht. Alle Instinkte, Klassenvorrechte, Vorurteile, Antipathien und Sympathien der neudeutschen Nobilität, dieses Konnubialverbandes des ostdeutschen Kraut- und des westdeutschen Schlotjunkertums erscheinen hier in bengalischer Beleuchtung, „voll und ganz und unentwegt" für Gott, König und Vaterland sanktifiziert; alle gegnerischen Bestrebungen, Instinkte usw. sind entsprechend an den Schandpfahl genagelt.

Wie anders malt sich die Welt im Kopfe Oskar Levys! Ein deutscher Jude, sicherlich durch Bildung und Begabung, augenscheinlich auch durch Besitz dazu berufen, der Herrenklasse anzugehören, zu der ihn alle seine Instinkte hinziehen; ihren Angehörigen ebenbürtig an Verachtung der misera contribuens plebs und an frech-fröhlicher Herrenmoral, mutig, frisch und leidenschaftlich — sieht er sich im Deutschland seiner Jugend plötzlich zum Paria verworfen. Es klingen bittere Jugendschmerzen verhalten zwischen den pathetischen Arien des Anklägers und den Vaudevilles des Spötters heraus, Töne, die vielleicht nur der klar heraushört, der sie, wie ich, selbst hat hinunterwürgen und verbeißen müssen in jenen Zeiten der Jugend, wo das Herz für Glück und Wunden am leichtesten zugänglich ist. Den einen macht's zum Philosophen, der auch das lächelnd als eine der vielen bunten Szenen auf dem närrischen Welttheater mit anschaut, und seine Faust ballt sich nur dann wohl noch einmal, wenn das Gift des Hasses auf die unschuldigen Seelen seiner Kinder spritzt, daß sie zum ersten Male die Ungerechtigkeit der Welt spüren müssen. Das sind die Menschen vom Samen Spinozas, denen jeder „Modus", also auch ihre eigene kleine Person, herzlich gleichgültig ist gegenüber der Größe der ewigen „Substanz". — Aber Männer von anderem Temperament, die mehr Dichter sind als Denker, mehr Handelnde als Schauende, mehr Erfühler als Erkenner, mehr Gegenwarts- als Ewigkeitsmenschen, die treibt es zum Aufruhr, zum Anarchismus. Ist doch aller Anarchismus nichts anderes als die Empörung der vom Festmahle des Lebens ausgeschlossenen Einzelnen, während der Sozialismus eine Bewegung der Masse ist. Der Anarchismus will ins Café d'or, die Sozialdemokratie zum Bouillon Duval!

Catilina war auch ein malkontenter Aristokrat. Und gerade so hat die Aussperrung unseren „deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens" zum wütenden Hasser aller der Personen und Institutionen gemacht, die Chamberlain, der feierlich in den Kreis Rezipierte, priesterlich

* Dresden bei Pierson 1904.

besingt. Zu sehr Schüler von Goethe, Stendhal und Nietzsche, um Sozialist zu sein, eine hungernde prachtvolle Bestie, umheult der wilde Wolf den Palast der Herren, wo nur dem zahmen Hunde die besten Bissen zugeworfen werden. „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt", ist seine Raubtiermoral.

Er haßt das Spießbürgertum vor allem dann, wenn es sich „sittlich" und mutig gibt, er haßt die Frauenbewegung, die Sozialdemokratie und alle Massenbewegung überhaupt, er haßt das Christentum mit demselben Fanatismus und mit derselben falschen geschichtlichen Begründung wie der teutonische antisemitische Anarchist Dühring, der auch ein Ausgeschlossener war, er haßt das Judentum mit Dühring und Chamberlain als den Gottmörder und Urphilister — und er haßt vor allem das Deutschtum. Sein Ideal ist das italische Volk, Chamberlains „Rassenchaos", die Mutterlauge der Renaissancemenschen, die er mit Chamberlain, gleich ihm nach Burkhardts phantastischer Geschichtspoesie, verklärt, das kluge, feine, höfliche, in der und für die schöne Gegenwart lebende Volk der Skeptiker und Leidenschaftsverbrecher — aber er haßt das Deutschtum mit einem tödlichen Hasse und trägt mit grimmiger Freude alles zusammen, was große Männer, was namentlich Deutsche selbst, Goethe und Nietzsche, Bitteres über Deutschland geurteilt haben. Es ist nicht der Haß Heines und Börnes, der nur den vaterländischen Einrichtungen galt, aber dem Volke alle seine ohnmächtige Liebe gab, nicht der Haß, der recht eigentlich nur der Schatten war im Lichte dieser tiefen, schmerzlichen Liebe: es ist ein Haß gegen die Rasse und Art, gegen Weltauffassung und Lebensführung, gegen das Innere und Äußere.

Es wird leicht sein, hier zu schelten auf den Vogel, der sein eigen Nest beschmutzt! Hüten wir uns vor Ungerechtigkeit, die wir Richter in eigener Sache sind! In der Tat: hier ist ein Mann, geboren im Deutschen Reiche, der die Deutschen ärger schilt, als irgend ein anderer. Aber dieser Mann hat die Konsequenz gezogen und das freiwillige Exil des Weltbürgers gewählt; er hat sein Vaterland verlassen — und, vergessen wir es nicht, dies Vaterland ist ihm ein Stiefvaterland gewesen. Der Brahmine kann leicht vom Paria Patriotismus verlangen: der Paria wird ihn selten verstehen. Und dabei ist der Paria ein in den Anschauungen des Kastenwesens aufgewachsener Sklave: die deutschen Juden aber, die zwischen 1848 und 1870 geboren sind, sind in allen Ansprüchen der Brahminen aufgezogen und erst von 1880 an immer mehr zum Paria herabgedrückt worden. Sie fühlen ungleich tiefer und wunder, was man ihnen vorenthält, und es ist wahrlich zu verstehen, wenn in einer leidenschaftlichen Seele die beleidigte Vaterlandsliebe in Haß umschlägt.

Und selbst in diesem Falle hier scheint mir der Haß nicht ganz echt, nicht ganz ungemischt. „Man schreibt nicht so ausführlich, wenn man den Abschied gibt." Das poltert und lärmt und überschlägt sich schier, und kann sich nicht genug tun in großen und bitteren Worten: mir scheint, ganz ist Oskar Levy doch noch nicht aus seiner deutschen Kulturhaut gefahren; mir scheint, dieser kosmopolitische Globe-Trotter hat uneingestandenes Heimweh nach dem Stiefvaterlande! Er zürnt wie ein Liebender nach dem ersten Zerwürfnis. Und doch schreibt er — deutsch, gutes, deutsches Deutsch, kein Englisch oder Italienisch; das heißt: er predigt seinem Volke — und man predigt nur dem, den man zu belehren hofft. Haßte und verachtete er das Deutschtum so sehr, wie er sich selbst und uns einbilden will, so erzählte er seinen Adoptiv-Vaterländern die deutsche Schande.

Es ist unnötig, auf Einzelheiten einzugehen. Sein Haß und Hunger sehen merkwürdig scharf in Einzelheiten, und, wenn die Spießbürger und Pfaffen, die Mucker und Heuchler, die Germanomanen und Untermenschen nicht vorziehen, das unbekannte Buch eines unbekannten Autors lieber ganz totzuschweigen, so werden manche Abschnitte wie glühende Geißeln um zuckende Schultern peitschen, und ein allgemeines Wutgeheul wird losbrechen; man wird uns diesen antisemitischen Juden aufs Schuldkonto schreiben, und den vielen Levys wird ihr Name noch unangenehmer werden. Aber es sind doch eben nur Einzelheiten, in denen er scharf sieht: das Ganze als Ganzes ist durch so verschliffene Brille gesehen, ist so unmethodisch, so naiv-unhistorisch, so gewaltsam und sprunghaft, so in tiefster Tiefe ungerecht und falsch und schief wie alle heroistische und namentlich alle rassentheoretische Geschichts-

betrachtung notwendig immer sein muß und wird.

Das Büchlein hat seinen Wert zunächst als überdurchschnittliche Stilübung: die paradoxe Art der Auffassung und Formung ist augenscheinlich durch Oskar Wilde beeinflußt, der hier einen nahezu kongenialen Schüler gefunden hat. Es hat seinen Wert ferner als document humain, als die Seelenzustandsschilderung eines ohne seine Schuld, durch ungerechten Ostrakismus exilierten Mannes unserer Zeit; die Psychologie des Alkibiades gewinnt an plastischer Klarheit, wenn man dieses Buch gelesen hat. Es hat schließlich sein Interesse als eine unbeabsichtigte reductio ad absurdum des Chamberlainismus, der hier mit wenig Vergnügen an seinem Zwilling und Antipoden sein eigenes Antlitz studieren mag: aber insoweit es unsere und vergangene Zeiten zu deuten, soweit es daraus auf die Richtung, in der die Menschheit strömt, Schlaglichter zu werfen beansprucht, hat es nicht den mindesten Wert. Inter arma silent leges: der leidenschaftliche Kämpfer ist notwendig ungerecht, und die Gesetze der Welt enthüllen sich nur der „reinen Kontemplation".

Ich bin sicher, daß man im Jahre 2000 auf Chamberlain und Levy mit dem gleichen mild-verstehenden Lächeln zurückblicken wird. Wobei ich persönlich hoffe, daß man dem Kämpfer viel mehr zugute halten wird als dem Schützer.

F. O.

Der Kampf mit Krankheiten

Es ist schon ein paar Jahre her, da schrieb uns Wilhelm Bölsche einen seiner prächtigen naturwissenschaftlichen Essays: Bazillus-Gedanken — nannte sich die Betrachtung, und sie spann den Einfall aus, daß im Kampfe des Menschen gegen die Seuchen das Ringen der höchsten Zellform, der Gehirnzelle, mit der niedrigsten, wie die Bazillen sie verkörpern, sich uns darstelle. Für einen guten Teil der Pathologie bewahrt diese Idee (die ja mehr als ein schönes Gleichnis war) ihre Deutungskraft noch heute. Wo wir Bazillen, besser gesagt überhaupt lebendige Erreger als krankmachende Bösewichte mit einigem Grunde vermuten dürfen, ohne sie aber vorläufig zu kennen, dort konzentriert sich die Krankheitsbekämpfung großen Stils durchaus auf die Suche nach jenen Lebewesen. Das klassische Beispiel ist der Krebs. Wir haben ja nicht bloß ein besonderes Komitee für Krebsforschung, das durch seine etwas dekorative Auffassung seiner Pflichten der Öffentlichkeit gegenüber gelegentlich von sich reden machte, sondern in Heidelberg wächst ein Institut aus dem Boden, das eigens der Wissenschaft vom Krebs geweiht sein soll. Und hier wie dort richtet sich das brennende Interesse und die ganze Energie der medizinischen Pioniere auf die Aufspürung des Krebserregers, den wir noch immer nur zu mutmaßen vermögen. Keine Frage, daß darüber die rein empirischen Waffen wider den Krebs nicht zu rosten brauchen und auch wahrhaftig nicht rosten; für die Förderung der rechtzeitigen Erkennung des furchtbaren Leidens, von der ja die rechtzeitige Operation und damit die einzige heute gegebene Möglichkeit der Heilung abhängt, sind gerade in der jüngsten Zeit die Gesundheitsbehörden in die rührigste Agitation eingetreten. Doch diese Empirie bringt uns nicht weiter, als hie und da dem Feinde ein Opfer, im ganzen ihm einen winzigen Anteil seiner Beute zu entwinden, und Kampf wider den Krebs im engsten, doch bedeutsamsten Sinne heißt heute die Summe aller Mühen um die Entschleierung der Krebsursache.

Merkwürdig genug. Denn seit den Tagen von Semmelweiß und Pasteur hat es für jede durch Lebewesen hervorgerufene Krankheit eine solche Frühzeit gegeben, in der wir die Hoffnung nährten, mit der Entdeckung des krankmachenden Parasiten, mochte er nun den niedersten pflanzlichen oder tierischen Gruppen angehören, Spaltpilz oder Plasmodium sein, die Krankheit selber bezwungen zu haben. Und immer hat die Hoffnung getrogen. Es klingt parador und ist doch schlichtes Faktum, daß die Seuche, deren wir völlig und, wie es scheint, für immer Herr geworden sind, gerade zu der kleinen Gruppe von Infektionskrankheiten zählt, für die wir die Erreger absolut noch nicht kennen noch ahnen: die Pocken meine ich natürlich.

Und es stimmt dazu abermals, daß die Entdeckung des Tuberkelbazillus, das große Ereignis von 1882, den fatalsten Rückschlag gegen jene wachsenden Erfolge in der Behandlung der Lungenschwindsucht bedeutete, die seit Brehmers tatkräftigem, aber rein empirischem Vorgehen, seit 1854 also, gebucht werden konnten. Dem Typhus ward, am glänzendsten vielleicht in München, sein Lebensboden abgegraben, ehe noch Koch und Eberth seinen Bazillus gesehen hatten, und heute noch vermögen wir, wächst auch jetzt das verderbliche Stäbchen auf unseren Reinkulturen, nichts Besseres zu tun, als jene bewährte Empirie der Bodenreinigung und Wasserversorgung konsequent fortzusetzen. Das gilt für die Cholera, gilt für die Malaria mit gleichem Gewicht — und einzig an die Auffindung des Erregers der Diphtherie knüpft eine Linie an, die heute schon überwältigende Erfolge über den Würgengel unserer Nachkommenschaft verzeichnet.

Doch diese Anknüpfung ist zufällig; ist nicht notwendig in dem Sinne, daß wir etwa unter keinen Umständen ein Heilserum hätten, wäre nicht zuvor der Diphtheriekokkus unter Löfflers Objektiv gelangt. Wir hätten es vermutlich, wahrscheinlich, so wie wir die Lymphe wider die Pocken haben — oder auf anderen Umwegen, über die es müßig ist, sich den Kopf zu zerbrechen. Was jener Anknüpfung wahrhaft historische Bedeutung verleiht, ist nicht die Empirie, sondern die Theorie der Immunität und Immunisierung. Denn sie wäre freilich über die Gestalt wohlfeiler Phantastik noch nicht hinaus, wäre noch nicht das Brennpunktsproblem der modernen Krankheitslehre geworden — ohne jene Sonderwissenschaft Bakteriologie, die dem Kreisphysikus Koch in der Stille seiner Kleinstadt aufdämmerte, und deren Erkenntnissumme dann Behring zum entscheidenden Wurf zusammenballte . . .

Aber . . . als Patholog mag einer die pfadfindende Kraft der Immunitätsidee, den Reichtum an Einsichten, der aus der Immunitätsforschung wucherte, noch so unermeßlich schätzen — als Arzt muß er der kühlen Skepsis ihr Recht lassen: noch ist auf all diesen Gedanken und Funden keine neue, keine mit rationeller Sicherheit das empirische Tasten überflügelnde Immunisierung gewachsen. Gelänge dieses, dann hätten wir die furchtbare Naturkraft, die in den niedersten Lebewesen sich verkörpert, so in unseren Dienst gestellt, wie die Sonne und den Blitz, wie Feuer und Wasser — und Lichtenbergs stolzer Satz wäre einer Ergänzung bedürftig: der Mensch ein Geschöpf, das auf dem Dampfe reitet, mit dem Blitze schreibt, in den Wolken schwimmt und mit der Sonne malt — — und mit Bazillen heilt. Aber noch harren wir dieses Gelingens, und schon haben wir uns, nach mancher Enttäuschung, manchem verfrühten Lärm, die Nervosität des Harrens abgewöhnt; es sieht nicht so aus, als würden wir morgen mit dem grauenden Tage die rationelle Immunisierung begrüßen können.

Also wieder Empirie. Und mit grandioser Wucht wendet sie sich heute aufs neue wider die Schwindsucht, vor der ein mißverstandenes Signal ihr einstens verfrühten Rückzug zu blasen schien. Nur noch wenig fehlt an einem vollen Hundert von Heilstätten, die übers deutsche Land gestreut sind, und in ihnen allen ohne Ausnahme, aber auch in der täglich weiter ihren Kreis spannenden Fürsorge-Organisation, die ihnen zur Seite stehen, gewissermaßen Vorposten und Nachhut für sie markieren soll, wird der Kampf gegen die Tuberkulose in jener empirischen Linie geführt, die an Brehmers Namen und an seine unvergängliche Musterschöpfung im lieblichen Waldenburger Bergland sich knüpft. Als Festungskrieg, möchte man sagen, will man im Bilde bleiben, und nicht in offener Feldschlacht. Denn da wir eben noch keine Taktik gegen den Bazillus gefunden haben, so bleibt nur übrig, den Organismus zu stärken gegen des Bazillus Sturmlauf, ihm die denkbar sichersten Schutzwehren zu verschaffen, damit er selbst von einer konzentrierten Attacke nicht überrannt, gegen das alltägliche Geplänkel unangreifbar werde. Man könnte dieses Bild sehr weit ausmalen: wie etwa die Mästung des tuberkulösen Organismus einfach darauf hinauslaufe, die Ziffer der Reserven hinaufzuschrauben, nämlich der Körperzellen, die bewältigt werden müssen, und wie die hydrotherapeutischen Maßnahmen, die gymnastischen und auch die mechanischen, auf der andern Seite der ununterbrochenen Mobilisation der flinken Schützenschwärme

dienen, die in Gestalt roter und farbloser Blutzellen den Feind nirgends zur Ruhe kommen lassen dürfen. Genug jedoch der Analogie — ihr Sinn ist überall der, daß nicht eigentlich wir kämpfen, sondern den Organismus kämpfen lassen; und zwischen die starr an ihren Ort gebundene höchste Zellform, die Ganglienzelle, und das überall hin dringende Urzellchen, den Bazillus, schiebt, von jener dirigiert, als seltsamer „Wehrstand" eine dritte Zellenabart sich ein: die halb gebundene und halb freie, nämlich in den Grenzen des individuellen Körpers bewegliche Rundzelle, deren eigentliche Herkunft noch immer umstritten ist (die einen sprechen sie als den ewig rundzelligen Berufssoldaten, die andern als einen nur gelegentlich mobilisierten Reservemann, d. h. als vorübergehend rundzellig gewordene Gewebezelle an), deren ungeheure Rolle im Kampfe gegen die Krankheiten nicht mehr unterschätzt werden kann.

Solcherlei macht unseren Tagen Ehre; und doch darf nicht verschwiegen werden, daß eine Gefahr hinter diesen Mühen heraufzieht. Die Gefahr, die überhaupt im äußerlichen, theatralischen, dekorativen Charakter unseres öffentlichen Lebens gegeben ist, und die es verschulden könnte, daß der ernsthafte Krieg wider die Schwindsucht zum glänzenden Manöver, zur prunkvollen Paradeleistung mit erster Garnitur und Kavallerie-Attacken wird. Nirgends vermögen unsere Heilstätten dem sie bestürmenden Andrange Platz zu schaffen — das wäre begreiflich, und es hieße einfach sich auf noch umfangreichere Einrichtungen vertrösten; aber gleichzeitig scheint hie und da ein bedenklicher Luxus der Aufmachung beliebt zu werden, und während an den Toren manch einer abgewiesen wird, dem diese Abweisung ein halbes Todesurteil bedeutet, verwöhnen sich die Insassen mit einer Lebensweise, die ihnen das Leben selber nie wieder bieten kann. Damit ist nicht nur Geld, das besser für Platzerweiterung gehäuft worden wäre, zu Luxuszwecken vertan, sondern dem Kampfe selber unberechenbar geschadet: denn die Tuberkulose ist nicht niedergerungen, wenn der Patient die Heilstätte verläßt, sondern er soll vor allem gelernt haben, wie er sie niederringt und darniederhält. Dann aber muß die Heilstättenpflege auf das im freien Leben Mögliche zugeschnitten sein und darf dem Insassen nicht einen Komfort bieten, an den er später nur mit bitterem Achselzucken zurückdenkt . . . Und gar: als Gelegenheit für Einweihungsfeste mit höfisch-militärisch-bureaukratischem Prunk ist eine Heilstätte ein gar zu ernstes Ding, und das Tuberkulose-Museum, das „preisend mit viel schönen Reden" eröffnet wurde, während die Arrangeure vergessen hatten, die — Ärzte einzuladen, ist ein wenig erbaulicher Markstein an der Straße der dekorativen Sozialpolitik.

Denn, alle Taktik in Ehren! die Strategie kann sie doch nimmermehr ersetzen. Und heißen wir auch Prinzessinnen und Geheimräte, Majoratsherren und Stadtverordnete, Pfarrer und Chefredakteure im Kampfe wider die Krankheiten herzlich willkommen, den Generalstab können immer nur die Ärzte formieren. Die Ganglienzelle, die den Bazillus bezwingen soll, darf nicht bloß das Organ guten Willens und standesherrlichen Selbstgefühls, sie muß vor allem andern der Sitz klinischen Wissens und Könnens sein.

Willy Hellpach

Kant

Kant — wie der flüssigen Welle der starre Fels, so klang der quecksilbernen Modernität dieser Name im Ohr, so schlagend, schauernd, dröhnend hart, so alt und kalt, ein Wartturm der Felsenburg, nebelumlagert, dogmatisch ummauert, scholastisch verschnörkelt, kategorisch trotzend, und wenn es einmal zu Tale abbröckelte, kamen Steine statt Brot. — Und doch! Als im vorletzten Winter in der modernsten Stadt Europas Georg Simmel ein Kolleg über Kant las, trugen sich über 1100 Hörer aller Fakultäten, vieler Nationen, beider Geschlechter ein, wohl die höchste an der Berliner Universität erlebte Zuhörerzahl, und diese im letzten Winter gedruckten Vorlesungen* forderten bereits eine zweite Auf-

* Kant. Sechzehn Vorlesungen, gehalten an der Berliner Universität von Georg Simmel. Leipzig, Duncker & Humblot. 1904.

lage. Wie soll man es deuten? Wollen der Berliner Universität ihre Jugendtage wiederkommen, als Fichte und Schleiermacher ihre Mitbegründer, ihre ersten Säulen waren, Fichte ihr ersterwählter Rektor, Hegel dann ihre allleuchtende Sonne, die im Auditorium maximum gleichzeitig in Ministerköpfe und Häupter der werdenden Revolution ihre Strahlen goß, Schelling noch vom preußischen König nicht als Professor, sondern als „Prophet" berufen, zu dessen erster Vorlesung die Studenten, wenn sie nicht mehr durch die Türen Einlaß fänden, durch die Fenster einzudringen erklärten — wollen alte Zeiten wiederkommen?

Ja, sie kommen wieder; die bewegliche moderne Seele, vieltätig, überschüssig an Mitteln und ohne Ziele, beginnt leise ihres Alldilettantismus sich zu schämen und auch des ästhetischen Geckentums müde zu werden und streckt die Hände nach festen, ruhigen Zielen und klopft ans Tor der alten Orientierungswissenschaft, der Philosophie. Und die Philosophie selber orientiert sich, wie immer, wer sich verjüngen will, an alten Meistern, und gerade in Preußen, dem Stammland der Philosophie, am größten Meister, am praeceptor Borussiae, an Kant. Während für Österreich und Bayern Kant heute noch nicht geboren ist, baut die Berliner Akademie an dem Monumentalwerk der großen Kantausgabe, erstand jetzt in Marburg eine wahre Festung des Neukantianismus, ward Halle Geburtsort und Sitz der vielgelesenen „Kantstudien" und der über Erwarten dotierten Kantstiftung; Kant ward als Philosoph des Protestantismus gegen die drohenden Manen des Thomas heraufbeschworen und Kant ward als neuer Philosoph des Sozialismus entdeckt und — verkannt. Und beugten sich nicht Staatsmänner und Dichter jüngst vor dem hundert Jahre toten Kant und seinen unbekannten Verdiensten?

Kant — bekannt und unbekannt zugleich wie kein anderer Mensch auf dieser Erde — ist selber das leibhafte Exempel für seine Scheidung der bekannten Erscheinung und des unbekannten Ding an sich. Wer Kant fassen will, muß in ihm selber Erscheinung und Wesen, Zeitliches und Ewiges scheiden wollen und können. Vielleicht besagt dies am kürzesten Simmels Tendenz und Leistung in jenen Vorlesungen. Doch es sagt nicht genug und sagt's nicht deutlich genug, denn Kant gibt mehr Fragen. Kant — was war er? was ist er für uns? was wird von ihm dauern? Wer Kant fassen will, muß in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich leben, muß Ja und Nein in sich tragen, muß Historiker, Kritiker und Philosoph sein. Doch die Reihe der Bedingungen ist noch länger. Wer uns Kant geben will, muß ihn erst lesen können — und dazu gehört ein wahrer Maulwurfssinn für Labyrinthe von Perioden, ein athletischer Atem und eine heroische Geduld für ein unendliches, unendlich sich repetierendes Zickzack, ein keuchendes Auf und Ab der Gedankenbahn und dabei ein beständiges durchdringendes Bewußtsein von Weg und Ziel, ein wahrer Feldherrnblick für die ganze durchstiegene Systemkette — aber dergleichen läßt sich für manche erlernen und üben, und ich würde gegen jenes kurzatmige Zappeln, das sich modernen Stil nennt, Kant und immer wieder nur Kant als geistige Terrainkur verordnen. Doch Simmel kommt dem noch besonders entgegen durch eine — ich möchte sagen — juristische Ader, die er mit Kant gemein hat, überhaupt durch eine merkwürdige innerliche Stilverwandtschaft mit ihm, durch ein überaus feines Spürtalent für die Bedingtheit aller Erscheinungen, durch einen minutiös abwägenden, steil und stechend ineinanderbauenden Periodensinn, durch die tiefe Lust und hohe Kunst sich in den Gegenstand einzuwühlen, ihn mit gehaltenem Atem und zwingender Kraft in verklausulierte Gänge und abstrakteste Schächte zu verfolgen.

Aber zu diesem Sinn für abstrakte Relation, der für Kantsche Wege prädestiniert, kommt bei ihm ein scheinbar Entgegengesetztes, Unkantisches: eine plastifizierende Ausdrucksfähigkeit für Abstraktes; er führt uns wie kein anderer die reinen Hirnfunktionen Kants als sichtbare Gesten vor; er verweltlicht die heiligsten Schulbegriffe Kants, ohne ihrer Strenge etwas zu vergeben; er bürstet dem kleinbürgerlichen Gelehrten den Bücherstaub ab im hellen Licht eines modernen Ateliers. Und dies ist das Zweite, das nottut. Um Kant uns zu geben, muß man ihn übersetzen — ins Anschauliche.

Doch Plastik läßt oft kalt — und darum

das Dritte und wahrlich nicht Leichteste: erwärmen können für Kant, für den strengsten der strengen, die man Denker nennt. Hier hat Simmel für die herbe Größe, Kühnheit und Geschlossenheit der Konzeptionen Kants, für dessen Geistesblick, der auch ihm Fremdestes ahnungsvoll durchdringt, kampfverwirrte Probleme lösend durchschaut, emporweisende Fingerzeige, erhebende Worte, und das Genie dessen, der am wenigsten auf Genie posierte, tritt in vollen Glanz.

Und doch wird's kein Hymnus; der Kritiker aller Kritiker will kritisch und nicht schwärmerisch gesehen werden, und Simmel schneidet scharf in Überlebtes, in enge Horizonte bei Kant und lockert mit kritischer Sonde bisweilen kunstvoll geknüpfte Knoten des Meisters, bis der Faden abrollt ins Bodenlose.

Da aber greift in die vierte Leistung eine fünfte; dem Kritiker fällt der historische Psychologe in den Arm und erklärt alles Enge und Brüchige in Kant aus dem Geistesstil seiner zeitlichen Umgebung, aus der Provinzluft, aus dem Jahrhundert des klassischen Philisters, und man sieht die Sonne der Aufklärung durch kluge Fenster blinken in wohlgescheuerte niedrige Stuben. Kant erscheint in geistreich scharfer Zeichnung als der raffinierte Triumph seines rationalistischen Jahrhunderts, das einen starken Individualismus gebar, aber einen abstrakten, persönlich undifferenzierten, der Freiheit noch verschmilzt mit Gleichheit. Kant nahm die Welt in das Ich, aber dies Ich war ihm keine Person, sondern die Vernunft; sein Intellektualismus wandelt die Erkenntnis der Dinge zur Erkenntnis der Erkenntnis, verengt Religion und alle lebendigen Werte zur abstrakten Moral und stellt zu einer abstrakten Tugend fremd ein abstraktes Glück.

Doch weiter! Wir sehen nun bei Simmel zwar nicht, wie die Aufklärung in Kant sich selbst überwindet, die Vernunft schöpferisch wird, wie der Janus Kant mit seiner synthetischen und praktischen Seite ins 19. Jahrhundert vorschaut, wie aus Kant Fichte, Schelling und Hegel werden; wir sehen Feineres, Ferneres, Näheres: Kant am Beginne des 20. Jahrhunderts: sein ästhetischer Formalismus durch alle Zeitbrillen hindurch dem modernen prophetisch ins Auge schauend, sein Individualismus, so verschieden vom modernen und doch ihm verwandt, ja dessen Vorläufer und doch auch als sein Begleiter fortlebend.

Und endlich jenseits aller Erklärung und Entwicklung, jenseits aller starken und schwachen Zeitlichkeiten der ewige Kant, der „überzeitliche Gedanken" der „Mitgift der Menschheit" zuträgt. Dies ist das Wertvollste an dem Buche, daß es so Geschichte in Philosophie auflöst. Das entwicklungsfanatische 19. Jahrhundert hat uns als Zwerge mit historischer Riesenschleppe entlassen. Wenn wir doch endlich vergessen könnten, daß wir heute leben, endlich das Rauschen der Modernität aus dem Ohre bekämen, endlich den Kopf herausstecken könnten aus dem Strom der Zeit in ewige Probleme! Im 17. und 18. Jahrhundert verglich man die viel betrachtete Welt so gern der Uhr. Dem späteren 19. Jahrhundert ist die Uhr zu Kopf gestiegen, in den Weltbetrachter selber hineingeraten, und so gebar dieses Zeitalter der Zeit nur Zeitmenschen: Journalisten, Historiker und — Pessimisten. Denn dem Glücklichen schlägt keine Stunde, und für die philosophische Betrachtung gibt's eben nur ein altbewährtes Merkmal: sub specie aeterni.

—l.

Florentiner Porträts

Dreimal in der Kunstgeschichte hat das private und zeitgebundene Porträt eine Stufe erreicht, die allgemeine Ausblicke gewährt, dreimal ist es ein dekorativer Weltbegriff geworden: in England zur Gainsboroughzeit, in Florenz zur Quattrocentozeit plastisch und malerisch: plastisch als abgeschnittene Büste mit der realistischen Naturtreue und malerisch als feinliniiertes Relief und Profil, als Ornament der Physiognomie. Das florentinische Profilporträt, das von Pisanello anfängt und seine Autoren je nach dem Stande der Kunstforschung wechselt, ist bis in die schönen Krügerschen Holzschnitt-Reproduktionen hinein ein ständiger Schmuck unserer Wände geworden. Tauft man diese alten Kontessen nicht nach der Inschrift einer Tornabuoni- oder Albizzi-Medaille, so heißen

sie nach dem Namen der Mediciliebe Simonetta. Die Forschung hat uns jetzt das wahre Antlitz der Simonetta nachgewiesen, das wenig entzückt. Doch der Glaube des Volks wird sich dadurch nicht stören lassen.

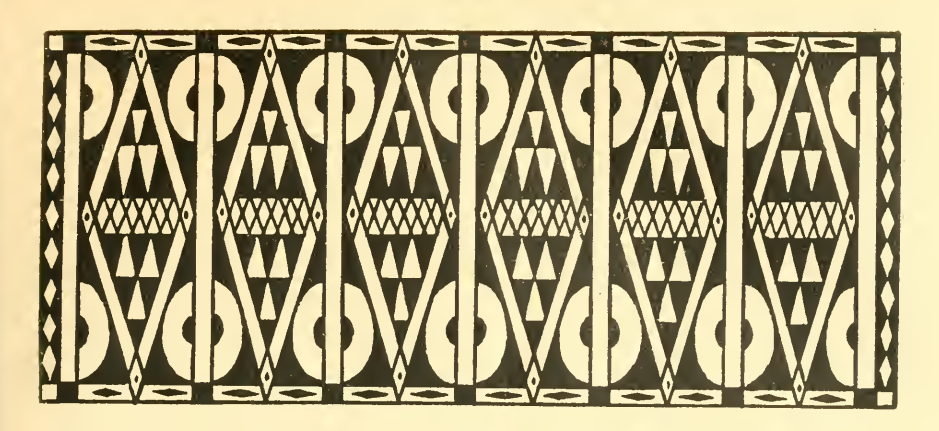
Die Liebe zum florentiner Porträt hat Emil Schäffer veranlaßt, den ganzen Stoff einmal ruhig und richtig durchzunehmen. Er hat bei Bruckmann ein schön illustriertes Buch darüber erscheinen lassen und er hat sich sein Material so eingeteilt, daß er erst das Bildnis im Fresko, dann im religiösen Andachtsbild, dann das Profanbild im Quattrocento und Anfang des Cinquecento bespricht. Seine Darstellung ist gesättigt von gelehrten Studien, aber dennoch frei und licht, und von einer deutlichen Sehnsucht nach dem weltmännischen Milieu dieses Gegenstandes erfüllt.

Es ist eine bunte Entfaltung — wie die Stifter der Freskobilder allmählich sich in die Heiligenzüge mischen, um zuletzt mit ihrer ganzen Familie sich breit zu machen. Die erste Frau wird Fra Filippos Lucrezia Buti, die er zur Herodias macht. Die ersten Kinder — Giuliano und Piero de' Medici — wagen sich auf das Franziskanerbild Ghirlandajos. Stifter nicht bloß, auch Freunde und der Künstler selbst treten als Bildnisse in das religiöse Fresko ein. Die Heiligen geben sich mehr und mehr mit ihnen ab, bald lächeln sie ihnen zu, und gestatten ihnen ihre Maske anzulegen. Selbst die Widersacher nehmen Porträtwahrheit an und immer noch gilt es mehr Ehre, ein Mörder des Messias auf einem Bilde zu sein, als ungemalt zu verderben. Langsam verselbständigt sich das Porträt an sich. Die gewaltigen Helden, die Castagno malte, die fünf Idealmenschen, die Uccello an die Wand seines Hauses hängte, sind noch zyklisch gemeint, ihre Reiterbilder sind noch absichtliche Kopien von Statuen — und ist nicht das weibliche Profilporträt noch der Ersatz der Medaille? Verrocchio und Lionardo lehren erst den Menschen im malerischen Bildnis. Er befreit sich von der schönen Formenstrenge Ghirlandajos im Fresko, von der symbolischen Gültigkeit der Denkmalbilder, er wird Gegenstand des Staffelbildes: nicht ohne Einfluß des vlämischen Stils. Der bel giovane und die schöne Frau werden Typen, die sich nach dem Stande des Geschmacks aus Rittern zu Melancholikern, aus Göttinen zu Damen abwandeln. Das Weib der Dekoration wird bei Lionardo zum Weib der Welt, bei Andrea del Sarto zum Weib der Liebe, bei Pontormo zum Weib der Repräsentation, bei Bronzino zur spanischen Aristokratin: und so schließt sich der Kreis von der Form über das Leben zur Form zurück.

O. B.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Schwärmer/ Roman von Knut Hamsun



Am Küchenfenster des Pfarrhofes steht die Hausmamsell, Marie van Loos; ihr Blick schweift über den Weg fort bis weit hinauf. Sie kennt die zwei da oben an der Hecke, niemand anders ist es als Telegraphist Rolandsen, ihr eigner Bräutigam, mit Olga, der Küsterstochter. In diesem Frühjahr war es jetzt nun das zweite Mal, daß sie die beiden zusammen sah; was das nur heißen sollte? Wäre Jungfer van Loos im Augenblick nicht so beschäftigt gewesen, sie wäre schnurstracks zu ihnen hinaufgegangen und hätte eine Erklärung verlangt.

Aber hatte sie Zeit dazu? Stündlich wurde der neue Pfarrer mit seiner Familie erwartet, und überall herrschte große Emsigkeit in dem geräumigen Hause. Den kleinen Ferdinand hat man an ein Dachfenster postiert; er soll die Bucht im Auge behalten und die Ankunft melden, damit die Reisenden warmen Kaffee vorfinden. Sie werden eine Erfrischung brauchen können; Rosengaard, der Halteplatz für die Dampfer, ist eine Meile entfernt, und von da bringt das Boot sie herüber.

Noch liegt ein wenig Schnee und Eis auf den Feldern, aber es ist Mai und gutes Wetter, und der Tag über Nordland ist lang und hell. Elster und Krähe haben fleißig an ihren Nestern gebaut, und auf den nackten Hügelchen ist das Gras schon ergrünt. Im Garten die Lilie hat Knospen mitten im Schnee getrieben.

Nun kam es darauf an, was für eine Art Mensch der neue Pfarrer wäre. Das ganze Kirchspiel war gespannt, es zu erfahren. Freilich sollte er nur vorübergehend Stiftskaplan sein, bis ein fester Pfarrer ernannt wäre; aber die Stellvertretung durch die Stiftskaplane in dieser Gemeinde konnte oft recht lange dauern. Die Fischerbevölkerung war arm und die Reise in die Filialkirche jeden vierten Sonntag beschwerlich genug. Diese Pfründe war ganz und gar nicht von der Art, daß man es mit den Bewerbungen sehr eilig gehabt hätte.

Es hieß, Kaplans wären reiche Leute, die nicht mit den Schillingen knauserten. Die Hausmamsell und zwei Mädchen waren schon gemietet worden; auch mit weitern Hilfskräften für das Gehöft hatte man nicht gespart, sondern zwei Knechte gedungen; dazu kam der kleine Ferdinand, der behend und aufgeweckt sein sollte und die Besorgungen für alle zu erledigen hatte. In der Gemeinde machte es einen gesegneten Eindruck, daß der Pfarrer für so vermögend galt. Dann würde er es wohl auch nicht immer allzu genau nehmen mit dem Opfer und den Privilegien, sondern im Gegenteil den Armen ein wenig helfen. Die Spannung war groß. Beide Gehilfen des Pfarrers und ein paar andre Fischer hatten sich unten bei den Bootsschuppen zum Empfange eingefunden in ihren schweren Stiefeln, und sie kauten Tabak und spuckten und schwatzten.

Nun kam endlich auch der große Rolandsen gemächlich den Weg heruntergestiegen, er hatte Olga ziehen lassen, und Jungfer van Loos verließ ihr Küchenfenster. Sie würde ihm später einmal ihre Meinung schon sagen; es kam nicht eben selten vor, daß sie Ove Rolandsen zur Rede stellen mußte. Sie war von holländischer Abstammung, sprach bergensisch und war so zungenfertig, daß ihr eigener Bräutigam sich genötigt sah, ihr den Spitznamen Jungfer Boden-Loos anzuhängen. Überhaupt, der große Rolandsen war ein witziger, dreister Mann.

Wohin wollte er jetzt? Hatte er wirklich die Absicht, die Pfarrersfamilie zu empfangen? Er war heute wohl nicht nüchterner als so oft, in seinem Knopfloch stak ein knospender Lilienzweig, und der Hut saß ihm ein bißchen schief: so würde er auftreten! Die Gehilfen unten bei den Schuppen hätten es freilich am liebsten gesehen, wenn er sich in dieser Stunde, dieser wichtigen Stunde, gar nicht hätte blicken lassen.

Ging es denn auch wohl an, auszusehen wie er? Seine große Nase war allzu unbescheiden für das wenig bedeutsame Amt, das er im Leben bekleidete; und dazu kam, daß er den ganzen Winter über sein Haar hatte stehen lassen, so daß er mehr und mehr einen Künstlerkopf bekam. Seine Braut sagte, um sich zu rächen, er sehe aus wie ein Maler, der als Photograph ende. Er war jetzt ein Bursch und Junggesell von vierunddreißig Jahren; er spielte Gitarre und sang mit tiefer Stimme die Lieder des Kirchspiels; an den rührenden Stellen lachte er, daß die Tränen rollten. So großartig war er in solchen Dingen! Er war Stationsvorsteher und zehn Jahre in der hiesigen Stellung. Rolandsen war groß und von starkem Bau; auf eine Schlägerei pflegte es ihm nicht anzukommen, wenn die Gelegenheit günstig war.

Jetzt zuckt der kleine Ferdinand zusammen. Von seinem Dachfenster aus sieht er den Steven von Kaufmann Macks weißem Boot um die Landzunge biegen: im nächsten Augenblick hat er die Treppe in drei verwegnen Sprüngen genommen und ruft in die Küche hinein: „So, nun sind sie da!"

„Herrje, sie sind da!" schreien die Mädchen bestürzt. Doch die Hausmamsell verliert die Fassung nicht, sie hat hier schon beim vorigen Pfarrer gedient und versteht ihr Handwerk, tüchtig und praktisch wie sie ist. „Hinüber mit dem Kaffee," ist alles, was sie sagt.

Der kleine Ferdinand springt mit seiner Neuigkeit weiter zu den Knechten. Die werfen hin, was sie gerade in der Hand haben, fahren hastig in die Sonntagsjacke und eilen zu den Schuppen hinunter, um behilflich zu sein. Da waren nun im ganzen zehn Mann zum Empfange der Fremden beisammen.

„Guten Tag," sagt der Pfarrer hinten vom Boote her und lächelt ein wenig und nimmt seinen weichen Hut ab. Und alle Mann am Lande entblößen ehrfürchtig die Köpfe, und die Gehilfen verbeugen sich so tief, daß ihr langes Haar ihnen in die Augen kommt. Der große Rolandsen macht ein bißchen weniger Aufhebens von der Sache als die andern, er steht kerzengerade, doch auch sein Hut senkt sich tief.

Der Pfarrer ist ein jüngerer Mann mit rötlichem Backenbart und mit Sommersprossen; seine Nasenlöcher sind fast zugestopft mit hellem Barthaar. Die Frau liegt seekrank und heruntergekommen im Bootshäuschen.

„Wir sind da," sagt der Pfarrer zur Türöffnung hinein und ist seiner Frau behilflich. Beide stecken sie in merkwürdig alten dicken Kleidern, die sich nicht sonderlich gut ausnehmen. Es sind wohl nur Überkleider, die sie sich für die Reise geliehen haben, ihre feine Garderobe haben sie verpackt. Der Hut ist der Frau in den Nacken gerutscht, ihr blasses Gesicht mit den großen Augen lenkt die Blicke der Männer auf sich. Der Gehilfe Levion watet hinüber und trägt sie ans Land, während der Pfarrer allein fertig wird.

„Mein Name ist Rolandsen, Telegraphist," sagt der große Rolandsen und tritt vor. Er ist redlich betrunken und hat glasige Augen, doch weil er viel Lebensart besitzt, ist sein Auftreten doch recht sicher. Hoho, Teufels-Rolandsen pflegte keine Verstöße zu begehen, wenn es galt, sich unter den Großen zu bewegen und mit allen den feinen Redensarten um sich zu werfen, die man dazu brauchte. „Wenn ich könnte," fuhr er zum Pfarrer gewendet fort, „so möchte ich Ihnen hier uns alle vorstellen. Die zwei da sind, glaube ich, die Gehilfen des Pfarrers. Das da sind Ihre beiden Knechte. Das ist Ferdinand."

Und der Pfarrer und die Frau Pfarrer nicken den Leuten zu: „Guten Tag, guten Tag," sie würden sich schon bald kennen lernen. Ja, ja, nun heiße es also, das Gepäck ans Land bringen.

Doch der Gehilfe Levion sieht nach dem Bootshäuschen hin und macht Miene, noch einmal hinüberzuwaten. „Sind keine Kleinen dabei?" fragt er.

Man antwortet ihm nicht, und alles blickt die Eheleute an.

„Ob keine Kinder dabei sind?" beharrt der Gehilfe.

„Nein," antwortet der Führer vom Boot her.

Das Gesicht der Frau hatte sich gerötet. Der Pfarrer sagte:

„Nur wir .... Dann kommt ihr also nach dem Klarieren hinauf, Leute."

Natürlich war er reich. Er war nicht der Mann, der den Armen ihren Lohn vorenthielt; der vorige Pfarrer pflegte sich nie mit dem Klarieren zu befassen, er sagte immer nur: „Schön Dank bis nachher".

Sie stiegen landeinwärts hinauf, und Rolandsen machte den Führer. Er ging

im Schnee neben dem Wege her, damit die anderen Platz hätten; er trug zierliche Lackschuhe, doch das kümmerte ihn nicht, auch die Jacke ließ er offen in dem kühlen Maiwind.

„Da ist ja die Kirche!" sagt der Pfarrer.

„Die sieht alt aus. Es ist wohl kein Ofen drin?" fragt die Frau.

„Da würden Sie mich zuviel fragen," antwortete Rolandsen; „ich glaube aber nicht."

Der Pfarrer wurde stutzig. Er hatte also wohl keinen Kirchgänger vor sich, sondern im Gegenteil einen, der nicht viel Unterschied machte zwischen Werk- und Feiertag. Und der Pfarrer wurde etwas zurückhaltender dem Fremden gegenüber.

Die Hausmamsell stand auf der Treppe, und Rolandsen stellte wieder vor. Als er es getan hatte, grüßte er und wollte gehen. „Wart ein bißchen, Ove!" flüsterte Jungfer van Loos. Aber Rolandsen wartete nicht, er grüßte wieder und stieg rücklings die Treppe hinunter. Das müsse ein sonderbarer Heiliger sein, dachte der Pfarrer.

Die Frau war schon in der Stube. Sie begann sich von der Seekrankheit zu erholen und besah die Räume. Sie bat, die hellste und hübscheste Stube solle das Arbeitszimmer des Pfarrers werden, ferner nahm sie für sich selbst die Kammer in Beschlag, die Jungfer van Loos bisher bewohnt hatte.

Nein, Rolandsen wartete nicht: er kannte Jungfer van Loos und wußte, was bevorstand. Und er tat so ungern etwas andres, als was er selber wollte.

Oben auf dem Wege traf er einen Fischer aus der Gemeinde, der zum Empfange des Pfarrers zu spät kam. Es war Enoch, der geweckte und sanftmütige Mann, der immer mit niedergeschlagenen Augen herumging und seines Ohrenleidens wegen ein Tuch um den Kopf trug.

„Du hast dich verspätet," sagte Rolandsen im Vorbeigehen.

„Ist er da?"

„Er ist da. Ich habe ihm die Hand gedrückt." Über die Schulter rief Rolandsen zurück: „Merk dir, was ich sage, Enoch: Ich beneide ihn um seine Frau."

Da war seine dreiste und leichtfertige Mitteilung gerade an die rechte Adresse gekommen. Enoch würde schon dafür sorgen, daß das unter die Leute käme.

Rolandsen ging weiter und weiter am Walde entlang und kam an den Fluß. Hier lag Kaufmann Macks Fischleimfabrik; es waren da ein paar Mädchen beschäftigt, mit denen Rolandsen gern ein bißchen spaßte, wenn er vorbeikam. Er war wirklich ein toller Kerl in der Beziehung, das sagte jeder. Außerdem war er heute in der besten Laune und blieb länger stehen als gewöhnlich. Die Mädchen sahen natürlich, wie nett betrunken er war.

„Na, Rogna, was glaubst du eigentlich, warum komme ich denn so oft hierher?" sagte Rolandsen.

„Weiß ich's?" antwortete Rogna.

„Du glaubst natürlich, mich treibt der alte Laban."

Die Mädchen lachten:

„Er sagt Laban und meint Adam."

„Retten will ich dich," sagte Rolandsen. „Du sollst dich vor den Fischerburschen hier herum in acht nehmen, das sind recht arge Versucher."

„Sie selbst sind der größte Versucher," sagt ein andres Mädchen. „Sie haben ja zwei Kinder. Schämen sollten Sie sich."

„J, Nicoline, du sagst das? Bist immer ein Nagel zu meinem Sarge gewesen, Nicoline, du weißt es wohl. Aber dich, Rogna, werd' ich retten, ob du willst oder nicht."

„Sie können ja zur Jungfer van Loos gehen," sagt Rogna.

„Aber du hast so blutwenig Verstand," fährt Rolandsen fort. „Wieviel Stunden magst du zum Beispiel die Fischköpfe dämpfen, eh du das Ventil zuschraubst?"

„Zwei Stunden," antwortet Rogna.

Und Rolandsen nickt. Das hatte er selbst auch herausgerechnet. O, der Teufelskerl Rolandsen wußte recht gut, warum er Tag für Tag diesen Gang zur Fabrik machte und herumschnüffelte und die Mädchen ausfragte.

„Heb den Deckel nicht ab, Pernille," rief er. „Bist du verrückt!"

Pernille wird rot. „Friedrich hat gesagt, ich soll in der Pfanne umrühren," ist ihre Antwort.

„So oft du den Deckel abhebst, verdampft die Wärme," sagt Rolandsen.

Doch als kurz darauf Friedrich Mack, der Sohn des Kaufmanns, hinzukam, schlug Rolandsen wieder seinen gewöhnlichen Herumtreiberton an:

„Warst du das nicht, Pernille, die ein Jahr beim Vogt gedient hat? So bissig und böse warst du da, daß die Deckbetten das einzige waren, was du nicht kurz und klein schlugst."

Alle Umstehenden lachten. War Pernille doch die sanfteste Seele von der Welt. Und ein Gebrechen hatte sie auch und war obendrein die Tochter vom Orgeltreter in der Kirche, so daß ihr ein klein wenig Heiligkeit anhing.

Als Rolandsen wieder auf den Weg hinauskam, sah er abermals die Küsterstochter Olga. Sie war wohl im Kramladen gewesen. Nun schritt sie aus, was sie konnte, um fortzukommen, es wäre ja eine Schande gewesen, wenn Rolandsen hätte glauben können, daß sie auf ihn gewartet hätte.

Aber Rolandsen glaubte nichts von der Art, er wußte: wenn sie nicht gerade dicht aneinander vorbeikamen, pflegte das junge Ding vor ihm fortzulaufen und zu verschwinden. Und Rolandsen war ganz einverstanden damit, wenn er bei ihr nichts erreichte, durchaus einverstanden. *Sie* war es keineswegs, die ihn beschäftigte.

Er kommt nach Hause auf die Station. Er setzt ein hochmütiges Gesicht auf um sich den Hilfstelegraphisten vom Halse zu halten, der gern mit ihm plaudern möchte; Rolandsen war kein angenehmer Kollege in dieser Zeit. Er schließt sich ein in seiner abgelegenen Kammer, die niemand betritt als eine alte Frau und er selber. Hier lebt er, und hier schläft er.

Dieser Raum ist Rolandsens Welt. Rolandsen versteht sich auf mehr als auf Leichtsinn und Branntwein, er ist ein großer Grübler und Erfinder. In seinem Zimmer riecht es nach Säuren, Säften und Arzneien. Der Geruch dringt bis auf den Flur hinaus, und jeder Fremde muß ihn merken. Rolandsen macht kein Hehl daraus, daß er alle diese Medikamente einzig und allein im Zimmer habe, um dem Geruch von dem vielen Branntwein zu steuern, worin er zu sudeln pflege. Aber das log Ove Rolandsen vor lauter Unergründlichkeit.

Im Gegenteil, alle die Säfte in Gläsern und Krügen brauchte er für seine Experimente. Auf chemischem Wege hatte er eine neue Methode gefunden, Fischleim zu fabrizieren; sie war geeignet, Kaufmann Macks Methode vollständig aus dem Felde zu schlagen. Mit großen Kosten hatte Mack seine Fabrik errichtet, der Transport war zu unbequem und die Gewinnung des Rohstoffes nur auf die Fangzeit beschränkt; außerdem überließ er die Leitung des Betriebes seinem Sohne Friedrich, und der war kein Fachmann. Rolandsen konnte Fischleim aus einer Menge andrer Dinge herstellen als aus Fischköpfen, und außerdem konnte er Fischleim aus dem vielen Abfall gewinnen, den Mack fortwarf. Und aus dem letzten Abfall konnte er einen merkwürdigen Farbstoff gewinnen.

Hätte Telegraphist Rolandsen nur nicht mit seiner großen Armut und Hilflosigkeit zu kämpfen gehabt, die Erfindung wäre bereits zur Tatsache geworden. Aber hier im Orte konnte man sich nun ein für allemal nur durch Kaufmann Mack Geld verschaffen, und Rolandsen hatte seine guten Gründe, wenn er zu ihm nicht gehen wollte. Eines Tages hatte er die Kühnheit gehabt, anzudeuten, daß der Leim oben aus der Fabrik am Wasserfall zu kostspielig werde; aber da hatte Mack nur mit der Hand gefächelt, als der einflußreiche, flotte Herr, der er war, und hatte gesagt, daß die Fabrik eine Goldgrube sei. Rolandsen brannte darauf, mit dem Resultat seiner Grübeleien hervorzutreten. An Chemiker des In- und Auslandes hatte er Proben seiner Ware gesandt und hatte die Gewißheit erhalten, daß der Anfang gut war. Aber weiter kam er nicht. Noch hatte er der Welt die reine, klare Flüssigkeit vorzulegen und Patente für alle Länder zu lösen.

War Rolandsen denn für nichts und wieder nichts unten bei den Schuppen erschienen, um den Pfarrer zu empfangen? Der Wicht Rolandsen hatte seine Absichten dabei. Wenn nämlich der Pfarrer wirklich reich war, so konnte er leicht etwas Geld hergeben zugunsten einer bedeutenden und aussichtsvollen Erfindung. „Tut kein andrer es, so will ich es tun!" würde der Pfarrer unzweifelhaft sagen. Rolandsen hoffte.

Ach, Rolandsen hoffte so leicht, der geringste Anlaß konnte ein Feuer in ihm entfachen. Doch auch Enttäuschungen pflegte er tapfer zu verwinden, standhaft und stolz war er und zerbrach nicht. Da war nun Macks Tochter Elise zum Beispiel, auch nicht an ihr war er zerbrochen. Sie war groß und schön, hatte eine braune Haut und rote Lippen und zählte dreiundzwanzig Jahre. Es ging das Gerede, daß Kapitän Henriksen vom Küstenboot ihr heimlicher Verehrer sei; doch die Jahre kamen, und die Jahre gingen, und es wurde nichts daraus. Was war der

Grund? Schon vor drei Jahren, als Elise Mack erst zwanzig war, hatte Rolandsen ihr in närrischer Jungenhaftigkeit sein Herz zu Füßen geworfen. Sie war so liebenswürdig gewesen, ihn nicht zu verstehen. Da hätte Rolandsen Halt machen und sich zurückziehen müssen, doch er ging weiter, und im vorigen Jahre hatte er angefangen, ihr alles zu sagen. Sie hatte nicht anders gekonnt, sie hatte diesem eingebildeten Telegraphisten ins Gesicht gelacht, bevor sie ihm den Abstand deutlich machte, der zwischen ihnen war. Zwischen ihm und ihr, die selbst einen Kapitän Henriksen jahrelang auf ihr Ja hatte warten lassen. Damals war es gewesen, als Rolandsen spornstreichs hinging und sich mit Jungfer van Loos verlobte. Er würde beweisen, daß eine abschlägige Antwort an höchster Stelle nicht sein Tod wäre.

Aber jetzt war der Frühling wieder da. Und der Frühling war fast nicht auszuhalten um des großen Herzens willen. Er fachte die Schöpfung bis zum äußersten an, ja, mit würzigen Winden blies er ins keuscheste Nasloch hinein.



Vom Meer sickert der Frühlingshering herein. Die Watenmeister liegen in ihren Booten und forschen mit dem Fernrohr den ganzen Tag unten im Meere. Wo die Vögel in Schwärmen kreisen und sich hie und da niederstürzen zum Stoß in die Fluten, da hält der Hering sich auf; im Tiefwasser läßt er sich schon mit Netzen fangen, aber nun ist es die große Frage, ob der Hering die seichteren Plätze aufsuchen wird und die Wieken und Fjorde, wo sich ganze Züge absperren lassen mit Waten. Denn da erst sammeln die Walee sich, da erst entwickelt sich Leben, und laute Rufe ertönen, und viel Volk und Handelsfahrzeuge erscheinen auf dem Plan. Und der Verdienst wird sein wie der Sand am Ufer des Meeres.

Fischfang ist Glückspiel. Der Fischer stellt sein Netz aus und wartet auf den Erfolg, er wirft seine Wate aus und überläßt dem Schicksal den Ausgang. Oft jagt ein Verlust den andern, sein Anhang treibt ab oder sinkt und vergeht im Sturm; er aber rüstet sich immer von neuem und segelt hinaus. Manches Mal fährt er einen langen Weg bis zu Stellen, wo andre ihr Glück machten, und er rackert sich ab und rudert wochenlang über harte Meeresstrecken hin und erscheint schließlich zu spät auf der Bildfläche: das Spiel ist aus. Aber dann und wann kann auch das große Los mitten auf seinem Wege liegen und ihn erwarten und anhalten und sein Boot mit Talern füllen. Niemand weiß, wem das Glück lächeln wird, und alle hoffen mit gleichem Recht....

Kaufmann Mack war auf dem Posten, schon hatte er seine Wate und seinen Bast im Boot, und das Fernrohr kam ihm nicht von den Augen. Mack hatte eine Galeasse und zwei Yachten in der Bucht liegen, soeben waren sie von der Klippfischtour nach den Lofoten zurückgekehrt, und die Ladung war gelöscht; nun wollte er Heringe laden, wenn Heringe einkamen, sein Speicher stand voll von leeren Tonnen. Er würde auch Heringe aufkaufen, soviel er bekommen könnte; zu dem Zwecke hatte er sich sofort mit Bargeld versehen, um eingreifen zu können, bevor die Preise stiegen.

Mitte Mai gelang dem Kaufmann die erste Absperrung mit der Wate. Es war nichts Großes, nur ein halbes Hundert Tonnen, doch das Ereignis sprach sich herum, und ein paar Tage darauf lag auch eine fremde Watenmannschaft an Ort und Stelle. Hier war viel Aussicht.

Da fand eines Nachts auf Macks Kontor in der Fabrik ein Einbruch statt. Es war ein sehr tollkühnes Verbrechen, denn die Nächte waren jetzt strahlend hell vom Abend bis zum Morgen, und alles, was vor sich ging, konnte man auf weite Entfernung hin wahrnehmen. Der Dieb hatte zwei Türen erbrochen und zweihundert Taler gestohlen.

Für das Kirchspiel war es eine ganz unerhörte Begebenheit, die keiner verstand. Von einem Einbruchsdiebstahl bei Mack in eigner Person hörten selbst ältre Leute zum erstenmal im Leben. Im kleinen konnten die Bewohner des Kirchspiels nach schwachem Vermögen sündigen, aber einen Diebstahl mit seinem Drum und Dran hätten sie nie fertig bekommen. So geriet denn auch gleich die fremde Watenmannschaft in Verdacht und Verhör.

Doch die fremde Watenmannschaft hatte Beweise, daß sie in der Einbruchsnacht mit allen Leuten an Bord draußen eine Meile von der Fabrik entfernt gelegen und Ausguck nach Heringen gehalten habe.

Dem Kaufmann tat das von Herzen weh. So hatte also einer aus dem Kirchspiel die Tat verübt.

Nicht das Geld kam für den Kaufmann in erster Linie in Betracht, nein, er sagte es gerade heraus, daß es ein dummer Dieb gewesen sei, weil er nicht mehr genommen habe. Aber daß einer aus seinem Kirchspiel ihn bestehlen konnte, das kränkte den mächtigen Herrn und Beschützer aller schwer. War er es nicht, der mit den Steuern für seine verschiedenen Geschäfte das halbe Budget der Gemeinde bestritt? Und hatte je ein Notleidender, der Hilfe verdiente, sein Kontor ohne Hilfe verlassen?

Mack setzte eine Belohnung aus, um den Diebstahl aufzuklären. Fast täglich erschienen ja neue Watenfischer auf dem Platze, und auf alle diese fremden Menschen mußte es doch einen sonderbaren Eindruck machen, wenn Kaufmann Mack so mit seinen Leuten stand, daß man ihn bestahl. Als flotter Handelskönig tat er ein übriges und setzte die Belohnung auf vierhundert Taler fest. Alle Welt sollte sehen, daß es ihm auf eine runde Summe nicht ankam.

Der neue Pfarrer bemächtigte sich der Einbruchshistorie, und am Trinitatissonntag, als die Predigt von Nikodemus handeln sollte, der zur Nachtzeit zu Jesu kommt, nahm der Pfarrer die Gelegenheit wahr, um den Dieb anzugreifen. „Da kommen sie zu uns um die Nachtzeit," sagte er, „und brechen in unser Haus ein und rauben unsere Habe. Nikodemus tat nichts Böses, er war ein furchtsamer Mann und wählte die Nacht zu seinem Gange; doch er ging um seiner Seele willen. Und was tun sie heute? Ach, ein frecherer Sinn ist in die Welt gekommen, man benutzt die Nacht zu Plünderung und Sünde. Mag die Strafe den Schuldigen treffen, ans Licht mit ihm!"

Der neue Pfarrer entpuppte sich als Kampfhahn. Das war nun das dritte Mal, daß er predigte, und schon hatte er viele im Kirchspiel gezwungen, Buße zu tun. Wenn er auf der Kanzel stand, war er so bleich und sonderbar anzusehen, daß er einem Tollhäusler glich. Es gab Leute in der Gemeinde, denen der erste Sonntag genügte, und die nicht wiederzukommen wagten. Ja, selbst die Jungfer van Loos ging in sich, diese gepanzerte Jungfrau mit ihrer ganzen Schärfe und Schartigkeit. Die beiden Mädchen, die ihr unterstellt waren, bemerkten die Veränderung mit großer Freude.

Viel Volk lag in der Bucht. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß einige von diesen Leuten dem Kaufmann den Tort gönnten, den man ihm angetan hatte. Mack wurde ihnen allzu mächtig mit seinem ausgedehnten Handel an zwei Plätzen, seinem Watenfang, seiner Fabrik und seinen vielen Fahrzeugen; die fremden Fischer hielten sich an ihre eignen Händler, die umgänglich waren und leutselig und weder weiße Kragen noch Handschuhe von Hirschleder trugen, wie Mack es tat. Bei seiner Großmannssucht geschehe ihm der Diebstahl gerade recht. Der gute Mack solle auch lieber nicht allzu viele hundert Taler für dergleichen aussetzen, er würde sein Bargeld zum Heringkauf gebrauchen können, wenn der Fang gut ausfiele. So reich wäre Mack doch wohl nicht, daß er Geld hätte wie der Himmel Sterne. Der Diebstahl mochte Gott weiß von wem begangen sein, vielleicht von ihm selbst oder seinem Sohne Friedrich, damit es aussehe, daß er Geld einbüßen könne wie Heu, trotzdem er sich in Wirklichkeit in Geldverlegenheit befände. Des Geredes war kein Ende zu Wasser und Lande.

Mack begriff, daß er sich zeigen müsse, wie die Dinge einmal lagen. Da war nun Fischervolk aus fünf Kirchspielen versammelt, das seine Eindrücke mit heimbringen würde zur Familie und zu den Händlern. Weit und breit würde es ruchbar werden, was für ein Mann dieser Mack auf Rosengaard wäre.

Als Mack das nächste Mal zur Fabrik fahren mußte, mietete er ein Dampfschiff für die Tour. Von der Haltestelle war es eine Meile weit, und es kostete ihn schweres Geld, aber für Mack kam das Geld nicht in Betracht. Es erregte viel Aufsehen in der Bucht, als das Schiff hereinbrauste mit Mack und seiner Tochter Elise an Bord. Sozusagen war er des Schiffes Herr, wie er auf dem Deck stand in seinem Pelz und seine mächtige rote Schärpe um den Leib, trotzdem es Sommer war. Als Vater und Tochter ans Land gesetzt waren, drehte das Schiff sofort um und trat die Rückfahrt an: jeder konnte sehen, welcher Bestimmung es einzig und allein gedient hatte. Und da beugten sich auch viele von dem fremden Fischervolk vor Macks Gewalt.

Aber Mack tat mehr. Er konnte die Schmach nicht vergessen, die man ihm zugefügt hatte. Und er schlug ein neues Plakat an und versprach sogar dem Diebe selbst die vierhundert Taler als Lohn, wenn er sich meldete. Nie war etwas Ähnliches an flotter Ritterlichkeit gesehen worden. Mußte denn jetzt nicht jeder erkennen, daß es nicht die armseligen gestohlenen Pfennige waren, die Mack retten wollte? Doch nicht auf den Lippen aller erstarb das Geschwätz: Ist

der der Dieb, den ich dafür halte, so wird er sich schon nicht melden, auch jetzt nicht!

Der große Mack saß in einer ganz unleidlichen Klemme. Man war daran, sein Ansehen zu untergraben. Zwanzig Jahre lang war er der große Mack gewesen, und alle hatten ehrerbietig das Feld vor ihm geräumt; jetzt hatte es den Anschein, als grüßten ihn die Leute nicht mehr so achtungsvoll wie früher. Und er war doch obendrein Ritter eines königlichen Ordens. Was war er für ein Herr gewesen! Der Wortführer des Kirchspiels war er, die Fischer vergötterten ihn, die kleinen Handelsleute von den Nachbarplätzen äfften ihm nach. Mack hatte ein Magenleiden, wahrscheinlich war es eine Folge seiner vornehmen, fürstlichen Lebensweise, und sobald es ein wenig kühl wurde, trug er seine breite rote Schärpe um den Magen. Eine rote Magenschärpe wurde nun auch von den Handelsleuten der Nachbarplätze angelegt, von diesen winzigen Emporkömmlingen, die Mack aus Gnade und Barmherzigkeit leben ließ. Auch sie wollten für höhere Standeswesen gelten, die so vornehm und üppig äßen, daß ein Magenleiden die Folge wäre. Mack kam zur Kirche in knarrenden Stiefeln und durchschritt den Wandelgang mit hochmütigem Gelärm; doch auch den Gebrauch knarrender Schuhe lehrte er die Leute. Manch einer setzte seine Schuhe in Wasser und ließ sie zum Sonntag eintrocknen, daß sie ordentlich knarrten auf dem Fußboden der Kirche. In allen Dingen war Mack das große Beispiel gewesen.



Rolandsen sitzt in seiner Kammer und experimentiert. Von seinem Fenster aus sieht er, daß ein bestimmter Zweig an einem bestimmten Baum im Walde sich auf und nieder bewegt. Es muß jemand an dem Baum rütteln, doch das Laub ist schon zu dicht, um mehr sehen zu können. Und Rolandsen experimentiert weiter.

Aber es will heute mit der Arbeit nicht gehen. Er versucht es, die Gitarre zu nehmen und die drolligen Klagelieder anzustimmen, aber auch das ist ihm nicht recht. Der Frühling ist gekommen, Rolandsens Blut ist in Bewegung.

Elise Mack ist angekommen, er ist ihr gestern abend begegnet. Er ist stolz und hochnäsig gewesen und hat sich zu benehmen gewußt; es hatte ausgesehen, wie wenn sie ihm mit ein paar Freundlichkeiten eine kleine Freude machen wollte, aber er hatte nichts dergleichen entgegengenommen.

„Ich bringe Ihnen Grüße von den Telegraphisten in Rosengaard," sagte sie.

Rolandsen unterhielt keine Freundschaft mit den Telegraphisten, er war nicht kollegial. Sie wollte wieder den Abstand zwischen ihnen markieren, oho, er würde es ihr vergelten, es ihr heimzahlen.

„Sie müssen mir einmal ein wenig Gitarrespiel beibringen," sagte sie.

Das konnte einen nun wieder stutzig machen und war nicht von der Hand zu weisen; aber Rolandsen wies es von der Hand. Im Gegenteil, jetzt wollte er es ihr heimzahlen. Er sagte:

„Gern. Zu jeder Zeit. Sie sollen meine Gitarre bekommen."

Da konnte man sehen, wie er sie behandelte. Als wäre sie gar nicht Elise Mack, eine Dame, die sich zehntausend Gitarren leisten konnte.

„Nein, danke," gab sie zur Antwort. „Aber üben könnten wir wohl ein wenig darauf."

„Sie sollen sie bekommen."

Da warf sie den Kopf in den Nacken und sagte:

„Ich mag sie gar nicht, mit Verlaub."

Seine Keckheit hatte sie gut getroffen. Er ließ ab von der Rache und murmelte:

„Ich wollte Ihnen nur das einzige geben, was ich habe."

Tief senkte er den Hut und ging.

Er ging zur Küsterwohnung. Die Tochter Olga wollte er treffen. Nun war es Frühling geworden, und Rolandsen mußte seine Herzliebste haben; es war nicht leicht, solch ein großes Herze zu regieren. Er hatte auch noch seine besondere Absicht dabei, wenn er Olga den Hof machte. Es ging das Gerücht, daß Friedrich Mack ein Auge auf die Küstertochter geworfen habe, und Rolandsen wollte ihn ausstechen, ja, das wollte er. Friedrich war Elisens Bruder, so ein Korb würde der Familie gut tun. Übrigens war Olga es auch an und für sich wert, daß man ihr nachstellte. Rolandsen hatte sie schon als ganz junges Mädelchen gekannt; bei ihr zu Hause war das Einkommen schmal genug, so daß sie ihre Kleider immer hatte gut auftragen müssen, bevor sie neue bekam, aber frisch war sie und hübsch, und ihre Schüchternheit stand ihr sehr nett.

Rolandsen hatte sie zwei Tage hintereinander getroffen. Das war nur dadurch möglich, daß er direkt zu ihr ins Haus kam und ihrem Vater jeden Tag ein Buch lieh. Er mußte dem Küster diese Bücher aufzwingen, die der alte Mann nicht begehrte und nicht verstand. Rolandsen mußte dastehen und großen Eifer an den Tag legen um der Bücher willen. „Es sind die nützlichsten Bücher von der Welt," sagte er, „und ich will ihnen Verbreitung schaffen; bitt' schön."

Er fragte den Küster, ob er sich nicht aufs Haarschneiden verstehe. Doch der Küster hatte sich nie in seinem Leben mit Haarschneiden befaßt, Olga war es vielmehr, die das für das ganze Haus besorgte. Und nun ließ Rolandsen ein paar begeisterte Bitten an Olga vom Stapel gehen, daß sie ihm seine Haare schneiden möchte. Sie wurde rot und versteckte sich; „ich kann nicht," sagte sie. Aber Rolandsen fand sie wieder und brachte einen so prächtigen Wortschwall vor, daß sie nachgeben mußte.

„Wie wollen Sie es haben?" fragte sie.

„Wie Sie wollen," antwortete er. „Wie denn wohl sonst?"

Er wendete sich zum Küster und machte ihm die Hölle heiß mit heikeln Fragen, so daß der alte Mann es bald müde wurde und sich in die Küche zurückzog.

Rolandsen spielte sich schwer auf und redete hochtrabende Worte. Er sagte:

„Wenn Sie im Dunkeln draußen sind an einem Winterabend, und Sie kommen in eine helle Stube, so strömt von überallher all das Licht in Ihre Augen hinein."

Olga verstand nicht, was er meinte, aber sie sagte Ja.

„Ja," sagte Rolandsen. „Und so ergeht es mir, wenn ich zu Ihnen komme."

„Nun soll ich hier wohl nichts mehr wegnehmen?" fragte Olga.

„Doch, doch, schneiden Sie ruhig weiter. Sie selbst sollen bestimmen. Sehen Sie, da dachten Sie nun, wenn Sie nur gehen könnten und sich verstecken, aber würde ich dann besser daran sein? Kann denn der Blitz einen Funken löschen?"

Er war sicherlich ganz verrückt.

„Wenn Sie den Kopf still halten möchten, so käme ich besser vorwärts," sagte sie.

„Ich soll Sie also nicht ansehen dürfen. Hören Sie, Olga, sind Sie verlobt?"

Doch in dem Punkt war Olga nicht vorbereitet. Auch noch nicht so sonderlich alt und erfahren war sie, daß sie nicht dies und jenes hätte aus der Fassung bringen können.

„Ich? Nein," war ihre ganze Antwort. „Nun, glaub' ich, ist es ungefähr gut so. Nun muß ich's nur noch ein bißchen glatt schneiden." Sie wollte ihm gut zureden, denn sie hatte ihn im Verdacht, daß er betrunken wäre.

Aber Rolandsen war nicht betrunken, sondern nüchtern; er hatte scharf gearbeitet die letzte Zeit, alle die fremden Watenmannschaften hatten dem Telegraphen viel Arbeit gemacht.

„Nein, nur nicht aufhören," bat er; „scheren Sie mich noch einmal rings herum oder noch zweimal, dann sind Sie gut."

Olga lachte:

„Nein, das hat doch keinen Sinn."

„Ei, Ihre Augen sind wie Zwillingssterne," sagte er. „Und Ihr Lächeln umsonnt mich so herrlich."

Sie nahm ihm das Tuch fort und bürstete ihn und sammelte die Haare vom Fußboden auf. Er warf sich nieder und half ihr dabei, ihre Hände trafen sich. Sie war ein junges Weib, ihr Atem strömte ihm zu, und es durchrieselte ihn heiß. Er ergriff ihre Hand. Er bemerkte, daß ihr Kleid am Halse nur mit einer gewöhnlichen Stecknadel zusammengeheftet war. Das sah recht ärmlich aus.

„Nein — warum tun Sie das?" stammelte sie.

„Ich habe keinen Grund. Ja, das heißt, danken will ich Ihnen für Ihre Arbeit. Wäre ich nicht fest und unlöslich verlobt, ich verliebte mich in Sie."

Sie erhob sich mit den Haaren in den Händen, er lag noch auf der Erde.

„Sie verderben sich Ihre Kleider," sagte sie und ging zur Tür hinaus.

Als der Küster hereinkam, mußte Rolandsen wieder munter sein, er zeigte seinen kahlen Kopf vor und zog den Hut über die Ohren herunter, damit man sehe, daß er ihm jetzt viel zu groß war. Plötzlich sah er auf die Uhr, sagte, er müsse aufs Bureau, und ging.

Rolandsen ging in den Kramladen. Er bat, man möge ihm Busennadeln vorlegen und Broschen, und zwar zu den höchsten Preisen. Er wählte eine imitierte Kamee und bat um Stundung der Bezahlung. Die erhielt er nicht, er schuldete ohnehin schon genug. Da nahm er eine billige agatähnliche Glasnadel und bezahlte sie mit seinen paar Schillingen. Und Rolandsen wanderte mit seinem Schatz von dannen.

Das war gestern abend gewesen ....

Jetzt sitzt Rolandsen in seiner Kammer und kann nicht arbeiten. Er nimmt seinen Hut und geht vors Haus, um zu sehen, wer draußen im Wald an den Bäumen rüttelt. Er läuft direkt in den Rachen des Löwen: Jungfer van Loos ist es, die ihm dies Zeichen gegeben hat und jetzt dasteht und auf ihn wartet. Hätte er nur seine Neugier bezähmt!

„Guten Tag," sagte sie. „Wie du dich ausstaffiert hast auf dem Kopfe!"

„Ich pflege mir das Haar im Frühling schneiden zu lassen," erwiderte er.

„Das hab' ich im vorigen Jahr besorgt. Diesmal war ich nicht gut genug dazu."

„Ich mag nicht mit dir streiten," sagte er.

„Nicht?"

„Nein. Und du hast hier nicht zu stehen und am ganzen Walde zu rütteln, daß alle Welt dich sieht."

„Und du hast überhaupt heute nicht hier zu stehen und zu spaßen," sagte sie.

„Du solltest ganz im Gegenteil unten am Wege stehen und mir zuwinken mit einem Ölzweig des Friedens," fuhr Rolandsen fort.

„Hast du dir das Haar selbst geschnitten?"

„Olga hat es getan."

Ja, sie, die vielleicht einmal Friedrich Macks Weib würde, hatte ihm das Haar geschnitten. Er wollte das nicht geheim halten, im Gegenteil, ausposaunen wollte er es.

„Olga, sagst du?"

„Was denn? Ihr Vater konnte doch nicht."

„Du treibst es noch so weit, daß eines Tages alles entzwei geht zwischen uns," sagt Jungfer van Loos.

Eine Weile stand er und bedachte sich. „Vielleicht ist's auch das beste," gab er zur Antwort. Da rief sie: „Was sagst du!"

„Was ich sage? Du verlierst im Frühling total den Kopf, sage ich. Sieh mich an, merkt man mir im Frühling die geringste Unruhe an?"

„Du bist dafür auch ein Mann," antwortete sie kurz. „Aber ich will mich nicht in das Getue mit Olga finden."

„Ist es wahr, daß der Pfarrer reich ist?" fragte er.

Jungfer van Loos wischte sich die Augen und war wieder praktisch und keck wie immer.

„Reich? Ich glaube, er ist arm wie eine Kirchenmaus."

Eine Hoffnung versank für Rolandsen.

„Du solltest seine Garderobe sehen," fuhr sie fort. „Und dann solltest du die Garderobe der Frau sehen. Sie hat ein paar Unterröcke, die ... Aber ein unvergleichlicher Pfarrer ist er. Hast du ihn predigen hören?"

„Nein."

„Er predigt wie die besten Kanzelredner, die ich gehört habe," sagt Jungfer van Loos auf Bergensisch.

„Bist du dessen sicher, daß er nicht reich ist?"

„Jedenfalls war er oben im Kramladen und hat sich Kredit geben lassen."

Da verdunkelte sich für einen Moment die ganze Welt vor Rolandsens Blick, und er wollte gehen.

„Gehst du?" fragte sie.

„Ja, was willst du eigentlich von mir?"

Also so stand es! Der neue Pfarrer hatte sie halbwegs wach gemacht, und sie hatte sich mit viel Sanftmut gewappnet, doch ihre alte Natur brach wieder durch.

„Gut," sagte Rolandsen.

„Du tust mir blutiges Unrecht."

„Auch gut," sagte Rolandsen weiter.

„Ich halt' es nicht aus, ich mache ein Ende mit dir."

Wieder besann sich Rolandsen. Er sagte:

„Ich hab' einmal gemeint, es sollte für immer sein. Andrerseits bin ich nicht Gott, ich kann nicht helfen. Tu, was du willst."

„Das soll ein Wort sein," sagte sie hitzig.

„Am ersten Abend hier im Walde warst du nicht so gleichgültig. Ich küßte dich und hörte nichts von dir als einen kleinen lieblichen Schrei."

„Ich habe gar nicht geschrien," protestierte sie.

„Und ich liebte dich mehr als das ganze Leben und dachte, du würdest ein eigen, vornehm Ding für mich sein. Hmhm lala!"

„Kümmer dich nicht um mich," sagte sie bitter; „aber wie wird es nun mit dir werden?"

„Mit mir? Weiß ich's. Was interessiert mich das."

„Denn das mußt du dir nicht einbilden, daß aus der Sache mit Olga etwas wird. Sie wird Friedrich Mack bekommen."

Ach so, dachte Rolandsen, alle Welt wußte es ja. Gedankenvoll fing er zu gehen an, und Jungfer van Loos folgte ihm. Sie kamen auf den Weg unten und gingen weiter.

„Das kurze Haar steht dir gut," sagte sie. „Aber wie schlecht es geschoren ist, gar nicht glatt geschoren."

„Kannst du mir dreihundert Taler leihen?" fragte er.

„Dreihundert Taler?"

„Auf sechs Monate."

„Ich würde sie dir ja doch nicht leihen. Zwischen uns ist's vorbei."

Er nickte und sagte: „Das soll ein Wort sein."

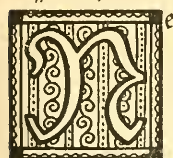
Doch als sie an die Hecke des Pfarrhofes hinuntergekommen waren, wo Rolandsen umkehren mußte, sagte sie: „Leider habe ich keine dreihundert Taler für dich; leb wohl auf baldiges Wiedersehn." Als sie ein paar Schritte weit gegangen war, drehte sie sich noch einmal um und fragte: „Hast du nicht noch mehr Wäsche, die ich dir zeichnen soll?"

„Wieso?" antwortete er. „Seit damals hab' ich nichts Neues bekommen."

Sie ging. Rolandsen fühlte eine Erleichterung und dachte: „Möchte es also das letzte Mal gewesen sein!“

Am Heckenpfahl war ein Plakat angeschlagen, und Rolandsen las es, es war Handelsherr Macks Plakat: Vierhundert Speziestaler für Aufklärung des Diebstahls. Sogar dem Diebe selbst sollte die Belohnung zufallen, wenn er sich stellte.

„Vierhundert Speziestaler!“ dachte Rolandsen.



ein, die neuen Pfarrersleute waren nicht reich; sie waren eher alles andre als reich. Es war nur die arme junge Frau, die von Hause so gedankenlose Patriziergewohnheiten mitgebracht hatte und so reichliche Dienerschaft haben wollte. Sie hatte denn auch selbst nichts zu tun, es waren keine Kinder im Hause, und wirtschaften hatte sie nie gelernt, und so verfiel der kleine Kindskopf auf allerlei drollige Narrenpossen. Ein liebes, prächtiges Hauskreuz, das war sie.

Du großer Gott, wie unverdrossen hatte der gute Pfarrer diesen komischen Kampf mit seiner Frau durchgefochten, um ihr ein bißchen Ordnung beizubringen, ein bißchen Umsicht. Vier Jahre lang hatte er vergebens mit ihr gearbeitet. Er las Fäden und Papiere von den Fußböden auf, setzte jedes Ding an seinen Platz, schloß die Türe hinter ihr, sah nach den Öfen und schraubte an den Ventilen. Wenn die Frau ausging, unternahm er einen Rundgang durch alle Räume, um zu sehen, in welchem Zustande sie sie hinterlassen hatte: da lagen Haarnadeln hier und Haarnadeln dort, die Kämme waren voller Haare, Taschentücher trieben sich in allen Ecken herum, und die Stühle waren mit Kleidungsstücken bepackt. Der Pfarrer härmte sich und schaffte Ordnung. In seinen Junggesellentagen, als er in einer erbärmlichen Bude gehaust hatte, war er weniger heimatlos gewesen als jetzt.

Anfangs wirkte sein Bitten und Schelten, seine Frau erkannte, daß er recht hatte und versprach, sich zu bessern. Dann konnte sie früh am nächsten Morgen aufstehen und anfangen, Ordnung zu schaffen von oben bis unten; des Lebens Ernst hatte an dieses Kind gerührt und es geschüttelt: es sollte jetzt erwachsen sein, und das Kind war es bis zur Übertreibung. Gleich darauf aber erlahmte sie wieder, und ein paar Tage später war das Haus in demselben Zustand wie vorher. Sie wunderte sich nicht im geringsten darüber, daß es nun wieder überall unordentlich aussah, sie war im Gegenteil erstaunt, wenn ihr Mann wieder anfing, ihr sein ewiges Mißfallen zu äußern. „Ich habe diese Schale umgestoßen und zerschlagen, sie kostet nicht viel,“ sagte sie. „Aber die Scherben liegen seit heute morgen da,“ antwortete er.

Eines Tages kam die Frau und erzählte, das Dienstmädchen Oline müsse fort: das Dienstmädchen Oline habe es gerügt, daß die Frau Pfarrer alle möglichen Sachen aus der Küche entnehme und sie liegen lasse, wo sie sie zuletzt gebraucht habe.

Dann verhärtete der Pfarrer sich nach und nach und ließ ab, sie täglich zu tadeln; mit zusammengekniffenem Munde und mit so wenig Worten wie möglich

räumte er auf und ordnete er die hunderterlei Dinge. Und die Frau hatte nichts dazu einzuwenden, sie war es gewohnt, daß jemand hinter ihr stand und die Ordnung wiederherstellte. Und manches Mal fand ihr Mann auch, sie sei zu bedauern. Da ging sie gutmütig und abgemagert und in schlechten Kleidern umher und seufzte nie über ihre Armut, trotzdem sie alles Gute gewohnt war. Da konnte sie sitzen und nähen und ihre so oft schon geänderten Kleider von neuem ändern und konnte froh sein und trällern wie ein junges Mädchen. Dann plötzlich lebte das Kind in ihr wieder auf, und die gute Frau verließ ihre Arbeit, ließ alles liegen, wie es lag, und ging ins Freie hinaus. Tische und Stühle konnten mit aufgetrennten Kleiderbahnen bedeckt sein, einen, ja zwei Tage lang. Wo ging sie hin? Von Hause hatte sie eine Vorliebe dafür mitgebracht, in den Läden herumzuflanieren, es machte ihr Freude, irgend etwas zu erstehen. Sie hatte immer Bedarf für Tuchstücke, Bandreste, für alle Arten Haarkämme, Riechwasser, Zahnpulver, Metallgegenstände, wie Zündholzdosen und Pfeifen zum Hineinblasen. Kaufe lieber einen einzigen großen Gegenstand, dachte der Pfarrer, laß ihn teuer sein, bring mich in Schulden. Ich will versuchen, eine kurze Kirchengeschichte fürs Volk zu schreiben, und die Schulden damit bezahlen.

Und die Jahre, sie verstrichen. Oft gab es Reibungen, aber die Eheleute liebten sich doch, und wenn der Pfarrer sich nicht in zu vieles hineinmischte, so nahm alles den besten Verlauf. Doch er hatte die lästige Eigenheit, über dieses und jenes ein wachsames Auge zu haben, sogar aus der Entfernung, sogar von dem Fenster im Studierzimmer aus; gestern hatte er bemerkt, daß es auf ein paar Bettdecken, die im Hofe hingen, regnete. Soll ich alarmieren? dachte er. Plötzlich sieht er seine Frau kommen, sie ist draußen gewesen und flüchtet sich jetzt vor dem Regen nach Hause. Sie wird die Decken nicht mitnehmen! dachte der Pfarrer. Und die Frau ging auf ihr Zimmer hinauf. Der Pfarrer rief in die Küche hinein; da war niemand, und die Jungfer hörte er in der Milchkammer rumoren. Der Pfarrer ging selber und holte die Decken herein.

Und dabei hätte es sein Bewenden haben können. Aber der Pfarrer konnte seinen Mund nicht halten, der Murrkopf. Am Abend vermißte die Frau die Decken. Sie wurden gebracht. „Sie sind ja naß," sagte die Frau. „Und wären noch nässer, wenn ich sie nicht hereingeholt hätte," sagte der Pfarrer. Da schlug die Frau einen andern Ton an: „Du hast sie hereingeholt? Das hättest du durchaus nicht nötig gehabt, ich hätte es den Mädchen schon selbst befohlen." Der Pfarrer lächelte bitter: „Dann würden die Decken jetzt noch draußen hängen." Die Frau war verletzt. „Um der paar Regentropfen willen brauchtest du nicht so zu knurren. Den ganzen Tag lang ist nichts mit dir anzufangen, du steckst deine Nase in alles!" „Mir würde es schon passen, wenn ich es sein lassen könnte," erwiderte er. „Siehst du, daß deine Waschschüssel augenblicklich auf dem Bette steht?" Die Frau antwortete: „Ich habe sie dahin gestellt, weil sonst nirgends Platz ist." „Wenn du noch einen Waschtisch dazu bekämst, so würde auch der mit Sachen bepackt werden," sagte er. Die Frau verlor die Geduld und sagte: „Gott,

wie abgeschmackt du bist, du bist überhaupt krank. Nein, ich halte das nicht aus!" Und sie setzte sich und brütete vor sich hin.

Aber sie hielt es aus. Einen Augenblick später war alles vergessen, ihr gutes Herz vergab alles Unrecht. Sie war eine so glückliche Natur.

Und der Pfarrer hielt sich immer mehr in seinem Studierzimmer auf, wo die sonstige Unordnung des Hauses sich nicht bemerkbar machte. Er war zäh und stark, ein rechtes Arbeitspferd. Er hatte die Gehilfen nach dem sittlichen Leben des Kirchspiels ausgefragt, und was er erfuhr, war nichts weniger als erfreulich. Da schrieb der Pfarrer Briefe strafenden und ermahnenden Inhalts, bald an dieses, bald an jenes Mitglied der Gemeinde; half das nicht, so reiste er selbst zu den Sündern auf Besuch. Er wurde ein gefährlicher, gefürchteter Mann. Und er schonte niemanden. Auf eigne Faust hatte er ausgekundschaftet, daß einer seiner eignen Gehilfen, mit Namen Levion, eine Schwester hatte, die losen Sinnes und den Fischerburschen gefällig war; auch sie bekam einen Brief. Er rief ihren Bruder zu dem Zwecke zu sich und entsandte ihn mit dem Briefe und dieser Weisung: „Gib ihn ihr. Und sage ihr, daß ich sie bewachen werde mit offnen Augen . . ."

Kaufmann Mack kam zum Besuch, und der Pfarrer wurde ins Zimmer gerufen. Der Besuch war kurz, aber bedeutungsvoll: Mack wollte dem Pfarrer seine helfende Hand bieten, wenn er für einen Armen im Kirchspiel Hilfe brauchte. Der Pfarrer dankte und war seelenfroh. Hätte er es nicht schon gewußt, so erhielt er nun die Gewißheit, daß Mack auf Rosengaard aller Beschützer war. Wie vornehm und mächtig er war, der alte Herr; sogar der Frau, die aus der Stadt war, imponierte er: er war ein feiner Herr, das waren sicherlich echte Steine da an der Nadel, die er im Hemde trug.

„Es geht gut mit dem Heringsfang," sagte Mack; „es ist mir wieder eine Absperrung gelungen. Na, es ist nicht weiter von Bedeutung, an die zwanzig Tonnen bloß; aber immerhin ist es ein kleiner Zuschlag zu dem vorigen Fang. Und da dachte ich, daß man auch seine Pflichten gegen die andern nicht vernachlässigen soll."

„Das ist recht!" sagte der Pfarrer. „So soll es sein! — Zwanzig Tonnen, ist das ein kleiner Fang? Ich verstehe so wenig von diesen Dingen."

„Ja, tausend Tonnen ist mehr."

„Denk mal an, tausend!" sagt die Frau.

„Aber was ich nicht selber absperre, kaufe ich von den andern auf," fährt Mack fort. „Einer fremden Mannschaft ist gestern ein guter Fang mit der Wate geglückt; ich habe ihn sofort gekauft. Ich will alle meine Fahrzeuge mit Heringen laden."

„Sie stehen einem ausgedehnten Betriebe vor," sagte der Pfarrer.

Mack gab zu, daß der Betrieb anfange, sich auszudehnen. Es sei eigentlich ein altes, ererbtes Geschäft, sagte er, aber er habe es ja erweitert und neue Zweige eröffnet. Das alles tue er um seiner Kinder willen.

„Du großer Gott, wie viele Werkstätten und Fabriken und Läden haben Sie denn eigentlich?" fragte die Pfarrersfrau begeistert.

Mack lachte und antwortete:

„Das weiß ich wirklich nicht, gnädige Frau. Ich müßte zählen."

Und Mack vergaß über dem Geplauder für eine kleine Weile seine Sorgen und Kümmernisse; nach seinen Geschäften gefragt zu werden war ihm durchaus nicht unlieb.

„Wären wir nur in der Nähe Ihrer großen Bäckerei auf Rosengaard," sagte die Frau und bewies damit Umsicht in der Wirtschaft. „Wir backen hier so schlechtes Brot."

„Beim Vogt wohnt ja ein Bäcker."

„Ja, aber er liefert kein Brot."

Der Pfarrer sagte: „Leider, er trinkt so unmäßig. Ich habe einen Brief an ihn geschrieben."

Mack saß eine Minute lang schweigend da. „Dann errichte ich auch eine Bäckerei hier bei der Filiale," sagte er.

Er war allmächtig, er tat, was er wollte. Ein Wort von ihm, und eine Bäckerei stand da.

„Denk mal an!" entfuhr es der Frau, die verblüffte Augen machte.

„Sie sollen schon Brot bekommen, gnädige Frau. Ich telegraphiere gleich wegen der Arbeitsleute. Es wird nur kurze Zeit dauern, ein paar Wochen."

Aber der Pfarrer schwieg. Wenn nun seine Hausmamsell und alle seine Mädchen das Brot büken, das gebraucht würde? Nun würde das Brot teurer werden.

„Ich muß mich bei Ihnen bedanken, weil Sie mir in Ihrem Materialwarenladen so zuvorkommend Kredit eingeräumt haben," sagte der Pfarrer.

„Ja," sagte auch seine Frau und bewies damit wieder Umsicht.

„Das war ja selbstverständlich," erwiderte Mack. „Alles, was Sie wünschen, steht zu Diensten."

„Es ist doch außerordentlich, wie so alles und jedes in Ihrer Macht steht," sagt die Frau.

Mack erwiderte: „Es steht durchaus nicht alles in meiner Macht. So bin ich nicht einmal imstande, meinen Einbrecher zu finden."

„Ist auch eine unglaubliche Geschichte," ruft der Pfarrer. „Sie versprechen sogar dem Diebe selbst die höchste Belohnung, ein ganzes Vermögen, und er meldet sich nicht."

Mack schüttelte den Kopf.

„Sie zu bestehlen, das muß man denn doch schwärzesten Undank nennen," sagt die Frau.

Mack ging darauf ein: „Weil Sie es sagen, gnädige Frau, — ich hatte es auch nicht erwartet. Nein, wahrhaftig nicht. Ich weiß nicht, daß ich mich so zu meinen Leuten gestellt hätte."

Der Pfarrer bemerkte: „Das ist nun mal so, daß man den Mann bestiehlt, bei dem es etwas zu stehlen gibt. Der Dieb wußte, wohin er zu gehen hatte."

Und damit hatte der Pfarrer ganz naiv das rechte Wort gesagt. Dem Kauf-

mann war wieder besser zumute. Faßte man es so auf, wie der Pfarrer es tat, so verringerte sich die ganze Schmach, die dem Diebstahl anhaftete.

„Aber die Leute gehen herum und räsonnieren," sagte er. „Das schadet mir und macht mich traurig. Hier sind jetzt so viele Fremde, die schonen mich nicht. Und meine Tochter Elise nimmt es sich so zu Herzen. Na," sagte er und stand auf, „es ist wohl nur ein Übergang. Ja, wie gesagt, wenn der Herr Pfarrer irgendwo in der Gemeinde auf Not stoßen, so sind Sie so gut, an mich zu denken."

Mack ging. Pfarrers hatten einen sehr guten Eindruck auf ihn gemacht, und er würde sie den Leuten empfehlen, wohin er käme. Schaden konnte ihnen das doch nicht? Oder wie? Wie weit war es mit dem Gerede der Leute schon gekommen? Gestern war sein Sohn Friedrich angekommen und hatte erzählt, ein betrunkener Watenfischer habe ihm vom Boot aus zugerufen: Hast du dich nun selber gemeldet und dir die Belohnung verdient?



Die Tage wurden warm, der abgesperrte Hering mußte in den Waten stehen bleiben, damit er keinen Schaden nähme, und nur bei Regenwetter oder in kühlen Nächten ließ der Fang sich bergen. Dann hörte der Ertrag ganz auf, das Jahr war zu weit vorgeschritten, und die Watenfischer zogen der Reihe nach fort. Daheim wartete nun auch die Feldarbeit, und kein Mann war zu entbehren.

Und die Nächte wurden gleichfalls hell und sonnig. Das Wetter war angetan zum Flanieren und Schwärmen. Die Nächte lang war die Jugend auf den Wegen und sang und fuchtelte mit Weidenzweigen in der Luft herum. Und von allen Werdern und Inseln wurden Vogelstimmen hörbar: von Lumme, Austerndieb, Möwe und Eidervogel. Und der Seehund tauchte mit seinem triefend nassen Kopf aus dem Wasser auf, sah sich rings um und tauchte wieder unter in seine Welt.

Auch Ove Rolandsen schwärmte auf seine Weise. In den Nächten hörte man zuweilen Gesang und Gitarrespiel aus seiner Kammer dringen, und mehr konnte man von einem Mann in seinen Jahren nicht verlangen. Er sang und schlug die Saiten auch durchaus nicht vor hellem Entzücken, sondern im Gegenteil, um sich zu zerstreuen und sich eine Erleichterung zu schaffen in seinem großen Grübelwerk. Rolandsen sinnt und sinnt aus allen Kräften, er ist in einer argen Klemme, und es muß sich ein Ausweg finden lassen. Natürlich war Jungfer van Loos wiedergekommen, sie pflegte dergleichen in der Liebe nicht zu verhudeln, mit Macht hielt sie an ihrer Verlobung fest. Auf der andern Seite war Rolandsen ja nicht Gott, er wußte sein großes Herz nicht zu zügeln, im Frühling flog es ihm fort. Es war nicht leicht, wenn man eine Braut hatte, die es nicht verstand, daß man klipp und klar miteinander brach.

Rolandsen war wieder zur Küsterwohnung hinuntergegangen, und Olga saß draußen vor der Tür. Aber der Hering stand jetzt im Preise auf sechs Ort die Tonne, die Zeiten waren gut, und es war viel Geld in die Gemeinde gekommen.

Olga bildete sich ordentlich etwas darauf ein. Oder was war ihr in die Krone gefahren? War Rolandsen der Mann, den man ebenso gut auch entbehren könnte? Sie sah flüchtig zu ihm auf und ließ die Stricknadeln wieder arbeiten.

Rolandsen sagte: „Wie Sie aufsehen! Ihre Blicke sind Schüsse, sie verwunden mich."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Olga.

„So. Aber glauben Sie denn, daß ich selbst mich besser verstände? Ich habe den Verstand verloren. Nun steh ich hier und mach es Ihnen nur noch ein bißchen leichter, mir den Kopf zu verwirren für heute nacht."

„Dann sollten Sie lieber nicht hier stehen," sagte Olga.

„Vorige Nacht hab ich Worten gelauscht in meinem Innern. Unsagbare Worte waren es. Kurz und gut, ich habe beschlossen, die große Entscheidung herbeizuführen, wenn Sie meinen, Sie könnten mir dazu raten."

„Ich? Was hab ich denn damit zu tun?"

„Soso," sagte Rolandsen. „Sie sind recht bitter heute, Sie sitzen nur da und wehren sich Ihrer Haut. Übrigens bleibt Ihr Haar Ihnen bald nicht mehr auf dem Kopfe liegen, so üppig wächst es."

Olga schwieg.

„Haben Sie gehört, daß der Orgeltreter Börre eine Tochter hat, die ich bekommen kann?"

Da brach Olga in Lachen aus und sah ihn an.

„Nein, Sie dürfen nur ja nicht anfangen zu lächeln. Das macht mich nur noch mehr vernarrt in Sie."

„Sie sind ein verrückter Mensch!" sagte Olga leise, und ihr Gesicht rötete sich.

„Zuweilen denke ich: Kann sein, daß sie mir nur ins Gesicht lacht, um mich noch mehr zu verwirren. Schlachtet man nicht Enten und Gänse, indem man ihnen zuerst einen kleinen Stich in den Kopf versetzt, dadurch schwellen sie an und werden noch einmal so schmackhaft!"

Olga erwiderte verletzt: „So bin ich nicht, das brauchen Sie nicht zu glauben." Und sie stand auf und schickte sich an hineinzugehen.

„Wenn Sie hineingehen, komme ich Ihnen doch nur nach und frage Ihren Vater, ob er die Bücher durchgelesen hat," sagte Rolandsen.

„Vater ist nicht zu Hause."

„So. Ihn will ich auch nicht treffen. Aber Sie, Olga, wie hart und spröde Sie heute sind! Es ist mir nicht möglich, ein freundliches Wort von Ihnen zu erlangen. Ich bin Luft für Sie, Sie werfen mich zu Boden."

Olga lachte wieder.

„Börre hat also eine Tochter," sagte Rolandsen. „Das Mädchen heißt Pernille. Ich bin herum gewesen und habe mich erkundigt. Ihr Vater tritt die Bälge in der Kirche."

„Müssen Sie an jedem Finger eine Liebste haben?" fragte Olga offenherzig.

„Meine Braut hieß Marie van Loos," antwortete er; „aber wir haben abgemacht, daß es nun aus sein soll zwischen uns. Sie können sie fragen. Sicher reist sie jetzt bald."

„Ja, Mutter, ich komme schon," rief Olga zum Fenster hinein.

„Ihre Mutter hat Sie nicht gerufen, sie sah Sie nur an."

„Ja, aber ich weiß, was sie will."

„Aha. Ja, ich werde jetzt gehen. Sehen Sie, Olga, Sie wissen wohl auch, was ich will, aber mir antworten Sie nichts von einem Ja, nun kämen Sie."

Sie öffnete die Tür. Nun hatte sie sicherlich den Eindruck bekommen, daß er nicht der überlegne Rolandsen wäre, und er mußte das wieder wett machen. Ging es denn wohl an, so gröblich Einbuße zu leiden? Er begann, vom Tode zu reden und stellte sich drollig dabei an: für ihn hieße es ja jetzt: sterben, und so sehr zuwider würde ihm das Sterben nicht sein. Aber das Begräbnis wolle er nach seiner Fasson haben. Er selbst würde eine Glocke zum Läuten konstruieren, und der Schwengel solle das Schenkelbein von einem Ochsen sein, — so dumm wäre er gewesen. Und der Pastor solle die kürzeste Rede von der Welt halten und bloß seinen Fuß auf das Grab setzen und sagen: Für gestorben und verdorben erkenne ich dich hiermit bis in Ewigkeit!

Doch Olga langweilte sich redlich und war nicht mehr schüchtern. Über der Halskrause trug sie heute ein rotes Seidenband, so daß sie wie eine Dame aussah, und es konnte jetzt auch kein Mensch mehr die Stecknadel sehen.

Noch gründlicher will ich mich rehabilitieren, dachte Rolandsen. Er sagte: „Ich hatte erwartet, es würde etwas daraus werden. Meine alte Braut im Pfarrhof hat mir so viele Anfangsbuchstaben in meine Sachen gestickt, und nun ist alles, was ich habe, so gut wie mit Olga Rolandsen gezeichnet. Das schien mir ein Wink des Himmels zu sein. Aber jetzt will ich mich verabschieden und mich für den heutigen Tag bedanken!"

Und Rolandsen schwang seinen Hut und ging. So überlegen schloß er. Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn sie sich nun nicht daran machte, ein bißchen über ihn nachzugrübeln.

Was war geschehen? Sogar die Küsterstochter hatte ihn abgewiesen. Gut! Aber deutete nicht manches darauf, daß alles nur Spiegelfechterei wäre? Warum saß sie draußen vor der Türe, wenn sie ihn nicht hatte kommen sehen? Und warum hatte sie sich mit dem rotseidenen Bande wie eine feine Dame geschmückt?

Aber schon ein paar Abende darnach sollte Rolandsens Dünkel zuschanden werden. Von seinem Fenster aus sah er Olga zu Macks Materialwarenladen gehen. Bis spät gegen Abend blieb sie da, und als sie nach Hause ging, war sie in Begleitung von Friedrich und Elise. Nun hätte der stolze Rolandsen sich ruhig verhalten sollen, er hätte bloß eine kleine Melodie summen oder gleichgültig einen Marsch mit den Fingern trommeln und unausgesetzt an seine eignen Siebensachen denken sollen; statt dessen aber ergriff er seinen Hut und stürmte in den Wald. Er machte einen großen Bogen und kam weit vor den Dreien wieder auf den Weg. Da blieb er stehen und schöpfte Atem. Dann ging er ihnen entgegen.

Aber die drei brauchten eine ungewöhnlich lange Zeit, Rolandsen sah und hörte sie nicht. Er pfiff und sang vor sich hin, als könnten sie irgendwo im Walde sitzen

und ihn beobachten. Schließlich sah er sie kommen, sie gingen unverschämt langsam für die späte Stunde, und niemand von ihnen hatte es eilig mit dem Heimkommen. Mit einem langen Strohhalm im Munde und einem Weidenzweig im Knopfloch ging er ihnen entgegen; beide Herren grüßten bei der Begegnung, und die Damen nickten.

„Wie erhitzt Sie sind," sagt Friedrich; „wo sind Sie gewesen?"

Rolandsen antwortet ihm über die Schulter zurück: „Das ist der Frühling; im Wandern grüß ich den Frühling."

Das war kein Geschwätz, sondern die schiere, pure Wahrheit! Hoho, wie langsam und gleichgültig und unentwegt er an ihnen vorbeigegangen war; er hatte sogar noch die Kraft gehabt, Elise Mack von oben herab zu betrachten. Aber kaum war er ihnen aus den Augen gekommen, so schlich er sich in den Wald hinein und tat nicht mehr groß, sondern fühlte sich bewegt und geschlagen. Olga, die war ohne Bedeutung, und sobald es ihm einfiel, zog er die Busennadel aus der Tasche, brach sie mit Fleiß entzwei und warf sie fort. Aber da war Macks Tochter Elise, die war groß und sonnverbrannt, und wenn sie lächelte, sah man ihre weißen Zähne ein wenig. Die hatte ihm Gott in den Weg geschickt. Kein Wort hatte sie gesagt, und vielleicht reiste sie morgen nach Hause. Und alle Hoffnung erstarb.

Es war gut so.

Aber daheim an der Station stand Jungfer van Loos und wartete auf ihn. Schon einmal hatte er ihr wiederholt, vorbei sei vorbei, und sie solle lieber reisen. Und Jungfer van Loos hatte geantwortet, darum solle er sie nicht zweimal zu bitten haben; und darum: Adieu. Aber nun stand sie wieder da und wartete auf ihn.

„Da hast du den Tabaksbeutel, den ich dir versprochen habe," sagte sie. „Wenn du ihn nicht verschmähst."

Er nahm ihn nicht, sondern antwortete: „Ein Tabaksbeutel? Solch Zeug brauche ich nicht."

„Ach so," sagte sie und zog ihre Hand zurück.

Und er bezwang sich, um sie wieder sanfter zu stimmen: „Das kann nur ein anderer sein, dem Sie den Beutel versprochen haben. Besinnen Sie sich, vielleicht ist es der Pfarrer. Ein verheirateter Mann."

Sie verstand nicht, wieviel Mühe ihn dieser kleine Scherz gekostet hatte, und sie konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Ich hab die Damen auf dem Wege gesehn, hinter denen bist du wohl her gewesen?"

„Was schert das Sie?"

„Ove!"

„Warum reisen Sie nicht? Sie sehen doch, daß es so nicht geht."

„Es würde so gut gehen, wenn du nur nicht so ein Juwel von einem Manne wärst und jeder Schürze nachliefest."

„Wollen Sie mich ganz wütend machen?" schrie er. „Gutnacht."

Jungfer van Loos rief ihm nach: „Ja, du, du bist mir der Rechte! Ich höre die ärgsten Dinge über dich!"

Hatte diese übertriebene Engherzigkeit denn einen Sinn? Und war es einer armen Seele nicht obendrein zu gönnen, wenn sie sich mit einem kleinen echten Liebeskummer quälte? Kurz, Rolandsen ging auf das Büreau hinauf, ließ mit einem Male den Apparat arbeiten und bat einen Kollegen auf der Station Rosengaard, ihm mit nächster Gelegenheit einen halben Anker Kognak zu schicken. Denn dieses ewige Hin und Her, es war ja so sinnlos.



lise Mack läßt sich diesmal Zeit beim Besuch der Fabrik. Sie verläßt das große Rosengaard und reist herüber, nur um ihrem Vater den Aufenthalt hier ein bißchen gemütlich zu machen; er hätte wohl kaum seinen Fuß in das Kirchspiel gesetzt, solange er es vermeiden konnte.

Elise Mack erblühte reicher und reicher von Jahr zu Jahr, ihre Kleider waren rot und weiß und gelb, und man fing an, sie Fräulein zu nennen, obwohl ihr Vater weder Pfarrer noch Doktor war. Eine Sonne und ein Sternbild war sie hoch über allen.

Sie kam mit einigen Telegrammen auf die Station, und Rolandsen bediente. Er wechselte bloß die paar Worte mit ihr, die erforderlich waren, und beging nicht den Fehler, ihr bekannt zuzunicken und zu fragen, wie es ginge. Keinen Fehler beging er.

„Hier steht zweimal hintereinander Straußenfeder. Ich weiß nicht, ob es Absicht ist?"

„Zweimal?" sagte sie. „Lassen Sie mal sehen. Herr Gott, Sie haben recht. Leihen Sie mir doch bitte eine Feder."

Während sie den Handschuh abzog und schrieb, sprach sie weiter: „Es ist an einen Kaufmann in der Stadt, der hätte mich sicherlich ausgelacht. Jetzt ist es wohl gut so?"

„Jetzt ist es gut so."

„Und Sie sind immer noch hier," sagte sie und blieb auf dem Stuhle sitzen „Jahraus, jahrein finde ich Sie hier."

Rolandsen wußte wohl, was er tat, wenn er sich nicht von dieser Station fortmeldete und sich um keine andre Stelle bewarb. Da mußte wohl etwas sein, was ihn hier festhielt all die Jahre.

„Irgendwo muß man ja sein," antwortete er.

„Sie könnten nach Roosengaard kommen. Da ist es wohl etwas besser?"

Doch eine ganz schwache Röte ergoß sich über ihre Wangen, so daß sie vielleicht wünschte, es nicht gesagt zu haben.

„So eine große Station würde ich nicht bekommen."

„Nein, Sie sind wohl noch zu jung."

Er lächelte ein kleines armseliges Lächeln: „Jedenfalls ist es liebenswürdig von Ihnen, zu glauben, daß das der Grund ist."

„Wenn Sie zu uns herüberkämen, wir sind ja ein wenig mehr Menschen dort. Doktors, die nebenan wohnen, und der Buchhalter und alle Gehilfen aus dem Kramladen. Und dann kommen immer allerhand wunderliche Schiffer und solche Leute ans Land."

Kapitän Henriksen von dem Küstenboot? dachte Rolandsen.

Was wurde denn eigentlich bezweckt mit diesem Übermaß von Gnade? War Rolandsen plötzlich seit gestern ein anderer Kerl geworden? Er wußte ja, daß seine törichte Vernarrtheit durch und durch hoffnungslos war, dazu war also nichts mehr zu bemerken. Als sie ging, reichte sie ihm die Hand, und sie hatte unterlassen, erst den Handschuh anzuziehen. Es zischelte von Seide, als sie die Stufen hinunterfegte.

Und Rolandsen setzte sich an den Tisch hinein, abgerackert und niedergebeugt wie er war, und schickte die Telegramme fort. Tausend wundervolle Gefühle durchströmten seine Brust, die Wärme dieser samtenen Hand war in ihn gefahren. Wenn man es recht bedachte, so war es auch nicht gar so jämmerlich um ihn bestellt, die Erfindung konnte schweres Geld einbringen, wenn er nur die dreihundert Taler bekäme. Er war ein bankrotter Millionär. Aber eines Tages könnte er ja doch einen Ausweg finden.

Die Pfarrersfrau kam, sie wollte ihrem Vater telegraphieren. Der vorige Besuch hatte Rolandsen aufgerichtet, er fühlte sich nicht mehr als Taugenichts, sondern als großer Herr, er sprach etwas mit der Frau Pfarrer, wechselte ein paar allgemeine Redensarten mit ihr. Auch die Frau blieb länger, als absolut notwendig war, sie bat ihn, im Pfarrhofe vorzusprechen.

Am Abend traf er die Pfarrersfrau wieder auf dem Wege unterhalb der Station, und sie ging nicht weiter, sondern blieb stehen, und ein Gespräch entspann sich. Sie mußte wohl eigentlich nichts dagegen haben, da sie stehen blieb.

„Sie spielen ja Gitarre," sagte sie.

„Ja. Warten Sie ein wenig, dann sollen Sie hören, was ich kann."

Und Rolandsen ging, die Gitarre zu holen.

Die Frau wartete. Sie hatte wohl eigentlich nichts dagegen, da sie wartete.

Rolandsen sang ihr etwas vor von seiner Herzallerliebsten und einem Freunde so treu wie Gold, und mit den Liedern war es nicht viel, aber seine Stimme war groß und schön. Rolandsen hatte seine Absicht dabei, wenn er die Frau mitten im Wege festhielt; es konnte doch sein, daß jemand um die Zeit vorbeispazierte. Es war ja früher auch geschehen. Und wenn die Frau wenig Zeit gehabt hätte, so wäre sie jetzt übel daran gewesen, sie fingen wieder an, miteinander zu sprechen, und eine lange Weile verging. Er sprach anders als ihr Mann, der Pfarrer; es klang, als käme es aus einem ganz andern Himmelsstrich, und wenn er sich in seinen herrlichsten Phrasen sonnte, so rundeten ihre Augen sich wie die Augen eines lauschenden Mädchens.

„Ja ja, Gott sei mit Ihnen!" sagte sie, als sie ging.

„Das ist er wohl auch," antwortete er.

Sie stutzte: „Sind Sie dessen so sicher? Wieso?"

„Er hat ja auch Grund dazu. Gewiß ist er Gott über alle Schöpfung; doch das kann ja nichts Großes sein, Gott zu spielen über Tiere und Berge. Wir Menschen erst machen ihn wirklich zu dem, was er ist. Warum also sollte er nicht mit uns sein?"

Und nachdem er diese prächtige Rede in die Welt gesetzt hatte, sah Rolandsen ganz

zufrieden aus. Die Pfarrersfrau dachte über ihn nach, als sie ging. Oho, der kleine Wulst, den er auf den Schultern trug, hatte jene große Erfindung nicht zufällig gemacht.

Aber nun war der Kognak gekommen. Rolandsen hatte selbst den Anker von den Schuppen heraufgetragen; er machte keinen Umweg mit seiner Last, sondern trug sie mitten am helllichten Tage unter seinem starken Arme. So beherzt war er. Und nun kam eine Zeit, wo Rolandsen sich für all sein Mißgeschick entschädigte. Und Nächte gab es, in denen er auftrat und allerwegen den regierenden Herrn spielte, in denen er gründlich aufräumte und die Passage unwegsam machte für die fremden Watenfischer, die in gebührender Weise den Mädchen nachstellten.

Eines Sonntags erschien eine Watenmannschaft in der Kirche, die Leute waren sämtlich angetrunken. Nach dem Gottesdienst trieben sie sich auf dem Wege herum und fuhren nicht an Bord zurück; sie hatten Branntwein mit, tranken sich immer muntrer und belästigten die Passanten. Oben am Wege hatte der Pfarrer mit ihnen geredet, aber nichts ausgerichtet; später war der Vogt gekommen, und der hatte die Mütze mit dem Goldrand auf. Da waren einige von den Leuten an Bord gegangen, aber drei Mann, unter ihnen der große Ulrich, hatten nicht weichen wollen. Es sollte bemerkt werden, daß sie am Lande waren, riefen sie, die Mädchen gehörten ihnen. Sie hatten Ulrich in ihrer Mitte, und Ulrich war bekannt von den Lofoten und von Finnmarken her. Man solle nur kommen!

Es sammelten sich viele Bewohner des Kirchspiels an, sie standen in einiger Entfernung auf dem Wege oder lagen zwischen den Bäumen im Walde, je nachdem sie Mut im Herzen trugen, und sahen begierig dem großen Ulrich zu, wenn er seine Sprünge machte.

„Nun bitt ich euch, an Bord zu gehen," sagt der Vogt. „Sonst muß ich anders mit euch reden."

„Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen mit der Mütze da," antwortete Ulrich.

Der Vogt erwog, ob er ein paar Leute mitnehmen und den Verrückten fesseln solle.

„Hüte dich nur vor Widersetzlichkeit gegen mich, wenn ich meine Amtsmütze auf dem Kopf habe," sagt der Vogt.

Da lachten Ulrich und seine Kameraden, daß ihnen übel wurde und sie sich den Bauch halten mußten. Ein dreister Fischerbursch ging vorbei, er bekam einen Stoß mit dem Kopfe und wurde übel zugerichtet. Ulrich sagte: „Der Nächste jetzt!"

„Einen Tuder her!" schrie der Vogt, als er Blut sah. „Ein paar von Euch sollen hinspringen und einen Tuder holen. Er muß in Gewahrsam."

„Wieviele seid ihr?" fragte Ulrich der Unüberwindliche. Und wieder wurden die drei Fremden krank vor Lachen.

Aber jetzt kam der große Rolandsen oben den Weg entlang, und er ging gemächlich und schlürfenden Schrittes und hatte glasige Augen. Er war auf seiner gewohnten Runde. Er grüßte den Vogt und nahm einen festen Standpunkt ein.

„Da ist Rolandsen!" rief Ulrich. „Wollt ihr Rolandsen sehen, Burschen!"

Der Vogt sagte: „Er ist ganz wild. Er hat grade einen blutig geschlagen. Aber jetzt wollen wir ihm einen Tuder anlegen."

„Einen Luder?"

Der Vogt nickte: „Ich will es nicht länger mit ansehen."

„Das ist dummes Zeug," sagte Rolandsen; „was nützt Ihnen so ein Luder? Sie sollten mich ein Wörtlein mit ihm reden lassen."

Ulrich näherte sich, bot Rolandsen einen heimtückischen Gruß und versetzte ihm dann einen Stoß. Er spürte wohl, daß er an etwas Festes und Massives gerührt hatte, er zog sich zurück, fuhr aber fort zu schreien: „Guten Tag, Telegraphist Rolandsen! Ich tituliere dich nach vollem Namen und Verdienst, daß du weißt, wer du bist."

Dann wurde nichts daraus. Rolandsen wollte sich diese Gelegenheit zu einer Schlägerei beileibe nicht entgehen lassen, und es ärgerte ihn, daß er selbst so jämmerlich langsam gewesen war und den ersten Stoß nicht vergolten hatte. Er mußte anfangen, dem Fremden zu antworten, um die Sache im Gang zu halten. Sie faselten und redeten, wie trunkne Leute reden, und prahlten beide nach Noten. Wenn der eine sagte: „Komm bloß an, ich will dich vermöbeln, daß . . .," so antwortete der andre: „Schön, du wirst gerade recht kommen, wenn du kommst, windelweich werd ich dich retourschicken." Und die Menge ringsum fand, daß gut geredet würde auf beiden Seiten. Während der Vogt sah, wie der Zorn und die Zufriedenheit immer üppiger in die Höhe schossen in dem Telegraphisten, lächelte er doch mitten im Prahlen.

Nun knipste Ulrich ihn unter der Nase, und Rolandsen geriet außer sich vor Entzücken, er holte mit der Faust aus und bekam die Jacke des Fremden zu fassen. Aber es war ein Fehlgriff, die Jacke hielt nicht, und das hieß ja doch nichts, eine Düffeljacke festhalten. Er machte ein paar Sprünge dahinterher und grinste und wies die Zähne vor Behagen. Da wurde etwas daraus.

Als Ulrich es mit einem Kopfstoß versucht hatte, kannte Rolandsen die Spezialität seines Gegners. Aber Rolandsen war Herr und Meister in einer andern: im lang ausholenden, wuchtigen Schlag mit der flachen Querhand gegen das Kieferbein; der Schlag muß das Kinn an der Seite treffen. Eine ungeheure Erschütterung des Kopfes hat dieser Schlag im Gefolge, alles wird ein einzelner Wirbel in einem, und man stürzt zu Boden. Man zerbricht nichts, und es fließt kein Blut, nur an Mund und Nase ein wenig. Eine Weile bleibt man auf dem Platze.

Plötzlich traf es den großen Ulrich, und er rollte ein Stück fort, bis ganz über den Wegrand hin. Seine Beine verschränkten sich, sie fielen zusammen unter ihm, als wenn sie stürben, der Wirbel hatte ihn gepackt. Und Rolandsen verstand genug von der Sprache der Raufbrüder, und er sagte: „Der Nächste jetzt!" Er meinte, so froh zu sein, und wußte nichts davon, daß sein Hemd am Halse aufgerissen war.

Der Nächste aber war Ulrichs Freundschaft, die beiden waren jetzt still und verblüfft und hielten sich nicht mehr den Bauch vor Lachen.

„Kinder seid ihr ja," schrie Rolandsen zu. „Zerknittern könnt ich euch bloß."

Dem Vogt gelang es, den zwei Fremden vernünftig zuzureden, sie sollten ihren Gefährten auflesen und ihm an Bord helfen, auf neutrales Gebiet. Zu Rolandsen sagte er: „Ich muß mich bei Ihnen bedanken."

Doch als Rolandsen die drei Fremden sich den Weg hinunter entfernen sah, da war das so wenig nach seinem Sinne, daß er ihnen bis zum letzten Augenblick nachrief: „Kommt morgen abend wieder. Werft auf der Station eine Scheibe ein, das versteh ich schon. Kerls ihr!"

Wie gewöhnlich machte er zuviel Wesens davon, er hörte nicht auf zu schwatzen und aufzuschneiden. Doch die Zuschauer gingen ihrer Wege. Da plötzlich kommt eine Dame auf Rolandsen zu und sieht ihn mit blitzenden Augen an und reicht ihm die Hand. Die Pfarrersfrau ist es. Sie ist mit dabei gewesen, sie auch.

„Wirklich großartig war es," sagte sie. „Er wird daran denken."

Sie sah, daß sein Hemd offen war. Die Sonne hatte einen braunen Ring um seinen Hals gebrannt, und darunter war er nackt und weiß.

Er zieht sein Hemd zusammen und grüßt. Er sieht es nicht ungern, wie die Pfarrersfrau sich vor aller Augen mit ihm abgibt; der Sieger der Rauferei bläht sich auf; er findet, er hat es dazu, dem Kinde da ein bißchen freundlich zuzusprechen. Die arme Frau; die Schuhe, in denen sie ging, hielten wirklich nicht lange mehr, und allzuviel Huld schien für sie nicht abzufallen.

„Mißbrauchen Sie diese Augen nicht, um mich anzusehen," sagte er.

Das färbte ihr die Wangen rot.

Er fragte: „Sie entbehren wohl die Stadt?"

„O nein," erwiderte sie, „auch hier ist's gut. Hören Sie, könnten Sie nicht mitgehen jetzt und heute bei uns sein?"

Er dankte, er könne nicht. Das Büreau wäre offen, Sonntag wie Montag. „Doch haben Sie Dank," sagte er. „Es gibt eine Sache, die ich dem Pfarrer mißgönne, das sind Sie."

„Was ....?"

„Höflich, aber bestimmt muß ich ihm Sie mißgönnen."

So, nun war es geschehen. Man würde zu suchen haben nach seinesgleichen, wenn es hieß, ein wenig Freude ausstreuen ringsum.

„Sie sind ein Spaßvogel," antwortete sie, als sie sich wieder erholt hatte.

Aber Rolandsen überlegte sich auf dem Heimwege, daß er heute alles in allem einen guten Tag gehabt habe. In seinem Rausch und seiner Siegerstimmung begann er, sich Gedanken darüber zu machen, daß die junge Pfarrerin sich so oft mit ihm einließ; er wurde verschmitzt, er wurde verschlagen: konnte sie doch die Jungfer van Loos verabschieden und seine bittern Fesseln lösen. Er durfte es nicht geradezu fordern; nein, nein, aber es gab andre Wege. Wer weiß, vielleicht würde sie ihm diesen Dienst tun, da sie ja gute Freunde geworden waren.



esang weckt die Pfarrersleute in der Nacht. Nie haben sie so etwas erlebt, der Gesang dringt unten vom Hof herein, die Sonne bescheint die Welt, die Möwe ist erwacht, die Uhr ist drei.

„Ich glaube, ich höre Gesang", sagt der Pfarrer zu seiner Frau hinein.

„Hier vor meinem Fenster ist es," antwortet sie.

Sie lauschte. Sie erkannte so gut die Stimme des wilden Rolandsen und hörte seine Gitarre da unten; er war aber auch allzu dreist, da sang er nun von seiner holden Maid, und gerade zu ihr hinauf. Die Frau glühte vor Erregung.

Der Pfarrer kam herein und guckte ins Freie. „Telegraphist Rolandsen ist's, wie ich sehe," sagte er mit gerunzelter Stirn. „Er hat kürzlich einen halben Anker Kognak bekommen. Eine Schande ist es mit dem Mann."

Aber die Frau mochte die kleine Begebenheit nicht so düster ansehen, dieser prächtige Telegraphist konnte raufen wie ein Lastträger und singen wie ein gottbegnadeter Jüngling, er brachte viel Abwechslung in das stille Leben herein und in die bescheidenen Lebenslose.

„Es soll wohl eine Serenade sein," sagte sie und lachte.

„Die du nicht gut annehmen kannst," erwiderte der Pfarrer. „Oder was meinst du selbst?"

Immer mußte er sich über etwas aufhalten! Sie antwortete: „Nun, so gefährlich ist die Sache nicht. Ein kleiner amüsanter Scherz ist es von seiner Seite, sonst nichts!" Doch bei sich selbst dachte die gute Frau, nie mehr wolle sie Rolandsen schöne Augen machen und ihn nie mehr zu tollen Streichen verleiten.

„Da fängt er wahrhaftig ein neues Lied an," ruft der Pfarrer. Und er trat hin ans Fenster, wie er ging und stand, und klopfte an die Scheibe.

Rolandsen sah herauf. Das war der Pfarrer, der dort stand, der leibhaftige Pfarrer. Der Gesang verstummte. Rolandsen tat sehr verlegen, stand einen Augenblick verbaselt da und ging dann zum Hof hinaus.

Der Pfarrer sagte: „Na, nun hätten wir Ruhe vor ihm!" Er war durchaus nicht mißvergnügt, weil er durch sein bloßes Erscheinen so viel ausgerichtet hatte. „Und jetzt soll er morgen einen Brief von mir bekommen," sagte er; „ich hab ihn schon lange aufs Korn genommen wegen seines anstößigen Lebenswandels."

„Kann ich es ihm nicht lieber sagen, daß wir seinen Gesang in der Nacht nicht wollen?"

Der Pfarrer fuhr fort, ohne dem Vorschlag seiner Frau Beachtung zu schenken: „Und hinterher gehe ich zu ihm und rede mit ihm!" Der Pfarrer sagte das mit Nachdruck. Es war, als müßte wer weiß was geschehen, wenn er zu Rolandsen ginge.

Er kehrte in sein Zimmer zurück und dachte im Liegen weiter nach. Er würde diesen leichtsinnigen, tollen Patron ganz und gar nicht schonen, der sich so großartig gebärdete und das ganze Kirchspiel unsicher machte mit seinen freien Manieren. Der Pfarrer machte keine Unterschiede zwischen den Leuten, sondern sandte seine Briefe an Hinz wie Kunz und setzte sich in Respekt. Hier sollte es sich aufhellen in dieser verdüsterten Gemeinde. Noch hatte er des Gehilfen Levion Schwester nicht vergessen. Sie hatte sich nicht gebessert, und der Pfarrer hatte ihren Bruder nicht länger als Gehilfen behalten können. Das Unglück hatte Levion heimgesucht, seine Frau starb; aber schon beim Begräbnis hatte der Pfarrer ihn ertappt. Es war eine haarsträubende Geschichte. Als der gute Gehilfe seine Frau in die Gruft bringen sollte, war es ihm eingefallen, daß er Friedrich Mack

in der Fabrik einen Kalbsrumpf versprochen hatte. Nun war es ein Weg, die Tage waren auch nicht mehr kühl genug, um das Fleisch liegen zu lassen, drum nahm er den Kalbsrumpf mit. Der Pfarrer bekam Wind von der Sache durch Enoch, den tiefdemütigen Mann mit dem Ohrenleiden, und sofort rief er Levion zu sich.

„Ich kann dich nicht länger als Gehilfen behalten," sagte der Pfarrer. „Deine Schwester liegt und vergeht sich in deinem Hause, und du hältst nicht Zucht, du liegst und schläfst zur Nachtzeit, wenn ein Mann in dein Haus kommt."

„Leider," erwiderte der Gehilfe, „so geht es ja manches Mal."

„Ein zweites kommt hinzu: du bringst dein Weib in die Gruft, und du läßt ein totes Kalb mit dabei sein. Läßt sich das alles verteidigen?"

Hier aber sah der Fischbauer den Pfarrer gänzlich verständnislos an und fand ihn ungerecht. Seine selige Frau war eine betriebsame Seele, sie wäre die erste gewesen, die ihn erinnert hätte, doch ja das Kalb mitzunehmen, wenn sie gekonnt hätte. Es ist ja ein Weg, würde das selige Menschenkind gesagt haben.

„Wenn der Herr Pfarrer es so haarscharf nehmen, so werden Sie keinen ordentlichen Gehilfen bekommen," sagte Levion.

„Das wird meine Sache sein," erwiderte der Pfarrer. „Aber du bist deines Amtes ledig."

Levion sah auf seinen Südwester hinunter. Unleugbar war das eine Schmach, die ihm widerfuhr, seine Nachbarn würden sich an seinem Falle weiden.

Der Pfarrer war empört. „Aber im Namen Gottes," sagte er, „kannst du deine Schwester nicht einmal dazu bringen, daß sie den Mann heiratet?"

„Der Herr Pfarrer dürfen glauben, daß ich's versucht habe!" antwortete Levion. „Aber sie ist ihrer Sache nicht sicher, wer es ist."

Der Pfarrer reißt den Mund auf: „Was ist sie nicht . . .?" Und als er endlich versteht, schlägt er die Hände zusammen. Dann nickt er kurz: „Wie gesagt, ich werde mir einen andern zum Gehilfen nehmen."

„Wer soll es sein?"

„Ich brauchte es dir nicht zu sagen. Aber Enoch soll es sein."

Lange dachte der Bauer nach. Die Seele kannte er, er hatte ein paar Händel mit Enoch gehabt. „Enoch soll es sein!" er sagte nichts weiter und ging.

Und Enoch würde seinen Posten ausfüllen. Er war eine tiefe Natur, nie ging er hoch aufgerichtet, legte vielmehr den Kopf auf die Brust und nahm die Dinge gründlich. Man zischelte sich zu, als Kamerad zur See sei er kein redlicher Patron; vor vielen Jahren sollte er dabei gefaßt worden sein, wie er an andrer Leute Schnüren zog. Doch das war wohl nur Neid und Verleumdung. In seinem Äußern war er kein Graf und Baron, dieses Tuch um die Ohren entstellte ihn. Außerdem hatte er die Angewohnheit, wenn er jemand auf den Wegen traf, die Finger erst auf das eine und dann auf das andere Nasenloch zu legen und zu blasen. Aber Gott sah nicht die äußere Gestalt an, und dieser sein geringer Diener Enoch hatte wohl die löbliche Absicht, sich ein wenig zu putzen, ehe er Leute traf. Wenn er kam, so hieß es: „Friede sei mit euch!" und wenn er ging: „Der Friede

weiche nicht von euch!" Alles, was er tat, war gründlich durchdacht. Selbst das große Messer, das von seinem Gürtel herunterhing, trug er mit dankbarer Miene, als wollte er sagen: manch einen gibt es leider, der nicht einmal ein Messer zum Schneiden hat. Am letzten Opfertage hatte Enoch mit seiner großen Gabe Aufsehen erregt, er legte eine Banknote auf den Altar. Hatte er letzthin so reichlich Bargeld verdient? Es mochte wohl so sein, daß eine höhere Macht ihr Scherflein zu seinen Schillingen legte. In Macks Kramladen war er nichts schuldig, sein Fischgerüst war unversehrt, seine Familie war wohlgekleidet. Und daheim hielt Enoch die strengste Zucht. Er hatte einen Sohn, ein wahres Muster von gutem, sanftem Benehmen. Der Junge war auf den Fischfang nach den Lofoten gerudert, so daß er ein Recht darauf hatte, mit einem blauen Anker auf der Hand heimzukommen, doch er tat es nicht. Früh hatte sein Vater ihn Gottesfurcht und Demut gelehrt. Ein solcher Segen ruhe auf dem, der hinwandre still und geduckten Sinns, meinte Enoch.

Während der Pfarrer dalag und nachdachte, schritt der Morgen vor. Dieser klägliche Telegraphist Rolandsen hatte ihm die Nachtruhe zerstört, schon um sechs Uhr stand er auf. Da stellte es sich heraus, daß seine Frau sich in aller Stille angekleidet hatte und schon ausgegangen war.

Später im Laufe des Vormittags begab die Frau sich zum Telegraphisten Rolandsen hinauf und sagte: „Sie dürfen uns nichts vorsingen in den Nächten."

„Ich sehe ein, daß ich mich nicht richtig benommen habe," sagte er. „Ich hatte erwartet, Jungfer van Loos zu finden. Doch sie war umgezogen."

„So galt Ihr Gesang der Jungfer?"

„Ja. Ein kleiner mißratener Morgengesang war es nur."

„Diesmal lag ich in der Kammer," sagte die Frau.

„Die Jungfer lag früher da, zu Ihres Vorgängers Zeit."

Die Frau sagte nicht mehr viel, ihre Augen waren dumm und glanzlos geworden.

„Ja ja, ich danke Ihnen," sagte sie, als sie ging, „es hörte sich schön an, aber Sie dürfen's nicht wieder tun."

„Ich verspreche es Ihnen. Hätte ich geahnt . . . ich würde mich natürlich nicht erkühnt haben . . ." Rolandsen schien in die Erde versinken zu wollen.

Als die Frau nach Hause kam, sagte sie: „Ich bin wirklich ganz schläfrig heute."

„Ist das zu verwundern?" antwortete der Pfarrer. „Du hast wohl kein Auge zugemacht wegen des Schreihalses heut nacht."

„Es ist gewiß das Beste, ich lasse die Jungfer ziehen," sagte die Frau.

„Die Jungfer?"

„Er ist ja mit ihr verlobt, weißt du. Wir werden keine Ruhe bekommen für die Nächte."

„Ich werde ihm heute einen Brief schreiben."

„Das Einfachste wäre ja, die Jungfer ginge."

Der Pfarrer dachte dazu, das sei durchaus nicht das Einfachste, da der Wechsel ihm vermehrte Ausgaben schaffen würde. Außerdem war Jungfer van Loos sehr tüchtig;

ohne sie würde nichts in Ordnung sein. Er entsann sich, wie es im Anfang hergegangen war, als seine Frau auf eigene Faust wirtschaften sollte, ja, das vergaß er nie.

„Wen willst du für sie nehmen?" fragte er.

Die Frau antwortete: „Ich will lieber selbst ihre Arbeit tun."

Da lachte der Pfarrer bitter und sagte: „Ja, dann würde die Arbeit getan werden!"

Verletzt und gekränkt äußerte die Frau: „Mir bleibt ja doch die ganze Zeit schon nichts andres übrig, als mitzuhelfen im Haushalt. Was die Jungfer tut, hat nicht viel auf sich."

Der Pfarrer schwieg. Es hatte keinen Zweck, weiter zu antworten, Gott mußte helfen! „Die Jungfer kann nicht ziehen," sagte er. Aber seine Frau saß da mit ihrem geplatzten Schuh, daß es ein Jammer war, und bevor er ging, sagte er: „Wir müssen wirklich sehen, dir ein paar Schuhe zu schaffen, sobald wie möglich."

„Ach, es ist ja Sommer," erwiderte sie.



Die letzten Watenbote liegen segelfertig, der Fang ist zu Ende. Kaufmann Mack hatte allen Hering gekauft, den er bekommen konnte, und niemand hatte gehört, daß seine Zahlungen jemals stockten; nur den letzten Watenmeister mußte er um kurzen Aufschub bitten, bis er nach Süden telegraphiert hätte des Geldes wegen. Aber da hatten die Leute gleich gemunkelt: „Aha, er sitzt in der Patsche."

Aber Kaufmann Mack war so mächtig wie früher. Mitten aus seinen übrigen Geschäften heraus hatte er der Pfarrersfrau eine Bäckerei versprochen, — und siehe, die Bäckerei machte Fortschritte, die Arbeiter waren gekommen, die Grundmauer war errichtet. Die Frau fand ein wahres Vergnügen daran, hinzugehen und es mit anzusehen, wie ihre Bäckerei in die Höhe wuchs. Aber jetzt sollte mit dem Gebäude begonnen werden, und dazu brauchte Mack andre Arbeiter; es sei auch nach ihnen telegraphiert worden, sagte Mack.

Doch nun hatte der Bäcker beim Vogt sich zusammen genommen. Was des Pfarrers Brief nicht ausgerichtet hatte, das richtete Mack mit seiner Grundmauer aus. „Es wird schon Brot zu haben sein, wenn es Brot ist, was die Leute wollen," sagte der Bäcker. Doch die Leute verstanden ja sehr gut, daß der arme Mann nur nutzlos zappelte, jetzt würde Mack ihn erdrücken.

Rolandsen sitzt in seiner Kammer und setzt ein sonderbares Plakat auf mit einer Unterschrift von eigner Hand. Er liest es mehrmals wieder durch und findet, daß es in Ordnung ist. Dann steckt er es in die Tasche, nimmt seinen Hut und verläßt das Zimmer. Er schlug den Weg zu Macks Fabrikkontor ein.

Rolandsen hatte gewartet und gewartet, daß Jungfer van Loos reisen möchte; aber sie reiste nicht, die Pfarrersfrau hatte ihr gar nicht gekündigt. Rolandsen hatte falsch gerechnet, wenn er hoffte, die Frau werde ihm Dienste erweisen, er bekam seinen gesunden Verstand wieder und dachte: Wir wollen uns an die Erde halten, wir haben also niemanden betört.

Dagegen hatte Rolandsen einen Brief ernsten und strafenden Inhalts vom Pfarrer erhalten. Rolandsen verheimlichte es nicht, daß ihm das widerfahren

war, er erzählte es weiter an Hoch und Niedrig. Der Brief sei wohlverdient, sagte er, und er habe ihm gut getan; kein Pfarrer habe sich seiner auch angenommen seit der Konfirmation. Ja, Rolandsen ging so weit, daß er meinte, der Pfarrer müsse viele solcher Briefe versenden zur Freude und Erbauung von jedermann.

Doch das konnte dem Telegraphisten Rolandsen keiner ansehen, daß ihm just in der letzten Zeit eine solche Freude und Erbauung zuteil geworden war, im Gegenteil, er grübelte mehr als je und schien sich mit besondern Gedanken zu tragen. „Soll ich es tun, oder soll ich es nicht tun?" konnte er murmeln. Als aber nun seine vormalige Braut, Jungfer van Loos, ihm heute gleich in der Frühe aufgelauert und ihm wieder das Leben sauer gemacht hatte der dummen Serenade im Pfarrhof wegen, da hatte er sie mit den bedeutsamen Worten verlassen: „Ich tu es."

Rolandsen tritt in Macks Kontor ein und grüßt. Er ist vollkommen nüchtern. Vater und Sohn stehen jeder auf seiner Seite des Pultes und schreiben. Der alte Mack bietet ihm einen Stuhl an, aber Rolandsen setzt sich nicht, er sagt:

„Ich wollte nur deswegen kommen: ich habe den Einbruch bei Ihnen verübt."

Vater und Sohn starren ihn an.

„Ich komme, um mich anzuzeigen," sagt Rolandsen. „Es ist nicht recht von mir, noch länger zu schweigen; es ist ohnehin schlimm genug."

„Laß uns allein," sagt der alte Mack.

Friedrich verläßt das Zimmer.

Mack fragte: „Haben Sie Ihre Gedanken beisammen heute?"

„Ich habs getan," schreit Rolandsen. Und er hatte eine Stimme wie Gesang und kräftige Rede.

Eine Weile vergeht. Mack blinzelte mit den Augen und dachte nach. „Sie hätten es getan, sagen Sie?"

„Ja."

Mack dachte weiter nach. Sein starkes Gehirn hat mehr als eine Aufgabe gelöst im Laufe seines Lebens, er war es gewohnt, eine Sache schnell zu überschlagen.

„Werden Sie morgen Ihr Wort auch aufrechterhalten?"

„Ja. Von jetzt ab gedenke ich, meine Tat nicht länger zu verschweigen. Ich habe einen Brief vom Pfarrer bekommen, darum bin ich ein andrer Mensch geworden."

Fing Mack an, dem Telegraphisten zu glauben? Oder ließ er sich nur der Form wegen noch länger mit ihm ein?

„Wann haben Sie den Einbruch begangen?" fragte er.

Rolandsen nannte die Nacht.

„Wie fingen Sie es an?"

Rolandsen beschrieb haarscharf, wie er zu Werke gegangen sei.

„In dem Kasten lagen ein paar Papiere bei den Banknoten, haben Sie die gesehen?"

„Ja. Es waren ein paar Papiere dabei."

„Sie haben das eine mit aufgelesen; wo haben Sie es?"

„Ich habe es nicht. Ein Papier? Nein."

„Es war meine Lebensversicherungspolice."

„Eine Lebensversicherungspolice, richtig, jetzt fällt es mir ein. Ich muß gestehen, daß ich sie verbrannt habe."

„So. Aber daran taten Sie unrecht, es hat mir viel Mühe gekostet, eine andre zu bekommen."

Rolandsen sagte: „Ich war so kopflos, ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ich bitte Sie, mir alles zu verzeihen."

„Es war noch ein andrer Kasten da mit mehreren tausend Talern, warum haben Sie den nicht genommen?"

„Ich hab ihn nicht gefunden."

Mack hatte seinen Überschlag beendet. Mochte der Telegraphist die Tat verübt haben oder nicht, für Mack war er jedenfalls der prächtigste Einbrecher, den er überhaupt bekommen konnte. Er würde die Sache gewiß nicht verschweigen, sondern sie vielmehr jedem beichten, den er träfe; die letzten Watenfischer würden die Neuigkeit mit sich nehmen und sie den Händlern zu Hause längs der Küste übermitteln. Mack mußte für gerettet gelten.

„Ich habe bis jetzt nie davon gehört, daß Sie unter die Leute gehen .... daß Sie soetwas tun," sagte er.

Was Rolandsen mit nein beantwortete: nein, nicht unter die Fischer. Nester plündere er nicht. Er gehe zur Bank selbst.

Da hatte Mack es! Er sagte nur in bedauerndem Tone: „Aber daß Sie das mir angetan haben?"

Rolandsen erwiderte: „Ich machte mir Mut. Leider geschah es in betrunknem Zustande."

Unmöglich war es nicht mehr, daß das Geständnis auf Wahrheit beruhte. Dieser tolle Telegraphist führte ein lärmendes Leben und hatte keine größern Einnahmen; der Kognak von Rosengaard kostete Geld.

„Und leider habe ich auch noch mehr zu gestehen," sagte Rolandsen, „ich habe nichts von dem Gelde übrig, um es Ihnen wiederzugeben."

Mack machte eine gleichgültige Miene. „Das spielt keine Rolle," erwiderte er. „Mich betrübt nur all das niedrige Geschwätz, das Sie über mich heraufbeschworen haben. All diese Kränkungen meiner Person, wie meiner Familie."

„Ich gedenke, etwas zu tun nach der Richtung hin."

„Was könnte das sein?"

„Ich will Ihr Plakat vom Heckenpfahl am Pfarrhofe herunternehmen und ein von mir verfertigtes an seiner Stelle ankleben."

Das sah dem verwegnen Burschen wieder ähnlich. „Nein, das verlange ich nicht," sagte er. „Es wird Sie so schon hart genug treffen, Sie unglücklicher Mann. Aber wollen Sie statt dessen hier eine Erklärung niederschreiben?" Und Mack nickte zu Friedrichs Platz hinüber.

Während Rolandsen schrieb, saß Mack und spekulierte. Diese ganze ernste Angelegenheit hatte sich zum Guten gewendet. Es würde Geld kosten, aber das war gut angewendetes Geld, sein Name würde zu Ehren kommen im Lande.

Mack las die Erklärung und sagte: „Ja, es ist gut so. Nun, ich denke selbstverständlich nicht daran, Gebrauch davon zu machen."

„Das steht bei Ihnen," antwortete Rolandsen.

„Ich habe nicht vor, etwas von der Geldangelegenheit zu verraten. Das bleibt unter uns."

„Dann muß ich selbst mit der Sprache herausrücken'" sagte Rolandsen. „Im Briefe des Pfarrers steht ausdrücklich, daß man bekennen soll."

Mack schloß seinen feuerfesten Schrank auf und nahm eine Menge Banknoten heraus. Jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, zu zeigen, wer er wäre. Und niemand wußte wohl, daß unten in der Bucht ein fremder Watenmeister lag, der gerade auf dieses Geld wartete, ohne das er nicht heimreisen wollte.

Mack zählte vierhundert Taler ab und sagte: „Ich will Sie nicht kränken, aber ich bin es gewohnt, mein Wort zu halten. Ich habe vierhundert Taler ausgesetzt, sie sind Ihr Eigentum."

Rolandsen ging zur Türe. „Ihre Verachtung verdiene ich," sagte er.

„Meine Verachtung!" rief Mack. „Ich will Ihnen etwas sagen ...."

„Ihr Edelmut tut mir weh. Sie fordern nicht einmal meine Bestrafung, Sie belohnen mich."

Damit konnte Mack keinen Staat machen, daß er zweihundert Taler durch einen Diebstahl verlor. Erst wenn er den Dieb mit der doppelten Summe belohnte, erhielt die Affäre den rechten Glanz. Er sagte: „Sie kommen jetzt ins Unglück, Rolandsen. Sie verlieren Ihre Stellung. Ich verliere an diesem Gelde nichts, aber für Sie kann es von praktischem Werte sein in der ersten Zeit. Bedenken Sie das doch."

„Ich kann nicht," sagte Rolandsen.

Da nahm Mack die Banknoten und steckte sie ihm in die Tasche seiner Jacke.

„Lassen Sies ein Darlehn sein," bat Rolandsen.

Und der ritterliche Handelskönig ging darauf ein und erwiderte: „Gut, es soll ein Darlehn sein!" Aber er wußte genau, daß er dieses Geld nie wiedersehen würde.

Da stand Rolandsen und sank in sich zusammen, als trüge er heute die schwerste Bürde seines Lebens. Es war ein trauriger Anblick.

„Und nun machen Sie, daß Sie wieder ins rechte Gleis kommen!" sagte Mack aufmunternd. „Dieser Fehltritt kann sich ja wieder gut machen lassen."

Rolandsen bedankte sich in tiefster Demut für alles und ging. „Ich bin ein Spitzbube!" sagte er schon zu den Fabrikmädchen, als er an ihnen vorbeikam. Und er gestand alles.

Er schlug den Weg zur Pfarrhofhecke ein. Dort riß er Macks Plakat herunter und ersetzte es durch sein eignes. Da stand es nun, daß er und kein andrer der Dieb sei. Und morgen war Sonntag; es würden viele Kirchgänger vorbeikommen!

(Schluß folgt)





Max Dessoir / Die Grundfragen der gegenwärtigen Ästhetik



In der Entwicklung, die unsre Wissenschaft von ihrer Geburt an bis auf den heutigen Tag erlebt hat, ist ein Gedanke ihr treu geblieben, nämlich der, daß ästhetisches Genießen und Schaffen, Schönheit und Kunst unabtrennbar zusammengehören. Der Gegenstand dieser Wissenschaft sei vielgestaltig zwar, doch einheitlich. Kunst gilt als die Darstellung des Schönen, die aus einem ästhetischen Zustand heraus zustande kommt und in einem ähnlichen Verhalten aufgenommen wird; die Wissenschaft von diesen beiden Verfassungen der Seele sowie vom Schönen nebst seinen Modifikationen und von der Kunst nebst ihren Arten wird, da sie eine Einheit bildet, mit dem einen Namen Ästhetik belegt.

Die Skepsis der Gegenwart beginnt daran zu zweifeln, ob wirklich das Schöne, das Ästhetische und die Kunst in einem Verhältnis zu einander stehen, das fast eine Identität genannt werden kann. Schon früher ist die Alleinherrschaft des Schönen angegriffen worden: Da die Kunst doch auch das Tragische und das Komische, das Zierliche und das Erhabene, ja selbst das Häßliche in ihren Kreis einbezieht, und da an alle diese Kategorien das ästhetische Gefallen anzuknüpfen vermag, so ist deutlich, daß mit dem Schönen etwas Engeres gemeint sein muß als mit dem künstlerisch und ästhetisch Wertvollen. Immerhin könnte Schönheit den Endzweck und Mittelpunkt der Kunst bilden, und es könnten die übrigen Kategorien den Weg zu Schönheit bezeichnen, gleichsam werdende Schönheit sein.

Selbst diese Anschauung, die in der Schönheit den eigentlichen Inhalt der Kunst und den zentralen Gegenstand der ästhetischen Vorgänge erblickt, ist gewichtigen Bedenken ausgesetzt. Vor allen Dingen steht ihr die Tatsache entgegen, daß die im Leben genossene Schönheit und die in der Kunst genossene nicht dasselbe sind. Die künstlerische Nachbildung des Naturschönen gewinnt einen ganz neuen Charakter. Raumobjekte werden in der Malerei zu Flächengebilden, Seiendes verwandelt sich in der Dichtkunst zu Sprachlichem, und so wird aller Orten umgeformt. Trotz der objektiven Verschiedenheit vermöchte ja der subjektive Eindruck derselbe zu bleiben. Allein auch das trifft nicht zu. Lebendige Körperschönheit — ein anerkannter Freibrief für den Besitzer — spricht zu allen unsern Sinnen; sie versetzt häufig das Geschlechtsgefühl in Schwingungen, wenn auch nur in die zartesten und kaum bemerkten; sie beeinflußt unwillkürlich unsre Hand-

---

Vortrag, gehalten auf dem Internationalen wissenschaftlichen Kongreß in St. Louis, am 28. September 1904.

lungen. Hingegen liegt auf der Marmorstatue eines nackten Menschen jene gewisse Kühle, die uns nicht daran denken läßt, ob wir Mann oder Weib vor uns sehen: selbst der schönste Leib wird hier als geschlechtloses Bild genossen, vergleichbar der Schönheit einer Landschaft oder einer Melodie. Zum ästhetischen Eindruck des Waldes gehört sein würziger Duft, zum Eindruck einer tropischen Vegetation die glühende Hitze, während aus dem künstlerischen Genuß die Empfindungen der niederen Sinne verbannt sind. Gleichsam zum Ersatz für das Fehlende enthält der Kunstgenuß die Freude an der Persönlichkeit des Künstlers und an seiner Kraft, Schwierigkeiten zu überwinden, und so manche andere Lustmomente, die niemals von der natürlichen Schönheit ausgelöst werden. Es unterscheidet sich demnach, was wir in der Kunst schön nennen, von dem, was im Leben so heißt, sowohl dem Gegenstand als auch dem Eindruck nach.

Aus unsern Beispielen ergibt sich aber noch etwas anderes. Vorausgesetzt, daß wir die reine, lustvolle Betrachtung wirklicher Dinge und Vorgänge ästhetisch nennen dürfen — und welcher Gegengrund könnte aus dem gewohnten Wortgebrauche abgeleitet werden? —, so erhellt, daß der Kreis des Ästhetischen weiter reicht als der des Künstlerischen. Unsre bewundernde und liebende Hingabe an Naturerscheinungen trägt alle Merkmale des ästhetischen Verhaltens und braucht dennoch von der Kunst nicht berührt zu sein. Noch mehr. Auf allen geistigen und sozialen Gebieten lebt sich ein Teil der schaffenden Kraft in ästhetischer Formung aus; diese Erzeugnisse, die keine Kunstwerke sind, werden ästhetisch genossen. Da ungezählte Tatsachen täglicher Erfahrung uns vor Augen stellen, daß der Geschmack unabhängig von der Kunst sich entwickeln und auswirken kann, so müssen wir der Sphäre des ästhetischen Seins einen weiteren Umfang zuerkennen als der Sphäre der Kunst.

Damit ist nicht behauptet, daß der Kreis der Kunst ein enger Ausschnitt sei. Im Gegenteil: das ästhetische Moment erschöpft nicht den Inhalt und Zweck jenes Gebietes menschlicher Produktion, das wir zusammenfassend „die Kunst" nennen. Jedes wahrhafte Kunstwerk ist nach Motiven und Wirkungen außerordentlich zusammengesetzt, es entspringt nicht bloß aus ästhetischer Spielseligkeit und dringt nicht nur auf ästhetische Lust, geschweige denn auf reinen Schönheitsertrag. Die Bedürfnisse und Kräfte, in denen die Kunst ihr Dasein hat, sind keineswegs mit dem ruhigen Wohlgefallen erschöpft, das nach der Überlieferung den ästhetischen Eindruck sowie den ästhetischen Gegenstand kennzeichnet. In Wahrheit haben die Künste im geistigen und gesellschaftlichen Leben eine Funktion, durch die sie mit unserm gesamten Wissen und Wollen verbunden sind.

Es ist daher die Pflicht einer allgemeinen Kunstwissenschaft, der großen Tatsache der Kunst in allen ihren Bezügen gerecht zu werden. Die Ästhetik vermag diese Aufgabe nicht zu lösen, wenn anders sie einen bestimmten, in sich geschlossenen und deutlich abgrenzbaren Inhalt besitzen soll. Wir dürfen nicht mehr die Unterschiede der beiden Disziplinen wegtäuschen, sondern müssen sie durch immer feinere Differenzierung so scharf herausheben, daß die wirklich vorhandenen Zusammen-

hänge sichtbar werden. Den ersten Schritt dazu hat Hugo Spitzer getan. Das Verhältnis der früher geübten zu der jetzt eintretenden Betrachtungsweise ist demjenigen zwischen Materialismus und Positivismus zu vergleichen. Während der Materialismus eine reichlich grobe Aufhebung des Geistigen in das Körperliche wagte, stellte der Positivismus eine Ordnung von Naturkräften auf, in der die Beziehung der Abhängigkeit die Folge bestimmt. Der Mechanismus, die physikalisch-chemischen Tatsachen, die biologische und die geschichtlich-gesellschaftliche Gruppe werden nicht inhaltlich aufeinander zurückgeführt, sondern derart verknüpft, daß die höheren Ordnungen als abhängig von den niederen erscheinen. So soll nunmehr auch die Kunst mit dem Ästhetischen methodologisch verkettet werden. Und vielleicht noch enger, denn vielfach arbeiten schon jetzt Ästhetik und Kunstwissenschaft einander in die Hände wie die Tunnelarbeiter, die von entgegengesetzten Punkten aus in einen Berg eindringen, um in seiner Mitte sich zu treffen.

Vielfach geschieht es, nicht durchweg. An manchen Stellen vollzieht sich die Forschung gänzlich unbekümmert um das, was an andern Orten vor sich geht. Das Gebiet ist eben zu groß, und die Interessen sind zu verschieden. Künstler berichten von ihren Erfahrungen beim Schaffen, Kenner belehren uns über die Technik der einzelnen Künste; Soziologen untersuchen die gesellschaftliche Funktion, Ethnologen den Ursprung der Kunst; Psychologen ergründen teils durch sinnreich angestellte Versuche teils durch begriffliche Analyse den ästhetischen Eindruck, Philosophen erörtern die Methoden und Prinzipien; die Geschichtschreiber der Literatur, Musik und bildenden Kunst haben eine ungeheure Stoffmenge angehäuft — und die Gesamtheit dieser wissenschaftlichen Forschungen bildet den festesten, jedoch nicht größten Bestandteil der öffentlichen Diskussionen, die von allerhand Gesichtspunkten aus in Zeitschriften und Zeitungen von statten gehen. „Da bleibt nun für den ernst Betrachtenden nichts übrig als daß er sich entschließt, irgendwo den Mittelpunkt hinzusetzen und alsdann zu sehen und zu suchen, wie er das Übrige peripherisch behandle." (Goethe.)

Nur durch Grenzsetzung kann aus dem geschäftigen Durcheinander ein Zusammenwirken entstehen. Der Widersprüche und Fremdheiten sind augenblicklich noch recht viele. Wer eine glatte begriffliche Einheit herzustellen unternimmt, der tötet das Leben, das in Begegnungen, Kreuzungen und Kämpfen sich bekundet, und verstümmelt die volle Erfahrung, die in den mannigfaltigen Einzeluntersuchungen sich ausbreitet. System und Methode bedeuten für uns: frei sein von e i n e m System und e i n e r Methode.



Wenn es gilt auszusprechen, wie wir heute die Fragen beantworten, die dem wissenschaftlichen Nachdenken von den Tatsachen des ästhetischen Lebens und der Kunst entgegengeworfen werden, so sind zunächst die gegenwärtig herrschenden Prinzipien der Ästhetik zu prüfen. Sie verteilen sich auf einen ästhetischen Objektivismus und Subjektivismus. Mit dem ersten Sammelnamen bezeichnen wir den Inbegriff

aller Theorien, die das Eigentümliche des Untersuchungsgebietes hauptsächlich in der Beschaffenheit des Gegenstandes, nicht im Verhalten des genießenden Subjekts finden. Jene Beschaffenheit des ästhetisch Wertvollen ist am leichtesten zu charakterisieren, indem man sie durch Beziehung auf die übrige Wirklichkeit von ihr abhebt. Von solchen Prinzipien, die „das Schöne" und die Kunst nach ihrem Verhältnis zur natürlichen Gegebenheit erklären, vertritt der Naturalismus die Gleichheit von Wirklichkeit und Kunst, während die verschiedenen Arten des Idealismus die Kunst für mehr als Wirklichkeit, und umgekehrt Formalismus, Illusionismus, Sensualismus sie für weniger als Wirklichkeit ausgeben.

Da der Naturalismus nur noch von ein paar schriftstellernden Künstlern ernsthaft verteidigt wird, so scheint es fast überflüssig, sich mit ihm zu beschäftigen. Aber die Widerlegungen, die nach wie vor veröffentlicht werden, deuten darauf hin, daß er lebendig sein muß. In der Tat lebt er, und zwar teils als eine literar- und kunstgeschichtliche Zeiterscheinung teils als die dauernde Überzeugung mancher Künstler. Der naturalistische Stil bedeutet Auflehnung gegen absterbende Formen und Anschauungen; ein ästhetisches Interesse gewinnt er also erst durch die theoretische Begründung, die ihm geliehen wird. Und diese ruht vornehmlich auf den Bekenntnissen der Künstler, die nicht müde werden zu versichern, daß sie schlechthin das Wahrgenommene wiedergeben. Außerdem spielen gewisse philosophische Auffassungen hinein. Die Anhänger der Lehre, daß nur die Sinnenwelt wirklich sei, gelangen mit Selbstverständlichkeit zu der Forderung, daß die Kunst sich streng an das Gegebene halten solle. Und welcher Optimist, der die wirkliche Welt als die beste der möglichen erklärt, kann ein realitätsfremdes Spiel der Einbildungskraft billigen, ohne von der Folgerichtigkeit abzuweichen?

Auch der ästhetische Idealismus wird von allgemeinen philosophischen Voraussetzungen getragen. So verschieden sie sind, darin stimmen sie überein, daß behauptet wird: die Welt ist mit den Erscheinungen nicht erschöpft, sondern besitzt einen idealen Gehalt, der im Ästhetischen und Künstlerischen seinen anschaulichen Ausdruck findet. Selbst H. Taine stellt der Kunst die Aufgabe, den „dominierenden Charakter" der Dinge zu verdeutlichen. Demnach ist das Schöne etwas Höheres als die zufällige Wirklichkeit, das Typische gegenüber den unregelmäßigen Naturgegenständen oder -ereignissen. Man kann es so in seiner gattungsmäßigen Beschaffenheit und in seinen Arten objektiv bestimmen.

Anders verfährt der Formalismus, der heutzutage kaum irgendwo als vollständiges System der Ästhetik auftritt, aber vielen Einzeluntersuchungen die Richtung weist. Er sucht das ästhetisch Wirksame in der Form, d. h. in dem Verhältnis der Teile, das grundsätzlich mit dem Inhalt des Gegenstandes nichts zu tun hat. Jede klar erkennbare Einheit in der Mannigfaltigkeit weckt Wohlgefallen. Da diese Ordnung vom Stoffe unabhängig ist, so stellt das Ästhetische nur einen Teil der Wirklichkeit dar.

Im Unterschiede hiervon setzt der Illusionismus die Welt der Kunst als Ganzes dem Ganzen der Wirklichkeit entgegen. Die Kunst, so belehrt man uns, bietet

weder das Gegebene in neuer Auflage noch verborgene Wahrheit noch reine Form; sie ist vielmehr eine Welt des Scheins und soll ohne Rücksicht auf Lebenszusammenhänge und etwa eintretende Folgen genossen werden. Während wir sonst die Gegenstände daraufhin betrachten, was sie unsern Interessen bieten und welche Stellung sie im aktiven Verbande aller Dinge besitzen, wird im ästhetischen Leben von dieser doppelten Wirkung abgesehen. Es kommt weder in Betracht, was die Dinge für uns, noch was sie untereinander erwirken. Ihre Wirklichkeit verschwindet, und der schöne Schein tritt in seine Rechte. Konrad Lange hat dieser Theorie, zumal nach einer später zu erwähnenden subjektiven Seite hin, ihre moderne Prägung verliehen.

Den hiermit verwandten Sensualismus haben neuerdings der Kunstkenner Fiedler und der Bildhauer Hildebrand am meisten gefördert, auch Rutgers Marshall und einige französische Gelehrte neigen ihm zu. Die Künste sind es, die das Vergängliche der Anschauung befestigen, halten, was flieht, unsterblich machen, was vergeht, und allem Angenehmen, was mit der Anschauung verknüpft ist, Dauerhaftigkeit verleihen. Was leistet die Malerei? Aus den Forderungen des Auges entstanden, hat sie lediglich die Aufgabe, den unbestimmten Formen- und Farbeneindrücken der Wirklichkeit zu einer geschlossenen und festen Existenz zu verhelfen. Ähnlich verhält es sich mit den andern Künsten.

Wir fassen zusammen. Wenn die Überwindung der Wirklichkeit als ein Grundzug der Kunst anerkannt wird, so ist auch zuzugeben, daß sie sich nach zwei Richtungen bewegt: sie macht die Kunst zu einem Mehr und gleichzeitig zu einem Weniger als die Natur. Indem die Kunst zum wahrhaft Wahren vordringt und dabei von allem absieht, was nicht scheinhaft oder anschaulich ist, erhalten wir durch sie Vorstellungen, deren Beschaffenheit uns ganz unabhängig von ihrer sonstigen Bedeutung gefangen nimmt und erquickt. Kunst zeigt uns das verborgene Wesen von Welt und Leben und zugleich die zum Genuß zubereitete Oberfläche der Dinge, den auf Grund des Sinnlichen zu gewinnenden rein seelischen Genußwert der Objekte. Sie bedeutet eine Erhebung über die Natur und zugleich die Erziehung und Vollendung der Sinnlichkeit. Durch Verbildlichung befreit sie uns von der Umgebung und beläßt uns dennoch in ihr.

Wir wenden uns nunmehr zum ästhetischen Subjektivismus. Unter diesem Namen befassen wir den Inbegriff derjenigen Prinzipien, die mit einer allgemeinen Charakteristik des ästhetischen Verhaltens das Rätsel des Schönen zu lösen streben. Viele davon sind den objektivistischen Theorien aufs engste verwandt, einige — wie die Einfühlungslehre — stehen selbständig da. Über jene genügt daher eine Andeutung. Das Prinzip des „Scheins“ z. B. nimmt sehr leicht eine subjektivistische Wendung. Die Frage lautet alsdann: worin besteht die Eigentümlichkeit der Bewußtseinsprozesse, die durch den Schein ausgelöst werden? Die von Meinong und Witasek gegebene Antwort geht davon aus, daß die Gesamtheit der psychischen Tatsachen in zwei Hälften zerfalle. Jeder Vorgang in der einen Hälfte besitzt sein Spiegelbild in der andern Hälfte. Der Wahrnehmung entspricht die

Phantasievorstellung, dem Urteil die Annahme, dem realen Gefühl das ideale Gefühl, dem ernsthaften Begehren ein Phantasiebegehren. Die an Annahmen angeschlossenen ästhetischen Gefühle, d. h. die Scheingefühle sollen sich, was das Fühlen betrifft, von den eigentlichen Gefühlen kaum unterscheiden, höchstens vielleicht durch geringere Stärke. Die Hauptdifferenz liegt vielmehr in der Voraussetzung; und diese ist eben eine bloße Annahme oder Fiktion.

Eine Kritik kann hier nicht gegeben werden. Ebenso wenig über jenen Standpunkt, der den seelischen Zustand bei der Aufnahme für eine bewußte Selbsttäuschung erklärt, für eine fortgesetzte und absichtliche Vertauschung von Wirklichkeit und Schein. Der ästhetische Genuß soll ein freies und bewußtes Schweben zwischen Realität und Irrealität sein, oder auch anders ausgedrückt: der nie gelingende Versuch der Verschmelzung von Original und Kopie. Das Vergnügen an einer guten graphischen Darstellung einer Kugel würde darauf beruhen, daß der Betrachter bald eine wirkliche Kugel zu sehen meint, bald darüber sich klar ist, daß er nur eine Flächenzeichnung betrachtet.

Während diese Theorie nur schwachen Anklang gefunden hat, bekennen sich verhältnismäßig viele unter den Ästhetikern zur Einfühlungslehre. Ihr Führer, Theodor Lipps, sieht das durchgreifende Merkmal des ästhetischen Genusses in der Verschmelzung des Eigenen und des Fremden: sobald ein objektiv Gegebenes uns die Möglichkeit gewährt, uns frei an ihm auszuleben, empfinden wir ästhetische Lust. An dem Beispiel der für die Betrachtung sich aufrichtenden und zusammenfassenden dorischen Säule hat Lipps klarzustellen versucht, wie gegebene Raumformen zunächst dynamisch, alsdann anthropomorphistisch gedeutet werden. Wir legen in das geometrische Gebilde nicht nur Kraftentwicklung hinein, sondern auch freie Zwecktätigkeit. Indem wir es im Licht des eigenen Tuns betrachten und demgemäß mit ihm sympathisieren, empfinden wir es als schön.

Könnten wir uns an dieser Stelle auf eine Kritik einlassen, so würde sich zeigen, daß auch das Einfühlungsprinzip gleich seinen Genossen berechtigten Angriffen ausgesetzt ist. Der Glaube an eine alles erklärende Formel ist ein Irrwahn. In Wahrheit hat jeder der aufgezählten Grundsätze seine relative Berechtigung. Und da sie alle miteinander Ähnlichkeitspunkte besitzen, so fällt es den Virtuosen der Begriffstechnik und der Sprachgestaltung nicht schwer, das Gemeinsame in einen einzigen Satz zusammenzupressen. Doch ist mit einer so allgemeinen Formel gegenüber der Fülle des Wirklichen nichts gewonnen; ebenso wenig — wie in einer ausführlichen Erörterung nachgewiesen werden müßte — mit der bündigen Aufstellung einer einzigen Methode für unsere Wissenschaft.

Das gegenwärtig am lebhaftesten empfohlene Verfahren ist das der psychologischen Beschreibung und Erklärung. Es scheint ja so natürlich, in seelischen Vorgängen den eigentlichen Gegenstand der Ästhetik und demgemäß in der Psychologie die übergeordnete Wissenschaft zu erblicken. Einige Philosophen jedoch — ich nenne Jonas Cohn — wollen aus der Ästhetik eine Wertwissenschaft machen und verlangen von ihr, daß sie die einander widersprechenden Geschmacksurteile und

Kunstgebilde auf die Berechtigung ihres Anspruchs prüfe. Sie wünschen keine bloß beschreibende und erklärende, sondern eine normative, gesetzgebende Ästhetik. In Wahrheit ist der Gegensatz ausgleichbar; in Schriften von Volkelt und Groos liegt der Beweis vor.



ie Einzelforschung im engeren Bezirk der Ästhetik ist gegenwärtig fast durchweg psychologischer Art. Unsere Übersicht kann nur die Hauptpunkte streifen.

Das Ziel der weit ausgreifenden und bis ins Kleinste vertieften Arbeit besteht darin, den Verlauf, die wirkungskräftigen Bestandteile und die verschiedenen Unterarten des ästhetischen Eindrucks durch psychologische Zergliederung festzustellen. Einige Philosophen suchen für dies Unternehmen einen Anhalt in dem ästhetischen Gegenstand. So findet Volkelts System der Ästhetik für die Hauptbedingungen des Genusses entsprechende Züge am Objekt; auf dem Sondergebiet der Poetik hat Dilthey eine ähnlich gerichtete Analyse vorgenommen. Meist jedoch bleibt die Zerlegung auf die subjektive Seite beschränkt. In Wundts Psychologie z. B. wird die ästhetische Seelenverfassung aufgebaut aus sinnlichen Gefühlen, Gefühlen der Anschauungsformen, intellektuellen und affektiven Gemütserregungen: die wichtigsten, nämlich die in der Mitte stehenden Gefühle, die an Raum- und Zeitverhältnisse geknüpft sind, werden zu Trägern der höheren Gefühle, weil sie vom Sinnlichen überleiten zum Logischen und Affektiven.

Wenn wir uns auf das Psychologische beschränken, so müssen wir zunächst fragen, in welcher Reihenfolge die Bestandteile des Eindrucks aufeinander zu folgen pflegen. Die Phasen des Verlaufs sind indessen bisher nicht ausreichend untersucht, obwohl sie für die Unterschiede im Genuß große Bedeutung haben. Das zweite Problem betrifft die (zeitlos gedachte) Struktur des Eindrucks. Alle Formeln, die da versuchen, in zwei Worten das Ganze des Eindrucks zu bestimmen, verfehlen es gründlich von Anfang an; außerordentlich verschieden und mannigfaltig sind die Faktoren, die hier zusammentreten. Welche es sind und wie sie sich verketten, diese Frage beschäftigt augenblicklich die der Psychologie zugeneigten Gelehrten.

Der ästhetische Eindruck ist eine Gemütserregung. Nach der bekannten sensualistischen Theorie der Affekte müßte er also, sofern er mehr ist als bloße Wahrnehmung oder Vorstellung, aus Organempfindungen bestehen. G. Sergi und Karl Lange sehen in der Tat das Eigentümliche des ästhetischen Vorgangs in den Gemeinempfindungen, die bei Veränderungen im Kreislauf, in der Atmung usw. auftreten. Unbefangene Beobachtung muß jeden belehren, daß daran viel Wahres ist. Anderseits jedoch bleibt zu bedenken, daß wir die Organempfindungen nicht zu den objektiven Eigenschaften der ästhetischen Dinge rechnen und nicht jeden künstlerischen Genuß so zu erklären vermögen. — Von den Empfindungen des Geschmacks, Geruchs und Hautsinnes wird allgemein zugegeben, daß sie, sei es auch nur als reproduzierte Vorstellungen und nur gegenüber dem Naturschönen

eine gewisse Rolle spielen. Am wertvollsten sind die von Karl Groos feinfühlig untersuchten Muskeleinstellungen und Nachahmungsbewegungen. — Dazu kommt ferner die sinnliche Annehmlichkeit der Gesichts- und Gehörswahrnehmungen. Doch ist es bisher nicht gelungen, aus solchen Lusttönen das Ganze der ästhetischen Freude zusammenzusetzen; der Versuch scheitert schon daran, daß sinnlich mißfällige Elemente nicht nur als verwerfliche Beimengungen, sondern als notwendige Bestandteile nachzuweisen sind. Die Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen den Inhalten einer Sinnessphäre und die raumzeitlichen Berührungen zwischen ihnen sind jedenfalls unvergleichlich wichtiger; wir widmen ihnen nachher eine besondere Betrachtung. — Endlich reiht sich an alle diese Vorstellungen und die unmittelbar damit gegebenen Gefühle die große Schar assoziierter Vorstellungen und beziehender Urteile. Während das wissenschaftliche Interesse für die Assoziationen jetzt stark vermindert ist, gehen Auseinandersetzungen über den Anteil der eigentlichen Denktätigkeit hin und her. Eine allseitig genügende Theorie steht noch aus, vor allem deshalb, weil hier nun die im zweiten Abschnitt erwähnten höheren Prinzipien in Kraft treten.

Die Elementarästhetik läßt daher den Beitrag der stark zusammengesetzten Gefühle, der Assoziation, der Einfühlung und der Illusion gern beiseite, um unabhängig von allgemeinen philosophischen Grundanschauungen zu werden. Ihr Feld liegt auf dem Gebiet der unmittelbar vom Gegenstand bestimmten Wahrnehmungsgefühle; genauer gesprochen: der Gefühle, die da ausgelöst werden teils von Ähnlichkeitsbeziehungen, teils von äußeren Berührungen der Inhalte, teils von der Verbindung des innerlich und äußerlich aufeinander Bezogenen. Das qualitative Verhältnis von Klängen und Farben erzeugt die sogenannten Harmoniegefühle; die Ordnung in Raum und Zeit weckt die sogenannten Proportiongefühle; aus dem Zusammen dieser beiden Teile erwachsen die sogenannten ästhetischen Komplikationgefühle.

Was die wohlgefällige Klang- und Farbenkombination anlangt, so sind die ersten besser bekannt als die zweiten, aber auch ihre theoretische Deutung steht nicht fest genug. Eifriger und erfolgreicher werden heutzutage die Proportiongefühle erforscht. Sofern sie auf Raumverhätnisse sich beziehen, schließen sie sich entweder an die Umrisse oder an die Gliederung der Gestalten an. Die Begrenzungslinien sind dann wohlgefällig, so behauptet eine Theorie, wann sie den bequemsten Augenbewegungen entsprechen und überhaupt unserm Wunsch nach leichter, müheloser Orientierung entgegenkommen. Eine andere, bereits erwähnte Lehre erklärt ihren ästhetischen Wert aus einer Mittätigkeit des allgemeinen Körpergefühls, besonders auch der Atmung und der Gleichgewichtsempfindungen. Eigene Versuche haben weder nach der ersten noch nach der zweiten Richtung hin eine wirkliche Gesetzmäßigkeit zu entdecken vermocht. Für die Gliederung der Gestalten kommen in wagerechter Lage die Symmetrie, in senkrechter Lage das Verhältnis des goldenen Schnitts vornehmlich in Betracht. Symmetrisch mögen alle Raumgebilde heißen, deren Hälften ästhetisch gleichwertig sind. Wie sie

beschaffen sein müssen, ist an den einfachsten Beispielen von Münsterberg und seinen Schülern untersucht worden. Die Erklärung der Wohlgefälligkeit wird darauf gestützt, daß der Betrachter die Ausfüllung der beiden Hälften — Linien, Farben — als leicht oder schwer, je nach der Stärke der erforderlichen Augenbewegungen, empfindet. In vertikaler Richtung gefällt (neben der Gleichheit) ein Verhältnis, das dem des goldenen Schnittes nur ungefähr sich nähert. Das mathematische Zahlenverhältnis ist also nicht Grund der Lust, denn sonst müßten diejenigen Formen, die nach ihm eingeteilt sind, die unbedingt schönen sein, und je weiter eine Gliederung von dem genauen Maß abweicht, desto mehr würde sie an Schönheit einbüßen. Man vermutet vielmehr den Grund darin, daß bei den wohlgefälligen Abmessungen die beiden Teile als unterschieden und deutlich charakterisiert hervortreten, und trotzdem durch den größeren Teil ein einheitliches Gepräge gewahrt wird.

Die zeitliche Ordnung ästhetischer Art ist die des Rhythmus. Über den Gegenstand als solchen d. h. über die metrischen Formen in Musik und Dichtkunst gehen die Ansichten immer noch weit auseinander; in einem erschreckend hohen Grade gilt das von der Verskunst, weil hier bereits das Element, nämlich das Wort, in betonte und unbetonte Silben gegliedert ist und weil die Einheiten schaffende Kraft der sachlich-logischen Zusammengehörigkeit nicht ausgeschaltet werden kann. Diese Unklarheit ist um so bedauerlicher, als die lebhaftesten rhythmischen Gefühle sich eben an die Kunstformen anschließen. Immerhin hat die psychologische Erforschung von Meumann, Bolton u. A. große Förderung erfahren. Ein neuer Gesichtspunkt ist durch Souriau und Bücher aufgekommen: der Zusammenhang des Kunstrhythmus mit Arbeit und anderen Lebensformen. Aber die Tatsachensammlungen ermöglichen noch immer nicht die Entscheidung der Frage, auf welche Weise der Arbeitsrhythmus, der automatisch verläuft und von einer Zielvorstellung beherrscht wird, in ästhetischen Rhythmus übergeht.

An die Verschmelzungsprodukte von Rhythmus und Harmonie, Gestalt und Farbe, Rhythmus und Gestalt (im Tanz) sind die ästhetischen Komplikationgefühle gebunden. Solange man von ihnen alle Assoziationen absondert, bleiben drei Eigentümlichkeiten zurück: eine hier sich verstärkende Wertigkeit des absoluten Quantums, die Bildung bestimmter Gestaltqualitäten, und eine Vereinheitlichung der Unterschiede, wobei der quantitative Bestandteil das einigende, der qualitative Bestandteil das trennende Moment zu bilden pflegt. Ich brauche jedoch auf so subtile und erst in den Anfängen befindliche Untersuchungen nicht einzugehen.

Dies ganze Gewebe, aus dem nur einige Fäden herausgelöst worden sind, kann nun mehrere Färbungen erhalten. Wir nennen sie die ästhetischen Stimmungen oder — mit minder psychologischem Namen — die ästhetischen Kategorien. Das Idealschöne und Erhabene, das Tragische und Häßliche, das Komische und Zierliche sind die bekanntesten unter ihnen. Die moderne Wissenschaft hat sich mit Vorliebe des Komischen und des Tragischen angenommen.

Nach Lipps soll das spezifische Gefühl der Komik darin bestehen, daß die seelische Vorbereitung auf einen starken Eindruck durch das Auftreten eines schwachen Eindrucks enttäuscht wird, und der Lustcharakter würde sich daraus erklären, daß die überschüssige psychische Kraft, wie überhaupt jedes Übergewicht an innerer Energie, als angenehm empfunden wird. Die tragische Stimmung verstehen wir nicht mehr aus Furcht und Mitleid, sondern aus Ergriffenheit und Bewunderung. Ihr gegenständliches Korrelat darf nicht unter den Maßstab einer dürftigen Ethik gezwängt werden. Die Forderung einer Schuld und einer Versöhnung wird von fortschrittlichen Ästhetikern aufgegeben; aber an Härte, Grausamkeit und Dissonanz bleibt der Gehalt der Tragödie gefesselt.



Seit mehr oder weniger langer Zeit gibt es Poetik, Musiktheorie und Kunstwissenschaft. Die Voraussetzungen, Methoden und Ziele dieser Disziplinen erkenntnistheoretisch zu prüfen sowie ihre bedeutsamsten Ergebnisse zusammenzufassen und zu vergleichen, ist die Aufgabe einer allgemeinen Kunstwissenschaft; daneben besitzt diese in den Problemen des künstlerischen Schaffens und des Ursprungs der Kunst, der Einteilung und der sozialen Funktion der Künste einige Gebiete, die sonst keine Stätte finden könnten. Sie sind mit ungleichmäßigem Eifer und Erfolg bearbeitet. Am bedauerlichsten ist, daß die erkenntnistheoretische Grundlegung so lässig betrieben wird.

Die Entwickelungslehre der Kunst handelt sowohl von der individuellen als auch von der menschheitlichen Entwickelung. Über die Entstehung des Kunstverständnisses und der Kunsttätigkeit beim Kinde unterrichten uns am besten die Beobachtungen, die man dem Zeichnen im jugendlichen Alter gewidmet hat. Hier sind sichere Ergebnisse, wenn auch vorläufig in geringer Anzahl, zu vermerken. Hingegen läßt sich die Entfaltung des Naturgefühls (und der ästhetischen Empfänglichkeit überhaupt) während der geschichtlichen Zeit nur sehr ungefähr rekonstruieren. Etwas besser steht es mit unsern Kenntnissen von den Anfängen der Kunst, besonders nachdem sie von Ernst Grosse und Yrjö Hirn systematisch zusammengestellt worden sind. Wenn die Verhältnisse bei den primitivsten der jetzt lebenden Naturmenschen gleichgesetzt werden dürfen mit den Verhältnissen beim Anfang der Kultur, so läßt sich das gesamte weitschichtige Material der Völkerkunde benutzen. Man entnimmt daraus die feste Verknüpfung des Schönen mit dem Nützlichen und Notwendigen, sieht deutlich, daß die primitive Kunst von der Absicht eines gemeinsamen Genusses durchzogen ist und sozialisierend wirkt — aber über solche Grundzüge darf man nur mit Vorsicht hinausgehen, weil die Abgrenzung dessen, was dort Kunst ist, für Kulturmenschen kaum möglich scheint.

Über den objektiven Ursprung der Künste gibt es drei Vermutungen. Es kann sein, daß die verschiedenen Künste sich durch Differenzierung aus einer keimhaften Anlage entwickelt haben. Oder es sind die Hauptkünste von Anfang an geschieden gewesen und unabhängig von einander entstanden. Endlich gibt es vermittelnde

Ansichten z. B. diejenige Spencers, wonach Poesie, Musik, Tanz einerseits, Schrift, Malerei, Skulptur anderseits eine gemeinsame Wurzel haben; Möbius erkennt drei Urkünste an, denen die übrigen als abgeleitete nachgefolgt sein sollen. Die Lösung dieser Frage wäre dann besonders wichtig, wenn man hoffen dürfte, auch auf unserm Gebiet Darwins Grundsatz aller ätiologischen Forschung bewahrheitet zu finden, nämlich den Satz: Von gleicher Art ist, was gleichen Ursprungs ist.

Als psychologische Bedingungen, aus denen die künstlerische Tätigkeit beim ersten Beginn entstanden sein mag, sind folgende Funktionen in Anspruch genommen worden: Spielinstinkt, Nachahmung, Ausdrucks- und Mitteilungsbedürfnis, Ordnungssinn, der Trieb, andre anzulocken, und der entgegengesetzte Trieb, andre zu erschrecken. Für jede dieser Ableitungen ist es offenbar eine Notwendigkeit, sich der einen oder andern der soeben genannten drei Theorien anzuschließen; denn wäre z. B. als ursprünglichste Kunst Musik in unserm Sinne und für sich allein dagewesen, so würde man schwerlich die Nachahmung als psychologische Wurzel der Kunst betrachten können. Alles in allem genommen scheinen Kunst und Spielinstinkt am engsten verbunden zu sein; das gilt übrigens auch von der Entwicklung beim Kinde.

Ich komme nun zu den Grundproblemen des künstlerischen Schaffens. Sie sind es, die einer gründlichen und genauen Untersuchung den hartnäckigsten Widerstand leisten, denn das Experiment und selbst die nach Objektivität strebende Methode der Umfrage sind plumpe Mittel im Vergleich zum Zwecke. In der Gegenwart fehlt es ebensowenig wie in früheren Zeiten an höchst feinen, eindringlichen, ja blendenden Analysen. Ihr Wert ist einer von vornehmster Art. Aber er ist unabhängig vom augenblicklichen Stande der Wissenschaft. Deshalb braucht unsere Übersicht manches nicht zu berühren, dem die persönliche Neigung zugewendet ist.

Der Einfluß von Vererbung und Umgebung auf das künstlerische Talent bietet reichen Stoff zur Untersuchung. Freilich, wie das Reellste und das Geistigste, vererbte Anlage und Lebensschicksale, Zufälligkeit der Abstammung und der Begegnung — wie das alles zu einer einheitlichen Persönlichkeit verschmilzt, das kann wohl nur im Einzelfalle vom Biographen festgestellt werden. — Eine zweite sehr ergiebige Quelle hat sich in Lombrosos Lehre aufgetan. Die Tage der heftigsten Kämpfe liegen hinter uns. Einigkeit herrscht darüber, daß Genie und Wahnsinn in ihren Äußerungen verwandt sind, daß oft das Große unter bedenklichen Durchbruchserscheinungen zu Tage tritt; doch erblicken die meisten einen Unterschied im Wesen: der geniale Künstler weist nach vorwärts, der Geisteskranke nach rückwärts; jener ist teleologisch bedeutsam, dieser nicht. — Nach diesen mehr vorbereitenden Untersuchungen beginnt die eigentliche Arbeit. Sie hat zu zeigen, an welchen Punkten jegliche Kunstbegabung mit den allgemein verbreiteten Fähigkeiten übereinstimmt, und wo das spezifische Können einsetzt, dessen der nicht künstlerische Mensch ermangelt. Wählen wir als Beispiel das Gedächtnis. Wir behalten ohne grundsätzliche Auslese dies oder das; die Erinnerung des Künstlers

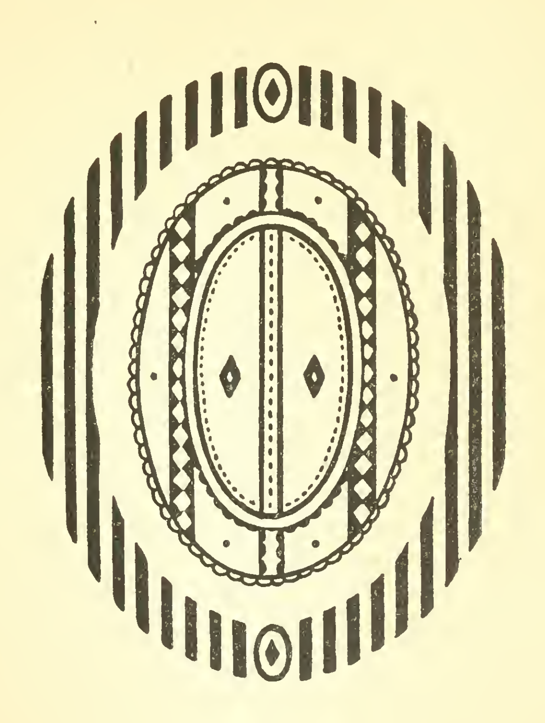
dagegen ist dissoziierend, sie bevorzugt, was brauchbar für seine Zwecke ist. Die Erinnerung des Malers zehrt von Formen und Farben, das Bewußtsein des Musikers ist angefüllt mit Melodien, die Phantasie des Dichters lebt in sprachlichen Gebilden. Dazu kommt — besonders beim Poeten — ein eigenartiges Verständnis für das menschliche Seelenleben, und zwar bilden antirealistische Erzeugnisse der Einbildungskraft den Ausgangspunkt für die Seelenkenntnis des Dichters. Ohne ins einzelne einzugehen, dürfen wir sagen, daß mit solchen vertiefenden und abgrenzenden Zergliederungen die bequeme Lehre von der Inspiration widerlegt ist. Überwunden ist auch die Auffassung, daß der Künstler durch Zusammenstellung etwas zustande bringe: seine Phantasie hat vielmehr das Ganze früher als die Teile, sie setzt einen Organismus in die Welt, aus dem allmählich die Glieder heraustreten. Verlassen ist schließlich die alte Theorie, wonach das Kunstwerk eigentlich schon im Innern fertig sei und späterhin nur veräußerlicht werde. Genauere Aufklärungen bietet die Lehre vom Zeitverlauf des künstlerischen Schaffens, die Eduard v. Hartmann geschickt dargestellt hat.

Die Einteilung, Unterscheidung und Vergleichung der einzelnen Künste enthält Anreiz und Stoff zu zahllosen Arbeiten. Am wenigsten tritt dabei die Musik hervor, denn nur ausnahmsweise fühlen Kunstphilosophen ein inneres Verhältnis zu ihr. Um so lieber beschäftigen sie sich mit der Poesie. Man beginnt jetzt eben, die Forschungen der modernen Sprachpsychologie für die Poetik auszunutzen, da man erkannt hat, daß die Sprache das Lebenselement, also mehr als bloße Ausdrucksform, der Dichtkunst ist. Th. A. Meyer hat als Erisapfel die Frage dargeboten, ob des Dichters Worte, um Genuß zu wecken, Anschauung hervorrufen müssen. In der Tat kommt es für den ästhetischen Wert nicht auf die gelegentlich erzeugten Sinnesbilder an, sondern auf die Sprache selbst und die ihr eigentümlichen Gebilde; meist genügt das Wissen um die Bedeutung der Worte, damit der Leser sich an der poetischen Beschreibung erfreue. — In der allgemeinen Theorie der bildenden Künste stehen sich zwei Auffassungen gegenüber. Die eine betont das Gemeinsame und glaubt es im Gesetz des sogenannten Fernbildes gefunden zu haben, die andere sucht das Heil in einer weitgehenden Absonderung, z. B. der sogenannten Griffelkunst von der Malerei. Erst die Zukunft wird den Ausgleich herstellen.

Das Dasein der Gesamtkunst als eines wesentlichen Faktors menschlicher Bestrebungen führt Schwierigkeiten mit sich, die teils in der philosophischen Überlegung, teils in der Rechts- und Verwaltungspraxis behoben werden müssen. Das letzte Moment ist auch von der Theorie zu berücksichtigen, denn so lange wir nicht in einer idealen Welt leben, wird der Staat eine Regelung aller in ihm sich abspielenden Tätigkeiten, somit auch der künstlerischen, beanspruchen dürfen. In erster Linie dreht es sich um das Verhältnis zur Moral. In zweiter Linie stehen die sozialen Probleme: verbindet oder trennt die Kunst die Menschen? versöhnt sie oder verschärft sie die Gegensätze? ist sie demokratisch oder aristokratisch? bedeutet sie eine Notwendigkeit oder einen Luxus? erlaubt oder verschmäht sie patriotische, ethische, pädagogische Zwecke? Die künstlerische Erziehung der Jugend

und des Volkes ist zu einer brennenden Frage geworden. Ruskin und Morris haben sich aus Kunstkritikern zu Kritikern der Gesellschaftsordnung entwickelt und Tolstoj hat den demokratischen Gesichtspunkt aufs äußerste verengt. Mit dem Verlangen, die Kunst aus einem Vorrecht weniger zu einem Besitz aller zu machen, verbindet sich endlich der Wunsch, daß die Kunst auch aus einer anderen Abgeschiedenheit heraustrete, daß sie nicht in Museen und Bibliotheken, in Luxustheatern und Konzertsälen throne, sondern mit unserem alltäglichen und häuslichen Leben verschmelze, jeden Handgriff des Gelehrten wie des Bauern leite und bestimme.

Eine Entscheidung kann nur fällen, wer sich vor Augen hält, daß die Kunst etwas äußerst Zusammengesetztes und keineswegs bloß ästhetische Form darstellt, daß aber andererseits das ästhetische Leben nicht in den geheiligten Kreis der selbständigen Künste gebannt ist. Mit dieser Einsicht kehren wir an den Anfang unserer Betrachtungen zurück.





Fiorenza/ Drei Akte von Thomas Mann

(Schluß)

Dritter Akt

Ein an das Schlafzimmer des Magnifico stoßendes Gemach. Im Hintergrunde links, zwischen schweren, halb offenen Vorhängen, Durchblick auf das Ruhelager; den übrigen Teil des Hintergrundes nehmen Stufen ein, die zu einer Galerie emporführen. Links in der Mitte ein monumentaler Kamin in Marmor, mit Relief, Säulen und dem Kugelwappen. Davor Stühle. Links im Vordergrunde eine Etagere mit antiken Vasen. Rechts vorn eine durch einen goldgestickten Teppich verhängte Tür. Rechts hinten das verhüllte Fenster. Zwischen Tür und Fenster, ein wenig ins Zimmer hineingerückt, auf einem Postament die Büste Julius Cäsars. Kleinere Büsten, unten gerade abgeschnitten, über dem Kamin und auf dem Borde oberhalb der Tür. In die Wände des Gemachs sind schlanke Säulen eingelassen. Das Licht der Spätnachmittagssonne dringt gedämpft durch den Vorhang des Fensters.

1.

In einem hochlehnigen Armstuhl vorm Kamin sitzt Lorenzo de' Medici, schlafend, mit auf die Brust gesunkenem Haupt, ein Kissen im Rücken, eine Decke über den Knien. Er ist häßlich: von olivengelber Gesichtsfarbe und finsterem Ausdruck, der durch die Falte zwischen seinen Brauen hervorgerufen wird. Sein breites, flaches Antlitz zeigt eine eingedrückte Nase und einen großen vorspringenden Mund mit weichen Winkeln. Seine Wangen sind, von der Nase bis zum abgemagerten Kinn, von zwei tiefen und schlaffen Furchen durchzogen, die dadurch noch sichtbarer werden, daß er, unfähig, durch die Nase zu atmen, die Lippen stets geöffnet hält. Aber seine Augen, als er erwacht, sind trotz seiner Schwäche feurig und klar und scheinen mit ihrem Blick Menschen und Gegenstände fest und inbrünstig zu umfassen; seine hohe und ereignisvolle Stirn triumphiert über die Unschönheit seiner Züge; und seine Bewegungen sind auch im Affekt von vollendeter Vornehmheit. Zuweilen kann auf seinem verwüsteten Gesicht, von innen heraus, ein Ausdruck hinreißend harmloser Lustigkeit hervorbrechen, der es gänzlich zu entsündigen und kindlich zu verklären scheint. Er trägt ein faltiges und pelzverbrämtes, schlafrockartiges Gewand, das um seinen gedrungenen Hals hoch geschlossen ist. Sein braunes, von weißen Fäden durchzogenes, in der Mitte gescheiteltes Haar fällt ihm leicht gewellt in die Wangen und das Genick. Er spricht kunstvoll artikuliert, doch mit nasaler Stimme. — Seinen unruhigen Schlaf beobachtend, befinden sich im Zimmer: Pico von Mirandola, Poliziano, Pierleoni, Marsilio Ficino und Messer Luigi Pulci. Der alte Ficino, mit aus-

gemergeltem Gelehrtengesicht, dürrem Halse und weißen Locken, die spärlich unter seiner kegelförmigen Mütze zum Vorschein kommen, sitzt, in den üblichen faltigen und hochgeschlossenen Rock gekleidet, etwa inmitten des Raumes, von den anderen umgeben. Pulci, ein humoristischer Typus mit entzündeten Äuglein, rötlichen Säcken darunter, spitzer Nase, abstehenden Ohren und einem Leberflecken auf der Wange, hält den Zeigefinger am Munde, indem er mit den übrigen in Lorenzos Antlitz blickt.

Pierleoni (tritt behutsam zu dem Kranken und befühlt seinen Puls): Das Blut eilt und stockt. Ich erwäge, ob dies die Stunde nicht ist, seiner Magnifizenz noch einmal zur Ader zu lassen.

Pico: Ihr werdet ihn töten mit Euren Aderlassen! Es sind noch nicht zwölf Stunden, daß Ihr ihm ein Waschbecken Blutes genommen.

Pierleoni: Der Mensch braucht kein Zehntel des Blutes, das er mit sich schleppt.

Poliziano: Wo seine Seele weilen mag? Sie scheint weit von den unsrigen auf fremden Wegen zu wandeln. Ich würde gern Eure Ansicht über ihren Aufenthalt hören, geliebter Marsilius.

Ficino: Es ist wahrscheinlich, daß zu dieser Stunde im Zentrum seines Geistes die Berührung mit der göttlichen Einheit hergestellt ist.

Pulci (indem er seine kreischende und drollig gebrochene Stimme dämpft): Seht, seht, was alles auf seinem Gesichte vor sich geht! Ich wette, daß er die absonderlichsten Dinge träumt. Wenn er keine Schmerzen fühlt, so beneide ich ihn. Das Fieber bringt die buntesten Einfälle hervor, weit besser, als der edelste Wein sie geben kann. Zuweilen träumt man in Versen, aber sie vergessen sich leicht ...

Pierleoni: Dieser Schlaf ist nicht derjenige, in dem die Quellen der Naturkraft fließen. Hält die Ohnmacht an, so müssen Seiner Herrlichkeit die kleinen Finger und Zehen festgehalten werden, indes ich ihm die Pulse und das Herz mit dem Öle salbe, das ich hier in Bereitschaft habe.

Pico: Still! Er regt sich, er will erwachen!

Pulci: Gleich wird er etwas von seinem Abenteuer verraten ...

Ficino: Kennst du uns, Laurentius, mein teurer Schüler?

Lorenzo: Wasser ...

(Man gibt ihm zu trinken.)

Lorenzo: Der Wasserverkäufer hatte einen Totenschädel ...

Poliziano: Welcher Wasserverkäufer, mein Lauro?

Lorenzo: Angelo ... du? Gut, gut, ich zwinge mich! Sollte man dieses Unsinns nicht Herr werden? Ich begegnete einem Wasserverkäufer mit seinem beladenen Esel und gefüllten Krügen; doch wie ich den Holzbecher an meine verdorrten Lippen setzte, war Feuer darin, und auf den Schultern des Schurken saß ein grinsender Totenschädel.

Pulci: Nun, das ist eine mäßige Erfindung.

Lorenzo (ihn erkennend): Guten Tag, Morgante. Bist du da, alter Schlingel?

Und mein ambrosisch gelockter Pico? Und gar mein großer Marsilius, Brautwerber und Liebesbote zwischen mir und der Weisheit —? Nicht wahr, Ihr seid bei mir, Freunde. Der gräßliche alte Mann war nur in meinem Blute ...

Pulci: Ein gräßlicher alter Mann?

Lorenzo: Unsinn! Abgeschmackter Unsinn! Mir träumte so schwer von einem glatzköpfigen Alten, der mich in seinen morschen Nachen ziehen wollte ...

Poliziano (erschüttert): Charon ...

Lorenzo: Ich schlief ... Was ist die Uhr?

Pico: Du schliefst ein Stündchen. Die Uhr ist achtzehn. Die Sonne senkt sich schon rascher.

Lorenzo: Schon rascher? (Von plötzlicher Unrast getrieben) Hört, Freunde, ich möchte meinen Tragsessel haben. Die Luft ist erstickend dumpf hier... Bringt mich ... bringt mich in die Loggia; bringt mich hinauf in den Wehrgang ...

Pierleoni: Liebster gnädiger Herr, das ist nicht rätlich. Ihr bedürft der Ruhe.

Lorenzo: Ruhe... ich habe keine. Warum habe ich keine, Doktor? Warum ist mir, als müßte ich angestrengt denken und viele Dinge ordnen, bevor es zu spät ist?...

Pierleoni: Ihr habt ein wenig das Fieber, gnädiger Herr.

Lorenzo: Das bestreite ich nicht. Aber ich stelle die Behauptung auf, daß das kein zulänglicher Grund ist, von einer närrischen Angst gequält zu sein. Seht, ich denke logisch. Aber ich mache kein Hehl daraus, daß ich voller Sorge bin. Ich habe mich nie verstellt ... Pico ... Nicht wahr, Pico, es gibt keine Pazzi mehr in Florenz? Auch die Neroni Diotisalvi sind im Exil oder an sicheren Stätten verwahrt?

Pulci: So weit du sie nicht geschickt hast, das Gras wachsen zu hören!

Lorenzo: Ja, komm her, Margutte! Mach Witze, du verdrehter Rhapsode!... Im Ernst, es ist viel Blut geflossen. — Es mußte fließen. — Ich bitte dich, Pico: Ich bin zur Zeit außer stande, ein Auge auf die Sammlungen in der Breiten Straße und den Villen zu haben. Du hast es für mich, nicht wahr? Ein paar schöne Kleinigkeiten, zwei Terrakotten und eine Medaille, sind neu erworben; sie sollen in Poggio a Cajano untergebracht werden, verstehst du, Lieber? Ferner hat mir der Sforza von Pesaro eine herrliche Antike, einen Ares mit bewaffneter Brust, zum Geschenk gemacht. Sie soll in meinem Stadtgarten aufgestellt werden und den jungen Bildhauern zum Vorbild dienen. Willst du Sorge tragen? Hab' Dank! Das ist alles, was mich beunruhigte. — Ist Angelo noch im Zimmer?

Poliziano: Hier bin ich, mein Lauro!

Lorenzo: Angelo, der Plinius, den mein Großvater aus einem Kloster zu Lübeck erworben hat, befindet sich im Stadthause, nicht wahr? — Ich möchte ihn sehen. Er ist in roten Sammet mit Silberbeschlägen gebunden. Man soll sogleich eine zuverlässige Person ... Nein, bleibe noch! Mir scheint, daß dies weniger eilig ist, als anderes, was ich im Sinne habe. Warte... Mir ist von einem meiner Späher eine Schrift des Cato um fünfhundert Goldgulden angeboten worden. Ich bin in Zweifel über die Echtheit dieser Schrift. Man hat Beispiele, daß irgend

ein Schelm ein Machwerk seines eigenen Kopfes unter antikem Namen zu Kaufe stellt. Ich bitte dich, prüfe das Manuskript mit aller Sorgfalt und, wenn es echt ist, erwirb es mir ohne zu feilschen. Man soll nicht sagen, daß ich mir einen Cato habe entgehen lassen ... Darf ich die Sorge auf dich bürden? — Du nimmst mir eine Last vom Herzen! Kommt, Freunde, nun ist mir leicht. Ich wüßte nicht, was mich bedrücken sollte. Wir wollen plaudern. Wir wollen disputieren. Wer war größer, Mirandola: Cäsar oder Scipio? Ich sage Cäsar, und ihr werdet sehen, wie ich meinen Satz vertrete! Aber unser großer Marsilius Ficinus wünscht sicherlich ein abstraktes Thema?

Ficino: Gönne deinem Geiste Ruhe, mein Laurentius! Du wirst dich ermüden.

Lorenzo: Die Weisheit ist es wert, daß man ihr seine letzten Kräfte opfert. Es ist so vieles klarzustellen ... Oft schien es mir, als ob alles mir frei und offen läge; aber nun sehe ich nichts, als Dunkelheit und Verwirrung. Wie ist es mit der Unsterblichkeit der Seele? Wie ist es nun damit?!

Pulci: Eine alte, verfängliche Streitfrage — und nicht so ex abrupto zu beantworten! Man sagt, daß Aristoteles selbst noch im Schattenreich sie mit zweideutigen Redewendungen umgangen hat, um sich nicht bloßzustellen, obgleich er doch so mausetot wie nur möglich war und dennoch lebte. Da werde erst einer aus seinen Schriften klug!

Lorenzo (auflachend): Gut!... Aber sprich du, Angelo, sprich ein wenig ernst!

Poliziano: Du bist unsterblich, mein Lauro! Muß ich dir's sagen? Nicht jeder ist es; nicht der Pöbel, nicht der ruhmlose und kleine Mann. Doch du wirst teilhaben an der verklärten Geselligkeit der lorbeergekrönten Geister!

Lorenzo: Und warum ich?

Pico: Nun, bei der blauäugigen Athene! Du hast die Karnevalsgesänge geschrieben, die ich niemals angestanden habe über Alighieris großes Gedicht zu stellen!

Ficino: Du bist göttlichen Ursprungs, vergiß das nicht. Die sechs Kugeln in deinem Wappen bedeuten die Äpfel der Hesperiden, aus deren Gärten dein Geschlecht hervorgegangen.

Poliziano: Man wird dich zu empfangen wissen, Sänger der „Nencia", Vater des Vaterlandes! Sie werden dir festlich entgegengehen, Cicero, die Fabier, Curius, Fabricius und alle die anderen, sie werden dich selig umgeben und dich einführen in den Ruhmeshimmel, der durchtönt ist von der Harmonie der Sphären.

Lorenzo: Das ist Poesie, Poesie, mein Freund! Das ist Schönheit, Schönheit, aber nicht Wissen noch Trost!...

Pulci: Ja, sie ist ein bißchen dünn, Euere Sphärenmusik, Meister Polizian! Mir wird schwach davon. Stirb nicht, Lauro, es wäre eine Dummheit! Kennst du nicht die Antwort des Achill, als Odysseus ihn im Hades besuchte und nach seinem Befinden fragte? „Ich versichere dich," sagte er, „daß wir Abgeschiedenen das stärkste Verlangen tragen, ins leibliche Leben zurückzukehren." Der Leib, mein Junge! Der Leib ist die Hauptsache! Der Leib ist durch gar keine Sphärenharmonie zu ersetzen!... O, vergib mir ... Fühlst du dich schlechter?

Lorenzo (sehr bleich): Doktor ... es tritt eine Kälte an mein Herz ... Hört Ihr? Mich kommt ein Entsetzen an ... helft mir! Das ist der Tod ... Was bedeutet es, daß plötzlich alle Kräfte mein Gehirn und meine Eingeweide verlassen? ... Ich bin verloren ... ich bin ausgeliefert ... Trocknet mir den Schweiß ... Verachtet mich nicht! Mein Geist ist standhaft, aber diese Angst ist in meinem Leibe.

Pierleoni: Es ist nichts. Trinkt diesen guten Becher griechischen Weins. — Ich habe Euer Magnifizenz so oft gebeten, sich wieder zu Bette zu legen!

Lorenzo: Wenn Ihr wollt, daß ich atmen kann, so laßt mich im Stuhle. Ich muß euch um mich sehen, die ihr mich liebt. Ich muß euere Stimmen hören. Der Tod ist gräßlich, Pico! Du kannst ihn nicht begreifen. Niemand begreift ihn hier, als ich, der sterben muß. Ich habe das Leben so sehr geliebt, daß ich den Tod noch für den Triumph des Lebens hielt. Das war Poesie und Überschuß ... Es ist aus damit, es versagt! Soeben hat sich die Vernichtung vor mir aufgetan, die schaudervolle Modergruft der Vernichtung ... Rasch, Ficino, rasch, mein alter, weiser Ficino! Was lehrtest du mich, um den Tod mit Kraft zu ertragen? Ich habe es vergessen. Was ist die äußerste Wahrheit, Ficino?!

Ficino: Ich lehrte dich, daß die Idee des Plato und die Urgestalt des Aristoteles ein und dasselbe sind, nämlich die sensitive Seele, die tertia essentia der Körper, welche sich im Menschen, dem Mikrokosmos der Schöpfung, von der intellektiven Seele dadurch unterscheidet, daß sie ...

Lorenzo: Halt, warte noch! Ich verwirre mich ... Ich begriff das einst; mag sein, ich fühlte es. Aber nun ringe ich vergebens danach, es zu fühlen. Ich bin müde. Mich verlangt danach, ein Einfaches fest zu umfassen. Das Fegfeuer ist einfacher als Plato; du wirst das zugeben müssen, Marsilius! ... War es nicht ein Franziskanerpater, der heute Morgen bei mir war?

Poliziano: Ja, Geliebter, dein Beichtiger war von diesem Orden.

Lorenzo: Ein Spitzbube. Ein überlegener Kopf. Ich schämte mich ein wenig vor ihm, die Sache allzu ernst zu nehmen. Ich drechselte eine gut florentinische Redensart, als er mir mit seinen Sakramenten aufwartete, und er lächelte als der Weltmann, der er war. Ich will euch gestehen, daß diese Zeremonie mich nicht sonderlich beruhigt hat. Der Pater war von allzu gefälligen Sitten. Er vergab mir meine Sünden, als wären es Knabenstreiche. Aber ich zweifle, ob seine Absolution an höherem Orte die volle Gültigkeit besitzt. Ich hätte ihm Vater- und Muttermord beichten können, und er hätte mit der größten Zuvorkommenheit sein Kreuz darüber gemacht. Kein Wunder. Ich bin der Herr. Wenn es zum Ende kommt, so hat es sein Mißliches, der Herr zu sein, dem niemand die Stirn zu bieten wagt. Ich bedürfte eines Beichtigers, der das als Priester wäre, was ich als Spötter und Sünder gewesen ... Was wollen deine Augen, Pico? Du denkst etwas. Du verbirgst mir einen Gedanken.

Pico: Welchen Gedanken, mein Lorenzo?

Lorenzo: Du denkst an einen Priester, der würdig wäre, mein Beichtiger zu sein, der es wagen würde, mich zu verdammen, der es schon gewagt hat, Pico ...

Pico: An welchen Priester —?

Lorenzo: An den Priester ... Wie ist es, Marsilius? ... An die platonische Idee des Priesters, welche Person und Wille geworden ...

Poliziano (hastig): Ich bitte dich, Lieber, wende deinen Sinn wieder lichteren Bildern zu! Du trübst deine Seele mit Gedanken, die nicht wert sind, von dir gedacht zu werden. Vergiß dich selbst nicht, Lorenzo de' Medici!

Lorenzo: Wahrhaftig, das will ich nicht. Hab' Dank, Angelo. Ich fühle mich besser. Wir wollen heiter sein. Wir wollen lachen. Lachen ist ein Erglänzen der Seele, sagt ein Alter. Wir wollen unsere Seelen erglänzen lassen in der Erinnerung dessen, was war.

Pico: Und was wieder sein wird.

Lorenzo: Genug, daß es gewesen. Dies war wohl sonst die Stunde unseres gemeinsamen Spazierganges zu einer Quelle. Wißt ihr? Wir lagerten uns im Kreis auf dem schwellenden Rasen. Das kindliche Gewässer plauderte zwischen uns. Und wir verbrachten die Zeit bis zur Abendtafel, indem jeder von uns eine Novelle erzählte.

Pico: Eine liebliche Stunde! Wir waren voller Bewunderung für dich. Du hattest vielleicht am Morgen ein neues Staatsgesetz ausgearbeitet, bestimmt, die öffentliche Gewalt noch vollkommener in deine Hand zu geben, damit du imstande wärest, Florenz noch unbehinderter mit Freude und Schönheit zu beglücken, hattest vielleicht das Todesurteil über einen adeligen Widersacher ausgesprochen, in der Platonischen Akademie über die Tugend disputiert, einem Symposion im Kreise von Künstlern und liebenswürdigen Weibern vorgesessen, über Tafel die theoretischen Fragen der Kunst und Poesie gelöst ... Du warst bei allem mit ganzer Seele gewesen und du nahmst nun an den abendlichen Spielen unseres Geistes teil, so gegenwärtig und morgenfrisch, als hättest du nichts von deinen Lebenskräften verausgabt.

Pierleoni: Ja, ihr geiztet nicht mit Euren Kräften, gnädiger Herr!

Lorenzo: Tat ich's nicht, mein sternkundiger Doktor? Zwang ich sie in meinen Dienst trotz Stern und Schicksal, die mich zu deinem behutsamen Pflegling bestimmt hatten? Ja, ich habe gelebt! Kommt, erinnert euch! Erinnert euch mit mir, Freunde! Erinnert euch der trunkenen Sternennächte, wenn wir uns vom Weine aufmachten, du, Pico, Luigi, Angelo, ihr, der tolle Ugolini, Cardiere, der verzückte Musiker, und alle die anderen, wenn wir singend und lauteschlagend durch die schlafenden Gassen stürmten und den Mädchen in ihren Kammern heiß machten durch die Verse, die wir zu ihnen emporsandten!

Poliziano (schwärmend): Alkibiades!

Lorenzo: Und der Karneval, erinnert euch des Karnevals! Wenn die Lust sich reißend ergoß und die Schranken des Alltags überschäumte; wenn der Wein in den Gassen schwamm und das Volk auf den Plätzen beim Tanz die Lieder jauchzte, die ich ihm gedichtet; wenn Florenz dem Gotte erlag und die Würde der Männer und die Schamhaftigkeit der Weiber hintaumelte in ein brünstiges Evoe;

wenn selbst die Kinder das heilige Rasen ergriff und vor der Zeit ihre Sinne zur Liebe entzündete...

Polizianno: Du warst Dionysos!

Lorenzo: Und das Reich war mein! Und die Herrschaft meiner Seele breitete sich aus! Und die Glut meiner Sehnsucht entflammte das Weib, daß sie mir zufiel und den Häßlichen, Schwachen zum Herrn ihrer Schönheit erhöhte...

Pico: Der Herr der Schönheit — so grüßen wir dich! Sprich nicht, als seist dus gewesen!

Lorenzo (nach einem Augenblick des Schweigens mit dem Kopfe hinter sich deutend): Jemand begehrt Einlaß.

Ein Page (auf halber Höhe der Stufen): Herr Niccolo Cambi kommt von Florenz und bittet um Zutritt bei seiner Herrlichkeit.

Pierleoni: Der Magnifico empfängt niemanden.

Lorenzo: Warum nicht. Herr Niccolo ist mein Freund. Er kommt von Florenz — ich fühle mich wohl. Ich will ihn sehen.

2.



er Page führt den Kaufmann Niccolo Cambi von der Galerie über die Stufen ins Zimmer herein, geleitet ihn zu Lorenzo und zieht sich mit einer Verbeugung zurück. Cambi ist ein respektabler, gut gekleideter und schon ein wenig beleibter Bürger mit aufgewecktem Florentinergesicht. Seine Schuhe und Strümpfe sind bestaubt. Er trägt einen hellgrauen Mantel über dem dunkleren Unterkleid.

Lorenzo: Herr Niccolo, das heiße ich willkommenen Besuch. Nehmts nicht für Unart, wenn ich sitzen bleibe. Ich bin ein wenig unpäßlich in diesen Tagen.

Cambi: Daß ich Euch nur sehe! Nur Euere Stimme höre! Nun wird mir wieder leicht!... Den Herren guten Abend! Euch ins Besondere durchlauchtigster Prinz, Euch, Messer Pulci, Meister Polizian . . . Meiner Seel'! auch den großen Übersetzer des Plato darf ich begrüßen! Herr Pierleoni . . . Daß ich Euch sehe, Magnifico! Euch sprechen höre! Den lebendigen Druck Euerer Hand empfinde!

Lorenzo: So habt Ihr Euch dessen nicht mehr versehen?

Cambi: Wie denn! Was doch! Warum nicht gar!

Lorenzo: Nun, setzt Euch! Rückt nah zu mir! Ihr kommt zu Pferde? Ihr seht erhitzt. Rittet Ihr so eilig? Gilt es Geschäfte? Botschaft aus der Stadt?

Cambi: Warum denn? Muß man durchaus Geschäfte mit Euch — Botschaft an Euch haben, um sich gedrängt zu fühlen, Euch zu sehen? Mein Geschäft ist, Euch ein Weilchen ins Auge zu blicken, Euch meine Liebe zu bezeigen und mich der Euren aufs neue zu versichern. Meine Botschaft: in Florenz auf allen Plätzen zu erzählen, daß Ihr wohlauf seid, daß man binnen kurzem Eure Genesung wird festlich begehen können.

Lorenzo: So beschäftigt sich Florenz mit meiner Krankheit?

Cambi: Das sollt' ich denken! Es steht ihr immerhin nicht ganz teilnahmlos

gegenüber! Hehe! Der Magnifico fragt ein wenig treuherzig! ... Aber ich will den Schurken übers Maul fahren, die es unnütz beunruhigen und finstere Gerüchte im Volke aussprengen ...

Lorenzo: Es gibt solche Schurken?

Cambi: Es gibt, es gibt deren! Und, Magnifico, Ihr tätet gut, Ihr tätet gar so gut, ihre abscheulichen Treibereien unverzüglich zunichtezumachen! Ich sehe Euch aufrecht, seh' Euch außer Bett ... Ihr könntet nicht nach Florenz kommen? Nicht auf eine Stunde? Nicht Euch fünf Sekunden lang an einem Fenster des Palastes zeigen?!

Lorenzo: Was geht vor in Florenz, Herr Niccolo Cambi?

Cambi: Nichts, nichts! Gott bewahre mich! Herr Pierleoni ... ich kam Euch unerwünscht ... Wollt Ihr, daß ich den Besuch abkürze —?

Lorenzo: Ich habe hier zu wünschen und zu wollen! — (Mit erkämpfter Liebenswürdigkeit.) Ihr würdet mich Euch sehr verpflichten, ehrenwerter Herr Niccolo, wenn Ihr kurz und rückhaltlos reden wolltet.

Cambi: Nun denn, das will ich tun! Zu wem sollte man reden, zu wem diese Angst und Sorge tragen, wenn nicht zu Euch! ... Es steht nicht alles in Florenz wie sonst, Magnifico! Nichtswürdige Umtriebe sind im Gange! Man weiß, woher die Ausstreuungen kommen, die Euch schon tot oder mindestens doch von einer unheilbaren Seuche befallen sagen: von den Mönchischen kommen sie, von den Weinern, von den Parteigängern des Ferraresen ...

Lorenzo (der bei Nennung des Ferraresen zusammengezuckt ist, mit gezwungener Leichtigkeit): Gib acht, Pico! Von deiner Entdeckung, unserem Mönche geht die Rede.

Cambi: Ja doch, verzeiht mir, durchlauchtigster Prinz! Ich weiß, daß Ihr ihn fördert, zuerst die Aufmerksamkeit auf seine neuartigen Leistungen gelenkt habt, ich weiß es! Wollt doch auch ja nicht vermeinen, daß ich seine Talente nicht zu würdigen verstehe. Ich bin kein rückständiger Kopf. Seine Produktionen sind Leckerbissen für einen verwöhnten und unabhängigen Geschmack, das steht außer Frage. Ich spreche nicht von ihm. Ich spreche von den Wirkungen, die er ausübt und die — mag sein! — von seinen Absichten unabhängig sind ...

Poliziano: Meint Ihr?

Cambi: Das Volk, Magnifico, das Volk! Man mag belächeln, daß junge Stutzer aus adligen Geschlechtern den Tanz, die Lieder und den Frohsinn abschwören und ins Kloster gehen! Allein das Volk! Es läuft den ganzen Tag unschlüssig durch die Straßen, blickt mit finsteren Augen auf die schönen Häuser der reichen Bürger und weiß sich keinen anderen Rat, als sich zur Stunde der Predigt im Dome zusammenzudrängen, — eine dichte, stumme Masse, im Innersten zerwühlt, eine weite Fläche von dumpfen Köpfen, die alle nach ihm, nach dem magern Mönchlein dort oben gerichtet sind. Ist der Bruder im Triumph nach San Marco zurückgekehrt, so staut sich die Menge aufs neue in den Gassen, und nimmt ihr brütendes, verstocktes Wesen wieder auf. Vor dem Hause Herrn Guidis, des Kanzlers des

Stadtarchives, und vor dem des Staatsschuldenverwalters Miniati hat es Aufläufe und Schmähungen gegeben, denn Bruder Girolamo hatte diese beiden Bürger als Euere Werkzeuge bezeichnet, Magnifico, als Euere schlauen Berater, wenn es gelte, dem Volke neue Steuern für üppige Belustigungen auszupressen. Barbarische und wahnwitzige Taten geschehen. Ich hörte, bevor ich Florenz verließ, daß eine Anzahl Handwerker in das Haus eines reichen und kunstsinnigen Bürgers eingedrungen seien und in der Vorhalle eine Statue zerschlagen hätten...

(Ein Schmerzensschrei aller Anwesenden.)

Lorenzo: Still... Eine Antike?

Cambi: Nein, es soll eine neue Arbeit sein und nicht sehr wertvoll. Aber ach, Magnifico, das ist es nicht, was Ihr hören müßt! Kundgebungen sind während des ganzen Tages vorm Palaste laut geworden. Ich war auf dem Platze, ich war dabei. Rufe lösten sich aus dem Volke, die ich nicht gehört, nicht verstanden zu haben wünschte. Es klang wie „Nieder mit den Kugeln!"

Poliziano: Das ist Verrat! Ist dankvergessener Verrat!

Pico: Das ist die Kinderlust der Menge am politischen Geschrei, nichts weiter! Man sprenge sie mit Piken auseinander!

Cambi: Und noch ein anderer Ruf riß sich los und schwang sich auf, ein seltsamer, nie gehörter —, einmal, zweimal und immer wieder. Ich verstand ihn nicht, ich bin, wie Ihr wißt, auf diesem Ohr ein wenig taub. Doch, wie ich mich genau bemühte, ging er mir klar und deutlich ein. Es hieß: „Es lebe Christus!"

(Schweigen.)

Cambi: Ihr schweigt, Magnifico...

Lorenzo: Wie lautete der Ruf?

Cambi: Der wider Euer Wappen?

Lorenzo: Der andere.

Cambi: „Es lebe Christus."

(Schweigen. Lorenzo ist tief in sein Kissen zurückgesunken; seine Augen sind geschlossen.)

Pierleoni: Geht, Herr! In Gottes Namen geht! Ihr seht, er ist erschöpft.

Cambi: Magnifico... ich geb' Euch Ruhe. Meiner Sendung bin ich ledig. Ihr mußtet wissen, wie es bei uns steht. Ihr zürnt mir nicht?

Lorenzo: Geht, Freund... Nein, nein, ich zürn' Euch nicht. Geht... Sagt Florenz... Nein, saget nichts! Sie ist ein Weib, man muß behutsam sein in dem, was man ihr sagt und sagen läßt. Das läuft dir nach und sehnt sich brünstig, wenn du kühl und stark erscheinst, und verachtet dich, wenn du verrätst, daß du dich liebend hast verloren. Geht Freund, sagt nichts! Sagt, daß ich wohlauf bin und lache über das, was ich gehört!

Cambi: Das will ich sagen! Beim Bacchus, das will ich sagen! Das ist ein guter Auftrag, meiner Treu! Und somit denn — gehabt Euch wohl, Laurentius Medici! Und kommet nach Florenz, so bald es möglich! Lebt wohl! (Er eilt davon.)

3.

Lorenzo (nach einer Pause): Pico …

Pico: Ich bin an deiner Seite, mein Lorenzo.

Lorenzo: Sieh mich an … Mich dünkt, du schaust ein wenig verlegen drein, mein feiner Pico. Was sagst du nun?

Pico: Gar nichts. Was soll ich sagen? Das Völkchen ist im Rausch, in einem anderen, als der, worein du es so lange versetzt hast. Gib dem Bargello Weisung, daß er's auf seine Art ernüchtert.

Lorenzo: Pico! Mäcenas! Heikler Schmecker! Des Büttels Dienste aufrufen wider den Geist? Das war nicht fein!

Pico: Ein Rat wie der andere! Nähere dich ihm! Bezaubere ihn! Meinst du, daß diese enge und einsame Seele den Werbungen deiner glänzenden Freundschaft widerstehen wird?

Lorenzo: Sie wird, mein Pico, sie wird! Sie tat es schon! Ich kenne sie besser, als du, dessen Neugier sie uns entdeckte. Sie ist voll Haß und kleinem Widerstand … Ihre Talente machen sie nicht heiter und nicht freundlich, — nur verstockter. Verstehst du das? Er kam nicht zu mir, als er Prior wurde — Prior in demselben San Marco, das mein eigener Großvater erbaut. Er trotzte stumm auf seine priesterliche Unabhängigkeit. Seht, dacht' ich, ein Fremdling kommt in mein Haus und ist nicht einmal der Ehren, mich zu besuchen! Doch ich schwieg. Ich zuckte die Achseln über die Unart des kleinen Mannes. Er schmähte mich von der Kanzel, versteckt und namentlich. Ich ging, du weißt das nicht, ich ging, ihn aufzusuchen. Mehr als einmal wohnte ich der Messe in San Marco bei und hielt mich nachher wohl eine Stunde im Klostergarten auf, seiner Begrüßung gewärtig. Meinst du, er hätte seine literarischen Arbeiten unterbrochen, um seinem Gast, der mehr doch als sein Gast, Gesellschaft zu leisten? Ich ging weiter. Ich bin es nicht gewohnt, daß Menschen sich mir versagen. Ich sandte dem Kloster Geschenke und milde Gaben. Er nahm sie entgegen wie Zeichen der Unterwürfigkeit und dankte nicht einmal. Ich ließ ihn Goldmünzen in seinem Opferkasten finden. Er übergab sie den Armenpflegern von San Martino; denn Kupfer und Silber, ließ er sagen, reichten für die Bedürfnisse des Klosters aus … Verstehst du? Er will den Krieg. Will Feindschaft. Werbungen, Huldigungen heimst er ein und gibt dir nichts zurück dafür. Er ist nicht zu beschämen. Erfolge stimmen ihn nicht glücklich, nicht versöhnlich. Er kam, ein Nichts, ein Bettler, nach Florenz. Was er heute will, ist die Entscheidung zwischen mir und ihm …

Pico: Liebster, was für Phantasien! Er ist krank und elend. Sein Magen ist zerrüttet, vom Wachen, von Verzückungen. Er nährt sich von Salat und Wasser … Guten Appetit! Ist er Lorenzo, der verbindlich und bezaubernd ist, auch wenn er leidet? Erwartest du gesellig heitere Sitten von einem Bußprediger? Laß ihn gewähren! Laß auch das kindische Volk gewähren! Jede Maßregel gäbe der Sache einen unverdienten Schein von Ernst. Sei erst genesen, zeige deiner Stadt erst wieder deine Züge …

(Allgemeine Bewegung rückwärts. Ein Jüngling, bleich, atemlos und in aufgelöstem Zustande, ist in voller Hast auf den Stufen erschienen. Es ist Ognibene, ein junger Maler. Er lehnt sich einen Augenblick völlig erschöpft an das Geländer, einen Fuß tiefer gestellt, als den anderen.)

Ognibene: Lorenzo!... Du bist hier! Gott Lob, ich finde ihn!... Euer Herrlichkeit... liebster gnädiger Herr... vergebt mir... ich drang herein... Ich ließ mir nicht den Weg zu Euch verstellen... Ich muß Euch sprechen... Ich bin gelaufen... O, mein Gott!... (Er kniet beim Magnifico und schüttelt dessen Hand beschwörend mit seinen beiden.)

Lorenzo: Ognibene! Wahrhaftig, du erschreckst mich. — Nein, laßt ihn liegen, wo er liegt. Er hat Zutritt. Er ist ein geschickter Junge und obendrein des Botticelli Schüler. — Was gibt es, Ognibene?

Ognibene: Ich lief... ich bin gelaufen... von Florenz... aus meines Meisters Werkstatt... Ach, mein Meister!... Ach, das Bild! Das wunderschöne neue Bild!... Vergebt mir! Ich fand nicht Zeit, den Mantel umzutun... Ich lief in der Jacke... Ach, mein Meister! Der Mönch!... Mein Meister!... Lauro, Gewinn ihn dir zurück!...

Lorenzo (angstvoll drohend): Pico!... Still! Ich will nichts hören. Ich will das nicht hören. — Tretet zurück... Sprich, Knabe, sprich gedämpft! Was ist mit Botticelli?

Ognibene: Du weißt, daß er an einem neuen Bilde malte... Was frage ich! er malte es ja für dich. Ich durfte ihm dienen dabei... Ich bebte vor Freude wie ich es werden sah. Oft schlich ich mich allein herzu und kniete nieder in der Stille der Werkstatt, in der es stand und leuchtete... Es war schöner, als der Frühling, schöner, als die Pallas, schöner, als die Geburt der Venus. Es war die Jugend, die Wollust, das Entzücken, gemalt mit Sonnenschein...

Lorenzo: Und nun? Du mußt dich trennen.

Ognibene: Seitdem er zuerst den Bruder Girolamo im Dome gehört, arbeitete er lässig und schwer und ohne Glück daran. Oft saß er auf einem Schemel, stumm, die Stirn in beide Hände gestützt, und grübelte. Und dann, wenn er das Haupt erhob, starrte er auf das Bild mit Augen, voll von Kampf und Grauen. Und heute...

Lorenzo: Und heute?

Ognibene: Heut war er in San Marco, nach der Predigt... war in des Bruders Zelle... zwei Stunden oder drei, ich weiß es nicht. Und als er heimkam, war seine Miene wie tot, — voll Frieden, doch wie tot. „Ognibene," sprach er, „Gott hat mich gerufen mit fürchterlicher Stimme. Es ist kein Heil im Schönen und in der Lust des Auges. Sag' dem Magnifico, daß ich dem Satan diente und daß ich fortan dem König Jesus dienen will, für welchen der Prophet Girolamo das Wort führt in Florenz. Wenn ich jetzt noch zum Pinsel greife, will ich die schmerzenreiche Mutter malen in tiefer Demut — sag' das dem Medici. Nun will ich meine Seele retten." Und wie er das gesagt, nahm er ein Messer

vom Farbentisch und stieß es in das Bild und schnitt und schnitt es kreuz und quer in Stücke, daß die Fetzen hingen ... (Er schluchzt in seine Hände, als wollte es ihm das Herz zerreißen.)

Lorenzo (mit geballter Faust, starr, in Schmerz und Grimm): Sandro ...

Ognibene: Lauro, Lauro, was sollen wir tun?! ... Ich meine — was gebietet Euere Herrlichkeit? Wollt Ihr ihn rufen? Wollt Ihr zu ihm sprechen? Mich dünkt, wenn er Euch sähe ... Befehlt! Befehlt mir schnell! Ich laufe, ich renne zurück! Ich bringe Euch den Meister und ob es Nacht darüber wird! Ihr könnt alles! Ihr werdet seinen Geist erhellen und befreien ...

Lorenzo (finster und matt): Nein. Laß. Es ist zu spät. Ich will sagen: es ist zu spät am Tage. Sei guten Muts und geh. Geh deiner Arbeit nach. Oder zu Weine. Nimm dir ein Mädchen; vergiß. Ich möchte allein sein. Geht, bis ich euch rufe. Nein, Pico, geh auch du. Und höre ... schick mir die Buben. Ich will mit Nino und mit Piero sprechen. Sie mögen gleich eintreten. Damit — geht.

(Alle entfernen sich, teils über die Stufen, teils durch die Türe rechts im Vordergrund. Lorenzo bleibt allein zurück, in seinem Stuhle herabgesunken, die Löwenköpfe an den Armlehnen mit seinen schlanken und abgezehrten Händen umklammernd. Sein Kinn ruht auf der Brust, sein Blick scheint tief in schweren Gedanken zu wühlen.)

4.

Lorenzo (in Pausen, dumpf, abgerissen): Eifersucht ... Ich habe das nie gekannt. — Ich war allein. Wo war ein Wollen ... ein Wissen um die Macht? Nur hier! ... Oft nahm mich's wunder. — Und ich ließ sie dienen ... Es war schön hier drinnen. — Verstörung ... Leiden ... Brand! — Lächeln? — Umsonst. Ich hasse ihn. Ich ihn auch. Er siegt. Denn er ist aufrecht. Er wirkt. Er verschwendete wie ich, er war nicht weise. Doch es blieb ihm genug ... just eben noch genug, zu wirken. — Vielleicht, weil er gemeiner. — Das Bild? — Fahr' hin! — Ein kleines Mittel. — Es geht um Seelen. Es geht um das Reich. — (Sein Blick haftet auf der Büste zwischen Tür und Fenster.) Caesar ... (Er sinnt lautlos weiter. Piero und Giovanni treten behutsam durch den Vorhang rechts vorne ein, nähern sich ihm und küssen seine Hände.)

Giovanni (kniend): Wie ist Euch, Vater?

Lorenzo: Recht so ... ihr seid's. Ihr macht euch rar, ihr Herren. Wozu hat man Söhne? Zum Pomp? Nach außen hin? Zum stolzen Schein? Wie man eine Gattin hat, aus römischem Adelsblut, mit der ein anderer, ein Vertreter zu Rom vorm Priester stand, die man kaum kennt und Kinder mit ihr zeugte aus Staatsklugheit? So vielleicht?

Giovanni: Vater, wir haben innig Eurer gedacht.

Piero: Wir waren mit Ungeduld Eures Rufs gewärtig.

Lorenzo: Ihr seid sehr artig. Sehr wohlerzogen. Ich wäre wohl ungenügsam, wollt' ich mehr verlangen. Es ist nun so, daß Väter und Söhne

einander die Fernsten sind. Es ist fremder und schwieriger zwischen ihnen, als zwischen Mann und Weib. Kurz, wie dem sei ... Man soll sich nichts vergeben. Soll der Liebe zu eifrig nicht entgegenkommen. Doch ich, daß ich's gestehe, ich habe an euch gedacht, um euch gesorgt ... Es ist darum, daß ich euch rufen ließ ... Mir schien, daß ich zwei Worte an euch zu richten hätte, und daß sie mir beifallen würden, wenn ihr vor mir stündet ... Ihr prüft mich mit den Augen ... Wie findet ihr mich?

Giovanni: Besser, Vater; viel besser! Ihr habt ein wenig Farbe.

Lorenzo: Wirklich? Mein kleiner, freundlicher Giovanni? Seht, nun hebe ich die Hand. Ich will's und tu's. Sie zittert ... und fällt. Und fällt. Da liegt sie; ganz blaß. Ich konnte sie nicht halten. Komm hierher, Nino ... Neig dich zu mir, Piero ... Ich stehe mit einem Fuß in Charons Nachen.

Giovanni: Nicht doch, Vater! Sprecht nicht so schmerzlich! Pierleoni ...

Lorenzo: Pierleoni ist ein Tropf. Er und sein Rivale mit den zerkochten Edelsteinen. Es ist an dem, ich sterbe. Ich gehe, das Gras wachsen zu hören, wie Pulci sagt. Ich gehe, und ihr bleibt. Nun, Piero, was dünkt dich von dieser Lage der Dinge?

Piero: Gott schenke Euch ein langes Leben, Vater!

Lorenzo: Sehr artig! Sehr artig! Doch um zur Sache zu kommen: Bist du bereit, an meinen Platz zu treten?

Piero: Wenn es sein muß, so bin ich's, Vater.

Lorenzo: Fiorenza ... liebst du sie? ... Habe Geduld! Mein Kopf ist unklar — ich schicke das voraus. Ich sehe alles in dunklem Scheine wie bei einer Feuersbrunst; und die Umrisse der inneren Dinge rinnen in einander.

Giovanni: Sollen wir vielleicht auch gehen, Vater?

Lorenzo: Da fürchtet er sich, der Kleine. Nein, bleib nur, Nino. Das Fieber gibt mir den Mut, keck bei Namen zu nennen, was ich fühle. Das lautet dann ein bißchen wunderlich. Doch ich spreche mit Verstand. Piero, ich spreche zu dir. Deine Anwartschaft auf die Gewalt ist groß und wohlbegründet, doch nicht sicher, nicht unantastbar. Du darfst nicht lässig darauf ruhen. Wir sind nicht Könige, nicht Fürsten in Florenz. Kein Pergament verbrieft uns unsere Größe. Wir herrschen ohne Krone, von Natur, aus uns ... Wir wurden groß in uns, durch Fleiß, durch Kampf, durch Zucht: da staunte die träge Menge und fiel uns zu. Doch solche Herrschaft, mein Sohn, will täglich neu errungen sein. Ruhm und Liebe, die Dienstbarkeit der Seelen, sind treulos und falsch. Denkst du zu ruhen und tatenlos zu glänzen, ist dir Florenz verloren ... Höre sie deinen Namen jubeln, laß sie dir Lorbeer streuen, dich auf den Schild erheben, die Größe deiner Taten knechtisch übertreiben: dies gilt nur für den Augenblick, für das, was du bisher vermocht; es versichert dich keines Morgen, keiner gleichen Zukunft, nicht einmal, daß es nicht vielleicht schon abwärts geht in dir, indes sie schreien. Sei auf der Hut! Sei kühl! Bleib unberührt! Sie denken nur an sich. Sie wollen verehren — verehren ist so leicht! Doch teilzunehmen an deinen Kämpfen,

Mühen, Sorgen, an deiner ganzen tiefen Qual um dich, fällt keinem bei... Bewahre dir die schmerzliche Verachtung der trägen Jubler. Du stehst für dich, du ganz allein für dich — begreifst du? Bleib' streng mit dir! Läßt du vom Ruhm dich weich und sorglos machen, ist dir Florenz verloren. Begreifst du?

Piero: Ja, Vater.

Lorenzo: Achte den äußeren Schein der Macht für nichts. Cosimo der Große entzog sich den Augen des Volks und seinen Huldigungen, damit die Liebe sich niemals austobe und erschöpfe. O, er war klug! Wie vieler Klugheit bedarf die Leidenschaft, um schöpferisch zu sein! Doch du bist töricht; ich kenne dich. Du artest zu sehr deiner Mutter nach. Zu viel vom Blute der Orsini fließt in dir. Du willst nur noch im Harnisch gemalt sein, du spielst den Fürsten auf allen Gassen. Sei kein Narr! Nimm dich in acht! Scharfe Augen und eine lose Zunge hat Florenz. Halt' dich zurück und herrsche... Bedenk' auch, daß wir aus dem Bürgerstande, nicht aus dem Adel hervorgegangen; daß wir nur von Volkes wegen sind, *was* wir sind; daß nur, wer uns des Volkes Seele abwendig zu machen trachtete, unser Feind und Nebenbuhler wäre... Begreifst du?

Piero: Ja, Vater.

Lorenzo: „Ja, Vater." Artig, tröstend, besser wissend. Ein ganzer Sohn. Ich bin gewiß, daß du mir keine Silbe glaubst. — Höre, Piero, es möchte schlecht ausgehen, ich rechne damit. Wir möchten fallen, vertrieben werden, wenn ich nicht mehr bin. Das könnte sein — sei still! Florenz ist falsch. Florenz ist eine Dirne. Schön zwar... ach! schön... doch dirnenhaft. Sie möchte zuletzt sich einem Bräutigam ergeben, der mit Geißelhieben um sie wirbt. Dann, Piero, wenn es kommt... wenn das törichte Volk in Reuewut sich gegen uns erhebt, dann, Piero, hörst du, schirme unseren Schatz, den Schatz von Schönheit, den wir angehäuft durch drei Geschlechter... Ich seh' ihn ausgebreitet im Stadthause, in den Villen. Mir ist, als könnte ich die Marmorleiber tasten, die Glut der Bilder mit den Augen trinken... ich greife nach den stolzen Vasen, den Gemmen, den Intarsien, den Münzen, den heiteren Dingen aus Majolika... Wißt, Kinder, ich setzte nicht nur Geld und Sammeleifer — auch meine Bürgertugend setzte ich daran. Mag mich verdammen, wer mich nicht begreift. Ich stand nicht an, das Eigentum des Staates anzugreifen, wenn mir's an Geld gebrach, die schönen Sachen und unsere Feste zu bezahlen. — Unrechtes Gut? — Geschwätz! Der Staat war ich. Auch Perikles griff ohne Zögern nach öffentlichen Geldern, wenn er ihrer bedurfte. Und die Schönheit ist über Gesetz und Tugend. Genug davon. Doch, wenn sie rasen dagegen, Piero, dann schütze unseren Schatz von Schönheit! Rette ihn! Laß alles fahren, doch deck' ihn mit deinem Leben! Dies ist mein Vermächtnis. Versprichst du mir?

Piero: Seid ohne Sorge, Vater!

Lorenzo: Sei in Sorge du! Sei klug! Ich glaube nicht, daß du klug sein wirst, doch rat' ich's dir. Und du, Vannino, mein kleiner freundlicher Giovanni... dich laß ich ruhig. Ich trage keine Furcht um dich. Dein Weg ist vorgezeichnet.

Er führt dich zur Kathedra Petri. Du wirst unserem Wappen die dreikronige Tiara und die gekreuzten Schlüssel hinzufügen ... Ahnst du ein wenig, was das heißen will? Warum ich das mit aller Kunst ins Werk gesetzt? Ein Medici an Christi Statt: verstehst du? Sag' nichts! Lächle mir stumm ins Auge, wenn du den Sinn begreifst! — Er lächelt! Schau, er lächelt! ... Komm, laß dich auf die Stirne küssen! Leb' wohl! Leb' heiter! Ich rufe dich nicht zu großen Taten auf. Deine Seele ist nicht geschaffen, schwere Bürden von Schuld und Größe zu tragen. Meide die Gewalttat, den Frevel, der zu groß für dich. Beflecke dich nicht mit Blut. Bleib' harmlos und ungetrübt. Sei ein heiterer Vater den Völkern. Der Vatikan erklinge von Saitenspiel und Frohsinn. Scherze und Späße mögen die Blitze sein, die vom Throne dieses Kronion zucken ... die schönen Künste sollen lieblich blühen unter deinem Hirtenstab, und Ergötzen verbreite sich von deinem Sitz in alle Lande. Versprichst du?

Giovanni: Ich will Eurer holden Worte sorgfältig eingedenk sein, lieber Vater.

Lorenzo: Nun denn, so geht. Habt alle beide Dank — und geht. Ich bin sehr müde. Mich verlangt nach tiefer Stille. Lebt wohl, ihr Jungen. Liebt einander. Denkt an mich. Lebt wohl!

(Die Brüder verlassen behutsam das Zimmer durch die Tür, durch die sie eingetreten. Giovanni läßt dem Piero mit einer liebenswürdigen Bewegung den Vortritt.)

5.

Lorenzo (allein): „Ja, Vater" ... Er verstand kein Wort. Ich sprach zu mir. Mir ist nicht leichter. Einer ist, mit dem es gälte, sich auszusprechen ... Unmöglich! ... Florenz! Florenz! Wenn sie sich ihm ergäbe, dem fürchterlichen Christen! ... Sie liebte mich, um die wir ringen — der Traurige und ich. O Welt! O tiefste Lust! O Liebestraum der Macht, süßer, verzehrender! ... Man sollte nicht besitzen. Sehnsucht ist Riesenkraft; doch der Besitz entmannt! ... Wir tauschten Seligkeit, solange mein Wille die zarten Kräfte spannte. Dies Heldentum reizt sie, die Lüsterne! Nun, da es in mir brach, verachtet sie mich ... Sie ist gemein, ist unermeßlich gemein und grausam. Was buhlen wir um sie? — Ach, ich bin müde bis in den Tod. —

(Fiore ist im Hintergrunde, auf der Höhe der Stufen, erschienen: die Hände auf dem Leibe zusammengelegt, symmetrisch, künstlich, geheimnisvoll. Sie läßt von ihrem Standorte aus, unter den gesenkten Lidern hervor, einen ganz kurzen Blick zu Lorenzo zucken und steigt dann langsam mit einem Lächeln ins Zimmer hernieder.)

Fiore: Wie geht es dem Gebieter von Florenz?

Lorenzo (zuckt auf, kämpft sich empor. Ein schmerzliches, leidenschaftliches Lächeln spannt seine Züge): Wohl! Wohl! Vortrefflich, meine Schöne! Ihr seid's? Es geht mir gut! Wie sonst? Saß ich ein wenig versunken da? Ich

dichtete! Ich ersann ein kleines Lied auf die Lieblichkeit Eurer Nasenflügel, wenn sie sich spöttisch öffnen! Nun, da ich dichtete, was folgt? Daß ich gesund bin wie der Fisch im Wasser! Wer dichtet, bekundet einen Überschwang von Laune...

Fiore: So beglückwünsche ich Euch.

Lorenzo: Und ich danke Euch, meine gnädige Göttin! Ich sehe Euch noch nicht; doch Euere kühle, süße Stimme umspült mein Herz... Und nun gleich — nun werde ich Euch sehen!... O! Euere Schönheit! Wollt Ihr Euch zu mir setzen? Hier auf den Schemel? Obgleich es besser mir anstünde, meinen Platz zu Euren Füßen zu nehmen? — Ihr seht, sie haben mich allein gelassen, — und ich beklage mich nicht darüber. Möglich sogar, daß ich selbst sie ihrer Wege schickte, die Müßigen. Man gedenkt tiefer Eueres Reizes, man liebt Euch besser in der Einsamkeit.

Fiore: Und also liebt Ihr mich noch, Lorenzo de' Medici?

Lorenzo: Noch? Euch? Dich? Dich sollte ich nicht mehr lieben? Du weißt nicht, daß alle Kräfte meines Gemütes und meines Verstandes sich verzehren nach dir?

Fiore: So begreife ich nicht, weshalb Ihr nicht aufsteht aus Eueren Kissen und mir Feste gebt.

Lorenzo: Feste... Gewiß doch, — Feste... Ich bin ein wenig müde.

Fiore: Meiner?

Lorenzo: Scharf und süß!.. Ich liebe Eueren Hohn!

Fiore: Wie wäret Ihr müde, wenn nicht meiner?

Lorenzo: Gestattet, daß ich meine Hand auf Euere Stirne lege! Nicht wahr, sie glüht? Dies Fieber — Pierleoni sagt, es rühre daher, daß Jupiter und Venus so stünden zur Sonne, so zu einander und mir Schaden täten. Pierleoni weiß nichts. Dies Fieber entzündete mein Blut, als ich Eurer zum ersten Male ansichtig ward, als zum ersten Male meine Seele Eueren Reiz begriff; und es hat fortgeglüht seit jener Stunde. Wißt Ihr? Ferrara... Der Herzog kam mir auf dem Po entgegen in goldener Gondel, rings umgeben von bunten Barken, darinnen Fahnen flatterten, Musik erklang und Sänger mich begrüßten. Mit Blumen waren die Ufer bestreut, wo die Statuen der frohen Götter schimmerten; und zwischen ihnen standen schlanke Knaben, die Kranzgewinde in den Händen hielten. Doch jede Barke trug ein holdes Weib, beziehungsvoll geschmückt. Das waren die Städte Italiens, die mir entgegenzogen. Und eine, eine sah ich unter allen, Lorbeer im Haar und Lilien in der Hand. Und die Buffonen sangen mir in frechen Versen, du seiest Fiorenza, du, — die Süße, Eine, der Ruhm, der Glanz, die Liebe und die Macht, das Ziel der Sehnsucht, du, die Blüte dieser Welt, und werdest mein sein... Ich sah dich an, und eine Pein ergriff mein Herz, ein Weh, ein Trotz und eine tiefe Drangsal — wie nenn' ich es? — nach dir! nach dir! dich haben, Weltenblume, schillernde Verführung, und an dir sterben!

Fiore: Armer Sieger! Was gäbt Ihr in den Kauf, könntet Ihr diese Pein für Euere Müdigkeit zurückgewinnen?

Lorenzo: Ich fühle sie! Sie ließ mich niemals wieder! Besitzt man dich? Endet je der Kampf um dich? Gibts eine Ruhe je in deinen Armen?... Du fielst mir zu, du Wundervolle. Weißt du den Abend nach dem Fest? Du kamst... Du tratest durch den Marmorrahmen der Tür zu mir herein. Und als ich im golddunklen Gemach zum ersten Male dich umschloß, mit meinen Lippen deinen Mund gewann, — da fühlte ich den Dolch, den du im Mieder trägst, und dachte an Judith... Dein Vater haßte uns Medici. Er schwor zum Pitti, wir schickten ihn ins Elend, und die Verbannung sah deine Schönheit erblühn. Vielleicht, daß du dich nur ergabst, um Rache zu nehmen? Daß im Augenblick der tiefsten Lust der giftige Tod mich traf? Wie oft, und war die Liebesstunde noch so trunken, forschte ich in deinen rätselhaften Augen, lauschte ich hinter deine kühle, geschliffene Rede... Hast du mich je geliebt? Je einen, dem du dich ergabst? Folgst du nicht neugierig nur der Kraft der Sehnsucht, die nie befriedigt entschlummern darf, die im Besitze stets neu sich gebären muß, wenn sie dich schmählich nicht verlieren will? Für den, Madonna, der von Eurem Reiz gekostet, gibt es nie Ruhe mehr, nicht im betrachtenden Erinnern an Vergangenes und nicht in Träumen von Zukunft. Nur eine stete, scharfe Gegenwart, wach, schicksalsvoll, gefährlich und — verzehrend...

Fiore: Hört, Herr Lorenzo! Ich bin nicht gekommen, um mit Euch über die Kunst der Liebe zu disputieren. Ich bin ein Weib; doch schien es oft, als liege Euch an meiner Stimme und Meinung auch über ernste Dinge?

Lorenzo: Redet, ich bitte Euch.

Fiore: Nun denn, ich kam, Euch über die Fahrlässigkeit, mit welcher Ihr dem üblen Gang der öffentlichen Dinge zusehet, mein Erstaunen zu zeigen... Ihr hörtet nie von einem Mönch, Hieronymus Ferrariensis mit Namen und Prior von San Marco?

Lorenzo (sieht sie an): Ich hörte von ihm.

Fiore: Und hörtet, daß er die Stadt mit Worten sich unterwirft, die Jugend sich zu Füßen zwingt, die Künstler in Asche und Buße niederwirft, das Volk aufwiegelt wider Euch und Euer Regiment und sich selbst als Sendboten des Gekreuzigten anbeten läßt?

Lorenzo: Ich hörte davon.

Fiore: Seht doch! Und duldet dies alles, sanftmütig, in den Kissen Euerer Müdigkeit?

Lorenzo: Wenn Florenz ihn liebt, kann ich's nicht hindern und will's nicht hindern.

Fiore: Er beschimpft Florenz.

Lorenzo: Und Florenz liebt ihn dafür.

Fiore: Wollt Ihr auch dulden, daß er mich beschimpft?

Lorenzo: Tat er das?

Fiore: Ich will Euch diese Sache von Anbeginn erzählen. Sie hat ihren Ursprung nicht erst in Santa Maria del Fiore.

Lorenzo: Ihr waret im Dom?

Fiore: Wie alle Welt.

Lorenzo: Ihr waret oft im Dom?

Fiore: So oft es mir beliebte... So regelmäßig wie ganz Florenz. Und aus gerechterer Neugier als ganz Florenz. Ich kenne diesen Mönch aus frühen Tagen.

Lorenzo: Aus frühen Tagen?

Fiore: Aus Tagen, da des Ruhmes Krone noch unsichtbar hoch über seinem häßlichen Haupte schwebte. Das ist rasch berichtet. Zu Ferrara, in Nachbarschaft des Häuschens, darin mein Vater vor Eueren Häschern mit mir Unterkunft gefunden, lebte ein Bürger, Herr Niccolo mit Namen, gelehrt, begütert und von altem Stamm, bei Hofe wohl gelitten; er lebte dort mit seinem Weibe, Monna Helena, und seinen Kindern, zwei Mädchen und vier Knaben, denn der älteste war schon von Haus und hatte Sold genommen... Ich war ein Kind noch oder fast ein Kind, zwölf Jahre, dreizehn — doch ich war schon schön (wollt Ihr das glauben?) und die Augen der Jünglinge stellten mir nach... Ich hielt gute Nachbarschaft mit Denen von nebenan. Von Haus zu Haus ging ein Verkehr, man plauderte durchs Fenster, man besuchte einander, man spazierte zur Sommerszeit vors Tor hinaus, um auf den Fluren einander zu haschen und zu kränzen... Aber einer der Nachbarssöhne schloß sich von unserer frohen Freundschaft aus, der Zweite, um achtzehn, wie mich dünkt, schwach, klein und häßlich wie die Nacht. Er war menschenscheu, und wenn Ferrara strömte, den öffentlichen Festen zuzuschauen, begrub er sich in Büchern, spielte auf seiner Laute traurige Melodien und schrieb, was niemand lesen durfte. Man dachte, einen Arzt aus ihm zu machen, und so oblag er dem Studium der Philosophen, den Kopf in seinem Kämmerlein gebückt auf Thomas Aquinas und die Erklärer des Aristoteles... Oft neckten wir ihn und warfen durchs Fenster Orangenschalen auf sein Lesepult; dann blickte er auf mit einem verächtlichen und unglückseligen Lächeln... Zwischen mir und ihm stand es absonderlich. Mit Angst und Abscheu schien er meinen Anblick zu fliehen und doch verdammt zu sein, mir zu begegnen auf Schritt und Tritt, — im Hause, auf der Gasse... Dann war es, als wollte er feig und scheu beiseite weichen, doch zwang er sich und preßte die dicken Lippen aufeinander, ging mir entgegen, ging an mir vorbei und grüßte, verfärbt, mit wundem, schwerem Blick. So kam's, daß ich begriff, er war verliebt in mich, und freute mich der Macht, die über seinen trüben Hochmut mir zugefallen. Ich zog ihn spielend an, ich gab ihm Hoffnung und verstieß ihn wieder mit einer Miene. Es ergötzte mich, den Umlauf seines Blutes zu beherrschen mit meinen Augen. Da ward er stummer noch und magerer, begann ein Fasten, daß sich ihm die Augen höhlten, und lange Stunden sah man in den Kirchen ihn kauern, mit der Schärfe einer Altarstufe sich die Stirn zerschneidend. Ich aber, aus Neugier, ließ es sich treffen, daß er sich eines Tages ums Dunkelwerden allein mit mir im Zimmer fand. Ich saß und schwieg und wartete. Da stöhnte er und ward zu mir gezogen und flüsterte und schluchzte und gestand... Und da ich ihm zum Schein erstaunt sein

Tun verwies, befiel es ihn wie Rasen, unmenschlich schier, und keuchend lag er mir an mit Betteln und mit Lechzen, ihm zu gehören. Ich nun, mit Abscheu und Entsetzen, stieß ihn von mir — mag sein, ich schlug nach ihm, weil er sein gieriges Klammern nicht lösen wollte. Und wie ich das getan, riß er sich empor mit einem Schrei, heiser und unverständlich, und stürzte fort, die Fäuste vor den Augen.

Lorenzo: Ich begreife ... ich begreife ...

Fiore: Er hieß Girolamo. Bei Nacht entwich er nach Bologna und nahm das Kleid des heiligen Dominikus. Er predigt Buße in unerhörten Lauten. Man lacht, man staunt, man unterwirft sich. Sein Name fliegt durch Italien. Eure Neugier, verwöhnte Herren, zieht ihn nach Florenz. Und er wird groß in diesem Florenz ...

Lorenzo: Du hast ihn groß gemacht!

Fiore: Ich — ihn? So hört, wie er mir lohnt! Vor allem Volke hat er mich beschimpft, heute, im Dom ... auf mich gewiesen hat er mit seinem Finger, hat mich mit Worten bespien und mich der großen Babel verglichen, mit der die Könige buhlen!

Lorenzo: Die Könige —! — Du hast ihn groß gemacht! Größer als mich, dem du dich gabst.

Fiore: Größer als Euch? Das find' ich, ist nicht entschieden, das will entschieden sein, — höret, mein Freund ... wenn Ihr ihn rufen ließet? Hier vor Euch hin? Sei es, um nur zu sehen, wie hülflos das Mönchlein über den Teppich stolpert, wenn es gilt, vors Antlitz des Magnifico zu treten. Dann sei sein Rhodus hier. Höret ihn an, erwidert ihm. Laßt ihn sich mit Euch messen. Erkennt Ihr seine Nichtigkeit, so schickt ihn in Gnaden heim in seine Zelle, auf seine Kanzel. Er mag Euch fürder schmähen nach Belieben, Euch — und mich. Und fühlt Ihr seine Übermacht, liegt es bei Euch, mit starken und kalten Argumenten sie aus der Welt zu leugnen. Er ist in Eurer Macht: er gehe, seid Ihr ein Mann, nicht wieder daraus hervor ...

Lorenzo: Und wenn ich mich solcher Argumente schämte? ... Du weißt, daß ich mich ihrer schämen würde!

Fiore: Nichts weiß ich. Ich erwarte. Ich warte ab, wie jeder sich erweist. Ich schaue auf das Ergebnis. Von mir, wahrhaftig, erwartet keinen Dank, wenn Ihr Euch schämt, der Stärkere zu sein!

Lorenzo: Er würde nicht kommen. Wo ist ein Vorwand, ihn herzurufen?

Fiore: Ihr seid recht krank. Habt Ihr niemals gelogen? Ihr ruft den Priester. Ihr fühlt Euch leidend — Ihr wünscht zu beichten. Ihr wünschet geistigen Rat.

Lorenzo: In Wahrheit, den wünsch' ich! Nach dem verlangt mich! Um mich her ist Leere und Entsetzen in diesem Augenblick. Ich sehe Euch nicht, Madonna. Ich sehe nicht, daß Ihr schön seid. Ich begreife nicht mehr die Sehnsucht! Ich wünschte, Euch zu verachten, doch es graut mir vor Euch ... Wohin wende ich mich? Wohin von Euch? ... Man rufe Ficino! ... Ach, das ist Spiel! ... Man rufe den Bruder Girolamo! Ihr habt recht! Er komme!

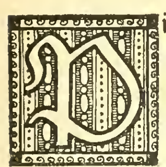
Fiore: Er kommt.

Lorenzo: Wie denn: er kommt?

Fiore: Ich rief ihn Euch. Ich wußte, daß Euch nach ihm verlangt. Ich sandte nach ihm, heute nach der Predigt. Nachdem er mich beschimpft. Er ist unterwegs. Ihr dürft ihn mit jedem Augenblick erwarten.

Lorenzo: Mit jedem Augenblick... Bei Gott, Ihr wißt zu handeln! Euere Lüsternheit ist groß nach dieser Begegnung! Mit jedem Augenblick... der Widersacher in Careggi... Heute und gleich!... Gut denn, er komme nur! Macht er mir Furcht? Ich werde ihn nicht abweisen lassen, wenn er kommt. Will ich ihn noch hören, so mocht' es an der Zeit sein, ihn zu rufen... Doch vorher ruft mir Menschen! Ruft mir meine Gefährten! Pico soll kommen und die andern! (Fiore greift nach einer Glocke und rührt sie.) Habt Dank, Madonna! Ich liebe Euch. Schlecht wär' ich gerüstet, diesen Propheten zu empfangen, liebt' ich Euch nicht... Da seid ihr, Freunde! Gönnt mir ein Weilchen noch euere heitere Gegenwart!

6.



Pico, Ficino, Poliziano, Pulci und Pierleoni kommen über die Stufen.

Pico: Ei, sieh doch, Lauro! Wir glaubten dich einsam ruhend, und du beendest eben, wie mir scheinen will, ein Stelldichein und Liebesstündchen!... Habt ehrerbietigen guten Tag, Madonna... Aber Lauro, im Ernst: Dann darfst du auch den munteren Jungen dich nicht versagen, die draußen auf deinen Anblick warten schon stundenlang; ein Häuflein Künstler, Francesco Romano an der Spitze, Aldobrandino...

Lorenzo: Der auch? Gut, gut, die will ich haben. Die brauch' ich. Die sollen kommen. (Es wird Weisung auf die Galerie hinaus erteilt.) Ich bin bei Laune, ihr Herren! Ich habe gute Nachricht erhalten! Besuch wird kommen! Ich erwarte noch heute einen berühmten und liebenswürdigen Gast. Laßt, ihr erratet ihn nicht. Auch du nicht, Pico. Ich aber erwart' ihn mit Ungeduld und bin es höchlichst zufrieden, daß meine Künstler kommen, um mir die Zeit zu kürzen, bis zu seinem Eintritt in dieses Zimmer... Da sind sie! Seht Aldobrandinos rotes, unschuldvolles Gesicht! Seht Leones verliebte Nase! Und Ghino, den hellen Götterliebling!... Seid mir willkommen, Kinder!

(Die elf Künstler sind behutsam und unter Verbeugungen hereingekommen.)

Aldobrandino: Heil und Segen Euerer Herrlichkeit!

Grifone: Gesundheit und Freude dem göttlichen Laurentius Medici!

(Sie drängen sich um ihn, knien nieder, beugen sich über seine Hände.)

Lorenzo: Habt Dank! Habt Dank! Seid sicher, daß ich mich herzlich eures Kommens freue!... Laß sehn, wer seid ihr alle! Da ist Ercole, mein wackerer Goldschmied... und Guidantonio, der die schönen Stühle macht... Recht so, nun sehe ich auch Simanetto, den herrlichen Architekten, und Dioneo, der das Wachs zum Menschenbildnis formt... Was macht die Kunst, Pandolfo?... Daß ich unseres Meisters Francesco mit einem Blick gewahr ward, erwähn' ich nicht.

Aldobrandino: Es ist wahr, Euer Exzellenz, — Meister Francesco ist ein großer Maler und trotz der Verschlossenheit seines Mundes uns allen in der Kunst voran; doch in der Liebe zu Euch, gnädiger Herr, steht keiner von uns ihm nach, und einer oder der andere, sollt' ich denken, mag ihm darin wohl gar überlegen sein. Darf ich mir, da es mir eben beifällt, die Bemerkung erlauben, daß ich noch nicht lange wieder die Luft der Heimat atme?

Lorenzo: Wahrhaftig, mein guter Aldobrandino, du hast recht! Du warst abwesend! Du warst in Rom — ich erinnere mich genau. Du hattest Arbeit dort, nicht wahr?

Aldobrandino: Freilich, Herr, und bei hochgestellten Liebhabern, wie ich hinzufügen möchte. Aber dann drang das Gerücht zu mir, daß Lorenzo de' Medici, mein großer Auftraggeber, unpäßlich sei, und ohne Verzug ließ ich alles im Stich und eilte nach Florenz mit solchem Eifer, daß ich den Weg von Rom in weniger denn acht Stunden zurücklegte!

Grifone: Das prahlt er, Herr. Das heiße ich unverschämt geprahlt! Kein Mensch legt diesen Weg in acht Stunden zurück. Das ist gelogen.

Aldobrandino: Ihr hört, gnädiger Herr, wie Dieser mich bei Euch zu verleumden sucht!

Lorenzo: Ruhig, Kinder, das ist kein Grund zum Zanke. Gesetzt, daß es wohl unmöglich ist, in acht Stunden von Rom zu kommen, so sagt Aldobrandino es doch nur, um mir seine Liebe zu bezeugen und sie mir auf poetische Art recht deutlich vor Augen zu führen. Und dafür will ich ihn nicht schelten.

Aldobrandino: Das ist eine herrliche Auslegung, Herr. Doch kennt Ihr bei alldem meine Ergebenheit noch nicht ganz, wißt nicht, was alles ich um ihretwillen zu dulden und schweigend zu verwinden bereit bin ... Dies wenigstens muß ich sagen dürfen, gnädigster Prinz ... Gut, gut! Ich mache kein Aufhebens.

Grifone: Du tust wohl daran. Wir sind um wichtigerer Dinge willen hergekommen. Es gilt, über die Festlichkeiten zu beraten, Magnifico, die zur Feier Euerer Genesung veranstaltet werden müssen.

Lorenzo: Meiner Genesung ...

Grifone: Das will ich meinen. Mit Euerer großmütigen Erlaubnis mein' ich das. Man sollte denken, daß Lorenzos Genesung keine schlechte Gelegenheit zur Ausarbeitung eines schönen Triumphzuges mit nachfolgendem Tanz und öffentlichem Gelage abgeben würde. Mein Kopf ist voller Entwürfe. Gebt die Veranstaltung in meine Hand, und es soll ein Fest geben, dessen Beschreibung gedruckt durch ganz Italien laufen soll.

Lorenzo: Gut, gut, Grifone. Ich danke dir, mein Junge. Ich rechne auf dich. Wir kommen mit einander auf diesen Punkt zurück. Nun, will ich hören, ob Ercole gearbeitet hat, seit ich ihn nicht sah ... Was spürst und prüfst du im Zimmer umher, Guidantonio?

Guidantonio: Verzeihung, gnädiger Herr ... ich betrachte die Einrichtung. Einiges ist gut. Der Stuhl, auf dem die Herrlichkeit Euerer Exzellenz gerade

sitzt, ist von mir. Ein schönes Stück. Aber die übrigen Dinge sind recht veraltet, das verzeiht mir, und nicht auf der Höhe des Geschmacks. Ich habe Euch ein Zimmer in der Arbeit, in dem antike Motive aufs Herrlichste zu neuzeitlicher Bequemlichkeit verarbeitet sind. Darf ich Euch die Zeichnungen bringen?

Lorenzo: Tu das mit nächstem, mein Freund. Ich werde nicht umhin können, das Zimmer zu bestellen, wenn es sonst an Geschmack und Wohnlichkeit ein echter Guidantonio ist. Und also denn, Ercole, laß von den schönen Sachen hören, die du ausgeführt hast!

Ercole: Kleinigkeiten, Herr; doch es sind hübsche Einfälle darunter, die Euch gefallen werden. Ein schönes Salz- und Pfefferfaß mit Figuren und Laubwerk habe ich eigens für Euere Tafel bestimmt. Ihr werdet mir dafür zahlen, was ich verlange, sobald Ihr es seht. Ferner habe ich eine Medaille mit Eurem Bildnis gemacht und auf der Rückseite Moses dargestellt, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt. Ich habe als Umschrift hinzugefügt: Ut bibat populus.

Lorenzo: Es hat getrunken ... das Volk! — Präge mir die Medaille, mein Ercole. Präge sie in Silber und Kupfer. Ich lobe sie, ohne das Modell gesehen zu haben. Du hast ihn gut gewählt, deinen Spruch. Ut bibat populus ...

Ercole: Aber das Herrlichste ist ein kleines Brevier zu Ehren der Mutter Gottes, mit einem Deckel von massivem Golde und überaus reich gearbeitet. Außen, seht Ihr, ist die Jungfrau abgebildet, in Edelsteinen, die ganz allein schon sechstausend Scudi wert sind ...

Aldobrandino: Pack ein, Ercole! Lorenzo wird dein Brevier nicht kaufen.

Lorenzo: Und warum wird er nicht?

Aldobrandino: Weil ihm das Zeichen der Jungfrau gar nicht gefällt. Jedenfalls hat er sich stets nach Kräften bemüht, in Florenz so wenig Jungfrauen wie möglich übrig zu lassen!!

(Gelächter und Beifall.)

Leone: Das ist unverschämt! Das ist ein unverschämter Diebstahl, Magnifico! Dieser Witz ist von mir! Vor einer Stunde habe ich ihn im Garten erfunden. Ich rufe diese Herren zu Zeugen auf ...

Aldobrandino: Du solltest deinen Neid nicht so häßlich zur Schau tragen, Leone. Du magst vorhin etwas Ähnliches gesagt haben, ich gebe das zu. Aber du tatest es in ganz anderem Zusammenhange, und auf jeden Fall zeugt es von bösem Charakter, mir den Beifall dieser edlen Herren für meine Geistesgegenwart zu mißgönnen.

Leone: Wenn hier nicht Lauro säße, und Madonna Fiore, du Aufschneider, so würde ich dir ins Gesicht sagen, daß du ein läppischer Schwätzer bist!

Aldobrandino: Und ich würde dir der Wahrheit gemäß erwidern, daß deine Ähnlichkeit mit einem stinkenden Ziegenbock zum Verwechseln groß ist ...

Lorenzo: Aldobrandino! Leone! Genug! Ich erkläre diese Sache für beigelegt. Ich kenne euch beide als witzige Köpfe ... Komm her, Leone, erzähl' uns etwas! Gib ein Abenteuer zum Besten, du Schwänkereicher! Wir wollen wett

machen, was dir an Beifall verloren ging. Sieh, wie unsere Herrin dich mit den Augen bittet! Sie liebt deine Historien. Und unser Meister Francesco ... steht ihm das Verlangen nicht in der Miene geschrieben? Möchtest du, daß Leone uns eine zärtliche Geschichte erzählt, mein Francesco, — ja oder nein?

Francesco Romano (rollt seine schwarzen Augen, schmunzelt, tut dann zum ersten Male den Mund auf und sagt mit starker, naiver Stimme): Ja.

Lorenzo (sehr erheitert): Hörst du's Leone? Der Meister versteht sich besser aufs Malen, denn aufs Wortmachen; doch was er sagt, hat Schwergewicht und Kern. Unmöglich, dich zu weigern. Fang' an! Madonna ist die Königin des Tages. Sie ruft dich auf, und dieser edle Kreis erwartet deine Novelle.

Leone: Nun also, aufgepaßt! Doch bitt' ich sehr um Nachsicht bei den Herren Gelehrten. Ich schwatze wie mir's einfällt, ohne Kunst. Ich bin kein Novellist, ich fable nicht, hab's auch nicht nötig zu fabeln wie ein Dichter. Ein Dichter, wie man weiß, genießt und liebt nur mit dem tintigen Gänsekiel; ich aber tu's mit einem anderen ergiebigen Stift...

(Heiterkeit. Bravo-Rufe.)

Und demnach bericht' ich wahrhaftig, wie Cupido das letztemal mir hold gewesen. Hört zu! — In der Lombardei, wo ich kürzlich bei einem Freunde zu Gast war, ist ein Nonnenkloster gelegen, das wegen seiner frommen und im Geruche der Heiligkeit stehende Äbtissin große Berühmtheit genießt. Nun gehört aber eine Base meines Freundes, namens Fiammetta, zu den Bewohnerinnen dieses Klosters, und da er sie eines Tages am Gitter besuchte, durfte ich ihn begleiten. Kaum hatte ich sie erblickt, als ich in Liebe zu ihrer Jugend und Schönheit entbrannte, und an ihren Augen erkannte ich, daß auch sie für ihr Teil nicht wenig Wohlgefallen an mir fand. Von nun an war all mein Trachten darauf gerichtet, wie ich mich ihr aufs innigste zu nähern vermöchte, und da ich in solcherlei Angelegenheiten nicht ohne Erfahrung bin, so hatte ich bald einen Plan entworfen, wobei mir der Umstand zu Hülfe kam, daß, wie mir berichtet ward, in dem Kloster die Stelle eines Gärtners vakant war. Ich veränderte auf alle Fälle ein wenig mein Gesicht, indem ich mir den Bart schor, tat ärmliche Kleidung an und meldete mich bei der gestrengen und heiligen Äbtissin als Anwärter auf die Gärtnerstelle, wobei ich zum Überfluß mir den Anschein gab, als sei ich stumm, was ein vortrefflicher Einfall war, da ich hierdurch die keusche Dame noch vollkommener meiner blöden Ungefährlichkeit für ihre Schäfchen versicherte. Ich ward angenommen und trat alsbald in Dienst. Auch fügte es sich gar bald, daß ich im Garten bei der Arbeit mit der reizenden Fiammetta zusammentraf, mich ihr zu erkennen gab und ihr erklärte, daß ich, wie nicht stumm, so auch sonst mit keinem Leibesgebrechen behaftet sei, wovon ich sie herzlich bat, sich genau und völlig zu überzeugen. Und da ihre Wünsche den meinen feurig entgegenkamen, so nahm sie mich an dem ersten Abend, da sich Gelegenheit bot, mit sich in ihre Zelle, wo ich die Nacht bei ihr verblieb; und ich versichere euch: wenn ich bei der Arbeit des Tages aus Mangel an Übung es irgend hatte fehlen lassen, so zeigte ich mich bei

derjenigen der Nacht höchst anstellig und geschickt. Ja, der Liebreiz meiner kleinen Fiammetta begeisterte mich in mehr als einer Nacht zu großen Taten und hätte das noch in vielen Nächten getan, wenn nicht der Neid unserem Glücke ein Ende gemacht hätte. Zwei häßliche Nönnlein nämlich, die keinen Liebhaber hatten und insgeheim so gut sie konnten, ihren Bedürfnissen abhelfen mußten, machten die Entdeckung, daß man den Bock zum Gärtner gesetzt habe, wurden von Mißgunst gegen ihre liebliche Schwester erfüllt und standen nicht an, ihre Beobachtungen der frommen Äbtissin zu hinterbringen. Um sicher zu gehen, beschloß man, uns auf frischer Tat zu ertappen. Man paßte uns auf, und eines Abends spät, als Fiammetta mich wieder zu sich eingelassen hatte, eilten die zwei neidischen Nönnlein vor die Zelle der Äbtissin, pochten gar verzweifelt und meldeten, daß der Fuchs in der Falle sei. Die nächtliche Störung mag der heiligen Frau ungelegen gekommen sein, wie sich erweisen wird; doch sprang sie eilends aus dem Bette, fuhr Hals über Kopf in die Kleider und begab sich mit den beiden Verräterinnen zu Fiammettas Zelle. Die Tür ward aufgesprengt, Licht ward entzündet, und unsere zärtlichste Umarmung vor den Blicken preisgegeben. Fiammetta und ich waren anfangs schreckerstarrt. Kaum aber hatte ich mich ein wenig gesammelt und die Äbtissin, welche sich in Schmähnamen und Verwünschungen erging, ein wenig schärfer ins Auge gefaßt, als ich eines verwunderlichen Umstandes gewahr ward. Die heilige Frau nämlich hatte, als sie im Dunklen ihre Haube aufzusetzen vermeint hatte, eine Priesterhose über den Kopf gestülpt, deren Kniebänder ihr gar seltsam an beiden Seiten auf die Achseln hinunter hingen. Madonna (sprach ich, indem ich den Strom ihrer Schimpfrede unterbrach — und sie machte große Augen, da sie den Stummen reden hörte) — wollt doch zuvörderst nur Euer Kopfzeug festknüpfen und saget hernach, was Ihr wollt! Da ward sie ihres Fehlgriffes inne und stand wie mit Blut übergossen, denn sie wußte wohl, wo der Besitzer der Hose sich befand. Wütend stürzte sie fort und mit ihr die beiden Verräterinnen, so daß meine Fiammetta und ich allein zurückblieben und in dieser Nacht noch einmal unbehelligt alle Seligkeiten des Himmels — —

(Er hat unter wachsender Heiterkeit erzählt. Gewisse Pointen werden von den Künstlern und Humanisten stürmisch applaudiert. Auch Fiore beteiligt sich daran. Lorenzo, vollständig abgelenkt, ist der Novelle mit kindlicher Lust gefolgt. Gegen Ende der Geschichte ist im Zimmer eine tumultuarische Fröhlichkeit entstanden. Lorenzo lacht herzlich; die Künstler wollen sich ausschütten. Plötzlich aber unterbricht sich der Erzähler, und eine jähe Stille tritt ein).

Ein Page (ist vorn rechts durch den Vorhang eingetreten und meldet mit heller, klar vernehmbarer Stimme): Der Prior von San Marco.

(Pause.)

Poliziano (entsetzt, ohne seinen Ohren zu trauen): Was sagst du, Knabe?!

Der Page (eingeschüchtert): Der Prior von San Marco.

(Stille. Alle Blicke sind in höchster Ratlosigkeit auf Lorenzo gerichtet. Man sieht nichts als offene Münder und verstörte Augenbrauen.)

Lorenzo (zum Pagen): Tritt näher, du. Wie heißt du?

Der Page: Ich heiße Gentile, gnädiger Herr.

Lorenzo: Gentile... Das ist hübsch. Geh' nochmals bis dorthin, Gentile, und komm' zurück. Ich seh' dich gerne; du verstehst zu gehen. Deine Hüften sind schön. Bleib' so stehen... Aldobrandino, merk' dir diese Linie. Nimm diesen Ring, Gentile, weil du meinen Augen wohlgetan. Und den du meldetest, der trete nun ein.

Poliziano: Du wolltest!...

Lorenzo: Ich will.

(Der Page ab. Totenstille. Der Vorhang wird wieder gehoben. Das fahle, gramvolle und leidenschaftliche Profil des Ferraresen schiebt sich langsam ins Zimmer. — Es ist von einer verstockten Häßlichkeit und steht mit seiner wilden und knochigen Großzügigkeit in erschreckendem Gegensatz zu der Kleinheit und Schwächlichkeit der übrigen Gestalt. Es ist von der Kapuze des schwarzen Überwurfes umrahmt, den der Mönch über der weißen Kutte trägt. Zwischen der heftig gebuckelten Nase und der schmalen, kantigen Stirn ist ein scharfer Einschnitt. Die wulstigen Lippen sind mit einer Art Innigkeit geschlossen, ein Ausdruck, der die aschfarbenen Höhlungen seiner Wangen noch zu vertiefen scheint. Die stark gezeichneten, an der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen sind emporgezogen, wodurch die Stirn in tiefe, wagerechte Furchen gelegt und den kleinen, von den Schatten der Erschöpfung umlagerten Augen ein zugleich stumpf und tief schauender Ausdruck verliehen wird. Er ist außer Atem von dem weiten und schnellen Gang, doch sucht er, es zu verbergen. Seine Hände, jetzt noch in den Ärmeln seiner Kutte, scheinen wächsern und zittern, wenn er sie erhebt. Seine Stimme ist zuweilen von einer nervösen Verzagtheit, zuweilen gewinnt sie, man weiß nicht, woher, eine wilde und harte Kraft.

Die Künstler weichen bei seinem Eintritt tief ins Zimmer zurück, sie geben ihm Raum im Überfluß. Sie halten sich zu einander; einer ergreift den Arm des anderen, wendet sich halb und starrt über die Schulter mit gerunzelten Brauen, mit von Ekel, Verständnislosigkeit und Furcht verzogenen Lippen auf den Mönch. So ziehen sie sich allmählich über die Stufen und nach links durch die Galerie zurück, mit ihnen die Humanisten. Pico ist der letzte, der verschwindet. Neugierig wirft er noch Blicke hinter sich auf die Gruppe der drei, die im Zimmer zurückbleiben, und entfernt sich schließlich auch seinerseits auf leisen Sohlen.

Des Ferraresen geradeaus gerichteter Blick trifft auf Fiore, die in kunstvoll geordneter Haltung zu Lorenzos Füßen sitzt. Er zuckt zusammen, ein Ausdruck von Qual verstört einen Augenblick sein Gesicht. Dann reckt er sich auf, faßt scharf Lorenzo ins Auge und beschreibt mit Haupt und Oberkörper eine unbestimmt grüßende Bewegung.)

Fiore (hat sich erhoben. Die Hände auf dem hervortretenden Leibe zusammengelegt, schreitet sie mit gesenkten Lidern auf den Ferraresen zu und spricht mit hoher, girrend eintöniger Stimme): Seid willkommen zu Careggi, Herr Prior.

Darf man Euch Glückwunsch sagen zu Eurer heutigen Predigt? Ich verspätete mich ein wenig; doch kam ich genau zurecht, um ihre beste Stelle zu hören... Ihr habt mich höchlichst erbaut, seid des versichert. Euere Produktion ist von gewaltiger Art. — Nun? Warum verstummt Ihr mir so gänzlich? Es ziemt dem Künstler nicht, Lobpreisungen und Triumphe so starr und stolz und ohn' ein Lächeln bescheidener Abwehr hinzunehmen.

Der Prior (noch atemlos, mit gequälter Rauheit): Ich sprach zu Euch im Dom. Ich will zu Euch nur sprechen von meiner Kanzel.

Fiore (künstlich schmollend): Nicht jeder ist so streng. Man spricht zu mir von aller Künste Kanzeln, man macht mich lächeln oder gewinnt mein Ohr... und hat so viel an Blut und Feuer doch übrig, um auch im flachen Leben ein wenig lebendig mir zu begegnen.

Der Prior: Ich lebe nur auf meiner Kanzel.

Fiore (künstlich schaudernd): So seid Ihr tot hier unten? Hu, ja, das seid Ihr! Ihr seid fahl und kalt. Ich bin in diesem Zimmer zusammen mit einem Kranken und einem Toten!... Doch einst, Herr Toter, einst vor Zeiten, da lebtet Ihr, nicht wahr, und spracht zu mir hier unten...

Der Prior: Ich sprach. Ich schrie. Ihr lächeltet. Ihr lachtet. Ihr striemtet mich mit Schimpf. Ihr triebt mich hinauf — auf meine Kanzel. Und nun huldigt Ihr mir.

Fiore: Ihr wählt starke Worte. Das ist Rhetorenart. Ich huldige Euch? Man huldigt mir, und wer es am besten und feinsten zu tun versteht, dem neige ich mich.

Der Prior: Ich huldige Euch nicht. Ich schmähe Euch. Ich nenne Euch abscheulich und verworfen. Ich nenn' Euch Lockspeise des Satans, Gift der Geister, Schwert der Seelen, Wolfsmilch für den, der trinkt, und Anlaß des Verderbens und Nymphe, Hexe, Diane nenn' ich Euch...

Fiore: Und sagt es gut. Es braucht so viel Talent, zu schmähen wie zu preisen. Und wenn mir alles das nun als die letzte und kühnste Art von Huldigung erschiene? Könnt Ihr das denken? Wie? laßt hören! Ihr dächtet es Euch wohl gar?!

Der Prior: Ich kann Euch nicht verstehen. Ihr hörtet mich im Dom. Ich bin ungeschult und kann nicht tändeln. Doch hörtet Ihr mich im Dom. Das Wort ist schwer und heilig. Er, der mit dem Finger die Lippen schließt, Petrus Martyr ist mein Meister.

Fiore: Wirken und schweigen... Ich finde, Magnifico, an Euerem Gast viel Ähnlichkeit mit Meister Francesco Romano. Doch ... mit diesem Kranken zu plaudern, Herr Toter, seid Ihr ja wohl gewillt? Ihr kamet doch deshalb? Nun denn, so will ich gehen und wünsche den Herren die angenehmste Unterhaltung Viel Einverständnis wünsch' ich und ein reiches Ergebnis. Mir scheint, es kann nicht fehlen.

(Sie schreitet die Stufen empor und entschwindet nach rechts durch die Galerie. Während der folgenden Szene bricht der Abend herein.)

orenzo (scheint den Ferraresen vollständig vergessen zu haben, der seinen trübe brennenden Blick unverwandt auf ihn gerichtet hält. Gesenkten Kopfes blickt er von unten herauf ins Leere. Endlich, zur Situation zurückkehrend, rafft er mit einer rührenden Anstrengung seine weltmännische Liebenswürdigkeit zusammen und sagt): Wollt Euch doch setzen, Padre!

Der Prior (ist von Müdigkeit versucht, sich auf einen Sessel in der Nähe der Tür niederzulassen, hält sich dann aber aufrecht): Vernehmt dies Eine, Lorenzo de' Medici! Ich sah die Welt, ich kenne die Tücke der Fürsten und ihre Übung in blutigem Verrat. Wenn dies ein Fallstrick ist, wenn man mich hergelockt, um mir Gewalt zu tun und meiner sich zu entledigen — hütet Euch wohl! Ich werde geliebt. Mein Wort gewann mir die Seelen. Das Volk steht hinter mir. Ihr dürft mich nicht antasten!

Lorenzo (unterdrückt ein Lächeln): Ihr fürchtet? — Nicht doch! Seid unbesorgt. Es sei fern von mir, verräterisch Hand an einen außerordentlichen Mann zu legen. Bin ich ein Malatesta, ein Baglioni? Ihr werdet mir nicht gerecht, indem Ihr mich für ihresgleichen haltet. Ich bin nicht wild, nicht ohne Ehrfurcht. Ich weiß Euer Leben und Wirken so wohl zu würdigen, wie nur Einer aus Euerer Herde und Gemeinde. Darf ich dafür nicht bitten, daß auch Ihr auf meines gerecht und billig blickt?

Der Prior: Was habt Ihr mir zu sagen?

Lorenzo: O... ich sagte schon etwas davon. Aber Ihr sprecht unwirsch. Auch seht Ihr leidend und übermüdet. Ich täusche mich nicht. Mein Auge ist scharf dafür. (Mit aufrichtiger Teilnahme) Euch ist nicht wohl?

Der Prior: Ich habe heute gepredigt im Dom. Ich war krank danach. Ich lag zu Bette. Ich verließ es nur auf Eueren Ruf.

Lorenzo: Auf meinen... ganz recht. Das tut mir leid! So sehr verzehrt Euch also Euere Leistung?

Der Prior: Mein Leben ist Qual. Fieber, Ruhr und unaufhörliche Gedankenarbeit zum Wohle dieser Stadt haben all meine Lebensorgane so geschwächt, daß ich nicht die geringste Beschwerde mehr zu ertragen vermag.

Lorenzo: Bei Gott, Ihr solltet Euch schonen, solltet ruh'n.

Der Prior (verächtlich): Ich kenne keine Ruhe. Ruhe kennen die Vielen, die ohne Sendung sind. Ihnen ist leicht!... Ein inneres Feuer brennt in meinen Gliedern und treibt mich auf die Kanzel.

Lorenzo: Ein inneres Feuer... Ich weiß, ich weiß! Ich kenne diese Glut. Ich nannte sie Dämon, Wille, Rausch, doch sie ist namenlos. Sie ist der Wahnsinn Eines, der sich einem unbekannten Gotte opfert. Man verachtet die niedrig, die bedächtig Hausenden und läßt sie staunen, daß man ein wildes, kurzes, inniges Leben wählt, statt ihres langen, ängstlich ärmlichen...

Der Prior: Wählt? Ich habe nicht gewählt. Gott berief mich zur Größe und zum Schmerz, und ich gehorchte.

Lorenzo: Gott oder Leidenschaft! Ach, Padre, wir verstehen uns! Wir werden uns verstehen!

Der Prior: Ihr und ich? Ihr lästert. Warum sandtet Ihr nach dem Priester? Ihr wirktet im Bösen Euer Leben lang.

Lorenzo: Was heißt Ihr böse?

Der Prior: Alles, was wider den Geist ist — in uns und außer uns.

Lorenzo: Wider den Geist... Ich will Euch gerne folgen. Ich rief Euch, Euch zu hören. Ich bitte Euch, Bruder, glaubt an meinen guten Willen! Wenn Ihr gefälligst mir sagtet: Was heißt Euch Geist?

Der Prior: Die Kraft, Lorenzo Magnifico, die Reinheit und Frieden will.

Lorenzo: Das klingt sanft und stark. Und dennoch... warum schaudert mir? Gleichviel, ich hör' Euch. In uns, sagtet Ihr? Und also auch in Euch? Ihr liegt im Kampfe auch mit Euch selbst?

Der Prior: Ich bin vom Weibe geboren. Kein Fleisch ist rein. Man muß die Sünde kennen, fühlen, begreifen, um sie zu hassen. Die Engel hassen die Sünde nicht; sie sind nicht wissend. Es hat Stunden gegeben, da ich mich auflehnte wider die Rangordnung der Geister. Es schien mir, daß ich mehr sei, als die Engel.

Lorenzo (ausnahmsweise mit leiser Ironie): Eine Frage, so kühn und fesselnd, daß sie würdig ist, von Euch gestellt zu werden. Doch eine Frage, lieber Bruder, die Euch allein angeht und die wir daher für heute unentschieden lassen wollen. Seht, ich bin krank, und mir ist angst ums Herz — ich mache Euch kein Hehl daraus — angst um die Welt, um mich — was weiß ich — um die Wahrheit... Ich habe Trost gesucht bei meinen Platonikern, meinen Künstlern — und habe keinen gefunden. Warum nicht? Weil sie alle von meiner Art nicht sind. Sie bewundern mich, mag sein, sie lieben mich, und wissen nichts von mir. Höflinge, Redner, Kinder — was soll mir das? Seht, auf Euch zähl' ich, Padre. Ich muß Euch hören — über Euch und mich, muß mich vergleichen, mich verständigen mit Euch; dann werd' ich ruhig sein, das fühle ich. Ihr seid nicht von den Anderen. Ihr kriecht nicht schwatzend um meine Füße. Ihr habt Euch neben mir emporgerichtet und atmet so hoch wie ich... Ihr haßt mich, Ihr verwerft mich, Ihr wirkt gegen mich mit Eurer ganzen Kunst, — seht, und ich, ich bin nicht weit entfernt, in meinem Herzen Euch Bruder zu heißen...

Der Prior (dem bei diesem Worte eine Röte die hageren Wangenknochen gefärbt hat): Ich will Euer Bruder nicht sein. Ich bin nicht Euer Bruder. Da hört Ihr es. Ich bin ein armer Mönch, ein Geistlicher, verachtet und verhöhnt wie alle meinesgleichen von einer ganzen frechen Welt des Fleisches, und habe mich und in mir meine Art so hoch zu Ehren doch gebracht, daß ich Euch, einem Herren dieser Welt, Euch, dem Magnifico, die Bruderschaft hin vor die Füße werfe.

Lorenzo: Ihr seht mich willig, Euch zu bewundern dafür.

Der Prior: Ihr sollt mich nicht bewundern, Ihr sollt mich hassen! Und da ich Euch furchtbar sein muß, so sollt Ihr mich fürchten. Ich hörte viel von Eurer

Liebenswürdigkeit, Lorenzo Medici. Sie soll mich nicht umgarnen. Nochmals, was rieft Ihr mich? Es graut Euch vor dem Maße Eurer Greuel, und Angst drängt Euch, mit Gott zu unterhandeln — nach den Bedingungen der Gnade dürstet Euch. Ist es nicht so?

Lorenzo: Nicht ganz ... fast so ... Und unterhandeln, seht, das will ich ja, das tu ich ja; doch Ihr seid ungeduldig. Laßt mich Euch ganz verstehen! Wie? ich hätte wider den Geist gewirkt mein Leben lang?

Der Prior: Das fragt Ihr? Ist denn auch Eure Seele ruchlos, wie man sich sagt, daß Euere Nase geruchlos sei? Ihr habt die Versuchung gemehrt auf Erden, des Satans Süßigkeiten, mit denen er qualvoll unser Fleisch durchströmt. Augenlust habt Ihr aufgerichtet und aus den Wänden sprießen lassen in Florenz — und nanntet es Schönheit. Zur geilen Lüge habt Ihr das Volk verführt, die das Verlangen nach Erlösung lähmt, Buhlfeste zu Ehren der gleißenden Weltoberfläche habt Ihr entfacht und nanntet 's Kunst ...

Lorenzo: Ich sehe eine seltsame Verkehrung ... Ihr eifert wider die Kunst, und dennoch, Bruder, Ihr selbst — auch Ihr seid ja ein Künstler!

Der Prior: Das Volk sieht besser; es nennt mich einen Propheten.

Lorenzo: Was wäre ein Prophet?

Der Prior: Ein Künstler, der zugleich ein Heiliger ist. — Ich habe nichts gemein mit Euerer Augen- und Schaukunst, Lorenzo de' Medici. Meine Kunst ist heilig, denn sie ist Erkenntnis und ein flammender Widerspruch. Früh, wenn der Schmerz mich befiel, träumte mir von einer Fackel, die barmherzig hineinleuchte in alle fürchterlichen Tiefen, in alle scham- und gramvollen Abgründe des Daseins, von einem göttlichen Feuer, das an die Welt gelegt werde, damit sie aufflamme und zergehe samt all ihrer Schande und Marter in erlösendem Mitleid. Es war die Kunst, davon mir träumte ...

Lorenzo (in Erinnerung): Die Erde schien mir lieblich.

Der Prior: Ich sah! Ich sah durch Schein und Lieblichkeit! Ich litt zu sehr, um stolz nicht auf meiner Einsicht zu bestehen. Wollt Ihr ein Gleichnis? In Ferrara war es. Ich war ein Knabe noch, als eines Tages mein Vater mich mit sich zu Hofe nahm. Ich sah die Burg der Este. Mit seinen Kumpanen sah ich den Fürsten, mit Weibern, Zwergen, Lustigmachern und schönen Geistern bei Tafel schwelgen. Musik und Duft und Reigen und Gelage war alles ... Doch manchmal, leise, grauenhaft gedämpft, drang in den üppigen Tumult ein fremder Laut: der war ein Laut der Qual, ein Ächzen, Winseln und kam von unten, — von unten aus den fürchterlichen Kellern, wo die Gefangenen schmachteten. Ich sah auch sie. Ich bat und ward hinabgeführt in Gründe, darinnen Heulen und Entsetzen war. Und mit den Unglückseligen hörte ich den Klang der Festeslust herniederdringen und wußte, daß keine Scham dort oben war, nicht ein Gewissen dort oben sich rührte ... Da war mir's plötzlich, als müßte ich ersticken vor Haß und Widerstand ... Und einen großen Vogel sah ich in den Lüften, schön, frech und stark und wohlgemut sich wiegen. Und eine Pein ergriff mein Herz, ein

Weh, ein Trotz und eine tiefe Drangsal, ein heißer Wunsch, ein ungeheurer Wille: Könnt' ich doch diese großen Flügel brechen!

Lorenzo: So war das Euere Sehnsucht?

Der Prior: Ich sah der Zeit ins Herz, sah ihre Hurenstirn: scham — schamlos war sie, froh und schamlos, — begreift Ihr das? sie wollte sich nicht schämen! Die Kerzen nahm sie vom Altar des Gekreuzigten und trug sie zum Grabmal eines, der Schönheit geschaffen hatte. Schönheit... Schönheit... was ist sie? Ist es möglich, nicht zu durchschauen, was sie ist? Wo nicht — wer möchte ein Ding auf Erden erkennen, ohne von Gram und Ekel gehindert zu werden, es noch zu wollen?... Wer? Wer? Die Zeit! Ihr alle! Nur ich, ich einzig nicht. Da floh ich, floh vor dem Greuel solcher Unbefangenheit, die Einsicht und Leiden und Erlösung verlachte. Ich floh ins Kloster, rettete mich in die strenge Dämmerung der Kirche. Hier, dacht' ich, im Weihbezirk des Kreuzes, hier hat das Leiden Macht. Hier herrschen, so dacht' ich, Heiligkeit und Wissen, die sacrae litterae... Was sah ich? Ich sah das Kreuz verraten auch hier. Die Stola und Kutte trugen, die für meine Brüder im Schmerze ich gehalten — ich sah sie abgefallen von der Majestät des Geistes. Geschworen hatten sie zum Feinde, zur großen Babel: und ich war allein auch hier. Seht, da begriff ich dies: Mich selbst, mich einzig hatt' ich groß zu machen wider die Welt, — denn ich war stellvertretend und erkoren. Der Geist war aufgestanden in mir!

Lorenzo: Wider die Schönheit? Bruder, Bruder, Ihr führt mich irr! Muß hier denn Kampf sein? Muß man die Welt denn feindlich gespalten sehen? Sind Geist und Schönheit denn gegen einander gesetzt?

Der Prior: Sie sind es. Ich rede die Wahrheit, die ich erlitt. (Ein Zögern. Es dunkelt stark.) Wollt Ihr ein Zeichen dafür, wann Unversöhnlichkeit und ewige Fremdheit gelegt ist zwischen zwei Welten? Die Sehnsucht ist dies Zeichen! Wißt Ihr von ihr? Wo Klüfte gähnen, da schlägt sie ihren Regenbogensteg, und wo sie ist, sind Klüfte. Vernehmt, vernehmt, Lorenzo Medici: Es kann der Geist sich nach der Schönheit sehnen. Die Stunden der Schwäche, des Selbstverrates und der süßen Schmach sind es, da das geschieht. Denn sie, die frohe, die liebliche, die starke, sie, die das Leben ist, sie wird ihn nie begreifen, wird fremd ihn meiden, wird vielleicht ihn fürchten, mit Abscheu von sich weisen, mitleidlos verhöhnen und so zurück ihn treiben zu sich selber... Aber begeben kann es sich, Lorenzo Medici, daß er hart wird in Qual und groß in Einsamkeit und daß er wiederkehrt als eine Kraft, der sich das Weib ergibt...

Lorenzo: Was brecht Ihr ab? Ich lausche... Ich schließe die Augen und lausche. Ich höre meines Lebens Melodie. Wollt Ihr schon schweigen? Es ist so süß, sich selbst zu hören, ganz mühelos... Ich sehe Euch kaum noch... Mag sein, das ist die Nacht, mag sein, daß mir die Augen sterben, da noch mein Geist lebendig. Doch ich lausche. Ich hör' ein Lied — mein Lied — der Sehnsucht schweres Lied... Girolamo, erkennt Ihr mich noch nicht? Wohin die Sehnsucht drängt, nicht wahr? Dort ist man nicht, — das ist man nicht. Und doch ver-

wechselt der Mensch den Menschen gern mit seiner Sehnsucht. Den Herrn der Schönheit hörtet Ihr mich nennen, nicht wahr? Doch ich, ich selbst bin häßlich. Gelb, schwach und häßlich. Die Sinne betete ich an, — mir fehlte ein köstlicher. Ich bin geruchlos. Ich kenne den Duft der Rose nicht, nicht den des Weibes. Ich bin ein Krüppel, bin mißgeboren. Ist es nur mein Leib? Mit wüsten Trieben warf die Natur mich aus: doch noch den Rausch, den Taumel habe in Maß und Rhythmus ich gezwungen. Schwelende Gier und Qual und düstere Brunst war meine Seele: aber zur frohen Flamme hab' ich sie entfacht. Ein Bock, ein ekler Satyr war ich ohne die Sehnsucht, und wenn die Dichter mich den heiteren Olympiern gesellen, so weiß nicht einer von der langen Zucht, womit ich meine Wildnis bändigen mußte. So war es gut. Der Mühelose wird nicht groß. Wär' ich schön geboren, nie hätte ich zum Herrn der Schönheit mich gemacht. Die Hemmung ist des Willens bester Freund. Wem sag' ich das? Euch, der da weiß, — der so gewaltig weiß, daß nicht dem einfach Starken der Kranz des Helden bestimmt ist? Sind wir Feinde, wohlan, so sag' ich, daß wir feindliche Brüder sind!

Der Prior: Ich bin nicht Euer Bruder! Vernahmt Ihr's nicht? Laßt Lichter bringen, wenn das Dunkel Euch schwächlich macht! Ich hasse diese schnöde Gerechtigkeit, dies lüsterne Verstehen, diese lasterhafte Duldung des Gegenteils! Sie soll nicht an mich! Laßt sie schweigen! Ich kenn' ihn, diesen Geist — zu gut! zu gut! Er weiche von mir! Ich höre Florenz, ich höre Euere Zeit — fein, frech und duldsam — aber mich, mich soll sie nicht entkräften und entwaffnen, mich nicht, mich nicht, — wißt das für immer!

Lorenzo: Ihr hasset die Zeit, und sie versteht Euch. Wer ist der größere?

Der Prior (mit Wildheit): Ich! Ich!

Lorenzo: Vielleicht. Ihr also. Gut. Ich rief Euch nicht, zu streiten. Und doch — verzeiht! Ich sähe Euch gern einig mit Euch selber. Wie aber: Ihr scheltet den Geist, der Euch emportrug, von dem Ihr Euch zur Größe tragen ließet... Gebt Ihr mir Recht darin? Ich sehe nicht Euere Miene. Mir aber erscheinen die Dinge so: In einer Zeit, beschaffen, wie Ihr die unsere beschaffen nennt, — fein, zweiflerisch und duldsam, neugierig, schweifend, vielfach, unbegrenzt, — in solcher Zeit gilt die Begrenztheit schon als Genius... Vergebt! Ich streite nicht, ich will nicht kränken, ich möchte klar sehn über Euch und mich... Eine Kraft, die von der allgemeinen Zweifelsucht entschlossen sich abschließt, kann Ungeheures wirken. All die Kleinen, Feinen, sie glauben nicht etwa — denkt ja nicht, daß sie glauben! — sie fühlen Kraft und unterwerfen sich ihr... Verzeiht noch! Hört noch weiter! Mir scheint noch dies: Ihr schmäht die Kunst und nutzt sie in Eurem Dienste doch aus. Euer Ruf und Ruhm ward laut, weil diese Zeit und Stadt das stolze Einzelwesen anbetet. Nie, nirgends hat man so viel Dankbarkeit und reichen Lohn gehabt für jeden, der auf eigene Art nach eigenem Ruhme strebte. Wenn Ihr groß wurdet in Florenz, geschah es nur, weil eben dies Florenz so frei, so kunstverwöhnt ist, Euch zum Herrn zu nehmen. Wär' es das weniger —

— um ein ganz Kleines nur weniger von Kunst erfüllt, — zerreißen würd' es Euch, statt Euch zu feiern. Ihr wißt das?

Der Prior: Ich will das nicht wissen.

Lorenzo: Darf man nicht wissen wollen? Ihr scheltet die Unbefangenen, die nicht erkennen und schamlos sind. Schämt Ihr Euch nicht, die Macht noch zu gewinnen, da Ihr erkannt, wodurch Ihr sie gewinnt?

Der Prior: Ich bin erkoren. Ich darf wissen und dennoch wollen. Denn ich muß stark sein. Gott tut Wunder. Ihr schaut das Wunder der wiedergeborenen Unbefangenheit. (Bei der Cäsar-Büste.) Fragte euch dieser, wodurch er stieg?

Lorenzo: Cäsar?! Ihr seid ein Mönch! Und Ihr habt Ehrgeiz!

Der Prior: Wie hätt' ich keinen — da ich so litt? Ehrgeiz spricht: Das Leiden darf nicht umsonst gewesen sein. Ruhm muß es mir bringen!

Lorenzo: Bei Gott, so ist es! Wußte ich das nicht? Mönch, du hast dies alles gar wunderbar erwogen! Ichsüchtig sind wir Herrscher, und sie schelten uns so, weil sie nicht wissen, daß wir's aus Leiden sind. Hart nennen sie uns und verstehen nicht, daß es der Schmerz war, der uns so gemacht. Wir dürfen sprechen: Seht Ihr selber zu, die ihr's auf Erden so viel leichter habt. Ich bin mir Glück und Qual genug!

Der Prior: Auch schelten sie ja nicht. Sie staunen. Sie verehren. Sieh sie doch kommen zu dem starken Ich, die Vielen, die nur ein Wir sind, und ihm dienen, ihm unermüdlich dienend entgegenkommen...

Lorenzo: Obgleich sein Eigennutz ganz offen zu Tage tritt...

Der Prior: Obgleich er die Dienste ganz unerwidert läßt und sie als selbstverständlich entgegennimmt...

Lorenzo: Cosimo, mein Vorfahr... ich kannt' ihn noch... er war ein kluger und kalter Tyrann... Sie brachten ihm den Titel: Vater des Vaterlandes. Er nahm ihn und lächelte und dankte nicht einmal. Niemals vergeß' ich das! Wie muß er sie verachten — dacht' ich. Und seitdem hab' ich das Volk verachtet.

Der Prior: Die Schule der Verachtung ist der Ruhm.

Lorenzo: Er ist die Würdelosigkeit der Menge! Sie sind so arm, so leer, so selbstlos selbstvergessen...

Der Prior: So einfach, so beherrschbar...

Lorenzo: Nichts Besseres kennen sie, als beherrscht zu sein...

Der Prior: Sie schreiben mir von allen Enden der Welt, sie kommen von weit her, mir den Saum zu küssen, in alle Lüfte künden sie meine Größe... Hab' ich sie je gebeten darum und dank' ich ihnen jemals dafür?

Lorenzo: Es ist erstaunlich!

Der Prior: Ganz erstaunlich ist es! Seid ihr so nichtig, denkt man, in euch selbst so müßig, daß ihr nichts Stolzeres wißt, als einem anderen zu dienen?

Lorenzo: Ganz so! Ganz so! Man traut den Augen nicht, daß sie so willig sich beugen — und ist's zufrieden.

Der Prior: Lachen möchte man ob der Gefügigkeit der Welt...

Lorenzo: Und lachend, lachend faßt man die Welt als williges Instrument, um drauf zu spielen...

Der Prior: Sich darauf zu spielen!

Lorenzo (fiebrisch): O meine Träume! Meine Macht und Kunst! Florenz war meine Leier... klang sie nicht gut? Sie klang von meiner Sehnsucht. Von Schönheit klang sie, von der großen Lust, sie sang, sie sang das starke Lied vom Leben!... — Still! Auf die Knie!... Dort!... Ich sehe sie!... Sie kommt, sie naht mir... alle Schleier sinken, und ihrer Nacktheit stürmt mein Blut entgegen! O Glück! O süßes Grauen! Bin ich erkoren, dich anzuschauen, Venus Genetrix — du, die das Leben ist, die süße Welt... Zeugende Schönheit, triebgewaltige Kunst! Venus Fiorenza! Weißt du, was ich wollte? Das ewige Fest — das war mein Herrscherwille!... O! Bleibe mir! Was weichst du? Was verbleichst du? Ich sehe nichts mehr... Rote Wellen kommen... Und ein Entsetzen kommt... ein gieriger Schlund... (Sinkend.) Bist du — noch da — mit dem ich mich — verstand? Sprich doch zu mir!... Angst... Angst... Volterra!... Blut!... Ich leerte die Mitgiftkassen aus für Feste und trieb die Jungfrauen zur Unzucht... Sprich rasch! Sprich rasch! Von den Bedingungen der Gnade...

Der Prior (bei ihm, hastig, leise): Misericordiam volo... Es sind ihrer drei. Zum ersten: Reue...

Lorenzo (ebenso): Ich will die Plünderung Volterras bereuen und den Raub der Gelder...

Der Prior: Zum zweiten: Daß du alles ungerechte Gut dem Staat zurückerstattest...

Lorenzo: Mein Sohn soll es zurückerstatten... Weiter...

Der Prior (furchtbar flüsternd, mit befehlshaberischer Geste): Zum dritten dies: Daß du Florenz frei gibst... sogleich... auf immer... frei von der Herrschaft deines Hauses!

Lorenzo (ebenso leise. Es ist eine geheime und leidenschaftliche Unterhandlung der beiden Gegner): Frei für dich! —

Der Prior: Frei für den König, der am Kreuze starb.

Lorenzo: Für dich! Für dich! Was lügst du? Wir erkannten einander!... Fiorenza, meine Stadt! Liebst du sie denn? Sprich rasch! Du liebst sie?

Der Prior: Tor! Kind! Leg' dich zu Grabe mit deinem Spielzeug von Begriffen! Reißende Lieb', umschlingungssüßer Haß — ich bin dies Wirrsal, und dies Wirrsal will, daß ich Herr werde in Florenz!

Lorenzo: Unseliger — wozu?! Was kannst du wollen?!

Der Prior: Den ewigen Frieden. Den Triumph des Geistes. Ich will sie brechen, diese großen Flügel...

Lorenzo (in Schmerz und Verzweiflung): Du sollst das nicht!... Elender! Du sollst das nicht!... Ich verbiete es dir, ich, der Magnifico!... O, ich erkenn' dich, du verrietest dich mir! Es sind des Lebens Flügel, die du meinst! Der Tod

ist es, den du als Geist verkündigst, und alles Lebens Leben ist die Kunst! ... Ich will dir wehren! Noch bin ich der Herr! ...

Der Prior: Ich spotte deiner. Du stirbst, und ich bin aufrecht. Meine Kunst gewann das Volk! Florenz ist mein.

Lorenzo (im Paroxysmus): Ah! Unhold! Böser Unhold! So sollst du mich stark und ruchlos sehen! (Schreiend, beide Arme auf eine Seitenlehne stützend aus dem Sessel emporgereckt): Herbei! Herbei! Man komme! Man soll kommen! Ergreift ihn! Bindet ihn! Die großen Flügel will er brechen! Verlies und Ketten! In die Löwengrube! Man töte ihn, der alles töten will! Mein ist Florenz ... Florenz ... Florenz ...! (Er bricht zusammen, rollt den Kopf in den Nacken. Und indes seine Augen sich ins Weiße verkehren, beschreiben seine Arme eine letzte, umfangende Bewegung. — Eine Anzahl Bediente mit Wachsfackeln sind von rechts vorn und über die Galerie ins Gemach gedrungen. Die Szene ist plötzlich flackernd erleuchtet. Pico, Ficino, Poliziano, Pulci, Pierleoni und die Künstler sind entsetzt über die Stufen herbeigeeilt.)

Pico: Lorenzo!

Pierleoni: Er verschied.

Poliziano (verzweifelt): Lauro! Mein Lauro!

(Eine neue Bewegung in der Galerie. Vier oder fünf bestaubte Männer verschaffen sich hastig Zutritt).

Einer von ihnen: Gehör! Gehör! Uns schicken die hochedlen und erhabenen Signori! Die Stadt ist in Empörung! Man sprengt aus, daß der Prophet Girolamo verraten, gefangen, ermordet sei ... Das Volk bricht nach Careggi auf. Es will den Bruder sehn ...

Der Prior (auf den Leichnam seines Gegners niederblickend): Hier bin ich.

Fiore (wunderbar im Lichterschein auf der Höhe der Stufen): Mönch, hörst du mich?

Der Prior (starr aufgerichtet, ohne sich umzuwenden): Ich höre —

Fiore: So höre dies! Steh ab! Das Feuer, das du entfachst, wird dich verzehren, dich selbst, um dich zu reinigen und die Welt von dir. Graut dir davor — steh ab! Hör auf, zu wollen, statt das Nichts zu wollen! Laß von der Macht! Entsage! Sei ein Mönch!

Der Prior: Ich liebe das Feuer.

(Er wendet sich. Alles weicht auseinander; eine scheue Gasse tut sich ihm auf. Und im Fackelschein schreitet er langsam hindurch, hinauf, hinweg, in sein Schicksal).





Lieber Freund!　　18. Juli 1872 Varde.

Ich hab mich zwischen Vejle und Fanö herumgetrieben bis jetzt. Es ist zuweilen ein bißchen trist, dies Herumliegen in den Dorfwirtschaften, und doch ist's gut so, wie es ist! Ich arbeite beständig an meiner Erzählung, d. h. nicht mit Schreiben, aber ich bin noch unentschieden, mit welcher ich den Anfang machen soll, mit einer die „Lorenz" heißen soll, oder einer, die „Sodom und seine Herrlichkeit" heißen soll. Sollte jemand etwas Gutes oder Schlechtes über meinen Freund Mogens sagen, so könntest Du wohl ein paar Worte darüber schreiben. Gerne wüßt' ich auch, wie es Frau Drachmann geht, Drachmanns Befinden wird wohl nichts zu wünschen übrig lassen. Ich möchte überhaupt gern etwas von der „Vereinigten Freien" in Kopenhagen wissen, von der vereinigten Linken höre ich schon. Gestern Abend hatten wir einen recht wohlwollenden Mann hier, der sich, als er erfuhr, daß ich Naturforscher sei und Jacobsen heiße, veranlaßt sah, zu fragen, ob ich der mit Darwin wäre; und als er eine zustimmende Antwort bekam, da ermahnte er mich, doch nicht solche Lehren zu verbreiten, denn die Macht des freien Gedankens wäre größer, als wir vielleicht wüßten, so hätte er einen Sohn, der wäre Student in Kopenhagen und von früh auf an Gottesfurcht gewöhnt, aber nun wäre er, „um die Wahrheit zu sagen, nicht viel besser als einer von den Gottlosen," denn er möchte nicht mehr mit Vater und Mutter in die Kirche gehen, und in Kopenhagen, da ginge er nie in die Kirche. Und was das Ärgste wäre: wenn er auf Bröchner und Brandes zu sprechen käme, dann würde er ganz begeistert. — Grüße Eduard Brandes, er könnte wohl mal von sich hören lassen; sag ihm, daß Briefe, die zu Anfang der Woche geschrieben und nach Silkeborg poste restante adressiert würden, nicht wenig Aussicht hätten anzutreffen

Deinen J. P. Jacobsen.

Lieber Freund!　　4. September 1872 Thisted.

Nachdem ich längere Zeit hindurch vergebens nachgesonnen, um eine gewichtige Entschuldigung für mein langes Schweigen zu entdecken, habe ich heute endlich

soviel herausbekommen, daß keine Hoffnung besteht, eine zu finden, und darum muß ich ohne sie beginnen. Für die roten Hefte hab Dank, sie sind das einzige freiheitliche Papier, das in Thisted aufzutreiben ist. Im Leseverein der Stadt wurde sogar die Spur von einer Revolution veranlaßt durch besagte Schrift und ein gewisses Buch von Dr. G. Brandes, der sich übrigens auch wohl verlobt hat, damit ich der einzige lose, ledige Mensch im „freien Gedanken" sein soll. Sieh sie Dir an, Eduard Brandes, O. Bing und ... falls Du verheiratet wärest, wenn ich in die Stadt komme, es sollt' mich nicht wundern.

Ich lebe hier in einem Frieden, der, wie es in einer älteren, nicht unbekannten Schrift heißt, höher ist denn alle Vernunft, immerhin aber beunruhigt wird durch kriegerische Träume in Gestalt von Aushebungsblödsinn ...

Und Grundtvig, der nun tot ist: Grundtvig ist tot, der freie Gedanke lebe ... Grüße E. Brandes, wenn Du ihn siehst, und Drachmann und Vodskov.

Dein J. P. Jacobsen.

Lieber M! 27. Mai 1874, Thisted.

Ich habe kein Briefpapier. — Die Arabeske ist erst halbfertig, wird aber bald Fortschritte machen, ich kann nicht recht in Zug kommen mit der Arbeit, doch es wird alles schon besser werden. Mit der Gesundheit geht es brillant, nicht so mit meinem Roman; doch alles wird besser werden, ja, es wird. Besten Dank für den Artikel und das Heft. Der Artikel ist eine recht geringe Sorte von Polemik. Entweder soll man seinen Gegner schlagen, oder auch man soll sagen: mein Gegner ist ein sehr großer Mann, ich aber bin ein würdiger Mann und ein viel größerer Mann. Das hat K. H. nicht getan. Friede sei mit ihm. Ich sehne mich nach Peter Skram* und besonders danach, bei einer Cigarre und einem Cognaktoddy in einem der Rohrschaukelstühle zu sitzen, vor mir die Frau des Hauses, mit Nähen beschäftigt, und Dich, schaukelnd und rauchend. Ja, das versteht sich nun von selbst. Es ist traurig, daß Vodskov hingegangen und Hauslehrer geworden ist. Ist Lundbeck am Leben, und ist „Dagbladet" sein Element? Magnus? Es ist wahr, eine von Kaufmanns Übersetzungen von Heyse, die ist glänzend, doch sie ist allzugut, Du mußt verhindern, daß eine boshafte Seele sie in die Finger bekommt. Ein Apotheker ist's, der dasteht und Rizinusöl fabriziert, Rizinusöl, amerikanisches Öl. Was! — Ich habe sein Werk nicht zu sehen bekommen, wir wissen nur wenig von seiner Größe. Dein J. P. Jacobsen.

Lieber Möller! Letzten Juni 1876, Thisted.

— — — Es geht mir gut, Brust brillant und der Magen besser in Ordnung als voriges Jahr. Meine Saat steht ausgezeichnet und verspricht reiche Ernte, mein Buch nähert sich mit bedächtigen Schritten seinem Ausgang. Dies der Tatbestand. Drachmanns Buch habe ich noch nicht gelesen, wohl aber H. F. Ewalds

---

* W. Möllers Heim in der Peder Skramsgade.

Knud Gyldenstjerne. Sollte mein Buch wirklich ebenso langweilig werden wie das seine, und wird der Leser, so oft er auf eine altmodische Replik stößt, wie ich über Ewald, sagen: wieder im Leichenbitterstil? Der himmlische Vater behüte uns, wie grauenhaft zähe ist dieses Buch. —

Ich lerne eine ganze Menge Dänisch hier oben, aber Ideen werden hier keine frei. Ich danke Dir und Vodskov für Eure wohlwollenden Kritikgedanken, — wenn nur keine Kritik über mich von dem Tier X. X. kommt, von dem ich nicht ertragen könnte gelobt zu werden, falls er derlei Einfälle haben sollte. Übrigens bin ich mit vielen Punkten in meinem Buch recht wohl zufrieden. Es ist nicht wenig echte Kunst darin, auch unechter Flitterstaat ist darin, unreife Stellen auf Grund von Mängeln in meinem psychologischen Erfahrungskreis und vieles andere Schlechte, aber es ist so gut, wie ich es nur machen kann, und Marie ist, glaub ich, korrekt von Kopf bis zu Fuß, vom Scheitel bis zum Schwanz, würde Ewald sagen. Wenn Du jetzt schreibst, dann erfahre ich, ob ich mir Euch unter der Wärme stöhnend in Kopenhagen oder auf dem Lande vorstellen soll — hier ist die Hitze unmenschlich. Dein J. P. Jacobsen.

Lieber M.! 27. September 1876, Thisted.

— — — Man sagt, daß es die Leute stets am meisten interessiert, wenn der Briefschreiber von sich selber schreibt. Der B. steht auf um 9 Uhr, schreibt und liest und spekuliert bis mittags 12 Uhr. Liest bis 2 oder schläft bis 3. Schreibt bis 6. Geht spazieren und sucht sich zusammen, was er morgen schreiben will. Abendbrot 7 Uhr. Zu Bett 10 Uhr. Gutenacht. Mehrmals hab ich den Gedanken gehabt, ich wollte schreiben, daß ich mich verlobt hätte und unglücklich darüber wäre und gern aus der Klemme möchte und Dich um Rat fragte u. s. w., denn was für eine Menge ich dann von mir selber schreiben könnte! aber ich bin nicht im geringsten verlobt, und meine Gedanken sind nur: Marie Grubbe, und da sie gedruckt werden, wär es unbillig, Dich davon zu unterhalten.

Dein J. P. Jacobsen.

Lieber Möller! 6. Dezember 1876, Thisted.

Und am 4ten begab es sich des Abends in einem mörderischen Wetter, daß ich die letzten Blätter von Marie Grubbe aufs Postamt trug. Zu denken, daß ich fertig geworden bin!

Aber noch weiß ich nicht, ob das Buch zu Weihnachten erscheint, da man mir noch keine Korrektur geschickt hat. Gott sei Hegel und Gräbe gnädig, wenn es nicht erscheint.

Ich beginne sofort ein neues Buch und möchte Dich deshalb bitten, mir ein paar Manuskriptblätter zu schicken, die, wenn ich nicht irre, in meinem Kleiderschrank liegen, Papier wie dieses, worauf ich schreibe. Anfangsworte: Sie hatte der Blide u. s. w.

Ich will nicht eher ein historisches Buch schreiben, als bis ich in der Lage dazu

bin, es macht viel Mühe. Natürlich wird mein Buch (M. Gr.) nicht gefallen, in der Beziehung ist es das Dümmste, was ich lange gemacht habe. Und wenn doch nun bloß vor dem Weihnachtsverkauf eine Kritik in „Dagbladet" erscheinen möchte, falls es kommt. Amen. Das Buch, von dem ich schrieb, und das Du nicht finden konntest, war eine Kulturgeschichte, eine deutsche, aber Verfasser oder Titel weiß ich nicht mehr, ich glaube, der Umschlag war gelb. Wenn Du mir das Buch leihen willst, so schick mir auch Walt Whitmans Gedichte (blauer Shirtingeinband), und falls unter meinen Büchern: Roßmäßler, Die deutschen Waldbäume zu finden ist — großer, dünner Folioband, in grauem Pappdeckel, große Stahlstiche — so wär es mir lieb, wenn ich das Werk eines Vormittags in der botanischen Bibliothek (alter Garten) vorfinden möchte.

Entschuldige freundlichst die vielen Ansprüche, die ich an Dich stelle, und hab Dank für „Väter und Söhne". — — —

Übrigens wird mein neues Buch im Hauptgedanken allerhand mit „Väter und Söhne" gemeinsam haben.

Das Beste ist wohl, ich lasse Dir Dein Exemplar der Maria durch Hegel zuschicken, dann bekommst Du's 4 Tage eher, und ich denke, neugierig bist Du. Schraub Deine Erwartungen nur nicht zu hoch.

Wenn Du Vodskovs und Frl. Zoffmanns Adresse kennst, so teile sie mir mit, und wenn Du für mich Jagd auf die möglicherweise auftauchenden Kritiken machen wolltest, so — — — Fränkel schreibt, er habe geheiratet. Alle heiraten sie, nur ich muß meinen dunkeln Weg allein gehen.

Drachmanns „Ein Überzähliger" hat mir nicht gefallen, es wird darin vielzuviel Pulver verschossen, und dann steckt so ein penetranter Kommodenschubladenduft in dem Buch.

Die Novelle in „När og Fjern" kenne ich nicht, wir bekommen die Zeitschrift hier oben nicht zu Gesicht, wie denn überhaupt meine ganze Lektüre sich auf „Thisted Avis" und „Det 19. Aarhundrede" beschränkt. Wer ist der Verfasser des „Jason"? Sie sagen, Du seist es, doch das glaube ich nicht, es kommen ein paar Sören Kierkegaardsche Worte darin vor, die Du nicht geschrieben haben würdest, es sei denn, um die Leute irrezuführen. Sag, was soll ich nun glauben? Ich werde Dir meine Ansicht über das Buch schon schreiben, selbst wenn es von Dir ist, aber ich kann mir's nicht denken, ich habe einen ganz andern im Verdacht.

Was für Neuerscheinungen gibt es denn diesmal zu Weihnachten? Du verstehst, der Konkurrenz wegen!

Vorzüglich geht mir's nicht, aber Grund zu klagen hab ich im übrigen auch nicht, nachdem jetzt mein schlimmer Herbstanfall überstanden ist.

Schreibe sofort. Jetzt wo meine Zeit nicht durch das Buch ausgefüllt wird, bin ich sehr briefdurstig. Tauch Deinen Finger in Tinte und letze meine Zunge.

Dein J. P. Jacobsen.

Sollte jemand an mich einen Brief wie diesen mit so vielen Anforderungen schreiben, verfluchen würd ich ihn, aber Du bist ein besserer Mensch, das ist mein Trost.

20. Dezember 1876, Thisted.

Unterm Schnee! geradezu unterm Schnee geborgen und getrennt von der ganzen übrigen zivilisierten Welt, so schreibe ich diese Zeilen; ich glaube, das ist der Anfang einer interessanten Erzählung aus einem der Kinderbücher, die ich als Kind einmal las, und jetzt bin ich wirklich in der Situation. Keine Zeitung, kein Brief, kein Paket ist heute in die Stadt gelangt oder wird für die nächsten 3 Tage hineingelangen können, so wenig wie dieser Brief sich wird absenden lassen. Und dann nun zu wissen, daß in „Dagbladet" und in „Telegrafen" eine Kritik über mein Erstlingsbuch steht; — hab ich nicht Grund, höhnisch zu lächeln, wenn der selige Tantalus mir einfällt. Vielen, vielen Dank für das Telegramm und noch größern Dank für das freundliche Gedenken, das Dich veranlaßte, es zu senden; das hat mich so herzlich froh gemacht. Und nun endlich der Inhalt des Telegramms! Ich mache mir ja keine übertriebnen Vorstellungen darüber, daß es nichts als lauter Lob und Anerkennung sein sollte, selbstverständlich werden ebensoviel oder noch mehr Drawbacks dabei sein, aber anerkennend, soviel muß ich der Mitteilung doch entnehmen dürfen, sind also die Kritiken, und das ist ja viel mehr, als ich zu erwarten wagte, denn Bodskov hatte mir geschrieben, er nehme an, daß Galskjött die Rezension für „Dagbladet" schreiben würde, und über G. wußte ich nichts und weiß ich immer noch nichts. Schließlich also warst doch weder Du, noch war Bodskov, noch Lundbeck derjenige, der die Kritik in „Dagbladet" zu schreiben hatte — so wie wir es uns ausgedacht.

23. Dezember.

Noch keine Post, der Fjord friert einem vor den Augen zu, und die Schneewehen gucken zu den Fenstern des ersten Stockwerkes herein, ja, in der Türkei (dem nördlichen Teil von Thisted) soll die Polizei gar Stangen aufgestellt haben, damit die des Weges Kommenden nicht durch die Schornsteine hinunterplumpsen. Meine Fenster sind dick zugefroren, und ich amüsiere mich nun schon seit einer halben Stunde damit, mir ein großes viereckiges Guckloch zurechtzumachen, das aber immer wieder auf der Stelle zufriert. Ich geb es auf.

Es ist ganz wie Münchhausens Posthorn, das hier, all die Töne der kritischen Virtuosen sind festgefroren, ein paar da, ein paar hier, und wenn jetzt Tauwetter kommt, so werden sie in schmelzender Harmonie mein lange lauschend Ohr erreichen.

24. Dezember 1876.

Noch keine Post. Kannst Du Dir so einen Zustand denken? Für den armen Buchhändler der Stadt, der so leichtsinnig gewesen ist, 8 Exemplare von meinem Buch mit nach Hause zu nehmen, ist es hart, daß die netten Kritiken nicht hergelangen; denn wie soll er so eine Menge verkaufen? es müßte denn sein, daß die abderitische Neugier der Eingebornen ihm zu Hilfe käme. Heut ist der Limfjord ganz zugefroren, aber natürlich fehlen die Schlittschuhe.

Das Manuskript „Sie hatte der Blide" liegt im Schrank oben in den Gefächern oder in der Schublade unten bei den Photographien. Ich hätte gerne sowohl Hellwald als auch Lecky, ich schmachte nach einem vernünftigen Buch. Doch lese ich mit einiger Befriedigung gegenwärtig Spencers Education. Brillant — — — Das Manuskript besteht nur aus ein paar rosaroten Blättern, es müssen ein paar Briefe von Hegel und Anholts und Läsös Flora dabei liegen, was ich alles gern haben möchte, die Briefe freilich nur, wenn es sich darin um den Verkauf von M. Gr. dreht (ich meine den Kontrakt mit Hegel, denn ich kann mich nicht mehr entsinnen, eine wie hohe Auflage ich verkauft habe).

25. Dezember.

Weihnachtsabend — endlich Dagbladet! und dann jetzt heut morgen die telegraphische Nachricht von Kaufmann, daß das Buch in Kopenhagen ausverkauft und kein Exemplar mehr aufzutreiben ist. — In stillem Staunen sitz ich da wie ein Mann, der sich ganz unerwartet in einem Luftballon in die Höhe steigen sieht.

In dem verschlossenen Holzkasten im Schrank ist kein Manuskript, es muß zwischen den Bildern oder in einem andern Winkel liegen.

26. Dezember.

Gestern Abend erhielt ich die von Dir übersandten Zeitungen („Dagblad" und „Telegraf"), vergiß nur nicht, auch fernerhin zu senden, denn die Blätter sind hier nicht zu haben. Grüße Kaufmann und sage, ich ließe ihm vielmals danken für sein erfreuliches Telegramm. Schreib baldigst, ich sehne mich sehr danach, von Dir zu hören, jetzt auf diese ausgedehnte Absperrung hin. Von Brandes habe ich sehr lange keine Nachricht gehabt. Dein J. P. Jacobsen.

Über M. Gr. das nächste Mal.

6. Januar 1877 Thisted.

Ich, der Quälgeist von Thisted: gib mir ein „Morgenblad", gib mir ein „Morgenblad". Acht Nächte und Tage lang habe ich der unglückseligen Nummer nachgejagt, habe Pakete von Nummern des „Morgenblad" durchgesehen, aber das vom 22. hat immer gefehlt, und darin hat die Kritik ja wohl gestanden. Gott behüte, wie Daudet einem (jetzt vielleicht verflossenen) juristischen Repetitor Brandt in Kopenhagen ähnlich sieht. Übrigens habe ich Deine Charakteristik seiner Romane mit so viel Interesse gelesen, als handelte sie von mir selber, was ja auch seine Richtigkeit hat; insofern jede gute Kritik grundsätzlich von jedem guten Autor handelt. Ich habe den Verdacht, daß ein Brief von Dir an mich unterwegs ist und will's daher kurz machen.

Ich warte und warte darauf, daß eine Reaktion in den Kritiken über mein Buch erfolgen wird, angeführt von „Fädrelandet", ausgeführt von „När og Fjern."

Im übrigen denke ich an andere Dinge als an M. Gr., z. B. an mein nächstes

Buch. Ich wünschte, ich könnte jetzt ein halbes Jahr lang mit einem guten Freunde in guter Luft reisen. Sonst sehne ich mich gegenwärtig sehr nach Kopenhagen, nach einem gewissen Schaukelstuhl, einem gewissen Cognaktoddy und eingemachten Aprikosen aus einem gewissen Glase.

Na, und dann mein „Gott", nicht an ihn rühren, was soll das heißen mit dem sich bäumen und mit dem: jeder nach seinem Geschmack? — Den Teufel auch, widersinnig ist's, ich finde wahrhaftig nicht mehr Geschmack an dem Gott als an langen Lulatschen von Großknechten oder an schmierigen Damenhänden, das alles gehört der Zeit an, Lokalblödsinn, Lokalschmutz. Amen. Denk daran, M. Gr. ist 74 Jahre alt, als sie stirbt. Ich verstehe das sich bäumen nicht und ihr sollt so gut sein, das bleiben zu lassen, und hübsch weiter auf allen Vieren gehen: (Da siehst Du, zu welch traurigen Konsequenzen ein verkehrtes Bild führt.)

Frohes neues Jahr von Deinem bald doppelt aufgelegten J. P. Jacobsen.

Kritiken erbeten, wenn vorhanden. — Unersättlich! —

Lieber Möller! 11. Januar 1877 Thisted.

Ich habe Deine Abhandlung über Daudet noch zwei weitere Male durchgelesen, kann aber Delbancos Ansicht ganz und gar nicht teilen; daß ich das jemals tun sollte in Fragen, die die Literatur betreffen, davor mag ein gnädiger Gott mich bewahren. Und obwohl ich Deine Frage für einen dieser Anfälle gedankenmüden Mißmuts ansehe, die ich so gut von mir selber kenne und die zu entfernen und abzulösen, es bloß einer Blume, eines Sonnenstrahls, eines Gedankens oder einer Melodie bedarf, sodaß sie werden wie der Schnee, der im vorigen Jahr gefallen ist — so will ich Dir doch antworten, als ob ich meinte, Du würdest die Antwort in derselben Stimmung empfangen, in der Du die Frage gestellt hast.

Lieber Freund, wenn man so alt geworden ist wie Du und ich im Umgang mit Feder und Tinte, so ist das „Beste" für einen stets die Wahrheit, und wenn man zu den Naturen gehört, die sich nie dabei beruhigen, daß sie fertig sind, sondern die an jedem Punkte und zu jeder Zeit zu lernen wünschen, so kann man die Wahrheit nicht bloß „vertragen", sondern man braucht sie.

Nach dieser Einleitung könntest Du ja glauben, ich hätte Dir eine Auflage von bittern Wahrheiten zu sagen — das hab ich nicht. Der unmittelbare Eindruck Deines Artikels war in meinem letzten Briefe wiedergegeben, und dabei bleibe ich; aber wenn Du nun wissen willst, was sich an der Form aussetzen läßt, so will ich mit meinen Einwänden nicht zurückhalten. Zunächst variierst Du Deinen Satzbau zu wenig. Ich bin gewiß, daß ich in dem Punkte recht habe. Bist Du geschickt im Rätselraten, so wirst Du die edle Gabe üben können, indem Du ausfindig machst, was ich meine, wenn ich den Satzbau an einigen Stellen tadelnd als: parallel-architektonisch-registrierend bezeichne. Zweitens — das ist kein Einwand, sondern ein Wink, natürlich ein überflüssiger, da er etwas betrifft, was Du selbst ebenso gut weißt — man kann dem Artikel nicht anmerken, daß Du Daudet gelesen

hast (was ich ja doch annehme, ich habe ihn nicht gelesen), das heißt: Du hast Dich nicht anstecken lassen. Ich meine natürlich nicht, daß man sich oder seinen Stil stets von dem Autor anstecken lassen soll, über den man schreibt, aber man erreicht zuweilen schöne Resultate durch so ein halbbewußtes Sichanstecken lassen. Der Artikel von G. Brandes über Shelley ist ein ausgezeichnetes Beispiel in der Beziehung. Die Ansteckung erfolgt von selbst, wenn man für denjenigen begeistert ist, über den man schreibt, und damit ist die Berechtigung und auch die Begrenzung der Ansteckung gegeben. Soviel von Stilansteckung. (Du siehst daraus, daß ich nicht meine, Du hättest Dich sollen von D. beeinflussen lassen.) Nun zu einem Fehler in dem Artikel. Wenn nämlich nicht nur für die wenigen geschrieben wird, die D. gelesen haben, sondern auch für die vielen, die sich nicht mit ihm abgegeben haben, so halte ich für fehlerhaft die für den Uneingeweihten rätselhaften Hinweise auf Phrasen wie „nicht den Kampf aufgeben", auf „die Szene am Sarge" usw. — nicht wahr! was sollen wir damit anfangen? Was wir können, ja, aber viel ist das nicht.

Auch das hier ist nicht viel, aber es ist das, was ich einzuwenden habe. Sprich doch nur von R. Bögh und S. Bauditz nicht, laß uns doch nur nicht zu dem Kronwild gehören, das zufällig auf einer Hasenjagd geschossen wird. Und darf ich mir dann Entschuldigungen wegen Störung verbeten haben und Dich ersuchen, die Mängel meiner Antwort zu entschuldigen, mündlich würden wir viel besser damit fertig werden. Dein J. P. Jacobsen.

Mein Herr! 24. Februar 1877 Thisted.

Sind Sie samt Ihrer Feder unter die Taubstummen gegangen? darf ich Sie dringend bitten, sich an die Abnormschule zu wenden, um wieder sprechen zu lernen!

Neuigkeiten: Thisted, keine Neuigkeiten. Doch! ich habe von Hegel die „Götheborgs Handels og Söfartstidning" bekommen, mit Kritik. Ein Citat:

„Gerade das macht dieses Probestück auf die Romantik der materialistischen Schule (!) mit diesen talentvoll ausgeführten, einem reinen Gemüt aber durch und durch widerwärtigen Ausschweifungen auf dem Gebiet der sensualistischen Träumerei zu einem Buche, das in sittlicher Hinsicht noch tiefer steht als in ästhetischer."

So schlecht bin ich. Dein J. P. Jacobsen.

Lieber Möller! 16. April 1877 Thisted.

Vielen Dank für das Telegramm, das Zeugnis davon ablegte, daß Ihr den Landflüchtigen nicht vergessen habt.... Was Beiträge angeht, so bin ich gegenwärtig fast ganz unfruchtbar und habe die Novelle, die ich im Dezember dem „19. Jahrhundert" versprochen habe, noch nicht zustande gebracht. Beinahe glaube ich, daß ich von hier fort muß, ehe ich wieder etwas fertigbringe; also in dieser Beziehung sieht's düster aus, und mit der kleinen Salzburger Geschichte kann

oder will ich nicht hervortreten, die ist zu dilettantenhaft, was Du selbst einräumen würdest, wenn Du sie wiedersähst. Nein, wenn mein Beitrag kommt, und einmal kommt er, so wird er von der „allerfeinsten Qualität". Du darfst nicht böse werden, aber ebenso gern, ja, noch lieber ließe ich mir ein paar Zähne ausziehen (was zum Schrecklichsten gehört, das ich kenne), als daß ich etwas drucken ließe, von dessen Wert ich nicht vollkommen überzeugt bin, geschweige denn etwas, von dessen Unwert ich die vollste Überzeugung habe. Aber mit Hilfe der Musen geht diese idiotifikatorische Stagnation schon wieder vorüber. — Ich habe mit viel Freude und viel Zustimmung Deinen Artikel im „19. Jahrhundert" gelesen, und wenn wir heute abend zusammen unsern Toddy trinken könnten, so hätte ich viel auf dem Herzen. Jetzt nur dies: ich bin nicht ganz sicher, ob man nicht versuchen sollte, die Lektüre der niedern Gesellschaftsschichten zu verändern, trotzdem ich dessen ganz gewiß bin, daß es nichts nützen kann, wenn man ihnen Heldengedichte oder altmodische Sagen oder Biographien von Bildhauern zu lesen gäbe, denn das lesen sie nicht. Aber Du sagst in Deinem Artikel, daß gewisse Gruppen dem 20., 21. u. s. w. Jahrhundert angehören, andere dem 16.—17. u. s. w.; wie wär es da nun, wenn man den Versuch machte und den Gesellschaftsschichten, die dem 16.—17. u. s. w. Jahrhundert angehören, Bücher aus den erwähnten Jahrhunderten zu lesen gäbe; ich glaube, sie würden sie lesen. Gil Blas z. B. würde ein beliebtes Volksbuch werden. Peregrine Prickles und andere von Smollets Romanen würden in sie eingehen wie warme Semmel. Ob damit etwas gewonnen wäre? Ja, allerdings. Mögen diese Bücher ebenso angefüllt sein mit Weibergeschichten, Trunksucht, Brutalität u. s. w. u. s. w. wie die jetzt landläufigen, so bleibt denn doch ein himmelweiter, wenn auch nicht sofort in die Augen fallender Unterschied zwischen einem Buche, das seinerzeit für „die Besten" geschrieben worden ist und einem, das man für „die Schlechtesten" fabriziert. Mit den alten englischen Romanschriftstellern muß ganz entschieden ein Versuch gemacht werden, ich weiß aus Erfahrung, wieviel Beifall Smollet unter den Bauern gefunden hat. Holbergs Komödien schlagen nicht durch, wir müssen hoch hinauf, ehe wir ihnen begegnen; wären es Erzählungen gewesen, sie wären in die Tiefe gedrungen, aber die dramatische Form ist unbrauchbar gegenüber Lesern aus dem Volke, da ist Etlars „Gjöngehövdingen" ganz anders kourant. Noch eins, um Gotteswillen keine Bauerngeschichten für Bauern, es wäre das Allerverkehrteste. Von modernen Autoren läßt sich mit Carit Etlar etwas machen und mit den ersten unter den Büchern des Charles Levers, wenn auch in starker Umarbeitung. Allgemeines Prinzip bei Volksliteratur: keine Pietät gegen den Autor, ein paar rasche Schnitte, Ersetzung eines unglücklichen Schlusses durch einen glücklichen, dagegen nicht so gerne Umlokalisierung und Veränderung des Standes der Agierenden. Eugen Sue ist nicht ganz zu verwerfen, ein Buch wie „Les mystères du peuple" könnte in verständiger Bearbeitung von Nutzen sein. Eleonore Christine Ulfeldts „Jammers Mindet", ganz umgeschrieben und gekürzt, wäre brillant.

Dein J. P. Jacobsen.

Lieber Freund. Cassel (1877).

Ich soll Dich viel-, vielmals grüßen von dem Gorilla (dem richtigen, nicht Herrn D.), dem ich die Ehre hatte, in Hamburg meine Aufwartung zu machen, wo er nach einer Visite in London ausgestellt war. Ein netter junger Mann ist es, mit glatter, schwarzer Behaarung und einer etwas wendischen Physiognomie. Er hat einen Hund zum Spielen und einen Wächter, mit dem er in gutem Einvernehmen lebt, und dessen Mütze er aufzusetzen und bei seinen Klettereien mitzunehmen versteht. Auch meine andern Affenbekanntschaften sind interessant, der Orang-Utang, der leider brustkrank ist, der schwarze Gibbon, der größte Akrobat von einem kleinen schwarzen Satan mit einem gewissen seemannsmäßigen Äußern und endlich die unvergleichliche Schimpansin, die mit einer Birne in der einen und zwei Brötchen in der andern Fußhand kläglichst um mehr bettelte, und die, als keiner sich ihrer mehr erbarmen wollte, erbittert und mißvergnügt einem älteren nahestehenden Herrn direkt in die Augen spie. Das wiederholte sich mehrere Male. Sie spuckt nach der Aussage des Wächters auch, wenn jemand sie anlacht.

Übrigens laufe ich hier in Cassel im schweren Winterüberzieher herum und bin ein wenig verdrießlich darüber, daß die Bildergalerie wegen Umhängens geschlossen ist. Mit Oper und Schauspiel hier ist's nicht viel. Freilich habe ich vorläufig nur Gelegenheit gehabt, die „Entführung aus dem Serail" (Mozart) und „Viel Lärm um nichts" zu sehen; das letztere Stück haben sie in Dresden besser gespielt. Das einzige wirklich Gute darin war ein Schrei, den die Hero ausstieß; wäre das übrige Spiel zwingend und fesselnd gewesen, er hätte Wunderwerke getan, dieser Schrei; nun war man nahe daran, an ein Lächeln zu denken, aber niemand lächelte. Heute abend ist kein Theater, kein Konzert; nicht mal soviel wie ein Café chantant ist vorhanden, was idiotisch ist für eine Stadt mit 60,000 Einw. Die einzige Belustigung, der ich mich hinzugeben hoffen kann, wird offenbar sein, drüben im Restaurant zu Abend zu essen und den Gästen beim Carambolage-Billard zuzusehen, was beinah ebenso gut ist wie nicht mit Croquet zu spielen. Jetzt werd ich Halt machen, weil es hier im Zimmer so kalt ist, daß ich ins Freie laufen muß, um warm zu werden, denn heizen will ich nicht, bis ich in Heidelberg oder Montreux zur Ruhe gekommen bin. Dein J. P. Jacobsen.

Lieber Freund. Pension Bellevue, 1. Oktober 1877 Montreux.

In einem nicht großen, aber eleganten Zimmer obengenannter Pension befindet sich Unterzeichneter im Augenblick und wahrscheinlich für ziemlich lange. Ich sitze bei offenem Fenster, weil es hier hell und warm und sonnenklar ist, als ob es Juli und nicht Oktober wäre. Ich habe zwei Fenster. Eines nach Süden mit vollständiger Aussicht über den See und die Berge auf italienischer Seite, und eins nach Osten mit Aussicht über Weingärten, Villen, See und Berge auf der Schweizer Seite. Besser kann die Aussicht nicht sein. Ich wohne im zweiten Stock, parterre liegen Speisesaal und Konversationszimmer, und es gibt Russen, Spanier und Franzosen hier; aber keine Deutschen, deren Anwesenheit nicht unangenehm

wäre für Leute mit weniger ausgeprägten französischen Redetalenten. Gleich hier unten in der Stadt, oder richtiger am See, denn die Stadt liegt höher oben hinter mir, habe ich eine ausgezeichnete Bibliothek zur Verfügung — englisch — französisch — deutsch —, und nicht nur Romane, auch Geschichte, Ästhetik, Memoiren u. s. w. u. s. w.; 13,000 Bände. Am selben Ort gibt's gewiß auch einen Zeitungssalon, was ich wohl heute nachmittag erfahren werde. Die Gesundheit ist recht gut, ein bißchen Husten, der im Abnehmen ist, und dessen baldigstes Verschwinden erwartet wird. Ich rauche abwechselnd einen schrecklichen Tabak und lächerliche Zigarren von der Dicke zweier ungeheurer Stricknadeln. Verzehre zum Frühstück Brot und Milch und Honig. Abends Thee, Käse, Fleisch, Apfelkompott (wenigstens war's gestern abend so; was es mittags gibt, kann ich noch nicht melden). Ich möchte wissen, ob das die table d'hôte-Glocke war, die eben geläutet hat, oder ob's drüben im Hotel Suisse oder unten auf der Bahnstation gewesen ist (200 Schritt von hier, sonst ein recht stilles Eisenbahnbürschchen). Für diese größeren und kleineren Herrlichkeiten sind 6 Frcs. täglich zu zahlen. Wein nicht einbegriffen, auch Licht und Heizung nicht, und Gott weiß, was noch mehr nicht. Aber zum Glück wird einmal wöchentlich abgerechnet, so daß man sehen kann, wie's mit einem steht. Post gleich dabei, Dampferstation 5—6 Minuten zu gehen. Auf freiem Lande findet man hier Lorbeer, Pawlovnia und die echte Akazie, dieselbe Art mit dem feinen Laub wie daheim in Töpfen, doch hier sind es Bäume von der Größe der Platanen in Gammelholm. Das wäre dies; aber dieser Brief ist eigens geschrieben, um Dir Glück zu wünschen aus Anlaß des kommenden Sechsten. Du wirst ihn voraussichtlich ein bißchen sehr früh erhalten, aber um sicher zu gehen, schick' ich ihn doch ab. Und nun bitte, schreibe bald.

Dein J. P. Jacobsen.

Du kannst Dich wirklich nicht beklagen, daß ich in diesem Brief nicht von mir selbst geschrieben hätte.

Lieber Freund! 22. Dezember 1879 Thisted.

Man könnte vielleicht doch sagen, daß es, milde gesprochen, etwas unregelmäßig mit unsrer Korrespondenz zugeht, aber hieraus wirst Du sehen können, wie ich unveränderlich ein und derselbe bleibe, da ja wohl ich hauptsächlich schuld daran bin, daß die Pause für den Augenblick unregelmäßig groß ausgefallen ist.

Natürlich passiert hier nichts, und natürlich ist meine Erzählung noch nicht ganz fertig, aber sie nähert sich jetzt, wenn nicht der Vollendung, so doch dem Schluß. Und dann, ja dann werd ich mich also zum produktiven Schriftsteller entwickeln mit Sachen wie Gedichtsammlungen, Dramen, Lustspielen und noch viel mehr.

Vom Verleger bekam ich vorige Woche Herman Bangs „Realismus und Realisten" zugeschickt; ich gratuliere zur Widmung. Über meinem Bild liegt etwas ingenieurartig Energisches; ich soll wohl aussehen wie ein rechter Realist, aber sonst nehme ich mich nett aus auf dem schönen Papier — ganz anders als

Schandorph, der stark versoffen aussieht und in einer recht sonderbaren Kutscherweste steckt.

Der Zusammenhang zwischen Mogens und Marie Grubbe, scheint mir, ist in sehr interessanter Weise aufgedeckt, das eigentlich Interessante an Mogens aber ist für mich das Erklingen der Gertrude Colbjörnsonschen Saite im Schlußabschnitt. Im ganzen kann ich ja außerordentlich wohl zufrieden sein mit dem Urteil über mich, und bin es auch. Könnten wir doch bloß beim Glase Toddy und bei einer guten Cigarre das und noch so vieles, vieles andere näher bereden, hier rede ich nur mit mir selber, aber zum Frühling zeige ich mich wieder dem erstaunten Kopenhagen, falls die Gesundheit fortfahren wird, so freundlich und umgänglich zu sein, wie seit der Zeit, seit ich Capri verlassen habe.

Sei gut und schreib bald eine Menge Deinem J. P. Jacobsen.

Lieber Freund! 6. Dezember 1880 Thisted.

Hurra! — dies Geheul bedeutet, daß ich endlich die letzten Manuskriptblätter von Niels Lyhne abgeschickt habe; und dieses merkwürdige Buch wird nun voraussichtlich Freitag (den 10.) das Licht der Welt erblicken. — Nun gilt es also, einen guten Freund zu haben, der einem die Blätter schaffen kann und will, in denen möglicherweise Rezensionen auftauchen werden, — und sei Du nun dieser gute Freund, so wie Du's zu Marie Grubbes Zeiten gewesen bist, selbst wenn die Äußerungen, die fallen werden, nicht so liebenswürdig gefärbt sind wie damals. Ich bin vollständig vorbereitet auf eine Reaktion in der Wertschätzung meiner Person und meiner Sache; und doch weiß ich, was auch gesagt werden mag, in diesem Buche steckt das, was auf ganzen Bücherregalen neuerer dänischer Literatur nicht zu finden sein wird.

Du wirst bemerken, daß der Roman anders geschrieben ist als Marie Grubbe, persönlicher, und ich möchte mir, in Parenthese gesagt, vorbehalten, jedes neue Buch auf eine neue Art zu schreiben, ganz unabhängig von Schulen und Stilweisen, mich allein beugend vor dem Stoff und der Natur des Stoffes. — Auf der ersten Seite des Buches findet sich ein: Ich, das einzige in dem Buch; aber durch das ganze Werk hindurch taucht es auf als etwas, was man lyrische Ergüsse einer Lebensanschauung nennen könnte, die von Leuten, die den Pessimismus nicht kennen, pessimistisch genannt wird, aber von der wir, wenn wir alt werden, vielleicht gezwungen sind einzuräumen, daß sie optimistisch war.

Es ist das Leben eines der Unsern, das ich erzählt habe, aber eines aus der Generation vor uns, und ich meine, ich bin den jungen Dänen des 19. Jahrhunderts näher gekommen als jemand vor mir. Das ist das Hauptverdienst, trotzdem man gewiß allgemein die Frauengestalten in dem Buche als das Beste bezeichnen wird.

Vielen Dank für Deine Übersetzungen von Turgenjew und Grévilles Dosia; das letztere Werk habe ich mit großem Vergnügen gelesen; die Erzählung zu Anfang ist natürlich das ganze Buch; daß das andere, Spätere, von der geringsten

Bedeutung wäre, kann der Verf. mir niemals einbilden. Herzlichen Dank auch für die durch Herman Bang überbrachten Grüße. Er hat einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht, und ich bin sehr gespannt darauf, zu sehen, was er mit seinem großen Roman fertig gebracht hat. Drachmann, der auch hier war, versprach, Dich aufzusuchen und über mein Aussehen Bericht zu erstatten.

Die Tage sind jetzt ein wenig tot auf all die Spannung hin, die der Abschluß des Buches mit sich gebracht hat, und ich habe herzliche Sehnsucht danach, daß Niels Lyhne seinen Weg beschreiten möchte. Sobald Du ihn gelesen hast, mußt Du mir ein paar Worte darüber schreiben. Und sei so gut und denk an die Kritiken.

Dein J. P. Jacobsen.

Lieber Freund! 18. Dezember 1880 Thisted.

— — — Wenn Du wüßtest, W. M., wie ich mich nach dem Brief gesehnt habe! Ich sagte mehrmals zu mir selber, ich wolle an Dich schreiben und Dir vorwurfsvoll sagen, daß es freundlich von Dir gewesen wäre, wenn Du mir einen oder zwei Tage, nachdem Du das Buch gelesen, geschrieben hättest. Aber jetzt weiß ich gar nicht mehr recht, ob N. Lyhne am 10. oder am 15. erschienen ist, denn mindestens zwei, von denen ich annahm, daß sie das Buch am 10. erhalten würden, haben es erst am 15. bekommen. — Und hier hab ich nun 8 Tage lang gewartet, und Kopenhagen blieb und blieb stumm, nicht ein Wort, nicht ein Schimmer! Da sagte ich zu mir selbst: die da drüben müssen meinen, daß du grauenhaft zurückgegangen bist und werden das Buch unverzeihlich armselig finden und werden nun dasitzen und sich winden unter dem Gedanken, es mir sagen zu sollen, und niemand will gern der Erste sein. Und dann wandte ich mich Euch wieder zu und sagte ausgesucht freundlich: Gott behüte, ganz wie Ihr wollt, aber es gibt ja doch zwei Ansichten über eine Sache. — Na, und nun sieht es ja gar nicht danach aus, als ob Ihr unzufrieden wäret, und ich habe mich herzlich gefreut, als ich es hörte, denn es läßt sich nicht vermeiden, daß man, wenn man sich so lange mit einer Sache herumschlägt, zuletzt taub und blind wird gegen das, wofür man einst einen so sichern Blick hatte; und es wäre doch auch möglich, daß mein isoliertes Leben und meine Krankheit mir einen Teil meiner Kräfte geraubt hätten, und es wäre doch möglich, daß mein Blick so abgestumpft wäre, daß ich es selbst nicht sähe. Ich glaube allerdings nicht, daß es der Fall ist, ich habe ja immer ein gut Teil an mich selber geglaubt, und ich hoffe, noch allerhand hier in der Welt fertig zu bringen und noch vor Neujahr den Anfang mit einem neuen Buche zu machen.

Könntest du nun nicht, wenn Du N. Lyhne irgendwo rezensierst, recht bald daran gehen, ehe die Weihnachtsgeschenke sämtlich gekauft sind, denn die Auflage ist so scheußlich groß. Falls Bang darüber schreibt, so laß auch ihn sich beeilen. Nicht deshalb möcht ich's, weil ich gerne schnell besprochen würde, sondern deshalb, um gekauft zu werden. Hegel schrieb übrigens am 16., daß der Bursche allem Anschein nach guten Absatz findet. Wie er das am 16. merken kann, wenn das Buch am

15. erschienen ist, um das zu begreifen, muß man in den höhern Buchhandel eingeweiht sein.

Drachmanns „Peder Tordenskjold" habe ich gelesen, aber — unter uns — das einzige, was ich daran bewundere, ist die Energie, die es ermöglicht hat, 17 Gesänge zu schreiben, ohne daß etwas dagewesen wäre, was zu sagen war. Der Stoff ist ja nun ganz und gar unmöglich, sodaß Dr. wirklich entschuldigt ist; aber daß man das aushalten kann! Dr. hat mir übrigens, als er hier oben war, die Schlußszene mit ein paar Sätzen geschildert, die mehr wert waren als all die letzten Gesänge zusammen genommen, aber das, was er sagte, steht gar nicht in dem Buch.

Viele viele Grüße. Dein J. P. Jacobsen.

Lieber Freund! 31. Dezember 1880 Thisted.

Was ist das für eine gräßliche Geschichte mit Bangs „Hoffnungslosen Geschlechtern"? Was kann denn darin stehn, daß man den Verfasser wegen Unzucht in Anklagezustand versetzen konnte? Das Buch kann ja doch vernünftigerweise nicht geschrieben sein, um die Leser durch sinnliche Reizung — gleich Venustempeln und verschlossenen Briefen — für sich zu gewinnen, und dann, wie kann man eine Anklage erheben, selbst wenn einige gewagte Situationen darin vorkommen? Das Ganze ist mir grenzenlos rätselhaft. Ließe es sich nicht machen, daß Du mir Dein Exemplar leihst? Wenn ich es nur zwei Tage haben dürfte! Ich werde es retournieren, sobald ich es gelesen habe. Ist es Chikane, Neid, Rache? und wer hat das Buch denunziert? Was sagt oder tut der Verfasser? Kann er freigesprochen werden? Und wie verhält die Presse sich zu der Angelegenheit?

Ich warte mit Sehnsucht auf Deine Niels-Kritik und danke Dir vielmals für die übersandten Blätter. Ich bin jetzt im Besitz von Kritiken in Illustrerede Tidende — Dagbladet — Berlingske — Dagsavisen — Lott. Falst. Stiftst. — Christianiaer Dagbladet. Hat nichts in „Morgenbladet" und „Dagens Nyheder" gestanden?

Von Georg Brandes hörte ich vorgestern; das Buch macht ihm viel Freude, er sagt ihm viele schöne Dinge nach und wird wahrscheinlich darüber schreiben. Berlingskes Inhaltsreferat war sehr flegelhaft abgefaßt, und von einem Flegel, der wußte, was er tat. Welchen Absatz das Buch in Kopenhagen gefunden hat, davon ahne ich nichts; aus Schweden hat man wegen Autorisation einer Übersetzung angefragt, und zwar ist's dieselbe Firma, die auch Marie Grubbe erworben hat.

„Tordenskjold" hat nichts zu bedeuten, und auch Kiellands „Nye Noveletter" scheinen mir nicht viel wert zu sein. „Smaafolk" habe ich nicht gesehen, und auch „Antigonos" nicht.

Ich wünschte, ich wäre in Kopenhagen, damit ich die nächsten fünf Monate lang drüben in den Bibliotheken Studien machen könnte, dann würde ich die nächsten drei wieder im Lande Dänemark umherstreifen und die Natur studieren, und dann würde ich schreiben. Nun aber weiß ich nicht recht, was ich tun werde,

denn hier ist kein lebendiges Buch aufzutreiben außerhalb der ein wenig engen Grenzen der dänischen Klassiker.

Schick mir nur ja die Hoffnungslosen per baldigst, selbst wenn Du schlecht genug sein solltest, bei der gleichen trefflichen Gelegenheit nicht auch ein Wort zu schreiben.

Viele viele Grüße Dein J. P. Jacobsen.

Lieber Freund. 13. Januar 1881 Thisted.

Niels Lyhne scheint immer noch keine Aussicht zu haben, so bald schon vergriffen zu sein, und mein Kommen nach Kopenhagen wird ja dadurch teilweise immer zweifelhafter. Auch aus dem Verkauf der schwedischen Ausgabe scheint nichts werden zu wollen.

Biographische Daten beschränken sich wohl auf: ältester Sohn des Großhändlers Christen Jacobsen und der Benthe Marie Hundahl. Geboren in Thisted am 7. April 1847. Student, privatim für die Universität vorbereitet 1867. Goldmedaille 1873 für „Aperçu systématique et critique sur les desmidiacées du Danemark.“ Reise ins Ausland 73, nach Ost- und Süddeutschland und Norditalien. Aufenthalt am Genfersee, 78—79 Westdeutschland, Südfrankreich, Rom, Neapel und Capri, teils für das Anckersche.

Ich könnte noch mehr mitteilen, aber weil ich es nicht verwertet wissen möchte, legst du wohl kaum großen Wert auf so einen literarischen Erguß! Etwas könnt ich ja gern mitteilen, ohne daß es schadet, so z. B., daß ich mit vier Jahren anfing, in die Schule zu gehen, daß ich mit 9 anfing, Verse zu schreiben, und es meine ganze Kindheit hindurch tat, während meiner weiteren Lebenszeit übrigens auch. Als ich, im Alter von 16 Jahren, nach Kopenhagen kam, kannte ich Vessel, Holberg, Ingemann, Öhlenschläger und Heiberg am Schnürchen, und auch das meiste der übrigen Klassiker, von Tode, P. A. Heiberg an bis auf Björnstjerne Björnsons erste Arbeiten. Die deutschen Klassiker kannte ich nur durch die kleine Duodez-Ausgabe, aber in meinem 18. Jahr machte ich die Bekanntschaft des ganzen Goethe, Schiller, Wieland und vieler andern, mit 19 Jahren entdeckte ich Shakespeare, las mich gut in die schwedische Literatur ein, und als ich die 20 erreichte, kamen Sören Kierkegaard, Schack-Staffeldt, Shack, Feuerbach und Heine an die Reihe. Zwischen 20 und 23 arbeitete ich mich in den englischen Shakespeare ein — in Byron, Tennyson und andere, studierte eingehend die Edda und die Sagen, meist in der Übersetzung, und was sonst noch zur altnordischen Literatur gehört, außerdem las ich eine Menge Volkslieder und Sammlungen von Volksmärchen aus allen Ländern, das Nibelungenlied und Kalewala. Auch mit Sainte-Beuve und Taine machte ich mich in dieser Zeit vertraut. Zugleich mit all dem, Botanik und Kunstgeschichte, wenn ich auch die letztere schon als Siebzehnjähriger begonnen hatte mit Lübke als Grundlage, Spezialabhandlungen und auch größern Werken wie Rawlinson: five ancient monarchies. Auch die Bibel habe ich in diesen Jahren zweimal durchgelesen. Es ist fürchterlich, was ich alles gelesen habe; und daneben brachte ich ganze Tage draußen in Wäldern

und Mooren zu, mindestens einmal wöchentlich nach Pflanzen suchend, während der Sommermonate, wenn ich in Thisted war, so gut wie jeden einzigen Tag. All das zu wissen, kann Dir gut tun, und Du mußt's inwendig verwerten. Über meine naturwissenschaftlichen Studien werde ich morgen schreiben oder auch nicht.

Mit den herzlichsten Grüßen Dein J. P. Jacobsen.

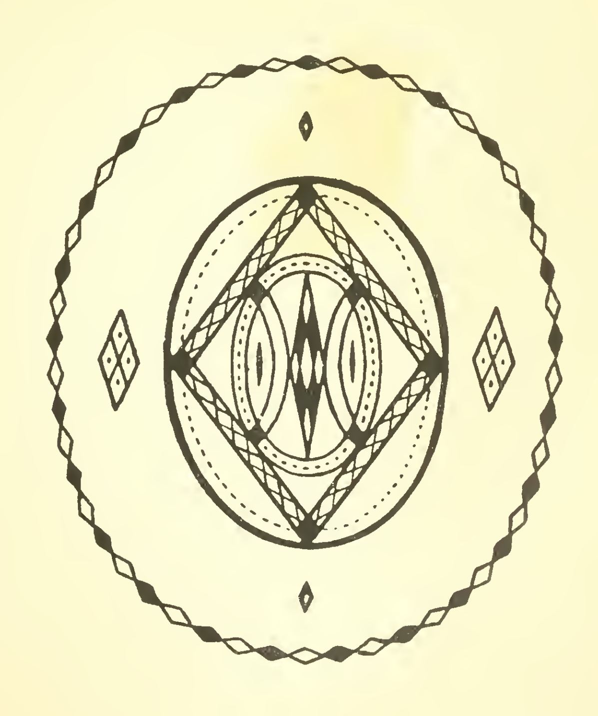
Lieber Freund. 24. August 1882 Valli.

Nur ein paar Worte, um Euch zu melden, daß ich darauf versessen bin, in die Stadt zu reisen (und dazubleiben) jetzt Dienstag.

Ich hab das alles so satt, das Sommerwetter, das Bummeln und mein Übelbefinden, daß ich eine Veränderung brauche.

Sonderlich gut hat's der Sommer nicht mit mir gemeint, und ich bin mehr und mehr überzeugt, daß ich meinem eignen Kopf hätte folgen und in den bayrischen Wald reisen sollen, was übrigens eine sehr unnütze Überzeugung ist.

Ich habe hier draußen nichts geschrieben, und auch gelesen habe ich nicht viel, besonders gut ist das Sommerfacit also nicht. Dein J. P. Jacobsen.





Weltpolitik/ von Albrecht Wirth



ie Weltgeschichte wiederholt sich nie und niemals! So die einen. Dagegen verkünden die ewige Wiederkehr des Gleichen jener alte Rabbi und Friedrich Nietzsche. Wer hat recht? Alle. Beides ist wahr. Und sogar nach zwei Seiten hin. Der Gehalt des Lebens wechselt, aber die Formen bleiben. Und die Formen ändern sich zwar, aber die Energie bleibt konstant, der Gehalt bleibt derselbe.

Man sehe sich einmal die Sklaverei an. Seit sie 1888 in Brasilien abgeschafft ist, und seit die 1890 zu rührigem Leben entfachte Antisklavereibewegung in Afrika die Emanzipation der Neger auch in ihrer Heimat ernstlich in Angriff genommen hat, gilt die Unfreiheit der Arbeiter als ein überwundenes, als ein absterbendes Institut. Strebt denn nicht auch das ganze Zeitalter nach sozialer Gleichberechtigung? Gewiß, so scheint es. In Wahrheit aber wuchert die Sklaverei fort wie ehedem. Nur die Form ist nicht mehr so klar, so einfach, so offen; sie ist verhüllter, verschnörkelter, komplizierter geworden. Wenn man in Maschonaland einen Schwarzen rauben oder verkaufen oder schlimm mißhandeln wollte, so geriete Exeter Hall in Aufregung, und die ganze zivilisierte Welt würde über den Räuber den Stab brechen. Die Arbeitgeber wissen sich jedoch Rats. Wenn sie es nur so einfädeln, daß die bestehenden humanen Gesetze nicht verletzt werden, so heißt die öffentliche Meinung ihr Vorgehen gut. Die Arbeitgeber, die Kapitalisten, was tun sie also? Sie wenden sich an die gesetzgebenden Gewalten und erwirken von ihnen eine Bill, daß jeder Maschona eine gewaltige Hüttensteuer zu zahlen habe. Ganz von Rechts wegen! sagt die richtende öffentliche Meinung. Denn der früher von tausend Feinden bedrohte Schwarze wird jetzt von uns geschützt: Dafür kann er auch zahlen. Nun hat aber der Eingeborene kein bares Geld. Um sich dies zu verschaffen, muß er drei bis vier Monate auf den Gold- oder Diamantminen von Johannesburg oder Kimberley sich hart abmühen. Er frohndet, nur heißt jetzt die Frohnde ehrliche Arbeit. Ähnlich steht es in den Fabriken Europas, Amerikas und Japans. Sklaverei und Leibeigenschaft sind bei uns nur noch leere Worte, aber was ist der Zustand eines Fabrikarbeiters viel besseres? Den ganzen Tag bei einer geisttötenden und oft auch gesundheitsschädlichen Beschäftigung, des Nachts in einer ebenfalls oft gesundheitswidrigen Wohnung. Früher sorgte wenigstens der Herr mit eigenen Augen dafür, daß seinem Sklaven nichts Übles widerfahre: ein kostbarer Besitz wäre ihm durch die Krankheit oder Verstümmelung der menschlichen Ware geschädigt oder verringert worden. Wenn jetzt ein Arbeiter krank wird oder stirbt, so ist das so gut wie kein Verlust; ein andrer Arbeiter tritt an seine Stelle. Der Staat

zwingt allerdings den Herrn zu gewissen Wohlfahrtseinrichtungen und erzwingt die Invalidenversicherung, aber früher bestand wenigstens ein menschliches Verhältnis zwischen Herrn und Diener, während es sich jetzt nur um ein Verhältnis zwischen Eigentümer und Sache handelt. In der Tat sprachen Suaheli, die Berlin besucht hatten und in die Heimat zurückkehrten, mit Verachtung von dem armseligen Los, das die in enge Stuben gepferchten — Kontoristen der Reichshauptstadt hätten. Um ein Gegenbild zu den heutigen Geschäfts- und Industriesklaven zu finden, muß man zu den Unglücklichen zurückgehen, die ein strenger Römer oder Assyrer zur Tretmühle verdammt hatte. Die Formen der Sklaverei sind also im Laufe der Jahrtausende ungefähr dieselben geblieben, dagegen hat sich ihr Gehalt, hat sich das ihr anhaftende Rechtsverhältnis völlig geändert.

Und nun einen umgekehrten Fall! Der Krieg hat sich in seinen Formen von Grund aus umgestaltet. Aber die Eigenschaften, die dabei entfaltet werden, sind bis zum heutigen Tage dieselben geblieben. Man hat ja öfters gemeint, daß durch die immer steigende Verbesserung der Feuerwaffen und ihre immer größere Fernwirkung persönliche Tapferkeit völlig ausgeschaltet und der Nahkampf ganz unmöglich werden würde. Der ostasiatische Krieg bringt fast täglich Beispiele vom Gegenteil. Schon im 15. Jahrhundert konnte man einen ähnlichen Umschwung so in der Technik wie in der Psychologie des Krieges beobachten. Positionskriege waren Mode geworden, Kriege, die nicht durch Schlachten sondern lediglich durch Manövrieren entschieden wurden. Die Heere bestanden aus Söldnern. Eine Hauptaufgabe war, für die Söldner das nötige Geld zu schaffen, bei der damaligen Naturalwirtschaft und der geringen Zentralisation der Staaten kein leichtes Geschäft. Nun marschierten die Feldherrn mit ihren Truppen hin und her durch die Lande. Sie bemühten sich, ihrem Gegner die Zufuhr abzuschneiden, ihn in unfruchtbare Gegenden zu drängen, und trachteten auf jede Weise dahin, den Krieg möglichst lange hinauszuziehen, den Gegner zu ermüden, bis er an dem Punkte angelangt: point d'argent, point de Suisses. Nun kam auf einmal am Ende des Jahrhunderts Karl XII. von Frankreich und suchte Italien mit einer andern Methode zu erobern. Er schlug tüchtig drauf los. Er ließ stechen und feuern und töten. Darob große Empörung. So eine plumpe Metzelei, hieß es, das sei ja gar kein Krieg. Wo bleibe da die Taktik, die Feinheit der Kunst, die Strategie? Ähnlich hatte es zu unsrer Zeit bereits den Anschein gewonnen, als ob die Technik das meiste im Kriege zu sagen hätte. Wer die kälteste Berechnung ausführt, wer das rauchloseste Pulver erfindet, wer die schönsten Scheinwerfer, die besten Eisenbahnen, die zündbarsten Minen hat, und dann vor allem noch, wer das meiste Geld hat, der siegt. Auch hat ein japanischer General geäußert, das Telephon sei ihm schier wichtiger als seine Kanonen. Das alles ist durchaus unanfechtbar. Aber der unterdrückte, der zeitweise latente menschliche Gehalt, der beim Kriegführen denn doch schließlich die Hauptrolle spielt, der hat sich auch jetzt in Ostasien offenbart. Wie bei den einzelnen, so bei ganzen Völkern. Unerschütterte Charakterfestigkeit, zähe Ausdauer, klagloses Ertragen von Entbehrungen, und

bei aller steigenden Erbitterung dennoch zugleich steigende Hochachtung für einander. Auch fehlt es keineswegs an einzelnen dramatischen Zügen. Kühne Patrouillenritte, nächtliche Überfälle, zahlreiche Bajonettkämpfe, geräuschlose Arbeit in unterirdischen Minen, Spionenabenteuer; Treue und Aufopferung, Siegesjubel und Verzweiflung.

Also, das echt Menschliche tritt immer wieder in den Vordergrund. Freilich, der Spielraum des einzelnen hat sich merklich verengt, der Individualismus hat einen immer schwereren Stand, während das Massentum überhand nimmt. Noch vor einem Jahrhundert war Deutschland allein in dreihundert Staaten und Stätchen zersplittert. Nicht besser sah es in Italien aus. In Afrika vollends und Asien war die Hand aller gegen alle, und wurde heute ein Staat gegründet, wenn es nur auch eine Seeräuberrepublik war, und morgen einer zerstört. Vom Sklaven erhob sich da einer in wenigen Monaten zum Ras, zum Khan, zum Maharadscha. Und im Westen erwuchs ein korsischer Abenteurer zum Kaiser der Welt. Jetzt haben sich alle Staaten Europas konsolidiert. Afrika und Asien ist aufgeteilt, und wenige Großmächte teilen sich in die Herrschaft der Erde. Nur an wenigen Stellen, in Mazedonien, in Marokko, in Mittelarabien, an den Osthängen Tibets, züngelt noch beständig die Flamme des Aufruhrs, lodert das Feuer usurpatorischer Tat. In früheren Jahrhunderten war es die Regel, daß ein erfolgreicher Feldherr sich nicht mit seinen Siegen begnügte, sondern nach höherem Lorbeer, nach der Königstochter, nach dem Throne, die Hand ausreckte; jetzt erhält er ein paar Orden, und wird in der Army and Navy Gazette, oder im Militärwochenblatt lobend erwähnt. Ist er gar ein Engländer, so zieht er noch seinen bunten Rock aus, und spielt harmlos Tennis mit anderen Sterblichen oder vervollkommnet sich, wie Sir Evelyn Wood, der Beender des ersten Tansvaalkrieges, im Radfahren. Selbst wenn früher ein Heerführer loyal bleiben wollte, so verfügte er doch über die weitgehendsten Vollmachten. Er konnte auf eigne Faust an entfernten Grenzen Feldzüge anfangen und beenden, er konnte selbst die Friedensbedingungen diktieren. Ein Gouverneur einer sibirischen Provinz war Herr über Leben und Tod; er schaltete, durch fünfzig bis hundert Tagereisen von Moskau getrennt, so gut wie unumschränkt. Jetzt ist Militär wie Zivilbeamter genau an seine Instruktionen gebunden, jetzt kann Feldmarschall wie Statthalter stündlich durch den Draht andere Weisungen empfangen. Der Generalgobernator von Turkestan hat zwar noch das Privileg, nach eigenem Gutdünken Krieg erklären zu dürfen, aber es wird sich wohl kein Kühner finden, der von der Erlaubnis Gebrauch machte. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß die selbständige Tätigkeit heutiger Krieger und Diplomaten ganz ausgeschaltet wäre. Namentlich in England ist die Initiative der leitenden Staatsmänner außerordentlich groß. Vor einer Reihe von Jahren kam es in Portugal vor, daß der dortige deutsche Gesandte die bevorstehende, völlig zufällige Ankunft einiger deutscher Kriegsschiffe dazu benutzen wollte, um drohend eine Forderung durchzudrücken; der portugiesische Minister des Äußeren begab sich darauf sofort zu seinem englischen Kollegen, dieser bewirkte stehenden Fußes die Sendung eines großen englischen Geschwaders,

und als die Deutschen ankamen, waren alle Plätze im Hafen von Lissabon besetzt. So gab der eigenmächtige Schritt unsres Gesandten beinahe Anlaß zu einem casus belli. Wie ferner durch die Unzulänglichkeit von Diplomaten und Generalen auch heute noch ein starkes Reich erschüttert werden kann, zeigt am besten der unvermutete Ausbruch und der noch unvermutetere Verlauf des gegenwärtigen Krieges. Aber auch die Könige sind in ihren Lebensäußerungen heute weit beschränkter, als in früheren Zeiten. Jetzt gibt es Gesetze und Konstitutionen, Zeitungen und Parlamente, jetzt liefert der Draht täglich von ihrem Tun und Lassen eine Kunde, die zwar äußerlich nur Lob und Preis zu enthalten scheint, die aber tatsächlich eine Kontrolle darstellt. Auch die Könige leiden unter dem Druck des Ungeheuers, der alle gleichmäßig bedrückt, unter der Herrschaft des Staates. Was hat dieser Polyp von Staat nicht alles an sich gerissen? Bahnen, Post, Telegraphen, also den ganzen Verkehr. Festungen, Heer und Flotte, also die ganze Landesverteidigung. Schulen, Polytechniken und Universitäten, also auch das ganze geistige Rüstzeug. Dazu eine Überwachung der Kirchen und ihre Verteidigung gegen Verächter, also die Religion; außerdem das ganze Tun und Gehaben des Bürgers zu Hause und in der Öffentlichkeit, in seinem Geschäft und in seiner Familie, sein Verhalten bei seinem Hausbau und auf der Straße, und das alles unter dem Vorwand, das Gemeinwohl zu schützen. Er schaut dem Privatmann in seinen Geldbeutel, um sich zu vergewissern, daß er die richtigen Steuern bezahlt; er blickt ihm in Herz und Nieren, um sich zu überzeugen, daß er die richtige Gesinnung habe. Alles das ist früher auch dagewesen, sogar manchmal in schärferer Form, wie die Kleiderverordnungen des Mittelalters, wie die grausamen Inquisitionen beweisen, aber durch alle Luxusverbote und alle Staats- oder Kirchenzensur ist noch niemals im Laufe der Weltgeschichte soviel Gleichförmigkeit geschaffen worden, wie in der Gegenwart. Die Einerleiheit, die Schablone ist es, die bedrückt, im Privatleben wie in der Politik. Die Originale sterben aus beim Stammtisch und die dramatischen Katastrophen werden seltener in der Politik. Früher, welche Buntheit, welche Mannigfaltigkeit im innern und nach außen! Die Leibeigenen in gebückter Haltung, der Karstenhans, der Bauer, in ländlicher, von Dorf zu Dorf verschiedener Tracht, dann der aufstrebende Handwerker mit seinen Fettmilch und Georg Wullenweber, darüber der ansehnliche Bürger, der stolze Patrizier, der eifrig des Waffenspieles pflog, weiter der Ritter auf hoher Burg mit seinem Troß, wohlgemut sich rüstend zur Jagd, zum Gerichtsplatz oder zur Fehde, über ihm die Grafen, die Herzöge und vor allem im Glanze der Macht strahlend der Kaiser. Jetzt sind wir alle Angehörige eines Rechtsstaates, die das bürgerliche Gesetzbuch und der Frack gleich macht, nur der Herrscher ist geblieben, obzwar hier und dort durch einen farblosen Präsidenten ersetzt. So geht denn auch durch die Weltpolitik ein Zug des Gleichmachens, der Nüchternheit, der allgemeinen und verallgemeinernden Nützlichkeit. Einst stand der Bauer gegen den Städter, der Ritter gegen den Herzog; einst galt es Freiheit von Unterdrückung, Freiheit gegen Tyrannei im innern, gegen den Erbfeind nach außen; um hohe

Güter der Seele, des Gewissens, der Treue, kämpfte man für oder gegen den Papst, für und gegen den Kaiser. Und jetzt? Differentialzölle, Meistbegünstigungsklausel, Politik der offenen Tür, Matrikularbeiträge, Staatsanleihenzinsherabsetzung oder, wie jüngst in Deutschland, -erhöhung; wer bei einer Fürstentafel links, wer rechts gesessen, Ordensverleihung, ob der Zar den letztjährigen Besuch bloß in einem Grenzdorf oder an Bord eines Kriegsschiffes oder aber in der Hauptstadt erwidert, ob in der versteckten Anspielung der letzten Ministerrede in Brighton Deutschland oder Amerika gemeint war.


Die durchschnittliche Nüchternheit heutiger Staatskunst hängt demnach mit zwei Dingen zusammen: mit dem größeren Hervortreten wirtschaftlicher Interessen und mit der äußeren und inneren Konsolidierung der Staaten. Die Möglichkeit internationaler Konflikte ist ohne Zweifel geringer geworden. Daran ändert auch die koloniale Ausdehnung nichts oder nur wenig. Sobald zwei kolonisierende Mächte über ein Fleckchen afrikanischer Erde aneinander geraten, wie bei Faschoda, oder amerikanischer, wie in Neufundland und Venezuela, oder asiatischer, wie bei Koweit oder am Mekong, da einigen sie sich in den allermeisten Fällen durch Vertrag. Die wirtschaftlichen Werte, die die Gegenwart geschaffen hat, sind so ungeheuer, daß ein Staat ungern es mit der ultima ratio regum versucht. Je größer und reicher der Staat ist, je bedeutender sein Handel, je ausgedehnter seine Städte, um so mehr Abneigung wird er gegen die Zerstörungen des Krieges empfinden. Und ein kleiner Staat bindet mit einem mächtigen gar nicht mehr an. Dänemark konnte noch 1848 uns den Krieg erklären und einige Erfolge davontragen; heute wäre so etwas undenkbar. Das letzte Beispiel, das einigermaßen noch hier sich einfügt, wird wohl Spanien 1898 gegeben haben. Die Konsolidierung der Staaten hat eine bessere Übersicht ihrer Machtmittel ermöglicht und hat dadurch Kriege viel seltener gemacht. Europa hat seit fast einem Menschenalter, seit 1877, nur einen geringfügigen Zusammenstoß gesehen, den zwischen Griechenland und der Türkei. Alle großen Kriege der Gegenwart sind in außereuropäischen Ländern und Meeren ausgefochten worden. Man vergleiche damit die ungeheuren Erschütterungen, denen Europa zur Zeit Wallensteins, Ludwigs XIV., Pombals, Friedrichs d. Gr., Napoleons und Bismarcks ausgesetzt war. Hieraus ergibt sich, daß die europäische Politik der Gegenwart viel friedlicher geworden ist. Die notwendige Folge davon war, daß sich auch ihr ganzes Aussehen verändert hat, daß Handel und Industrie, daß Fürstenbesuche, daß innere Reformen ihre Haupttätigkeit in Anspruch nehmen.

Schon Caprivi sagte: wir müssen nicht Menschen exportieren, sondern Waren. Industrialisierung ist das Zeichen des Zeitalters. In der Tat hat nicht nur die west- und mitteleuropäische Auswanderung nach Amerika nachgelassen, sondern auf dem platten Lande ist geradezu Leutenot eingetreten. Dagegen ist überall auf der Welt, außer in den Ländern des Islams, die Bevölkerung der Städte ganz erstaunlich im Wachsen. Ludwigshafen, Lodz, Seattle, Jokohama, Bombay haben

ihre Bewohnerzahl in wenigen Jahrzehnten verdrei- und verfünffacht. Schuld daran ist die gesteigerte Intensität des Gesamtlebens der Gegenwart und in zweiter Linie die wachsende Industrie. Die Interessen der Industrie und ihrer Schwester, des Handels, stehen denn auch im Vordergrunde heutiger Weltpolitik. Wenn man von einer amerikanischen Gefahr redet, meint man das drohende Übergewicht amerikanischer Ausfuhr und Industrie, wenn man auf die glänzende Zukunft Chinas weist, so denkt man an die unbegrenzten Möglichkeiten europäischen Exportes nach dem Land der Mitte. So ist es gekommen, daß Zollkriege den Platz von Feuer und Mord einnehmen, die der wirkliche Krieg bringt, daß statt der Eroberung oder Annexion eines Landes neuerdings offene Tür daselbst verlangt wird. Das Wort geht, glaube ich, auf einen Ausspruch Lord Salisburys zurück, der öfters malerische Vergleiche fand, so den von dem unrechten Pferde (der Türkei), auf das er gewettet habe. In den letzten Jahren ist die Politik der offenen Tür besonders von Deutschland ausgebaut worden. Als die Briten das weite und reiche Jangtsebecken für sich beanspruchten, da forderte Bülow gleiche Handelsrechte dort für uns; zwei deutsche Bataillone gingen nach Shanghai ab, um allerdings später wieder zurückgezogen zu werden. Als die Franzosen ihr Evangelium von der pénétration pacifique in Marokko verkündeten, besuchte der Kaiser Tanger und proklamierte das Recht der offenen Tür. Es ist ein pis-aller. Man kann den Garten nicht kaufen, aber man will sich die Möglichkeit wahren, jederzeit darin spazieren gehen und Obst pflücken zu dürfen. Im Grunde ist das bequemer als der Besitz. Dann müßte man einen Gärtner halten und hätte Grundsteuer zu zahlen. So genießt man alle Vorteile und hat keine Lasten davon. Manchmal freilich führt die offene Tür zu einer dog-in-the manger-policy. So in Venezuela. Der Hund springt in die Krippe und bellt die Kuh an. Die erschreckte Wiederkäuerin frißt nicht, aber dem Hund kann das Heu und der Klee auch nichts nützen. Der dog in the manger ist im venezolanischen Falle Onkel Sam, und die erschreckten Kühe sind die deutsche Diskontogesellschaft, die italienische Asbestkompanie und britische Syndikate. Wer sich allein freut, ist Castro, der ungefressen bleibt und seine Günstlings- und Mätressenwirtschaft ruhig weiter fortsetzen kann. Es ist ein solcher Zustand ein schlechtes Zeichen für alle. Für Europa, das zu schwach ist, sich selbst zu helfen, für Venezuela, das in seiner Barbarei, in seiner Posse von pronunciamentos fortlebt, für Roosevelt, der Mißwirtschaft und Korruption gegen die Forderungen der Zivilisation in Schutz nimmt. So fließt nicht selten der Begriff der offnen Tür in den der Interessensphäre über. Ein klassisches Beispiel dafür kann Vorderasien abgeben. Obwohl die Türkei und Persien als Reiche der offenen Tür für alle Mächte gelten, hat man doch seit längerer Zeit schon den Versuch gemacht, Einflußkreise dort abzugrenzen. Südiran für England, der Norden für die Russen. Der Bahnbau im nördlichen Anatolien für das russische, im mittleren und südlichen für das deutsche Kapital; während die Franzosen für sich Syrien, und die Engländer Arabien beanspruchen. Namentlich in Mesopotamien muß die nächste Zukunft eine Entscheidung darüber bringen, ob die offne

Tür dem Einflußkreise weichen soll. Deutsche und britische Interessen sind da hart aneinander geraten. Bereits haben unsere freundlichen Vettern jenseits des Kanals einen Residenten nach Koweit geschickt, uns also den geplanten Endpunkt der Bagdadbahn weggenommen, und kürzlich hat Sir William Willcox sich an den Sultan mit dem Ersuchen gewandt, einer britischen Gesellschaft, die an dreihundert Millionen Mark aufwenden will, eine Konzession zur künstlichen Bewässerung Nieder-Mesopotamiens zu erteilen. Dann wäre unsre Bagdadbahn out of the run. Ich habe übrigens stets die Ansicht vertreten, daß eine solche Bahn sich niemals rentieren würde, und ich ersehe jetzt aus dem melancholischen Bericht der Bahngesellschaft, daß sie sich bis auf Weiteres mit einer Fortführung der Schienen bis Bulgurlu begnügen, sich also nicht in die langgestreckte, unfruchtbare Wüste nach Mossul zu, und noch viel weniger nach Bagdad hin wagen wird.

Wie die offene Tür eine mildere Form von Eroberung, der Zollkrieg vom Kanonenkrieg ist, so ist der Nationalitätenhader eine sanftere Auflage von Bürgerkrieg und Rebellion. Noch vor wenigen Jahrzehnten suchten die Fenier mit bewaffneter Faust, mit Bomben-Attentaten im Phenix-Park und Torpedo-Angriffen auf Kriegsschiffe, das Angelsachsentum zu schwächen und Irland in die Höhe zu bringen, suchte der Karlistenkrieg, der hauptsächlich von Basken geführt wurde, mit Feuer und Schwert die Anerkennung des Prätendenten Don Carlos durchzusetzen. Jetzt sind, mit Ausnahme der Katzbalgereien am Balkan, andere Mittel an der Tagesordnung: der Sprachenstreit, der Boykott, die parlamentarische Obstruktion, die Bildung von Einkaufsgenossenschaften; der Kampf um die Errichtung neuer Schulen und Universitäten, wie in Zilli und Innsbruck, wie ferner in den Vereinigten Staaten und Südafrika; der Ankauf und die Parzellierung fremdvolklicher Rittergüter, wie in Posen; die Entrechtung eines ganzen Volkes wie in Finland, die Enteignung des Kirchengutes, wie in Armenien. Es sind das oft schon recht harte Maßregeln, auch handelt es sich materiell um keine Kleinigkeiten, zweihundert Millionen Mark bei unsrer Ansiedlungskommission, eine Viertel Milliarde bei der armenischen Kirche, allein was will das bedeuten gegen die Verwüstungen der Hussitenkriege, gegen sizilianische Vespern, gegen römische Proskriptionslisten? Ehedem wurde der Widerspenstige, wurde der lästige Fremde einfach erschlagen oder geknechtet oder ihm doch wenigstens sein Hab und Gut genommen: jetzt kämpft man mit Verordnungen und mit wirtschaftlicher Übermacht. Jetzt wird sogar die Ehe ganzer Nationen friedlich gelöst. Noch vor siebzig Jahren konnten sich Belgien und Holland nicht von einander trennen, ohne daß ein Krieg die Scheidung bekräftigte. Jetzt hat Norwegen einfach erklärt, es wolle nicht mehr mitmachen, es wolle seinen eignen Haushalt haben, und Schweden hat das ruhig hingenommen, und hat, zum nicht geringen Verdruß seiner bäuerischen Nachbarn, noch hinzugefügt, daß es sich nicht lohne, für die Union vom Leder zu ziehen.

Wie das bürgerliche an die Stelle des Kriegsrechtes getreten ist, das wird am deutlichsten bei einer Landnahme auf kolonialem Gebiete. Auch früher gab es da

Nuancen. Die Alemannen und Langobarden nahmen ein Drittel von dem eroberten Lande, die Vandalen die Hälfte, und nur Zulu und Engländer das Ganze. Ihrer Übung gemäß entrissen auch in Amerika und Australien die Briten den Eingeborenen all ihr Eigentum an Grund und Boden. In der neusten Zeit aber belassen sie und die andern Weißen den Eingeborenen ihr Land, soweit dies Privateigentum ist, und bezahlen ihnen bar jeden Acker, den sie in Gebrauch nehmen. Selbst nach großen Aufständen, wie jetzt dem der Herero und Hottentoten, scheint man sich nicht zu der Auffassung aufschwingen zu können, daß Rebellen ihr Recht an ihrem privaten Grund und Boden verwirkt haben. Das paßt genau zu der Tyrannei der Begriffe, die uns der Rechtsstaat gebracht hat. Auf der einen Seite übergroße Ängstlichkeit im Schonen noch so fadenscheiniger oder verwirkter Rechtsansprüche, dafür auf der andern Seite ein Nachlassen kolonisatorischer, erobernder Kraft. Sicher, wenn man sich auf den Standpunkt der Eingeborenen stellt, dann haben diese ganz recht, ihr Land mit landesüblichen Mitteln zu verteidigen, aber dann sollte man eben nicht kolonisieren. Keine Kolonisationstätigkeit, ja überhaupt keine staatliche und staatsmännische Betätigung ist ganz von Härte, ja von Ungerechtigkeiten frei. Nicht ohne Grund sagt schon Goethe: der Handelnde ist immer gewissenlos. Aber die heroische Zeit ist auch in den Kolonien vorüber, die Zeit, da Entdecken und Erobern noch eins war, da einzelne Europäer wie Emin Pascha, Rhodes, Radschah Brooke sich unabhängige Reiche schufen, ist vorüber, und die Zeit des Einrichtens, des Nutzbarmachens ist gekommen. Vielleicht ist mit dem Hererokrieg die Iliade afrikanischer Kriege und mit dem Tibetzug die Epopee asiatischer Kriege für lange hin abgeschlossen. Höchstens Marokko kann uns noch homerische Kämpfe bringen. Ein fundamentaler Umschwung in ganz wenigen Jahren! Mit geradezu märchenhafter Schnelligkeit haben sich die Ereignisse seit 1884 vollzogen. Und nicht minder märchenhaft ist der Abstand zwischen den heroischen Zügen eines Stanley und Karl Peters von heutiger Assessoren- und Council-Verwaltung.

Ich habe des öfteren den Gegensatz zwischen Einzel- und Massentum betont. Auch das ist ein Kennzeichen heutiger Weltpolitik, daß die Masse in ihr viel stärker berücksichtigt werden muß, als in den Tagen der Kabinettspolitik, den Tagen der Erbfolgekriege, oder gar denen der Normannenzüge und byzantinischer Palastrevolutionen. Wichtiger als Diplomatendiners, dauernder als Bündnisse, maßgebender als alle Ministerreden ist in dem Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland die brutale Tatsache, daß wir fortwährend stark an Volkszahl zunehmen, während unsre westlichen Nachbarn sogar zurückgingen, wenn ihnen nicht eine beträchtliche Einwanderung zugute käme. Weil die überwiegende Mehrheit des französischen Volkes friedliebend gesinnt ist, deshalb mußte Delcassé stürzen und wurde die Marokko-Konferenz angenommen. Die amerikanische Gefahr wird durch die Massenbewegung gemildert, die von den drei, vier Millionen Arbeitern, also fünfzehn Millionen Köpfe umfassenden trade-unions ausgeht; die unions und die von ihnen angezettelten Ausstände wirken dem Unternehmungsgeist des Yankeekapitals

entgegen, und brechen dessen, für Europa bedrohliche Übermacht. Bei der gelben Frage kommt fast weniger die Kriegstüchtigkeit der Japaner, als die ungeheure Volkszahl Ostasiens in Betracht. Auch die schwarze und braune Frage ist weniger ein Problem von Diplomatie und Krieg, als von Zu- und Abwanderung, und von der Vermehrung der Massen. Die Zulu von Natal haben sich in sechzig Jahren um das sechsfache vermehrt. Wie sattsam bekannt, zeigt sich die Bedeutung der großen Menge namentlich auch bei den Heeren. Nur durch ihre gewaltige Überzahl siegten die Briten über die an Kriegstüchtigkeit weit überlegenen Buren; ja selbst 1870 und im gegenwärtigen Kriege, soweit er bis jetzt ausgefochten, hatte der Sieger nicht nur moralische Eigenschaften, sondern meist auch die höhere Zahl auf seiner Seite. Es führt dies sogleich zu einer anderen Betrachtung. Nicht nur im Kampf der Waffen, sondern auch im Kleinkriege des Nationalitätenhaders gelangt die Masse immer mehr zur Geltung. Am deutlichsten sieht man das in Österreich. Aber auch andere Länder haben von der erbitterten Nebenbuhlerschaft verschiedener Volkheiten zu leiden. In Belgien ringen Vlamen und Wallonen um die Gleichberechtigung, in der Schweiz Deutsche, Franzosen und Italiener, in Großbritannien Schotten und Iren mit den Engländern, in Spanien Katalanen und Basken mit den Kastiliern. Es kommt dabei durchaus nicht darauf an, welches Volk absolut die größere Zahl für sich hat, sondern einzig und allein darauf, ob in einer ganz bestimmten Gegend die eine oder die andere Volkheit numerisch überwiege. Beweis: unsere Ostmarken. Die drei Millionen Slaven, die nur ein Siebzehntel der Gesamtbevölkerung des Reiches darstellen, haben, obwohl von der ganzen Macht der Reichsregierung befehdet, es doch fertig gebracht, das Deutschtum in Posen und Oberschlesien zu überflügeln und ihm den Wind aus den Segeln zu nehmen. Unsre ganze Staatskunst ist an der Polenfrage gescheitert. Aus zwei Gründen. Einmal weil sie sich nicht dazu entschließen konnte, den Schützern des Polentums, den Ultramontanen, das Rückgrat zu brechen, und zweitens, weil die steigende Masse der Polen und der Zeitgeist, der allzu sehr die Massen fördert, unseren Staatsmännern entgegen war. Auch in Rußland scheint, durch die gewaltigen Ereignisse des letzten Jahres wach gerüttelt, eine verhängnisvolle Nationalitätenbewegung zu beginnen. Das Zarenreich wird durch sie zugrunde gehen. Zwar ist das herrschende Volk weitaus in der Überzahl, und es wird sich auch ohne Zweifel in seinem jetzigen Besitzstande behaupten, da aber seine Herrenstellung ganz wesentlich auf den Kriegs- und Verwaltungstalenten Fremder, nämlich deutscher, polnischer und skandinavischer Beamten und Offiziere beruht, so wird, sobald einmal die Bewegung ihre dunkeln Schwingen voll entfaltet hat, es wenigstens mit der Weltmacht der Russen aus sein. Dazu schwächt sie der Zwist in den eigenen Reihen; die Intellektuellen sind gegen den Tschinownik, der Bauer und jeder Arme gegen den Besitzenden, der Raskolnik gegen die Rechtgläubigen.

Die Masse und das Massentum, die Gleichförmigkeit und die Schablone, sie haben viel zu bedeuten, aber nicht alles. Es ist viel Nüchternheit in die Welt gekommen, es ist schwerer, sowohl für schwache als auch für starke Individualitäten,

Geltung zu erlangen als ehedem, schwerer als selbst noch vor zwanzig und dreißig Jahren. Der Kreis des Unbekannten, des Unerforschten und des Unerlebten, er schrumpft immer mehr ein. Nicht nur die Masse heutiger Umwelt, sondern auch die stets wachsende Masse an Erfahrungen, an Beobachtungen, die sich mit jedem neuen Jahrzehnt bei uns anhäufen, auch sie drückt auf den einzelnen. Dennoch ist auch hier wahr, daß der Gehalt des Lebens immer gleich bleibt. Die hier zurückgedämmte Energie bricht dort dennoch durch und eröffnet sich neue Bahnen. Der Tyrann des Altertums, der Kondottiere der Renaissance, er wird zum boss amerikanischer Städte, zum Öl-, Kohlen- und Eisenbaron von Pitsburg, Saarbrücken und Gelsenkirchen, zum Beherrscher von Wallstreet und dem umworbenen Geber von Staatsanleihen. Und auch in der Weltpolitik sind die Überraschungen noch nicht vorüber, ist der Individualismus noch nicht erloschen. Jameson überrascht ein erstes Mal die Welt durch seinen mißglückten Freibeuterzug und ein zweites Mal durch seine Erhebung zum Premierminister. Der Sklave Rabah wird Sultan in Kando und Bagirmi. Ein Mahdi steht auf im egyptischen Sudan und mehr als ein Heiland in Amerika. Der eingekerkerte Sträfling und Räuberhauptmann Raisuli wird Gouverneur einer Provinz. Eine Sklavin wird Kaiserin von China, und — ein nie zuvor erblicktes Schauspiel — alle Großmächte der Erde ziehen gegen sie, um sie zu stürzen, und — setzen sie nur fester auf ihren Thron. Das Flibustierwesen aber blüht auf Kuba, Luzon und in Südafrika; auf Formosa entsteht eine Räuberrepublik. Im Zarenreiche wird ein Unbekannter, Witte, allmächtig und in Weltbritannien ein Schraubenfabrikant, Chamberlain. Das mächtige britische Reich wird von einem kleinen Bauernvölkchen, dessen Zähigkeit und Kampfesmut sich im alten Ohm Paul verkörpert, in seinem Siegeslauf über die Erde aufgehalten. Das mächtige Zarenreich und sein berufenster Vertreter, General Kuropatkin, wird von den verachteten „Affen" des Ostens gelähmt und zerschmettert; und damit auch das Satyrspiel nicht fehle, zerschellen die Wünsche der alten und der neuen Welt an einem Duodez-Tyrannen, einem Possen-Diktator, dem edlen Castro von Venezuela.

Le roi est mort — vive le roi! Auch der Strom der Weltgeschichte fließt unaufhaltsam weiter. Der Wildtobel wird zum ruhigen Gewässer, zum weiten spiegelnden See; aber dann folgt wieder Katarakt auf Katarakt. Bismarck ist tot, neue Sterne glänzen am Himmel auf. Cecil Rhodes tat sich als Empirebuilder aber in Süd-Afrika auf; Lord Curzon, den Zar Nikolai für den bedeutendsten Staatsmann der Gegenwart erklärte, will Englands Herrschaft über ganz Süd-Asien ausdehnen; ein Prinz Konoye sucht die untereinander hadernden Völker Ostasiens zu einen und gegen die Völker Europas mobil zu machen; Roosevelt, vom Rauhreiter zum Präsidenten emporsteigend, möchte die Yankees zu der ersten Nation der Welt erheben. Die Sehnsucht Kaiser Wilhelms geht dahin, — da er eine universale, alle andern erdrückende, eine „öde" Weltherrschaft nicht gutheißt, — sich zwar nach außen zu beschränken, dafür aber nach innen unbeschränkt zu bleiben. Es fehlt auch der Gegenwart weder an neuen Gedanken, noch an neuen

Männern, solche mit Kraft und Kühnheit auszuführen, noch endlich an erstaunlichen Wechselfällen der Geschicke und hoher Dramatik. Der größte Vorgang des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts war — ästhetisch betrachtet — der Sturz Bismarcks. Ein tiefer Fall von goldenen Stühlen; erst wie Tantalus einst Gast der Götter, aber nicht ohnmächtig wie er nach dem jähen Umschwung, sondern voll Hochsinns selbst den Olympischen trotzend. Auch die Gegenwart weiß von seltsamem Wurf der Nornen zu berichten, von Palastrevolutionen in Peking und Belgrad, von Ministersturz in Paris und Kapstadt und Petersburg, von plötzlichen Kriegen und unerwarteten Siegen.

Auch hat gerade die Bewegung der Massen, so den Individualismus, so das Singuläre zu ersticken drohte, zu neuen überraschenden Bildungen den Anlaß gegeben. Was kann malerischer, was dramatischer sein als die dunkle Wolke der gelben Gefahr, wie sie weithin schattend am fernen Horizonte im Osten heraufsteigt? als der Panislamismus, der alle Mohammedaner der Erde zu einem großen Bund zu einen trachtet? als die jetzt anhebende Zusammenballung der Erdmächte zu einer angelsächsischen, einer kontinental-europäischen, einer ostasiatischen Gruppe? Hatte man einst Kreuzzüge, so richteten die sich doch nur gegen eine kleine Reihe kleiner oder mittelgroßer Staaten, gegen nordspanische Emire, einen Bey von Tunis, einen Seldschuken-khan; jetzt aber sollen alle Anhänger des Propheten von der Guineaküste bis nach Java, von den albanesischen Bergen bis nach den taifungepeitschten Gestaden des Stillen Ozeans durch die Senussi und andere Orden zu gemeinsamer Arbeit gesammelt werden: was wird das für ein Kreuzzug sein müssen, der 260 Millionen Moslime in Schranken zu halten bestimmt ist? Ebenso ist in der Rassenfrage ein weit großzügigeres Element als je früher zur Oberfläche vorgedrungen. Jetzt hat man nicht gegen die vorübergehenden Pläne eines einzigen Herrschers oder Ministers, eines Peters, eines Iwans des Schrecklichen anzukämpfen, sondern gegen 94 Millionen Russen, deren Sturmflut die deutschen Deiche zu überschwemmen droht; nicht gegen die Launen eines Georg I, eines Disraeli, sondern gegen 125 Millionen Angelsachsen, die uns den Platz an der Sonne beschränken und verkümmern. Was für großartige Neuerungen, was für unermeßliche, überraschende Ausblicke in die Zukunft! Der bewußte Kampf der ganzen weißen Rasse gegen die Gelben und Schwarzen. Dazu eine Perspektive von unheimlicher Dramatik, die sich für dies Ringen von Arbeit und Kapital, von Industrie und Landwirtschaft auftut. Lauter Probleme eigenster, neuester Art für die Weltpolitik der Gegenwart und Zukunft.

Schon die Größe allein der westöstlichen und der nordsüdlichen Zusammenhänge und das kaleidoskopische Aufblitzen sprühender Drahtfunken mit ihren oft so unerwarteten Nachrichten, dies ganze Schauspiel hat für das ereignisfrohe Auge und die am Ungewöhnlichen sich labende Phantasie etwas Bestrickendes. Japaner beschießen eine Festung weit hinten im fernsten Osten, und die Kurse südafrikanischer Goldminen und brasilischer Eisenbahnen fallen in jähem Sturze. Die Goldaktien des Kafir-Zirkus und Westralier oder „Cangaroos" gehen in die

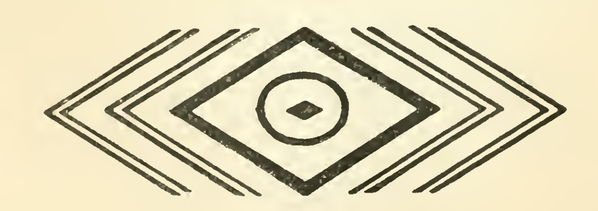
Höhe, und gleich schnellen deutsche Eisen- und Kalipapiere, schnellen Yankee-rails und argentinische cedulas ebenfalls empor. Daraus daß Kulis aus Futschau nach dem Witwatersrand verschifft werden, sucht die Opposition im englischen Unterhaus dem unionistischen Ministerium einen Strick zu drehen. Kaum ist noch eine Gegend der Erde denkbar, wo nicht unser Vaterland plötzlich in einen Konflikt verwickelt werden könnte. Yankee-kapitalisten besuchen die brasilische Provinz Rio Grande do Sul, um dort den Einfluß der deutschen Siedler zu brechen. Auf unseren Marschallsinseln glaubt sich ein australischer Skipper geschädigt; das führt zu einer regen Korrespondenz zwischen London und Berlin oder, ist der Geschädigte ein Japaner, zwischen Tokio und Berlin. Ein arabischer Scheich wird vom Emir des Nedschd aus Koweit verdrängt; der Emir genießt die Freundschaft der Engländer und stellt Koweit unter ihren Schutz; das nimmt uns den Endpunkt der Bagdadbahn und stört unsere Absichten auf den Transitverkehr nach Indien. Dazu Bombardements von Häfen Haitis und Venezuelas, Reibereien in Afrika mit den Portugiesen, Engländern und dem Kongostaat und die unaufhörlichen Zwischenfälle wegen der Aufrechterhaltung der offenen Tür.

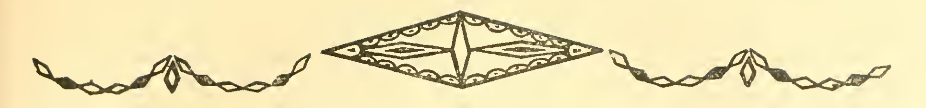
Ganz etwas Neues ist die Ausdehnung heutiger Weltpolitik nicht. Schon der Handel der alten Römer oder wenigstens ihre Münze ging bis Maschonaland im Süden, bis Schensi und Jakutsk im Osten. Der Tang-Kaiser Taitsong kriegte mit den Koreanern, den Türken, den Indern; er empfing Gesandtschaften aus Lhasa, Magadha und dem Dekhan, er dehnte die chinesische Einflußsphäre bis zum Kaspisee aus, er verhandelte mit Byzanz, das, wahrscheinlich wegen der Invasion der ersten Kalifen, den Hof von Sianfu beschickte. Taitsongs Nachfolger verbündeten sich mit den Arabern gegen Tibeter und Siamesen. Der Mongole Kublaikhan umfaßte mit seiner Weltpolitik fast die ganze alte Welt, von Japan bis Dalmatien, von der Lena bis nach Madagaskar; denn auch auf dem indischen Ozean galt das Wort des Großkhans, wie Marko Polo bezeugt, als schützender Talisman. Der Türkensultan Suleiman der Prächtige, dessen Truppen bis Astrachan und Steiermark vordrangen, dachte einen Augenblick daran, China zu erobern. Der Kalif Walid I. entsandte Heere über Nordafrika nach Spanien und Frankreich und andere über Taschkend und das Pendschab gegen die Tang. Im siebenjährigen Kriege schlugen sich die Indianer am Ohio und die Bengali am Ganges pour les beaux yeux du roi de Prusse. Napoleon vollends führte in Ägypten und Domingo Krieg, er wollte Indien erreichen und trachtete nach der Eroberung der Philippinen und Südamerikas; er besaß Louisiana, das er den Yankees verkaufte, um sie zu Verbündeten gegen England zu gewinnen; er verhandelte mit dem Schah von Persien und dem Kaiser von Siam; auch ein Plan, um Formosa zu kolonisieren, wurde ihm (von Malebrun) vorgelegt. Schon längst also hat eine Weltpolitik bestanden. Was jetzt so genannt wird — das Wort ist seit 1898, seit der ersten Flottenagitation in Mode gekommen und schon ins Englische und Französische als Lehnwort eingedrungen — das unterscheidet sich von früheren Ereignissen nur durch die größere Intensität, durch die noch

bedeutendere Geschwindigkeit und die noch erstaunlichere Ausdehnung der Entwicklung. Siam-Vertrag, Schimonoseki, armenische Metzeleien, Inselkrieg auf Madagaskar, Formosa, Luzon, Sumatra (Atschin) und Kuba, hellenisch-türkischer Krieg, der Zusammenstoß der Union mit Spanien, Faschoda und Maskat, Burenkrieg, Chinazug der Mächte, Venezuela-Wirren, Balkan-Unruhen, australisches Commonwealth, ostasiatischer Krieg, Versuch eines britischen Zollvereins, Hererokrieg, Marokko-Frage — eine solche Reihe schnell wechselnder Ereignisse von universaler Bedeutung hat keine andere Epoche der Menschheit aufzuweisen.

Man kann die gesamte und auch so die deutsche Politik der Gegenwart von der ästhetischen und kann sie von der staatsmännischen Seite betrachten. Die Reden und Taten des Kaisers, die Ausdehnung deutschen Handels und Kolonialbesitzes, die Schlachten deutscher Regimenter in China und Süd-Afrika, die Dazwischenkunft von Schimonoseki — Völker Europas wahrt! .... — und die Bruderschaft mit allen Muhamedanern des Erdballs: das sind offenbar Ereignisse, die weithin leuchten in den Hallen der Geschichte, die mithin sehr wohl unseren ästhetischen Anteil erwecken können. Wir können nicht klagen wie Goethe in trauriger, verlorener Zeit: Weh dir, daß du ein Enkel bist!

Uns umbraust der volle Strom des Weltgeschehens, wir leben in einer Zeit wie sie im Laufe der Jahrtausende noch nie da war. Nur freilich: mit der ästhetischen Freude an der Fülle des Lebens kann es nicht sein Bewenden haben. Es kommt darauf an, ob eine wärmende, vielleicht tropische Sonne ihre fruchtbaren Strahlen aussendet oder ob nur kaltes, wohl erhellendes, aber unfruchtbares Nordlicht die Lande erhellt, oder ob gar der Glanz von der verhängnisvollen Glut eines Vulkanes herrührt, dessen Ausbruch die Nacht erleuchtet, aber eine Welt verwüstet. Die Beschaulichkeit wird dem vergällt, vor dessen Füßen die Erde zerreißt. Zunächst freilich scheint bei uns mehr ein Übermaß von Tatenlosigkeit, oder von unnützer Vielgeschäftigkeit als von wirklich fördernder Tat vorhanden zu sein. Uns muß man zurufen: Nicht nur schauen, sondern erkennen! Und nicht nur erkennen, sondern handeln! Die nächste Zukunft, der Zerfall Österreichs, das Sinken Rußlands, das Aufsteigen Japans, endlich Marokko dürfte der Probleme genug bieten, die zu unmittelbarem Handeln auffordern.





Der Liebesgarten/ von Oscar Wilde

Mittjuni, voller Sommer ist's, doch schallt
  Der sonngebräunten Schnitter Werk noch nicht
Rings auf den Hochlandmatten, wo zu bald
  Der reiche Herbst, des Jahres Wuchrer, dicht
Die Bäume all mit seinem Gold belädt,
Schätze, die nur verschwenderisch der wilde Wind verweht.

Zu bald fürwahr! Doch hier der Affodill,
  Dies Lieblingskind des Lenzes, ist noch da,
Daß schier die Rose mit ihm eifern will,
  Und noch, blauglockig, die Campanula,
Und wie ein Schwärmer auf verirrtem Gang,
Verlassen von den Schwestern, die des Juni Botin lang,

Die Misteldrossel von der Lichtung trieb,
  Säumt noch an schatt'ger Stelle blaß und zag
Eine Narzisse, selbst ein Veilchen blieb,
  Das nicht zur goldnen Sonne schauen mag
In Furcht vor zu viel Glanz und halb verwirrt
Von seiner eignen Lieblichkeit — ja, der arkad'sche Hirt,

Hier mocht' er sich in frohem Reigen drehn,
  Hier, müd der blumenlosen Orkuszeit,
Persephone durch Blütenfluren gehn!
  Und das Geheimnis ew'ger Seligkeit,
Den Griechen einst bekannt, hier muß es ruhn,
Ja, du und ich, wär' Lieb' und Schlaf uns hold, wir fänden's nun.

Hier sind die Blumen, die mit Klagen laut
  Herakles einst gestreut auf Hylas' Grab:
Lichtlila Wiesenkresse, Schwalbenkraut,
  Des Abends gelbgerockter Sängerknab',
Und weißer Aglei, so zartblütig, daß
Kein Wind ihn heft'ger küssen darf, doch laß sie nur und laß

Den got'schen Turm der roten Malve dort
  Die stummen Glocken schwingen, denn sonst muß
Die Biene, die sein Glöckner ist, hinfort

Nach andern Freuden sehn, und die beim Kuß
Des Frührots weint, wie ein jung törig Ding
Vorm Liebsten, und kaum duldet, daß der bunte Schmetterling

Ihr nahfliegt, laß die Anemone auch,
Blaß von Jungfräulichkeit; des Winters Schnee
Taugt ihr, nicht deine Lippen, deren Hauch
Auf ihrer Blüte Brand wär'; lieber geh
Und pflück dir, die dort liebend blüht allein,
Vom Kuppler Wind genährt mit Staub von Küssen, die nicht sein,

Pflück die trompetenmünd'ge rote Winde,
So lieb den Mädchen, Hyazinthen dir,
Die, auf der Spur schon der gefleckten Hinde,
Dianens Fuß verschonte, Wiesenspier
Voll Blütenschaum, weißer denn Junos Hals,
Duftend wie ganz Arabia, — und pflück dir, schöner als

Die Blumen, die auf Ida's Fichtenhöhn
Frau Venus einst betreten, Eucharis,
Ein Morgenstern noch in der Sonne schön,
Und blühnden Meiran, der beim Kuß gewiß
Kythereus Mund noch süßer machte und
Adonis eifern, — sie zur Krone, doch zum Gürtelbund

Diene die purpurne Waldrebenranke,
Die prächt'ger mich als Tyrus' König deucht,
Und dort der Fingerhut, der glockenschwanke;
Doch die Narzisse, die der Lenz, verscheucht,
Vom Kleid verlor, als er im eignen Hag
Der Sommervögel erst wild-stürmisch Lied vernahm, sie mag

Als zart Erinnern bleiben an die hold
Unsichern Sonn- und Regentage, da
April durch Tränen lächelt, wenn das Gold
Der frühen Primel aufblinkt, erst ganz nah
Der knorr'gen Eichenwurzel nur, bis bald,
Trotz ihrer braunen Blätter, golden schimmert Flur und Wald.

Nein, pflück auch sie, sie ist in ihrer Süße
Nicht halb so süß wie du bist, mein Idol,
Und bist du müde, breiten vor die Füße
Aurikeln dir den schönsten Teppich wohl,

Demütig hüllt in Blüten sein Gerank
Der Geisblattstrauch und Gänseblümchen blühn den Weg entlang.

Ich aber schneid' ein Rohr bei jenem Quell
Und wecke der Waldgötter Eifersucht
Und Pans Verwundern, wer denn singt so hell
Im Schweigen hier, wo nach des Tages Flucht
Kein Mensch mehr säumen mag, weil er sonst leicht
Die marmorweiße Artemis und ihre Jagd beschleicht;

Und sage dir, warum so bitt're Klage
Die Hyazinthe aufgestickt dir zeigt
Und die schmerzreiche Nachtigall am Tage
Nicht singt, nur wenn die flinke Schwalbe schweigt
Und Reichtum Feste hält, dann einzig weint,
Warum der Lorbeer, wenn der Ost erglüht, zu zittern scheint.

Und singe, wie voll Graun Proserpina
Vermählt ward einem strengen düstren Gatten,
Locke die silberbrüst'ge Helena
Zurück dir von dem Lotusstrand der Schatten,
Daß jene Schönheit so verhängnisvoll
Du siehst, um die zwei mächt'ger Heere grimmer Kampflärm scholl.

Und spiele dir die griech'sche Märe vor
Von Cynthias Liebe zu Endymion,
Wie sie, gehüllt in grauen Nebelflor,
Zu Latmos' Klippen eilt, bis Helios von
Dem Meereslager springt zur Jagd nach ihr,
Die blassen fliehnden Fußes schwindet, schon umfangen schier.

Und wenn mein Rohr so süß melodisch wär',
Schauten ihr Antlitz wir, die einst in Huld
Unter den Menschen wohnt' an Ägeus' Meer,
Und deren ödes Haus, das keinen Kult,
Kein Fries mehr, nur gestürzte Säulen hat,
Über die Trümmer blickt der schönen veilchenumgürteten Stadt.

Genius der Schönheit! geh noch nicht von hier!
Nicht daß nun niemand mehr sein Knie dir biege,
Etliche leben, denen mehr von dir
Ein strahlend Lächeln gilt als tausend Siege,

Ob all die edlen Toten Waterloos
Aufstünden gegen sie! bleib noch! ist auch die Zahl nicht groß,

Doch ihre Mannheit gäben sie und mehr,
  Ihr Leben für dich hin, wie ich denn tat,
Dem deine Lippen täglich Brot sind, der
  In deinen Tempeln höhern Festen naht,
Als diese darre Zeit gibt, trotz der Zahl
Von neuen Lehren, auch so skeptisch und dogmatikal.

Hier fließt Cephissos, fließt Ilissos nimmer,
  Noch sind die Wälder von Kolonos hier,
Den blassen Hügeln fehlt des Ölbaums Schimmer,
  Kein gläub'ger Priester führt sein brüllend Tier
Steilauf den Marmorweg, noch zieht die Maid
Lachend für dich hier durch die Stadt im krokusblüt'gen Kleid.

Doch bleib! Denn der dich best geliebt, der Knabe,
  Deß Name schon in sich den Zauber führt,
Dich festzuhalten, schläft in stummem Grabe
  An jener Mauer Roms, und Klage rührt
Ihr süßest Saitenspiel ihm noch, doch nie
Klingt seines mehr; mit Adonaïs schwand die Poesie.

Nein, da Keats starb, ließ noch der Musen Gunst,
  Um ihn zu klagen, eine Silberstimme,
Doch o! zu früh ward sie geraubt der Kunst,
  Da in zerrissner Nacht und Wogengrimme
Panthea sprach: Nun sei mein Sänger mein!
Und der sie pries, den Mund verschloß; seither gehn wir allein,

Bis auf dies stolze Herz*, den Morgenstern
  Des neuerstand'nen England, der in Höhn
Ob unsrem wanken Thron, den Schlachtfeldern
  Demokratie, die junge, griechenschön,
Der Hesperus der großen Republik,
Schon strahlen sieht! ihn lehrte deine Liebe noch Musik.

Und er war mit dir in Thessaliens Flur,
  Wo er die weiße Atalante schaute,

---

* Swinburne.

Schnellfüßig auf des wilden Ebers Spur,
  Die strenge Jungfrau; seine Honiglaute
Drang in des hohlen Berges Grotte tief,
Und Venus lacht, daß einer heut noch ihren Namen rief.

Die Lippen küßte er Proserpinas
  Und sang das Requiem dem Galiläer,
Der wunden Stirn, die er entkrönte, blaß,
  Von Blut und Wein beträuft, ein letzter Seher
Und glühendster des alten Göttertums:
Grau wird das neue Zeichen vor dem Glanze seines Ruhms.

Genius der Schönheit! geh von uns noch nicht,
  Die Fackel leuchtet noch der Poesie,
Der Stern, der einst dem Osten gab sein Licht,
  Silbern strahlt seine Rüstburg noch und nie
Stürmt all das Heer des Dunkels seine Wacht —
Bleib noch bei uns! denn in der langen und gewohnten Nacht

Hat Morris, Chaucers lieber schlichter Sohn,
  Erbe von Spencers süß melod'schem Rohr,
Erquickt mit holdem Hirtenflötenton
  So manches Müden und Mühsel'gen Ohr
Und fern das blütenlose Eisland ließ
Ihm schöne Blüten sprossen für ein irdisch Paradies.

Wir kennen Gudrun und des Helden Werben,
  Aslaug und Olafson sind uns bekannt,
Grettirs, des Riesen, Kampf und Sigurds Sterben
  Und welche Zaubermacht den König band,
Da Brynhild, die er zum Gemahl erhofft,
Sich kraftvoll ihm verwehrt; in Sommerstunden, o! wie oft,

In langen, leeren, wenn der hohe Tag,
  Verliebt in eine Damascenerrose,
Westwärts zu ziehn vergißt, bis überm Hag
  Der Mond, sein Folger, schon, der wesenlose,
Vom Sichelreif erwächst zum Silberschild
Und ihn zur Eile mahnt, — wie oft in kühlem Grasgefild,

Fern von dem Cricketplatz und Achterlärmen
  Bagleys, wo von der Amsel Nistezeit

Bis zu den allerletzten Schwalbenschwärmen
  Flüsternd die Scilla blüht und weit und breit
Nur Bienenflug die Stille unterbrach,
Lag ich und träumte seinen träumerischen Mären nach.

Und über ihre nie erlittnen Schmerzen
  Weint' ich für mich und wurde rein und gut,
Und froh beim Jubel ihrer schlichten Herzen;
  Denn segelnd so auf der gemalten Flut,
War mein des Sturmes Kraft und Schönheit bloß,
Ohne sein rotes Wüten; dadurch ist der Sänger groß.

Das Lachen eines leisen Wasserfalls
  Ist nicht so voll Musik, die Rauschgoldpracht
Der kleinen Stadt aus Wachs nicht süßer als
  Sein Lied, und da er wieder tönen macht
Arkadiens Flöten, halb vermodert schon,
Klingt unter seinen Lippen frischer noch ihr alter Ton.

Genius der Schönheit! geh von uns noch nicht!
  Wohl, Maklersinn hat unser lieblich Land
Durch Eisenstraßen profaniert und bricht
  Der Kunst die Glieder, auf das Rad gespannt,
Und als die Frucht all der Fabriken kroch
Blindschleiche Dummheit aus, der Seele Feind, — doch bleib uns noch!

Denn einer lebt noch hier, genannt zusammen
  Nach Dante und dem Seraph Gabriel,
Deß Doppellorbeer dir mit ew'gen Flammen
  Am Altar brennt; auch sein Herz brennt dir hell,
Der von Vivianen sah betört Merlin
Und Engelsfüße weiß die goldne Treppe niederziehn.

Er liebt so sehr dich, daß die ganze Welt
  Für ihn in bunter Tracht geht prächtiglich
Und Leid ein purpurn Diadem erhält,
  Sonst wär's nicht Leid mehr, und Verzweiflung sich
Die Dornen selbst vergoldet und sogar
Der Schmerz in Qual noch schön ist, wie es einst Adonis war.

Dies ist des Malers Macht und dieses Erbe
  Ward seinem reinen hochgemuten Geist,

Der nun in beßrem Spiegel alles Herbe,
Süße und Traurige seiner Zeit uns weist
Als deren Kunst mit Alltagstreue prahlt
Und nicht die Seele auch mit ihren großen Fragen malt.

Doch wen'ge sind's, und alle Poesie
Schwand hin: man kann der Sonne Schicksal sagen,
Dozieren über ihre Pfeile — wie
Im Leeren seelenlos Atome jagen,
Niemand im Baum die Nymphe weinen sieht,
Nie mehr in England ein Najadenhaupt sich zeigt im Ried.

Neue Aktäons, prahlen sie, ich glaube,
Zu früh, daß sie die Schönheit sahn; darum
Analysier' den Regenbogen, raube
Lunen ihr ältest, reinst Mysterium,
Soll, spätester Endymion, ich darob
Verzagen, weil unheil'ge nach ihr spähn durchs Teleskop?

Was solls, daß diese Zeit der Wissenschaft
Mit all dem Troß moderner Wunder nun
Durch unsre Tore bricht? Durch welche Kraft
Heilt sie ein brechend Herz? Was kann sie tun,
Um je ein Leben schöner, einen Tag
Göttlicher je zu machen? Nein, von Troglodytenschlag

Scheint das Geschlecht, das atavistisch jetzt
Die Erde neu gebiert; ein wilder Hauf
Roher Titanen, stürmen sie, verhetzt,
Gegen Olympos' hohe Herrscher auf,
Ungöttlicher Geburt; sie wußten bloß
Vom Staube und so wird denn er entscheiden einst ihr Los,

Ein harter Richter. Laß sie nur einmal
Aus totem Zufall und dem Kampf ums Sein
Schaffen des Menschen neues Ideal!
Doch ich, fürwahr, sog andre Lehren ein
Bei andrem Los, das meiner Seele fiel:
Von höhern Höhn des Lebens strebt sie nach noch höherm Ziel.

Sieh, weil wir sprachen, wandt' ihr Angesicht
Die Erde von dem Gott, stieg silbern schon

Hekates Boot, bis all sein Fackellicht
Der neid'sche Tag verlosch; die Stunden flohn
Mir unbewußt: junge Endymions sehn
Die Zeit in lahmen Fingern nicht den Kranz von Sonnen drehn.

Schau, hier die gelbe Iris lehnt sich bleich
Zurück, bis wieder sie ihr Buhler fand,
Die treulose Libelle, die nun, gleich
Dem Adernblau auf weißer Mädchenhand,
Auf jener schneeigen Nachtviole ruht,
Die hoch in Scham erglüht und hinstirbt in der Tagesglut.

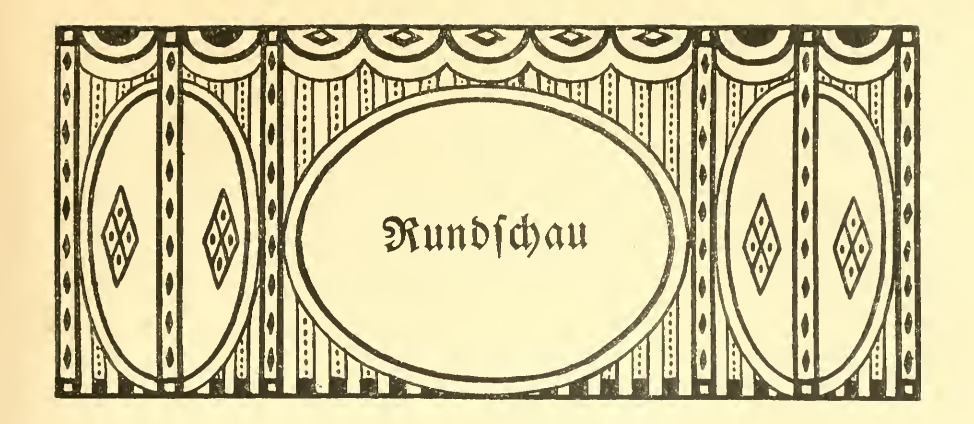
Komm nun; schon auf dem blassen Himmelszelt
Siehst du die blühnden Mandelzweige leuchten,
Der Wachtelkönig ruft im hohen Feld
Dem Weibchen Antwort zu, die aufgescheuchten
Brachvögel flattern durch das Nebelgrau,
Die Lerche schüttelt schon in ihrem schilf'gen Nest den Tau

Vom Gras, in Freude, daß die Sonne nah,
Zitternder Inbrunst, wieder sie zu grüßen,
Die bald in goldener Panoplia,
Daß alle Hügel glühn zu ihren Füßen,
Aus dem orangenen Zelt des Ostens tritt.
Sieh dort den roten Rand! Es ist der Gott! und jubelnd glitt

Die Lerche schon hinweg in ihrer Wonne
Und strömt nur Sang noch auf das stille Tal, —
Fürwahr, in dieses Vogels Flug zur Sonne
Ist mehr als Gold geläutert siebenmal!
Doch kühler wird die Luft, komm nun — bedacht
Schleicht bald der Jäger an; wie schön war diese Juninacht!

Übertragung von Otto Hauser





Rundschau

Ein nordisches Buch*

Lebenserinnerungen sind in dem schwankenden Licht verschwebender Stimmung, in der zarten Realität abgetönter Farben und Konturen dargestellt. Söderberg ist Jacobsens und Hermann Bangs Bruder. Wie diese zerlegt er die Außenwelt in Elemente des Eindrucks, Stimmungswerte, die sich arabeskenhaft aneinander reihen. Die große zeichnerische Art der seelischen Entwicklung, Aufbau von Charakteren und Schicksalen durch episch komponierte Verschlingung von Motiven, dieses große schöpferische Spiel ist seiner Art fremd. Subtilität ist sein Charakteristikon.

Kinderhafte Schwermut, die nach Osterfreude und Weihnachtsseligkeit drängt, müde und enttäuscht am Feiertag Abend heimkehrt und dem Alltag mit stiller Verzweiflung entgegensieht, ist die immer wiederkehrende Grundstimmung des Buches. Aus dieser Trauer, die die Wirklichkeit ohne Glanz und hoffnungslos nüchtern sieht, ist eine Sehnsucht nach Schönheit, Größe, Glück, nach ungreifbarem Besitz entströmt. Diese Trauer und Sehnsucht haben das Gemüt Martins geformt, waren sein Bewußtseinshalt und Inhalt und haben ihm die entgleitenden Bilder der Kindheit bewahrt. Sie sind das Element seiner künstlerischen Konzeption.

Weil ein menschliches Gemüt in unübertriebener, ungeschminkter, anspruchsloser Ehrlichkeit in diesem Buch sich darstellt, darum geht von ihm eine Lebenswirkung aus, wenn auch die Atmosphäre eine zarte, seelische, verdünnte ist. Jede erlebte Wahrheit des menschlichen Gemüts ist typisch, an sich poetisch, beziehungsvoll, interessant. Die Gemütsgeschichte Martin Bircks scheint mir in ihren Lebensfasern zu wurzeln in jenem undurchdringlichen Geflecht, zu dem die Elemente unsrer Zeit sich verschlingen.

Martin Birck wird nach seinem Schulaustritt Beamter. Äußerlich unterscheidet er sich nicht von seinen Kollegen. Wie diese verrichtet er ein geisttötendes Tagewerk, trinkt Abends Punsch und wird eines Tages den Wasaorden bekommen. Zuweilen schreibt und veröffentlicht er ein Gedicht, eine Novelle, „aber es wollte nicht zu etwas werden, was ihn ganz mit dem Glück des Schaffens erfüllen konnte". Martin Birck ist also einer, der im Grunde keinen Beruf hat. Nicht aus dem Zwang der Verhältnisse heraus, sondern aus dem Zwang seiner Natur. Es fehlen ihm innerlich die bindenden Kräfte. Er ist kein „Praktischer". Die Motive der Zweckmäßigkeit, das utilitarische Ziel lassen seinen Willen unbefriedigt. Er ist auch kein Künstler. Sein Phantasieleben ist schmerzvoll betonte Umschreibung von Traumwünschen. Das plastisch-schöpferische Moment fehlt. Er ist auch kein Mystiker, dazu fehlt ihm die Begeisterung. Er denkt nicht mystisch, sondern verstandes-

* „Martin Bircks Jugend" von Söderberg. Insel-Verlag.

mäßig, und sucht seine Gedanken in ein System zu bringen. Er ist ein Bruder Hamlets, Kleists und Pierre Besuchows. Nach einer tiefsinnigen Erklärung Rudolf Kassners empfinden diese den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit nur darum, weil ihr Ideal weniger eine Begeisterung als ein System ist.

„Hamlet, Kleist, Pierre wollen ein System, ein System, welches alles Wirkliche und Ideelle begreift. Und sie wollen ein System, weil sie als Kinder glücklich waren. Das Kind ist genau so groß wie sein Glück, und da Hamlet, Kleist, Pierre im Herzen und in der Erinnerung Kinder geblieben sind, so wollen sie auch als Männer, daß ihr Glück so groß sei wie sie selbst, und daß sie gemessen und gewertet und ohne Rest in sich da seien. — Ihr Handeln soll genau so groß sein wie ihre Gedanken, das würden sie Glück nennen." —

Die Frage taucht bei Martin Birck immer wieder auf: „warum lebte er und was war der Sinn des Ganzen?" Es genügt ihm nicht da zu sein und das Glück des Daseins zu empfinden. Gewöhnlich nennt man solche Menschen unnaiv. Aber ist er, der den Sinn des Ganzen sucht und das Glück wie ein Unbestimmtes, Unsagbares erwartet, „ein Erwachen aus qualvollem und sinnlosem Traum" — ist nicht vielleicht er der Naive, der wach und ursprünglich Empfindende, und wir, die wir nicht mehr diese Frage der aufblickenden Seele uns stellen, die Erfahrenen, die stumpf Gewordenen? Nein, ich glaube, das Problematische solcher Naturen ist nicht einem Überschuß, sondern einem Manco zuzuschreiben. Sie treten ins Leben mit dem starken Bedürfnis nach Reinlichkeit, auch im Geistigen, und sie begreifen bald, daß man sich nicht mit einem jenseitigen Leben trösten kann. So gelangen sie auf denselben Boden, auf dem der naive Mensch, der Held, der Künstler steht, die keinen andren Glauben haben als den, daß sie wachsen, altern und sterben werden, wie ein Baum in der Erde. Aber wo der naive Mensch das Pfand seines Temperamentes, seines Richtung einhaltenden Willens verwaltet, da spricht dem andern in die Stimme seines jungen Blutes eine tonlose, müde mit, die sagt: „Alles ist eitel, es gibt nichts Neues unter der Sonne."

Ich habe immer ein wenig Mißtrauen gegen eine künstlerische Persönlichkeit, die die Antithese liebt. Einteilung: Bourgeoisie und Bohême, oder Freidenker und Fromme, oder Nüchterne und Träumer. Die Synthese übernimmt gerne die Intelligenz, und darunter kann natürlich der Organismus des Kunstwerkes zu Schaden kommen. Der Schluß Martin Bircks ist eine süße Vision. Der Kuß der Geliebten wird ihm zum Feuerborn, dem „roten Stern im weißen Mondnebel", aus dem seine Lippen sich Beruhigung trinken und Sicherheit, alle Lust und alles Elend der Erde, — getröstete, schön gewordene Wirklichkeit.

Die Begeisterung verlangt kein System und keinen Sinn des Ganzen, sie teilt das Dasein nicht in Traum und Wirklichkeit, sondern sie durchleuchtet traumhaft die Wirklichkeit. Ein großer Künstler, einer der große Lebenswirkungen, Wirklichkeitswirkungen schenkt, kann nicht von einer seelischen Konstitution sein, die man eine dualistische nennen könnte. Da oben in Skandinavien, wo es Tage gibt, da der Mond sein Licht schenkt, und Nächte, die von der Sonne erleuchtet werden, ist ein fruchtbarer Boden für diese zwei Sphären angehörenden Seelen. Ihr Zeichen ist die Heimatlosigkeit, ihre Grundstimmung beschwingte Schwermut, und die Wirklichkeit gibt sich ihnen nicht als unantastbare, frage-lose Macht. Der Geist zerlegt sie und die Phantasie vermag nicht den Bruch zu heilen, denn ihre Kraft ist keine zeugende, sondern eine wuchernde. Das wohlige Behagen auf Erden ist so unerreichbar, als der Adlerflug in Höhen. Trübe flatternde Schwermut ist die Beleuchtung des Gemütes, Halbbeleuchtung das Signum des geschaffenen Kunstwerkes. Ihm wird die plastische Realität so fern liegen, als Architektonik und Fülle der Komposition, eine müde nüchterne Sehnsucht wird es gewebt haben, die so wenig tragisch, so wenig töricht ist wie unsre Kultur, wie unsre Zeit. Weil der mangelnde Halt unsrer Kultur in der Seelengeschichte Martin Bircks so stark beleuchtet wird, darum wird dieses Buch für viele wie der Seufzer selber unsrer Zeit und unsrer Reife sein. Die ästhetischen Qualitäten rechtfertigen den stofflichen Rang.

Julie Speyer

Zur Geschichte der Thronfolgen

I.

Auf dem vaadtländischen Herrenhof Monnaz bei Lausanne hat der schweizerische Historiker Bonnet ein Memoirenmanuskript des Grafen Fedor Golovkin, russischer Gesandte in Neapel Ende des achtzehnten Jahrhunderts, gefunden und bei Plon herausgegeben. Der jetzige Eigentümer von Monnaz, der selbst von der Familie Golovkin stammt, übergab ihm dasselbe zur Veröffentlichung; es besteht teils aus einem zusammenhängenden Tagebuch über die Regierungsjahre des Kaisers Paul I., teils aus einer Reihe Porträts, Erinnerungen und Anekdoten.

Bonnet hat der Herausgabe des inhaltlich wie literarisch wertvollen Manuskripts eine Historik derer von Golovkin beigefügt. Der Name Golovkin taucht zum erstenmal in den russischen Annalen mit einem gewissen Eustachius auf, Mönch in dem berühmten Kloster des heiligen Sergius und Mitglied der Vertreter der Geistlichkeit in der Ständeversammlung (Zemskoi Sobor) Anno 1598 bei der Wahl von Boris Godunov. Das erste in der Geschichte Rußlands berühmte Mitglied der Familie, Gabriel Jvanovitsch, war der Kanzler Peters des Großen. Er spielte wegen einer besonderen Fähigkeit eine Hauptrolle bei den rohen und widerwärtigen Orgien, die der Reformator Rußlands zur Zivilisierung seines Landes aus den westeuropäischen Fürstenhöfen eingeschleppt hatte und welche die einfachen einheimischen Laster bedeutend übertrafen. Er behielt seinen Posten auch unter Katharina I. und Anna und erwarb ein riesiges Vermögen.

Der Kanzler hatte drei Söhne und drei Töchter. Von den letzteren war die eine mit einem Bariatinski, die zweite mit einem Trubezkoi vermählt; die dritte war in erster Ehe mit dem Minister und General Jagoujinski, Sohn eines Schulmeisters und Küsters an der lutherischen Gemeinde von Moskau, und selbst anfangs Stiefelputzer, und in zweiter Ehe mit einem Bruder des Kanzlers Bestujew verheiratet und wurde unschuldig in die Affäre Botta verwickelt. Der jüngste Sohn des Kanzlers, deren Gattin eine leibliche Cousine der Kaiserin Anna war, wurde mit Munnich und Ostermann nach Sibirien exiliert. Der älteste Sohn, Jwan, wurde Diplomat und Gesandter in Haag; mit ihm erlosch die sogenannte russische Linie der Golovkin.

Der auswärtige Zweig, der mit der Nationalität auch die Religion wechselte und aus holländischen, preußischen und schweizerischen Protestanten bestand, stammte von dem zweiten Sohn des Kanzlers, Alexander. In Berlin erzogen, war er dort russischer Gesandter in den Jahren 1711—1727 und heiratete eine Gräfin Dohna, die eine eifrige Protestantin war, Zinzendorf zum Hausfreund hatte, ihren Gemahl zu ihrem Glauben konvertierte und sich energisch weigerte, ihn den Wünschen der Kaiserin Elisabeth gemäß nach Rußland zurückkehren zu lassen. Alexander Golovkin wurde später Gesandter in Haag, hatte mit seiner Frau nach den Geboten ihrer Sekte 25 Kinder und starb 1760 auf dem ihm von den niederländischen Generalständen zum Geschenk gemachten Schlosse Ryswijk. Sein Sohn Alexander, „Golovkin der Philosoph" genannt, siedelte nach dem Tode seines Vaters nach der Schweiz über, wurde Bürger des Kantons Bern und kaufte Schloß Monnaz, wohnte aber meistens in einem kleinen Landhaus bei Lausanne, das einmal der Wohnsitz Voltaires gewesen. Lausanne war damals der Sammelpunkt einer zahlreichen und distinguierten Fremdenkolonie — Gibbon, Voltaire u. a.; Golovkin der Philosoph lebte aber ganz zurückgezogen im Schoße seiner Familie. Seine Frau war die Tochter des Göttinger Theologen Johann Lorenz von Mosheim; sie verheiratete sich nach seinem Tode mit dem französischen Emigranten de Noailles. Sein Hauptfreund war der bekannte Doktor Tissot. Nachdem er zwei Jahre als Direktor der Schauspiele Friedrich II. in Berlin zugebracht, siedelte er nach Paris über. Er war ein Bewunderer von Rousseau und literarisch und praktisch als Pädagoge tätig; Kaltwasserbehandlung und Vegetarianismus waren Hauptbestandteile seiner Erziehungsmethode, und Thiebaud schildert seine nach ihnen erzogene Tochter als „charmant jeune homme jusqu'à une heure après-midi, et très aimable demoiselle depuis ce moment jusqu' au soir".

Sein Sohn kehrte 1783 nach dem Heimat-

lande zurück und ging in russischen Dienst. Ihm folgten zwei Vettern, Söhne des älteren Bruders von Golovkin dem Philosophen, welcher erst der Schweizergarde der Könige von Frankreich angehört und dann in niederländischen Kriegsdienst getreten. Der älteste der beiden Vettern war Graf Fedor, der Verfasser der Memoiren. In Holland von einer holländischen Mutter 1766 geboren, wurde er mit zwölf Jahren für seine Ausbildung nach Berlin geschickt, wo er Theologie studierte; er wurde später auch in Jena promoviert. 1783 ging er, wie erwähnt, nach Rußland, wo er bald als unübertrefflicher „Gentilhomme de la chambre de Sa Majesté Impériale" lieb Kind bei Katharina II und später Günstling des allmächtigen Günstlings Zubow wurde. Durch seine Einmischung in die Potemkinschen Erbschaftsangelegenheit in Ungnade gefallen, ließ er sich 1794 zum Gesandten in Neapel ernennen, wurde aber schon im nächsten Jahre wegen seiner Spottlieder über die Königin Karoline plötzlich abberufen und bei seiner Heimkehr in der Festung Pernau eingesperrt. Bei dem Tode Katharinas, der gleich darauf und in mystischem Zusammenhang mit seiner Einsperrung erfolgte, freigelassen, wurde er 1800 von Kaiser Paul aus der Hauptstadt nach seinen Gütern verwiesen; mit der Thronbesteigung Alexanders bekam er seine Freiheit wieder und führte von jetzt ab ein kosmopolitisches Wanderleben. Meistens lebte er in Paris, wo er eine Wohnung in der rue Castiglione und ein Landhaus an der Seine hatte, sowie in und um Lausanne, wo er 1823 starb.

2.

Die Memoiren fangen mit einer Charakteristik von Paul und seinem Leben als Großfürst-Thronfolger an und brechen plötzlich ab im Jahre 1799 mit der Schilderung des weiblichen Triumvirats, das damals die ganze Macht am Hofe unter sich geteilt hatte, und der ministeriellen Alleinherrschaft Rostopschin-Panin.

Golovkin setzte sich in seinem Tagebuch zum Ziel nachzuweisen, wie derselbe Mann zugleich ein sehr schlechter Herrscher und ein sehr guter Mensch sein kann. Paul, „der so häßlich war, war schön geboren"; er bekam als Kind eine von Krämpfen begleitete Krankheit, von der eine Zusammenziehung der Gesichtsnerven für immer zurückblieb. Er war außerordentlich mager, nur Knochen und Muskel; von Gemütsart „reizbar und gallig". Sein Benehmen hatte oft etwas von einem geängstigten wilden Tiere, das alle gesellschaftlichen Formen zerbrach; als er einmal an der großherzoglichen Familientafel in Florenz saß, stand er plötzlich auf, steckte alle zehn Finger in den Mund und erbrach sich, — er glaubte, man habe ihn vergiftet. Lange von der Nation erwartet, von seinem Vater nicht anerkannt, von seiner Mutter nicht geliebt, war — schreibt Golovkin — während seiner ganzen kurzen fünfjährigen Regierung der Unglücklichste aller Russen — der Kaiser selbst. Die erste Hälfte seines Lebens habe er damit zugebracht, zu beklagen, nicht frühzeitig genug an sie gelangt zu sein, und die übrige Zeit wurde durch die Furcht vergiftet, nicht lange genug zu regieren, um die verlorene Zeit wieder einzuholen.

Eines Tages ließ ihn sein Gouverneur Panin zu sich kommen und blieb bei seinem Eintritt ruhig sitzen mit der Anfrage: „Wer glauben Sie zu sein? Der Nachfolger auf dem Thron!" — „Zweifelsohne; aber wie so?" antwortete Paul. — „Das ist es eben, was Sie nicht wissen und was ich Ihnen jetzt mitteilen werde", erwiderte Panin und hielt dem verblüfften Großfürsten eine lange Rede: er sei der Thronfolger, aber nur durch die Gnade seiner Mutter; er sei nicht der Sohn Peters III. sondern ein Bastard: die Zeugen lebten noch alle; an dem Tage, wo er sich nicht mehr seiner Mutter und dem Throne würdig erweise, werde er alle beide verlieren, denn seine Mutter fühle sich mächtig genug, die Welt mit einem Geständnis zu überraschen, welche zugleich ihre Schwäche als Mutter und ihre Treue als Herrscherin bezeuge. Von diesem Augenblick hatte Paul den Boden unter seinen Füßen verloren; er fühlte sich nicht mehr als sein eigener Herr; er war an Mächte und Personen gebunden, die das Geheimnis seiner Abstammung in Händen hatten, — mit der eigenen Mutter voran. Er zog sich ganz zurück, lebte meist auf Gatschina und kam manchmal monatelang nicht mehr nach der Hauptstadt. Als der König von Polen 1796 auf seine Einladung

nach St. Petersburg kam, beschwor ihn Paul, wie der König selber Golovkin erzählte, unter Tränen und Handkuß, sich als seinen Vater bekennen zu wollen.

Pauls erste Gemahlin war eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Ihre Mutter, die mit ihren sämtlichen drei Töchtern nach St. Petersburg gekommen war, damit der Thronfolger selbst nach seinem Geschmack wählen könne, hatte verheimlicht, daß ihre Tochter nicht imstande war, Kinder zu gebären. Golovkin erfuhr darüber in Deutschland später folgendes: Die Prinzessin war „avec une prolongation de l'os coccyx" geboren, die mit den Jahren immer größer wurde. Nachdem man sich mit den ersten Chirurgen Europas vergebens beraten hatte, fand sich schließlich ein Charlatan von Braunschweig, der das Kind untersuchte und eine Operation vornahm, bei der aber die betreffende Knochenbildung zerbrach, in das Innere des Körpers verschwand und dort in solcher Lage verblieb, daß die Prinzessin dazu verurteilt worden war, bei ihrer ersten Niederkunft zu sterben, was denn auch später geschah. Ihr Sekretär und ihr Vorleser erzählten Golovkin, daß sie gefordert habe, sie zu opfern, um das Kind zu retten; sie starben aber alle beide. Paul, den die Verstorbene gänzlich beherrscht hatte, war verzweifelt, und man wußte nicht was mit ihm tun, als Prinz Heinrich von Preußen als Retter in der Not seine Hilfe anbot. Mittels gefälschter Briefe, die angeblich zwischen der Verstorbenen und dem intimsten Freund Pauls, Razoumovski, gewechselt waren, die aber nach den gelogenen Aussagen des Beichtvaters und späteren Metropolitans von Moskau, Platon, über angebliche Beichte verfertigt worden waren, überzeugte Prinz Heinrich Paul, daß er um eine Unwürdige trauere. Dieser schöne Rettungsplan gelang, und schon nach einigen Monaten begab sich Paul nach Berlin, um die neue, für ihn ersehene Braut, die Prinzessin von Württemberg, kennen zu lernen.

Diese war eine großgewachsene, robuste Person, die es mit Zielbewußtheit darauf anlegte, gut mit der Schwiegermutter zu stehen und sich im Volke populär zu machen. Sie lernte mit Eifer russisch und konvertierte mit Inbrunst zur russischen Kirche. Ihren Gemahl beherrschte sie vollständig, sowohl durch ihre eigene Person wie durch den livländischen General Benckendorf, den sie mit Fräulein Schilling verheiratete, die ihre Mutter ihr als Freundin aus der Heimat mitgegeben hatte. Sie hatte eine große Vorliebe für Feste und Zeremonien und legte sich selbst dabei allen erdenklichen Zwang auf: obgleich schwanger, behielt sie ihr Prunkkleid an von morgen bis abend, und besorgte in solcher geschnürten Tracht ihre Korrespondenz und ihre Handarbeiten zwischen dem Diner und dem Ball. Ihre Makellosigkeit als treue Gattin nutzte sie in reichlichstem Maßstab aus, um bei dem intimen Zusammensein alles Mögliche aus ihrem Kaiserlichen Gemahl auszuklauben. Wenn sie am Abend, als er sich zurückzog, äußerte: „Mein lieber Freund, ich hätte viele Sachen Ew. Kaiserlichen Majestät zu sagen, wenn Sie erlauben", wußten alle, daß am nächsten Tage die eine oder die andere größere oder kleinere Ungnade erfolgen würde. Bei ihren neun ersten Geburten hatte der Professor der Obstetrik am Findelhaus, Mohrenheim, assistiert; zur zehnten hatte man aber einen Accoucheur aus Göttingen kommen lassen, welcher erklärte, die Fruchtbarkeit der Kaiserin ließe befürchten, sie werde noch weitere Kinder bekommen, was zweifellos ihren Tod herbeiführen werde. Paul erschrak, machte sich eine Liebespflicht daraus, seine Gemahlin nie mehr dieser Eventualität auszusetzen, und beschloß trotz des Widerstandes der Kaiserin ein lit à part für die Zukunft.

Mit der Thronbesteigung Pauls bekam der Hof ein ganz verändertes Aussehen. Die Umgebung Pauls war eine ganz andere als die Umgebung Katharinas. Zwei neue Gruppen von Hofleuten tauchten plötzlich auf und verdrängten alles, was nicht zu ihnen gehörte. Einerseits die sogenannten „Gatschineuser", d. h. Personen, die der Großfürst-Thronfolger während seiner langen Zurückgezogenheit auf Gatschina nach seinem Geschmack gemodelt und ausstaffiert hatte, — „eine Sammlung kleiner vulgärer Figuren, in Uniformen die man noch nicht gesehen, mit Orden die man noch nicht kannte, ohne Manieren außer der Frechheit in Haltung und Blick und ohne Namen". Sie bekamen jetzt die hohen Ämter in der Armee, die ältesten Generale wurden wie Schulknaben

behandelt, und hinter dem Kaiser ritten Leute, die kaum zu Pferde sitzen konnten; mit übrigen Auszeichnungen erhielten sie auch großen Erdbesitz, besonders bei der feierlichen Krönung in Moskau 1797. Die zweite Gruppe bestand aus Greisen von 60—80 Jahren, die aus allen Ecken des russischen Reiches hervorkrochen, nachdem sie über dreißig Jahre verschwunden gewesen, — in der Tracht und mit den Sitten aus den Zeiten Peters III., sich bei jedem Wort des Kaisers auf die Knieen werfend und bei jedem Lächeln seine Hand küssend. Die Empfänge, die unter Katharina eine große Auszeichnung für die Zugelassenen gewesen, wurden jetzt nur noch Riesenansammlungen von Menschen; als Golovkin bei einem Cercle den Witz machte: „Leider, Sir, ist nichts so lärmend wie das Schweigen von 600 Personen", wurde Paul rot vor Wut im Gesicht. Das gute Verhältnis Pauls zu den Freimaurern, die er als Thronfolger eifrig protegierte, veränderte sich auch; jetzt erblickte er in ihnen nur privilegierte Verschwörer, die zu entfernen wären.

Unter allen diesen sichtbaren Kliken und Parteien, die gehen und kommen und einander ablösen in der Macht des Tages, wirkt aber in geheimnisvoller und nie aussetzender Weise die unsichtbare politische Sektenbildung, die Golovkin die „deutsche Partei" nennt. Ich führe seine eigenen Worte an: „Kaum hatte eine neue Regierung angefangen, als sich eine Partei schon vereinigt hatte, die immer in Rußland existierte, was wenigen Personen aufgefallen ist, obgleich ihr Einfluß immer groß gewesen und die Russen einen großen Feinsinn betreffs Intrigen haben. Obgleich aber diese Partei durch tausend Beziehungen an den Hof geknüpft war, zeigte sie sich dort wenig, und das ist sichtlich die Ursache, warum so wenige Leute sie bemerkt und niemand davon gesprochen hat. Es ist was ich die „deutsche Partei" nennen werde, welche, aus dem Wunsch die Zivilisation zu leiten unter Peter I. entstanden, sich während der folgenden Regierungen aus Leuten verschiedener Nationen, jeden Standes und jeden Geschlechts zusammensetzte, die eine Liga gegen alle stillschweigend bildeten. Unter Peter I. waren Lefort, Ostermann und einige Admirale die Stützen derselben; später waren es Munich, Biron, der Großkanzler Golovkin und seine Söhne usw. Unter Katharina II. waren merkwürdigerweise die Orlovs ihre ersten Chefs, deren Nachfolger General Bauer wurde. Bei dem Regierungsantritt Pauls gewann sie ihre ganze Kraft wieder und die Liste, die ich hier über ihre Mitglieder gebe, lehrt sie besser kennen als alles was ich sagen könnte: die Kaiserin, Graf Pahlen, Graf Panin, Graf Peter Golovkin, Oberjägermeister, Herr von Campenhausen, Baron von Graevenitz, Frau von Lieven, usw. Unter diesen Personen gab es solche, die sich nie gesehen oder gesprochen hatten; es gab weder einen allgemeinen Plan noch Zusammenkunft, um einen solchen auszuformen, aber sie achteten einander auf Wort und bildeten wie eine Sekte. Die Gefahr des einen setzte die anderen in Bewegung, und mehrere von ihnen ahnten nicht einmal, bis zu welchem Grade sie ihr (der Sekte) angehörten und von ihr getrieben wurden. Ich weiß nicht, ob ich meine Auffassung von der deutschen Partei in Rußland klar dargelegt habe, es ist aber eine jener Sachen, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entschlüpfen und die man nicht ableugnen könnte, wenn es auch schwierig ist, sie in flagranti zu greifen."

Im Jahre 1799, nachdem Paul es für unentbehrlich gefunden, nach dem Beispiel der französischen Könige eine maitresse en titre zu haben, und eine solche in Anna Lapukhin gefunden hatte, herrschten drei Frauen uneingeschränkt am Hofe. Die eine war eine Frau Gerber, die ehemalige Gouvernante und jetzige Gesellschaftsdame der Lapukhin und mit dem Preceptor des Bruders der Favoritin verheiratet. Die zweite war Frau Chevalier, Premieractrice an der Opera-comique und Maitresse des Barbiers Koutaisson, des Vertrauensmannes seines kaiserlichen Herrn in Liebesangelegenheiten. Die dritte war die Maitresse des Fürsten Lapukhin, des Vaters der Favoritin, — Gattin eines schottischen Hüttendirektors und Tochter eines englischen Arztes und Charlatans, der sich in folgender Weise bereicherte: er erkundigte sich in den Regierungsbureaus nach den eben entschiedenen und unterzeichneten Angelegenheiten, erwirkte einen kurzen Aufschub in ihrer Erledigung und bot sich dann bei den betreffenden Personen an,

gegen passende Belohnung für seine Mühe, die Sache innerhalb vierundzwanzig Stunden zu ordnen. Die ganze offizielle Regierung wurde zu gleicher Zeit von Rostopschin als Minister des Auswärtigen und seinem Vizekanzler Panin ausgeübt. Der Zar arbeitete nur mit dem Premierminister, und die fremden Gesandten konnten sich nur an den Vizekanzler wenden, der wieder an den Kaiser nur durch seinen Departementschef gelangen konnte, in dessen Händen solchermaßen alle Angelegenheiten und alle Entscheidungen lagen.

Mit dieser Schilderung bricht das Manuskript Golovkins plötzlich ab. Ein erhaltenes Fragment von seiner Hand über seine letzten Tage am Hofe Pauls besagt, daß der Kaiser über die antibonapartische Gesinnung Golovkins so wütend wurde, daß er damit drohte, ihn aus dem Fenster hinauswerfen zu lassen, wenn er ihm auf seinem Wege begegnete.

3.

Der dritte Teil des Bonnetschen Werkes enthält eine Fülle von Beobachtungen und Schilderungen, wertvoll für den Historiker und amüsant für den gewöhnlichen Leser.

Da sind zuerst die Porträts, die alle kleine Meisterstücke sind. Diese Charakteristiken sind nur so hingeplaudert, aber von einem Mann, der die Welt und die Menschen kennt und der mit vollständiger Vorurteilslosigkeit eine wirkliche Überlegenheit des Geistes und eine natürliche Feinfühligkeit der Seele verbindet. Mit leichter und sicherer Hand und einem gewissen opulenten Humor, der echt russisch ist, stellt Golovkin die Menschen vor uns hin, daß wir sie sehen und riechen. Das ganze Europa der Jahrhundertwende defiliert an uns vorbei in prägnanten historischen Persönlichkeiten: das Ehepaar Saltikov und die ganze Familie Razoumovski, der Prinz von Ligne und die österreichischen Vettern Cobenzl, Metternich und Nesselrode, Friedrich Wilhelm III. und die Zarin Elisabeth, Narbonne und Choiseul-Gouffier, sowie ganz besonders König Ferdinand und die Königin Karoline von Neapel und Mr. und Lady Hamilton. Kosmopolit durch und durch, aber zugleich Individualität durch und durch, hat Golovkin alles und alle gesehen, aber mit seinen Augen gesehen. Und der psychologische Porträtist erhebt sich zum Kulturhistoriker in breiterem Sinne, wenn er zuweilen seine vielen und vielseitigen Beobachtungen zu Typen verdichtet, wie z. B. in seinem „Portrait d'un gentilhomme russe" aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo er in den scharf gezeichneten Figuren der hohen zivilen und militärischen Würdenträger einerseits und des Provinzedelmannes andrerseits uns den ganzen Stand in konkreter und summarischer Vereinfachung vor Augen stellt.

Der weitbereiste Mann, der sich so ziemlich überall in Europa zu Hause fühlte, ist auch ein vorzüglicher Schilderer der verschiedenen Milieus, in die er hineingesetzt wurde. Er wird auf seiner Durchreise nach Neapel am Berliner Hofe wie ein ami intime aufgenommen und behandelt, wie er bei der großen Katharina als ein verhätscheltes Kind ein- und ausgeht; und er bewegt sich in der Pariser Gesellschaft genau so auf eigenem Boden, wie in der russischen Kolonie zu Florenz, wo er als selbstverständlicher Allerweltsonkel schaltet und waltet. Und alle diese trotz des kosmopolitischen Zuges der Zeit so verschiedenartigen Interieurs stellt er mit diskreter, aber präziser Kunst, jedes in seiner Eigenart, dar.

Das Buch enthält außerdem ein Bündel teilweise sehr klassischer Anekdoten, sowie eine Anzahl Briefe an Golovkin u. a. von Madame de Staël und Joseph de Maistre.

Ola Hansson

Sezessionen

Als die deutschen Künstler von persönlicher Begabung nicht mehr in den bestehenden Genossenschaften nach Anspruch und Gebühr unterkommen konnten, schlossen sie sich allerwärts zu sogenannten Sezessionen zusammen. Als diese verschiedenen Sezessionen in dem großen Verbande nicht mehr nach Anspruch und Gebühr berücksichtigt zu sein glaubten, schlossen sie sich zu dem sogenannten Künstlerbund zusammen. Vielleicht steht diesen Vereinen, die nur darum die sozialsten sind, weil sie aus so unsozialen Elementen bestehen, noch die internationale Ver-

bindung bevor, die die sicherste Überleitung zu einem lustigen Krieg wäre. Man könnte sich dann noch ganz anders zanken, als in den jetzigen beschränkten Verhältnissen, und es würden so viele Sezessionssezessionen stattfinden können, daß zuletzt auf dem Schlachtfelde mit Wonne und Genugtuung die Persönlichkeiten übrig blieben, die zu einer Kolonnenbildung niemals den geringsten inneren Antrieb gefühlt hatten.

Der deutsche Künstlerbund hat jetzt seine zweite Ausstellung in der berliner Sezession eröffnet, die in einem niedlichen Zöpfchenstil (Zopf ist jetzt Mode der Ungezopften) neu gebaut ist. Dem Publikum wird bekannt gegeben, daß außer dieser Bundausstellung eine besondere Sezessionsausstellung nicht stattfindet. Gewiß gehn ihm die Aushängeschilder der verschiedenen Sezessionen so durcheinander, wie mir die Kirchentonarten. Dabei wirkt das Zauberwort Sezession, das negativste Wort, das je eine positive Farbe erhielt, genügend, um alle anzulocken, die gesetzten älteren Herren, die mit Wohlwollen (weil es ihnen nichts mehr schadet) von den Bestrebungen der Jüngeren Kenntnis nehmen (die oft älter, als sie selbst sind), dann die ganz Jungen, die sich auf Büffellederstühle werfen und viertelstundenlang schweigen, die ätherischen Damen, die mit hängenden Schritten, wallende Kleider lässigsalomehaft vorschiebend, unter wippenden Federn Kataloge lesen, und die Vergnügungsreisenden, die zwischen fünf Elektrischen Nr. 54 die neun Säle durcheilen und bei Hodler noch lauter lachen als bei Klimt.

Salome ist die Signatur. Salome beherrscht uns, wie sie noch keine Zeit beherrschte. Sie, das phänomenale Weib, das liebt, tanzt und mordet zu gleicher Zeit, ist der Seidenfaden in unsrer Bibel. Dichter, Musiker und Maler hat sie bezaubert. Früher hieß sie noch manchmal Judith, jetzt heißt sie glattweg nur noch Salome und ist versteckt mit ihren Lüsten in allen Bildern. Sie ist Sehnsucht, sie ist Dekoration und sie ist Tollheit. Sie zieht weiche und zarte Harmonien durch Natur und Haus, sie erfindet kostbare Geräte und schöngebundene Bücher, sie tobt mit der Wucht pastoser Farbe über die schüchterne Leinewand. Im Norden, wo Corinth arbeitet, ist sie mehr die Mörderin, im Süden mehr die Tänzerin, und man weiß, wie es sich gehört, nicht mehr, ob sie um der Liebe willen mordet, um des Mordes willen tanzt, um des Tanzes und des Mordes willen liebt. Sie ist die Begabteste. Sie deckt mit ihrer historischen Existenz alle mixt drinks von sinnlichen Qualitäten, die wir zusammengießen wollen. Bei Strathmann steht sie als ein kühles Modell, nur an den Haaren und den Schuhen mit üppigen Juwelen geschmückt, und zwingt ihre Umgebung zum Ornament. Der Baum macht aus seinen Zweigen Spitzengotik, die Zuschauer aus ihren Kleidern Bucheinbände, das Blut des Johanneshauptes tropft in einer mystisch geraden Linie. So dient ihr die Welt. Klimt aber dreht sie um. Er wendet sie uns zu. Da er Köpfe stets mit bestimmten Konturen durchzeichnet, macht er sie zur pariserisch-wienerischen Kokotte. Ihr Leib oszilliert. Selbst das Johanneshaupt oszilliert, das der Rahmen rücksichtsvoll halb abschneidet. Palmengoldhintergrund ist ihre Tapete, und ihre tänzerischen Füße sind versteckt. Man würde sonst der Geistigkeit ihrer Sünde nicht glauben. Sie zwingt uns nicht ihr Ornament zu werden, sie ist ihr eignes. Sie perlmuttert mit dem ganzen Leibe.

Die Kunst von Klimt ist ganz perlmutternde Salome. Nicht während des Mordes, sondern vorher und nachher. Der Gemordete ist höchstens mal ein kleines Fischchen, dem die Undinen nachstellen. Es ist gefahrlose und geschmackvolle Kunst. Sie nimmt aus den Dingen das Ornament, nicht in der beziehungsvollen Tiefe der Kunst von Toorop und Mackintosh, sondern in einer Weltlichkeit und Eleganz, die von Skepsis ernährt wird. Er ist der Gott des jungen Wien. Er streichelt mit Bedeutung, philosophiert mit Sinnlichkeit, porträtiert mit Stil, analysiert mit der Kunst des Pointierens und Pointillierens. Die Wiener haben Recht. Es ist das Ideal ihres Wesens, das sich aus Deutschem und Französischem, Männlichem und Weiblichem so zusammensetzt, daß man sich einen reizenderen Hermaphrodisianismus nicht denken kann. Dessert der Kunst für uns, die wir uns hier unten einbilden, den Braten zu besorgen. In dem Picknick der Malerei, das diese liebevolle Ausstellung bietet, sind sie die Spender von Früchten, Speisen, Käsen,

und wissen, daß man darin mehr Kultur zeigen kann, als in dem Konsistenten, das ja nur Kräfte gibt.

Klimts „Lebensalter" sind drei Weibchen: ein Kind mit entzückendem Gesicht und Wuschelhaar, das physiognomischeste aller seiner Gesichter, eine Frau in der Stellung altpisaner Madonnen und eine Alte, deren Naturalismus durch die Profil-Zeichnung und die Perlmutter-Farbe gedeckt wird. Das Kind hebt sich von etwas Grüngoldnem ab, die Frau von etwas Spiralblaumykenischem, das Weib von einigen Onyxtupfenschichten. Alle drei sind vor einen grausilbernen Fries gestellt, der unter einer schwarzen Wand läuft. Als Louis Corinth denselben Stoff gleichzeitig malte, dachte er nicht an solche versöhnliche Intarsienkünste. Er sah in den Lebensstadien verschiedene Momente weiblicher und männlicher Akte und setzte sie mit großer Kraft und geringer Kultur einfach nebeneinander. Jener entmaterialisierte das Fleisch und ließ sich von der Philosophie den Schein einer abstrakten Dekoration ausstellen. Dieser unterstrich das Fleisch und bat die Philosophie nur um die Berechtigung zu einem Zyklus.

Hodler kommt aus der Schweiz, die zwischen Paris, Wien, Berlin und Florenz liegt und frei ist. Er hat den ganzen realistischen Glauben unsrer Zeit abgeworfen, selbst denjenigen, der die Dekoration aus der Wirklichkeit auf subtraktivem Wege zu gewinnen dachte. Er wurde ein idealistischer Ketzer. Das ist seine Zukunft. Der Stil Klimts ist ein Herbststil, seiner ist Frühling. Klimts Salomes genieren sich zu tanzen, weil man im Herbst mehr vom Tanze träumt, als die Beine bewegt. Hodler aber ruft auf: seid Tänzer und rühret euch in der ganzen Derbheit eures verstockten, symbolischen, vernaturalisierten Körpers. Er gewinnt aus den dekorativen Neigungen unsrer Tage die Zuversicht einer neuen malerisch-plastischen Figur aller Dinge. Es ist augenblicklich das Interessanteste, ihn bei dieser Arbeit zu beobachten. Nicht wie die Künstler-Tänzerinnen Ludwig v. Hofmanns, lichte Wesen im Schimmer der Sonne, der Blumen, des Wassers tanzen seine Figuren. Sondern sie üben Zukunftstanz. Der Tag ruft — und sie probieren auf den Alpenschluchten niedergeschlagener Gewänder Monumentalstellungen des Erwachens mit flachen, mit geschlossenen, mit gekreuzten Händen. Die Nacht ruft — und sie legen sich hin, schwarz und weiß, ruhig, geängstigt, liebend, müde. Das Kommando ist scharf, die Zeichnung bestimmt, die Farben geordnet. Die Farben oszillieren nicht in immer passenden verminderten Septimen, wie bei Klimt, sondern sie sind in starken Harmonien geschnitten: auf dem Bein in der Mitte hellgelbgrüne Reflexe, die Stufen der Schatten ringsum vom lichten bis zum dunklen Violett, auf dem Fuß grüne Reflexe mit orangenen Kontrasten, die starke braune Kontur außen herum. Und doch sind sie noch nicht fertig. Sie probieren die Stellungen, wie Priester, die einen heiligen Tanz einüben, probieren Gewänder, die noch nicht die Echofalten der Praxis haben. Sie gehorchen noch nicht immer ihrem Feldherrn. Aber der weiß, was er will, und hat ein sicheres Auge.

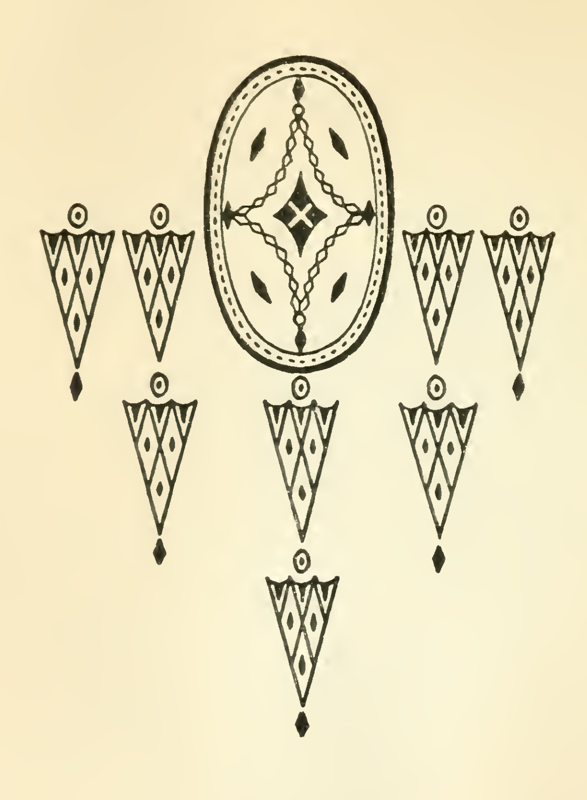
Die Salomes Klimts haben im Salon ein unverdächtiges Gesicht, liebenswürdig wie die Prinzessinnen van Dycks, und ihr Kleid ist nur der Atem ihres Wesens. Corinths Porträt seiner Frau ist Rubens und Jordaens, nacktfüßig mit nacktem Kind, aber im Ballkleid. Slevogt ist Frans Hals, mit breiten Strichen haut er genial sicher den Mann auf den mattgrünen Stuhl vor der grauen Wand, im Leinenjacket. Lepsius ist Gainsborough: sie sitzt auf dem geschwungenen silbergrauen Sofa in den schwimmenden Rosafarben entzückend zerfließender Eisspeisen, rosa Hände, rosa Rose, mit dem Rosamarquisenblick. Keller ist Boldini: sie sitzt auf dem Sofa in schwarzem Chiffon, schwarzem Hut, schwarzen Augen und alles ist in einem Feuer und Schmiß, wie nur das farblose Schwarz brennt und fliegt. Salome in ihren Metamorphosen: von der uns Banzers treues, deutsches, ungroßstädtisches Mädchen erretten will.

Klimts Salomes sitzen unter Bäumen, die goldne Hesperidenäpfel und Perlmutterblätter tragen. Dill webt seine graugrünen verträumten Hängebäume und Baumwollenhimmel. Riemerschmied dämpft seine Gobelinbirken. Aber schneller verfliegt das Salomeparfüm in der Natur als im Zimmer. Heider lehrt uns die alte niederländische, die Pottersche Schön-

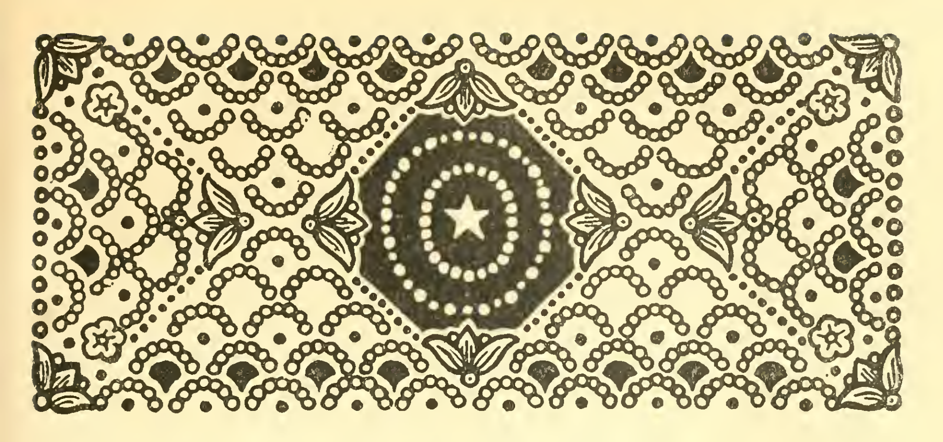
heit des Blattes und der sachlichen Silhouette. Thoma lehrt den Feldblumenzauber mit dem wahrhaft blauen Himmel und der wanderlustig blauen Ferne. Leistikow führt uns über das grünblau wallende, schleiernde Meer der Erde im Thüringerwald. Hagen führt uns aufs Feld hinaus, mit Sandwegen, fernen Waldsäumen — Sehgefühle, Muskelstählungen werden uns der schwülen Atmosphäre entheben. Wohlgeschwungene Bronzefiguren, Löwen und Adler in großen Formen, von Hildebrand, von Gaul werden uns begleiten und stärken. Auf dem Bergesgipfel aber werden wir dem „Geschmack“ fluchen.

Ist es schon so weit? Dämmert es? Noch lachen sie über Hodlers Morgenerwachen und stehen in der Ecke, wo die graphischen Künstler Sünderinnen zeigen, die sich im Ozean mit dicken Fischen umarmen, Wasserleichen, die eine schwarze Messe aufführen, Lustgärten, in denen alte Schäferinnen junge Hexen mit Flamingos zur Salome einladen. Süßer dekorativer Zauber. Und inmitten hängt ein grüner Rahmen und in dem Rahmen sieht man eine braune, vielfach verschlungene Schlange, die in holder Harmonie um ein silbernes Hakenkreuz, ein Astartezeichen gewickelt ist. Dieses aber ist der Feuerschlauch.

O. B.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Die Anfänge der modernen Innenkunst von Hermann Muthesius

„Time alters fashions . . . , but that which is founded on geometry and real science will remain unalterable.“
Sheraton in der Vorrede zum „Cabinetmaker.“



is zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bietet das Bild der englischen Innenkunst, wenn man von der behäbigen und zum Teil prunkvollen elisabethischen Behandlung der Wände und Decken absieht, nichts, was England mit den Ländern des Festlandes hätte in Wettbewerb setzen können. Denn England hängt bis dahin in seinem Mobiliar durchaus vom Auslande ab. Dies ändert sich jedoch mit einem Schlage in jenen merkwürdigen Jahrzehnten, in welchen das Dreigestirn Chippendale, Adam und Sheraton wirkte und England mit einem eigenen Möbelstil beschenkte. Es ist interessant zu beobachten, daß die englische Selbständigkeit hier ungefähr zur gleichen Zeit beginnt wie in der Malerei. Wie an der Spitze der englischen Möbelkunst der Name Chippendale steht, so steht der seines Zeitgenossen Hogarth an der Spitze der englischen Malerei. In beiden Kunstgebieten stieg die Bewegung, nachdem sie einmal eingeleitet war, binnen wenigen Jahrzehnten zum Höhepunkt empor. So rasch Reynolds und Gainsbourough auf Hogarth folgten, so rasch folgten Adam und Sheraton auf Chippendale. Und wie in gewissem Sinne die beiden Maler bis heute einen Gipfelpunkt in der englischen Kunst bedeuten, so bezeichnen die Namen dieser Innenkünstler in noch viel höherem Grade einen Gipfelpunkt im englischen Kunstgewerbe.

Die Innenkunst jener Zeit ist unstreitig die Höhenmarke der englischen Innenkunst überhaupt, sie bietet ein Bild der Vollendung in jeder Beziehung. Im Gegensatz zu den hochausgebildeten französischen Stilen hat sie einen großen Vorzug: sie gibt schon damals Fingerzeige für die Zukunft, in ihr liegen die Keime einer neuen,

ganz ausgesprochen modernen Kunst verborgen. Die Stile Frankreichs verkörperten bis zum Stile Louis XVI, ja bis zum Empire eine ausgesprochen aristokratische Kunst. Das englische Möbel des endenden achtzehnten Jahrhunderts ist ein bürgerliches. In ihm äußert sich der schlichte gerade Sinn, der die englischen Kunsterzeugnisse von dem Augenblick an ausgezeichnet hat, von dem an sie überhaupt selbständig auftreten. Trotz höchster Verfeinerung sehen wir schlichte Sachlichkeit und hohe Zweckmäßigkeit mit gesunder Konstruktion in einem seltenen Maße vereinigt.

Der Umstand, daß bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in England eigene Gedanken im Möbel und in den Kleinkünsten fehlten, äußert sich deutlich in dem Mangel jeglicher Veröffentlichungen von Möbelentwürfen, die doch auf dem Festlande eine solche Rolle spielten — machen sie hier doch einen großen Teil des sogenannten Ornamentstichwerks aus. In England beginnt die Veröffentlichung von Entwürfen für Innendekoration im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Im Vitruvius Brittanicus finden sich die Aufrisse von Inigo Jones' berühmten Zimmern in Wilton und einigen anderen Zimmern; auch in den zahlreichen, seit 1719 durch Jahrzehnte sich erstreckenden architektonischen Veröffentlichungen von William Halfpenny, in den Büchern von Franc Ware, Thomas Ripley und anderen treten einige Innenansichten auf. Das Mobiliar aber spielt in allen diesen, recht eigentlich architektonischen Werken überhaupt noch keine Rolle. Das erste Buch, in welchem Möbel vorgeführt werden, ist das 1739 erschienene Werk von William Jones: „The Gentlemens or Builders Companion." Der erste Architekt, der sich in England grundsätzlich mit dem Entwurf von Möbeln und Kleingerät befaßte, war William Kent (1684—1748); in dem von Vardy 1744 herausgegebenen Buche „Some Designs by Mr. Inigo Jones and Mr. William Kent" finden sich unter allen möglichen andern Entwürfen auch solche für Möbel, sogar für Möbel „gotischen Stils".

Kurz nach jener Zeit begannen jedoch die Veröffentlichungen über Gegenstände der Innendekoration höchst zahlreich zu werden. Das wahrscheinlich um 1750 herausgegebene Buch von Batty und Thomas Langley: „The City and Country Builders and Workmans Treasury of Design" enthält, außer Kaminen (die in fast allen derartigen Veröffentlichungen den Hauptanteil ausmachen) und Türen, auch Spiegel, Schränke und unzählige andere bewegliche Gegenstände. Abraham Swan veröffentlichte 1745 ein Buch „The British Architect", das von Treppen, Kaminen und andern Dingen handelt. Daneben fanden sich auch bald rein ornamentale Veröffentlichungen ein, ähnlich den festländischen Büchern von Du Cerceau, Ditterlin und Vredeman de Vries. Eine solche ist das um die Mitte des Jahrhunderts erschienene Buch von Thomas Johnson mit seinen höchst phantastischen Entwürfen für allerlei Gerät, Entwürfe, die das Rokoko an Ausschreitung noch übertrumpfen und bei denen an eine unmittelbare Ausführung gar nicht gedacht werden kann. In ähnlichen Bahnen bewegen sich die von den vierziger Jahren an erscheinenden Bücher von Matthias Lock (die er später in Verbindung mit H. Copeland herausgab). Im Gegensatz zu diesen, dem Rokoko huldigenden

Büchern bietet ein Buch von Edwards und Darley, das um die Mitte des Jahrhunderts erschienen ist, chinesische Kost, es enthält unzählige Bilder von Gegenständen, Menschen, Tieren, Landschaften, Gebäuden, Toren, Türen, Möbeln im „chinesischen Geschmack". Das Vorgeführte ist wohl zum großen Teile einfach von chinesischen Bildern kopiert, zum Teil werden aber auch mit kontinentalen Rokoko-Ideen vermischte eigene, chinesisch sein wollende Entwürfe geboten.

Es ist unbedingt nötig, diese Veröffentlichung zu kennen, um die späteren bekannten klassischen Bücher über englische Möbel, deren hervorragendstes das Werk von Chippendale ist, zu verstehen. Chippendales Buch ist, seitdem die Aufmerksamkeit wieder auf diese Periode des englischen Mobiliars gelenkt worden ist, mehrfach neu herausgegeben worden, sogar in Deutschland. So aus seinem zeitlichen Zusammenhange gerissen, gibt es eine unrichtige Vorstellung von der Kulturarbeit, die Chippendale geleistet hat. Das Buch ist zu sehr verwebt mit all den Einflüssen, die damals stattfanden, und alle diese, uns jetzt fern liegenden Einflüsse spiegeln sich so in seinem Inhalt wieder, daß das Bild, das es gewährt, höchst bunt, bizarr und uneinheitlich ist. Sehr im Gegensatz dazu stehen die wirklichen, ausgeführten Möbel Chippendales, sie machen einen vollkommen einheitlichen, stattlichen, abgeklärten Eindruck. Das Buch ist daher eigentlich nur für denjenigen von Wert, der die damaligen Zeitströmungen einerseits und die wirkliche Hinterlassenschaft Chippendales andererseits kennt, und sollte nie anders als mit einem Warnungszeichen versehen dem Studium für den praktischen Zweck empfohlen werden.

Über die Persönlichkeit Chippendales* ist sehr wenig bekannt, man weiß jetzt jedoch, daß schon sein Vater ein bekannter Schnitzer von Rokoko-Spiegelrahmen war (die Spiegel, zuerst mit italienischen oder französischen Rahmen fertig aus Italien oder Frankreich eingeführt, behielten auch, nachdem sie in England gemacht wurden, die sehr reich geschnitzten Rahmen nach kontinentaler Art bei und sind um jene Zeit das einzige Beispiel der Rokokokunst in England). Man nimmt

* Über den von jetzt an beginnenden Zeitraum des englischen Innenraumes ist ausführlicheres Material vorhanden. Das beste Buch ist vielleicht das von X. Warren Clouston: „The Chippendale Period of English Furniture", London 1897. J. Munro Bell hat 1900 bie besten Entwürfe von Chippendale, Sheraton und Hepplewhite herausgegeben und mit einer Einleitung versehen, die Wiedergabe ist aber auffallend schlecht, in vielen Fällen gar nicht zu brauchen. Ein merkwürdiges Buch ist das von T. A. Strange im Selbstverlage erschienene English Furniture, Decoration, Woodwork and Allied Arts during the XVIII. Century, das in etwas unsorgfältiger, mehr den Charakter eines Geschäftskatalogs annehmender Form eine unglaubliche Menge Material (an 3500 Zeichnungen) vorführt. Die fast sämtlich vom Verfasser selbst hergestellten Zeichnungen sind, ohne gerade künstlerisch zu sein, doch sehr geeignet, ein Bild der damaligen Innenausstattung zu geben.

an, daß dessen Sohn Thomas Chippendale zwischen 1710 und 1720 geboren wurde und es ist bekannt, daß er um die Mitte des Jahrhunderts ein Geschäft in der besten damaligen Stadtgegend, in St. Martin's Lane in London hatte. Sein Todesjahr ist unbekannt wie sein Geburtsjahr. Sein berühmtes Buch erschien 1754 unter dem Titel „The Gentleman and Cabinetmaker's Director". Eine zweite Auflage kam 1759, eine dritte 1762 heraus. In einem Verzeichnis von Möbeltischlern vom Jahre 1803 wird ein Tischler Chippendale angeführt, der sein Sohn gewesen sein mag. Das Buch ist somit die einzige Aufzeichnung, die von Chippendales Wirken auf die Nachwelt gekommen ist.

Vier verschiedene Einflüsse sind es, die sich in Chippendales Buche kreuzen: der national-englische, der französische, der chinesische und der gotische. Der englische ist der der sogenannten Queen-Anne-Periode und macht sich natürlich am stärksten geltend. Aus holländischen und einigen französischen Übertragungen auf das englische bürgerliche Möbel hatte sich der (später) unter dem Namen „Queen-Anne" zusammengefaßte, etwas schwerfällige, aber behäbige und immerhin anziehende Möbelstil ausgebildet, für den namentlich die damaligen Stühle bezeichnend sind. Wir treffen diese Stühle auf den Bildern Hogarths an. Sie haben die geschwungenen Beine, die in Krallen oder Kugeln enden und das geschwungene Mittel-Rückenbrett. Sie wurden aus Eiche oder Nußbaum, gegen die Mitte des Jahrhunderts hin auch schon aus Mahagoniholz gefertigt. In reicheren Fällen zeigen sich einige Schnitzereien, doch sind sie ihrem Charakter nach weit davon entfernt, mit dem um diese Zeit herrschenden französischen Möbel verglichen werden zu können. Sie behalten durchaus das breite, etwas grobschrötige, bürgerliche Gepräge und sind darin außerordentlich bezeichnend für die Welt, die uns Hogarth so eindrücklich geschildert hat.

Auf diesen Anfängen baute Chippendale weiter. Das geschlossene Mittelbrett hatte schon angefangen, sich durch herausgesägte Herzen oder andere Figuren aufzulösen, Chippendale, der gelernte Meisterschnitzer, wandte seine ganze Kunst und Aufmerksamkeit dieser Stuhllehne zu, indem er sie zu den denkbar zierlichsten Gebilden verarbeitete. Hierbei kam ihm die neue Holzart des Mahagoni aufs trefflichste zu statten. Von Sir Walter Raleigh (1552—1618) entdeckt und zuerst nach England gebracht, gelangte dieses Holz doch erst weit später zur ersten Verwendung. Man erzählt, daß ein Arzt, dem jemand ein Stück Mahagoniholz von seinen Seereisen mitgebracht hatte, sich von einem Tischler einen Leuchter daraus schnitzen lassen wollte. Dieser lehnte die Anfertigung mit der Angabe ab, daß das Holz unbearbeitbar sei. Erst auf wiederholtes Drängen wurde der Leuchter angefertigt, später aus demselben Stück Holz eine Kommode, die in der damaligen, nach Neuem so begierigen Welt, großes Aufsehen erregte. Das Holz kam rasch zur Berühmtheit und wurde um 1720 schon in größerem Umfange angewendet. Die eigentlichen Möglichkeiten, die es der Möbeltischlerei gewährt, hat jedoch erst Chippendale seiner Zeit und der Welt enthüllt. Mahagoni ist von da an das Universal-Möbelholz in England geworden und ist es bis auf den

heutigen Tag geblieben. Sah Chippendale die Fingerzeige, die es für die Bearbeitung gibt, hauptsächlich in der Richtung der Schnitzerei, so entdeckte man später, daß es ein nicht minder schönes Material zur Herstellung breiter, polierter Flächen sei. Das Schwergewicht der Chippendaleschen, in diesem Holz ausgeführten Arbeiten liegt aber in diesen Stuhllehnen, in deren Gestaltung sich seine Phantasie als unerschöpflich erweist.



Es ist selbstverständlich, daß in einer Zeit, in der die französische Kunst so sehr die Führung hatte wie im achtzehnten Jahrhundert, ein Land von dem Reichtum und blühenden Leben Englands sich diesem Einflusse nicht entziehen konnte. Man mochte wollen oder nicht, man wurde in den Strudel der französischen Kunst gezogen. Hatten auch das Publikum und die damaligen Architekten eine innige Abneigung gegen die komplizierte französische Hofkunst, wie sie sich namentlich unter Ludwig XV. gestaltete, so gab es doch einerseits einige Zeichner, die sich dafür erwärmten, und andererseits war ein kleiner Stamm von Aristokraten und Parvenüs vorhanden, die diese Kunst haben wollten. Für sie entstanden Veröffentlichungen wie die erwähnten von Thomas Johnson und Matthias Lock. Ausgeführt wurde nach diesen Veröffentlichungen aber immerhin nur sehr wenig. Sucht man in dem auf uns gekommenen Mobiliar der damaligen Zeit nach Werken, die diesen Entwürfen entsprächen, so wird man eine ungemein geringe Ausbeute finden. Es ist so gut wie nichts vorhanden. Gerade so verhält es sich auch mit den sehr zahlreichen französisierenden Zeichnungen in Chippendales Buch. Aus ihnen einen Rückschluß auf das damalige englische Mobiliar zu ziehen und zu sagen, daß es ein Ableger des Louis XV sei, wäre grundfalsch. Viele dieser Zeichnungen sind wahrscheinlich Wiedergaben französischer Originale, mit denen Chippendale nur sagen wollte, daß er auch mit französischen Möbeln dienen könne. Es darf eben nicht vergessen werden, daß diese Bücher der damaligen Tischler vielfach die Rolle des heutigen Geschäftskatalogs spielten. Die französischen Entwürfe sind hauptsächlich für solche Gegenstände gefertigt, die einem Luxus dienten, der sich in England noch nicht so recht eingebürgert hatte, es sind Salonmöbel mit Gobelinbezug, große Damentoilettentische, Kommoden mit gemalten Stirnseiten, Prunksofas usw. Es ist nicht anzunehmen, daß Chippendale mit diesen Entwürfen großen geschäftlichen Erfolg hatte. Gerade die Leute, die französische Möbel wollten, bezogen sie lieber unmittelbar aus Paris, das ja so nahe bei London liegt und schon damals das beliebte Reiseziel der englischen vornehmen Welt war. Ein Bedürfnis, solche Möbel in England nachzumachen, lag also gar nicht vor. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß Chippendale in den Arbeiten seines eignen Stils oft nicht unwesentlich von französischen Vorbildern beeinflußt wurde. In seinem Buch finden sich Stühle mit zierlich geschnitzten und geschwungenen Beinen, mit an Muschelwerk erinnernden Fächerlinien der Lehne, mit kunstvoll verschlungenen Bändern. Aber auch hier handelt es sich meist um Entwürfe, für deren Ausführung die tatsächliche Hinterlassenschaft der Chippendaleschen Kunst keinen Beweis liefert. Das Publi-

kum wies sie wohl einfach zurück. Da wo aber in den feiner durchgebildeten Stuhllehnen, Schrankfronten usw. dennoch stärkere französische Anklänge auftreten, da weicht schon die gänzlich verschiedene Materialbehandlung — bei Chippendale ist das Ornament immer nur in Mahagonischnitzerei ausgeführt — von der Auffassung der französischen Kunst ab. So führt das Buch gerade in Bezug auf den französischen Einfluß auf die Zeit Chippendales den Leser gänzlich irre.

Dagegen wird heute wohl der Einfluß der großen Vorliebe für Chinesisches, der damals vorlag, selten in seiner ganzen Ausdehnung gewürdigt. Die Schwärmerei für chinesische Kunst, die die mittleren Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts beherrscht, war kaum geringer als die für japanische in der zweiten Hälfte des neunzehnten, ja sie hat in gewisser Weise viel weiter ausgeholt als diese. Die damalige Welt hatte einen jugendlich offenen Sinn für alles Fremdartige, das durch die Länderentdeckungen so freigebig auf ihre Kultur einwirken konnte. China lag am weitesten ab und war das sonderbarste Land. Das zu hoher Vollkommenheit ausgebildete Porzellan und andere Erzeugnisse, von den Holländern massenhaft eingeführt, erregten Bewunderung und Begeisterung und spornten die Sammelwut an, die jetzt ins Kraut schoß. Im Mobiliar macht sie sich dahin geltend, daß besondere Möbel, z. B. der Porzellanschrank mit den verglasten Vorderseiten, dafür erfunden wurden, in der Chippendaleschen Zeit kam dazu noch das angeblich einem chinesischen Möbelstück nachgebildete Hängeschränkchen für chinesische Kuriositäten. Hogarth versäumt nicht, in einer Reihe seiner Stiche diese sich auf allen möglichen fremdländischen Krimskrams richtende Sammelwut zu geißeln.

War diese chinesische Vorliebe um die Mitte des Jahrhunderts schon stark genug, so wurde sie jetzt noch dadurch verschärft, daß Chambers für die chinesische Kunst eintrat. Chambers war als junger Bursche in China gewesen und gab 1757 sein Buch über chinesische Gebäude, Möbel und Gebrauchsgegenstände heraus. Es erschien zwar drei Jahre später als Chippendales Buch, allein da es lange vorbereitet worden war, und Chambers Reise nach China überhaupt wohl ein Ereignis jener Zeit gewesen war, so ist anzunehmen, daß Chippendale von Chambers' chinesischen Arbeiten wußte. Außerdem war schon 1750 ein Buch von Halfpenny mit chinesischen Entwürfen unter dem Titel „New Designs for Chinese Temples, Triumphal Arches, Gardenseats etc." erschienen. Chambers hatte später, nachdem er durch seine Eigenschaft als Lehrer des Prinzen von Wales in den Vordergrund getreten war, Gelegenheit, in Kew chinesische Gartengebäude auszuführen, womit er das Vorbild für eine bald ganz Europa überschwemmende Mode gab. Denn Chambers galt für seine Zeit als „das Orakel des guten Geschmacks" und hatte nicht nur durch seine Stellung als Hofarchitekt, sondern auch als Erbauer von Somersethouse ein bedeutendes Relief. Es ist also leicht zu verstehen, daß das damalige Möbel recht weitgehend von der chinesischen Kunst beeinflußt wurde, zumal Chambers seine chinesischen Stücke in seinen Veröffentlichungen mit so großem Geschmack vorführte. Man richtete bald chinesische Zimmer ein (in dem noch zu betrachtenden Buche von Sheraton findet sich ein Entwurf zu einem

solchen für den Prinzen von Wales), die chinesische Tapete wurde die aparteste Tapezierung, die man damals kannte, und der Geschmack an chinesischen Gegenständen wuchs in demselben Maße wie der am chinesischen Tee. In Chippendales Mobiliar äußert sich der chinesische Einfluß zunächst an den geraden Stuhlbeinen. Obgleich China auch Möbel mit geschwungenen Beinen hatte, so überwog doch die steife, gerade Form des Möbels. Der heute noch übliche Armlehnstuhl Chinas, wie die Stühle Chippendales aus schwerem, dunklen Holze gemacht, hat in der Tat eine große Ähnlichkeit mit den späteren, mehr ins Gerade verfallenden Möbeln Chippendales. Die Rückenlehne nahm ferner die Form der chinesischen Füllung an, die aus geraden, zu einem geometrischen Muster verbundenen Stäben zusammengesetzt ist. Auf den Stuhlbeinen und in den diese verbindenden Zargen treten Durchbrechungen derselben Art auf. Die eigentliche Beeinflussung aus chinesischer Quelle liegt aber in der Allgemeinrichtung aufs Grade, die jetzt eintritt und die geschwungene Form, vor allem das geschwungene Stuhlbein, allmählich gänzlich aus der Möbelkunst verdrängt.

Von weit geringerer Bedeutung war der gotische Einfluß, der hier und da in Chippendales Möbeln angetroffen wird. Zwar fallen diese Entwürfe schon in jene Zeit, in welcher Horace Walpole sich in Strawberry Hill gotisch einrichtete und in allen Auktionen auf mittelalterliche Kuriositäten fahndete; aber man muß sich trotzdem hüten, die damaligen gotischen Liebhabereien zu überschätzen, sie gingen selten oder gar nicht über die Spielerei hinaus. Im Mobiliar hat diese Gotik nur in einigen Stuhllehnen und Glastüren von Bücherschränken Spuren hinterlassen. Offenbar hat Chippendale mit seinen gotischen Entwürfen nur sagen wollen, daß er auch die Gotik beherrsche, besonders nachdem Kent, wie erwähnt, mit seinen gotischen Kenntnissen geprunkt hatte. Das gotische Mobiliar war meist für die Halle berechnet, in der man stets eine schwerere Sorte von Möbeln geliebt hatte und wo man in diesem Falle den Anklang an die alten Feudalzeiten gern sah.

Trotz des bunten Bildes, das so die Blätter in Chippendales Buche gewähren, und obgleich seine Möbel mit Säulenarchitektur nichts zu tun haben, hält es Chippendale für angebracht, das Buch mit den üblichen Tafeln über die Säulenordnungen zu eröffnen. Das wurde damals zum Ausweis der künstlerisch-gelehrten Bildung für nötig gehalten. Einen großen Teil des Werks (20 Volltafeln) nehmen sodann gleich seine Entwürfe für Stühle ein. Die Stühle bilden recht eigentlich den Kern des Lebenswerks Chippendales, und die heutige Vorstellung von seiner Kunst verknüpft sich am ersten mit seinen Stühlen. Es folgen sodann die mannigfachsten Gegenstände. Schränke, Schreibtische, Pfeilertische, breite Bücherschränke, Prachtbetten, Toilettentische, Nachttische, Vorhangsanordnungen und die geschnitzten Rahmen dazu, auch Feuervorsetzer, Kronleuchter, Konsolen, Uhren, Spiegel, sogar viele Entwürfe für Orgeln. Die Tische zeigen oft kunstvolle Maschinerien zum Herausklappen von versteckten Teilen, die Schreibtische die damals beliebten, mit Federdruck zu öffnenden Geheimfächer, viele Möbel vereinigen

in sich zwei Zwecke, denen sie durch besondere Vorrichtungen angepaßt werden. Es tritt stets nur das natürliche Holz auf, Einlagen, Auflagen, Metallverzierungen usw. sind der Chippendaleschen Kunst fremd.

Die Mannigfaltigkeit des in diesem Buche dokumentarisch niedergelegten Mobiliars der Zeit läßt den ungeheuren Kulturfortschritt erkennen, den England damals binnen wenigen Jahrzehnten gemacht hatte. Es war eine bewegte Zeit, ein rasch und lebhaft pulsierendes Leben drängte nach Gestaltung. Ein Buch wie das Chippendales konnte, so ungewohnt das Gebiet war, das es behandelte, in 8 Jahren drei Auflagen erleben, obgleich sein Preis von 75 Mark für damalige Verhältnisse kein geringer war. Der Erfolg brachte es mit sich, daß sich sofort eine ganze Literatur herausbildete, die dasselbe Gebiet behandelte. Die Produktion an Möbelbüchern, die jetzt begann, erinnert an die vor acht Jahren bei uns vor sich gehende Gründung einer großen Reihe von Kunstzeitschriften, die sich alle der neuen Bewegung widmeten. Ungefähr gleichzeitig mit Chippendales Buch wurde ein Möbelbuch von einer gewissen Gesellschaft der Möbeltischler herausgegeben: One Hundred New and Genteel Designs of Household Furniture, es steht nicht ganz fest, ob das Buch kurz vor oder nach der ersten Auflage von Chippendales Buch herauskam und wie weit Chippendale an ihm beteiligt war. 1762 erschien das Buch von Ince and Mayhew: Universal System of Householde-Furniture, 1765 das von Manwaring: The Cabinet and Chairmakers Real Friend and Companion und das Jahr darauf der von Manwaring und anderen herausgegebene „Chairmakers Guide“. Im selben Jahre 1766 gaben Milton, Crunden und Columbiani ihr Buch über Kamine, im Jahre 1770 Crunden sein Buch: The Carpenters Companion heraus.

Die erwähnten Schriften bilden wahrscheinlich nur einen Teil der Bücher, die das von Chippendale so glücklich angeschnittene Gebiet behandelten, von vielen andern mag keine Spur auf unsere Tage gekommen sein. Die meisten erlebten mehrere Auflagen. Vergleicht man den Inhalt dieser Bücher mit dem in Chippendales Buch, so ist sofort ersichtlich, daß ihre Verfasser tief unter Chippendale stehen, sowohl im Geschmack des Dargestellten, als in der Frische und Mannigfaltigkeit der Erfindung. Es war wohl auch damals die allgemeine Ansicht, daß Chippendale der allein in Betracht kommende Tischler wäre, und Sheraton spricht das später in der Vorrede zu seinem Buche direkt aus.



Läßt sich in dem Mobiliar jener Zeit, d. h. etwa der Jahre von 1740 bis 1770 ein durchaus klarer Stil erkennen, der Stil, den wir heute mit dem Namen Chippendales bezeichnen, so ist dies in der Innendekoration, d. h. der Behandlung von Wand und Decke, Kamin, Türen usw. nicht der Fall. Hier war noch der schwere architektonische Stil der Palladianer des achtzehnten Jahrhunderts überall da maßgebend, wo Architekten mit der Gestaltung des Inneren zu tun hatten. Ein solches prunkvoll-ödes Innere sehen wir z. B. auf der zweiten Tafel des Hogarthschen Mariage à la Mode dargestellt.

Hierin in England Wandel geschaffen zu haben, blieb einem Architekten vor-

behalten, der auf die Gestaltung des häuslichen Hintergrundes der damaligen Gesellschaft umgestaltend gewirkt hat, wie kaum je ein zweiter Künstler in seiner Zeit, einem Manne, dessen beweglicher Geist so recht berufen schien, der damaligen flutenden Bewegung Form zu verleihen: es war Robert Adam. Er trat mit der richtigen Erkenntnis in die Entwickelung ein, daß die Behandlung des Innenraumes mit dem schweren Rüstzeug der Säulen und Gebälke nicht die geeignete wäre. „Nichts kann abstoßender und unfruchtbarer sein," so sagt er in seinem großen Architekturwerke, „als stets die langweiligen Wiederholungen der dorischen, jonischen und korintischen Ordnungen in jedem Zimmer den Ton angeben zu sehen. Dort sollte überhaupt keine Ordnung angewendet werden. Und doch ist es erstaunlich sich vorzustellen, daß dies in ganz Europa, in den Zimmern jedes Hauses von einigem Anspruch auf Großartigkeit, von den Tagen Bramantes herab bis auf unsere Zeit unabänderlich geschehen ist." An einer anderen Stelle sagt er über die Decken: „Die Decken, die während des letzten Jahrhunderts hier im Gebrauch waren, waren von ungeheurer Schwere und Tiefe. Diese lächerlichen Gebilde fanden ihren Ursprung in Italien, unter den ersten der Renaissancearchitekten, die ohne Zweifel auf sie durch den Anblick der antiken Deckenbildungen in den Vorhallen von Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden verfallen waren. Die Alten hielten diese aber, mit ihrem gewohnten scharfen und sicheren Blick, in kühnen und massigen Verhältnissen, in dem Bestreben, sie der Kraft, Größe und Höhe der Gebäude anzupassen, und sich bewußt bleibend, daß sie es mit äußerer Architektur zu tun hatten. Aber im Innern ihrer Gebäude verfuhren die Alten mit der größten Vorsicht und bestimmten die Größe und Tiefe der Deckenabteile nach der Entfernung des Standpunktes des Betrachters und nach den Gegenständen, mit denen sie verglichen werden würden. Und was die Dekorierung ihrer Privatzimmer und Bäder anbetrifft, so war diese die vollendete Zartheit, Heiterkeit, Grazie und Sicherheit." Gleich köstlich und treffend wie diese sind die Bemerkungen, die er über die monumentalen Deckenmalereien der Renaissance (die er natürlich für eine Verirrung hält), über Inigo Jones („der die italienischen Decken in ihrer ganzen Schwere, aber mit weniger Phantasie und Schönheit bedacht, einführt"), über Vanbrugh, Campbell, Gibbs und Kent anfügt. Man sieht aus all diesen Bemerkungen, worauf er ganz hauptsächlich bei der Gestaltung des Innenraumes hinauswollte: auf den Ersatz der schweren Architektur durch die leichte Dekoration. Er sieht in der Architektur für den Innenraum einen Mißbrauch, in der Dekoration das Gegebene. Und darin hatte er in weitem Umfange Recht. Alle seine Vorgänger waren, sozusagen, Außenarchitekten, die den Innenbau als Stiefkind und wenn überhaupt, so mit den Mitteln des Außenbaues behandelt hatten. Adam war der erste Architekt, dem die Erkenntnis aufging, daß für beide grundverschiedene Bedingungen vorlagen. Er war der erste Innenarchitekt in England überhaupt.

Er zögerte nicht, seine Einsicht mit dem ungeheuren Fleiß und Arbeitsdrang, der ihn auszeichnete, in seiner Berufstätigkeit zur Geltung zu bringen. Adam war

einer der rührigsten, eifrigsten und unternehmendsten Künstler seiner Zeit. Seine Praxis begann unmittelbar nach seiner Rückkunft aus Italien (1758). Er begründete damals mit seinen Brüdern James, William und John einen der flottesten Architekturbetriebe, die je vorhanden gewesen sind. Es wäre jedoch falsch, anzunehmen, daß der künstlerischen Seite ihrer Tätigkeit durch geschäftliche Rücksichten Eintrag geschehen wäre, alle Leistungen der Adams stehen auf sehr guter Höhe. Der Kernpunkt ihrer Bedeutung beruht übrigens nicht in ihrer Außenarchitektur, sondern in ihrer Grundrißbehandlung und ihrem Innenbau. Im Innenbau hat Robert Adam — denn in ihm, dem genialsten der vier Brüder, verdichtet sich wohl deren Wirken am greifbarsten — vollkommen schöpferisch und umwälzend gewirkt. Er war der erste Architekt in England, der, wie das die Franzosen taten, den Innenraum mit seinem gesamten Inhalte als eine Einheit betrachtete, dessen einzelne Teile in Harmonie miteinander stehen und denselben künstlerischen Gedanken verkörpern. Er entwarf daher nicht nur die Wände und Decken des inneren Ausbaues, sondern auch die Möbel, den Teppich, die Beleuchtungskörper, das Silberzeug, das Tischgerät, das Stoffmuster der Vorhänge, die Stickerei, die den Stuhlsitz zierte. Zu diesem Zwecke brauchte er natürlich eine Anzahl Helfershelfer. Er brachte sie zumeist aus Italien mit, von wo aus ihn der Architekt Pergolesi, die Maler Cipriani und Zucchi und der Kupferstecher Bartolozzi nach England begleiteten. Auch die deutsche Künstlerin Angelika Kauffmann (1741—1807) zog er nach London. Sie malte für ihn verschiedene, noch vorhandene Decken und führte die kleinen, zarten Malereien für eine Reihe Möbel Sheratons aus (sie kam 1766 nach London, verheiratete sich hier mit Zucchi und ging mit diesem 1781 nach Rom zurück). Auch der Bestand der englischen Hilfskräfte Adams war wohl sehr groß. Sein ganzer Stab arbeitete aber vollkommen in seinem Sinne und es ist anzunehmen, daß ihm persönlich die geistige Urheberschaft an allen den unzähligen Werken der Innendekoration zukommt, mit denen er England während der vierzig Jahre seiner Tätigkeit angefüllt hat.

Die Kunst Adams unterscheidet sich in jeder Beziehung aufs wesentlichste von dem, was bisher in England geleistet worden war. Er war einer der ersten englischen Vorkämpfer für die neuerwachende Liebe zum Altertum, ihr kam sein Werk über Spalato ebenso entgegen wie das gleichzeitig erscheinende, maßgebende Werk von Stuart und Revett über die Altertümer Athens es tat. Mit dem klaren Sinn, der ihn auszeichnete, hatte er richtig erkannt, daß die Architekten vor ihm, die ganze im Vitruvius Brittanicus verewigte Generation, im Hausbau lediglich den Monumentalbauten der Antike, nicht aber der antiken häuslichen Architektur nachgeeifert hatten. Als er in Italien reiste, suchte er vor allem nach antiker Wohnhausarchitektur, von der er indessen (Pompeji war erst seit wenigen Jahren [1748] entdeckt) dort nicht viel vorfand. Dies veranlaßte ihn nach Dalmatien zu gehen, wo, wie er hörte, der Palast Diocletians noch ziemlich wohlerhalten dastehen sollte. Diese seine Studien der Dekoration der Wohnräume der Alten führten ihn auf den ihm später eigenen Stil, in welchem man viel von pompejanischen und andern antiken

Anklängen erkennen wird. Das Streben nach der echten Erkenntnis der Antike war es, was die Dekoration Adams wie den großen künstlerischen Umschwung überhaupt kennzeichnet, der kurz nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die ganze Welt zu bewegen begann.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Adam sich hierbei, namentlich was das Mobiliar anbetrifft, für das ja die Antike keine Vorbilder lieferte, auch von der zeitgenössischen französischen Kunst beeinflussen ließ. Die auf seinen Tafeln dargestellten Möbel nähern sich dem Stil Louis XVI ziemlich innig und auch die von ihm ausgeführten Stücke zeigen mehr Louis XVI-Charakter als irgend welche andern englischen Möbel. Trotzdem haben diejenigen Möbel, die, nachdem Adam die Mode gemacht hatte, die englischen Tischler des letzten Viertels des achtzehnten Jahrhunderts ausführten, durchaus nichts Französisches an sich. Gerade der sich an Adams Wirken anschließende Möbelstil, der Stil, den man heute gewöhnlich mit dem Namen Sheratons verbindet, zeigt eine ausgeprägte englische Eigenart, die eine Verwechslung oder Vermengung mit dem gleichzeitigen französischen Möbel zur Unmöglichkeit macht. Diesem Möbel gebührt durchaus eine eigene Stellung in der Kunstgeschichte, die ihm, in Anbetracht seines selbständigen Gepräges und seines weitreichenden späteren Einflusses, bisher nicht genügend zuerkannt worden ist, wenigstens nicht auf dem Kontinent, wo man lediglich seine Blicke nach Frankreich zu richten gewöhnt ist.

In seiner Innendekoration führte Adam vor allem das Prinzip der flächigen Behandlung wieder ein, für das die englische Architektur seit dem Eintreten des Palladianismus kein Verständnis mehr gehabt hatte. Freilich behielt er die architektonische Aufteilung der Fläche bei, er brachte auch wohl hier und da Pilaster oder Säulen an. Allein er sah darauf, daß die Wand mehr einen spielenden, leichten, als einen monumentalen Charakter erhielt und daß sich etwaige Architekturformen im Rahmen des vom nahen Standpunkte aus bequem zu Betrachtenden hielten, d. h. er bewegte sich damit immer in geringen absoluten Maßen. Alles Relief war leicht und zart. Er führte dafür eine preßbare Masse (damals „compo", von composito, genannt), aus Italien ein, aus der sich die Ornamente formen und dann leicht ankleben ließen. Die Wand- und Deckenbehandlung war durchaus flach, die Einteilung in Felder klein. Er bevorzugte die im Stichbogen geschwungene Decke, die er als seine Erfindung bezeichnet. In sechs- oder achteckigen, ovalen oder runden Feldern sitzen zierliche Malereien von Putten oder allegorischen Figuren. In einzelnen anderen Feldern färbt er den Grund zart rot oder grün, um, wie er sagt, den weißen Schein der bisherigen Decken zu vermeiden, der ihm immer so kalt und unfertig vorgekommen wäre; durch die Farbe hoffe er gleichzeitig das Ornament zu heben, die Härte des Weiß zu brechen und die Decke in Zusammenhang mit den stoffbehangenen Wänden zu bringen. In den einzelnen Zimmern gestaltete er die Wände verschieden, je nach dem Zweck des Zimmers. Da wo sie in Stuck gehalten waren, waren die Einteilung und die Dekorationsmittel ähnlich wie bei der Decke. Sehr beliebt waren Nischen mit

Statuen, Urnen oder Dreifüßen. Im Eßzimmer vermied er Stoffbehang („der den Geruch der Speisen auffängt"), im Drawingroom wandte er gern Seidenbespannung der Wände oder gewirkte Teppiche an, die Türen waren geschnitzt oder hatten zartgegliederte gemalte Füllungen, die Gewände waren in Form von Frührenaissance-Pilastern, mit einem aufsteigenden Ornament, gehalten. Die Kamine waren in weißem Marmor gebildet, die seitlichen Rahmenteile bestanden aus zwei Säulen, oder aus Pilastern mit Füllwerk, aus Karyatiden oder zart gegliederten Kacheln. In das sich auflegende Gebälk wurde mit großer Vorliebe in der Mitte eine Füllung mit einer antiken Figurenkomposition angebracht. Der Einsatz für die Kaminfeuerung war ein Lieblingsgegenstand Adamscher Kunstgestaltung. Er gab ihm eine ganz neue Form, in guten Beispielen aus einem zierlichen Feuerkorb bestehend, mit herausgestreckten, aus dem alten Feuergerüst abgeleiteten Seitenteilen aus poliertem Stahl und zierlichem Messingwerk, in geringeren Beispielen bestehend aus einer gußeisernen Einschließung, die das bezeichnende Reliefornament trägt. Als ornamentales Rüstzeug verwandte Adam mit ganz ausgesprochener, für seinen Stil bezeichnender Vorliebe die kleine eingesetzte Füllung mit einer antiken Figurengruppe. Sie ist überall vorhanden, an Wand, Decke, Türen, Möbeln, Kaminen, Silbergeräten, Urnen, Gefäßen. Sie ist rund, oval, rechteckig oder viereckig und enthält mythologisch-allegorische Figuren in der Art der Angelika Kauffmann (die sie oft ausgeführt haben mag) oder Kinder oder einzelne Köpfe. Eine fernere Vorliebe ist die fächerförmige Anordnung des Ornaments, die wohl aus Pompeji stammt. Die Akanthusranke spielt eine große Rolle, Kränze, zartlinige Festons und Gehänge aus Bändern und Emblemen sind beliebt. Die Antike liefert ihr ganzes Rüstzeug an Widderköpfen, Greifen, Tierklauen, Seepferden, Sirenen, Faunen und Hermen. Beleuchtungskörper werden als römische Öllampen, Ständer als antike Dreifüße gebildet, Urnen, Vasen und antike Schalen ziehen aus der antiken Welt wieder ein. Alle diese Bestandteile wurden rein dekorativ, ohne irgend einen Sinn unterzuschieben, gebraucht. „Über groteske Ornamente und Figuren," so sagt Adam, „gleitet das Auge im Fluge dahin, sie fordern die Aufmerksamkeit nicht heraus." Es kam ihm alles auf leichte Gefälligkeit, spielende Grazie und Eleganz an, wobei die Mittel, sie zu erreichen, gleichgültig waren. In der Einführung dieser Leichtigkeit und Grazie in die schwerere englische Welt liegt ein Teil seiner Bedeutung. Er hat sowohl hierdurch wie ganz besonders durch seine einheitliche künstlerische Auffassung des Innenraumes eine Glanzzeit in der Ausgestaltung der englischen Wohnung heraufgeführt, wie sie in der englischen Kunstgeschichte bis dahin nicht erreicht worden war.

Adam verkörperte im damaligen innern Ausbau den Stil seiner Zeit restlos in sich, so daß das, was andere zeitgenössische Architekten taten, lediglich ein Schaffen im Stile Adams war. Dies gilt besonders von seinen Mitarbeitern, von denen Pergolesi von 1777 an reiche Veröffentlichungen an Ornamenten dieses Stils unternahm. Aber auch die zahlreichen Bücher George Richardsons, die ein

Kompendium des englischen Innenstils des letzten Viertels des Jahrhunderts sind, lassen dies erkennen (ein 1776 erschienenes Werk über Decken, ein 1781 erschienenes über Kamine usw.). Robert Adam konnte sich schmeicheln, diesen Stil persönlichst geschaffen zu haben, und er tat dies auch in seinem Architekturwerk mit den Worten, daß er glaube, „eine völlige Revolution in dieser nützlichen und gefälligen Kunst (der Architektur) hervorgerufen zu haben".



Hatte er so den Innenbau Englands bis zuletzt stilistisch vollkommen in seiner eigenen Hand, so war dies mit dem Mobiliar der Zeit nicht ganz der Fall. Hier hatte er nur die Richtung angegeben, in der die Entwicklung stattfinden sollte. Die Ausbildung in dieser Richtung erfolgte durch eine Reihe vorzüglicher Tischler, die dem damaligen Möbel ihr Gepräge aufgedrückt haben. Adams Möbel (die das bis heute bestehende Dekorationsgeschäft von Gillow ausführte) waren, wie schon erwähnt, ziemlich französisch beeinflußt. Sie zeigten das aufgelegte Reliefornament (das er, wie in der Wanddekoration, auch hier aus gepreßter Masse auflegte), die plastischen Widderköpfe, die aufgemalten Allegorien in ovalen Füllungen. Außerdem war Adam eine ausgesprochene Vorliebe für geriefelte Friese und Stützen, überhaupt für das Riefelornament eigen. Was das eigentliche, in breiter Ausübung ausgeführte englische Möbel von alledem sich aneignete, war nur die einfache, schlichte Gesamtform, die Gestaltung der Beine, die jetzt gerade wurde, die einfache Verjüngung nach unten (häufig mit einem verdickenden Ansatz am Fuße selbst) und der allgemeine Charakter des Ornaments. Was es nicht annahm, war das angetragene Relief, die Schnitzerei und die dekorative Behandlung der ganzen Möbelfläche. Das Allgemein-Möbel jener Zeit, das was man unter dem Begriff des Sheraton-Möbels zusammenfaßt, wurde ein einfach zugeschnittenes, profil- und reliefloses Gebilde mit polierten, sehr häufig furnierten Flächen und mäßig ausgedehnter Verzierung durch Einlagen. Namentlich fehlten nie die den Kanten allseitig folgenden Bandeinlagen. Meistens war helles Holz in dunkles Mahagoniholz eingelegt. Das helle Holz war sogenanntes Satinholz (Atlas-, Seiden- oder Feroleholz) aus Westindien. In den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts begann man das ganze Möbel mit diesem Holze zu furnieren und dekorierte es dann durch Malerei in Öl, die auf dem saftigen Altgoldgelb des Holzes sehr gut abstand, ohne unharmonisch herauszutreten. Angelika Kauffmann, Pergolesi und andere Künstler führten bei guten Stücken diese Malerei aus. Außer Satinholz wurden damals noch andere kostbare Hölzer, wie Tulpenholz, „Königsholz" (king-wood), aus den Kolonien eingeführt, die namentlich zu den farbigen Einlagen der Mahagoni-Möbel benutzt wurden. Diese Einlagen bestanden stets nur in kleinen, spärlich auftretenden Kanten oder Mittelornamenten, so daß sie das Möbel nie des vornehmen, ruhigen Tons beraubten. Nur auf den Tischplatten traten ausgedehntere Dekorationen auf, dann zumeist in der Art der Adamschen Deckenornamente. Kleine Medaillons, Vasen, Muscheln, Fächer waren als Schmuckbestand beliebt. An eigentlichem plastischen Schmuck hatten die Möbel nur hier und da

einen Zahnschnitt am Abschlußgesims, oder eine geschnitzte Blattwelle, doch war auch dies selten. Man verfolgte das Ziel äußerster Einfachheit und Schlichtheit der Fügung. Dabei wurde die Dünnheit der Konstruktionsteile zuweilen bis hart ans Gebrechliche getrieben. Solche dünne Spinnenbeine, solche bis zum zartesten Stäbchenwerk aufgelösten Stuhllehnen, wie man sie damals liebte, konnten sich nur aus dem vorzüglichsten Holze, aus ausgesuchten schönen Stücken herstellen lassen. Material und Arbeit waren von allerbester Art, denn es sind unzählige dieser Stücke auf unsere Tage gekommen, ohne nach mehr als hundertjährigem Gebrauch irgend welchen Schaden zu zeigen.

Das Möbel der damaligen Zeit ist hauptsächlich mit drei Namen verknüpft, Shearer, Hepplewhite und Sheraton. Wie es in Frankreich der Fall war, sind diese Tischler im vollen Umfange für ihre Werke verantwortlich, die sie selbst zeichneten und mit eigner Hand ausführten. Und doch folgten sie im letzten Ende nur einer Kunst, die von großen Künstlern diktiert worden war. In England war Adam der spiritus rector der Kunstrichtung seiner Zeit. Ohne den umfassenden künstlerischen Geist Adams wären die englischen Tischler und überhaupt das englische Kunstgewerbe des achtzehnten Jahrhunderts nicht vorhanden.

Vielleicht sind außer den drei genannten noch andere maßgebende Tischler vorhanden und an dem damaligen Aufschwung der Möbeltischlerei beteiligt gewesen. Der Grund, weshalb gerade die Namen Shearer, Hepplewhite und Sheraton im Vordergrunde stehen, ist der, daß diese Tischler der Nachwelt außer ihren Möbeln auch Bücher mit Möbelentwürfen hinterlassen haben. Shearer hat sich hauptsächlich in dem 1788 erschienenen Buche: The Cabinet Maker's Book of Prices verewigt. Dieses Buch wurde als ein Führer für die damals neue Arbeitsmethode der Stückarbeit (an Stelle der Arbeit in Tagelohn) von einer Tischlervereinigung herausgegeben und enthält außer genauen Arbeitspreisen auch 50 Tafeln verschiedener Möbel, von denen die 20 besten von Shearer gezeichnet sind. Sein Möbelstil ist dem Hepplewhites und Sheratons innig verwandt, jedoch etwas schwerer und massiger in den Verhältnissen. Er enthält sich ganz des Entwurfs von Stühlen, wahrscheinlich weil er dieses Gebiet seinem Freunde Hepplewhite überlassen wollte.

Hepplewhite hat in demselben Werk sieben Tafeln gezeichnet. Er gab jedoch gleichzeitig noch ein Sonderwerk unter seinem eigenen Namen heraus:* The Cabinetmakers and Upholsterers Guide, London 1788, die dritte Auflage erschien 1794. Von allen aus dem 18. Jahrhundert erhaltenen englischen Möbelbüchern macht dieses Buch vielleicht heute den abgerundetsten, vollendetsten Eindruck. Die dargestellten Möbel sind einfach, schlicht, wohl proportioniert, graziös und gefällig. Abweichend von den in andern Büchern angeführten Sachen fällt der Mangel an Phantastik angenehm auf. Aus dem ganzen Buche atmet eine wohltuende, verfeinerte Bürgerlichkeit, und tatsächlich geben die in ihm enthaltenen Abbildungen

---

* Er schreibt sich in einer Ausgabe Hepplewhite, in der andern Heppelwhite; die erstere Schreibung ist jetzt allgemein angenommen.

den treusten Begriff von dem wirklichen damals begehrten und angefertigten Möbel. An Eigentümlichkeiten des Hepplewhiteschen Stils fällt die schild- oder herzförmige Stuhllehne auf, sowie der häufige Gebrauch der drei Reiherfedern (Wappen des Prinzen von Wales) an den Lehnen, auch ist ihm die Vorliebe für Weizenährenbüschel im Ornament eigen. Zu seinen liebenswürdigsten Möbeln gehören die langen, gepolsterten Sofas mit den fein geschwungenen Sitzvorderkanten und Rückenlehnen. Er hat vielfach lackierte Möbel angefertigt (man nennt diese Art des Lackierens in England to japan, weil man die Güte des japanischen Lacks zu erreichen suchte), auch wird ihm die erste Verwendung des Satinholzes zugeschrieben.

Es ist falsch, wenn man die Angabe liest, daß Hepplewhites Möbel in der Mitte zwischen denen Chippendales und Sheratons ständen. Zwischen dem Stil der Tischler von 1740 bis 70 und dem der Tischler von 1770 bis zum Jahrhundertsschluß ist ein so großer Unterschied, daß Übergänge undenkbar sind, es gähnt eine Kluft, die kaum zu überbrücken ist. Es ist daher auch grundverkehrt, den Stil Chippendales und Sheratons überhaupt zu vermengen, und zeugt von geringer Sachkenntnis, wenn man, wie es in Deutschland so häufig geschieht, beide mit einander verwechselt. Hepplewhites Möbel gehören durchaus zu den Möbeln der Periode von 1770 bis 1800 und sind denen Sheratons so ähnlich, daß es in den meisten Fällen unmöglich ist, ein Stück mit Sicherheit dem einen oder dem andern Künstler zuzuschreiben. Auch Shearers Möbel gehören der Gruppe von 1770 bis 1800 an, obgleich ihre etwas schwerfällige Gesamterscheinung noch am ersten an die alten Zeiten Chippendales erinnern könnte.



Als eigentlicher Repräsentant des englischen Möbels des endenden achtzehnten Jahrhunderts wird mit Recht Thomas Sheraton angesehen. Seine Lebenszeit wird von 1751—1806 angegeben, so daß er, als Adam seine Tätigkeit begann (1758), erst sieben Jahre alt gewesen wäre. Er konnte also ganz in die von diesem geschaffene neue Kunstanschauung hineinwachsen, um sodann Adams größter Helfer und Beistand zu werden. Er war ein frischer Bursche vom Lande, der sich früh durch Geschicklichkeit, Geschmack und Fleiß emporgeschwungen hatte, um zu einem der führenden Künstler in jener kunstreichen Zeit zu werden. Sein berühmtes Buch erschien 1791 unter dem Titel: „The Cabinetmakers and Upholsterers Drawing Book." Wie der Titel sagt, tritt es mit der Absicht auf, den angehenden Tischler die Kunst des Zeichnens zu lehren. Es enthält demgemäß nicht nur die üblichen Tafeln über die Ordnungen, sondern auch einen vollständigen Kursus in Perspektive, deren Beherrschung er für einen Tischler für unerläßlich hält. Er spricht in der Vorrede in vernichtender Weise über die bisherigen Erscheinungen über Möbel und nimmt nur Chippendales Buch als wertvoll aus, obgleich dessen Möbelentwürfe jetzt vollständig veraltet und beiseite gelegt seien. Sheratons Buch, von dem übrigens später eine deutsche Ausgabe erschien, ist ein umfänglicher Band von 490 Seiten. Es zerfällt in vier Teile, von denen der

erste die Elemente des linearen Zeichnens, der zweite Perspektive, der dritte den Möbelentwurf und der vierte das Möbelornament lehren will. Diese Lehrhaftigkeit nimmt etwas von dem Interesse an dem Buche hinweg. Es läßt sich übrigens annehmen, daß Sheraton nicht lediglich Entwürfe gab, die er künstlerisch völlig vertreten konnte. Das Vorgeführte gibt kein einheitliches, klares Bild von seinem Stil. Es ist viel Phantastisches, Überladenes in dem Buche vorhanden, was zu den ausgeführten Sachen seiner besten Zeit im Gegensatz steht, gerade so, wie wir es an Chippendales Buche gesehen haben. Nach den auf uns gekommenen, sehr zahlreichen Arbeiten Sheratons zu urteilen, war auch sein Ziel das der Einfachheit, Leichtigkeit und Eleganz, ja er verkörpert es von allen Tischlern am meisten und scheint den Stil seiner Zeit in dieser Beziehung geradezu auf die Spitze getrieben zu haben. Seine Tischbeine sind die denkbar dünnsten, seine Stuhllehnen die zartgegliedertsten, seine Drawingroom-Tischchen an Niedlichkeit nicht zu übertreffen. Im Gegensatz zu Hepplewhite ist er in seinen Gedanken vielseitig, fast sprudelnd, nach Neuem begierig. Er führt gedrehte Glieder ein, vergoldet zuweilen seine Möbel oder bemalt sie ganz. Unter seinen Entwürfen findet sich ein Conversation-chair, auf dem die Männer rittlings sitzen sollten. Als dauernden Bestandteil hat er dem englischen Mobiliar das Drawingroom-Kabinett hinzugefügt. Auch in der kunstvollen Maschinerie der Möbel ist er der unerreichte Meister. Toilettentische, aus denen allerhand Teile durch Druck auf einen Knopf herausklappen, Schreibtische mit Seiteneinschiebseln für besondere Vorkehrungen, ja sogar äußerst sinnreich konstruierte, in alle Lagen zu bringende Zeichentische sind in seinem Buch mehrfach vorhanden. Außer dem Drawingbook gab Sheraton später noch das Werk: The Cabinet Dictionary (1803) und das unvollendet gebliebene Werk: „The Cabinetmakers Encyclopedia", heraus, Bücher, die deshalb von hohem Interesse sind, weil sie nicht nur eine vollständige Beschreibung aller damals gebräuchlichen Möbel geben, sondern auch alle Einzelheiten der Konstruktion enthalten und überhaupt über jeden Punkt der damals hoch entwickelten Tischlerkunst Auskunft geben. Stilistisch stehen sie freilich nicht auf der Höhe seines Hauptbuches, sie zeigen schon Sheratons große Hinneigung nach dem französischen Empire, der er sich in seinen letzten Jahren allzu bereitwillig hingab.

Daß man Sheraton auch in seiner Zeit eine maßgebende Bedeutung zubilligte, beweist der Umstand, daß seine nachgelassenen Entwürfe sechs Jahre nach seinem Tode gesammelt und (1812) in Form eines umfänglichen Bandes herausgegeben wurden. Es geschah unter dem Titel „Designs for Household Furniture". Das Buch fällt schon in eine Zeit, wo die Sheraton-Tradition vorüber war, und es ist eigentlich zu verwundern, daß es jetzt noch Abnehmer fand. Es enthält eine Mischung von Sheraton- und Empire-Möbeln, freilich, wie die beiden vorerwähnten Bücher, mehr von der Empire- als der Sheraton-Art. Man sagt, daß Sheraton eine Empire-Mode in England hervorgerufen habe, und daß deshalb sein Ruhm in seinen späteren Lebensjahren wesentlich gesunken sei. In der Tat enthalten seine letzten Entwürfe schon die englische Version des Empirestils

in vollständig ausgeprägter Form, vor allem sind die bisherigen Stuhlformen verdrängt durch die bezeichnenden (griechisch sein wollenden) Stühle mit den seitlich nach vorn gekrümmten Schulterbrettern und den übertrieben herausgebogenen Beinen, Stühle, die unzweideutig ankündigen, daß die Anschauungen der Möbelkunst der Sheratonzeit neuen, ihnen fast entgegengesetzten Idealen gewichen waren.

Einige Eigentümlichkeiten der Möbelkunst dieser echten Sheratonzeit, die unzweifelhaft den Höhepunkt der englischen Möbelkunst überhaupt bezeichnet, müssen noch erörtert werden. Was heute an diesen Möbeln so sehr auffällt, ist nicht nur ihre künstlerische Form und der feine, sich in ihnen äußernde Geschmack, sondern vor allem auch ihre ganz vorzügliche Arbeit. Sie sind immer in allen Teilen von bestem Holze und aufs sorgfältigste konstruiert, das Ineinanderpassen der Teile ist das denkbar genaueste, die Art der Leimung die gediegenste und dauerhafteste. Die Arbeit ist so sorgfältig und gut, wie sie bei allerbester Ausführung nur sein kann, und steht damit im Gegensatze nicht nur zu der englischen, ziemlich rohen Tischlerei der ganzen Zeit vor Chippendale, sondern auch der des heutigen Tages, die in bezug auf genaue und sorgfältige Arbeit recht viel zu wünschen übrig läßt. Die Möbel der Sheratonzeit nähern sich auch hierin dem Niveau des französischen Kunstmöbels der Ludwige.

Was an dem Mobiliar jener Zeit jedoch am merkwürdigsten ist, ist seine außerordentliche Vielgestaltigkeit. Durch diese steht es besonders in so grellem Gegensatz zu der kurz vorhergehenden Zeit, in der das Mobiliar des englischen Zimmers, wenn man es nicht gerade mit Königspalästen zu tun hatte, das primitivste war. Die Vielseitigkeit des Sheraton-Möbels zeigt eine höchste Kultur der Lebensformen. Und diese Kultur war in der kurzen Zeit von nur einem halben Jahrhundert erreicht worden. War zu Beginn des Jahrhunderts das englische Zimmer spärlich mit einigen bäurischen Möbeln besetzt, so war es jetzt angefüllt mit zierlichen Schränken, Tischen, Sofas und Stühlen der verschiedensten Art. Fast das gesamte Mobiliar des heutigen englischen Hauses ist damals geschaffen worden. Mit einigen kleinen Ausnahmen, die vorwiegend in der Ausstattung des Schlafzimmers und im Klubmöbel zu suchen sind, hat das neunzehnte Jahrhundert zu dem Möbelbestande der Sheratonzeit überhaupt nichts mehr hinzuzufügen gewußt. Im Gegenteil, der Geschmack und die Verfeinerung gingen zu Anfang des neuen Jahrhunderts nieder, und als man in dessen zweiter Hälfte sich wieder auf sich selbst zu besinnen begann, sah man bald ein, daß man zunächst nichts besseres tun könne, als sich der herrlichen Möbelkunst des endenden achtzehnten Jahrhunderts wieder zu bemächtigen. So überstrahlt deren Glanz noch heute das englische Bild der häuslichen Kultur. Der moderne Mensch ist heute froh, wenn er sich mit diesen Stücken, die die Kultur einer um fünfviertel Jahrhunderte zurückliegenden Zeit wiederspiegeln, umgeben kann. Und dies zu tun ist einwandfrei, denn die Möbel jener Zeit atmen in ihrer Einfachheit und Sachlichkeit einen Geist, der sich mit den modernen Anschauungen fast vollkommen verträgt.



ie sorgfältigste Ausbildung ist in der Möbelkunst der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vor allem dem Stuhl zugefallen. Der Stuhl war nicht nur Chippendales Lieblingsgebiet, sondern die Tischler der damaligen Zeit haben sich in der Ausbildung einzelner Teile des Stuhls, besonders der in zierlichem Holzwerk gebildeten Lehne, förmlich überboten. Die in diesen Lehnen niedergelegte Erfindung scheint unerschöpflich. Es ist heute schwer, zwei Muster von Stühlen zu finden, die sich auch nur ähnelten. Die Stühle wurden damals in Sätzen von sechs oder zwölf gewöhnlichen und zwei dazu passenden Armlehnstühlen gefertigt. Der Bezug wurde zum Teil mit Messingnägeln über den Rahmen geschlagen, oder — und das scheint am häufigsten geschehen zu sein — auf einem herausnehmbaren Sitz befestigt, der innerhalb des Sitzrahmens auf vier eingeschraubten Eckbrettchen ruhte. Diese Art des Stuhlsitzes wird noch heute in England viel angewandt. Sie ist außerordentlich praktisch, weil sie die Reinigung und Erneuerung des Sitzbezuges so leicht gestattet und überhaupt den Stuhl durch die Abtrennung des gepolsterten von dem Holzteil leichter hantierbar macht. Als den besten Bezug der Sitze empfiehlt Chippendale ganz besonders rotes Marokkoleder, und dieses Material ist bis heute das bevorzugte für Speisezimmerstühle geblieben.

Ist dieser Chippendale- und Sheraton-Stuhl, der in seiner Gesamterscheinung ein Holzstuhl ist, eine recht eigentlich englische Schöpfung jener Zeit, so hing man in dem auf höhere Bequemlichkeit und Eleganz Anspruch machenden Polsterstuhl noch ganz von Frankreich ab. Der Ausdruck French chair bezeichnet in jener Zeit den Polsterstuhl als Gattungsbegriff. Man machte diese Stühle allerdings auch in England, aber wohl immer in direkter Nachahmung französischer Muster, als welche sie auch in den Tischlerbüchern erschienen. Doch tritt andererseits ein vollauf überpolsterter „Großvaterstuhl" mit hohen Rücken- und Seitenlehnen schon bei Hepplewhite auf, den man seiner Gesamterscheinung nach als englisch bezeichnen muß. In dem erwähnten, Sheratons Nachlaß enthaltenden Buch Designs for Household Furniture finden sich sodann die ersten Anläufe zu dem ganz überpolsterten tiefsitzigen spätern Klubstuhl. Für die Halle fertigte man besondere, schwerere Holzstühle mit meist geschlossener Lehne.

Die Stühle Hepplewhites unterscheiden sich von denen Sheratons im Allgemeingepräge wenig, es ist jedoch üblich, Stühle mit einem schildartigen oder herzförmigen Rücken oder solche, an denen Reiherfedern oder Weizenähren vorkommen, Hepplewhite zuzuschreiben, während man Sheraton mehr die Stühle mit geradliniger Lehne zuspricht. Doch erscheint es durchaus nicht ausgeschlossen, daß gerade diese „Regel" oft irreleitet und zu falschen Bestimmungen Veranlassung gibt.

Wie der Stuhl, so hat auch das mehrsitzige Möbel, also die Bank oder das Sofa in jener Zeit eine vollendete Form. Der Ursprung des Möbels ist in England ein zweifacher, es entwickelte sich einerseits aus der Aneinanderfügung zweier oder mehrerer Stühle zu einer Einheit und andererseits aus der wirklichen alten Bank. Die bankartige Aneinanderreihung mehrerer Stühle, die

sich in der Bildung der Rückenlehne klar zu erkennen gibt, war damals in England alltäglich. Sie war das eigentliche englische Sofa, es kommen schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts ähnliche Formen vor. Dagegen nahm man eigentlich nur den Gedanken der alten, schon in gotischer Zeit vorhanden gewesenen Bank wieder auf, als man um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das französische Sofa in England einführte. Bei Chippendale tritt dieses Sofa noch ganz in der französischen Urform auf, die so fremd in seinem Buche steht wie seine Rokoko-Entwürfe überhaupt. Bei Hepplewhite aber kommen dann sofort jene zierlichen, in ihrer Einfachheit und gefälligen Form mustergültigen, echt englisch empfundenen Formen herein. Diese Sofas waren oft von beträchtlicher Länge und hatten immer vier Vorderbeine. Sie sind eins der trefflichsten Erzeugnisse der damaligen Möbelkunst. Adams Sofas waren nach französischer Art geschmückter und auch steifer in der Form, der Rahmen hatte vergoldete Schnitzerei oder Reliefauflage. Sheratons beliebteste Sofaform ist die ziemlich kurze mit geraden Rücken- und Seitenlehnen. Doch treten in seinem Buche auch die mannigfaltigsten französischen Phantasieformen auf, und in seinem Nachlaßbuch finden sich viele der verschrobenen, antik sein wollenden Bildungen, wie sie die Zeit zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts liebte.



Ein völliger Umschwung gegenüber den alten Anschauungen vollzog sich in den Tischen. Hatte sich das Sitzmöbel aus dem alten, von Holland beeinflußten Queen Anne-Möbel entwickelt, das in Chippendales Stühlen noch stark erkennbar ist, so waren die jetzt massenhaft auftretenden kleinen Tische, die als occasional tables bis heute dem englischen Hause eigentümlich geblieben sind, offenbar eine Erfindung jener Zeit. Der Übergang aus dem alten elisabethischen Riesentisch, der einer Zimmermannskonstruktion glich, zu den leichten, auf Spinnenfüßen stehenden Tischchen der Sheratonzeit ist erstaunlich. Merkwürdigerweise hören und sehen wir in den damaligen Möbelbüchern fast nichts von größeren Tischen, auch nichts von Eßtischen. Nur bei Sheraton ist ein als universal table bezeichneter größerer Tisch vorgeführt, dessen Konstruktion ausführlich dargestellt ist. Es ist ein Ausziehtisch der üblichen Form. Eine sehr große Schublade läßt sich nach zwei Seiten aufschieben, und auf der einen Seite kann man aus ihr eine Schreibplatte herausheben. Die andere Seite der Schublade hat Fächerchen für Tee und Zucker, die beide damals Kostbarkeiten waren. Bei Chippendale findet sich ein runder Eßtisch mit einem mittleren Aufbau zum Aufstellen von Früchten usw. Der dem heutigen Tisch ähnlichste Tisch, der bei ihm auftritt, ist der sogenannte „Seitentisch“, ein gewöhnlicher, länglich-rechteckiger Tisch zum Anrichten, der Vorläufer des späteren „side board“. Ein mittelgroßer Tisch mit quadratischer Platte wird häufig mit allerhand herauszuklappenden Maschinerien vorgeführt. Die eigentlich englischen, ganz kleinen Tische treten erst mit Hepplewhite und Sheraton auf, dann aber sogleich in großer Mannigfaltigkeit. Sie haben immer Seitenklappen, die in heruntergeklapptem Zustande den Tisch als kleinen zierlichen rechteckigen Tisch

erscheinen lassen, geöffnet aber die Platte zu einem Kreis, Rechteck oder Oval ergänzen. Um die Platte im aufgeklappten Zustande zu halten, werden jederseits zwei sonst flach am Tischkörper liegende Konsolbretter herausgedreht. Die Tische führen den Namen Pembroke-tables und sind bis heute im englischen Hause, ganz besonders im Drawingroom, heimisch geblieben. Eine andere, noch heute sehr beliebte englische Art von kleinen Tischen wurde damals erfunden, der kulissenartig ineinander zu schiebende Satz von Tischen, den man heute nest of tables (Tischnest) nennt. Er besteht meistens aus vier Tischen, von denen immer einer derartig in den andern paßt, daß er unter dessen Platte und zwischen dessen Beine hindurchgleitet, bis er an der Innenseite des Endrahmens festgehalten wird. Die vier Tische nehmen auf diese Weise also nur den Raum eines einzigen ein. Es muß in der damaligen Gesellschaft plötzlich eine Leichtigkeit und Beweglichkeit des Verkehrs eingetreten sein, die solche kleinen Tische nötig machte. Das spricht sich auch in der in jene Zeit fallenden Entstehung des heutigen Drawingrooms aus, des Raums, in dem man die jetzt zur Regel werdenden zahlreichen Nachmittagsbesuche empfing und mit diesen, um das Feuer geschart, plauderte. Ein Tisch, der die Gesellschaft hätte vereinigen können, war vor dem Feuer nicht möglich. Man mußte sich also beim Herumreichen von Erfrischungen kleiner Tische bedienen, auf die die Gesellschaft ihre Tassen usw. abstellen, und die man nach Bedarf irgend wohin stellen und wieder wegnehmen konnte. Dies ist der Ursprung des in England heute noch eine solche Rolle spielenden occasional table. Es kommt außer diesen kleinen Tischen allerdings damals noch ein als Sofatisch bezeichnetes Möbel vor, ein auf einem Mittelpfeiler ruhender rechteckiger Tisch mit zwei seitlichen Hängeklappen zur Verlängerung der Platte, dieser Tisch ist aber inzwischen aus dem englischen Mobiliar wieder vollständig verschwunden, die „Gelegenheitstische" sind die einzigen, die sich im heutigen englischen Wohnzimmer behauptet haben.



Außer den genannten Tischformen spielen noch die aus Frankreich stammenden Wandtische (pier tables) eine große Rolle. Sie treten einmal in allen Spielarten der französischen Form auf, dann aber auch, und zwar paarweise, in einer ausgesprochen englischen Form, nämlich als zwei halbkreisförmige Tische, die sich im Bedarfsfalle zu einem kreisförmigen Volltische zusammensetzen lassen. Mit diesen Wandtischen ist nicht zu verwechseln ein im zusammengeklappten Zustand ebenfalls halbkreisförmig erscheinender Spieltisch. Die Platte öffnet sich um ein Mittelscharnier zu einem runden Volltisch, wobei die aufgeklappte Seite auf einem herausschwingenden Bein ruht. Eine damals aufgekommene und noch vielfach erhaltene Tischform ist der Nähtisch, dessen Klappe sich öffnet und unter dem ein geräumiger Stoffbeutel zur Aufnahme der Nähsachen angebracht ist. Dieses Möbel ist heute überflüssig geworden, weil die englischen Frauen sich nicht mehr um Nähen oder Sticken bekümmern. Ebenso ist der Schautisch ziemlich von der heutigen Möbelliste verschwunden, er war ein Tisch mit aufklappbarer gläserner

Platte und einem darunter befindlichen Behälter für Kuriositäten. Schließlich waren noch eine ganze Anzahl ganz kleiner Tischchen vorhanden, die als Untersätze für Vasen und dergleichen dienten.

Sehr interessante Schlaglichter auf die damaligen Sitten wirft die Entwickelung einer andern Art von Tisch, nämlich des schon erwähnten Anrichtetisches. Aus ihm entstand das Büffett der Sheratonzeit, wobei merkwürdigerweise das schon früher in England vorhanden gewesene Büffett mit dem bei uns üblichen Rückenaufbau außer Betracht blieb. Dieses als Dresser (Anrichte) bekannte Möbel ist heute in der alten Form nur noch in der Küche heimisch, obgleich das endende siebzehnte Jahrhundert eine sehr schöne Form dafür entwickelt hatte, bei der der mit Borten versehene Aufbau zur Aufstellung von Geschirr diente. In besseren Häusern tritt schon in der Chippendaleschen Zeit statt des alten Dresser lediglich ein gewöhnlicher Anrichtetisch auf, der nicht einmal eine Schublade hat. Man muß annehmen, daß das zur Herrichtung des Tisches nötige Gerät dabei in einem andern Möbel untergebracht war. Unter dem Tische befand sich der Weinbehälter, ein zur Aufnahme von Weinflaschen bestimmtes rundes oder eckiges Gefäß mit oder ohne Deckel, aus Holz oder Metall oder einer Verbindung beider hergestellt. Adam vervollkommnete den Tisch, indem er ihm einen kleineren hinteren Aufbau gab, bestehend aus einer oder zwei Messingstangen, die auf zierlichen Messingsäulchen ruhten. Auf den Säulchen waren Leuchter befestigt. Diese Stangen dienten zur Aufstellung des Tafelsilbers, dessen größere Teller und Schüsseln gegen sie gelehnt wurden. Die Leuchter sollten das Silber hell beleuchten. Manchmal war an der mittleren Messingstange ein ganz kleines Holzbrett mit einer Riefe angebracht, um auch hier noch kleinere Teller aufstellen zu können. So näherte man sich hiermit wieder unbewußt der alten Form des Dresser, aber nie ist dabei ein Holzaufbau versucht worden. Das Büffett erhielt ferner in jener Zeit auch noch zwei seitliche Aufsätze, die meist die Form von Urnen hatten und als Messerbehälter dienten. Diese Behälter waren bis oben mit einem sammetbekleideten Einbau ausgefüllt, in welchem eng neben einander kleine Löcher zum Einstecken der Messer und Gabeln angebracht waren; die Stiele sahen heraus. Statt der Vasen traten auch häufig Messerkästen mit schräg liegendem Deckel zum Aufklappen auf, die paarweise auf das Büffett gestellt wurden. Außerdem ergänzte Adam das Büffett noch durch Anbringung jener zwei seitlichen, unter der Tischplatte befindlichen Schränkchen, die dem englischen Büffett seitdem eigentümlich geblieben sind. Das Schränkchen rechts nahm den Weinbehälter auf, das links enthielt damals — ein Nachtgeschirr. Die Erklärung für diesen Gebrauchsgegenstand ist wohl in der Sitte zu suchen, daß damals nach dem Essen von den zurückbleibenden Männern in der Regel eine kräftige Zecherei veranstaltet wurde, während sich die Damen in das Drawingroom zurückzogen. Das Nachtgeschirr wurde, wenn das Büffet sehr tief war, auch im hinteren Teil des linken Schrankes untergebracht, der durch eine seitliche versteckte Tür, und zwar durch Druck auf einen unsichtbaren Knopf, zu öffnen war. Die Möbelbücher enthalten genaue Dar-

stellungen dieser Maschinerie. Nachdem diese seitlichen Schränke einmal angebracht waren, fand sich die verschiedenartigste Verwendung für sie ein. So legte man im vorderen Teil des linken Schrankes ein Spülbecken zum Ausspülen der Weingläser, oder einen Tellerwärmer an. In beiden Fällen war der Schrank mit Blei ausgeschlagen. In größeren Zimmern hatte das damalige Büffett übrigens stets zwei kleine Begleitschränke in Form tischhoher, durch eine Tür geschlossener kleiner Kästen von quadratischem Querschnitt. Sie entlasteten den Anrichtetisch von all den beschriebenen Nebendiensten, so daß dieser ein bloßer Tisch bleiben konnte, was man für „stattlicher" hielt. In einem dieser Schränke fand sich dann ein Tellerwärmer, während der andere zur Aufnahme des Nachtgeschirrs diente. Diese Schränkchen hatten stets einen Aufsatz in Form einer Vase oder einer Urne, für die sie, künstlerisch betrachtet, den Unterbau abgaben (daher ihr Name pedestals, d. s. Postamente*). In einer dieser Urnen befanden sich die Messer und Gabeln, in der andern Wasser zum Spülen der Gläser. Die Vorderseite des Büffetts war fast stets gebogen, derart, daß der Mittelteil entweder heraus oder hinein schwang. Manchmal war auch die ganze Vorderfront in der Form eines flachen Bogens gebildet, oder der Mittelteil gerade und die Seitenteile gebogen.

Der Schreibtisch war ein viel ausgeführtes Möbel jener Zeit. Zum Unterschiede von den bisher betrachteten Stücken hat er seitdem keine wesentliche Umbildung erfahren. Er tritt als Herrenschreibtisch sowohl mit freier Schreibplatte als mit kleinem oder größerem Aufsatz versehen auf, zuweilen kommen gerundete, auch nierenförmige Formen vor und zwar schon bei Chippendale. Eine ungemein häufige Form des Schreibtisches ist der unter dem Namen Bureau bekannte Schreibtisch, bei welchem über einer Kommode mit Schubladen die Schreibplatte aus der schrägen Lage herausklappt und über dem Ganzen ein Bücher- oder Glasschrank den Abschluß bildet. Die Rollkommode ist zwar in Shearers Möbelentwürfen mehrfach vorhanden, hat sich aber in England nicht einzubürgern vermocht. An Damenschreibtischen kommen die verschiedenartigsten, phantasievollsten Formen vor. Die gleichzeitige Verwendung zu anderen Zwecken ist hier wieder sehr häufig. Aus gewöhnlichen Tischchen lassen sich Schreibplatten herausziehen, oder es ist eine Verbindung von Schreib- und Ankleidetisch durchgeführt. Die Sitte dieses kombinierten Gebrauchs desselben Möbels schreibt sich aus den engen Raumverhältnissen der Stadthäuser, sowie aus dem Umstande her, daß das Schlafzimmer nach französischer Sitte vielfach als Empfangszimmer verwandt wurde. Die Damenschreibtische sind immer ziemlich klein und haben

* Sprachlich sehr interessant ist die Wanderung des Begriffes pedestal (Postament), die von diesem Begleitschrank des Büffetts ihren Ausgang nahm: pedestal wurde durch den Umstand, daß einer dieser Schränke das Nachtgeschirr enthielt, der Gattungsbegriff für das später aufkommende Nachtschränkchen im Schlafzimmer, das noch heute diese Bezeichnung trägt.

fast stets einen kleinen Aufsatz mit Schubladen. Shearer führt einen Damenschreibtisch vor, den er mit Harlekin-Tisch bezeichnet: aus einem gewöhnlichen kleinen Klapptisch kommt beim Heben der Klappe ein Aufsatz mit Schublade aus dem mittleren Tischplattenteil heraus, der hier in einer Versenkung geruht hat.

Ähnlich wie der Schreibtisch war der verglaste Bücherschrank ein alltägliches Möbel der damaligen Zeit. Er wurde in beträchtlichen Längen, meistens sechs Fuß lang, hergestellt und bestand aus einem mit drei Türen versehenen Unterteil und einem ebenfalls dreitürigen Oberteil, dessen ganze Vorderseite mit Glasscheiben versehen war. Die drei Türen hatten die denkbar dünnsten Rahmenhölzer und das Sprossenwerk zeigte die verschiedenartigsten Muster. In diesen Mustern ist ein unerschöpflicher Reichtum an Motiven niedergelegt, und hier ist es auch, wo Chippendale gern seine gotischen Kenntnisse anbringt, indem er spitzbogige Sprossenteilung einführt. Dieser obere Einsatz war für die kleinen ledergebundenen Buchausgaben der damaligen Zeit berechnet und hatte sehr geringe Tiefe (20 cm im Lichten) und viele, übrigens zum Verstellen eingerichtete Bretter. Bei den sehr langen Bücherschränken war häufig eine Gliederung in der Art vorhanden, daß der Mittelteil risalitartig heraustrat, wenigstens war dies im Unterbau der Fall.

Diesen Bücherschränken ähnlich, aber nicht so breit und oft mit abgerundeten oder abgeschrägten Ecken auftretend waren die Porzellanschränke, die manchmal auf einer Kommode, manchmal aber auch frei auf Beinen standen. Sie wurden, wie erwähnt, von Sheraton eingeführt und haben sich seitdem als feststehender Bestandteil des Drawingrooms erhalten.

Die Kommode war, als Chippendale und Sheraton das englische Möbel umzugestalten begannen, in der Form des einfachen Kastens mit Schubladen schon vorhanden. Chippendale hat zunächst in seinem Buche eine ganze Anzahl französischer Kommoden veröffentlicht, die ja damals in ihrer graziös-geschwungenen Form wahre Prachtstücke der Möbelkunst waren. Der wirkliche Bestand an englischen Kommoden des achtzehnten Jahrhunderts zeigt indessen nichts, was auf eine Aufnahme der geschwungenen französischen Form hindeutete. In der Zeit Sheratons trat eine leichte, stichbogenartige Krümmung der Vorderfront ein. Aber die englische Kommode blieb stets ein höchst einfaches, unverziertes Gebrauchsmöbel; entgegen der französischen ist sie wohl in das Wohn- und Gesellschaftszimmer kaum eingedrungen. Französierende, reicher ausgebildete Formen hat nur Adam einzuführen versucht, aber, wie es scheint, ohne wesentlichen Erfolg.

Auch im Kleiderschranke, der wegen der vorhandenen Wandschränke in England so gut wie ganz fehlt, hat diese Höhezeit des englischen Möbels nichts von Bedeutung geleistet. Der gebräuchlichste Kleiderschrank hatte entweder die Form von zwei aufeinandergesetzten Kommoden oder einer Kommode mit einem zweitürigen Schrankaufsatz, der jedoch breite, flache, herausziehbare Fächer zeigte, war also nicht zum Hängen, sondern zum Legen der Kleider eingerichtet. Zum Hängen brauchte man stets nur einen kleineren Raum, den man dem großen, für gelegte Kleider vorhandenen Schranke seitlich anfügte. So entstand schon damals der

heute noch typische englische Kleiderschrank, an welchem unter anderm auch auffällt, daß die Kleider schon an Bügeln aufgehängt werden.

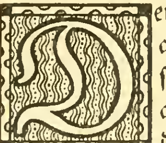
Die in das Bereich des Schlafzimmers fallenden Möbel der damaligen Zeit sind heute, abgesehen von der Kommode und dem Kleiderschrank, ziemlich alle veraltet und überholt. Das Bett war noch der umständliche Apparat an Holzwerk, Daunenpfühlen und Stoffgehänge, der von früheren Zeiten überkommen war, der Waschtisch ein winziges Möbel mit einem kleinen, durch Öffnen eines Deckels zugängigen Waschbecken. Es fehlte nie ein Zimmerklosett und ein Bidet, welche Dinge meist unter der Form einer kleinen Kommode mit blinder Schubladenfront versteckt, auch wohl in den drei Trittstufen untergebracht waren, die man damals benutzte, um ins Bett zu gelangen. In vielen Fällen waren sie auch mit dem Waschtisch oder dem Ankleidetisch verbunden. Die Ankleidetische für Damen waren das einzige in großen Maßen und luxuriös ausgebildete Möbelstück des Schlafzimmers. Diese Tische stellen an feinsinniger, wohldurchdachter Einrichtung und Ausstattung alles in den Schatten, was der heutige Toilettentisch der Frau etwa an Kästchen, Büchschen und dergleichen aufweist. Im alten Toilettentisch waren alle diese Dinge in der zierlichsten Form ausgebildet und bildeten Teile des Ganzen, alle Schubladen waren mit Behältern und Fächern kunstvoll ausgestattet, die Glas- und Silbergefäße waren kleine Kunstwerke und paßten sich besonders für sie vorhandenen Fächerchen ein. Der Toilettentisch hatte meistens die Form eines Tisches mit einer oder zwei Schubladenreihen (in späterer Zeit waren auch die Schubladen beiderseits angeordnet und gingen bis auf den Boden herunter). Auf dem Tisch befand sich ein Auffatz, der in der Mitte einen Schwingspiegel und links und rechts davon Schubladen zeigte. Die Damentoilettentische hatten nach französischem Vorbilde meist Stoffbehang.

Zur weiteren Ausstattung des Schlafzimmers gehörte schon damals der noch heute übliche große Standspiegel für die ganze Figur, der in zwei Rahmenstützen schwingt, ferner auch ein Rasiertisch für Männer mit allseitig verstellbarem kleinen Spiegel in Gesichtshöhe und einigen kleinen Schubladen.



Die angeführten Möbel bilden nur die Hauptstücke der hochentwickelten englischen Möbelkunst des achtzehnten Jahrhunderts. Eine Menge von Kleingerät fand ebenso liebevolle Durchbildung wie das Großmöbel. Neben die schon vorhandene behäbige Standuhr mit Gewichten, die in langem Gehäuse in der Halle stand, trat die kleine Federstanduhr für das Kamingesims. Die hochentwickelte englische Uhrmacherkunst wandte hier ihr Hauptaugenmerk auf das Technische, sodaß die äußere Form dieser Standuhren immer höchst einfach und schmucklos, aber in ihrer Gesamterscheinung doch höchst erfreulich blieb. Die Spiegel hatten noch die reiche französische Form, es traten jedoch auch Spiegel mit einfachem Rahmen auf. Ein Lieblingswandspiegel wurde der kleine runde, mit dem konvex geschliffenen Glase, der das Bild verkleinert zeigte. Kaminvorsetzer und Feuerzeug erfuhren kostbare Ausbildung. Adam führte dafür den polierten Stahl ein, sonst waren

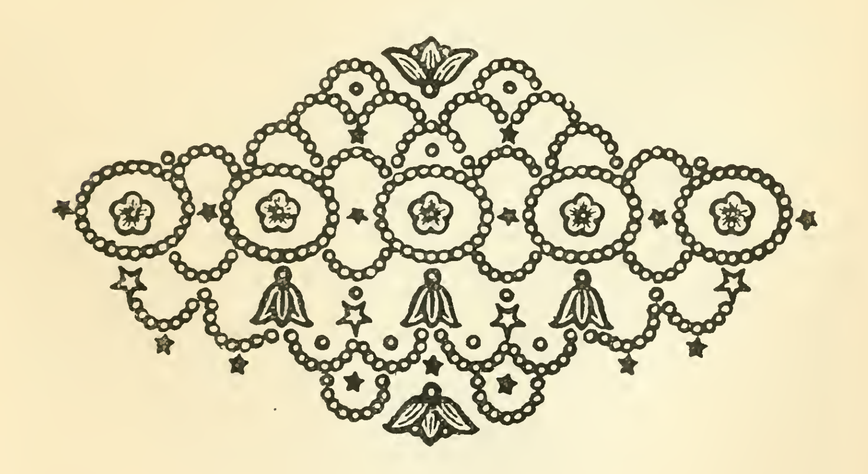
sie auch häufig in Messing gebildet. Der Kamineinsatz wurde, wie erwähnt, hauptsächlich in Nachahmung Adamscher Kunst ein zierlicher, mit Riefelornament geschmückter gußeiserner Feuerkorb. Das Kaminfeuer verlangte noch ein weiteres Gerät: den Schutzschirm, den man entweder rechteckig und in einem Rahmenständer senkrecht verschiebbar bildete, oder der als Schild an einer Stange glitt. In beiden Fällen wurde die Fläche des Schirmes der Gegenstand reicher Kunstausübung, entweder in Form von Stickerei, Malerei oder eingelegter Holzarbeit.



Der hohe, bisher noch nicht wieder erreichte Kulturstand des endenden achtzehnten Jahrhunderts äußerte sich nicht im Möbel allein, sondern durchdrang die Gebrauchsgeräte der damaligen Zeit in allen ihren Formen. Das ungemein schöne Silberzeug, das unter dem Einflusse Adams und in der Hand kunstgeübter Handwerker gleich dem Mobiliar einen Höhestand erreicht hatte, dem man sich bisher noch nicht wieder genähert hat, würde eine Abhandlung für sich in Anspruch nehmen. Das gleiche gilt von der zu hohem Ruhm gelangten Kunsttöpferei Englands, die unter Josiah Wedgwood, dem der bedeutende Bildhauer Flaxman zur Seite stand, in eine Blütezeit sonder gleichen eintrat. Das damalige, aus einer besonderen Steingutmasse hergestellte Tafelgeschirr Englands wurde weltberühmt und zeichnet sich ebensowohl durch seine stets edle Form als durch seine höchst geschmackvollen Verzierungen aus. Die farbigen Stahlstiche, die in jener Zeit in England von Valentine Green, James und Thomas Watson, J. R. Smith, W. Dickson und vor allem von dem durch Adam nach England berufenen Bartolozzi hergestellt wurden, sind heute das ersehnte Ziel jedes Sammlers. Kurz, die damalige englische Kultur stand auf einer Höhe ohne gleichen. Die Jahre von 1750 bis 1800 sind in jeder Beziehung die Jahre des größten Glanzes Englands in kunstgewerblicher Hinsicht. England steht hier völlig auf eigenen Füßen und rivalisiert fast mit Frankreich, das von da an der englischen Kunst die größte Beachtung zuwandte. Denn der englische Geschmack fand jetzt einen gewissen Widerhall in jenem Lande, das mit seiner künstlerischen Tradition in den vergangenen zwei Jahrhunderten alles erdrückt und mit Recht auf die Kunst anderer Länder als von ihm abhängig geblickt hatte. Die Reliefs Wedgwoods fanden in Frankreich fast eine begeistertere Aufnahme als in England selbst, waren sie doch im Louis XVI-Möbel die beliebtesten Einlage-Zierstücke. Der damalige englische Landschafts-Gartenbau wurde nachgeahmt und faßte als jardin anglais zuerst in Frankreich Fuß. Und schließlich fanden sogar die damaligen gotischen Versuche Englands in Frankreich einige Nachfolge, sie wurden als gotique anglaise eine kleine Spezialität der Zierkunst. England hatte sich binnen kürzester Frist eine erste Stellung in der Kunst der europäischen Länder erworben.

Es handelte sich allerdings nur um eine kurze Blütezeit. Diese Zeit lag zu hart am Endpunkt des alten Zunftzeitalters der Handwerke, als daß sie von langer Dauer hätte sein können. Der aufsteigende Maschinenindustrialismus begann zerstörend zu wirken, und er tat dies in England früher als in den kontinentalen

Ländern, sodaß die alte biedere Kunst des geschulten Handwerkers hier früher zusammenbrach als anderswo. Dieser industrielle Entwicklungsgang, den England allen andern Ländern voranseilend einschlug, barg aber gleichzeitig die Bedingungen für seine künstlerische Mission im neunzehnten Jahrhundert in sich. Indem in England alle Stufen der Entwicklung früher eintraten, das Verlorengehen des Handwerks, das Sichbewußtwerden dieses Verlustes, der Versuch der Wiederanknüpfung und schließlich das Betreten neuer Wege, konnte England hundert Jahre nach seiner ersten, noch von außen angeregten Blütezeit zum Pionier eines neuen Kunsthandwerks werden, mit dem es diesmal seinerseits die Rolle übernahm, der Welt die Wege zu zeigen. England schuf von 1860 an die Grundlage für eine neue Kunst, es bahnte den enormen Umschwung des tektonischen Denkens und Empfindens an, in dessen Mitte wir jetzt stehen. Die Gedanken, die den Inhalt der neuen Kunstauffassung bilden, waren indessen schon vorgezeichnet in den Möbeln der englischen Tischler des achtzehnten Jahrhunderts. Diese Möbel sind die frühen Vorboten der modernen Kunst, die Ideen, die sich damals im englischen Innenraum verdichteten, bilden eine Art Vorreformation genau hundert Jahre vor der heutigen großen allgemeinen Reformation. Das Endziel dieser Reformation ist die Konstituierung einer bürgerlichen Kunst an Stelle der bisher führend gewesenen aristokratischen. Nirgends aber hat jemals eine feinere Kultur auf bürgerlicher Grundlage geherrscht, als in der englischen Innenkunst der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.





Schwärmer / Roman von Knut Hamsun

(Schluß)



Rolandsen schien reuig in sich zu gehen. Nachdem sein Plakat von dem ganzen Kirchspiel gelesen worden war, hielt er sich allein und vermied es, den Leuten zu begegnen. Das machte einen versöhnenden Eindruck, der schuldbeladene Telegraphist beharrte doch nicht bei seiner Lasterhaftigkeit, ohne zur Besinnung zu kommen. Die Wahrheit war die, daß Rolandsen jetzt keine Zeit hatte, müßig auf den Wegen umherzuschlendern, er entfaltete in den Nächten eine rastlose Tätigkeit auf seiner Kammer. Viele große und kleine Arzneigläser mit Proben waren in Kisten zu verpacken und mit der Post nach Ost und West zu versenden. Auch den Telegraphen benutzte er früh und spät. Es hieß fertig werden, bevor man ihn zur Station hinauswürfe.

Rolandsens Skandalgeschichte war auch im Pfarrhofe bekannt geworden, und Jungfer van Loos, die einen solchen Bräutigam gehabt hatte, wurde allgemein von den Leuten bedauert. Der Pfarrer beschied sie zu sich in sein Amtszimmer und hatte eine lange, milde Unterredung mit ihr.

Jungfer van Loos würde sich nun aller Gedanken an den Telegraphisten entschlagen, sie würde zu ihm hingehn und ein Ende machen.

Sie traf Rolandsen in niedergeschlagner und verhärmter Stimmung, aber das rührte sie nicht. „Schöne Dinge hört man von dir," sagte sie.

„Ich hatte gehofft, daß Sie kommen würden, ich wollte Sie bitten, Nachsicht mit mir zu haben," antwortete er.

„Nachsicht? Nein, weißt du was! Ich will dir sagen, Ove, ganz wirr im Kopf bin ich durch dich geworden. Und ich duld es ganz und gar nicht mehr, daß du überhaupt noch bekannt mit mir tust in dieser Welt. Ich will nichts zu schaffen haben mit Spitzbuben und Gaunern, ich geh meinen geraden, ehrlichen Weg. Und hab ich dich nicht gewarnt in der besten Absicht, und du hast nichts wissen wollen? Führt sich so ein verlobter Mann auf, daß er fremden Frauenzimmern nachläuft und sich anbietet wie ein köstliches Juwel? Und hintennach, dann stiehlst du den Leuten ihr Geld und mußt an einer offenen Weghecke zur Beichte gehen. Ich schäme mich so, daß ich mich nicht zu lassen weiß, und wie kann ich mich denn präkrevieren! Halt du nur den Mund, ich kenne dich wohl, du wüßtest doch nichts zu sagen, als verstockt zu sein und hurra zu schreien. Meine Liebe ist aufrichtig gewesen von meiner Seite, aber du bist akkurat wie ein Aussätziger zu mir gewesen und hast mein Leben besudelt mit einem Diebstahl. Es nützt alles nichts, was du jetzt sagen willst. Gott sei Dank, alle Menschen, die sagen es, daß du mich verlockt und mißbraucht hast. Der Pfarrer sagt, ich soll nur gleich von dir fortreisen,

so ungern er es auch sieht. Versuch jetzt nur nicht, dich zu verstecken, Ove: denn du bleibst ein Sünder vor Gott und den Menschen und bist wirklich ein rechter Abschaum und Finsterling. Und wenn ich noch Ove zu dir sage, so mein ich es nicht so, und du sollst nicht glauben, daß wieder alles gut werden wird zwischen uns. Denn ich meine, daß wir uns nicht mehr kennen von jetzt an, und ebenso wenig duze ich mich mit Ihnen noch länger. Denn niemand kann mehr für dich getan haben, als ich getan habe, das weiß ich bestimmt; aber dich hat der Leichtsinn nicht ruhen lassen mir gegenüber, und hast mich mißbraucht spät und früh. Aber leider bin ich nicht ohne Schuld gewesen, ich auch nicht, da habe ich dir durch die Finger gesehen die ganze Zeit und habe die Augen nicht aufgemacht."

Da stand nun dieser klägliche Mensch und konnte sich nicht rechtfertigen. Eine so verwirrte Rede wie heute hatte er nie von ihr gehört, so sehr hatte seine beispiellose Missetat sie erschüttert. Als sie fertig war, war sie ganz matt.

„Ich will mich bessern," sagte er.

„Du? dich bessern?" erwiderte sie und lachte bitter. „Aber auch dann gäbe es keine Hilfe mehr. Denn du kannst die Tat nicht ungeschehen machen, und sintemalen ich aus ehrbarer Familie bin, will ich mich nicht besudeln lassen von dir. Ich sage es genau, wie es ist. Übermorgen reise ich mit dem Postboot; aber ich will nicht haben, daß du dich bei den Schuppen einfindest, um Abschied von mir zu nehmen, und der Pfarrer sagt es auch. Ich sag dir hier heute auf ewig Lebewohl. Und ich danke dir für die guten Stunden, die wir zusammen verbracht haben; an die bösen will ich nicht denken."

Sie wendete sich energisch um und ging. Dann sagte sie: „Aber du kannst oben im Walde liegen gegenüber vom Bootsschuppen und winken, wenn du das willst. Aber mir liegt nichts dran."

„Reich mir die Hand," sagte er.

„Nein, das tu ich nicht. Du weißt wohl selber am besten, was du getan hast mit deiner rechten Hand."

Rolandsen neigte sich zur Erde. „Aber wollen wir uns nicht schreiben?" sagte er. „Bloß ein paar Worte."

„Ich schreibe nicht. Nie in diesem Leben. Wie oft hast du im Scherze gesagt, daß es aus sein sollte, aber jetzt bin ich dir gut genug. Aber jetzt soll es Lüge sein! Und gehab dich wohl, das ist mein Wunsch. Meine Adresse ist Bergen, bei meinem Vater, für den Fall, daß du schreibst; aber ich bitte dich nicht darum."

Als Rolandsen die Treppe zu seiner Kammer hinaufging, hatte er das deutliche Gefühl, daß er nicht länger verlobt war. Wie merkwürdig, dachte er, vor einer Sekunde stand ich unten im Hof.

Es wurde ein heißer Tag für ihn, er hatte die letzten Proben einzupacken, damit sie mit dem Postboot übermorgen verschickt würden; und dann galt es, die Habseligkeiten zusammenzulesen und für die Übersiedlung bereitzuhalten. Der allmächtige Telegrapheninspektor war im Fahrwasser.

Natürlich würde Rolandsen seinen schlichten und schnellen Abschied bekommen. Im Dienste war nichts an ihm auszusetzen, und Handelsherr Mack, der zu allem mächtig war, würde ihm sicherlich nicht im Wege sein: doch die Gerechtigkeit würde ihren Lauf nehmen.

Das Gras auf den Wiesen war jetzt da, und der Wald war belaubt, milde Nächte weilten über dem Lande. Die Bucht lag leer, alle Watenfischer waren fortgezogen, und Macks Schuten waren mit Heringen nach dem Süden gefahren. Es war Sommer.

Das strahlende Wetter rief des Sonntags Kirchgänger in Scharen herbei, viel Volk strömte herzu, zu Wasser und zu Lande, und darunter waren Schiffer aus Bergen und Haugesund, die mit ihren Jachten längs der Berge lagen und Klippfische trockneten. Jahraus, jahrein kamen sie wieder und wurden an Ort und Stelle alt. An der Kirchtür traten sie in vollem Putz auf, in farbigen Hemden aus feinem Kattun und mit Uhrketten von Haaren über der Brust; sogar Goldringe trugen einige in den Ohren, und sie brachten Leben und Farbe unter die Kirchgänger. Aber das trockne Wetter war auch der Grund, daß man von einem betrüblichen Waldbrande von drinnen aus den Fjorden hörte, die Sommerwärme schaffte nicht immer nur Gutes.

Enoch hatte sein Amt angetreten und war des Pfarrers Gehilfe in ernster Gründlichkeit mit einem Tuch um die Ohren. Das junge Volk weidete sich an diesem Anblick, ältere Leute aber nahmen ein Ärgernis daran, daß die Chortür durch einen Affen von Menschen entheiligt werde, und sie gingen zum Pfarrer hinein mit einem Ansinnen um Abhilfe. Konnte Enoch sich die Ohren nicht mit Baumwolle verstopfen? Aber Enoch antwortete dem Pfarrer, daß er die Ohrenbinde nicht entbehren könne um all der Gicht willen, die in seinem Schädel hause. Da hatte der verabschiedete Gehilfe Levion eine schadenfrohe Lache über seinen Ersatzmann Enoch angeschlagen und geäußert, es müsse einem doch recht warm machen, jetzt am Tage eine Ohrenbinde zu tragen.

Der Lump Levion hatte seit seiner Erniedrigung nicht abgelassen, seinen Nachfolger Enoch mit seinem Neide zu verfolgen. Keine Nacht konnte er draußen sein und Flundern stechen, ohne daß er sich gerade vor Enochs Strand niederließ und den Flunder stach, den zu fangen Enoch der Nächste war. Und brauchte er ein Bootskeep oder Material für ein Ölfaß, so mußte er es ausgerechnet in Enochs Fichtenwald unten am Meer aufstöbern.

Es wurde bald ruchbar, daß Jungfer van Loos mit ihrem Verlobten gebrochen hatte und um der großen Schande willen unverzüglich den Pfarrhof verlassen würde. Kaufmann Mack mochte den verlorenen Telegraphisten bedauern, und er beschloß, einen kleinen Versuch zu machen, ob sich der Bruch nicht heilen lasse. Eigenhändig nahm er Rolandsens Geständnis von dem Heckenpfahl herunter und äußerte, es sei überhaupt gegen seinen Willen da oben angebracht worden. Darauf begab er sich zum Pfarrhof hinunter. Mack hatte gut wohlwollend sein, er hatte schon von dem überwältigenden Eindruck gehört, den seine Behandlung des

Diebes auf die Leute gemacht hatte, jetzt grüßten sie ihn alle wieder wie in alten Tagen, ja, achteten ihn höher als je. Es gab doch nur einen Mack an der ganzen Küste!

Aber sein Gang zum Pfarrhof war zwecklos. Jungfer van Loos weinte vor Rührung, daß Mack in eigner Person erschien; aber das sollte keiner fertig bringen, daß sie nun alles wieder vergessen sein ließe mit Rolandsen, nie im Leben sollte das geschehen. Mack gewann den Eindruck, daß der Pfarrer hinter dieser bestimmten Aussage stünde.

Als die Jungfer sich zu den Bootsschuppen hinunterbegab, begleiteten sie der Pfarrer und seine Frau. Beide wünschten ihr eine glückliche Reise und sahen sie ins Boot steigen.

„O Gott, nun bin ich sicher, daß er da oben im Walde liegt und alles bereut," sagte Jungfer van Loos und zog ihr Taschentuch.

Das Boot stieß ab, und unter kräftigen Ruderschlägen glitt es von dannen.

„Da seh ich ihn," schrie die Jungfer und erhob sich halb. Sie sah aus, als wolle sie ans Land waten. Dann fing sie an, aus Leibeskräften zum Walde hin zu winken. Und das Boot verschwand hinter der Landzunge.

Rolandsen ging durch den Wald nach Hause, wie er es in der letzten Zeit zu tun pflegte; aber oberhalb der Pfarrhofhecke suchte er unten den Weg wieder auf und folgte ihm. Siehe da, alle Gummiproben waren versandt, er hatte nichts zu tun, als das Resultat zu erwarten. Nun würde es nicht mehr lange dauern. Und vor lauter guter Laune knipste er im Gehen mit den Fingern.

Ein Stück vor ihm saß des Küsters Olga auf einem Stein am Wege. Was hatte sie da zu suchen? Rolandsen überlegte: sie kommt aus dem Kramladen, und jetzt wartet sie auf jemand. Kurz darauf kam Elise Mack. Soso, waren die beiden unzertrennlich geworden? Auch sie setzte sich nieder und schien zu warten. Wir wollen die Damen bezaubern mit Geknicktsein und in die Erde Sinken, sagte Rolandsen zu sich selbst. Und er sputete sich in den Wald hinein. Doch unter seinen Füßen knackte das trockne Reisig, seine Schritte waren zu hören, es war eine verfehlte Flucht, und er gab sie auf. Vielleicht könnte man sich wieder auf den Weg begeben, dachte er, wir wollen sie nicht allzu sehr bezaubern. Und er trat auf den Weg hinaus.

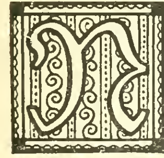
Aber es war jetzt doch ein gewagter Schritt, von Angesicht zu Angesicht mit Elise Mack zusammenzutreffen. Sein Herz klopfte in heftigen Schlägen, eine warme Welle durchflutete ihn, und er blieb stehen. Vorher schon hatte er nichts erreicht, und später war eine große Missetat hinzugekommen. Rückwärts gehend zog er sich wieder in den Wald zurück. Wäre er nur schon wohlbehalten über diese Rodung weg, so würde das Reisig aufhören und das Heidekraut beginnen. Er nahm die Rodung in ein paar Sprüngen und war erlöst. Plötzlich blieb er stehen. Was zum Kuckuck ließ ihn hier herumhüpfen? War er nicht Ove Rolandsen? Trotzig kehrte er über die Rodung zurück und stampfte auf dem Reisig umher, soviel er Lust hatte.

Als er auf den Weg hinunterkam, sah er, daß die Damen noch an demselben Fleck saßen. Sie plauderten, und Elise bohrte mit dem Regenschirm in der Erde. Wieder stand Rolandsen still. Es gibt keine vorsichtigeren Menschen als die Waghälse. Ich bin ja ein Dieb, dachte er; wie kann ich die Frechheit haben, mich zu zeigen? Soll ich denn grüßen und von den Damen ein Kopfnicken erzwingen? Und noch einmal glitt er in den Wald hinein. Ein großer Narr war er, daß er noch immer ging und Gefühle hatte; hatte er nicht an andre Dinge zu denken? In ein paar Monaten oder so würde er ein reicher Mann sein; fort mit den Liebeleien! Und er machte sich auf den Heimweg.

Sollte man glauben, daß sie noch da saßen? Er kehrte um und spähte aus. Friedrich war dazugekommen, alle drei kamen sie ihm nun entgegen. Er stürmte zurück, das Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf. Wenn sie ihn nur nicht gesehen hatten! Sie bleiben stehen, er hört Friedrich sagen: „Pst, mir ist, als hörte ich einen im Walde." „Es wird nichts sein," antwortet Elise.

Und vielleicht sagte sie es nur, weil sie ihn gesehen hatte! dachte Rolandsen. Ihm wurde kalt und bitter ums Herz. Natürlich war er nichts, noch nicht; aber wir wollen uns wieder sprechen in zwei Monaten! Und was war sie selbst? Eine Jungfrau Maria aus Eisenblech, die Tochter des bekannten Lutheraners auf Rosengaard. Friede sei mit dir!

Auf dem Dache der Station stand ein Wetterhahn auf seiner Eisenstange. Rolandsen kam nach Hause, stieg auf das Dach und brachte der Eisenstange mit eigenen Händen einen Knacks bei; der Hahn krümmte sich hintenüber, es sah aus, als ob er krähe. Und so sollte er stehen. So war es recht.


un ist die Zeit, wo träge Tage anbrechen für die Leute: nur den kleinen Heimfischfang betreiben sie in sonnenwarmen Nächten der Unterhaltung wegen. Brombeeren und Kartoffeln wachsen, und das Wiesengras wellt sich, jedes Haus hat Überfluß an Heringen, und Kühe und Ziegen geben eimerweise Milch und bleiben doch feist und fett.

Mack und seine Tochter Elise sind nach Hause gereist, Friedrich schaltet wieder allein in der Fabrik und im Kramladen. Und Friedrich schaltet nicht zum besten, er ist von der Liebe zum Meer entflammt und vegetiert höchst ungern hier auf dem Lande. Kapitän Henriksen vom Küstenboot hat halbwegs versprochen, ihm eine Stelle als Steuermann auf seinem Schiff zu verschaffen; aber daraus scheint nichts zu werden. Nun fragt sich's also, ob der alte Mack dem Sohn einen Dampfer zur Führung kaufen kann. Er tut so und redet oft davon, aber Friedrich vermutet, daß es unmöglich sein wird. Friedrich weiß den Umständen Rechnung zu tragen. Er hat von Natur so merkwürdig wenig von einem Seemann an sich, er ist der Typus der vorsichtigen und verläßlichen Jugend, die im täglichen Leben von allen Dingen genau soviel tut, wie nötig ist. Er verdankt seine Anlagen der Mutter und ist weiter kein echter Mack. Aber so sollte man sein, wenn man mit Glanz bestehen möchte in dieser Welt: nie zuviel tun, sondern im Gegenteil ein klein bißchen

zu wenig tun, und es würde gerade für genug gerechnet werden. Wie war es Rolandsen ergangen, diesem dreisten Drauflosgänger mit seinen Übertreibungen? Ein großer Dieb wurde er vor den Menschen, und schließlich verlor er noch seine Stellung. Da ging er nun mit seinem beladnen Gewissen, und seine verschlissenen Kleider wurden dünner und dünner, und bei keinem andern als beim Orgeltreter Börre hatte er ein Kämmerchen gefunden. Da war Ove Rolandsen gelandet. Börre mochte ein tüchtiger Kerl sein in seiner Art, aber er war der Ärmste von allen, denn seine Hütte barg die wenigsten Heringe. Und weil außerdem seine Tochter Pernille ein gebrandmarktes Geschöpf war, brachte man dem Hause des Bälgetreters nicht viel Achtung entgegen. Kein besserer Mann konnte füglich bei ihm wohnen.

Es ging ein Gerede, daß Rolandsen vielleicht seinen Posten hätte behalten können, wenn er dem Telegrapheninspektor mit ein wenig zerknirschtem Herzen gegenübergetreten wäre. Aber Rolandsen war bloß davon ausgegangen, daß er seinen Abschied bekommen würde, und der Inspektor hatte keine Gelegenheit gehabt, ihn zu begnadigen. Und der alte Mack, der Vermittler, war fort.

Aber der Pfarrer war nicht ganz unzufrieden mit Rolandsen. „Ich habe gehört, er soll weniger trinken als früher," sagte er, „und ich sehe ihn durchaus nicht für hoffnungslos an. So hat er selber eingestanden, daß ein Brief von mir die Veranlassung war, daß er den Diebstahl bekannte. Man erlebt doch mitunter eine Freude in seinem Wirkungskreise."

Johanni rückte heran. An allen hochgelegenen Stellen wurden am Abend Scheiterhaufen angezündet, die Fischerjugend versammelte sich um die Feuerstellen, und Ziehharmonika und Violine ließen ihre Weisen über das Kirchspiel hin ertönen. Es sollte fast kein Feuer zu sehen sein, aber es sollte reichlich rauchen, das war das Solideste; man warf darum feuchtes Moos und Wacholder auf die Scheiterhaufen und erzielte einen dicken, mild riechenden Rauch.

Rolandsen hatte nach wie vor nicht genug Schamgefühl, um dieser Volksbelustigung fern zu bleiben; er saß auf einem hohen Berge und schlug seine Gitarre und sang, daß es im Tale widerhallte. Als er zum Scheiterhaufen hinunterstieg, stellte es sich heraus, daß er betrunken war wie eine Strandkanone und sich mit effektvollen Phrasen aufspielte. Er war und blieb der Alte.

Aber unten kam des Küsters Olga den Weg entlang. Es war nicht im geringsten ihre Absicht, hier stehen zu bleiben, sie kam nur den Weg entlang und wollte vorbei. Ach, sie hätte leicht einen andern Weg einschlagen können, aber Olga war so jung, die Weisen der Ziehharmonika zogen sie an; ihre Nasenflügel waren in Bewegung, ein Strom von Glück durchbrauste sie, sie war verliebt. Früher am Tage war sie im Kramladen gewesen, und Friedrich Mack hatte ihr soviel gesagt, daß sie ihn verstehen mußte, so vorsichtig er auch gesprochen hatte. Könnte es nicht vielleicht sein, daß er wie sie einen Gang unternähme um diese Abendzeit!

Sie traf die Pfarrersfrau. Die beiden schlossen sich aneinander an, und sie sprachen von keinem Geringern als von Friedrich Mack. Er war der Herr im

Kirchspiel, sogar das Herz der Frau Pfarrer hatte sich ihm in der Stille zugeneigt, er war ein so netter, vorsichtiger Mensch und blieb auf der Erde mit jedem Schritt. Die Frau Pfarrer bemerkte zuletzt, daß Jung-Olga in der größten Verschämtheit einherging, und fragte: „Aber Kind, du bist so still, du bist doch nicht am Ende in den jungen Mack verliebt?"

„Doch," flüsterte Olga und brach in Tränen aus.

Die Frau blieb stehen. „Olga, Olga! und macht er sich auch was aus dir?"

„Ich glaube."

Da wurden die Augen der Frau wieder still und dumm und sahen leer in die Luft. „Ja ja," sagte sie lächelnd, „Gott segne dich. Du wirst sehen, es geht gut!" Und sie verdoppelte ihre Freundlichkeit gegen Olga.

Als die Damen zum Pfarrhofe kamen, stürmte der Pfarrer aufgeregt hin und her. „Drüben der Wald brennt," rief er; „ich hab es von meinem Fenster gesehn!" Und er sammelte Äxte und Hacken und Leute und bemannte sein Boot unten bei den Schuppen. Es brannte in Enochs Wald.

Aber dem Pfarrer und seinen Leuten zuvor kam der abgesetzte Gehilfe Levion. Levion kam vom Angelfang gerudert, wie gewöhnlich hatte er vor Enochs Wald gelegen und eine kleine Mahlzeit geangelt. Auf dem Heimweg hat er dann gesehen, wie eine kleine helle Lohe im Walde emporschlug und immer größer wurde. Er nickt ein flüchtiges Nicken mit dem Kopf und scheint zu wissen, was solch eine Lohe zu bedeuten hat. Und als er unten bei den Pfarrhofsschuppen sich emsig tummelnde Menschen sieht, versteht er, daß Hilfe unterwegs ist; er wendet das Boot mit einem Mal und rudert zurück, um als Erster auf dem Platze zu sein. Es war ein recht schöner Zug an Levion, daß er allen Groll vergessen wollte und seinem Feind zu Hilfe eilte.

Er landet und begibt sich in den Wald hinauf, er hört das Feuer prasseln. Levion läßt sich Zeit und sieht sich bei jedem Schritt genau um; kurz darauf sieht er Enoch in großer Eile herbeikommen. Eine ungeheure Spannung packt Levion, er versteckt sich hinter einem Felsen und hält Ausschau. Enoch kommt näher, zäh folgt er einem Ziele, sieht nicht rechts noch links, kommt nur, kommt. Hatte er seinen Gegner entdeckt, und wollte er ihn jetzt aufsuchen? Als er ganz nahe war, rief Levion ihn an. Enoch wich aus und blieb stehen. Und in seiner Betroffenheit lächelte er und sagte:

„Hier brennt es leider. Das Unglück ist da."

Der andre bekam Mut und gab zur Antwort: „Es ist wohl Gottes Finger."

Enoch runzelte die Stirn. „Was stehst du hier?" fragte er.

Levions ganzer Haß flammt auf, und er sagt: „Oho, hier wird's warm jetzt mit der Ohrenbinde."

„Mach, daß du fortkommst," sagte Enoch. „Du bist wohl der Brandstifter."

Aber Levion war blind und taub. Enoch schien gerade zu dem Punkt an dem Felsen vordringen zu wollen, wo Levion stand.

„Hüte du dich!" schrie Levion. „Ich hab dir einmal ein Ohr abgedreht, ich werde dir auch das andre nehmen."

„Fort sollst du dich scheren," antwortete Enoch und drang auf ihn ein.

Levion kaute und kaute vor Wut. Er rief laut: „Denkst du an den Tag auf dem Fjord? Du lagst und zogst an meinen Schnüren. Da hab ich dir ein Ohr abgedreht."

Es kam an den Tag, warum Enoch immer eine Ohrenbinde trug, er hatte nur ein Ohr. Die beiden Nachbarn hatten sich in den Klauen gehabt und hatten beide Grund genug, von der Sache zu schweigen.

„Du bist so gut wie ein Mörder," sagte Enoch.

Man hörte das Boot des Pfarrers schäumend ans Land fahren, hörte von der andern Seite den brausenden Brand, der näher und näher kam. Enoch wand sich und wollte Levion fort haben, er zog das Schnitzmesser, er besaß ja dieses prächtige Messer zum Schneiden.

Levion ließ die Augen rollen und schrie: „Wenn du es wagst, mir das Messer zu zeigen, so sind hier Leute im Fahrwasser. Da kommen sie."

Enoch steckte das Messer wieder ein. „Was hast du grade da zu stehen? Geh fort!" sagte er!

„Und was hast du gerade hier zu suchen?"

„Es schert dich nichts. Ich hab zu tun an der Stelle, ich habe da etwas versteckt. Und jetzt kommt das Feuer."

Aber Levion wollte aus Trotz nicht weichen, nicht einen Zoll. Jetzt kam der Pfarrer und hörte wohl den Zank vom Lande her; aber was kümmerte sich Levion denn noch um den Pfarrer!

Das Boot legte an, alle Mann stürmten mit Äxten und Hacken herauf, der Pfarrer grüßte im Fluge und sagte ein paar Worte: „Diese Johannisfeuer sind eine verderbliche Sitte, Enoch; die Funken stieben nach allen Richtungen. Wo sollen wir anfangen?"

Enoch war kopflos; der Pfarrer faßte ihn und zog ihn fort, so daß er nicht fortfahren konnte, mit Levion zu hadern.

„Von wo kommt der Wind?" fragte der Pfarrer. „Komm und zeig uns, wo wir den Graben aufwerfen müssen."

Aber Enoch stand wie auf Nadeln, er mußte Levion im Auge behalten und antwortete dem Pfarrer wie verwirrt.

„Laß dich nicht so unterkriegen vom Unglück," sagte der Pfarrer wieder. „Ermanne dich doch. Das Feuer muß gelöscht werden!" Und er nahm Enoch unter den Arm.

Einige von den Leuten gingen dem Brande ein Stück entgegen und begannen von selbst mit dem Graben. Levion stand noch immer an demselben Fleck und schöpfte Atem; er trat mit dem Fuß gegen eine Steinfliese, die vor dem Felsen lag. Hier wird er schon nichts verborgen haben, das sind nichts als Lügen, dachte er und guckte hinunter. Und wie er nun auch ein wenig in etwas Erde herumtrat, die unter der Fliese gelegen hatte, kam ein Tuch zum Vorschein. Das Tuch gehörte Enoch, es war eine ehemalige Ohrenbinde, Levion nahm es auf, es war

ein Paket. Er warf das Tuch ab, Geld war darin, viel Geld. Banknoten. Und zwischen den Banknoten lag ein großes, weißes Dokument.

Levion wird redlich neugierig, er überlegt: es ist gestohlenes Geld! Er wickelt das Papier auseinander und buchstabiert darin herum.

Da wird Enoch ihn gewahr und stößt einen heiseren Schrei aus; er zerrt sich vom Pfarrer los und eilt zurück zu Levion, das Messer in der Hand.

„Enoch! Enoch!“ schreit der Pfarrer und sucht ihn einzuholen.

„Hier ist der Dieb!“ ruft Levion ihnen entgegen.

Der Pfarrer überlegte: Enoch hat der Brand so mitgenommen, daß er außer sich ist. „Steck das Messer ein!“ sagte er zu ihm.

Levion fuhr fort:

„Hier ist Macks Einbrecher.“

„Was sagst du?“ fragt der Pfarrer, ohne zu verstehen.

Enoch springt hart auf seinen Gegner ein und will sich des Pakets bemächtigen.

„Ich werd es an den Herrn Pfarrer abliefern!“ rief Levion. „Da soll der Herr Pfarrer sehen, zu was für ner Sorte sein Gehilfe gehört.“

Enoch sinkt an einen Baum hin. Er ist grau im Gesicht. Der Pfarrer wird nicht klug aus den Banknoten, dem Tuch und dem Dokument.

„Dort hab ich es gefunden,“ sagte Levion und zitterte am ganzen Körper. „Er hatte es unter einer Steinfliese versteckt. Hier steht Macks Name in dem Papier.“

Der Pfarrer las. Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, er sah Enoch an und sagte: „Das ist die Lebensversicherungspolice, die Mack verloren hat, nicht wahr?“

„Da ist auch das Geld, das er verloren hat,“ sagte Levion.

Enoch nahm seine Kraft zusammen. „Dann hast du es wohl dahin gelegt,“ sagte er.

Das Sausen des brennenden Waldes kam näher, es wurde heißer und heißer um sie her, aber die drei Männer standen still.

„Ich weiß nichts davon,“ sagte Enoch wieder. „Levion wird es dahin gelegt haben.“

Levion fragte: „Hier sind zweihundert Taler. Habe ich aber je zweihundert Taler besessen? Und gehört das Tuch nicht dir? Hast du es nicht um die Ohren gehabt?“

„Ja, hast du das nicht?“ sagte auch der Pfarrer.

Enoch schwieg.

Der Pfarrer blätterte in dem Papiergeld. „Es sind keine zweihundert Taler,“ sagte er.

„Er hat schon was verbraucht,“ erwiderte Levion.

Aber Enoch stand da und atmete schwer, immer noch sagte er: „Ich weiß von nichts. Aber du, Levion, kannst es dir merken, daß ich dir das nicht vergessen werde.“

Dem Pfarrer wirbelte es vor den Augen. War Enoch der Dieb, so hatte Telegraphist Rolandsen mit dem ermahnenden Brief, den er erhalten hatte, nur Komödie gespielt. Und warum hatte er das getan?

Die Hitze wurde zu groß, die drei Männer verzogen sich zum Meere hinunter, und das Feuer kam nach. Sie mußten das Boot besteigen, ja, sie mußten vom Lande abstoßen.

„Jedenfalls ist es Macks Police," sagte der Pfarrer. „Wir wollen die Sache anzeigen. Rudere nach Hause, Levion."

Enoch war zu nichts zu gebrauchen, er saß nur und schaute verschlossen vor sich hin. „Ja, wir wollen es anzeigen," sagte er, „das ist auch meine Meinung."

Bedrückt fragte der Pfarrer: „So?" Und er schloß unwillkürlich die Augen vor Entsetzen über alle diese Geschichten.

Der gierige Enoch, er war zu einfältig gewesen. Sorgfältig hatte er dieses Versicherungspapier versteckt, das er nicht verstand. Es trug viele Stempel und lautete auf eine hohe Summe; vielleicht könnte er nach einiger Zeit fortreisen und das Papier veräußern; um es fortzuwerfen, dazu hatte er wirklich nicht Mittel genug.

Der Pfarrer drehte sich um und sah nach dem Brande. Im Walde wurde gearbeitet, Bäume fielen, ein breiter, finstrer Graben wurde sichtbar. Es waren mehr Leute dazugekommen.

„Das Feuer wird von selbst aufhören," sagte Levion.

„Glaubst du?"

„Wenn es an den Birkenwald kommt, erlischt es."

Und das Boot mit den drei Männern ruderte bis tief in die Bucht hinein nach dem Hof des Vogtes.



Als der Pfarrer am Abend nach Hause kam, hatte er geweint. Es häufte sich soviel betrübliche Sünde rings um ihn. Er war niedergeschlagen und schmerzlich berührt, nun würde seine Frau nicht einmal die Schuhe bekommen, die sie so bitter nötig hatte. Enochs großes Opfer auf dem Altar des Herrn mußte zurückgegeben werden, es war gestohlenes Geld. Und dann würde der Pfarrer wieder ganz abgebrannt sein.

Er ging sofort zu seiner Frau hinauf. Schon in der Türe durchfuhr ihn ein Ruck von Verzweiflung und Überdruß. Die Frau nähte. Rings auf dem Boden lagen Kleidungsstücke, eine Gabel und ein Wischlappen aus der Küche lagen auf dem Bette zusammen mit Zeitungen und Häkelzeug. Der eine Morgenschuh stand auf dem Tische. Auf ihrer Kommode lagen ein Birkenzweig mit Laub und ein großer Feldstein.

Der Pfarrer machte sich aus alter Gewohnheit daran, aufzulesen und zurechtzusetzen.

„Das brauchst du nicht," sagte sie. „Ich hätte selber den Morgenschuh fortgestellt, wenn ich mit der Naht fertig war."

„Aber daß du in diesem Wust sitzen kannst und nähen!"

Die Frau fühlte sich hierdurch verletzt und antwortete nicht.

„Was soll der Feldstein da?" fragte er.

„Der soll gar nichts. Ich hab ihn unten am Strande gefunden, er hat mir so gefallen."

Er nahm ein Bündel verwelkter Gräser, die auf dem Spiegel lagen, und sammelte sie in einer Zeitung auf.

„Ja, vielleicht soll das einen Zweck haben?" fragte er und hielt inne.

„Nein, das ist zu alt. Es ist Sauerampfer, ich hatte Salat davon machen wollen."

„Es hat über eine Woche hier gelegen," sagte er, „es hat einen Fleck auf der Politur hinterlassen."

„Ja, da kannst du sehen. Polierte Möbel sollte kein Mensch kaufen, zu nichts sind sie zu gebrauchen."

Da brach der Pfarrer in ein boshaftes Lachen aus. Die Frau warf ihre Näherei hin und stand auf.

Er ließe sie im Leben nicht in Ruhe, sondern vergällte ihr das Dasein mit seinem Unverstand. Und wieder entspann sich eine dieser törichten und fruchtlosen Zwistigkeiten, wie sie sich seit vier Jahren mit Zwischenräumen wiederholt hatten. Der Pfarrer war gekommen, sein Weib in Demut um Aufschub wegen der Schuhe zu bitten, aber es wurde ihm mehr und mehr unmöglich, sein Vorhaben auszuführen, die Galle lief ihm über. Ging es doch auch toll auf dem Pfarrhofe zu, seit Jungfer van Loos abgereist war und die Frau den Haushalt übernommen hatte.

„Außerdem: könntest du nicht endlich einmal ein bißchen mit Umsicht unten in der Küche wirtschaften?" sagte er.

„Umsicht? Ich denke, ich wirtschafte mit Umsicht. Geht es schlimmer her als früher?"

„Gestern hab ich den Kehrichteimer voll Essen gefunden."

„Du solltest deine Nase nicht in alles Mögliche stecken, dann ginge es besser."

„Neulich hab ich eine Menge Rahmgrütze vom Mittag her gefunden."

„Ja, die Mädchen hatten so häßlich davon abgegessen, ich konnte sie nicht mehr gebrauchen."

„Auch einen großen Rest Reisbrei fand ich."

„Die Milch war geronnen. Dafür konnte ich doch wirklich nichts."

„Einen Tag vorher hab ich ein gekochtes und geschältes Ei im Kehrichteimer gefunden."

Die Frau schwieg. Aber sie hätte sich auch in dem Punkte zu reinigen gewußt.

„In so glänzenden Verhältnissen sind wir im Grunde nicht," sagte der Pfarrer, „und du weißt, wir kaufen die Eier. Neulich einmal hat die Katze Eierkuchen bekommen."

„Es war nur ein Rest vom Mittag. Aber du bist nicht recht gescheit, will ich dir sagen, du müßtest wegen deines Zustandes zum Doktor gehen."

„Ich habe dich mit der Katze auf dem Arme gesehen, wie du ihr die Milchschale hinhieltst. Und so etwas läßt du auch die Mädchen mit ansehen. Die lachen dich heimlich aus."

„Die lachen durchaus nicht. Aber du, du bist geisteskrank."

Schließlich ging der Pfarrer wieder in sein Amtszimmer hinunter. Und die Frau hatte ihren Frieden wieder.

Beim Frühstück am Morgen darauf hätte es keiner der Frau angesehen, daß sie gelitten hatte und traurig gewesen war. Aller Kummer war wie weggeblasen von ihr, sie schien Gott sei Dank den ganzen Zwist vergessen zu haben. Ihr froher Wankelmut half ihr so gut über alles weg und ließ sie das Leben ertragen. Der Pfarrer war wieder gerührt. Hätte er nicht auch den Mund halten können wegen dieser Haushaltungsangelegenheiten? Die neue Jungfer, die sie bekommen sollten, war wohl schon auf dem Wege nach Norden.

„Leider wirst du nun deine Schuhe nicht bekommen können," sagte er.

„Nein nein," antwortete sie bloß.

„Das Opfer, das ich von Enoch bekommen habe, muß ich zurückgeben, er hatte das Geld gestohlen."

„Was du sagst!"

„Ja, denk mal an, er hat den Einbruch bei Mack begangen. Gestern hat er es dem Vogt gestanden." Und der Pfarrer erzählte das Ganze.

„Dann hat Rolandsen es ja gar nicht getan," sagte die Frau.

„Der, der Landstreicher! Der Lotterbube!.. Aber mit den Schuhen mußt du jetzt also warten."

„Ach, was tuts!"

So war sie immer: gut und aufopfernd bis dort hinaus, ein Kind! Und niemals hatte der Pfarrer sie über ihre Armut jammern hören.

„Wahrhaftig, wenn du nur meine Schuhe anziehen könntest," sagte er, und ihm war weich ums Herz.

Da lachte die Frau herzlich: „Ja und du meine, hahaha!" Sie stieß an seinen Teller, daß er zu Boden fiel und entzwei ging; das kalte Kotelett war mit dabei. „Wart, du sollst einen andern Teller bekommen," sagte die Frau und lief hinaus.

Kein Ton der Klage über den Schaden! dachte der Pfarrer, nicht die Spur von solchen Gedanken! Aber ein Teller kostet auch Geld!

„Du willst doch nicht das Kotelett essen?" rief die Frau, als sie wieder hereinkam.

„Was sollten wir sonst damit tun?"

„Das kann aber wirklich die Katze bekommen."

„Ich bin aber nicht in so guten Verhältnissen wie du," sagte er, wieder umwölkt. Und wieder wäre der netteste Zank entbrannt, wenn die Frau nicht geschwiegen hätte. Aber die Freude war jedenfalls beiden verdorben....

Am Tage darauf wurde eine neue große Begebenheit bekannt: Rolandsen war verschwunden. Als er von dem Fund im Walde und von Enochs Geständnis gehört hatte, hatte er im größten Ärger gesagt: „Das ist doch zu verrückt! Mindestens einen Monat zu früh!" Der Bälgetreter Börre hatte es gehört. Späterhin am Abend war Rolandsen nicht zu finden, weder drinnen noch draußen. Aber das Boot des Bälgetreters, das am Landeplatz des Pfarrhofs gelegen hatte, war fort, mit Rudern und Fischereigerätschaften und allem, was darin gewesen war.

Mack auf Rosengaard erhielt sofort Nachricht, wer der richtige Einbruchsdieb

sei, aber seltsamerweise beeilte er sich nicht damit, zu kommen und von neuem einzugreifen. Vielleicht wußte der alte Mack, was er tat. Telegraphist Rolandsen hatte ihn um eine Belohnung geprellt, mit der er jetzt noch einmal herausrücken mußte, und das kam ihm in der Tat ungelegen. Er war ein so echter Mack, daß er sich nicht darauf verlegen konnte, kleinlich zu werden in dieser Ehrensache; aber für den Augenblick war er in Schwulitäten. Die vielen Geschäfte, die Mack betrieb, erforderten hohe Auslagen, und das Bargeld floß nicht mehr in Strömen ein. Sein mächtiger Heringsvorrat lag beim Agenten in Bergen, aber die Preise waren zu niedrig, er verkaufte nicht. Mit Sehnsucht wartete Mack auf die Hundstage; dann war aller Fischfang beendet, und die Preise würden in die Höhe gehen. Außerdem hatten die Russen Krieg, der Ackerbau in dem großen Lande würde vernachlässigt werden und die Bevölkerung Bedarf für Heringe haben.

Mehrere Wochen hindurch vermied es Mack, in der Fabrik vorzusprechen. Hatte er nicht auch der Pfarrersfrau eine Bäckerei versprochen, und was sollte er ihr jetzt antworten. Die Grundmauer stand da, und die Planierungsarbeit war fertig, aber es wurde kein Haus gebaut. Schon begann wieder ein Geschwätz umzugehen, daß es Mack wohl Schwierigkeiten bereiten müsse, die Bäckerei zustande zu bringen. Das ging soweit, daß der Bäcker vom Hofe des Vogts wieder zu trinken anfing. Er fühlte sich sicher, eine Bäckerei könnte man nicht in einer Woche bauen, er hätte Zeit zu bummeln. Dem Pfarrer wurde der Rückfall des Mannes hinterbracht, und er wendete sich persönlich an den Bäcker; aber es schien nichts zu helfen, so sicher fühlte der sich.

In der Tat, der Pfarrer, dieser Arbeiter vor dem Herrn, hatte viel zu tun; obschon er sich keine Schonung gönnte, häufte sich die Arbeit doch immer mehr. Nun war sogar der eine Gehilfe abgefallen, der eifrigste von ihnen allen, Enoch. Schon ein paar Tage nach seinem Fall war denn auch Levion wiedergekommen und war recht sehr geneigt gewesen, die Stellung wieder zu übernehmen.

„Der Herr Pfarrer sieht jetzt wohl ein, daß niemand besser zum Gehilfen geeignet ist als ich."

„Man hat dich im Verdacht, du hättest den Waldbrand angestiftet."

„Das lügen Spitzbuben und Gauner," entfuhr es Levions Munde.

„Gut. Aber du wirst jedenfalls nicht Gehilfe."

„Wer soll es dieses Mal werden?"

„Niemand. Ich werde ohne Gehilfen auskommen."

So war der Pfarrer stark und beharrlich und gerecht nach allen Seiten hin. Und gerade jetzt hatte er Grund, sich selbst ohne Schonung zu züchtigen. Die ewige häusliche Misere und die vielen Mißhelligkeiten im Amte waren geeignet, ihn zu demoralisieren und zum Abfall zu verleiten; von Zeit zu Zeit konnte er recht sträflichen Gedanken Raum geben. Was machte es zum Beispiel aus, ob er mit Levion Frieden schlösse, der sich dann seinerseits in kleinem Maßstab erkenntlich zeigen würde? Ferner: Mack auf Rosengaard hatte seine Hilfe angeboten für würdige Notleidende; nun gut, er war der große Arme im Kirchspiel, konnte er

sich nicht an Mack wenden für eine in Not befindliche Familie und selber die Unterstützung behalten? Dann würden für die Frau Schuhe abfallen. Auch er selbst brauchte allerhand, ein paar Bücher, ein wenig Philosophie, er vertrocknete in seiner täglichen Tretmühle und ging der Entwicklung verlustig. Da hatte nun Rolandsen, dieser Maulheld, der Frau mit gutem Effekt eingebildet, daß die Menschen es wären, die Gott zu dem machten, was er wäre. Bei Gelegenheit würde er doch einschreiten und jenem den Mund stopfen.

Endlich kam Mack. Und er kam wie gewöhnlich: würdig und vornehm; seine Tochter Elise war bei ihm. Um höflich zu sein, sprach er unverzüglich bei Pfarrers vor, zudem wollte er alles andre, als sich seinem Versprechen entziehen. Die Frau fragte nach der Bäckerei. Mack bedauerte, daß er nicht rascher habe zu Werke gehen können, es habe seine guten Gründe gehabt: die Bäckerei könne einfach nicht in diesem Jahre aufgeführt werden, des Sickerwassers wegen. Da ließ die Frau einen Ruf der Enttäuschung hören, aber der Pfarrer hatte seine kleine Freude.

„Die Fachleute kommen und erzählen mir das," sagte Mack, „drum muß ich mich fügen. Im nächsten Frühjahr können die Mauern sich um mehrere Zoll verschieben. Und wie würde es dem Hause oben ergehen?"

„Ja, wie würde es dem dann ergehen?" sagte auch der Pfarrer.

Übrigens war Mack durchaus nicht in bedrückter Stimmung. Die Hundstage waren vorüber, aller Heringsfang war vollkommen beendet, und ein Telegramm des Agenten hatte ihn auf der Stelle davon in Kenntnis gesetzt, daß die Preise rapid im Steigen waren. Mack konnte sich nicht enthalten, es den Pfarrersleuten zu erzählen. Zum Entgelt konnte der Pfarrer ihm mitteilen, wo Rolandsen sich aufhielt; auf einer Insel, die weit nach Westen im Meere lag, hauste er ganz wie ein Wilder. Ein Mann und eine Frau waren gekommen und hatten dem Pfarrer die Kunde überbracht.

Mack sandte unverzüglich ein Boot aus, um Rolandsen zu holen.


Die Sache war so, daß Enochs Geständnisse Rolandsen unvorbereitet trafen: jetzt war er frei, aber er hatte die vierhundert Taler für Mack nicht. So geschah es, daß er das Boot des Bälgetreters mit Angelschnüren und Zubehör nahm und hinausruderte in die stille Nacht. Anderthalb Meilen fuhr er, zum Teil über das offne Meer, ruderte die ganze Nacht und suchte sich am Morgen eine geeignete Insel aus. Da landete er. Allerhand Seevögel umkreisten ihn.

Rolandsen war hungrig, und zuerst gedachte er, eine gute Portion Möveneier zur Mahlzeit zu sammeln. Doch es stellte sich heraus, daß aus den Eiern Junge geworden waren. Da ruderte er auf den Fischfang hinaus, und das glückte besser. Nun lebte er tagaus tagein von Fischen und sang und langweilte sich und regierte die Insel. Bei Regenwetter fand er Obdach unter einem unvergleichlich schönen Felsen. In der Nacht schlief er auf einem grünen Fleck, und die Sonne ging niemals unter.

Zwei, drei Wochen vergingen, die elende Lebensweise hatte ihn schrecklich mager gemacht, aber sein Blick wurde immer eherner vor lauter Festigkeit, und er wollte nicht kapitulieren. Er fürchtete weiter nichts, als daß jemand kommen und ihn stören könnte. Vor ein paar Nächten war ein Boot auf die Insel zugefahren, darin hatten ein Mann und eine Frau gesessen, die hatten Daunen gesammelt. Sie hatten auf der Insel landen wollen, aber Rolandsen ließ es um keinen Preis zu, er hatte sie in weiter Entfernung bemerkt und hatte Zeit gehabt, in Wut zu geraten, und dann hatte er so seltsame Fechtkünste mit dem kleinen Drehanker des Bälgetreters aufgeführt, daß die Leute erschrocken von dannen gerudert waren. Da hatte Rolandsen innerlich gelacht und war wie ein unheimlicher Teufel anzusehen gewesen mit seinem magern Gesicht.

Eines Morgens lärmen die Vögel ärger als sonst und wecken Rolandsen, und es war noch so früh, daß es beinahe Nacht war. Er sieht ein Boot kommen, es ist ganz nah. Das war das Traurige an Rolandsen, daß er so langsamen Sinnes war. Da kam nun dieses Boot und kam ihm gerade jetzt höchst ungelegen; aber als er endlich genügend in Wut war, hatte das Boot schon angelegt, sonst hätte er ihm ja Schaden zufügen und die Leute mit Steinen bewerfen können.

Zwei von Macks Leuten aus der Fabrik, Vater und Sohn, stiegen ans Land, und der Alte bot Rolandsen guten Tag.

„Ich bin durchaus nicht zufrieden mit dir, und ich werde dir etwas antun," erwiderte Rolandsen.

„Was sollte das sein?" sagte der Mann und sah den Sohn etwas unsicher an.

„Selbstverständlich werd ich dich erwürgen. Was meinst du zu der Ankündigung?"

„Und wir kommen mit Aufträgen gefahren, die Mack selber uns gegeben hat."

„Natürlich hat Mack selber sie dir gegeben. Ich weiß, was er will."

Jetzt mischte sich auch der Junge ins Gespräch und bemerkte, der Bälgetreter wolle sein Boot und seine Angelschnüre wieder haben.

Rolandsen rief verbittert: „Der? Ist der Mann toll? Und was soll ich machen? Ich wohne auf einer wüsten Insel, ich muß das Boot haben, wenn ich unter Menschen kommen will, und mit den Angelschnüren muß ich fischen, um leben zu können. Richt ihm den Gruß aus."

„Und dann sollten wir von dem neuen Telegraphisten bestellen, daß wichtige Telegramme gekommen wären und für Sie bereit lägen."

Rolandsen machte einen Sprung. Was! Schon! Er fragte noch nach allerlei, bekam Antwort und machte nun keine Einwendungen mehr dagegen, sie zu begleiten. Der Junge ruderte das Boot des Bälgetreters, und Rolandsen saß in dem des Alten.

Am Bug stand ein Eßkorb; die frohe Hoffnung erwachte in Rolandsen, ob nicht vielleicht Proviant darin wäre. Er wollte fragen: „Hast du Essen bei dir?" Aber er bezwang sich vor lauter Dünkel und fing an, sich den Hunger fortzuplaudern.

„Wie erfuhr Mack, daß ich hier bin?"

„Es hatte sich herumgesprochen. Ein Mann und eine Frau hatten Sie hier eines Nachts gesehen, sie waren so erschrocken."

„Ja, was wollten die hier!... Denk dir, ich habe einen neuen Fischplatz bei der Insel gefunden. Und nun reise ich von da fort."

„Wie lange hatten Sie zu bleiben gedacht?"

„Was gehts dich an," erwiderte Rolandsen kurz. Er betrachtete den Eßkorb, aber er verging fast vor Dünkel und sagte: „Das ist ja ein ungewöhnlich häßlicher Eßkorb. Das dürfte wohl nicht angehen, darin etwas aufzubewahren. Was sollte das sein?"

„Hätte ich nur soviel Fleisch und Speck und Butter und Käse, wie schon in dem Eßkorb gewesen ist, ich wäre mit Essen versorgt für viele, viele Jahre," antwortete der Mann.

Rolandsen räusperte sich und spuckte ins Meer.

„Wann sind die Telegramme gekommen?" fragte er.

„Ach, das ist schon eine Weile her."

Auf halbem Wege ließ man die Boote zusammenkommen, Vater und Sohn wollten ihre Mahlzeit aus dem Eßkorb verzehren. Rolandsen guckte in alle Windrichtungen. Der Alte sagte: „Wir haben ein bißchen zu essen hier, wenn Sie vorlieb nehmen!" Und der ganze Eßkorb wurde Rolandsen vorgesetzt.

Er wies ihn mit der Hand zurück und antwortete: „Ich hab vor einer halben Stunde gegessen und habe gehörig eingehauen. Du hast übrigens kaum einen Begriff davon, wie gut durchgebacken dieses Weißbrot aussieht. Nein, danke schön, ich will es nur ansehen, nur daran riechen!" Und Rolandsen plauderte weiter und sah in alle Windrichtungen: „Ja ja, wir leben eigentlich recht fett hier im Norden. Ich bin überzeugt, daß jedermann seine Fleischkeule zu Hause hängen hat. Und später all der Speck. Aber diese Lebensweise hat etwas Tierisches an sich!" Rolandsen wand sich mißmutig und sagte: „Wie lange ich dazubleiben gedachte, fragst du? Natürlich wäre ich bis zur Ernte geblieben und hätte mir die Sternschnuppen angesehen. Ich bin ein großer Freund von Ereignissen, es macht mir Spaß, zu sehen, wie ein Weltkörper in Stücke geht."

„Ja, das ist nun etwas, was ich nicht verstehe."

„Ein Weltkörper also. Wenn der eine Stern den andern ganz aus seiner Bahn schleudert und ihn vom Himmel herunterwirft."

Aber das Essen dauerte lange, und Rolandsen rief: „Die reinen Schweine seid ihr ja im Essen. Wie könnt ihr nur all das Zeug in eure Mäuler hineinmisten!"

„Nun sind wir fertig," sagte der Alte nachgiebig.

Die Boote trennten sich voneinander, und die Männer griffen wieder zu den Rudern. Rolandsen legte sich im Boote nieder, um zu schlafen.

Am Nachmittag kamen sie an, und Rolandsen ging schnurstracks wegen der Telegramme zur Station. Es waren erfreuliche Nachrichten über die Erfindung, ein hohes Patentangebot aus Hamburg war da und ein noch höheres Angebot eines andern Hauses durch das Bureau. Und Rolandsen war ein so seltsamer

Kauz, daß er in den Wald sprang und eine lange Weile allein blieb, ehe er daran dachte, sich etwas Essen zu verschaffen. Die Erregung machte einen Jungen aus ihm, ein Kind mit gefalteten Händen.

r ging auf Macks Kontor und ging als ein rehabilitierter Mann hin, ja, als ein Löwe. Sein Anblick würde der Familie Mack eigentümlich zu Herzen gehen, Elise würde ihm vielleicht gratulieren, und die aufrichtige Freundlichkeit sollte ihm gut tun.

Er täuschte sich. Er traf Elise vor der Fabrik im Gespräch mit ihrem Bruder, sie nahm so wenig Notiz von ihm, daß sie seinen Gruß kaum erwiderte. Und die beiden redeten ruhig weiter. Rolandsen störte nicht und fragte nicht nach dem alten Mack, sondern ging zum Kontor hinauf und klopfte an die Tür. Sie war verschlossen. Er ging wieder hinunter und sagte: „Ihr Herr Vater hat nach mir geschickt, wo kann ich ihn treffen?"

Die beiden überstürzten sich nicht mit der Antwort, sondern beendigten ihr Gespräch; dann sagte Friedrich: „Vater ist oben bei der Schleuse."

Das hätten Sie mir gleich sagen können, als ich kam, dachte Rolandsen. Beide waren sie voller Gleichgültigkeit, sie hatten ihn zum Kontor gehen lassen, ohne ihn aufzuklären.

„Könnten Sie nicht jemand nach ihm schicken?" fragte Rolandsen.

Friedrich sagte langsam: „Wenn Vater bei der Schleuse ist, so ist er dort, weil er da zu tun hat."

Rolandsen machte verblüffte Augen und sah die beiden an.

„Sie werden wiederkommen müssen," sagte Friedrich.

Und Rolandsen fügte sich drein und sagte: „Ja, Ja." Dann ging er.

Aber er fing an, die Lippen ein bißchen zusammenzukneifen und nachzudenken. Plötzlich kehrte er um und sagte ohne Einleitung: „Aber wenn ich hergekommen bin, so ist es nicht geschehen, um jemand anders als Ihren Vater zu treffen, verstanden?"

„Kommen Sie später wieder," sagte Friedrich.

„Und wenn ich jetzt zum zweiten Male wieder komme, so tu ich's, um zu sagen, daß ich nicht zum dritten Mal komme."

Friedrich zuckte mit den Achseln.

„Da kommt Vater," sagte Elise.

Der alte Mack kam gegangen. Er runzelte die Stirn, war kurz angebunden und ging Rolandsen ins Kontor voran. Er war voller Ungnade. Er sagte: „Voriges Mal hab ich Ihnen einen Stuhl angeboten, diesmal tu ich das nicht."

„Nein, natürlich nicht," sagte Rolandsen. Aber noch verstand er diese Zornmütigkeit nicht.

Aber dem alten Mack machte die Härte kein Vergnügen. Dieser Mann, der sich gegen ihn vergangen hatte, war in seiner Macht, er aber würde zu viel Überlegenheit besitzen, um sie zu brauchen. Er sagte: „Sie wissen natürlich, was sich zugetragen hat?"

Rolandsen antwortete: „Ich war fort, hier kann viel geschehen sein, was Sie kennen, ich aber nicht."

„Ich will Sie damit bekannt machen," sagte Mack. Und er war wie ein kleiner Gott in diesem Augenblick und hielt eines Menschen Schicksal in seiner Hand. „War es so, daß Sie meine Lebenspolice verbrannten?" fragte er.

„Es ist vielmehr so," begann Rolandsen, „daß ich, wenn Sie mich ausfragen wollen ..."

„Hier ist sie," sagte Mack und wies das Dokument vor. „Das Geld hat sich gleichfalls gefunden. Alles lag in einem Tuche, das nicht Ihr Eigentum war."

Rolandsen protestierte nicht.

Mack fuhr fort: „Es gehörte Enoch."

Rolandsen mußte über all die Feierlichkeit lächeln, und er sagte im Scherz: „Sie werden sehen, sicherlich ist Enoch der Dieb."

Aber seine Scherze mißfielen Mack, das waren durchaus keine respektvollen Scherze. „Sie haben mich zum Narren gehalten," sagte er, „und mich um vierhundert Taler gebracht."

Rolandsen, der dastand und seine wertvollen Telegramme in der Tasche hatte, wollte wieder nicht den richtigen Ernst bewahren. „Wollen wir es uns ein wenig überlegen?" sagte er.

Da sprach Mack in scharfem Ton: „Ich habe Ihnen das vorige Mal vergeben, diesmal tu ich es nicht."

„Ich kann Ihnen das Geld zurückzahlen."

Mack wurde aufgebracht: „Von jetzt ab spielt das Geld hier für mich keine Rolle mehr. Sie sind ein Betrüger, wissen Sie das?"

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Erklärung gebe? Nein. Das ist doch allzu unvernünftig. Was wollen Sie denn von mir?"

„Ich will Sie verhaften lassen," sagte Mack.

Friedrich trat ein und setzte sich an seinen Platz am Pulte. Er hatte die letzten Worte gehört und sah den Vater ein seltnes Mal in Aufregung.

Rolandsen steckte die Hand in die Tasche zu den Telegrammen und sagte: „Aber wollen Sie das Geld nicht nehmen?"

„Nein," erwiderte der alte Mack. „Sie können es bei der Behörde abliefern."

Rolandsen blieb stehen. Er war kein Löwe mehr; wenn man's bei Licht besah, hatte er sich vergangen und konnte festgenommen werden. Gut! Als Mack fragend nach ihm hinsah, als wundre er sich darüber, daß Rolandsen noch dastand, antwortete der: „Ich erwarte, verhaftet zu werden."

Mack sagte verblüfft: „Hier? Nein, Sie können nach Hause gehen und sich zurecht machen."

„Danke sehr. Ich habe noch ein paar Telegramme abzuschicken."

Diese Worte besänftigten Mack; er war doch kein Menschenfresser. „Sie können natürlich über heute und morgen verfügen, um Ihre Vorbereitungen zu treffen," sagte er.

Rolandsen verneigte sich und ging.

Draußen stand Elise noch immer, und ohne Gruß ging er an ihr vorbei. Verloren war verloren, dabei war nichts zu machen. Sie rief ihm leise nach, und betroffen und bestürzt blieb er stehen und starrte sie an.

„Ich möchte Ihnen nur sagen, daß ... es wohl nicht so gefährlich ist."

Er verstand kein Sterbenswörtchen und verstand es ebensowenig, daß sie sich jetzt mit ihm abgab. „Ich darf nach Hause gehen, ich hab ein paar Telegramme zu verschicken," sagte er.

Sie kam zu ihm hin, ihre Brust ging auf und nieder, sie sah sich um und schien sich nicht sicher zu fühlen. Sie sagte: „Vater war wahrscheinlich streng. Aber das geht wohl vorüber."

Rolandsen wurde ärgerlich. Kam es denn gar nicht darauf an, wie es mit seinem eignen Recht aussah? „Das kann Ihr Herr Vater halten, wie er will," antwortete er.

So stand es! Aber sie atmete noch immer schwer, und sie sagte: „Was sehen Sie mich so an? Kennen Sie mich nicht wieder?"

Gnade, nichts als Gnade. Er antwortete: „Man kennt wieder und kennt nicht wieder, je nachdem die Leute es haben wollen."

Pause. Elise sagte schließlich: „Sie müssen doch einräumen, daß das, was Sie get ... Na, Sie selbst haben am schwersten darunter zu leiden."

„Gut, mag ich am schwersten darunter zu leiden haben. Ich wünsche alle diese Überfälle von allen möglichen Personen ganz und gar nicht. Ihr Herr Vater soll mich nur verhaften lassen."

Ohne ein Wort ging sie von ihm ...

Er wartete zwei, er wartete drei Tage lang, und niemand kam in Börres Haus, um ihn zu holen. Er lebte in der größten Spannung. Nun hatte er seine Telegramme geschrieben und wollte sie in demselben Augenblick absenden, wenn er festgenommen würde; er wollte das höchste Angebot für die Erfindung akzeptieren und das Patent verkaufen. Inzwischen war er nicht müßig, er unterhielt Verhandlungen mit den ausländischen Häusern über dieses und jenes, über den Ankauf des Wasserfalls Macks Fabrik gegenüber, über Sicherung des Transportes. Alle diese Dinge waren bis auf weiteres in seine Hand gelegt.

Aber Mack war nicht der Mann dazu, ein Mitgeschöpf zu verfolgen. Im Gegenteil, in seinem Geschäft stand alles wieder zum besten, und in günstigen Zeiten gefiel er sich viel lieber darin, verschwenderisch wohlwollend zu sein. Ein neues Telegramm von dem Agenten in Bergen hatte ihn in Kenntnis davon gesetzt, daß der Hering nach Rußland verkauft war. Wünschte Mack Geld, so stände es zur Verfügung. So, nun war er wieder obenauf.

Als über eine Woche verstrichen war und sich nichts an der Lage der Dinge änderte, ging Rolandsen wieder in Macks Kontor hinunter. Spannung und Ungewißheit hatten ihn erschöpft, und er wollte eine Entscheidung herbeiführen.

„Ich bin eine Woche lang bereit gewesen, und Sie lassen mich nicht verhaften," sagte er.

„Junger Mann, ich habe mir die Sache ein bißchen überlegt," erwiderte Mack mit Nachsicht.

„Alter Mann, Sie sollten sie auf der Stelle zur Entscheidung bringen!" sagte Rolandsen heftig. „Sie meinen, Sie könnten bis in alle Ewigkeit zaudern und mich warten lassen und sich sonnen in Ihrer Gnädigkeit; aber ich werde schon Rat wissen. Ich stelle mich selbst."

„Heute hätte ich jedenfalls eine andre Sprache von Ihnen erwartet."

„Ich werde Ihnen zeigen, was für eine Sprache Sie zu erwarten haben," rief Rolandsen unnötig hochfahrend und warf seine Telegramme dem Handelsherrn vor die Augen. Er sah jetzt noch großnäsiger aus als in der frühern Zeit, weil sein Gesicht so mager geworden war.

Mack ließ seine Augen an den Telegrammen hinuntergleiten. „Sie sind unter die Erfinder gegangen!" sagte er. Aber je weiter seine Augen niederglitten, desto mehr kniff er sie nach und nach zusammen und sah genauer zu. „Fischleim?" sagte er zuletzt. Und dann begann er wieder, die Telegramme von vorn zu lesen. „Das läßt sich ja vielversprechend an!" sagte er und sah zu Rolandsen auf. „Ist das Tatsache, daß Ihnen diese hohe Summe für die Erfindung von Fischleim geboten wird?"

„Ja."

„Dann gratuliere ich Ihnen. Aber dann sollten Sie sich auch so groß erweisen, nicht gegen einen alten Mann unhöflich zu sein."

„Da haben natürlich Sie recht. Aber mich hat die Spannung ziemlich heruntergebracht. Sie versprachen, mich verhaften zu lassen, und nun wird nichts daraus."

„Ich muß Ihnen sagen, wie es sich verhält: man hat sich hineingemischt. Ich wollte Sie verhaften lassen."

„Wer hat sich hineingemischt?"

„Sie wissen, die Weiber. Ich habe eine Tochter. Elise sagte nein."

„Das ist sehr eigentümlich," sagte Rolandsen.

Mack sieht wieder in die Telegramme. „Das ist ja großartig. Könnten Sie mir Ihre Erfindung ein wenig auseinandersetzen?"

Und Rolandsen setzte sie ihm ein wenig auseinander.

„Da sind wir ja in einer Art Konkurrenten," sagte der alte Mack.

„Nicht nur in einer Art. Von dem Augenblick an, wo ich meine Antwort abschicke, sind wir es in der Tat."

„So?" sagte Mack, stutzig werdend. „Was wollen Sie damit sagen? Wollen Sie anfangen zu fabrizieren?"

„Ja. Gegenüber dem Ihren liegt ein zweiter Wasserfall, ein viel größerer Wasserfall. Eine Schleuse ist nicht nötig."

„Das ist Levions Wasserfall."

„Ich hab ihn gekauft."

Mack runzelte die Stirn und überlegte. „Mögen wir also Konkurrenten sein," sagte er.

Rolandsen antwortete: „Dabei verlieren Sie."

Aber diese Sprache erregte größeres und größeres Ärgernis bei dem großen Herrn, er war es nicht gewohnt und duldete das nicht. „Sie vergessen so erstaunlich oft, daß Sie noch in meiner Hand sind," sagte er.

„Zeigen Sie mich nur an. Später kommt die Reihe an mich."

„Ach, was wollen Sie tun?"

Rolandsen antwortete: „Sie ruinieren."

Friedrich trat ein. Er sah sogleich, daß ein Wortwechsel im Gange war, und es ärgerte ihn, daß der Vater dem abgedankten Telegraphisten mit der großen Nase nicht endlich einmal den Rest gab.

Rolandsen sagte laut: „Ich mache Ihnen ein Angebot: Wir verwerten die Erfindung gemeinsam. Wir wandeln die Fabrik um, und ich leite sie. Mein Angebot erlischt nach vierundzwanzig Stunden!" Worauf Rolandsen unter Zurücklassung der Telegramme aus dem Zimmer ging.



Es fing an, Herbst zu werden, im Walde stürmte es, die See war gelb und kalt, und die Sterne am Himmel erwachten. Aber Ove Rolandsen hatte keine Zeit mehr, Sternschnuppen zu besehen, trotzdem er immer noch ein Freund von Ereignissen war. An Macks Fabrik waren in der letzten Zeit viele Bauleute tätig gewesen; hier rissen sie nieder, und dort bauten sie auf, wie Rolandsen ihnen Anweisung gab, der die Leitung über das Ganze hatte. Alle Schwierigkeiten hatte er überwunden und war zu hohen Ehren gelangt.

„Ich habe den Mann eigentlich immer geschätzt," sagte der alte Mack.

„Ich nicht," erwiderte Elise in ihrem Stolz. „Was ist er für ein Wicht geworden. Es ist, als ob er uns gerettet hätte."

„Na, so arg wird es nicht sein."

„Er grüßt, aber er wartet nicht auf Antwort. Er geht vorbei."

„Er hat zu tun."

„Er hat sich in unsre Familie eingeschlichen, das hat er," sagte Elise mit bleichem Munde. „Wir mögen sein, wo wir wollen, er ist dabei. Aber wenn er sich Flausen in den Kopf setzt mit mir, so irrt er sich."

Elise reiste in die Stadt.

Und alles ging trotzdem seinen Gang, man schien ohne sie auszukommen. Aber jetzt war die Sache die, daß Rolandsen von dem Augenblick an, wo er gemeinsame Sache mit Mack machte, sich selber gelobt hatte, tüchtig zu arbeiten und sich nicht Zeit zu lassen, von andern Dingen zu träumen. Man schwärmt im Sommer, und dann hört man auf für diesmal. Aber manche schwärmen ihr Leben lang und sind nicht umzuwandeln. Da war die Jungfer van Loos in Bergen. Rolandsen hatte einen Brief von ihr bekommen, daß sie ihn durchaus nicht mehr geringer achte als sich selber, weil er sich nicht mit dem Diebstahl befleckt, sondern nur Komödie gespielt habe. Und daß sie ihre Abrechnung mit ihm zurücknehme, sofern ihre Zeit nicht abgelaufen sei.

Im Oktober kam Elise Mack nach Hause. Es hieß, sie sei fest verlobt, und ihr Bräutigam, Henrik Burnus Henriksen, Kapitän auf dem Küstenboot, sei zu Besuch bei Mack. Im großen Saale auf Rosengaard sollte nun ein Ball stattfinden; eine deutsche Musikertruppe, die Finnmarken besucht hatte und auf der Heimreise war, wurde zu Horn- und Flötenspiel gemietet. Das ganze Kirchspiel war zu dem Balle geladen, Rolandsen wie alle andern, und auch die Küsterstochter Olga sollte erscheinen und als künftige Gattin Friedrichs aufgenommen werden. Aber bei Pfarrers kam etwas dazwischen. Der neue Pfarrer war jetzt ernannt worden, und man erwartete ihn tagtäglich; der gute Stiftskaplan kam nun an einen andern Ort im Norden, wo eine andre Gemeinde ohne Hirten war. Er hatte auch nichts dagegen, daß er in neuem Erdreich pflügen und säen sollte, hier war die Arbeit nicht immer vom Glück gesegnet gewesen. Auf ein erfolgreiches Werk konnte er zurückblicken: er hatte es durchgesetzt, daß Levions Schwester sich des einzigen Mannes erinnerte, der die Pflicht hatte, sie zu heiraten. Es war der Zimmermann des Kirchspiels, zugleich Hauseigentümer mit nicht wenigen Schillingen unter dem Kopfkissen. Als sie vor dem Altar standen und der Pfarrer sie traute, hatte er ein winziges Gefühl von Zufriedenheit. Durch unverdrossene Mühewaltung besserte man doch hie und da die Sitten.

Ach, es würde sich allmählich schon machen, Gott sei Dank! dachte der Pfarrer. In seinen Haushalt war nun wieder ein bißchen Ordnung eingekehrt, die neue Hausmamsell war gekommen, und sie war bei Jahren und solid, er wollte sie mitnehmen und sie auch in der neuen Stellung behalten. Es glich sich ja wohl alles aus. Der Pfarrer war ein gestrenger Herr gewesen; aber man schien ihm deswegen nicht zu grollen; als er sich unten am Landungsplatze einschiffte, hatten sich viele zum Abschied eingefunden. Was Rolandsen betrifft, so wollte er sich diese Gelegenheit, den Höflichen zu spielen, nicht entgehen lassen; schon lag Macks Boot da und wartete mit drei Mann auf ihn, aber er wollte erst an Bord kommen, wenn die Pfarrersleute glücklich fort wären. Für diese Höflichkeit mußte der Pfarrer sich denn trotz allem, was geschehen war, bei Rolandsen bedanken. Und wie es dem Gehilfen Levion seinerzeit überlassen worden war, die Frau Pfarrer ans Land zu tragen, so überließ man es ihm jetzt auch wieder, sie an Bord zu bringen. Auch insofern schien Levions Zukunft sich aufzuhellen, als der Pfarrer versprach, das Seinige dazu zu tun, daß er wieder die Gehilfenstelle bekäme.

Es glich sich ja wohl alles aus.

„Müßten Sie jetzt nicht nordwärts und ich südwärts, so könnten wir zusammen reisen," sagte Rolandsen.

„Ja," erwiderte der Pfarrer. „Aber lassen Sie uns daran denken, lieber Rolandsen, daß zwar der eine nach Norden, der andre nach Süden zieht, daß wir uns aber alle einst treffen werden an einem und demselben Ort!" Also legte er Zeugnis ab und war unverdrossen bis zuletzt.

Die Frau saß am Bug in ihren alten traurigen Schuhen; sie waren geflickt, aber zugleich auch grausam häßlich geworden. Aber die Frau Pfarrer war deshalb

nicht betrübt, sie hatte vielmehr funkelnde Augen und freute sich, an einen neuen Ort zu kommen, um zu sehen, was es dort gebe. Mit ein bißchen Wehmut dachte sie an einen großen Feldstein, an dessen Mitnahme der Pfarrer sie mürrisch gehindert hatte, trotzdem er so schön war.

Dann stießen sie vom Lande ab. Und man winkte mit Hut und Südwester und Taschentuch, und vom Boot und vom Strande erklangen Abschiedsrufe.

Und nun ging Rolandsen an Bord. Schon den heutigen Abend sollte er in Rosengaard zubringen, wo es eine Doppelverlobung zu feiern galt. Auch diese Gelegenheit, den Höflichen zu spielen, wollte er sich nicht entgehen lassen. Da Macks Boot am Mast keinen Wimpel trug, entlieh er durch die Bootsleute einen prachtvollen rot und weißen Zehnruderer-Wimpel, den er hissen ließ, bevor er abfuhr.

Gegen Abend kam er an. Man konnte sehen, daß das große Handelshaus ein Fest feierte, in beiden Etagen waren die Fenster erhellt, und im Hafen an den Fahrzeugen unterschied man nichts als Flaggen, obwohl es ganz dunkel war. Rolandsen sagte zu den Leuten: „Geht ihr jetzt ans Land und schickt drei andre her; um Mitternacht will ich wieder zur Fabrik zurück."

Rolandsen wurde gleich von Friedrich in Empfang genommen. Friedrich war gut gelaunt; jetzt hatte er die größte Aussicht, Steuermann auf dem Küstenboot zu werden, so daß er heiraten und es selbst zu etwas bringen konnte. Auch der alte Mack war zufrieden, und er trug den Orden, den der König ihm auf seiner Finnmarkentour verliehen hatte. Weder Elise, noch Kapitän Henriksen waren zu sehen; aber die kosten wohl in einem Raume für sich.

Rolandsen trank ein paar Gläser und weihte und wappnete sich. Mit dem alten Mack hatte er eine Unterredung über geschäftliche Dinge: da hatte er nun den Farbstoff erfunden. Was für eine Bagatelle schien dieser Farbstoff zu sein und doch sollte er vielleicht das Hauptprodukt werden; Rolandsen brauchte Maschinen und Apparate zur Destillation. Elise kam gegangen. Sie blickte Rolandsen voll ins Gesicht, sagte laut Guten Abend und nickte.

Er erhob sich und grüßte, aber sie ging vorbei.

„Sie ist so beschäftigt heut abend," sagte der alte Mack.

„Dann heißt es also fix und fertig sein, wenn der Fang in den Lofoten anfängt," sagte Rolandsen und setzte sich wieder. Hoho, wie wenig ihm dergleichen anhaben konnte. „Ich meine weiter, wir mieten einen kleinen Dampfer, den Friedrich führen kann."

„Friedrich bekommt jetzt vielleicht einen andern Posten. Aber das besprechen wir noch näher; es hat Zeit bis morgen."

„Um Mitternacht fahr ich zurück."

„Na, hören Sie mal!" rief Mack.

Rolandsen stand auf und sagte kurz: „Um Mitternacht!" So fest und unbeugsam wollte er sein.

„Ich hatte wirklich gedacht, Sie würden hier übernachten. Bei einem solchen Anlaß. Ich kann denn doch wohl sagen, daß ein kleiner Anlaß vorhanden ist."

Sie gingen umher, mischten sich unter die andern und plauderten bald hier, bald da. Als Rolandsen den Kapitän Henriksen traf, tranken sie wie gute Bekannte zusammen, trotzdem sie sich nie gesehen hatten. Der Kapitän war ein gutmütiger, etwas dicker Herr.

Dann fing die Musik zu spielen an, in drei Zimmern ging man zu Tisch, und Rolandsen richtete es geschickt so ein, daß er an einen Platz kam, wo niemand von den Vornehmen saß. Der alte Mack fand ihn bei seinem Rundgang und sagte: „Sitzen Sie hier? Na ja. Ich hätte sonst ..."

Rolandsen antwortete: „Tausend Dank, wir können Ihre Rede auch von hier hören."

Mack schüttelte den Kopf. „Nein, ich halte keine Rede!" Mit gedankenvoller Miene entfernte er sich; es schien etwas nicht zu stimmen.

Das Essen ging vorüber, und es floß viel Wein, und das Getöse der Menschen war groß. Während des Kaffees setzte Rolandsen sich hin und schrieb ein Telegramm. Es war an die Jungfer van Loos in Bergen: ihre Zeit sei durchaus nicht abgelaufen. Komm in den Norden, sobald du kannst. Dein Ove.

Auch so war es gut, alles war gut und herrlich! Er brachte das Telegramm selbst auf die Station und sah, wie es abgeschickt wurde. Dann kehrte er zurück. An den Tischen ging es jetzt lebhafter her, man wechselte die Plätze. Elise kam zu ihm hin und reichte ihm die Hand. Sie entschuldigte sich, daß sie vorher an ihm vorbeigegangen sei.

„Wüßten Sie nur, wie schön Sie heut abend wieder sind," sagte er und tat überlegen und höflich.

„Meinen Sie?"

„Das hab ich übrigens immer gemeint. Ich bin doch Ihr alter Anbeter gewesen, wissen Sie noch? Nein, besinnen Sie sich doch auf voriges Jahr, wo ich Ihnen geradezu einen Antrag machte!"

Der Ton mochte ihr wohl nicht gefallen an ihm, sie ging zunächst fort. Aber kurz darauf traf er sie wieder. Friedrich hatte mit seiner Braut den Tanz eröffnet, der Ball war im Gange, so daß niemand Notiz von den beiden nahm, wie sie zusammen sprachen.

Elise sagte: „Richtig, ich kann Ihnen einen schönen Gruß bestellen von einer guten Bekannten von Ihnen, von der Jungfer van Loos."

„So?"

„Sie hat gehört, daß ich heirate, und möchte Hausmamsell bei mir werden. Sie soll sehr tüchtig sein. Ja, Sie kennen sie ja besser als ich."

„Sie muß sehr tüchtig sein, ja. Aber Hausmamsell bei Ihnen kann sie nicht werden."

„Nicht?"

„Weil ich ihr soeben telegraphiert und ihr eine andre Stelle angeboten habe. Sie ist meine Braut."

Betroffen starrte das stolze Fräulein ihn an. „Ich dachte, es wäre vorbei zwischen Ihnen," sagte sie.

„Na, Sie wissen ja, alte Liebe ..... Freilich war's einmal vorbei, aber —."

„Ja so," sagte sie weiter.

„Ich muß es Ihnen sagen, Sie sind nie so schön gewesen wie heute abend!" sagte er und war von grandioser Höflichkeit. „Und dann dieses Kleid, dieser dunkelrote Samt!" Auch mit diesen Worten war er zufrieden; wer hätte Unruhe dahinter gewittert?

„Übertrieben grün waren Sie ihr doch nicht," sagte sie.

Er bemerkte, daß ihre Augen feucht waren, und stutzte, auch die verschleierte Stimme machte ihn verwirrt, und sein Gesicht nahm einen andern Ausdruck an.

„Wo ist Ihre große Ruhe nun?" rief sie und lächelte.

Er murmelte: „Sie nehmen sie mir."

Da streichelte sie plötzlich seine Hand ein einziges Mal und ging. Sie stürmte weiter durch die Zimmer, sah niemand und hörte nichts, lief nur, lief. Im Flur stand ihr Bruder, der sie anrief; sie drehte ihm ihr lächelndes Gesicht voll zu, und von ihren Wimpern tropften Tränen nieder; dann lief sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Eine Viertelstunde darauf kam ihr Vater zu ihr. Sie fiel ihm um den Hals und sagte: „Nein, ich kann nicht."

„So. Dann nicht. Aber du mußt wieder herunterkommen und tanzen; man fragt nach dir. Und was war das, was du zu Rolandsen gesagt hast? Er ist so verändert. Warst du wieder unhöflich zu ihm?"

„Nicht doch, nicht doch. Ich war nicht unhöflich zu ihm."

„Denn dann mußt du's gleich wieder gutmachen. Um zwölf Uhr reist er wieder."

„Um zwölf?" Elise machte sich sofort fertig und sagte: „Ich komme jetzt."

Sie ging hinunter und sprach mit Kapitän Henriksen. „Ich kann nicht," sagte sie.

Er antwortete nicht.

„Vielleicht tu ich unrecht, aber es ist mir nicht möglich."

„Ja ja," war alles, was er sagte.

Sie konnte es nicht weiter erklären, und da der Kapitän sich so wortkarg verhielt, war es damit zu Ende. Elise ging zur Station und telegraphierte an die Jungfer van Loos in Bergen, sie dürfe Ove Rolandsens Anerbieten nicht annehmen, da er es wieder nicht ernst meine. Brief folgt. Elise Mack.

Dann kam sie zurück und nahm wieder am Tanze teil. „Ist es wahr, daß Sie um zwölf Uhr nach Hause fahren?" fragte sie Rolandsen.

„Ja."

„Ich reise mit Ihnen zur Fabrik. Ich hab da etwas zu tun."

Und wieder strich sie ihm über die Hand.





Der Dandy/ Variationen über ein Thema von Franz Blei

Var. 1. Heliogabalus



Es war gerade drei Tage her, daß die Prätorianer den Kaiser in den Gärten des esquilinischen Palastes erdrosselt, durch die Stadt geschleift und den zerfetzten verstümmelten Rumpf in den Tiber geworfen hatten, als Augaros der Nichtstuer mit seinem marsylischen Gaste, dem jungen Silius Messala, die Landstraße gegen Tibur hinausfuhr, wohin sie eine Einladung zu einem nächtlichen Feste im Lusthause des Mimen Comazon hatten, der unter dem toten Kaiser fünfmal Konsul war und das Glück hatte, immer mit dem Leben davon zu kommen. Gegen Sonnenuntergang hatten sie sich aufgemacht und nun lag schon der helle Juliabend über der Landschaft. Das Maultiergespann war nur langsam durch die Menge gekommen, die lärmend die Straßen und Plätze füllte. Bald mußte das Gefährt halten und Soldaten passieren lassen, bald waren es Freunde des Augaros, die nach dem Wohin der Reise fragten, dann wieder gab es ein zufälliges Wiedersehen mit einem Kameraden des jungen Messala, der sechs Jahre nicht in der Stadt gewesen war. Aber gleich hinter der Porta Tiburtina, wo die Stadtgärten beginnen, fielen die Maulesel in einen leichten Trab. Der thracische Knecht schwang sich vornhin auf das Breitteil der Wagendeichsel und lenkte das polternde Überlandgefährt vom gepflasterten Fahrweg auf die erdige Straße hinüber, und es wurde auf einmal deutlich still — wie wenn einer dem schreienden Lärmtier mit einem plötzlichen Hieb die tausend Köpfe abgehauen hätte. Nun konnte man sprechen, ohne sich die Worte aus dem Halse zu reißen und in die stumpfen Ohren zu schreien.

Und Messala, der nach Neuigkeiten eifrig war, da er aus der Provinz kam, begann.

— Da ich nun schon einmal zu spät zum Feste gekommen bin, wo die Tische abgeräumt und die Lichter ausgelöscht sind, so erzähl mir wenigstens, was es gab. Man hat mir gesagt, du kostetest mit deiner eigenen Zunge und seist ein Feinschmecker, der sich darauf verstünde. Von dir darüber erzählen hören, sei fast wie selber dabei sein. Also erzähl.

In diesem Augenblick ging eine Bande junger Burschen etwas schwankend vorüber, der Stadt zu, und einer von ihnen warf einen Rosenkranz in den Wagen und schrie in der Mundart des Volkes: Donec virenti canities abest...! Und Rosen flogen noch hinter dem Wagen her, als er weiterfuhr.

— Da hast du ihn wieder, sagte Augaros, den Ruf, der die ganze Stadt füllt und einem so aufmunternd auf die Schulter schlägt. Und da soll ich dir von gewesenen Dingen erzählen, von abgeräumten Tafeln und dem Flötenspiel, das in

der Ecke liegt. Ja: die Lust des Augenblicks möchte wohl, daß wir ihn uns aufheben zu einem Nachgenuß. Der Duft dieser Sommernacht will nicht vergessen werden, will bewahrt sein für eine Erinnerung, wenn die Nächte kalt sind. Wenn im Winter die Glutbecken hereingebracht werden, spürt man seine kalten Füße nur noch kälter. Alle Erinnerungen sind eine Störung, und die schönen tun weh. Man muß sich kein Gedächtnis für die Augenblicke verlegen wie eine Bibliothek und diesen Lockungen der Schwäche und Angst vor dem Nächstkommenden widerstehn. Man hält sich an die Blume, wenn die Frucht nichts taugt oder giftig ist. Wenn du auf die Frucht des Augenblickes wartest, wirst du darüber seine Blume versäumen. Denn er verlangt alles von uns, wenn wir uns an ihm freuen wollen, und wir müssen, was in uns ist, zu seinem Höchsten steigern, um die Lust des Augenblickes ganz zu vermögen. Trifft er uns in Vor- und Nachbedenken, so haben wir ihn durchaus und für immer verloren.

Aber Messala fürchtete auf diese Weise um das zu kommen, was er wissen wollte, und so sagte er statt aller Antwort:

Erzähl mir vom Kaiser.

— Ich sprach ja von ihm und von nichts sonst. Jeder in Rom spricht heute von ihm und von nichts sonst als von ihm. Hast du nicht gehört? Donec virenti...

— Du mußt schon deutlicher sein, sagte Messala, der von der Reise und der Stadt erregt wenig Lust hatte, sich mit dem alten Spaßmacher in Betrachtungen so allgemeiner Art zu ergehen, wenn auch seine Rückkehr nach Rom und nach so langem Verweilen in der Fremde einen Zweck hatte, der ihm so allgemeine Betrachtungen willkommen machen sollte. Denn nichts Geringeres war des jungen Mannes Absicht als sich in Rom der Philosophie zu ergeben, aus Lehre und Beispiel der nachdenklichen Leute etwas über den Sinn und das Ziel des Lebens zu erfahren, wonach sich zu richten. Einsame Jahre erst und dann die etwas wilden in der Hafenstadt hatten den zu einer sanften Schwermut neigenden Messala — er war ein Etrurier — etwas aus dem Gleichgewicht gebracht, wozu kein Geringeres als dieses beitrug, daß er seine nächsten Verwandten der neuen christianischen Lehre ergeben wiederfand und keinen Weg zu ihnen mit Gründen und Beweisen. Das bedrückte ihn, und so wollte er Geschichten hören, einmal, daß sie ihm die Laune bessern sollten, und dann, daß es ihm vielleicht helfen könnte, das neue Wesen zu verstehen, hörte er von dessen Äußerungen. So lag es ihm an den Spiel der Dinge und nicht an den Schlüssen und sagte er:

— Du mußt schon deutlicher sein.

Und Augaros:

— Du willst doch zu den Philosophen in die Lehre gehen. Ich will dir also erzählen, wie dieser Jüngling-Kaiser eine größere und bessere Weisheit lebte als alle Philosophen zusammen erdacht haben, die — wenn wir den göttlichen Plato ausnehmen, der ein Dichter war — Erkenntnisse nur suchen, um miteinander darüber zu streiten, und sich darüber den Bart wachsen lassen, daß sie aussehen wie die Barbaren von jenseits der Berge. Und hängen an die leichten Dinge das

Gewicht ihrer unsinnigen Gedanken, das sie in eine hohle Tiefe zieht. Als hätten nicht die tiefen Fragen den Wunsch nach einer Antwort, die auf der Oberfläche schwimmt wie der Kork auf dem Wasser. Man gräbt die Brunnen um des Quells willen, der ans Licht springt, nicht wegen des schmutzigen Grabens in der Tiefe. Werd nicht ungeduldig. Ich will dir schon von den Dingen erzählen, aber wir müssen uns über dieses verstehen, sonst kommt es dir vor, ich erzählte dir Klatsch und Geschichten aus dem Zirkus. Ich meine also: wenn sich die tiefen Dinge nicht dem Leben dienstbar machen zu einem sichtbaren Schmuck und Kleid, sind sie zu nichts und nur ein Spiel der Leute, die, selber vom Leben ausgeschlossen, nicht zum Leben kommen können. Wir suchen neue Vertiefungen des Lebens zu keinem andern ungewußten Zweck, als daß wir ihm neue Oberflächen gewinnen. Das vortreffliche Freudenmädchen Benedicta, das wir bei Comazon, wie ich sehr wünsche, treffen werden, dient dem syrischen Gotte, weil die Blutbäder, die er verlangt, ihr wohlbekommen. Ist es nicht darum, daß wir diesen Gott nach Rom gebracht haben? Wir schaffen uns für unsere Delirien Getränke besonderer Art und erfinden ihnen neue Worte, warum sollen wir ihnen nicht auch neue Götter erfinden, zu sichtbaren Zeichen unserer Lust? Und das war das größte, was der Kaiser tat: er brachte uns die Schöpfungen unserer höchsten Augenblicke in die größte Nähe, daß wir mit den Händen ineinandergehen und unsere Göttlichkeit spüren. Laß dir erzählen.

Dieser Jüngling hat nie die Tyrannei der gewohnten Gedanken über sich mächtig werden lassen. Er hat sich nie mit den Alltäglichkeiten des Lebens abgegeben, daß er tote Stunden an sie verlor. Er machte sich nichts aus dem gesetzmäßigen Mittleren des Lebens, aus den Selbstverständlichkeiten guten oder schlechten Wetters und den behaglich genossenen Bestätigungen irgendwelcher Meinung. Er suchte nicht das Vergnügen, weil ihn ein gegensätzlicher Zustand plagte. Er brauchte sich nicht auf die Zehen zu stellen, um zu sehen und den Wadenkrampf zu bekommen. Er fand ohne zu suchen die Fülle des Lebens immer, und war ausgerüstet mit allem, diese Fülle aufzunehmen. Er gab dem was er tat keinen Wert über die Zeit seines Tuns hinaus, und darum wiederholte er nie und tat immer ein anderes, denn es lag ihm nichts an der Verbindung und Knüpfung des Tuns durch einen tieferen Sinn. Denn sieh: nicht was ich tue, sondern was ich bin, diese Kraft meiner Täuschung gefällt den Göttern. Der Kaiser ist nie zu den Niederungen des Lebens hinabgestiegen, um die sich die Philosophen und diese Christianen kümmern, weil sie die Gründe ihrer Kümmernis suchen; er hat die einen nicht geröstet um ihrer Meinungen willen, die andern nicht befragt um ihre Lehren, denn er gab keiner Meinung und keiner Lehre einen weiteren Sinn als dem, der sie hat, zu seinem Leben zu dienen. Und war selber reich genug, um dieser Dienste einer Meinung, auch wenn sie seine gewesen wäre, entbehren zu können.

Seine Senatoren nannte er Sklaven in der Toga und ließ die Herren parfümieren, wenn er einmal unter ihnen erscheinen mußte, daß wenn sonst auch nichts wenigstens ihr guter Geruch ihr Dasein erträglich mache. Waren sie bei

ihm zu Gaste, so sperrte er die Betrunkenen mit alten Äthiopierinnen ein oder mit Schakalen und Hyänen. Das war der Übermut des jungen Gottes, der an den Würdigkeitsgefühlen der Menschen seinen Spaß hat und Takt genug, diesen Spaß nicht zu fein zu machen. Einmal ließ er vor seinen Wagen vier Löwen spannen, einmal vier Elefanten, dann vier Damhirsche, und nackt auf einem einrädrigen Wagen ließ er sich von vier nackten Frauen ziehen. Du wirst sehen, daß seine Art darauf gerichtet war, keine Beschwerung von irgend einem Ziel zu bekommen, das weiter lag als in diesem Augenblicke. Das Leben war ihm immer das Ende des Lebens, und nichts was endet dauert lange und lange genug, um davon zu denken. Ziele, die sich nicht im Augenblick erfüllen, hemmen den Schritt oder hetzen ihn, und der Kaiser ging spielend wie ein Tänzer und freute sich an der Zierlichkeit seines Schrittes, des Weges weiter nicht achtend. Was wir über den Weg denken, was wir über den Augenblick hinaus denken, geht über das Leben hinaus, und diese zu vielen Gedanken finden das Leben weiter, fassen es größer, träumen es unendlich — und alles dieses Gedachte stopfen und drängen wir wieder in dieses kurze Leben hinein und machen es damit schwer, traurig und unfähig: denn immer stellt es uns dann vor ein Entweder — Oder, vor ein Großes oder Kleines, eine Tugend oder eine Sünde, und gibt es doch nur ein: So, und ist nichts weder groß noch klein, noch gut, noch bös; das Gegensätzlichste läßt sich mit den gleichen Gründen verteidigen, denn es liegt als Einheit in uns. Das Schönste, was wir denken, wird häßlich, wenn wir es tun. Das Schönste, was wir tun, wird häßlich, wenn wir es denken.

War dieser Kaiser nicht eine unerhörte Pracht um Entfaltung des Lebens? Ich will dir noch von ihm erzählen.

Von dieser seiner lächelnden Verschwendung des Tuns, die unsern alten römischen Herrn, die immer aus den Zeiten der Republik zitieren, so sinnlos vorkommt wie sie es war, nur daß sie ihr diesen Vorzug übel nahmen. Weil sie sich ihres Lebens Erbärmlichkeit mit einem Sinn verbessern wollen, verstehen sie nicht, daß das große Leben sinnlos ist.

Im Frühling ließ der Kaiser an dem einen Tage seinen Tisch lauchgrün decken, flaschengrün am nächsten und so durch alles Grün den Frühling. Der Sommer gefiel ihm in den blauen Farben, in den gelben der Herbst und das Rot war für den Winter. Er ging auf Rosen den einen Tag, den andern auf Narzissen, den dritten auf Veilchen. So sehr war sein Wesen dem Augenblick hingegeben und gegen alles, was zum zweiten Male kommt und den Gedanken an das erstemal grau zur Seite hat wie einen Schatten, daß er nie einen Mann oder eine Frau öfter besaß als einmal. Er verbrauchte jede Zeit und ließ kein Stück davon der nächsten übrig. Er änderte die physische Gestaltung seines Leibes so zu immer andern Formen, wie er es mit seiner Kleidung tat. Er war Frau und Mann und Knabe, im Wechsel der Lust des Augenblickes. Da waren die Götter gut zu ihm, daß sie ihn nicht in das Gefängnis seiner eigenen Sinnlichkeit setzten. Nie kam die Lust über ihn wie ein Anfall. Denk an die roten Augen, mit denen heut Mittag

der dicke Glaucos die Livia auffraß, an seine Hände, die nur greifen aber nicht fühlen, und an das Nachher, diesen Anblick gieriger Sättigung, den er bot, als ob ihm einer mit der Faust die Speisen in den Magen gestoßen hätte — denk an unsern Freund Glaucos und du wirst mich verstehen, daß die Götter dem Kaiser wohlwollten, da sie ihm zu allem andern diese nie auf Sättigung gierige Sinnlichkeit gaben, die, schwächer als er, ihm immer Genuß war und er nie der ihre. Er war ein Kaiser, weil er über allem so stand, daß er sich an alles hingeben konnte, ohne sich zu verlieren. Er war eine Hetäre und lud die Freudenmädchen aus dem Zirkus, dem Stadion, dem Theater in sein Haus und sprach mit ihnen über die Wollust. Er stand in Frauenkleidern und mit goldgeschminkten Lippen hinter dem Vorhange eines Gemaches, das auf die Straße ging, und lockte, die vorübergingen. Er war Gemüsekrämer, Koch, Parfümeur, Wirt und Sklavenhändler und vieles noch nach der Lust des Augenblickes, war alles dieses nach diesem Gesetze, daß was wir sind den Göttern gefällt und unser Tun ihnen gleich ist. So wird das Tun nicht mit dem Sinn beschwert, und so schüttelte der Kaiser des Tuns und aller Dinge Sinn und Bezug durcheinander und gab ein Beispiel, Sinn und Bezug nicht anders zu sehen als wie das zufällige Gewebe eines Teppichs. An den Lotterien, die er zu den Festen gab, gewann der eine zehn Kamele, der andere zehn Fliegen, der zehn Strauße, der zehn Enteneier oder einen verreckten Hund. Er ließ im Theater Wohlgerüche auf die Zuschauer regnen und Schlangen unter sie loslassen. Er überschüttete seine Gäste mit Blumen, die von der seidnen Decke in solchen Mengen fielen, daß, wer sich nicht retten konnte, darin erstickte. Er ließ in den Reis, der auf die Tafel kam, Perlen tun, in die Erbsen Goldkörner, in die Bohnen Ambra …

Augaros machte eine Pause, als ob er auf etwas wartete, das sein junger Wagengefährte nun endlich sagen müßte.

Der aber schwieg und sah vor sich hinaus in die mondweiße Nacht, die ganz still war, und drehte den Kranz von Rosen in seinen Händen. Der Weg stieg an, und der Wagen fuhr im Schritt. Nach einer Weile erst sagte Messala:

— Nun versteh ich den Anfang deiner Rede, da du vom Kaiser schon sprachst und ich es nicht merkte. Du hattest ganz recht, als du und doch ganz nach Art der von dir gar nicht geachteten Schreiber und Philosophen deine These erst hinstelltest und dann von der Ambra in den Bohnen sprachst. Anders hätte ich doch immer nur an dieses Bohnengericht denken müssen. Und doch hast du mich mit der Lehre deines Kaisers betrogen.

— Mit der Lehre?

— Die du daraus machtest, ja.

— Das ist der Nachgedanke, sagte Augaros. Vergiß ihn.

— Ja, eben das, bestand Messala. Wie, wenn ich nun nicht in mir die gute Bereitschaft habe, was ist mir, was Lust des Augenblickes sein soll, dann mehr als ein Nachgedanke in vieler Zeit, einer der Gedanken mehr, die bekümmern? Und wenn es mir nun zu einem andern Sinn des Lebens not tut als diesem der

Aufhebung allen Sinnes, indem ich die Dinge durcheinander wirken lasse zu nichts sonst als zur Freude an der reichen Oberfläche?

Augaros sagte darauf:

— Es sind solche Dinge in unser Leben beschlossen, die manchmal aus uns reden, ohne daß wir sie verstehen — das lockt uns, ihnen einen Sinn zu geben, mit dem wir den Sinn des sichtbaren Lebens suchen wollen. Diese in unser Leben beschlossenen Dinge drängen uns, daß wir dieses tun und das, und wir tun es, aber weshalb, das können wir nicht sagen und sollen nicht laut darüber sprechen, damit wir den Worten nicht weh tun. Denn was immer für Antworten wir finden, sie führen uns doch keinen andern Weg als den im Schlagen unsres Herzens und im Gesicht unserer Augen, nur führen sie ihn uns im Schatten unruhiger Gedanken. Suchst du aber lieber einen dunklen Weg, wenn die Lust deines Herzens stark schlägt und das Gesicht deiner Augen hell ist?

Messala aber sagte:

— So stellst du dich immer in die Mitte der Welt und schenkst sie dir nach deinem Wohlgefallen und nach deiner Wahl. Aber ist nicht alles Wählen ein sich Beschränken? Dorthin, woher dir Schatten fallen könnten, blickst du nicht, aber es blickt auf dich, und wie erträgst du das?

— Blickt es auf mich, so muß ich bereit sein, es zu ertragen. Du trennst Gleiches und stellst es einander gegenüber. Du sagst: Lust—Schmerz und meinst, es sei ein Verschiedenes, weil die Grimasse verschieden ist und das Kleid. Was aber willst du mehr, als daß ich die tausend Bereitschaften habe für jede meiner Regungen, deren mehr sind als unsere Phantasie und das Leben erdenken können, nicht zu reden von denen, die du für deine Lehrer aussuchen wirst. Aber ich wäge keines um des andern willen, denn wir haben kein Maß, das außer uns wäre: auch die Ideen gibt es nur insoweit als es Menschen gibt, sie zu denken. Es gibt kein Maß, und ist eines so schwer und so leicht wie das andere. Mußt du die Welt aus einem kleinen schwarzen Spiegel sehen und dich selbst wie einen räudigen Hund halten — es sei, denn es ist deine Lust; tust du anders — es sei, denn es ist deine Lust. Was immer die Fülle deines Augenblicks macht, ist gut. Aber die Summe meiner Bereitschaften ist meine Kraft — denkst du da nun, daß ich mich wählend beschränke, die Summe meiner Bereitschaften verkleinere und meine Kraft mindere? . . . Schau dort an der Straße die gehenden Lichter. Das ist das Haus der Corinna. Man sagt, sie wurde Christianin, weil ihr die alte römische Mode der langen weißen Kleider gut steht. Denn sie ist etwas wohlbeleibt. Aber es wird sie wohl noch anderes auf diesen Weg geführt haben, daß er zu ihrem Weg ward.

Der Wagen kam an einem großen Hause vorbei, das das der Corinna war. Den Garten davor füllten Menschen, Erwachsene und Kinder, die schweigend kamen und gingen oder vor Grabhügeln knieten. Nur von den Kindern flog es manchmal wie ein Schrei in die Nacht: Christe Eleyson! Christe Eleyson! Und dabei flackerten ihre kleinen weißen Arme in die Luft wie das Feuer von den Fackeln, die manche der Alten trugen. — Christe Eleyson! verhallte es hinter dem

Wagen, der nun die Höhe erklomm, auf der Comazons Haus stand. Messala hatte zurückgeschaut. Als er sich wieder umwandte, sagte er:

— Sie müssen sehr unglücklich sein, um einen Gekreuzigten zu ihrem Gott zu machen.... Kannst du das in eine Freude deines Augenblicks wandeln, Augaros?

— Du kannst auch sagen, sie müssen sehr glücklich sein, daß sie sich immer so zu den Toten halten und den Tod lieben, denn nur ein glückliches Leben rechtfertigt den Tod. Aber sie sind die Neugekommenen. Die haben kein Haus und kein Kleid, keine Dichter und keine Mädchen. Sie haben sich aus der braunen Erde herausgewühlt, blickten auf den Zehen in unsere Fenster und schauten sich die Augen und das Herz wund. Sie verlangten eine ausgestreckte Hand, die ihnen helfe. Sie können nicht werden wie wir, und wir würden wie sie, reichten wir ihnen die Hand. Denn eine weiße Hand macht eine schmutzige in der Berührung nicht weiß und eine schwielige nicht zart.

— Aber Corinna und die vielen andern von den unsern?

— Ja, denen störte es den Tag und sie gaben sich auf, daß sie zu den Neugekommenen gingen. Auf alles verzichteten sie, die ein langer Besitz geschwächt hatte, und gingen zu denen, die nie auf etwas zu verzichten hatten, und lehrten sie, das Glück sei Verzichten. Nun schaut der Stolz in unsere Fenster. Denn sie dünken sich so reich, daß sie uns ihr Mitleid schenken. Siehst du nicht, wie sich aller Schmerz zu einer Freude, alles Unglück zu einem Glücke aufrichtet? Auch das Leid will sichtbare Gewänder tragen, die Einsamkeit schreibt einem Freunde, der Schmerz hat die Lust der Tränen, und die Qual lächelt. Es ist nichts in uns, das nicht als Lust zur Oberfläche wollte, bestimmt, einen Augenblick ganz zu füllen.

Messala sagte:

— Eines aber bleibt immer noch: stört es dich nicht, dies erkannt zu haben, da doch mindest eine Erinnerung an diese Erkenntnis in dir lebendig bleiben muß, als ein Gedanke, als ein Wort, das einen Schatten wirft, der das Spiel deines Lichtes verwirrt?

— Die Erinnerung, der Gedanke und das Wort, sagte Augaros, kann mich begleiten, aber nicht führen. Was ich tue, tue ich unsorgend um irgend einen Wert meines Tuns. Nicht einmal ihm keinen Wert geben ist die kleinste Absicht. Du kennst doch sicher unsern Dichter Valerius Suburrus, der so darauf aus ist, die braven Bürger in den Heiligtümern ihrer Tugenden zu verspotten und zu ängstigen. Er meint, er sei ein unerhört Freier, und er ist doch nur sein eigener braver Bürger und plagt sich im Schweiße seiner gesinnungsvollen Gesinnungslosigkeit. Nur die Erinnerungen und Gedanken, die Macht über unsern Augenblick haben, wollen, was wir tun, werten, weil sie, nach einer abstrakten Einheit hungrig, ohne diese Staub sind. Alles Richtige drängt zu einem System.

— Was sind das für Einheiten, von denen du sprichst?

— Wie man es so nennt: Pflicht, Gewissen, Freiheit, Menschlichkeit und manches noch, das wie ein Luftkissen ist, aufzupumpen und zusammenzulegen nach Bedarf. Aber der Wein, den wir gestern getrunken haben, mag er uns heute nicht

schmecken, so trinken wir einen andern und nicht den von gestern, bloß weil er uns da geschmeckt hat.

— Wenn wir ihn aber heute mit der gleichen Lust wie gestern trinken?

— Dann wiederholt sich Wein und Stunde, und wir könnten nur melancholisch bemerken, daß ein Tag an uns vorüberging und uns zu nichts gut fand, zu schwach für sich.

— Was es auch immer sei, du wirst den Gedanken davon spüren, sagte Messala. Das glückliche Leben ist wohl nur dieses, das nicht denkbar ist.

— Oder nichts sonst als denkbar. Und hat man nicht das Glück dieser reinlichen Scheidung, so soll mir doch der Gedanke keine größere Reisebeschwerde sein als dieser Kranz, den der Junge in den Wagen warf und mit dem deine Hände spielen. Dreh ihn in den Fingern oder wirf ihn fort, wie du willst. Anders nicht der Gedanke. Sieh, wir sind am Ziel. Wir sprachen vom Kaiser — lösch es aus, es war nur dies und das, den Weg zu kürzen, nur die Lust dieses Augenblicks. Und bleibt dir ein Wort davon, so laß ihm die Flügel und sperr es nicht ein, oder schenk es lachend einem Sammler. Da tritt schon Comazon unter die Schwelle und schwingt den Becher.

Das Gefährt hielt vor des Schauspielers und fünfmaligen Konsuls weißleuchtendem Haus, aus dem lautes Reden, Lachen und Musik kam. Fackelträger leuchteten, Diener halfen den Gästen aus dem Wagen, und der würdige Hausherr goß vor ihnen den Wein auf den Boden, als sie über die Schwelle traten.

Var. 2. Beau Brummell

Gestern abend am 20. Mai des Jahres 1838 hat meinen Herrn, George Brummell Esq., der Schlag getroffen. Da ihm nun die barmherzigen Schwestern, die er im Bon Sauveur gefunden hat, nötiger sind als ein Kammerdiener, bin ich heute morgens in ein kleines Haus vor der Stadt gezogen, wo ich, da es ernstere Dinge zu tun nicht mehr gibt, meinen Erinnerungen leben will. Und die wollte ich mir nicht verderben lassen. Ich will nicht sehen müssen, wie meinem Herrn der Speichel aus den Mundwinkeln läuft, wie er sein Jabot mit Wein begießt, und Schlimmeres, nein, das weiß Gott, ich habe keine Lust, den melodramatischen Diener zu spielen, der mit seinem Herrn aus Treue idiotisch wird. Es war die letzte Zeit schon an Sentimentalitäten mehr, als sich mit der Bedeutung meines Herrn und meiner Stellung als sein Diener verträgt. Es gab schon Momente, wo seine unangebrachte Intimität das einzig mögliche distanzierte Verhältnis arg bedrohte. Jeden Samstag legte ich zehn Gedecke auf und zündete alle Kerzen an, denn wir erwarteten große Gesellschaft. Um 7 kamen die Gäste und ich meldete die Herzoginnen von Devonshire und Rutland, Lord Berwick, Lord Besborough, K. H. Herzog von York, Lady Stanhope, Lord Erskine, Lord Melbourne, Mr. Sheridan, Lord Northumberland. Mein Herr kam jedem seiner Gäste ein paar Schritte entgegen, begrüßte, sprach von dies und dem; man ging zur Tafel und mein Herr unterhielt alle aufs beste. Um 10 leuchtete ich den Herrschaften die Treppe hinunter und ließ die Wagen vorfahren. Oben saß, wenn ich zurück-

kam, um die Lichter zu löschen und um unser Sevres wegzuschließen, mein Herr am Kamin und weinte. Denn es war ja gar niemand da gewesen als wir beide, mein Herr und ich und neun leere Stühle, die wir dies Spiel aufführten, an jedem Samstag von 7 bis 10. Wirklich besuchte uns nur Monsieur Leveux ziemlich häufig, der seine Miete haben wollte, die wir ihm nie bezahlen konnten. Die Majestät haben wir vergeblich erwartet, als sie durch Caen fuhr. Sie hatte es nicht vergessen, daß Brummell sie einmal, als sie noch Prinz war, bei Watiers geheißen hat, dem Diener zu läuten, und nach dem Bruch Erskine, der mit dem Prinzen ging, fragte: was hast du da für einen dicken Freund — ja, die Majestät fuhr durch, ohne uns zu besuchen, und wir hatten schon den Maraschinopunsch gemacht und schickten ihn schließlich ins Hotel, in dem der König abgestiegen war. Als es dann sogar passierte, daß sich mein Herr selbst und in lächerlicher Hast ankleiden mußte, als man ihn frühmorgens aus dem Bett in den Schuldturm holte, da war es wohl eigentlich zu Ende und wir waren nahe daran, gewöhnlich zu werden und nichts sonst zu haben als eine Vergangenheit. Aber dies muß ich sagen: wir scheiterten nur an den Natürlichkeiten des Lebens, die sich mit dessen Altern einstellen und die zu überwinden nicht mehr in unserer Kraft liegt. Aber unsere moralische Idee, die Idee, deren Geste wir nur sind, blieb davon ganz unberührt. Wir haben unsere Aufgabe erfüllt und hinterlassen ein Werk. Napoleon eroberte auf Sankt Helena immer noch die Welt, denn er hatte seine Macht aus sich selbst und nicht aus den andern geschaffen. Wie wir.

1. Juni, 38.

So in Ruhe werden die Tage lang und von einer süßen Schwere, wie reife Früchte. Das Nichtstun bekommt auf einmal den Sinn einer stillen beziehungsreichen Tätigkeit. Des Nachmittags faul in der Sonne sitzen, die schon recht warm scheint, wird Werk und Verrichtung. Und was man dann so wirklich tut, kommt einem vor wie törichte Zeitvergeudung und macht verdrießlich.

Gestern kam der Lord Abercon auf der Reise nach Paris durch dieses Nest und schenkte mir seinen Besuch. Er gehörte in unserer Glanzzeit zu den Schülern meines Herrn und lernte da viel, wie dieser Umstand zeigt, daß er seiner Gattin, die ihm durchgegangen war, seinen Wagen nachschickte, weil er es mit Recht unpassend fand, daß eine Lady Abercon in einem gewöhnlichen Miet-Cab durchginge. Wir sprachen natürlich von meinem Herrn, und S. L. meinten, ich müßte doch wie niemand sonst imstande sein, das Leben meines Herrn aufzuschreiben, das Handwerk sei mir ja nicht fremd — womit er auf fast legendäre Sachen anspielte — und zudem würden neuerer Zeit die Leben der Helden doch meist von deren Kammerdienern geschrieben. Angenehmer als diese gute Meinung von meinem Schreibtalente waren mir die zwanzig Pfund, die mir S. L. gaben, als sie von mir schieden.

Als ob an dem Leben etwas gelegen wäre. Als ob nicht die Geschichte jedes großen Lebens die Geschichte einer Idee wäre. Und die schreibt man nicht mit Anekdoten, wie S. L. meinen. Als wir, mein Herr und ich, um einer Sache den

nötigen Schluß zu geben, mit Miß F. übereingekommen waren, sie zu entführen, wurde nichts daraus, weil Miß F. darauf bestand, ihren schwarzen Pudel mitzunehmen, welchen Köters Gesellschaft wir im Wagen nicht dulden wollten und Miß F. wieder nicht wollte, daß er nebenher liefe, weil es Nacht war und regnete. Miß F. ging mit dem Pudel wieder zu Mama zurück, und wir fuhren heim nach Chesterfieldstreet. Das ist eine Geste, in der die Idee sinnfällig wird. Anekdoten aber sind ein anderes Kapitel, das vielleicht die Lebensgeschichte eines Postkutschers ziert, aber nicht in einen moralischen Traktat gehört; und ein solcher und nichts anderes wäre die Biographie meines Herrn. Die Thesen:

12. September, 38.

Als ich durch 23 Jahre nichts sonst schrieb als das Wirtschaftsbuch unseres Haushaltes, wer mir da gesagt hätte, daß ich mir noch einmal zu einem andern Zweck Federn schneiden würde —! Eigentlich wollte ich in diesen Kalender nur jeden Tag hineinschreiben, ob es ein schöner Tag war oder nicht. Es ist das Alter, nichts weiter, und ich schreibe wie andere Tabak schnupfen. Einmal war es ja anders. Bevor das Schicksal mein Leben zur Bedeutung wandte, meinte ich wunders was zu tun, da ich nichts sonst trieb als meine eigene Laune. Ich dachte, ließe ich die nur recht eigenmächtig schalten, so führte sie mich wohl schon auf die rechte Bahn. Ich brachte es in der Verkennung des Lebens so weit, daß ich Gedichte machte. Wenn ich sie hinschrieb, tat ich das nicht sitzend, sondern kniend auf meinem Stuhle, so über die Maßen andachtsvoll kam mir dieses verlorene Geschäft vor — und muß man es wohl auch mit solchem Respekt treiben, um in dieser Täuschung das Leben ohne Scham und innern Verdruß zu leben. Ich verkehrte in der Gesellschaft wohlerzogener Leute, deren Tag keine solche ekstatischen Höhepunkte wie der meine hatte, die ihn aber dafür gleichmäßig angenehm in spielendem Verbrauch der Kraft hinbrachten und abends, bevor sie sich hinlegten, nicht sinnend auf dem Bettrand saßen und einen Tag bedachten. Ich merkte bald, daß man mich in dieser Gesellschaft merkwürdig auszeichnete, eigentümlich sonderte, daß man meiner Rede in den wichtigsten Dingen, z. B. vom rechten Gebrauche eines doppelseitigen Spanners, nur ein lächelndes Recht gab; man widersprach mir nicht und stimmte mir nicht bei; es war so, als ob ich mit meinem Wort den Dingen etwas von ihrer Güte und Schönheit nähme, daß es den andern damit auf einmal sonderbar wertlos und fremd würde. Das kam oft und öfter. Und so besann ich mich auf meine Gedichte, zog mir diese Besonderheit wie einen Eisenstab durchs Rückgrat und ging so sehr aufrecht wo anders hin. In die Tavernen, wo die Dichter unter sich saßen, mit ihren eigentümlichen Sitten, die so ruchlos stolz aussehen. Das war eine gute Schule, und ich empfehle sie jedem jungen Mann, dem der Verlust droht. Ich fand da unter üblen Manieren eine sehr schamlose Freude an den eigenen Defekten um so breiter ausgelegt, je schlechter das Gewissen, d. h. je besser der Künstler war. Alle schworen zum Leben, und da keiner wußte, was das war, das Leben, brachten sie es von außen als

Abenteuer an und stritten untereinander über die Kraft ihres Gebisses und die Blutfülle des Stückes, in das sie die Zähne schlagen wollten. Es waren die besten Dichter der Zeit; man sprach von ihnen in der Gesellschaft fast ebensoviel wie von den Hunden, die sich die Herzogin von York hatte aus Afrika kommen lassen. Es wurde mir ganz deutlich, daß auf dem Wege des Gedichtes das Leben sich mit einer gemeinen Leichtigkeit ordnen ließe, versteht man sich nur dazu, sich vom Leben auszuschließen und nur durch sonderbare aber blinde Scheiben darauf hinzusehn. Ich kaufte mir — ich war noch sehr jung — fünf luftgefüllte Schweinsdärme, band meine Gedichte dran und ließ das ganze wieder dorthin fliegen, woher es, wie die Dichter sagen, gekommen ist: zu den Sternen. Die Därme gingen mit ihrer Fracht aber schon auf einem Landgute in Berkshire nieder, das Mr. Brummell als Gast beherbergte. Es war übrigens keine gute Familie. Mr. Brummell fand ein Spinngewebe in seinem Nachtgefäß, was Anlaß war, daß er von da ab immer seine eigene Vase auf Reisen mitnahm. — Den Umstand mit den Gedichten und den andern erfuhr ich von Mr. Brummell selbst, acht Tage später, bei Davidson und Meyer, wo wir beide arbeiten ließen und uns trafen, — wie zufällig schien es, war aber eine weise Fügung. Mr. Brummell probierte den neuen Frackrock, und während der zwei Stunden, da dies geschah, wurde mir der Sinn des Lebens klar; ich wußte was ich zu tun hatte. Vier Tage später stand ich in den Diensten meines Herrn. Das war am 12. September d. J. 1813 — heute vor fünfundzwanzig Jahren, und fünfundzwanzig war ich damals alt.

18. September, 38.

Ja, die Thesen! Als ich im Winter 1818 für meinen Herrn nach London mußte, zeigte man mir vor dem Café des Milles Colonnes Romeo Coates. Man nannte ihn einen Dandy, während er ein Narr war, der einen blaßblauen Surtout, betroddelte Kuriersstiefel und einen Dreimaster trug und sich in einem Sturzkarren von der Form einer vergoldeten Muschel fahren ließ. Man nannte den Jungen einen Dandy und doch waren es erst drei Jahre her, daß wir London verlassen hatten — Zeit, scheint es, genug, daß die Gesellschaft verfiel, da sie unser Beispiel nicht mehr sah. Das machte mich nachdenklich und befestigte meine Meinung, daß zwischen dem Einzelnen und der Menge ein dauernder moralischer Bezug nicht ist. Wieder in Calais, wo wir damals noch residierten, erzählte ich meinem Herrn, daß man ihn in London schon zweimal totgesagt hatte. Er meinte, das seien Börsenmanöver, aber ich dachte, einmal totgesagt hätte schon genügt, um die Wahrheit zu treffen, da man Romeo Coates einen Dandy nannte.

19.

Ja: wir brauchten sechs Stunden für die dreimalige Toilette des Tages, aber wir verwandten diese Zeit nicht darauf, eine Exzentrizität zustande zu bringen, sondern zu nichts Einfacherem als uns so anzuziehen, daß wir nicht auffielen; und um dies zu erreichen, muß man sich nichts als gut anziehen, in den Grenzen der herrschenden

Mode. Wer auffällt, so oder so, der tut das immer auf eigene Kosten und wird nie die Genugtuung spüren, zu herrschen, sondern immer den Schmerz, beherrscht zu werden, und wäre es auch nur durch das Betrachtetwerden der andern. Wer sein eigentümliches Geheimnis nicht kennt und gar nichts davon weiß, der ist ein guter Mensch und wird in einem niederen Frieden leben.' Wer es kennt und auf den Markt läuft, es zu verkünden, den plagt die böse Lust; er ist ein Dichter oder ein Narr. Wer es kennt und davon schweigt oder bloß affektiert davon spricht, weil ausweichendes Schweigen lauter als Ausschreien ist, der ist ein Dandy, so lange er, unter Menschen lebend, seine Pflicht zur höchsten eigenen Energie spürt. Wir sind seit dem 16. Mai 1818, da wir des fehlenden Kredites wegen London verließen, ein pensionierter Dandy, und so etwas gibt es nicht. Unsere Existenz wurde eine philosophische Abstraktion und verlor ihr Wesentlichstes: das Gegenspiel der Andern. Man muß sich gegen die Andern behaupten durch das Mittel, gegen sie nicht aufzufallen. Ein Eremit ist kein Kunststück. Der Einzelne, der sich vor sich selbst behauptet, hebt sich auf, was immer er auch prestiert; denn er wird sich selber auffallend, und schreibt solche Sätze in seinen Kalender, wenn es gerade regnet. Ja, wenn es gerade regnet, — das ist nur der Anlaß und keine irgendwelche Beschwernis. Was wichtig war, das habe ich gelebt und lebe es noch weiter, lasse nichts davon übrig, das aufzuschreiben mir notwendig schiene.

4. August, 39.

Hier draußen ist eine ruhige Gegend. Nicht als ob es etwa in der Rue Royale von Caen sehr lebendig wäre; aber es läuft da doch manchmal eine Katze über die Straße, als ob sie auf der andern Seite höchst wichtig zu tun hätte. Hier draußen ist die Ruhe wie für sich selber da. Die Nachbarn gehen früh fort, ihren Geschäften nach in die Stadt, kommen abends heim. Links wohnt ein Invalide aus den Kriegen, der sich eine Pariser Zeitung hält, die er mir jeden Abend herüberbringt. Wir verstehen uns vortrefflich. Rechts wohnt ein Wäschermädchen mit ihrer Mutter, die ich jeden dritten Tag besuche. Und wir verstehen uns vortrefflich. Vor meinem Fenster wächst Goldregen und umzieht es mit seinen Ranken. Da seh ich in das weite Land und sehe auch die Silhouetten der Blätter und der Blüten, und sehe beides auf einmal. Das, dünkt mich, habe ich von meinem Herrn, daß ich dieses beides auf einmal sehen kann.

5. August, 39.

Die Alte besorgt im Bon Sauveur meinem Herrn die Wäsche, das junge Mädchen plättet sie. Die frug mich gestern, ob er wohl schön war und ob er es viel mit den Frauen gehabt hätte. Ich sagte ihr darauf: Nein, mein Kind, er war nicht so schön wie Monsieur Frédéric, dein junger Perückenmacher, aber er hatte eine Physiognomie; dafür war er aber so schön gewachsen, wie du es ahnst; daß man darüber die Physiognomie vergessen konnte. Wie wir's mit den Frauen hatten, da möchte ich dir ja gern den Gefallen tun, dir sehr romantische Geschichten zu erzählen,

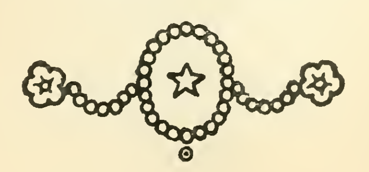
aber ich müßte sie erfinden, und das verträgt die Bedeutung der in Betracht kommenden Personen nicht, nicht die des Dandys, noch die der Damen. „Sie sind ein Palast in einem Labyrint," sagte uns eine von ihnen. Sie war nämlich ungeduldig wie alle, weil wir keinen Wert darauf legten, im Pathos gemeinsamer Gefühle zu schwelgen, und geärgert darüber, daß sie schauen mußte, ohne zu sehen, und suchen, ohne zu finden. Wir blieben immer an der Grenze stehen, die uns die Frauen setzen, damit wir sie überschreiten. Da glaubten sie dann, wir machten uns über die Romantik lustig und verlangten uns, anders, nur noch stärker. Das gab uns viele Macht, wir mißbrauchten sie aber anderswo. Geliebt und gefürchtet haben uns alle, gehaßt hat uns nur eine, weil sie verstand. Das war Henriette Wilson, eine sehr berühmte Kokotte."

12. December, 39.

Ich habe es mir von meinen Nachbarinnen verbeten, daß sie mir von Mr. Brummell erzählen, und gestern muß mir ein Mensch, der sich Schneider nennt, weil er geduldiges Tuch zu schlechten Röcken zerschneidet, in den Weg laufen und mit einem lächerlich unglücklichen Gesicht anfangen j'avais honte, de voir un homme si célèbre et si distingué, et qui s'était créé une place dans l'histoire, dans un état si malheureux und so fort, immer neben mir herlaufend und schwatzend, bis ich ihm sagte, es müsse ein Irrtum sein, denn Mr. Brummell sei schon lange tot und der Herr, der im Spital läge und Löcher in den Ärmeln habe, sei wahrscheinlich ein harmloser Verrückter, der sich für Mr. Brummell halte. Den Augenblick, den Herr Robinson verdutzt stehen blieb, benützte ich, mich so rasch zu entfernen, als es mir die kleine Gicht im linken Bein erlaubt.

1. April 1840.

Mit großem Gefolge kam heute die Herzogin von R*** durchgereist. Sie war immer auf unseren Samackbällen gewesen und als die Schönste. Sie ließ vor dem Hôtel d'Angleterre halten, um eine Limonade zu trinken, und fuhr dann gleich weiter. Sie hatte für einen Augenblick den Schleier zurückgeschlagen. Die Frauen sind meistens nicht so jung, wie sie sich schminken, aber die Herzogin hatte sich in den Jahren und Farben doch etwas zu stark vergriffen. Der gute Geschmack scheint in England endgültig verschwunden zu sein, wenn so etwas sogar dieser süperben Dame passiert. Ich will nicht vergessen aufzuschreiben, daß man an demselben Tage, am 1. April 1840, George Bryan Brummell, dem ich in unseren großen Tagen diente, begraben hat, nachdem er vor einer Reihe von Jahren gestorben war, als der größte Mann seiner Zeit.





Harmonie
Erzählung von Graf E. v. Keyserling

ie Station war zwei Stunden von dem Schloß entfernt. Als Felix von Bassenow sich dort in seinen Wagen setzte, war die Sonne im Untergehn. Felix drückte sich behaglich in die Wagenecke und zog die Reisedecke über die Knie hinauf. Die nordische Frühlingsluft fühlt sich ein wenig scharf an, wenn man von dort unten aus der Sonne kommt: „Sieh — sieh!" dachte er, „hier sind ja auch Farben!" Die Wolken am letzten Abend in Amalfi waren nicht blanker gewesen, als er auf der Hotelterrasse stand und die kleine Engländerin neben ihm immer wieder: O—luck—luck sagte und ihn mit ihren seltsam wassergrünen Augen ansah, als meinte sie nicht den Himmel, sondern sich selbst. Aber beruhigter war es hier, und der Duft! Teufel! Man wagte kaum seine Zigarre anzustecken.

Der Wagen fuhr durch Felder hin. Ebnes, grellgrünes Land, über das seidige, blaue Schatten hinschillerten. Leute kamen von der Arbeit. Sie mochten Gerste gesät haben. Langsam ging einer hinter dem anderen her, graue Gestalten, denen das Abendlicht die Gesichter rot malte. Weiber standen am Wege in ihren farbigen Kamisolen, sehr bunt und schwer in all dem Grün. Sie schützten die Augen mit der Hand und schauten dem Wagen mit einem starren Lächeln nach.

Felix freute sich, das wiederzusehn. Aber es war unterhaltend, — wenn er die Augen schloß, war all das fort und ganz andere Bilder drängten heran, Stücke von Bildern, kleine, grelle Visionen, die nicht zur Ruhe kommen konnten, die wirr durcheinanderfuhren, wie aufgescheucht. Immer viel tiefes Blau, gewaltsames Licht über großen, starren Linien. Ein roter Blütenzweig auf dem gelblichen Atlas einer Felswand. Die Berührung eines Frauenkörpers, einer Haut, in die es sich wie Bernstein mischte. Der leidenschaftliche Mißton eines Kamelsgeschreies in der Stille einer ganz blauen Nacht.

Wenn er dann wieder die Lider aufschlug, erschien das grüne Land, über das rote Lichter hinstrichen, in seiner Stille und Kühle fremd und unwahrscheinlich.

Er mußte darüber lächeln, wie all diese Bilder in ihm stritten, um für ihn wirklich zu sein.

Die Abendlichter verblaßten. Der Weg führte jetzt durch den Wald. Unter den Bäumen war es finster. Hier und da leuchtete ein weißer Birkenstamm aus dem Schwarz des Nadelholzes, darüber wurde der Himmel farblos und glasig. Die bleiche Dämmerung der Frühlingsnacht sank auf die dunkeln Wipfel nieder. Es war sehr ruhevoll. Dennoch schien es, als kämen sie im Walde, in dieser Luft, die erregend voll der bitteren Düfte von Knospen und Blättern hing, nicht recht zur Ruhe: ein Flügelrauschen, der verschlafne Lockton eines Vogels. Heimlich knisterte und flüsterte es im Dunkeln. Sehr hoch im weißen Himmel erklang noch das gespenstische Lachen einer Bekassine, und plötzlich begannen zwei Käuze einander zu rufen, leidenschaftlich und klagend.

Etwas wie heimliche Brunst atmete all das aus. Die beiden blonden Burschen auf dem Kutschbock, die abstehenden Ohren sehr rot unter den Tressenmützen, fingen an miteinander zu flüstern und zu kichern. Weit fort hinter dem Walde begann ein Mann zu singen, eine eintönige Notenfolge, ein langgezogenes, einsames Rufen.

Felix saß regungslos da. Die Lippen halb geöffnet, atmete er tief. Alles Fremde war fort. Er war zu Hause. Bei jeder Biegung der Straße wußte er, was nun kommen würde, und nun wußte er auch, daß er sich danach gesehnt hatte. Er hatte es satt, durch die Welt zu fahren, nur ein Gefäß für fremde Eindrücke, immer sich mit Schönheiten füttern zu lassen, die ihn nichts angingen, immer nur das zu haben, was alle andern auch hatten, nie die Hauptperson zu sein. Er wollte wieder Arbeit, Verantwortlichkeit — Befehlen, wieder Herr — etwas wie der liebe Gott sein, wollte es spüren, wie seine laute Stimme den großen, blonden Bauernjungen in die Glieder fährt.

Auf einer Waldlichtung stand der Waldkrug. Durch die kleinen Fensterscheiben schielte etwas unreines, rötliches Licht in die Mainacht hinaus. Die Krugsleute saßen vor dem Hause auf einer Bank, die Hände flach auf die Knie gelegt. Im Garten blühte der Faulbaum. Sein gewaltsamer Duft benahm fast den Atem.

Der Wagen hielt vor dem Krug. Hier sollten die Pferde sich verschnaufen. Der Kutscher und der Diener bekamen Bier. Das war alte Gerechtigkeit.

Die Wirtin brachte das Bier. Sie stand wartend neben dem Wagen, eine junge Frau, groß wie ein Mann. Sie legte die Hände flach auf ihren mächtigen, gesegneten Leib und schaute aus den blauen Augen Felix schläfrig und unverwandt an, als sei er eine Sache.

Der Wirt trat heran, im roten Gesicht viel blondes Bartgestrüpp. Er begrüßte den Herrn und berichtete. Ja, er hatte die Tochter des früheren Krügers geheiratet. Der Alte war gestorben. Die Mutter lebte noch, aber war zu nichts mehr nutze. Das Land war schlecht. Rehe kamen heraus und taten den Feldern Schaden. Was konnte man machen!

Zerstreut hörte Felix der knarrend forterzählenden Stimme zu und schaute

dabei zu der hohen Werfschaukel hinüber, die neben dem Kruge aufragte. Auf dem schmalen Brett standen ein Mädchen und ein Bursche, Brust an Brust und schaukelten. Immer wieder flogen die beiden schwarzen Figürchen in den dämmerigen Himmel hinauf und fielen immer wieder in den Schatten zurück, rastlos und schweigend.

Als Felix weiter fuhr, wollte er an dieses Bild denken, das beruhigte und machte ein wenig schläfrig, allein jetzt kamen andere Gedanken, Gedanken, die die ganze Zeit über da in ihm gewartet hatten, daß sie an die Reihe kämen.

Solche Frühlingstage waren es gewesen, als er vor zwei Jahren seine junge Ehe begann. Die Ehe hatte er sich immer hübsch gedacht, aber er hatte es nicht gewußt, daß sie so unterhaltend sein konnte. Es war zu merkwürdig, dieses kleine Mädchen mit dem schmalen geistreichen Gesicht immer bei sich zu haben, zuzusehn, wie selbstherrlich dieses halbe Kind das Leben für sich zurecht bog, alles ruhig fortschob, was ihm nicht recht war, genau wußte, wie es das Leben wollte: „Nein ich danke, das ist nicht für mich." Damit tat Annemarie alles ab, was nicht zu ihr stimmte. Der echte, letzte Sproß einer Rasse, die immer davon überzeugt gewesen war, daß für sie die Auslese des Lebens bestimmt sei. Annemariens Vater, die Exzellenz, hätte auch um keinen Preis einen Wein getrunken, der ein wenig nach dem Korken schmeckte, und ihm schmeckte ein Wein sehr leicht nach dem Korken. Auch von ihm, ihrem Mann, konnte Annemarie nur eine Auslese gebrauchen, sie sah das, was ihr an ihm gefiel, das andere wies sie ab mit dem leichten, ein wenig grausamen Zucken der Lippen, das er fürchtete. Gott! er hatte sich oft höllisch zusammennehmen müssen, um so zu sein, wie sie ihn sah.

Zwischen den hohen Föhren war es dunkel und feierlich still. In dieser Dunkelheit und Stille sah er Annemarie so deutlich wie eine Vision, das weiße Körperchen mit den abfallenden Schultern, den feinen Gelenken, den kleinen, spitzen Brüsten, diese Haut, die bleich und glatt war, wie Blätter von Blumen, die im Schatten blühn.

Aus Bildern hatte er sich nie viel gemacht. Man steht einen Augenblick davor und dann ist es gut. Aber in Rom, in einer Galerie, war da ein Bild gewesen, zu dem er öfters gegangen war. Da saß auch solch ein kleines, schmales Mädchen, eine Danaë, stand im Katalog, auf einem blauen Lager, und das hatte auch den kühlen Perlmutterglanz auf den schmächtigen Gliedern, und das nahm die Liebe des Gottes mit einer vornehmen Selbstverständlichkeit hin, wie etwas Hübsches, das ihm zukäme. Vor diesem Bilde hatte er an Annemarie gedacht.

Zwischen den schwarzen Wänden der Föhren schien es wärmer. Der Frühling duftete hier schwüler. Felix' Lippen wurden heiß, in seinem Blute fieberte wieder das köstliche Gefühl, das ihn ergriff, wenn er Annemarie in die Arme nahm — das Gefühl, etwas sehr Erregendes und Kostbares zu halten.

— Aber, da war ja das andere, das Schreckliche gekommen, das Kind und der Tod des Kindes und diese grausame Krankheit. Annemarie kauerte auf ihrem Bette, die Augen angstvoll weit aufgerissen und horchte hinaus und hörte Dinge,

die sie schreckten, vor denen sie geschützt sein wollte und er wußte nicht wie. Oder sie saß stundenlang teilnahmlos da und spielte mit kleinen, weißen, blanken Sachen, Perlmutterdöschen und Messerchen, die Sachen konnten nicht weiß und blank genug sein. Sie wurde in ein Narrensanatorium gebracht und Felix ging auf Reisen. Es war vielleicht herzlos, daß er reiste, aber er wollte von diesem Mitleid loskommen, das wie eine Krankheit an ihm zehrte. Selbst einen Schmerz ertragen, das ging, aber gegen Mitleid konnte er sich nicht wehren.

Jetzt war Annemarie gesund. Frau von Malten, ihre alte Freundin und Gesellschafterin, hatte geschrieben: „Sie ist ganz wieder unser lieber Engel wie sonst. Ein wenig zart und reizbar, aber wie gern schützen wir sie vor allem, was sie verletzen könnte."

Die Lichter des Schlosses schimmerten schon durch die Parkbäume. Der frisch gestreute Kies knirschte angenehm unter den Rädern. Über der Haustür des Schlosses hing ein Transparent, auf dem „Willkommen" stand, und im Dunkel bewegten sich Gestalten und sangen einen Choral. Felix freute sich darüber. Ein angenehmes Herrengefühl kitzelte ihm das Herz.

Frau von Malten, in ihrem schwarzen Schleppkleide, das schwarze Spitzentuch um das scharfe, gelbe Gesicht, stand im weißen Türrahmen des Speisesaals und begrüßte Felix mit ihrer diskreten, ein wenig traurigen Stimme: „Willkommen! Gott segne Sie." Hinter ihr war der Saal ganz hell. Die Goldborten flimmerten im weißen Getäfel.

„Und Annemarie?" fragte er.

„Annemarie schläft schon," berichtete die diskrete Stimme, „sie darf noch nicht so lange aufbleiben. O! es geht ihr gut. Gott sei Dank!"

„— So — so."

Während er auf das Essen wartete, ging Felix in der Zimmerflucht immer auf und ab. Überall war viel Licht und weiße Spitzenvorhänge. Es duftete nach Hyazinthen und Tazetten. Auf allen Tischen standen Schalen mit Frühlingsblumen. Und all das stand und wartete auf ihn. In einer Fensternische regte sich etwas. Da lehnte ein Mädchen, das ihn mit runden, grellblanken Augen neugierig ansah. Schweres, schwarzes Haar um ein erhitztes, bräunliches Gesicht, das gewaltsam errötete. Ein rotes Kleid, in dem sich volle Glieder wie ungeduldig regten.

„Ah," sagte Felix, „Sie sind wohl Mila — Mila, Frau von Maltens Pflegetochter?"

Mila verbeugte sich hastig.

„Ja — ja! ich weiß" fuhr Felix fort, „Sie sind die, welche die angenehme Stimme hat. Meine Frau schrieb mir davon. Sie lesen ihr vor. Ach! sprechen Sie etwas, damit ich die angenehme Stimme höre." Mila lachte und legte dabei den Handrücken auf den Mund, wie ein Dorfkind. „So — so" meinte Felix und ging wieder auf und ab. Das war auch gut, daß dieses Mädchen in der Fensternische ihm zuschaute. Er rieb sich vergnügt sachte die Hände, ging elastisch, ließ

das Parkett unter seinen Schritten knacken. Ihm war ordentlich feierlich zumute.

Während des Essens saß Frau von Malten bei ihm und unterhielt ihn: „Neapel, ach ja! das mußte schön sein, das würde Annemarie gut tun: Sie hat viel Licht nötig. So war das Getäfel hier ihr zu dunkel, es mußte weiß sein. Ich schrieb Ihnen davon. Der alte Heinrich? Ach, der wurde entlassen. Die Augen wurden ihm rot und tränten ihm zuweilen, Annemarie mochte das nicht. O! er ist sehr glücklich. Er wohnt in dem Häuschen hinter dem Park. Meine Mila haben Sie gesehn? Ja, ein gutes Kind. Sie hat eine angenehme Stimme. Sie ist noch zuweilen etwas laut, das fällt Annemarie auf die Nerven. Gott! man möchte die ganze Welt für sie wattieren." Frau von Malten zog die Augenbrauen ein wenig hinauf und sah Felix mit ihren trüben, grauen Augen ernst an. Ja, Felix kannte das, hinter den Elegien der guten Malten steckte immer eine Lehre. Sie betrachtete Annemarie wie eine Kirche, und sie war der Küster, der jeden an die Heiligkeit des Ortes zu erinnern hatte.

Und dann ging die Türe auf, und lautlos auf weißen Pantöffelchen kam Annemarie. In dem langen, blaßblauen Nachtkleide sah sie größer aus, als Felix sie in der Erinnerung hatte. Die dunkelblonden Zöpfe fielen lang über den Rücken nieder. Sie mußte geschlafen haben, denn ihre Augen hatten den frischen Glanz von Augen, die eben erwacht sind.

Felix sprang auf, sehr erregt und ein wenig befangen: „Annemarie," rief er, dabei hörte er es, daß seine Stimme innig klang, und es war ihm angenehm, die Arme leidenschaftlich auszubreiten. Er nahm die kleine, blaßblaue Gestalt vorsichtig an sich. Annemarie bog ruhig den Kopf zurück und ließ sich auf die Lippen küssen.

„Malten wollte mich ausschließen," sagte sie und lehnte sich leicht gegen seinen Arm. „Ich sollte schlafen. Aber ich hörte deine Stimme. Eine Hausherrenstimme haben wir so lange nicht gehört."

Die Malten bog den Kopf zur Seite und lächelte, die schmale Linie ihrer Lippen ein wenig schief verziehend.

„Jetzt mußt du essen, du Armer," sagte Annemarie.

Felix setzte sich und aß. Annemarie stützte die Ellenbogen auf den Tisch, das Gesicht in die Hände und schaute ihm zu. Felix fühlte den aufmerksamen Blick der blauen Augen langsam über sich hingleiten. Sie sah sein Haar, seine Augenbrauen, seine Lippen an.

„Ach! Du trägst den Bart spitz geschnitten" — bemerkte sie.

„Ja. Gefällt dir das?"

„Ja — das ist hübsch. Immer noch die schönen, langen Wimpern."

Er blinzelte ein wenig mit den langen Wimpern, um sie zu spüren. Dann begann er von gleichgültigen Dingen zu erzählen, von Zügen und Unannehmlichkeiten mit dem Gepäck mit betrügerischen Droschkenkutschern. Er hörte sich selbst kaum zu. Der Wein ließ eine angenehme Wärme durch seine Glieder rinnen, die

ein wenig schwer vor Müdigkeit waren. Er fühlte das Bedürfnis, zärtlich zu sein, griff nach Annemaries Hand, die kühl und geduldig in der seinen lag, er beugte sich vor, um den Duft des dunkelblonden Haares einzuatmen, den feinen, frischen Duft nach Waldblumen, die unter Tannen wachsen.

„Und du", sagte er, „sprich von dir."

Annemaries Augenlider wurden schon schwer und der Blick wurde stätig, wie bei Kindern, wenn sie schläfrig werden. „Ich? Ach mir geht's gut! Aber sprich weiter von diesen bunten Dingen, Eisenbahnen und Gepäck und Menschen. Ich sehe das alles ganz — ganz weit, und es ist angenehm, daß das so weit ist." Felix lachte: „Ja, das ist angenehm — und — und" — er wollte etwas Poetisches sagen — „und daß die Lapislazuli-Augen so nah sind."

„Lapislazuli-Augen?" fragte Annemarie. „Ja – mit goldenen Äderchen darin". „— So! das ist ja sehr schön", schloß Annemarie die Unterhaltung. „Gehn wir schlafen. Ich führe dich zu deinem Zimmer."

Vor seiner Tür umarmte er Annemarie. „Jetzt wollen wir sehr glücklich sein", sagte er, und das kam wirklich ganz warm und geheimnisvoll heraus.

„O ja! natürlich werden wir glücklich sein", erwiderte Annemarie, „Gute Nacht — Lieber."

Felix lag in seinem Bette noch eine Weile wach. Erregter und gerührter hatte er sich das Wiedersehn zwar gedacht. Dennoch war ihm feierlich und wohlig zu Mute. Hier war man doch ein anderer als da draußen. Wie in eine blanke Perlmuttermuschel, wie Annemarie sie liebte, kroch man hier herein. Gut! man war zuweilen gewöhnlich und trivial auf Reisen oder im Klub, — aber eigentlich gehörte er hierher, das merkte er schon an den hübschen, reinen Gedanken, die ihn wiegten, als er sich im Bette, zwischen den Laken, die leicht nach Lavendel dufteten, ausstreckte.

Im Hause hörte er noch leise Schritte. Die Diener löschten die Lampen aus. Im Korridor raschelte eine Schleppe und Frau von Malten flüsterte mit jemandem. Endlich wurde es ganz still. Draußen rauschte ein starker Frühlingsregen nieder. Dieses Rauschen sprach in Felix' Träume hinein, füllte sie mit einem weißen, blanken Niederrinnen, das kühl nach Waldblumen duftete, die unter Tannen blühen.



Am nächsten Morgen, eh' Felix seine Zimmer verließ, ging er an das Fenster und schaute hinaus. Der Garten war ganz feucht und blank im hellgelben Sonnenschein. In der fetten, schwarzen Erde der Beete standen grellgoldene Krokus und dicke, dunkelblaue Hyazinthen. Ein leichter Wind trug ihm den Geruch der nassen Erde und der feuchten Knospen zu. Frauenstimmen ließen sich vernehmen. Annemarie, am Arm von Frau von Malten, ging den Gartenweg entlang, ohne Hut, unter einem blauen Sonnenschirm. Sie blieben an den Beeten stehn, beugten sich nah über die Blumen nieder, sprachen angelegentlich, lachten zuweilen, als hätte eine Blume einen Witz gemacht. Der alte Gärtner kam heran. Annemarie rief ihn,

die klare, wohlausgeruhte Stimme erhebend: „Guten Morgen, lieber Gärtner. Hat es gefroren heute nacht?“

Der Gärtner erzählte undeutlich in seinen Bart hinein etwas von Rosen und Mäusen. Es schien Felix, daß er sehr lange an alledas, an Rosen und Mäuse nicht gedacht hatte, und er fand es jetzt gut und hübsch, daß daran gedacht wurde.

Während des Frühstücks sagte Annemarie nachdenklich: „Am Vormittag gehst du wohl in deine Wirtschaft mit dem großen grauen Filzhut und den hohen Stiefeln. Wenn du am Fenster vorüberkommst, sprich laut. Du kannst ja jemand schelten. Es wird angenehm sein, dich zu hören — Und dann kommst du zu uns — —“. Ernsthaft rangierte sie ihn in ihr Leben ein. „Später kommen auch der Papa und Onkel Thilo — und so — — —“

„Heute zu mittag sollte der neue Kandidat kommen,“ meldete Frau von Malten leise.

Ach nein, Annemarie wollte das nicht: „Kandidaten haben feuchte Hände und Knöpfmanschetten.“

Felix lachte sehr laut darüber.

„Es ist garstig, daß ich das sage,“ meinte Annemarie, „aber lachst du jetzt so?“

„Gott! wie's kommt,“ erwiderte Felix ärgerlich.

Annemarie lachte, das Lachen, das sich so sorglos über das Gesicht breitete, ohne die strenge Reinheit der Linien zu stören: „Natürlich! Du kannst ja hier lachen, wie du willst. Ich frage nur. Aber der Kandidat kommt heute nicht. Heute gibt es Krebssuppe, Waldschnepfen und pain d'ananas und wir trinken Sekt. Später im blauen Zimmer, in der Dämmerung, erzählst du von den fremden Gegenden. Die Nachtigall singt. Wir öffnen das Fenster und hören zu. So soll es heute sein.“

Frau von Malten hielt in ihrer Hantierung inne und hörte aufmerksam zu, nahm all das wie einen Auftrag entgegen, die Schnepfen, den Sekt, die Dämmerung und die Nachtigall.

Felix setzte den grauen Filzhut auf, zog die hohen Stiefel an und ging auf den Hof hinaus. Dort stand er, schlug mit dem Stock in die Wasserpfützen und schaute das Haus an. Sehr weiß stand es da im Mittagslichte mit seiner etwas renommistischen Attika. Die Fensterreihe flimmerte. Er sah, wie von innen Frau von Malten an den Fenstern hinging und die weißen Vorhänge niederließ. Ja, so war es immer, mit Annemarie war man stets in einer Welt für sich — einer Welt für sie, und stets war die Malten da, um die Vorhänge gegen die Außenwelt vorzuziehn. Gut! er war stolz darauf, zu der Welt hinter den Vorhängen zu gehören. Dafür hatte er immer viel übrig gehabt. Die Bassenows zwar waren von jeher mehr für das Ländliche gewesen, aber seine Mutter war eine Raafs-Pelsock gewesen und hatte sich mit seinem Vater oft gestritten, weil nichts ihr vornehm genug war. Daher hatte er sich auch sofort in Annemarie verliebt. Die Elmt's zwar waren so vornehm, daß sie kaum leben konnten. Sie starben auch aus. Der Onkel Thilo heiratete nicht, um der letzte Reichsgraf zu Elmt zu sein.

Aussterben ist vornehm. Und jetzt, dachte Felix, konnte er ruhig das Bassenow'sche in sich spazieren führen, später kam der hübsche Tag, den Annemarie eingerichtet hatte — für das Raafs-Pelsokſche.

Pitke, der alte Inspektor, kam, die Nase sehr rot zwischen den weißen Haarsträhnen. Felix war jovial: „Na mein alter Pitke. Man wird immer weißer. Ja — jünger werden wir alle nicht."

Sie gingen an den Ställen entlang. Der Kuhstall war voll von dem warmen Dampfe der großen, ruhenden Tiere. All das Gelb des Strohs nahm in der Sonne metalligen Glanz an. Man hörte die mächtigen Mäuler kauen und schmatzen und die Milch in die Eimer rinnen. Denn es war Melkstunde. Neben den Kühen hockten die Mägde, schwer und heiß wie die Kühe, mit den breiten Händen in die angeschwollenen Euter fassend.

„Das sind Herrschaften," sagte Pitke und zeigte auf die Kühe — „fressen und sich bedienen lassen — was?"

Der fette Dunst der Tiere, der Milch, der Menschen legte sich warm und erschlaffend auf Felix. „Wie ruhig man hier wird! Man hat fast Lust, auch so unbewegt gleichmütig aus großen, starren Augen zu sehen, wie die Kühe, und still vor sich hinzukauen." Als die Mägde mit wiegenden Brüsten, den vollen Milcheimer in der Hand, an ihm vorübergingen, bemerkte er: „Auch eine Rasse."

„Faul sind die Luders, daher werden sie dick," erwiderte Pitke.

Aber Felix hatte auch für sie was übrig. Seltsam! Aber hier mitten in all dieser ruhenden Kraft fühlte er sich auch stark. Er spürte die Breite seiner Brust, das Schwellen seiner Muskeln.

Als sie wieder in den Sonnenschein hinaustraten, stampfte Felix schwerer und breitbeiniger durch die Pfützen. Er fühlte das Gewicht seines Körpers. Pitke sprach von den Feldern, wies auf die grüne Fläche hinaus: „Dem da haben wir Kali zu fressen gegeben." Plötzlich stockte er, dann fluchte er los: „Schockschwernot! Mischka! Teufel von Pollacka!" Nicht weit von ihnen fuhr ein untersetzter schwarzer Kerl einen mit Ziegeln beladenen Wagen den nassen Weg entlang. Ein Rad des Wagens war in ein zu tiefes Geleise geraten, die Pferde mühten sich umsonst, den Wagen herauszuziehen. Der Knecht hatte den Peitschenstiel umgedreht und hieb in sinnloser Wut auf die Tiere ein.

Felix fühlte, wie es ihm heiß durch die Adern rann. Dann war er bei dem Burschen, packte ihn, hob ihn empor, schüttelte ihn, ja, es war ordentlich ein Genuß, diesen schweren Körper zu schütteln, zu spüren, wie er sich vergebens sträubte. Dann ließ Felix ihn los. „Geh hol' Leute," sagte er, „geh!" schrie er ihn an.

Pitke lachte: „Das war sehr hübsch. Der hat den Herrn gespürt."

Felix lächelte geschmeichelt. Er rieb sich die Hände, er fühlte an seinen Fingern noch das grobe Tuch des Rockes und die stahlharten Muskeln des Burschen.

Beim zweiten Frühstück erzählte Felix die Sache mit Mischka, erzählte angeregt, lebhaft: „so faßte ich ihn, so hielt ich ihn." Plötzlich brach er ab. Es war ihm, als habe seine Erzählung keinen Erfolg. Annemarie beugte ihren Kopf auf ihren

Teller nieder und bemerkte: „Mußt du das selbst machen. Kann nicht Pitke" — — dabei schaute sie sinnend auf seine Hände, als wären sie ihr in diesem Augenblick nicht sympathisch. Felix zuckte verstimmt die Achseln: „— Gott! ich tu' das sehr gern zuweilen."

„So, das war etwas anderes," gab Annemarie höflich zu, „ja, es muß merkwürdig sein, wenn man so stark ist. Man sitzt ruhig, mit einem Mal fällt es einem ein: mein Arm ist sehr stark, und dann muß man etwas heben, einen Tisch oder einen Mann. Thilo sagt, viele Herren sehen so aus, als ob sie immer nur an ihren schönen Bart denken. Aber manche sehen doch auch aus, als dächten sie immer an ihre Muskeln. Nicht wahr?"

Felix wollte auf diese Beobachtung nicht eingehn, er bemerkte vielmehr ironisch: „Thilo —, ja der hat ja im Leben nichts anderes zu tun, als etwas zu sagen."

Annemarie errötete: „Wie so? Er ist doch Abgeordneter."

„Abgeordneter ist man doch auch nur, um etwas zu sagen."

Es entstand ein befangenes Stillschweigen, bis Frau von Malten berichtete, die Equipage der Gräfin Proseck sei unten am Park vorübergefahren. Ob die Gräfin selbst darin saß? Und wohin mochte sie gefahren sein? Das blieb fraglich.

Das Frühstück ging zu Ende.

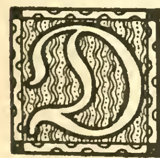
„Du weißt, jetzt mußt du tanzen," sagte Annemarie zu Felix.

„Tanzen?"

Ja, der Arzt hatte ihr Bewegung verordnet, daher tanzte sie täglich mit Mila, Malten spielte. Aber jetzt hatten sie einen Herrn. „Mila, hol unsere Fächer und setzen wir uns in den Saal." Der Saal war voller Sonnenschein. Das Licht brach sich in den Kristallen des großen Kronleuchters und übersäte die Wände mit kleinen Stücken Regenbogen. Annemarie und Mila saßen in den gelben Atlassesseln, wie in schwergoldenem Licht. Felix tanzte zuerst mit Annemarie. Es war sehr genußreich zu fühlen, wie die Töne ihr in die Glieder fuhren, die ganze Gestalt mit Rhythmus erfüllten, selbst der schnellere Atem, der ihre Brust hob, schien im Walzertakt zu gehn. Dann kam Mila an die Reihe. Sie tanzte ein wenig schwer; kam sie in Schwung, so war der Schwung nicht leicht aufzuhalten.

„Le dos, Mila, tenez vous droite," rief Frau von Malten vom Klavier herüber. Aber wer konnte diesen wilden Mädchenkörper regieren!

Später in seinem Zimmer saß Felix müßig am Fenster und hörte dem Schrillen der Spatzen zu. Er hatte die Milchbücher durchsehen wollen, aber nun war es ihm ganz gleichgültig, wieviel Milch die Kühe gaben. Etwas tun, das war keine Kunst, da konnte man bald einen Tag hinbringen. Aber stille sitzen und an hübsche, helle Dinge denken, das ist Kultur.



as Abendlicht lag wie rötlicher Staub in der Luft, über den Wipfeln der Parkbäume. Die Stare schlugen erregt und unermüdlich. Es war merkwürdig warm für die Jahreszeit. Die Glastüren des Saales standen offen. Die Gesellschaft ging auf der Veranda auf und ab und wartete auf das Mittagessen. Die

Damen hatten sich hübsch angezogen. Annemarie trug ihr teerosenfarbnes, leichtes Seidenkleid und rote Monatsrosen im Gürtel. Mila war in Weiß mit einem großen, kindlichen Spitzenkragen. Felix lehnte mit dem Rücken gegen die Brüstung: „Geht — geht —" sagte er, „das sieht unwahrscheinlich gut aus." Sie gingen langsam vor ihm auf und ab.

„Heute ist es nicht schwer, hübsch zu sein," bemerkte Annemarie — „nicht wahr, Mila? Heute ist so 'ne Festluft. Ich merke das gleich beim Atmen, ob ein Fest in der Luft liegt."

In der Ferne sangen von der Arbeit heimkehrende Arbeiter. Annemarie blieb stehen und lauschte.

„Jetzt sind die doch auch froh," sagte sie, etwas Ungeduld in der Stimme, als widerspräche sie jemandem.

„Was werden sie nicht," erwiderte Felix zerstreut.

„Nun also! Komm, gehn wir essen."

Frau von Malten in ihrem schwarzen Atlaskleide legte bedächtig die Suppe vor.

„In der Tat! Frau von Malten versteht aus jeder Mahlzeit ein Fest zu machen," bemerkte Felix höflich.

„Malten! O ja!" bestätigte Annemarie, „und das ist auch nötig. Essen wird so leicht langweilig oder schlimmer noch. Ich höre es sehr gern, wenn Malten von der Wirtschaft spricht. Da kommt nicht immer so was von Stehlen und so vor. Ich glaube, Mozart sprach von seinen Kompositionen so wie Malten von ihrer Wirtschaft.

„So!" Felix hob den Löffel mit einem Krebsschwanz zum Munde und liebäugelte mit ihm: „Es gibt wohl Leute, die sich beim Essen nicht so leicht langweilen."

Annemarie hatte ihren Teller geleert und lehnte sich befriedigt zurück:

„Ach ja! die armen Leute, die wenig zu essen haben. Natürlich! ich weiß. Aber sonst. Als Kind — wenn die Eltern nicht zu Hause waren und Mrs. Flemmers herrschte, fand ich das Mittagessen immer alltäglich. Sie bestellte gern Sauerbraten mit Salzgurken. Das schmeckt ja ganz gut, aber es macht traurig. Mich macht Sauerbraten mit Salzgurken heute noch traurig." Als der Sekt getrunken wurde, bekamen die Damen rote Flecken auf den Wangen und lachten über geringfügige Dinge. Felix fand es heute leicht, witzig zu sein.

Im blauen Zimmer brannte ein kleines Feuer im Kamin. Dort streckte man sich nach dem Essen in den großen Sesseln aus.

„Sonst las Malten jetzt die Kreuzzeitung vor. Es ist sehr interessant, sie weiß bei den Familiennachrichten alle Verwandtschaften." Annemarie plauderte so ein wenig schläfrig vor sich hin: „Ach, Lieber, laß dich doch auch in den Reichstag wählen. Wenn Malten eine Rede von Onkel Thilo liest und da steht „Heiterkeit links," dann sagt Malten immer ganz böse: „Ils rient, ils ne savent pas de quoi."

Frau von Malten meldete: „Die Nachtigall hat angefangen." Im Neben-

zimmer wurde das Fenster geöffnet, die Diener wurden ermahnt leise zu sein, und man hörte zu.

Annemarie lag regungslos da, die Hände im Schoß gefaltet, Mila schloß die Augen und öffnete die feuchten Lippen, als träumte sie angestrengt. Es war eine sehr leidenschaftliche Nachtigall. Wenn sie die Stimme steigerte, als schwelle ihr das Herz, klang es fast herbe, und dann wurden die Töne wieder süß und eindringlich. Felix streckte sich ordentlich vor Gefühl in seinem Sessel. Er hatte es selbst nicht geglaubt, daß soviel Gefühl in ihm stecke. Mila schlug die Augen auf, sah böse zum Fenster hinüber und sagte: „Ich seh sie." — Alle wollten nun den dunkeln Punkt im Fliederbusch sehn. Der Garten war weiß vom Mondenschein. Dahinaus mußte Annemarie. Es wurde nach Tüchern gerufen. Wenn Annemarie etwas wollte, hatte es Eile, als fürchtete sie, es könnte etwas dazwischen kommen. Sie nahm Felix' Arm und so gingen sie den Gartenweg hinab. Die Nacht war ungewöhnlich warm. Über der Wiese stand eine schwarze Wolkenwand, in der es unablässig wetterleuchtete. „Unser erstes Gewitter", bemerkte Felix. Ja, Annemarie spürte das im Blut: wie ein kleines Fieber. Als ob da drin auch so was Goldenes kommt und geht, wie in den Wolken. Ah! Sie bog ihren Kopf zurück, atmete tief: „Morgen werden alle Bäume blühen, alle weiß sein."

„Tut dir das gut?" fragte Felix. Er fühlte die Zärtlichkeit in sich stark werden, fast schmerzhaft, wie Mitleid.

„Ja, gut. Heute war ein schöner Tag. Ich fürchtete mich eigentlich vor ihm."

„Vor mir?"

„Vielleicht auch vor dir. Man weiß nie. Plötzlich kommt etwas — ist da und man will dann gar nicht mehr leben." Annemarie lachte vor sich hin: „Seltsam ist's, so in die Sterne zu sehn. Schwindelig macht es. Ich seh, wie sie hängen und sich bewegen. Durstig macht es auch, man möchte es trinken. Nicht wahr? So ein Getränk müßte es geben — blau und gold und kühl. Ich werde Malten fragen, die kennt alle Rezepte."

Felix beugte sich über das Gesicht, das zu den Sternen aufsah, und küßte es. Hinter den Berberitzenhecken, wo das Gesindehaus lag, erscholl das Aufkreischen einer Mädchenstimme, dann Männerlachen. Annemarie schrak zusammen.

„Die Stallburschen und die Milchmädchen," erklärte Felix. „Die freuen sich auch dieser Nacht. Die regt sie auch auf."

„Auch?" sagte Annemarie und richtete sich auf: „Ach ja, die haben ja da so ihre Sitten. Wollen wir tiefer in den Park gehn, dort wird es stiller sein."

Im Park war das Schattennetz auf den beschienenen Wegen dichter. Der Teich schlief still und glatt. Das Mondlicht schwamm auf dem schwarzen Wasser wie goldenes Öl. „Hier müssen Veilchen in der Nähe sein, riechst dus?" fragte Annemarie.

„Ja," sagte Felix, obgleich er nichts roch. —

In dem Laube begann es zu flüstern und ein Windstoß fuhr in die Wipfel.

Felix nahm Annemarie auf die Arme und lief dem Hause zu. Das Gewitter. Sie lag ganz still — nur einmal sagte sie: „Das ist gut.“

Als Felix später, durch das stille, dunkele Haus, zu Annemarie hinüber ging, fand er sie in dem weißen Zimmer, unter einer weißen Ampel, auf ihrem Bette sitzen, selbst ganz weiß, nur die Augen schienen fast schwarz in all dem Weiß und schauten ihm ruhig und sinnend entgegen.

„Danaë,“ dachte er. Dann fiel es ihm ein, ob er in seinem weißen Flanell-Nachtanzug mit den gelben, türkischen Pantoffeln ihr nicht lächerlich erschiene.

s war zehn Uhr nachts. Die anderen hatten sich früher zurückgezogen. Felix ging in sein Zimmer, stieß das Fenster auf und pfiff melancholisch in die Mondnacht hinaus.

„Hübsch, hübsch, aber hol's der Kuckuck,“ murmelte er, „wie in 'nem Glasladen geht man hier herum!“

So heute abend wieder. Er war guter Laune gewesen, hatte Mila geneckt, Anekdoten erzählt, sich recht gemütlich gehen lassen, bis er bemerkt hatte, daß die Malten ergeben in den Schoß sah und Annemarie ihr gelangweiltes, spöttisches Gesicht machte. Was an ihm mißfiel, wußte er nicht. Man war früher aufgebrochen und ihm war die ganze Stimmung verdorben.

Alles hatte hier Nerven, alle Menschen, alle Möbel, alle Blumen. Er selbst bekam auch Nerven. War es denn natürlich, daß er hier saß und an seine eigene Frau dachte, wie als Knabe, wenn er verliebt war, nachts aus dem Fenster stieg, sich in den dunkeln Garten schlich, um unter den Pflaumenbäumen zu hocken, die kalten, taufeuchten Pflaumen zu essen und sich krank vor Liebe zu fühlen? Das war unnatürlich und unwahrscheinlich und mußte anders werden.

Ärgerlich schlug er das Fenster zu.

ls Felix abends von der Schnepfenjagd nach Hause kam, fand er seinen Schwiegervater und den Onkel Thilo vor. Die dicke Exzellenz mit dem rosa Gesicht und der gelockten, braunen Perücke begrüßte ihn, als hätten sie sich gestern erst gesehen. Thilo war förmlich, wie immer. Er sah zu prachtvoll aus, mit dem klassischen Profil und dem seidigen, aschblonden Backenbart. Er lehnte sich in den Sessel zurück, schlug die schweren Augenlider nieder und erzählte Annemarie mit leiser Stimme eine Geschichte. — Annemarie hörte sehr aufmerksam zu, die Wangen leicht gerötet. Im Zimmer roch es nach Attkinsonschem Parfüm und englischen Zigaretten. Beim Mittagessen erzählte die Exzellenz Bismarckanekdoten, die alle schon kannten, Thilo sprach mit Frau von Malten über einen Malten, der Gesandter in Bukarest gewesen war. Am Ende der Mahlzeit verließen die Damen die Tafel, und die Herren tranken alten Portwein. Wenn Thilo da war, folgte man dieser englischen Sitte.

Die Exzellenz begann sehr leise von Weibern zu sprechen: „Man darf das nicht verwechseln. Es gab drei Tänzerinnen: die Pepita, die Petitpas und die Petitita. Ich hab' sie alle drei gekannt. Die Petitpas aß Schaltiere besonders viel, sie sagte,

diese Tiere machen die Haut durchsichtig. Wenn man zu ihr ging, mußte man ihr Krabben mitbringen."

Thilo strich vorsichtig seinen Bart: „Tänzerinnen," meinte er, „sind gut auf der Bühne und hinter den Kulissen, wenn sie sich die Schuhe binden oder üben. Hübsches Fleisch bei der Arbeit. Aber wenn das ißt und spricht — nein."

Felix erzählte nun seine Erfahrungen mit Tänzerinnen, die schienen jedoch Thilo nicht zu gefallen, er stand auf und ging zu den Damen hinüber.

Als Felix und sein Schwiegervater in das blaue Zimmer nachkamen, saß Thilo bereits zwischen Annemarie und der Malten und erzählte mit seiner leisen, singenden Stimme. Die beiden Frauen hingen an seinen Lippen und schauten auf, als die Herren eintraten, als würden sie in einer Andacht gestört. Die Exzellenz begann eine Patience zu legen. Felix setzte sich ein wenig abseits. Eine unbehagliche Verstimmung quälte ihn. „Nun, und deine Reise?" fragte ihn Thilo. „O! sehr hübsch", erwiderte Felix. Jetzt wollte er erzählen: „Gerade um diese Zeit voriges Jahr in Capri. Vollmond von der einen Seite, auf der anderen der Vesuv mit einem riesigen Feuerbusch auf dem Kopf, das Meer, Neapel mit den Lichtern — unglaublich."

„Capri," sagte Thilo, „ist eine Theaterloge. Was wir von da aus sehn, kommt uns nicht wirklich vor."

„Sehr gut" — flüsterte Frau von Malten.

„Amalfi ist mir auch lieber," fuhr Felix fort. Er wollte sich seine Erzählung nicht fortnehmen lassen.

„Nach Amalfi solltest du mit deiner Frau reisen," unterbrach ihn Thilo. „Als ich auf der Hotelterrasse saß — fehlte Annemarie geradezu, sie gehört da hinein, das ist ihr Hintergrund, das blauseidene Meer — und so —"

„Nur des Hintergrundes wegen"? fragte Felix spöttisch.

„Warum nicht?" meinte Thilo. „Wenn man seiner Frau eine Toilette kauft, die ihr steht, kann man auch eine Reise machen, um ihr den rechten Hintergrund zu schaffen. Ich habe dich dort sehr vermißt —" wandte er sich an Annemarie, die leicht errötete.

„Weiber sind ja genug dort," murmelte Felix, mit dem deutlichen Bewußtsein, etwas Unpassendes zu sagen. Thilo zog die Augenbrauen empor. „Gott! ja! Wenn ich diese Damen da sah, dachte ich, die wagen denn doch ein wenig zu viel, wenn sie sich dort hinstellen!"

Felix lehnte sich in seinen Sessel zurück und sog an seiner Zigarre. Gut! wenn Thilo doch alles besser wußte und sagte, sollte er sprechen. Die Malten meldete die Nachtigall, und nun hörte man zu. Die Exzellenz klatschte zuweilen in die Hände und sagte: „brava — brava!"

„Eine merkwürdige Nachtigall" — erklärte Thilo, „die singt, als hätte sie einen Konflikt hinter sich."

„Ehekonflikt," kicherte die Exzellenz. Felix lachte so laut auf, daß alle ihn ansahn.

„Ich denke," sagte er, „daß es gut ist, daß wir nicht nach Ehekonflikten in den Fliederbusch steigen müssen und die Nacht durch singen." Wirklich herzlich lachte nur Mila darüber. „Mich rührt sie," sagte Annemarie. „Sie singt — als ob sie sich fürchtete — vor etwas das kommen könnte, wenn alles still und dunkel und sie allein ist." „Leisten wir ihr deshalb Gesellschaft?" fragte die Exzellenz.

Felix lachte spöttisch: „Ja, wir sind hier so weichherzig, daß wir nächstens neben jedes Vogelnest eine Nachtlampe hängen werden, damit die Vögel sich im Dunkeln nicht fürchten."

Als die anderen sich zurückgezogen hatten, saßen Thilo und Felix noch eine Weile beisammen und rauchten. Sie hatten sich nicht viel zu sagen.

„Du bist wohl froh, wieder zu Hause zu sein," warf Thilo hin.

„Ja — o ja!" erwiderte Felix. Er hatte Lust, mehr zu sagen, diesem Manne, der alles wußte, den sie alle bewunderten und dem sie recht geben, von sich zu sprechen. „Obgleich —," begann er zögernd, „wenn das Leben einmal gewaltsam gestört ist, dann ist es nicht leicht, daß es gleich wieder — einfach — selbstverständlich wird."

Thilo warf seine Zigarette in den Kamin und stand auf.

„Selbstverständlich?" wiederholte er — „Nein — das wird es wohl nicht sein. Und warum sollte es das auch? Gute Nacht."

„Unangenehmes, altes Orakel" — brummte Felix ihm nach.



Es war Felix, als rückte er von dem Leben seines Hauses weiter fort. Wenn er von draußen hereinkam, fand er, daß die andern sich gut unterhielten. Annemarie spielte vierhändig mit ihrem Vater oder man saß auf der Veranda und setzte ein Gespräch fort, dessen Anfang er nicht gehört hatte, man lachte über Scherze, die gemacht worden waren, als er nicht da war. Am Vormittage saßen Annemarie und Thilo im blauen Zimmer und lasen Dante. Wenn er kam, hielten sie im Lesen inne, er wurde nach der Wirtschaft gefragt, nach dem Wetter. Annemarie war freundlich, wie wir es sind, wenn wir uns glücklich fühlen. „Warum bist du nicht bei uns, Lieber? Ach die dumme Wirtschaft!" sagte sie zerstreut. Die Mahlzeiten kamen, die Patience, die Nachtigall, Felix war einsilbig. Was half es, etwas zu sagen, wenn Thilo ihn unterbrach, um etwas zu sagen, das die andern viel besser fanden?

Wenn er in seiner Wirtschaft umherging, trieb es ihn immer wieder an das Gartengitter. Er sah Annemarie und Thilo die Wege entlang gehn, vor den Blumen stehen bleiben. Thilo sprach, und Annemarie bog den Kopf zurück, um ihn anzusehen. Sie lachten. Felix versuchte es, ihnen nah zu kommen, zu hören. Er versteckte sich hinter Büsche, selbst ganz erstaunt darüber, daß er das tat. Annemarie stellte sich unter die Obstbäume, die voller Blüten, wie Alabasterkuppeln sich über sie wölbten. Sie lächelte ihr sorgloses Lächeln, wiegte sich leicht, wie berauscht von all dem Weiß. „Jetzt kommt er!" rief Thilo. Es war der Wind, der kam. Er fuhr in die weißen Wipfel. Die Blütenblätter regneten dicht auf Annemarie nieder. Sie bog den Kopf zurück, stieß einen kleinen Schrei aus. Die

Blätter fielen über ihr Gesicht, hingen sich in ihr Haar. Thilo stand dabei, den Bart voller Kirschblüten, schlug seine schweren Augenlider auf und sah das Bild vor sich mit wohliger Verträumtheit an. Er hatte sich dieses Spiel erdacht, nannte das Blütenbäder, die er Annemarie verordnet hatte.

Felix wandte sich ab und ging auf das Feld. Er setzte sich an den Wegrain. Vor ihm pflügte ein alter Mann mit einem alten Pferde Wickenland auf. Blank und schwer legten sich die Erdschollen um. Das Pferd und der Mann gingen müde und faul immer wieder das Stück Acker auf und ab. Das Land lag still unter der Mittagssonne da. Mitten im Felde blühte eine Weide, ganz bedeckt von weiß und gelben Puscheln, die süß nach warmem Honig dufteten. Der Baum war voller Bienen, so daß es klang, als singe er schläfrig vor sich hin.

Felix fühlte sich elend. Das lag ihm in den Gliedern, dem Herzen, der Kehle. Er wollte gar nicht darüber nachdenken. Die da drüben würden Gesichter machen, wenn sie wüßten, daß er hier saß und — und — eifersüchtig war. Der Schwiegervater würde lautlos lachen, Thilo würde die Augenbrauen hinaufziehn und aussehn, als wollte er sagen: „So etwas übergehe ich." Und Annemarie? Ach Gott! ja! Er hatte Lust, einmal in dieses hübsche, glatte Leben einen Ton hinein zu rufen, der sie alle aufhorchen machte.

Wir wollen die Freuden des Landlebens genießen," sagte die Exzellenz. „Die Nachtigall und Milch, warm von der Kuh, haben wir gehabt. Jetzt wollen wir den Schnepfenstand und nasse Füße."

Auf der langen Bockdroschke fuhr die Gesellschaft durch den Wald. Die Sonne schien rot durch die Tannen. Der Wald glich einer stillen, dämmerigen Stube, in der stark geräuchert worden ist.

An einem kleinen Sumpf wurde Halt gemacht. Dort stand das vorjährige Gras gelb und struppig zwischen den schwarzen Wasserlachen. Vorsichtig mußte die Gesellschaft zwischen den verkrüppelten Kiefern und den kleinen, schlohweißen Birken von Hügel zu Hügel springen.

Felix stellte die Herren ab. Bei der Exzellenz blieb Frau von Malten, Annemarie bei Thilo und Mila bei Felix. Die Hände tief in die Taschen des grauen Paletots gesteckt, eine weiße Sportmütze auf dem Kopf, stand sie, ein wenig breitbeinig da und schaute in die Höhe, wartete auf die Schnepfen. Sie sah dabei aus wie ein hübscher, etwas gewalttätiger Knabe. Böse schob sie die Unterlippe vor:

„Wenn die da nebenan so laut sprechen", bemerkte sie, „dann ziehn die Schnepfen hoch."

Nebenan hörten sie Thilo sprechen und Annemarie lachen. Felix zuckte die Achseln, aber lauschte angestrengt hinüber.

Der Himmel wurde rosenfarben. Die Vögel begannen zu lärmen. Das rote Licht regte alle auf. Die Hunde in den Bauerhöfen bellten, nicht das traurige Bellen der Nachtwache, sondern ein lustiges Sprechen der Unterhaltung. Die Hüterjungen und Hütermädchen schrieen aus Leibeskräften.

Dann — wurde es still.

„Sie kommt" — meldete Mila.

Vom Walde her tönte das ölige Quarren. Die Schnepfe flog sehr schwarz gegen den blassen Himmel, über die Birkenwipfel. Auf Felix' Schuß fiel sie. In der Ferne ließ sich eine zweite vernehmen. Felix wandte sich dem Ton zu. Als er geschossen hatte und laden wollte, sah er Mila die angeschossene Schnepfe in der Hand halten. Die breiten Finger der anderen Hand schob sie unter die Flügel der Schnepfe und drückte die Brust des Vogels zusammen, ruhig und aufmerksam. Das Schnepfengesicht mit den blanken Augenperlen und dem langen Schnabel schaute unverändert, fast gemütlich vor sich hin. Allmählich schlossen sich die Augen, der Kopf neigte sich in einer müden, hoffnungslosen Bewegung.

„Was tun Sie da?" fragte Felix.

„So muß man's doch machen" — erwiderte Mila, warf den toten Vogel fort, steckte die Hände wieder in die Taschen und sah empor, wachsam wie ein Hühnerhund.

Felix schaute das Mädchen an. Teufel! das ist heißes Blut, dachte er — und angenehm leicht zu verstehn. Mila merkte es, daß er sie ansah. Sie warf ihm einen flüchtigen, blanken Blick zu — zeigte in einem kurzen Lachen ihre grellweißen Zähne: „Es kommt wieder eine," meldete sie.

Es dunkelte schon. Man brach auf. Nebel flossen über den Sumpf. Erdkrebse begannen ihr helles, eintöniges Klingen an den schwarzen Wassern. Im Birkenwipfel hing ein Stück Mond.

„Komm," sagte Felix. Nahm Annemarie an seinen Arm und führte sie über den Sumpf.

Annemarie war sehr angeregt: „Köstlich ist es; wie hübsch sie hier alle im weißen Nebel schlafen gehn! Und die kleinen Tiere, die an den Wassern singen!"

„Ihr lachtet viel?" fragte Felix.

„Ach ja! Thilo war auch köstlich!" erwiderte Annemarie.

Die Droschke fuhr durch den dunkeln Wald, wie zwischen hohen, schwarzen Wänden hin. Mila saß neben Felix und drückte ihre runde Schulter fest gegen seinen Arm. „Frech ist die Kröte," dachte er, aber sie war doch wenigstens eine, die nicht nur darauf wartete, ob Thilo etwas Geistreiches sagen würde. So zog er seinen Arm nicht zurück. Da sagte Thilo schon mit seiner weichen Stimme, die so passend in die Frühlingsnacht hineinklang:

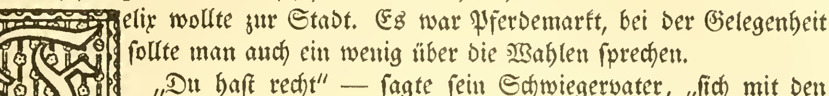
„Ein merkwürdiger Tod, so'n Schnepfentod! Man fliegt zum Stelldichein unter einem rosa Himmel. Und dann fällt ein Schuß und es ist aus."

„Ach, der Tod ist nicht schlimm," erwiderte Annemaries helle, beruhigte Stimme in die Dunkelheit hinein, „Vorhänge, die fest zugezogen werden —, das ist sicher. Und vielleicht . . . ."

Die Exzellenz kicherte. Ihr war die Wendung des Gespräches zu düster. „Lieber wär's dem Schnepfenjüngling, daß der Schuß fällt, wenn er vom Rendezvous zurückkommt."

„Warum?“ meinte Thilo, „Ihm wird vielleicht eine Enttäuschung erspart. Sie sind nicht immer zur Stelle.“

„Sehr hübsch“ — bestätigte die Malten. Das Gespräch versiegte. Ein jeder träumte schweigend in die duftschwere Dunkelheit hinaus.



elix wollte zur Stadt. Es war Pferdemarkt, bei der Gelegenheit sollte man auch ein wenig über die Wahlen sprechen.

„Du hast recht“ — sagte sein Schwiegervater, „sich mit den Standesbrüdern zuweilen bei Rotwein für die Getreidezölle begeistern, ist gesund.“

Felix freute sich auf diese Ausfahrt. Es hatte geregnet. Jetzt schien die Sonne wieder. Der Marktplatz war feucht und blank. Die Tiere glänzten, als wären sie frisch lackiert. Überall traf Felix Bekannte. „Was Teufel! Bassenow wieder da!“ „Ah Bassenow, der Ausreißer. Na, jetzt haben wir ihn fest.“ Es war hübsch, den Pferden auf die seidigen Flanken zu klopfen, ihnen in's Maul zu sehn und sie am Schweif zu ziehen und die Juden zu necken. Später im Kronprinzen gab es ein Frühstück. Man sprach sehr laut über Politik, schlug auf den Tisch, wurde ganz heiß von schneidiger Opposition. Als die älteren Herren fort waren, saßen die jüngeren noch beim Sekt zusammen. Die Zigarre zwischen den Zähnen, die Arme auf den Tisch gestützt, erzählten sie sich Weibergeschichten, nannten die Dinge beim rechten Namen, lachten ganz laut. Felix gab Reiseerlebnisse zum besten, sehr starke Geschichten, die selbst den blonden Pankow verblüfften, der sich doch sonst für den Erfahrensten in diesen Sachen hielt. Aber, als man sich zum Jeu niedersetzte, mußte Felix nach Hause fahren.

Er kutschte selbst, trieb die Pferde an. Der Sekt war ihm zu Kopf gestiegen. Er hatte viel und schnell getrunken, lachte noch vor sich hin über die Geschichten, die er erzählt hatte, und fühlte sich leicht und heiter. Das Leben erschien ihm eine gute, einfache Sache.

Zu Hause stellte er sich unter die kalte Dusche. Er dachte darüber nach, ob er ganz natürlich gewesen war, als er aus dem Wagen stieg und die anderen auf der Treppe begrüßte. Na — gleichviel!

Während des Mittagessens war er sehr aufgeräumt, erzählte, lachte — sehr unbefangen und natürlich, nur fand er, daß die andern nicht ganz unbefangen waren. Sie gaben ihm so schnell recht, antworteten so ruhig, als wollten sie es unterstreichen, daß nichts Besonderes an ihm sei. Annemarie schob ihren Teller zurück. Ihre Lippen zuckten hochmütig. Sie tauschte flüchtige Blicke mit der Malten. Wenn er schwieg, sprachen die anderen von gleichgültigen Dingen, die sie selbst nicht zu interessieren schienen. Einer der Diener ließ klirrend die Kompotschale fallen. Felix sprang auf, sehr rot im Gesicht. „Was ist das?“ schrie er. „Sind Sie betrunken?“ dabei klatschte er mit seiner Serviette, wie mit einer Peitsche. Die Malten winkte dem Diener fortzugehn.

„So ein Kerl!“ sagte Felix und setzte sich wieder.

„Ein wenig ungeschickt noch,“ flüsterte die Malten.

Eine Pause entstand, die Frau von Malten endlich mit der Nachricht unterbrach: ihre Schwester hätte geschrieben, in Mecklenburg regne es. Dann begann die Exzellenz ziemlich unvermittelt eine alte Geschichte zu erzählen, von einem polnischen Grafen, der im Spiel all sein Geld verloren hatte und zuletzt sein Ohr setzte und als er darauf gewann, die Karte noch bog.

„Wie schrecklich," meinte Frau von Malten. Mila lachte so heftig, daß man merkte, es war nicht das Ohr des polnischen Grafen, über das sie lachte, es war aufgespeichertes Lachen, das ausbrach.

„Unglaublich! So die Schüssel hinzuwerfen!" hörte Felix sich sagen. Er wußte, daß das lächerlich war, aber es kam wie von selbst heraus. Niemand antwortete darauf, Annemarie biß sich auf die Unterlippe, machte ein Gesicht, als schmerze sie etwas, und hob die Tafel auf.

Drüben im Kaminzimmer war es nicht besser. Die Unterhaltung ging wieder ruhig und gleichgültig über Felix hinweg, als sei er ein Kranker und die anderen sprächen Dinge, die ihn nicht aufregen sollten. Annemarie, sehr bleich, schwieg, auf dem Gesicht den kühlen, abweisenden Ausdruck, der soviel heißen sollte, wie — „O nein — danke — nicht für mich." Dazu war es heiß und beklommen im Zimmer, der Duft von Thilos englischen Zigaretten fiel Felix auf die Nerven. Er saß still da und dachte darüber nach, wie er es machen sollte, um unbefangen das Zimmer zu verlassen. Endlich erhob er sich: „Ob es noch regnet?" warf er hin.

„Ach ja — wer weiß —" sagte die Malten.

„Ich will mal nachsehen" — dabei schlenderte er aus dem Zimmer auf die Veranda hinaus.

Es war sternhell. Das Narzissenbeet glänzte weiß aus der Dämmerung. Da sang ja auch die Nachtigall. Jemand stand vor dem Fliederbusch, eine Gestalt, die sich bückte, etwas von der Erde aufhob und gegen den Busch warf. Die Nachtigall verstummte, dann flatterte sie mit eiligen Flügelschlägen in die Dunkelheit hinein. Die Gestalt wandte sich ab und ging den Gartenweg hinab. Das waren die großen Schritte, das lässige Sich-wiegen in den Hüften, das Mila annahm, wenn Frau von Malten sie nicht sah. Was wollte sie? Felix ging ihr nach. Am Abhang blieb sie stehen, legte sich glatt auf den Rasen und rollte den Abhang hinab. Dabei stieß sie leise, schrille Schreie aus, wie das Pfeifen einer Fledermaus. Unten angekommen, stand sie auf und lief wieder den Abhang hinan. Felix ging ihr entgegen.

„Werden Sie nochmal 'runterrollen?" fragte er.

Mila blieb stehen, atemlos, ihre Zähne leuchteten weiß im Sternschein. „Ja," sagte sie.

„Ist das angenehm?"

„Ja, das ist gut, und drin ..."

„Erstickt man" — ergänzte Felix.

„Ameisen laufen einem über die Beine vom Sitzen" — meinte Mila.

„Ich möchte auch so runterrollen," versetzte Felix nachdenklich.

„Sie" — Mila legte den Handrücken auf den Mund und lachte.

„Kommen Sie," sagte Felix. Gehorsam ging Mila neben ihm her. „Kommen Sie oft hierher so runterrollen?" fragte er.

Mila schwang beim Gehen die Arme hin und her, als könnte sie nicht genug Bewegung haben: „Oft? Ach nein, ich kann nicht oft heraus. Aber heute schläft die Alte unten bei ihr."

Die spricht, als wären wir im Einverständnis — ging es Felix durch den Kopf — wie zwei Dienstboten, wenn die Herrschaft sie nicht hört. „Und die Nachtigall, was hat die Ihnen getan?" fragte er weiter.

„Die? Ich mag sie nicht. Man muß ihr immer so lange zuhören."

Sie bogen in die große Kastanienallee ein. Dort war es vollends dunkel. Felix blieb stehen, faßte schnell und hart nach dem Arm des Mädchens, zog es an sich. Mila atmete hastiger und lauter, aber sie ließ sich ruhig fassen, ja sie duckte sich fast, wie eine Birkhenne.

Sie setzten sich auf den Rasen und Felix nahm Mila wieder an sich — mit einem rauhen, bösen Begehren, als wollte er es das Mädchen entgelten lassen — daß er so — so sein konnte.



m Abend im Kaminzimmer sagte die Exzellenz: „Nun Thilo —, du fährst morgen nicht mit mir?"

Thilo streichelte zart seinen Bart. „Nein — Annemarie hat mich aufgefordert, noch ein wenig hier zu bleiben. Wenn Ihr mich also behaltet — — —"

„Ach ja," riefen Annemarie und die Malten zu gleicher Zeit.

„Sehr angenehm" — murmelte Felix, aber eine große Bitterkeit stieg in ihm auf. „Warum wollte der bleiben?" Er wandte den Kopf ab, denn er fühlte, daß er ein eigentümliches Gesicht machte. Keiner jedoch achtete auf ihn, nur Mila sah ihn mit ihren blanken Augen an. Das Mädchen hatte es jetzt aufgenommen, ihn so hungrig anzusehen, daß es ihn verlegen machte. Er rüttelte sich auf. Er wollte etwas Gleichgültiges sagen.

„Den Pankow sah ich heute," berichtete er. „Er fuhr unten am Park vorüber."

„So. Was sagte er?" frug die Exzellenz.

Felix lachte. „Er erzählte gleich einige tolle Geschichten. Ein netter Junge. Er wollte uns nächstens besuchen."

„Der!" sagte Annemarie gelangweilt. „Ich mag ihn nicht. Seine Geschichten sind immer so lang und nicht ganz reinlich und er lacht selbst solange über sie."

„Ja" — stimmte Thilo bei, „solche Menschen sind nicht angenehm, die in ihren Geschichten wie in einem warmen Bade sitzen, aus dem sie nur ungern wieder heraussteigen."

Felix fuhr auf. „Ich mag ihn sehr. Wer soll denn zu uns kommen? Wir leben wie in einem verzauberten Schloß. Der eine darf nicht kommen, weil er Knöpfmanschetten trägt, der nicht, weil er lange Geschichten erzählt, Hermann darf nicht bedienen, weil er rote Augen hat. Nächstens wird jeder, der über unsere

Schwelle kommt, ein Examen in Ästhetik ablegen müssen. Das ist lächerlich. Wo haben wir denn unser Diplom als Engel? Pankow ist mein Freund und er wird kommen." Es tat ihm wohl, dieses so laut und brutal herauszusprudeln.

„Gewiß, er soll kommen," sagte Annemarie mit ein wenig zitternder Stimme. „Ich sage nur, ob er mir gefällt oder nicht."

Die Malten schneuzte sich laut. Thilo bog den Kopf zurück und schloß die Augen. Annemarie stand auf und ging hinaus, gefolgt von der Malten. Mila schlüpfte zur Türe und sah Felix an, als wollte sie ihm ein Zeichen geben.

Im Zimmer herrschte Schweigen. Die Exzellenz legte eifrig an ihrer Patience. Das Aufklappen der Karten war eine Weile der einzige Ton. Endlich schlug Thilo die Augen auf und sagte:

„Ich glaube, deine Frau ging ein wenig erregt fort. Ob du nicht nachschaust."

Das kam Felix recht. „Erregt," rief er. „Man kann doch ein Wort sagen. Ich habe doch recht."

„Vielleicht," meinte Thilo, „aber das ist doch so gleichgültig."

„Wieso gleichgültig?" Felix erhob sich und ging erregt auf und ab. „Dieses ist doch mein Haus. Aber man wagt ja nicht mehr den Mund aufzutun. Überall stößt man an. Immer Mißverständnisse."

„Ja, das ist so die alte Geschichte," meinte Thilo. „Wir heiraten diese exquisiten Geschöpfe — wie — wie man sich ein kostbares Instrument kauft, das man nicht zu spielen versteht. — Wir alle."

„Alle?" Felix blieb stehen und sah böse auf Thilo herab. „Du ja nicht!"

„Gott!" erwiderte Thilo gelangweilt. „Mir würde es nicht anders gehen. Die Frauen sind uns in der Kultur voraus."

„Die armen Frauen! Sie würden weniger mißverstanden sein, wenn sie mit den feinsinnigen Junggesellen verheiratet sein könnten." Als Felix das gesagt hatte, war er selbst überrascht von der Bitterkeit seiner Worte. Thilo lächelte matt. „Entschuldige," brummte Felix, „ich wollte nicht unhöflich . . ."

„O!" unterbrach ihn Thilo. „Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Es ist witzig, was du da sagst. Ich muß mich entschuldigen. Ich rede dir da in deine Sachen hinein."

„Jedenfalls habe ich recht," fuhr Felix sicherer fort. „Man muß sich mit seiner Frau aussprechen können."

„Das ist wohl das berühmte Teilen von Leid und Freude?" fragte Thilo.

— „Gewiß!"

„Merkwürdig!" Thilo sprach leise und tonlos vor sich hin. „Unsere Frauen werden so erzogen, daß ihnen bei Tisch die Schüssel zuerst gereicht wird, und wir erwarten von ihnen, daß sie vom Hühnerbraten alle Lebern nehmen — und von der Torte alle Früchte von oben. So wollen wir sie. Und dann plötzlich wollen wir mit ihnen teilen, das, was uns selbst nicht schmeckt."

„Ach was!" sagte Felix, der nicht zugehört hatte. „Ich esse die Hühnerlebern sowieso nicht." Er dachte daran, ob Annemarie in ihrem Zimmer vielleicht weinte,

um seinetwillen weinte? Sollte er zu ihr gehen? Man spricht erregt miteinander, man versöhnt sich. Das bringt näher. „Ich will mal nachsehn," sagte er und verließ das Zimmer.

„Auch so ein Stück Unkultur," murmelte Thilo, als Felix fort war. „Dieser Genuß am Rechthaben. Als ob Unrechthaben nicht eben so genußreich sein kann."

Die Exzellenz lachte lautlos in sich hinein, daß ihr die Schultern bebten.

An der Türe zu Annemariens Zimmer hörte Felix die Malten und Annemarie sprechen und lachen. Geweint schien dadrin nicht zu werden. Er war enttäuscht. Er fand Annemarie in ihrem Frisirmantel vor dem Spiegel sitzen, die Malten stand hinter ihr und bürstete ihr das lange dunkelblonde Haar. Annemarie sah im Spiegel ihn eintreten. Das Gesicht, das eben noch gelacht, wurde ruhig und müde. „Ah, du bist's," sagte sie.

Felix war ein wenig befangen. „Ja, ich komme noch." Er setzte sich. Die Malten verschwand lautlos. „Du warst erregt," fuhr er fort. „Ich wollte nachschauen. Hab ich dich gekränkt?"

Annemarie lächelte. „Nein, es war nichts. Ich hätte es nicht sagen sollen. Aber nun ist es vorüber. Wir brauchen nicht noch über Herrn von Pankow zu sprechen."

„Pankow ist hier Nebensache," fuhr Felix auf. „Die Hauptsache ist, daß ich mir wie — wie beiseitegeschoben vorkomme — wie — wie abgesetzt. Ich gehöre einfach nicht mehr dazu. Ich bin nicht so geistreich und so elegant wie Thilo, gut. Aber schließlich heiratet man nicht, um geistreich zu sein."

„Thilo — warum Thilo?" fragte Annemarie und sah ihr Spiegelbild an, und beide, sie und das Spiegelbild, erröteten.

„Gerade er," sagte Felix heiser vor Erregung. „Es ist vielleicht lächerlich und unharmonisch, daß ich so fühle — aber es macht mich unglücklich — so zu leben —. Und ich habe ein Recht hier glücklich zu sein — kein anderer — und — und auf meine Weise." Felix schwieg und sah Annemarie hilflos an.

„Du Armer" — sprach Annemarie in den Spiegel hinein. Dabei sahen sie und das Spiegelbild sich an, als wollten sie sagen: „Nein — damit wollen wir nichts zu tun haben!" — „Was kann man da tun?" — fuhr sie kummervoll fort. Mit beiden Händen ergriff sie ihr Haar, zog es nach vorn, kreuzte es über der Brust, als wollte sie sich in diesen braungoldenen Brokat einhüllen.

Felix schwieg einen Augenblick, als könnte er sich nicht entschließen, etwas zu sagen, dann brachte er kleinlaut heraus: „Thilo könnte ja fortfahren."

„Ja — das wird er wohl müssen" — meinte Annemarie leise und müde.

Beide schwiegen nun. Annemarie zog ihr Haar fester um ihre Brust und schaute in den Spiegel, als wartete sie auf etwas.

„Sie wartet darauf, daß ich gehe" — dachte Felix. Er stand auf, er versuchte es, seiner Stimme einen frischen Ton zu geben, als er sagte: „So wird noch alles gut. Es ist besser, man spricht sich aus. Nicht? Du bist wohl müde?" Er beugte sich auf sie nieder, küßte ihre kühle, bleiche Stirn: „Gute Nacht."

Als er das Zimmer verließ, fand er im Vorzimmer die Malten eine beruhigende Limonade rühren.

Was nun? Er war mit sich, mit Annemarie unzufrieden. Sie — ernst und ablehnend ihr Spiegelbild ansehend, schien ihm fremder und ferner denn je. Und doch war der Wunsch, ganz zu ihr zu gehören, gerade so quälend stark. Schlafen konnte er nicht. Er fürchtete sich vor der Stille seines Schlafzimmers. In den Park hinunter zu Mila wollte er nicht. Nein — nicht jetzt! — Er nahm sein Gewehr und ging dem Walde zu.

Das weite Land, das still unter dem Sternschein schlief, das Wehen, das über feuchte Wiesen hingestrichen war, taten wohl. Er bog in den Wald ab, ging durch die Finsternis. Die taufeuchten Bärte der alten Tannen strichen über sein Gesicht. Ein Dachs ging schnaufend an ihm vorüber. Aus dem Dickicht trat der Waldhüter Peter zu ihm.

„Ach — der Herr! Der Herr will vielleicht den Birkhahn schießen, der auf die Wiese herauskommt?"

Ja — Felix entsann sich, daß Peter davon gesprochen hatte. Nun schritt der blonde Riese mit dem runden Knabengesicht neben ihm her und sprach von den Hähnen. Wie toll waren sie dieses Jahr.

„Du hast ja geheiratet?" fragte Felix.

„Ja — die Marri. Sie diente im Schloß und hat dort gelernt gutes Brot zu backen."

Felix erinnerte sich ihrer. „Ein großes hübsches Mädchen."

„So habe ich keinen Fehler an ihr gefunden," bestätigte Peter. „Ein bißchen böse ist sie."

„Nun — und — haust du sie auch zuweilen?"

Peter lachte. „Wie's kommt. Ganz ohne dem geht's wohl nicht."

Felix interessierte sich dafür: „Und — wie — worauf — schlägst du sie?"

„Wo's kommt, Herr —"

„Und dann?"

„Na, sie heult — und dann ist sie wieder hübsch freundlich. Wie schon die Weiber —"

„Ja, wie schon die Weiber" — wiederholte Felix nachdenklich.

Auf der Wiese kroch Felix in die kleine, aus Wacholderzweigen zusammengebogene Hütte.

„Hier muß er kommen," sagte Peter und ging.

Die Dämmerung lag noch über der Wiese. Im Osten hing ein weißer Lichtstreif am Horizont. Vom nahen Walde kam ein leises, gleichmäßiges Rauschen herüber. Felix streckte sich aus. Eine leichte Schläfrigkeit machte ihm die Lider schwer. Nachtfalter streichelten mit kühlen Sammetflügeln seine Wangen. Sehr hoch über sich hörte er schon die Morgenschnepfen quarren. Gott! wie fern — fern und wesenlos schien ihm zu Hause sein Zimmer — der Nachttisch mit dem Leuchter — und dann das weiße Zimmer mit der weißen Ampel. Alles fern — wer wußte

hier davon! Hier ruhte — rauschte man und atmete ganz tief. Mehr brauchte man nicht.

Die Dämmerung wurde durchsichtiger. Spinnweben bedeckten die Wiese wie mit grauen Tüchern. Eine Elster begann irgendwo zu plaudern. Dann erwachten am Waldrande auf ihren Tannen auch die Birkhähne und fauchten. Jetzt rauschte es und sie flogen heran.

Einer saß dicht vor der Hütte, blies sich auf, drehte sich, kollerte eifrig und unablässig. Und eine Henne kam heran, schaute zu, wartete, daß an sie die Reihe in diesem wunderlichen Tanze käme. Von allen Seiten antworteten andere Hähne. Über die ganze Wiese waren die seltsamen, kleinen Gestalten verstreut, die sich unermüdlich drehten. Felix schoß nicht. Es tat ihm wohl, zuzusehen, dieser eintönigen und doch leidenschaftlichen Musik zuzuhören. Das war so selbstverständlich! Die Wolken wurden rosenfarben. Die ersten Sonnenstrahlen fielen schräg auf die Wiese. Der Tau auf den Halmen begann zu flimmern.

Plötzlich schwieg alles. Es rauschte ringsum. Die Hähne flogen auf. Was gab es? Felix spähte über die Wiese hin.

Auf der anderen Seite stand ein buntes Figürchen, ein Bauermädchen. Es hatte sein helles Kattunkleid sehr hoch über dem kurzen, roten Unterrock aufgeschürzt und ging, die Beine in den weißen Strümpfen hoch über das tauige Gras hebend, quer über die Wiese. Das große, rosa Gesicht glänzte in der Morgensonne.

„Es ist Sonntag," fiel es Felix ein. „Die geht zur Kirche."

Aus dem Waldrande trat ein Bursche, auch sonntäglich gekleidet, die Mütze im Nacken, das Gesicht rot vom Waschen. Beide, das Mädchen und der Bursche, blieben stehen, sahen sich an — gingen langsam gerade aufeinander zu. Nun waren sie beisammen, die breiten, lachenden Gesichter eng beieinander. Der Bursche griff nach dem Mädchen, mit ruhigen festen Händen, als wollte er eine Frucht pflücken. Das Mädchen schlug nach ihm, und doch gingen sie engumschlungen dem Walde zu, verschwanden unter den Zweigen der Tannen.

„Die gehn heute nicht mehr zur Kirche," sagte sich Felix.

Er machte sich auf den Heimweg. Die Nacht hatte ihn beruhigt und gestärkt. Gott! Das Leben war einfach, man muß es nur mit ruhiger, fester Hand angreifen, so wie der Bursche dort nach den Brüsten seines Mädchens griff. Mit Thilo wollte er offen sprechen. An den Masken, die man sich vorband, erstickte man ja. Das mit den Masken gefiel ihm. Das wollte er Thilo sagen. Der liebte solche Bilder.

Die Fenster des Schlosses flimmerten in der Sonne. Der Garten war voller Tulpen und Narzissen. Gerade standen sie in ihren Beeten — ganz rein — ganz parfümiert. So hatten sie die ganze Nacht gestanden und auf den Tag gewartet. Die ließen sich nie gehen. So etwas verlangte Annemarie wohl? Na, aber eine Narzisse war er nun einmal nicht. Darin mußte sie sich finden.

In seinem Zimmer legte er sich zu Bett und schlief fest in den Tag hinein.



Es war Mittag vorüber, als Felix aufstand. Vor seinem Fenster auf dem Rasenplatz sah er Annemarie und Thilo Federball spielen. Das hatte Thilo statt des Tanzens nach dem Frühstück eingeführt. „Das Tanzen paßte ihm wohl nicht mehr," dachte Felix und streckte sich. Er fühlte sich heute angenehm jung und energisch.

Später fand er Thilo auf der Veranda nachdenklich seine Zigarre rauchend. Zerstreut fragte er nach der Jagd. Felix lehnte sich an das Gitter und sah in den Garten hinab.

„Ich wollte dir etwas sagen," begann er, die Worte energisch unterstreichend. „Es ist nicht leicht. Aber du wirst es mir nicht übelnehmen. Es ist immer besser, man spricht sich offen aus."

Er schaute auf. Thilo stand ruhig da und sah auf die langgewordene Aschenspitze seiner Zigarre nieder. Endlich sagte er, die Worte nachlässig dehnend: „Davon kann ich nur abraten. Solche Aussprachen und Offenheiten sind einem später immer unangenehm."

Felix errötete; jetzt mußte das mit den Masken kommen. „Im Gegenteil. Wenn man immer eine Maske tragen soll, daran erstickt man ja."

Thilo lächelte. „Ich glaube, Masken sind nicht zu verwerfen," meinte er, als handelte es sich um eine ruhige Unterhaltung. „Ich habe es immer richtig gefunden, daß die Griechen ihren Schauspielern Masken vorbanden. So konnte es ihnen nie passieren, daß Ödipus aussah, wie der Herr, der gestern in der Kneipe Bier trank und Rettig aß, oder Antigone wie die Dame, die im Restaurant die Ellenbogen auf den Tisch stützte und Zigaretten rauchte."

„Das ist hier ganz gleichgültig" — fuhr Felix auf. „Ich will mit dir etwas besprechen, was mir am Herzen liegt — offen — wie unter Verwandten. Es fällt mir schwer . . ."

„Ich rate von solchen Aussprachen immer ab," unterbrach ihn Thilo.

Felix schwieg. Das hatte er nicht erwartet. Er drückte mit beiden Händen das Eisengitter so fest, daß ihm die Hände schmerzten. Was sollte er nun sagen?

Thilo entschloß sich mit dem kleinen Finger die lange Aschenspitze seiner Zigarre abzustreifen, und die gelassene, diskrete Stimme sagte: „Diese Nacht sind mir einige Geschäfte eingefallen, die erledigt werden müssen. So kann ich eure freundliche Einladung, noch bei euch zu bleiben, leider doch nicht annehmen. Ich fahre heute mit deinem Schwiegervater. Es tut mir sehr leid — aber — —"

„So. Ach — sehr schade," murmelte Felix. Er machte dabei ein enttäuschtes Gesicht. Dann war ja alles gut und all seine Entschlüsse umsonst. Alles machte sich von selbst. Thilo sprach von einem Durchhau in den Parkbäumen, der sich gut machen würde. Felix stimmte ihm eifrig zu.



Annemarie und Thilo gingen langsam und schweigend den Gartenweg hinab zur Fliederlaube. Dort setzten sie sich.

„Wohin gehst du dann?" fragte Annemarie.

„Ich suche mir irgend ein Schiff" — antwortete Thilo, „um mich eine Weile auf dem Wasser herumzutreiben. Das wird das Richtige

sein!" Er blickte Annemarie sinnend an, wie wir ein Bild ansehen, in das wir uns hineinleben. Sie schloß die Augen, hielt unter diesem Blick wie unter einer Liebkosung still.

„Wir Vierziger," fuhr Thilo fort, „gehn sorgsam mit unseren Gefühlen um. Haben wir mal eines, das wertvoll ist, dann gehn wir damit in die Einsamkeit, suchen die richtige Umgebung."

„Ich sehe es deutlich," sagte Annemarie. „Wie du allein auf dem Schiffe sitzest und auf das dämmerige Meer hinaus siehst."

Thilo nickte. „So wird es sein. Es ist merkwürdig, wie deutlich unsere Visionen werden, wenn wir in der Dämmerung auf das Meer hinaussehn. Wunderliche Stunden. Du weißt:

— — l'ora che volge il desio
Ai naviganti e intenerisce il cuore"

Annemarie lächelte, das rührende Frauenlächeln, das die Tränen entschuldigen soll, die fließen wollen.

„Und du," fragte Thilo und beugte sich vor.

Sie zuckte leicht mit den Schultern — „Desio — davon kann man auch leben?"

Thilo nahm vorsichtig Annemaries Hand, die auf der Rücklehne der Bank lag, und legte sie auf seine Handfläche. „Du," — sagte er — „du mußt immer ganz du sein. Nichts Fremdes herein lassen. Du bist eben ein Einfall des Schöpfers, der keine Striche verträgt." Er sann einen Augenblick vor sich hin und strich leicht über die Hand, die regungslos auf der seinen lag: „Könntest du" — sagte er zögernd — „Könntest du etwas wie eine Schuld — das Symbol einer Schuld — um — um meinetwillen ertragen? Sieh — so etwas wie eine Schuld austauschen, das bindet fester, als die — Ringe tauschen." Er hatte leise mit seiner singenden Stimme gesprochen — nun hielt er inne. Als Annemarie schwieg, zog er sie sachte an sich heran, beugte sich über sie und berührte ganz leicht mit seinen Lippen ihre festgeschlossenen Lippen. Hastig richteten sie sich wieder auf: „Nahrung für die Vision," sagte Thilo und lächelte. Dann sah er nach der Uhr, stand auf: „Ich muß nachschaun. Dein Vater wird leicht ungeduldig. Du bleibst noch?"

Annemarie nickte. Als Thilo fort war, ließ sie die Tränen ruhig über das bleiche, unbewegte Gesicht fließen.

Der Kies knirschte. Felix kam eilig heran.

„Wo bleibst du?" rief er. „Sie wollen fahren. Wie? du — du weinst?"

„Ach ja — ein wenig," erwiderte Annemarie. „Es tut mir leid, daß sie fortfahren."

„Natürlich. Schade" — brachte Felix hastig und kleinlaut heraus. „Was ist da zu machen! Komm jetzt. Sie warten." —



Das Feld war frei. Ein anderes Leben sollte beginnen. Felix ließ seiner guten Laune freien Lauf. Beim Mittagessen erzählte er viel, neckte die Malten und Mila, strich zärtlich über Annemariens Hand. Er merkte es wohl, daß seine gute Laune nicht sympathisch war, allein, er wollte sich nicht stören lassen. Im Kaminzimmer,

als Frau von Malten die Kreuzzeitung vorlas, war es auch nicht so recht gemütlich. Annemarie, einen beruhigtglücklichen Ausdruck auf ihrem Gesicht, schien mit ihren Gedanken sehr weit fort zu sein. Dieses Zimmer, diese Stunde war noch so voll von Thilos Gegenwart. Mila benützte die Gelegenheit, ihren heißen Blick nicht von Felix abzuwenden — und Felix sog an seiner Zigarre und dachte törichte, gewaltsame Dinge. Wie wär' es, wenn er jetzt etwas sagte — etwas täte, das wie ein Gewitter in diese Ruhe schlug, etwas, das niemand erwartete, das Annemarie auffahren, weinen machte, das die kühlen Glaswände, die hier Mensch von Mensch trennten, zerbrach?

Die Fenster standen offen. Die Nacht atmete süß in das Zimmer. Es rauschte zuweilen in den Linden, vor dem Fenster. Frau von Malten war bei den Familiennachrichten und ließ die alten Namen feierlich klingen.

Unterdes war ein tolles Blühen über die Natur gekommen. Der Flieder umgab das Haus, wie mit einem Wall von weiß und blaßvioletten Musselinen. Wie lange Reihen bunter Flämmchen umsäumten die Tulpen die Gartenwege. Zu jeder Tageszeit konnte man Annemarie diese Wege auf und ab gehen sehn, das Gesicht beruhigt und glücklich. Sie sang leise vor sich hin, oder blieb stehn und horchte hinaus. „Sie ist immer mit ihm zusammen, immer," sagte sich Felix. Wenn er sich zu ihr gesellte, nickte sie zerstreut, sprach von gleichgültigen Dingen, von „seiner Wirtschaft", von dem Garten, unterhielt sich freundlich und wohlerzogen, wie wir mit einem Besucher sprechen, von dem wir hoffen, daß er bald gehn werde.

„Der Flieder ist schön dieses Jahr, nicht wahr?"

„Das macht dich glücklich?"

„Ja — ich hör ihn ordentlich. Von jeher hab ich gefunden, daß Farben klingen. Thilo sagt, er hört das auch."

„Der! Natürlich," brummte Felix.

„Er sagt," fuhr Annemarie fort, „der Flieder klingt so, als ob fern in einer Kirche am Pfingstsonntage Kinder auf dem Chor singen."

„So! Ich höre nichts," schloß Felix ärgerlich die Unterhaltung und wandte sich zum Gehn. Annemarie nickte wieder freundlich und bog in einen Seitenweg ein, eilig, als stünde dort einer und wartete auf sie.

Oder er kam am Vormittag zu ihr. Er wollte es machen wie die andern. Der Ehemann kommt zwischen den Geschäften, in hohen Stiefeln, für einen Augenblick zu seiner Frau, trinkt einen Schnaps — sagt dieses und jenes.

Im Vorzimmer gab Frau von Malten dem jüngeren Diener Unterricht. Sie kam immer wieder zur Türe herein, und er mußte sie bei dem großen Sessel anmelden. Oder sie setzte sich, und er mußte sie immer wieder zu Tisch bitten.

Annemarie saß in ihrem Zimmer. Sie hatte die Perlschnur, die sie zu tragen pflegte, abgenommen und ließ sie langsam durch die Finger gleiten. „Ah! Du bist es," sagte sie, wenn Felix eintrat. „Hast du deinen Schnaps gehabt?" Sie hörte ihm zu, sie tat, als sei es selbstverständlich, daß er da saß. Aber Felix fühlte es wohl, er hatte sie gestört, hatte sie in etwas unterbrochen. Und wenn er fortgehen

würde, würde sie ihr eigentliches Leben wieder aufnehmen. Mila kam, ihr vorzulesen. Annemarie schaute auf die Perlen nieder und sagte kurz:

„Nein, danke. Wir lesen nicht."

Felix war überrascht von dem Ausdruck von Widerwillen, mit dem sie das sagte. Mila machte Kehrt, daß die Röcke sausten.

„Läßt du dir nicht vorlesen? Hat Mila keine angenehme Stimme mehr?" fragte Felix.

„Nein," erwiderte Annemarie, ohne aufzuschauen, „ihre Stimme ist mir nicht mehr angenehm."

„O!" sagte Mila am Abend im Park, „die Alte merkt nichts. Aber sie, sie kann mich nicht mehr leiden. Wenn ich ins Zimmer komme, schickt sie mich fort, und wenn ich ihr die Hand küsse, macht sie, als ob ein Hund ihr die Hand leckt."

„Sprich nie von ihr — nie", fuhr Felix sie an, faßte sie an die Schulter und schüttelte sie. Mila weinte. Sie bog ihr Gesicht, das blank vor Tränen war, auf seines nieder und küßte ihn, als wollte sie ihre ganze Wut in diese Küsse legen.

„Diesem Leben ist nicht anzukommen," dachte Felix, als er wieder am Wickenacker stand, dem weißen Pferde, dem alten Mann und den blanken Erdschollen zusah. — „Nicht anzukommen." —

Aber sie und er wußten es besser. Etwas geschah, von dem der Tag mit seiner hübschen Ordnung nichts verriet. Kein Wort, kein Blick erinnerte daran. Aber Felix mußte dieses Bild immer mit sich herumtragen. Nachts — wenn es stille war, wenn in den dunkeln Zimmern die Möbel unter ihren weißen Bezügen schliefen, die Blumen in den Vasen welkten — das hübsche Uhrwerk der Malten angehalten war — dann kauerte in dem weißen Zimmer, unter der weißen Ampel, das weiße Figürchen auf dem Bette. Die Augen, sehr dunkel in all dem Weiß, schauten ihm angstvoll entgegen. Und der schmale, kühle Körper lag regungslos in seinen Armen, das bleiche Gesicht hatte den Ausdruck hochmütig verschlossener Qual. — Nach solchen Nächten war das Herz ihm wund von einem bitteren, grausamen Machtgefühl. Und doch — er mußte das immer wieder erleben.



Eine seltsame Unruhe quälte Felix, nahm ihm den Schlaf. Er trieb sich draußen auf den nächtigen Straßen umher. Diese weißen Nächte des Sommeranfangs lagen so gespenstisch über dem Lande, hingen voll schwüler Träume. Aus den Bauerhöfen klangen hier und da Harmonikatöne, die schläfrig und doch ruhelos eine hüpfende Melodie in die Dämmerung hinaussangen. Am Feldrain im Grase lag ein Bauerbursche, lang hingestreckt, das Gesicht den Sternen zugewandt, und schlief. Felix ging die Landstraße entlang, sich selbst fremd, wie wir es uns sind, wenn wir uns im Traum sehn, fremd in einer fremden Traumwelt. Hinter ihm lag das Schloß zwischen seinen Fliederhecken. Im weißen Zimmer kauerte die weiße Gestalt und horchte angstvoll hinaus — ob nicht ein Schritt — sein Schritt — sich nähere. Unten im Park saß Mila und weinte, weil er nicht kam, und er irrte hier auf den stillen Straßen. Warum — warum mußte das sein? Er konnte es nicht verstehn!

Er streckte sich am Wegrain aus, er wollte liegen, wie jener Bursche dort, das Gesicht den Sternen zugewandt, schlafen, eingewiegt von dem müden Tanzlied der fernen Harmonika.



in Stück Mond hing wieder in den Wipfeln der Parkbäume. Felix lag auf dem Rasen unter der Kastanie. Mila saß neben ihm, hielt seine Hand und küßte sie mit regelmäßigen, kurzen Küssen. Zwischen jedem Kuß wiederholte sie: „Mein Herr — mein Herr." Vor ihnen lag der Teich. Eine lichtgrüne Pflanzendecke breitete sich über das Wasser. Froschlöffel und Schachtelhalme waren aufgeschossen und fingen das Mondlicht wie in einem Gitterwerk. „Mein Herr — mein Herr" wiederholte Mila mit ihrer weichen Stimme. Felix hörte es wie im Halbtraum, und noch ein Ton drang zu ihm, ein helles Singen — das näher kam. Er fühlte, wie Mila seine Hand fest drückte, er fuhr auf. Die Stimme war ganz nah: „Annemarie" dachte er. Da ging sie auch schon an ihnen vorüber, langsam. — Einen Fliederzweig hielt sie in der Hand und bewegte ihn sachte, als schlüge sie den Takt zu ihrem Lied. Die Schleppe des weißen Musselinkleides rauschte leise auf dem Kies. Es war, als wendete sie den Kopf einen Augenblick nach der Seite, wo die beiden im Schatten saßen. Felix sah deutlich das schmale Gesicht — ruhig und fremd, die Lippen waren im Singen halb geöffnet. So ging sie vorüber. Der Gesang entfernte sich, wurde schwach, dann kam er wieder deutlicher über das Wasser, wie ein Wiegenlied klang es, ein Lied, das eine Mutter im Schein der Nachtlampe an einer weißen Wiege singt, wenn ihr die Augen halb zufallen. Jetzt war sie auf der andern Seite des Teiches. Die helle Gestalt ging den Brettersteg entlang, der in das Wasser hineingebaut war. Am Ende des Stegs blieb sie stehn, wiegte den Fliederzweig und sang. Felix war aufgesprungen.

„Annemarie!" rief er.

Aber die weiße Gestalt war fort. Ein Ton im Wasser. Wildenten flogen aus dem Schilf auf. Das Mondlicht auf dem Wasser drüben wurde einen Augenblick unruhig, fuhr kraus hin und her.

„Geh — ruf" stöhnte Felix auf. Er stürzte an den Teich, warf seinen Rock ab, sprang in das Wasser. Er mußte hinüber. Mit seidigem Knistern schob sich die grüne Pflanzendecke vor ihm zurück. Das Wasser war lauwarm. Mitten im Teich lag eine Insel von Froschlöffel. Felix mußte hindurch. Die kleinen, aufrechten Blüten streuten ihm Blütenstaub in das Gesicht, der leicht nach Honig duftete. Nun war er mitten drin, da hielt etwas seinen Fuß. Er stieß kräftig mit den Armen. Da faßte es ihn an den Arm, und wie er los wollte, drängte es von allen Seiten heran, umschlang ihn mit weichen, kühlen Fingern. Atemlos kämpfte er gegen dieses Netz, das wich und wieder herandrängte, nachgebend und undurchdringlich. Er fuhr mit den Händen hinein, wie in einen Knäuel kalter, seidenglatter Glieder, er zerriß sie, hörte sie leise knirschen. Er vergaß alles in der Wut dieses Kampfes gegen das stumme, tückische Leben um ihn her. Und wenn er einen Augenblick stille hielt, um aufzuatmen, dann sah er um sich den Teich ruhig

und mondbeglänzt. Nur die großen Blätter der Wasserrosen wiegten sich sachte. Eine letzte, verzweifelte Anstrengung, und er war frei, um ihn klares Wasser. Wohlig atmete er auf, streckte sich, wiegte sich auf dem Wasser — —, da sah er den Steg, und er wußte es wieder, warum er hier war: „Sie wartet — sie ist in Not.“ Eilig schwamm er zum anderen Ufer. Hier mußte es sein. Das Wasser war tief und klar. Ein blühender Fliederzweig schwamm darauf. Felix tauchte einmal und dann wieder — es war ihm, als hielte er ein Kleid — einen Arm — eine Hand. Er schwamm zum Ufer, die kleine, kalte Hand fest in der seinen.

Er hob Annemarie an das Land, beugte sich über sie, riß hastig die Kleider von ihrem Körper, kniete vor ihr und sah sie an. Die Brust, die Glieder waren blank von Wasser und durchsichtig weiß. Das Gesicht fremd und streng in seiner tiefen Ruhe; die Lippen halb geöffnet. Der bläuliche Schmelz der Zähne schimmerte zwischen ihnen hervor. Die Oberlippe war ein wenig hinaufgezogen, hochmütig und abwehrend. Es war, als hätte Annemarie sich müde ausgestreckt und sagte: „O nein — ich danke — nicht für mich.“ —





Unterbewußtsein / von Carl Ludwig Schleich



in dunkles Wort mit einem tiefen Sinn, eine dämmernde Ahnung für Dinge in uns, für die wir noch keine Namen haben, ein Gefühl für geheimnisvoll schwebende Schatten, für etwas dämonisch in uns Herrschendes, dem wir nicht ins Auge schauen können! Ein Sammelwort für alles triebhaft Mystische, Unerhellte, der Wissenschaft noch nicht Zugängliche, für etwas der Erkenntnis vielleicht kaum Erkennbares!

Denn wie sollte mit bewußten Sinnen der suchende Geist etwas erfassen und deuten können, das eben unterhalb der Schwelle seines Bewußtseins liegt? Woher nähme er das Licht, um in die Tiefe des Seelengrundes hineinzublicken wie der Schiffer auf den hellen Grund einer kristallenen Flut im Sonnenglanz? — Und doch ist es das Wunderbare aller seelischen Vorgänge, etwas, was den Mechanismus des Lebendigen so ganz unterscheidet von jedem anderen unbelebten Ding auf Erden: daß unser seelischer Apparat, während seine Millionen kleinster Spulen, Räder und Kurbeln rollen, schnurren und drehen, sich selbst beobachten, sein Getriebe ein- und ausschalten und daneben etwas von sich empfinden und über sich aussagen kann! Könnte nicht ein Bezirk der Seele ausgesperrt werden, während den umstellten die anderen Teile betrachten, wie einen vor uns hingelegten Stein, so wäre jeder Versuch zur Beschreibung und Deutung irgend welcher seelischer Vorgänge, auch der einfachsten, ein vergebliches Bemühen, denn ich kann meinem Nachbarn nicht hineinsehen durch sein dunkles Auge in das feine Getriebe seines seelischen Geschehens, und könnte ichs auch, ohne zugleich mit seinen Nervensträngen zu empfinden, so vermöchte ich nicht das wirre Bild der Blitze auf und nieder, das Hin und Her wetterleuchtender Schattenspiele, das Durcheinander zitternder, zuckender, vielleicht phosphoreszierender Zellenkugeln zu einem einheitlichen Sinne zusammenzufassen. Denn nur in mich selbst hineinblickend, vermag ich dem flüchtigen Spiel der Sinne etwas Regelhaftes, stets Wiederkehrendes, Gesetzmäßiges, Rhythmisches abzulauschen. Und da kennen wir sie alle aus eigenem innerem Bewußtsein: diese dunkle, schlummernde, nur hier und da sich in uns aufbäumende Macht, die uns schwanken läßt auf dem graden Pfad unseres gewollten Wegs, die plötzlich hineinlangt mit unwiderstehlicher Faust in unserer Seele stillen Frieden, die uns wie mit einem Schwertstreich zerspaltet in zwei Seelen, die, wenn auch oft und oft unterdrückt, wieder und wieder sich anzeigt, treibt und hetzt und, kaum erstickt unter den aufgerafften Kissen unseres guten Gewissens, schon wieder versuchend, lauernd, bedrängend uns hineinzerrt in ein dunkel lockendes Chaos rätselhafter Ziele, unerhörter Torheiten, nie gefühlter

Versuchungen! Das ist der sinnlose Drang, hinabzustürzen von den hohen Zinnen eines Kirchturms, einer steilen Burg, der Trieb, kopfüber zu versinken in den grünen Wogen des Waldes oder der See da zu unseren Füßen, dieser Zwiespalt zwischen Wohligsein und schnellem Vergehen, zwischen Erhaltung und Vernichtung, zwischen „Stirb und Werde", den Goethe zu einer seiner schönsten Balladen, „der Fischer", verdichtete. Das ist das dunkel Offenbare im ehrlichen Bekenntnis des Verbrechers aus Trieb, mit den bleichen Lippen gestammelt, abzulesen aus verwirrten Augen: „Was habe ich getan!" Die Darwinsche Lehre hat genug gepredigt vom Erhaltungstrieb, als beinahe dogmatischem Motiv der Fortentwicklung der Lebewesen. Es ist an der Zeit, nicht zu übersehen, daß es auch einen Selbstvernichtungstrieb gibt, der vielleicht ebenso deutlich zutage liegt, wie jener der steten instinktiven Bejahung des Lebens. Was treibt die Mücke ins Licht, was den Mörder gegen die Stelle seiner Tat, was die Vögel an die Leuchttürme, an deren Kuppel die zarten Schädel zerschellen? Was sind die Trunksucht, der Morphinismus, die dionysischen Berauschungsgelüste anders, als Triebe, die mit einer dunklen Wollust der Selbstvernichtung mehr zu tun haben, als mit dem Erhaltungsdrange des Philisteriums! Wer hätte nicht schon in sich selbst diesen Zwiespalt zwischen stetem Wollen und nicht Dürfen, zwischen Vornahme und Nichtvollbringen gespürt und sich deshalb schon nicht selbst gehaßt und sich gefürchtet vor dem Anderen, dem feindlich tückischen, zum Untergang lockenden Gesellen in uns?

Woher stammt dieses Zweiheitsgefühl in unserem einheitlichen Organismus? Ich meine, es ist der psychische Gefühlsausdruck für eine ganz offenbare anatomische und physiologische Tatsache.

Wir haben zwei verschiedenartig arbeitende Nervensysteme in uns, deren im Prinzip gegensätzliche Arbeitsleistung nicht verstanden werden kann ohne Zuhilfenahme der Anschauung von den Vorgängen der Ein- und Ausschaltung psychischer Aktionen durch die sogenannte Hemmung. Bestände nicht ein stetiger Wechsel in dem Freilassen und Besetztsein der die Assoziationen (Ideenverknüpfungen) vermittelnden Ganglienapparate, so müßte in jedem Augenblick wahlloses Wetterleuchten von Milliarden kleinster Ganglienblitzchen am Horizonte unseres Bewußtseins hin- und herrasen — ein Zustand, der bei kompletter Hirnblutleere als Gedankenflucht, Delirium, Verwirrtheit, auch wohl als Vorstadium ohnmächtiger Bewußtlosigkeit den Ärzten sehr wohl bekannt ist. Nur durch das räumlich und zeitlich stetig schwankende Abblenden (Hemmen) bald dieser, bald jener Bahnen des Denkens, jedesmal bis auf eine freigelassene, bewirkt durch die Pulsschwankungen und den wechselnden Saftdruck der Blutflüssigkeit an den einzelnen Teilen des Gehirns und Rückenmarks, können wir zu einem Gefühl der intensiven Einstellung der Objekte kommen, einem Gefühl, welches wir Konzentration unserer Gedanken auf einen Punkt, bewußte Aufmerksamkeit, nennen. Scheinbar nur freilich schalten wir selbst die Ideenkette ein, wenn wir sinnen, denken, wollen und handeln, in Wirklichkeit schaffen Außenwelt und Innenreize die Hemmungsdifferenzen, nach welchen die psychischen Aktionen ausgelöst werden. Der freie

Wille ist nur ein psychologisches Gefühl, er ist nichts als eine Gefühlstatsache, nur eine durchaus subjektive Wahrheit, objektiv ist das „Außer uns" stets bestimmend für das „In uns", denn selbst der seelische Widerstand, die Abwehr, die konträre Reaktion auf eine Einwirkung ist doch immer von außen erzwungen. Der Gedanke gehorcht also, wie das Physische, dem Gesetz des geringsten Widerstandes, indem durch Spannungsdifferenzen der gegeneinander treffenden Reizmomente solche Hemmungslücken, welche den elektroiden Anschluß erst ermöglichen, entstehen. Je schwächer nämlich an einer Stelle die Hemmung ist, desto leichter findet ein Schluß im Sinne der Elektrizität statt. Diese Hemmung besorgt die den Nervenstrom eindämmende (isolierende) Blutflüssigkeit (Plasma) vermittels eines besonders für diese Funktion eingestellten Apparates, der seinerseits von dem entwicklungsgeschichtlichen Urvater aller Nerventätigkeit, dem sogenannten Sympathicus, beherrscht wird. Als die Materie reizbar wurde, d. h. befähigt, auf Reize variierend (das macht ihren Unterschied vom Automaten) zu antworten vermöge innerer Molekularbewegung, da empfing sie den Odem des Lebens, den Einhauch der Seele, den uns ewig rätselhaften Antrieb zu allen schon erreichten und erreichbaren Höhen organischen Gestaltens. Die erste Gleitbahn nervöser Differenzierung in der Entwicklung der Lebewesen, die eben die Geburt des Lebens erheischt hat, von Anbeginn bis in alle Ewigkeit fortgestaltend und verfeinernd, war das Geflecht des Nervus sympathicus, welcher später mit seinen Ranken alle Blutgefäße, alle Organzellen, alle Kanäle umspinnt und durchdringt, des Herzens Pulsschlag auslösend, die Welle des Blutes durch ringförmige Zusammenziehung der Äderchen fortschiebend in rhythmischer Schnelle, und damit auch die Ganglienhüllen mit Hemmungssäften umspült, das Durchlassen von elektroiden Funken gestattend oder den Kontaktstrom durch Verstärkung des Hemmungssaftes vom Blutadersystem aus absperrend.

Alle Außenweltsreize wirken zunächst auf diesen Herrn des Lebens, von dessen blitzschnellem Eingreifen in das psychische Geschehen jeder Tag uns den Beweis bringt. Nach der bisherigen Lehre von der Nerventätigkeit sind es allein Ernährungs-, resp. Stoffwechselvorgänge, welche dem Problem der Seelentätigkeiten durch chemisch-physikalische Alteration zu Grunde liegen. Wo, frage ich, ist der Stoffwechsel, wenn der Verbrecher vor dem Anblick eines an sich harmlosen Stückchen Papiers, das ihn überführt, ohnmächtig zusammenbricht? Wo ist der Stoffwechsel, wenn jemand auf ein Wort mit sechs Buchstaben (Schuft!) einen Menschen, den er vielleicht liebte, im Affekt erwürgt oder erschlägt? Wo ist der Stoffwechsel, wenn eine Kugel, bevor sie das Auge trifft, erst das blitzartig vorgeschnellte Lid durchbohren muß (ein rührender Versuch des Lebens, das zarteste Wunderorgan zu schützen)? Das alles sind Reaktionen, wie sie nur im Bilde elektrischer Vorgänge Analogien finden, und deren Übermittler, ursprünglich der Ahne allen Gefühls, von den Monaden bis zu uns, nur der Nervus sympathicus sein konnte. Da derselbe aber nicht direkt Nervenströme ein- und ausschalten kann, weil er anatomisch keine Beziehungen zu den funktionierenden Ganglien

hat, so ist im Blutgefäßsystem des Gehirns und Rückenmarks ein äußerst labiler, saftförmiger Hemmungsapparat eingeschaltet, die Neuroglia, welche im Anschluß an das Blutsaftsystem, jedem Winke des Sympathicus gehorchend, wechselnd Bahnen der Ideen, der Vorstellung, der Willenstätigkeiten frei macht oder hemmt.

Liegt vor uns ein menschliches Gehirn, dieses grau weißliche Gebilde mit der ausdruckslosen, tief und vielfach gefurchten Physiognomie, dieser zweigeteilte, rohgeformte Brei von der Konsistenz schwappender Gelatine, in welchem noch vor kurzem das zarteste Flügelwesen, Psyche, ihren Wohnsitz gehabt haben soll, so überkommt uns ein ehrfurchtsvoller Schauer, denn dies Forschungsgebiet ist heilig: hier wohnt des Menschen letztes Geheimnis, die Persönlichkeit. Und doch kündet seine träge, kalte Ruhe nichts Seelisches mehr. Da drängt sich der unabweisbare Gedanke auf: nur, als ein Strom es durchfloß, war es Seele, tot ist es Masse, nur belebt war es Wunder, gestorben ist es Asche. Nur in dem Spiel gespenstiger, huschender Flüstergeister in seinen Gewölben, Höhlen und Nischen bestand sein himmlischer Anteil am Sinn des Lebens; Seele war seine Funktion. Diese ist vielleicht gar kein Faßbares, Zuständliches, Immergleiches, Dauerndes, sondern sie ist wie der Ton der Geige, kommend und unwiederbringlich aufsteigend in die Lüfte, ein Spiel der Kräfte, ein Akkord auf der Harfe des Lebens. Sie selbst legt niemand vor sich hin, man kann sie nicht drehen und wenden, nicht zerstücken oder zerfasern, nicht unter dem Mikroskop belauschen oder fixieren. Was uns in der Hand bleibt, ist ein Instrument, das keinen Ton mehr gibt, dem wir keine Antwort entreißen. Das geistige Band für ihre tausend Teile ist unsere Phantasie; denn nur, indem wir unsere innen gefühlten Regungen hinein projizieren in dieses graue Labyrinth, kommen wir zu Vermutungen, Theorien, Erfahrungen. Dennoch glauben wir nicht an das Dogma vom alleinigen Sitz der Seele im Gehirn oder Rückenmark. Wir bezweifeln auch, daß es auf die Dauer gelingen wird, die Theorie der Herdfunktionen einzelner Seelentätigkeiten an ganz bestimmten Stellen des Gehirns aufrecht zu erhalten. Wenn auf Verletzung bestimmter Teile bestimmte Funktionen ausfallen (Sprach-, Seh-, Muskel-, Zentrum usw.), so beweist das noch nicht, daß an den getroffenen Stellen allein die spezifische Fähigkeit entstand. Man klebt heute gar zu gerne die Zettelchen, mit welchen Lavater und Gall den nackten Schädel schmückten, direkt auf die Oberfläche des Gehirns selbst. Das, was wir Seele nennen, ist überall in uns, wo Leben ist, nicht allein im Gehirn seßhaft. Beispielsweise kann die Entfernung der Schilddrüse mit konstanter Sicherheit den Getroffenen seelenlos und zu einem kompleten Idioten machen. Andererseits können beträchtliche Mengen von Gehirnsubstanz entfernt werden, ohne daß der Persönlichkeit, dem Temperament, dem Charakter auch nur ein Tittelchen seiner psychischen Einheit genommen wird. Hier waltet durchaus noch Unklarheit; wir tun gut, lieber den ganzen Leib als nur ein Organ für den Sitz der gesamten seelischen Funktion zu halten. Wo mein Leib ist, ist auch meine Seele, und die Pflanzen beweisen, daß es nervöse Funktionen

gibt, bei denen es seine Schwierigkeiten hat, Nervenelemente aufzuspüren. Eins aber ist das Gehirn ganz gewiß: es ist der Träger alles dessen, was wir Bewußtsein nennen, in seiner Wölbung hat die ganze Außen- und Innenwelt ihre symbolische Spiegelung, in ihm wird alles gemeldet, was in uns und außer uns geschieht, in ihm bildet sich jeder Reiz um; gleichsam wie bei besonderen Vorrichtungen aus mechanischer Arbeit Wärme wird, so bildet es den großen Apparat der Umbildung (Transformation) aller physischen Reize in psychische. Hier entspricht jedem körperlichen Dinge sein psychisches Korrelat, jedes physische Äquivalent hat auch ein psychisches! So ist von der Welt außer uns gleichsam in uns ein hin- und herwallendes Kinematogramm. In diesem Sinne ist die Welt in uns nur eine Vorstellung, eine Halluzination von uns, da wir nur ihr Symbol, nicht ihr wahres Wesen in uns spiegeln. Die Lehre von der Entwicklung nimmt an, daß sich diese Fähigkeit, die Welt in uns in einem Symbole aufleuchten zu lassen, erst allmählich entwickelt hat und immer noch in Entwicklung begriffen ist. Die Lebewesen haben aus der einfachen Reizbarkeit, sich wie die Monade vor einem Sandkörnchen zusammenzuziehen, lernen müssen, sich zu bewegen, in besonders dazu entwickelten Apparaten zu atmen, zu verdauen, sich mit den erworbenen neuen Eigenschaften fortzupflanzen, zu sehn, zu hören, sich zu orientieren in der Umgebung usw. Was früher den alleinigen Inhalt des Bewußtseins ausmachte, wird dann später immer automatisch, unbewußt, und die höchsten Staffeln des Bewußtseins sind danach jedesmal auf dem Wege zur harmonischen Automatie, zum Instinkte. Die ursprünglich tastenden, gleichsam versuchsweise vorgeschobenen Funktionen der jedesmal jüngsten Keime des Gehirns sind allmählich als fixierte, unverrückbare, nur von den Reflexen beherrschte, nicht mehr labile Fähigkeiten dem Bestand des Ganzen einverleibt worden, sie sind gleichsam tiefer gerückt, unbewußt, instinktiv, erhaltungsgemäß, unabänderlich eingestellt, und der Kreis des Bewußtseins ist jedesmal diejenige Sphäre unseres Orientierungsvermögens gewesen, welche zugleich auch die entwicklungsgeschichtlich jüngste Phase des wachsenden Lebensbaumes war.

So kommen wir nach diesen Vorbegriffen leicht zur Analyse des Gefühls des Doppelten, des Zweigeteilten, Zerklüfteten, Zusammengesetzten in unserer Seele.

Die Hemmung, dieser eigentliche Regulator unserer seelischen Vorgänge, hat eben zweierlei Funktionsformen: eine labile, noch entwicklungsfähige, ein- und ausschaltbare, in Wahrnehmung, Beobachtung, Orientierung wechselnde Tätigkeit, die eng verknüpft ist mit der sog. bewußten Willenssphäre, und zweitens eine festgefügte, nicht mehr wechselnd in willkürlichen Bahnen verlaufende, normalerweise stets gleich gerichtete, definitive Stromlenkung: Das ist das Gebiet der angeborenen, also überkommenen Reflexe, Automatien, Instinkte. Nun ist unser gesamtes peripheres Nervensystem, der nach außen gestülpte Teil des Gehirns, fähig uns zu orientieren, uns zur Abwehr, zur Anpassung, zur Ortsveränderung stetig in Atem erhaltend, und es erhellt jetzt, daß wir vollberechtigt sind, das ganze Gebiet der nervösen Ausbreitungen im Organismus (und diese reichen wohl an jede der

Milliarden Einzelzellen) — als Sitz der Seele anzusprechen und nicht nur einen Teil resp. die Sammelstelle aller Einzelwahrnehmungen: Das Gehirn.

Bewußtsein nenne ich somit den Gefühlskomplex, welchen die Summe aller Außen- und Innenreize auf die Gesamtheit unserer nervösen Registrier- und Orientierungsapparate ausübt. Wie es kommt, daß ein Außen- oder Innenreiz, also ein mechanischer Vorgang, ein Gefühl auslöst, resp. sich in Gefühl transformiert — diese Frage enthält freilich das letzte, vielleicht unlösbare Mysterium der Seele. Wir müssen uns damit begnügen, es als Tatsache hinzunehmen, daß bei der Berührung das Eis kalt und das Feuer heiß ist. Gefühl ist eben die Fähigkeit, zu differenzieren, Unterschiede von der allergrößten Feinheit zu registrieren. Unsere gegenseitige Verständigung wird nur durch die Konvention der Sprache, durch immergleiche Symbolverwendung für gleiche Empfindungen gewohnheits- und nachahmungsgemäß ermöglicht. Wir setzen also das Lautsymbol für ein Empfindungssymbol und komplizieren die Sache noch mehr, indem wir wieder die Lautsymbole zu Schriftsymbolen umgestalten. So nennen wir nun jede Einwirkung, die wir benutzen und gewohnheitsgemäß mit einem Symbol registrieren können: bewußt. Das Bewußtsein ist darum in demjenigen Teil unsrer Nerventätigkeit enthalten, der sich in dauerndem Kontrollzustand gegenüber allen das Nervensystem treffenden Reizen befindet. Die Gesamtheit aller auf uns wirkenden Reize, mögen sie von außen oder innen stammen, löst in uns ein Allgemeingefühl der Présence d'esprit, einer gewissen Fangbereitschaft unserer nervösen Polypenarme aus, und diesen labilen Zustand der Aufnahmefähigkeit aller Strahlungen, in welche unser Ich gerät, nennen wir gewohnheitsgemäß Bewußtsein, nicht anders als wie wir den blauen Lichtreflex über uns Himmelsgewölbe, den Rand unseres Sehkreises gegen diesen Horizont nennen. Soweit nun eben unser Zentralapparat labil ein- und ausschalten kann, so weit unterliegt er dem Spiel der wechselnden Hemmungen, die stets im Wirrsal aller auf uns wirkenden Kräfte den Strom der Seele um die Widerstände dahingleiten lassen wie ein Bach um seine Felsenwiderstände, dabei zu Schaum- und Regenbogenglitzern aufsprühend. Doch hat dieser Strom der Seele immer zwei Quellen neben sich: Reize, die von außerhalb, und Reize, die von innerhalb des Organismus stammen.

Es stehen sich also in unserer Seele zwei große Gebiete verschiedener Nervenaktionen gegenüber: die eine, welche in völliger Automatie ohne unsern bewußten Willen hin und her wogt, das Herz schlagen, die Lungen atmen, die Därme sich bewegen, die Drüsen arbeiten, die Saftströme fließen und den intimen Stoffwechsel an ungezählten Arbeitsstellen sich vollziehen heißt, und eine zweite, welche lauernd, beobachtend, wartend, orientierend alle Geschehnisse um uns und in uns direkt registriert. Die eine in definitiv gehemmten, ein für allemal regulierten Bahnen ohne Irrtum, die andere ganz labil, schnell hier und da reagierend, oft sich vergreifend, irrend, tastend, das Gefühl des Gewollten und Bewußten auslösend. Wahrnehmungen nun aus jenem der Beobachtung und Orientierung

entwicklungsgeschichtlich schon entzogenem Gebiet nennen wir ihres dunkeln, unkontrollierbaren Ursprungs wegen: unterbewußt.



Was wohl für Träume kommen mögen — aus diesen dunklen Wäldern, Schluchten und Höhlen der tiefsten Seele, die ihre geheimnisvolle Entwicklung, die Bildung ihrer typischen Formation unzähligen Geschlechtern, einer endlosen Ahnenreihe von Vorfahren, Stammvätern und Keimgebilden verdankt? Denn geworden aus einer Saat des Lebens ist alles! Die Wissenschaft kann nicht den Entwicklungsgedanken entbehren, wenn sie auch zugeben sollte, daß durch dieses Jahrmillionen alte Weben und Werden des Lebens ihm nichts von seiner Übersinnlichkeit und Unbegreifbarkeit im Ursprung genommen wird. Wenn Millionen von Wesen, die meine direkten Vorfahren waren, dahinleben, ringen, sich wandeln und sterben mußten, damit ich atmen, gehen und sprechen kann, wenn meine instinktiven Fähigkeiten das Produkt unendlicher in gerader Linie auf mich und mein Keimplasma ausmündender Vorübungen und Vorbildungen waren, so tragen wir alle ja in uns gleichsam ein psychophysisches Testament alles dessen, was vor uns geschah, das sich auf uns erhalten hat, mit uns geboren wird. Was Wunder! wenn in uns, den jedesmal jüngsten Sprossen an einem unendlich tief in die Vorzeit hinabreichenden Korallenbaum, aus der Tiefe unserer eigenen Wunderwelt magische Nebel emporsteigen am Horizonte unserer ephemeren Sonderexistenz, wenn alte Neigungen aus fernen, anders, ganz anders gearteten Kulturen, wenn alte Bilder ferner, fremder Heimatgauen, dunkle Willensregungen mit andrem Zweck, als es grad unser Säculum zu Sitte und Recht erheischt, emportauchen mit rätselhaftem Gefühl eines vorbestimmten und mitgeborenen Verhängnisses! Das sollte unwahrscheinlich sein? Ist doch die Form meines Schädels, meiner Nase, die Farbe meiner Haare und die meiner Augen und Haut in meiner Sippe, in meiner Rasse fixiert und immer wiederkehrend, und ein so feines Spiel, wie es die Nerven treiben, eine Funktion sollte nicht bemerkbar bleiben von Geschlecht zu Geschlecht? Im Gegenteil! vielleicht sind alle Erblichkeiten viel mehr funktionell als formal, und selbst die Ähnlichkeit der Kinder mit uns mag einen ebenso großen Gehalt an funktioneller Nachahmung, wie an formaler Gleichrichtung der Zellbildung in sich verbergen. Werden doch Menschen ähnlich im Gesichtsausdruck, die lange aneinander gekettet sind! Kann doch jede Form von Mimicri nur funktionell entstanden sein!

So etwas also wie ein Testament unserer Vorfahren mag schlummern in den festen Knollen, Strängen und Hügeln auf der Tiefe des Gehirns, in der Tiefe unseres Seelenlebens! Drehen wir es um, das vor uns liegende Gehirn, das wir bis jetzt vorhin nur von oben, von seinen beiden hüllenden Kuppeln aus sahen, wie anders ist das Bild! Fester, wohlgeformter, charakteristischer ist hier die Physiognomie, und während der Griffel des Anatomen sich vergeblich müht, die Rinde mit ihrem, einem System aneinandergepreßter Schläuche mit Furchen und Windungen vergleichbaren Formenbilde genau wiederzugeben, so vermag hier

die Zeichnung an der Basis an festen Linien einen wohlgefügten Rhythmus zu finden. Das entspricht dem Gewordenen, unabänderlichen Überkommenen der hier gelegenen Funktionen; hier walten die Instinkte, die regulären Automatien, die Reflexe, alle unsere irrtumlosen Fähigkeiten. Und nun ein Schnitt in diese weiche Masse da vor uns! Wie anders die geheimnisvolle Zeichnung der Hemisphären des Gehirns gegenüber den geformten Wulsten der Basis! Dort ein weichlicher, weißlich-grauer Brei ohne Linie und Rhythmus, und hier an der Basis Zeichnungen und Gebilde, die bestimmte, bisweilen obszöne Vergleichungen mit allen möglichen, präzisen Lebensformen geradezu herausfordern! Dort in der Wölbung der Kuppe waltet Willkür, Irrtum, Wahn, Streben, Wille nach Umwandlung, Neugestaltung, und hier in der Tiefe fest gefügt das Unabänderliche, das fest Erworbene, das Irrtumlose! Da haben wir den anatomischen Ausdruck für das Doppelbild, den Janus-Kopf unserer Seele! Ein Teil, der des bewußten Seins, strebt vorwärts, kühn, bis zur Selbstvernichtung, dem Neuen, dem Unerhörten, der genialen Assoziation entgegen, und ein anderer konservativer Teil reißt uns stets zurück in die Beharrung, die Resignation, in das Philisterium. In jedem von uns steckt ein Neuerer und ein Reaktionär, beide mit einander oft in wütendem Kampf. Hier reißt das Genie sich los mit seiner Neugeburt nie dagewesener Assoziationen, denen ganz gewiß neue Hirnsprossen in der typischen Richtung und Entwicklungslinie des aufsteigenden Menschheitgedankens durchaus organisch zugrunde liegen, und stürmt dahin ohne Rücksicht auf den Bestand des Überlieferten; ihn kümmert nicht das Fundament, mit Füßen tritt er seine vitalsten Eigeninteressen danieder. Oft genug verbrennt an der Flammenfackel des Genius die letzte Kraft seines wohlgegründeten vegetativen Lebens. Da meldet sich wohl oft gerade bei den Begabtesten ein dunkler Trieb nach Rausch und Betäubung. Der Bauer in ihnen lockt mit der Möglichkeit, auch einmal künstlich ein Idiot zu sein, auch hier und da den Geburtswehen seiner Ideenfülle zu entrinnen, wenn auch nur für kurze Zeit. Das Behagen, mit süßem Gift die vorwärts drängenden neuen Gehirnsprossen zur Ruhe zu zwingen, ist nur zu oft der Grund zum Alkoholismus und zur Morphiumsucht bedeutender Menschen geworden. Zwei Seelen! Und wie, wenn im Zerrbild des Genies, in seiner Karikatur, im Irrsinn, wenige, winzige Zellgruppen auf eigene Faust, losgelöst aus der Harmonie des Ganzen, nicht mehr als ein Triumph des aufwärts gehobenen Menschheitsgedankens, sondern als eine krankhafte, wilde Anarchie weniger revolutionierender Ganglienlebewesen die Herrschaft über den Bestand des geistigen Erbes von Generationen erzwingt? Dann ist es ganz dahin mit Harmonie und Einheit: dann ist wirklich die Persönlichkeit gespalten, dann arbeitet Entartung und Beharren wild gegeneinander. Darum, was man einem Genie wünschen muß — das ist der kräftig entwickelte Herr des Lebens, ein gesunder, meinethalb direkt bäuerischer Nervengrundstock (Sympathicus), der seine lebenserhaltende Faust dämpfend und mäßigend auf die zarten, jungen Triebe neuer, nie geahnter Gedankenübermittler legt, damit sie ruhig gedeihen und blühen und eine ganze Menschheit beglücken! Wie

konnte man je daran denken, Genie und Wahnsinn Brüder zu nennen! wie jemals das erste Aufleuchten einer neuen Phase der Menschheitsentwickelung, durch die alle Nachkommenden hindurch müssen, wie durch ein neues Kanaan, das ihm allein zuerst erschien, verwechseln mit einer Gehirnentartung, welche, unrettbar dem Untergang geweiht, den Stempel der Lebensunfähigkeit in sich trägt! Nur, weil das unterbewußte System auch im Genie so oft in Gefahr geriet, wie beim Wahnsinn und beim Verbrechertypus, konnte der bedauerliche Irrtum entstehen.

Auf der andern Seite der hochkonservative Philister: wie wichtig für den Bestand des Erworbenen, ein wie festes Hindernis für alle Scheinneuerungen und genialen Irrtümer. Nicht umsonst war der Philister einem Nietzsche so interessant: hier zeigt sich in der Tat am besten das einfache Verhältnis bewußter und unterbewußter Seelenfunktionen. Am Dauerhaftesten geistig ist der Mensch, bei dem am wenigsten beide Systeme einander zu beeinflussen vermögen. In ihren Funktionen gegenseitig streng von einander geschieden, haben sie keine Möglichkeit einer unvorhergesehenen, plötzlichen Entladung von einem Gebiet in das andere, können beide Systeme getrennt ungestört ihren Dienst tun, bis die Uhr still steht. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß gerade Störungen in der festen, definitiv geregelten Hemmung des unterbewußten Gangliensystems Beziehungen haben zu plötzlichen, reflexähnlichen Affekthandlungen. Ich stelle mir vor, daß erbliche Belastung im Psychischen sehr wohl ihre Ursache in einer Schwäche der eigentlich undurchbrechbar gedachten Hemmung der automatischen Ganglienapparate haben kann, dergestalt, daß Kurzschlüsse elektroider Spannungen hier plötzliches Überfüllen von fern liegenden Aktionsgebieten veranlassen. Sicherlich erreicht ja nicht alles, was an Reizen dem Gehirn übermittelt wird, direkt das System der bewußten Denksphäre. Unsere Willenshandlung und unsere Gedankenrichtung nehmen nicht immer von bewußten Wahrnehmungen ihren Ursprung. Es ist, als ob manche Sinneneinwirkungen, manche vielleicht noch gar nicht analysierten Strahlungen und Materienwirkungen zwar vor der Bewußtseinsschwelle abgefangen werden, aber dennoch die Veranlassung zu einer besonderen Gedankenrichtung, zu einer besonderen, dann erst später bewußten Handlung werden. Dafür einige Beispiele.

Ich stand an der Ausgangstür einer elektrischen Bahn, die nächste Haltestelle erwartend. Leise zogen mir Bilder aus meiner Jugendzeit auf dem Gute bei einem alten Onkel durch den Sinn. Ponnyreiten, Kirschbäume, Wälder und Jugendliebe! Und der gute, alte Onkel — wie lebhaft ich ihn vor mir sah. Da drehe ich mich von ungefähr in das Wageninnere, das ich soeben passiert hatte, zurück. Wahrhaftig, welche Ähnlichkeit — der gute, alte Onkel — da sitzt sein leibhaftes Ebenbild in einer Ecke. Es ist gewiß, daß seine Züge, im Unterbewußtsein, als ich durch den Wagen ging, abgefangen, das Motiv meiner Gedanken wurden.

Ich gehe eine ziemlich lange Straße herauf. Mir kommt ein befreundeter Herr mit seinen Absonderlichkeiten in den Sinn. Nach einer Minute steht er vor mir. Ich hatte ihn ganz gewiß vorher schon unterbewußt gesehen. (Ich glaube, bei

ähnlichen Gelegenheiten wird oft „ein um die Ecke Kommen" hinzugesetzt, die Sache wird dadurch romantischer.)

Solche Vorkommnisse beweisen direkt, daß es ein Filtriersystem für Wahrnehmungen, vielleicht in den großen Hirnknollen, gibt, welches verhindert, daß alle Beobachtungen bewußt werden. Wenn man sich genau kontrolliert, können Farben, Formen, Gerüche usw. ganze Gedankenketten auslösen, ohne daß man immer den Ursprung findet; die gesamte Kunst macht Gebrauch von diesen Stimmung gebenden Suggestionen! Wie viel mag ferner tatsächlich plötzliche Sympathie oder Antipathie auf solchen unterbewußten Assoziationen beruhen, wie oft mögen schnelle Entschlüsse solchen unterbewußten Einflüssen ihren Anstoß verdanken! Auffallend ist, wie selten unsere entscheidenden Entschlüsse direkt logischer Analyse entsprechen: „es war mir so", „es lag mir so", „ein gewisses Etwas gab den Ausschlag" usw. Wenn Alles auf Alles wirkt — und nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft muß es ja wohl so sein — so kann sehr wohl das meiste unserer Willensaktion unterbewußt ausgelöst werden. Wie viel mehr nun aber bei pathologischen, gewissermaßen schadhaften Einbettungen und Isolierungen der sonst streng abgeschlossenen, automatischen Systeme. Der triebhafte Verbrecher mag bei allen möglichen Innenreizen stets dem Zwange eines plötzlich ihn überrumpelnden Affektes erliegen (Kleptomanie). Ströme, welche normalerweise sonst im Sinne der koordinierenden Automatie Verwendung finden, schlagen blitzartig in die Aktionszentren und lösen Handlungen aus, die eben deshalb antisozial sind, weil sie durch das die Ethik der Zeit tragende und kontrollierende Bewußtsein nicht zurückgedämmt werden. Da auch bei den Epileptikern die Hemmungsfortfälle die Ursachen der Krämpfe sind, kann es nicht Wunder nehmen, wenn Epilepsie und Verbrechen so oft Berührungspunkte haben.

Hier erscheint es fast so, als wenn der Verbrecher im epileptoiden Anfall durch Abblendung seines Bewußtseins geradezu in eine entwicklungsgeschichtlich frühere Daseinsperiode zurückgeworfen wird, in welcher in der Tat noch allein die brutalen Instinkte, wie beim Raubtier, herrschten, sodaß die schauerliche Bestialität mancher Verbrechen allein durch diesen Rückschlag in seelische Gebiete, die einem Rohzustand des Lebens entsprechen, erklärbar wird. Der Somnambule und der antisoziale Verbrecher gleichen sich in bezug auf diese Abblendung des Bewußtseins, welche nur bis zu verschiedenen Tiefen der Automatie herabreicht: beim Somnambulen liegt nur ein Dämpfer über dem Bewußtsein, sodaß Raum und Zeit und ihre kausale Verknüpfung doch wie aus Nebelschleiern durchscheinen, wobei die automatisch-motorische Sphäre wohlgeordneter Bewegungen ganz intakt ist (Schlafhemmung des Gehirns), sodaß ein Träumender daherwandelt, friedlich im schlürfenden Gange seine stillen Gedanken weiterspinnend. Beim epileptoiden Verbrecher tritt aber die Abblendung des Bewußtseins plötzlich ihn selbst überrumpelnd mit der ganzen Heftigkeit einer tiefgreifenden Bewußtseinsstörung auf, und zwar bis in die Region der zurückgelegensten Instinkte, sodaß jene sinnlos vernichtenden Raubtierhandlungen resultieren.

Dem widerspricht nicht, daß solche Verbrechen lange vorbereitet, oft versucht sind, ehe es zur eigentlichen Ausführung kam. Der in seinen Hemmungen eben defekte, unterbewußte Apparat lockt durch aufleuchtenden Kurzschluß in die bewußte Sphäre übergreifender Entladungen den Willensapparat immer von neuem in den Bereich seiner dunkelen Gelüste. Es sind ja hauptsächlich die beiden Systeme der Ernährung und der Fortpflanzung, auch im gesunden Menschen den Hauptinhalt unserer unterbewußten Mechanismen beherrschend, dieselben, die auch beim Verbrecher in krankhaftem Anschluß regellos einbrechen in die Willenssphäre. Während der Gesunde diesen beiden Hauptinstinkten durch ständige Bewußtseinskontrolle ihren dämmenden Wall sichert, bricht die ganze Summe aufgespeicherter und vielleicht mehrfach unterdrückter Gelüste plötzlich wie eine reißende Flutwelle in die Seele ein, und gerade wie beim Epileptischen die motorische Krampfentladung im Muskelgebiet begleitet ist von der Bewußtlosigkeit, d. h. von der Unfähigkeit, sich in Zeit und Raum zu orientieren, so ist der Verbrecher „im Anfall" auch nicht fähig, seine Handlung logisch und kausal zu begreifen, er steht ihr oft ebenso rätselhaft und hilflos gegenüber, wie der nach Motiven suchende Kriminalist. Daher begreift man wohl die Neigung der Verbrecher, um den Ort der Tat zu kreisen: sie suchen sich selbst und ihre Tat näher zu begreifen, sie sinnen selbst nach Aufklärung und hoffen vom Orte, an dem das Fürchterliche geschah, irgend ein erlösendes Verständnis. Das ist der Magnetismus des Entsetzlichen, den übrigens auch geistig Gesunde andeutungsweise sehr wohl verspüren. Das Grauen vor einer entsetzlichen Tat und die Anziehungskraft, die sie auf unsere Neugier ausübt, lassen sich wohl nur erklären durch eine Tätigkeit der Phantasie, welche im geheimen sich selbst als den Verüber der Tat unwillkürlich setzt und damit jene Sphären des Unterbewußtseins in leises Erzittern bringt, welches Disponierten schon so oft gefährlich geworden ist. Das ist die Gefahr der Berichte über Straftaten und der oft gewiß verderbliche Einfluß schlechter Kriminallektüre auf nicht völlig taktfeste Instinkte, daß sie oft das stabile Gleichgewicht gestörter und nicht ganz schlußfähiger Hemmungen des unterbewußten Systems ins Wanken und Erzittern bringen.

Pathologische, durch Hemmungsdefekte übermittelte Anschlüsse aus dem Gebiet der automatischen Instinkte in die Sphäre bewußter Aktionen scheinen die einzige befriedigende Erklärungsformel für das dunkle Wirken verbrecherischer Triebe zu sein. Dabei braucht nicht immer der Trieb auf die Vernichtung oder Beschädigung des anderen zu gehen, diese Triebe richten sich auch auf die Vernichtung oder Beschädigung der eigenen Person: es gibt Verbrechen am Ich, wie am Anderen. Auch hier zeigt sich das Abnorme wesentlich in zwei Richtungen: in Perversitäten der Nahrungsaufnahme und der Erfüllung sexueller Funktionen. Aber auch alles Bannende, Blendende, Gewaltige, weite Fläche, schauerliche Tiefe, der dunkle Abgrund und das endlose Meer, hat eine hypnotische, bewußtseintrübende Macht, und es erfordert einen Ruck im Willen, ihre dämonische Anlockung abzuwehren, um nicht, wie das Kaninchen vorm Blick der Schlange, wie das Weib vorm berauschenden Nimbus des Don Juan, der Gefahr gegenüber der Paralyse des Willens zu er-

liegen. Licht und Glanz hypnotisieren ja nicht nur Motten und Mücken, sondern auch den Homo sapiens.


ber auch Innenreizen ist bestimmende Macht über die Seele gegeben. Ganz allgemeingiltig ist die Beziehung der sog. inneren Sekretion zu unseren Trieben, Neigungen und direkt bewußten Handlungen. Unter der inneren Sekretion versteht man wesentlich die von der Organumschlingung des Nervus sympathicus geleistete Säftebildung in verschiedenen Organsystemen, welchen sämtlich spezifische Funktionen zufallen: so dienen Galle und Magensäfte, Speichelbildung usw. der Verdauung, sind also auf die Erhaltung des einzelnen gerichtete Funktionen, noch andere zielen auf die Vorgänge der Neubildung eines Individuums ab, und drittens gibt es Absonderungen, welche unzweifelhaft für die Saftmischung des Blutes und damit auch der Seelenfunktion von allergrößter Wichtigkeit sind. Die Schilddrüse und ihr Sekret haben bekanntlich einen großen Einfluß auf den Zustand des Gemütes. Ein erhöhter Zuschuß ihrer Produkte ins Blut — und eine große Erregbarkeit, Unruhe, Angst, extreme Neurasthenie ist die Folge (bekannt unter dem Bilde der Basedowschen Krankheit), während andererseits ein Zuwenig der Beimischung eines für die Hirnfunktion unbedingt nötigen Saftes der Drüse, wie wir schon bemerkten, Atrophie und Idiotie des Gehirns nach sich zieht. Diese Tatsachen, namentlich mit Beziehung auf die Rolle des Sympathicus bei diesen Funktionen, sind übrigens nur zu erklären mit Hilfe unserer Annahme von der Funktion der Neuroglia als Hemmungsregulator. Ähnlich wie bei der Schilddrüse, müssen wir auch für alle anderen inneren Sekretionen annehmen, daß ihre Produkte zum Teil für die Konstitution der Gesamt-Körpersäfte von allergrößter Wichtigkeit sind. Fehlt die Beimengung vitaler Ingredienzen zum allgemeinen Blutsaft, so sind sogenannte Ausfallserscheinungen die nur allzuhäufige Folge. Säftemischung und seelische Funktion stehen eben vermittels des Hemmungs- und Einschaltungsapparates der Neuroglia in innigstem Zusammenhang. Es ist keine Frage, daß ein großer Teil zunächst dunkler und unklarer Impulse, welche wir im Bewußtsein erhalten, Meldungen aus diesen unterbewußten Fabrikationsstellen unseres Organismus darstellen, wobei wieder Hunger und Liebe als die beiden großen Richtungen der Erhaltung des Individuums und der Art wirken. Wie ein Verbrecher hypnotisiert werden kann, d. h. wie ihm seine Bewußtseinssphäre umdunkelt, verhüllt, abgeblendet werden kann durch den Anblick eines Edelsteins, eines Goldstückes, wie überhaupt die Hypnose die reflexartige Abblendung des Bewußtseins darstellt, und zwar von der Umgebung her, so können auch die Innenreize zur hypnotischen Abblendung des Bewußtseins führen. Ebenso wie etwas von außen suggeriert werden kann, gibt es bekanntlich auch eine Autosuggestion, ebenso eine Autohypnose. Die innere Sekretion, die einseitige Überspannung eines überladenen Systems, z. B. des der Sexualapparate, kann von dem Unterbewußtsein her die ganze geistige Sphäre sexuell färben, so daß der Betreffende gleichsam willenlos in Liebeshypnose einherwandelt und jegliches Wesen durch eine Sexualbrille sieht.

Wehe! wenn hier labile, nicht fest eingedämmte Hemmungsverhältnisse im Unterbewußten bestehen: es ist nur ein Schritt von der Gier zum Verbrechen. Ähnlich können auch bei der Hysterie eine Unsumme abnormer Kurzschlüsse und Reflexe ausgelöst werden, die ihren letzten Grund in einer Saftbildungsanomalie haben, wodurch eben die Hemmungsmechanismen nach unserer Theorie beschädigt werden und damit die Beziehungen zwischen Bewußt und Unterbewußt sich verschieben. Auch in diesen Fällen neurasthenisch-hysterischer Bewußtseinsbeeinflussungen spielt eine Blendung des realen Erkennens, der Gegenwärtigkeit der Seele und ihrer Anpassung an die Umgebung und die Daseinsepoche mit hinein. Diesen Menschen ist ein Gefühl der Andersartung, des Deplacements eigen, gleichsam als gehörten sie einer vergangenen Daseinsperiode an und könnten sich nie hineinfinden in die Bedürfnisse ihrer Zeit. Es ist gar nicht so selten, daß schwere Hysterie zur völligen Teilung des Persönlichkeitsgefühls führt und daß dieser unerträgliche Zustand, dem ewigen Trieb zur Selbstvernichtung nachgebend, mit Selbstmord endet. Mir erscheint der so häufige Selbstmord bei gedoppelter Persönlichkeit stets wie die Erfüllung einer Sehnsucht in eine frühere Gemeinschaft Gleichgearteter, wie in einen Zustand auf frühere Entwicklungsstufen zurück. Viele Menschen mit nicht vorwärts strebendem Intellekt haben oft das Gefühl, nicht hineinzupassen in ihre Zeit, gleichsam rückwärts tiefer in der Vergangenheit zu wurzeln, als es ihr individuelles Leben in der Gegenwart gestatten will. Auf ihnen lasten allzuschwer die Testamente der Vergangenheit, sie sind Repräsentanten funktioneller Rückschläge (Atavismen) in frühere Entwicklungsstufen. Bei dieser Sachlage ist es nur ein Glück, daß nicht nur die Sünden, sondern auch die Tugenden unserer Väter unser drittes und viertes Glied heimsuchen.



Es ist verlockend, an dieser Stelle die Frage des Gewissens in uns aufzurollen und an der Hand der psychophysischen Gesetze der Hemmungslehre auch diesen gewiß gleichfalls unterbewußten Vorgang einer inneren durchaus regulatorisch wirksamen Macht den dämonischen Gewalten mit unheimlichem, zerstörendem Charakter entgegen zu stellen. Ich muß mich hier mit Andeutungen begnügen, weil eine eingehendere Behandlung der unterbewußten sittlichen Regulation in uns als Vorbedingung die vollständige Analyse der Ethik überhaupt erforderte. Obwohl nun gerade aus der Hemmungstheorie sich eine vollkommen neu fundierte Ethik auf physiologischer Basis unschwer entwickeln läßt — und ich werde diesen Nachweis nicht schuldig bleiben — so muß ich doch hier darauf verzichten und kann für die Frage nach unserem Gewissen, nach der Stimme der Sittlichkeit in uns, welche wohl bei jedem Individuum sich schon bemerkbar gemacht hat, hier nur andeutungsweise darauf aufmerksam machen, daß das, was wir mit diesem Namen belegen, gleichfalls etwas Triebhaftes an sich hat. Aber es ist ein komplizierter Trieb. Einmal funktioniert er deutlich zur Erhaltung unseres instinktiven Artcharakters, hat also etwas Generelles, sich auf die Menschheit vorbildlich Beziehendes und besonders lebensfähig sich Erweisendes an sich, und zweitens ist ihm ein rein individuell,

mehr auf den egoistischen Vorteil, auf das gute Fortkommen der Persönlichkeit Gerichtetes eigen. Es ist im allgemeinen klar, daß unsere arterhaltenden, der Menschheit und ihrem erworbenen Bestande förderlichen Triebe in Konflikt geraten können mit den egoistischen Selbsterhaltungsmotiven. In diesem Konflikt wird durch einseitig exzessive Inanspruchnahme bewußter Willenshandlungen aus egoistischem Zwecke die unterbewußte Automatie der arterhaltenden, vorgebildeten, schon überkommenen, durch tausende von Jahren als lebensfähig erwiesenen Funktionen durch Reizmangel in Gefahr gebracht. Denn nur das ist wirklich auf die Dauer imstande, einen funktionellen Artcharakter zu repräsentieren, was eben mit der neuen Funktion sich in der Richtungslinie der naturgemäßen Fortentwicklung befand. Von Milliarden Versuchen, ein Lebensproblem funktionell zu lösen, wird nur das Beste eingestellt zur Automatie, kann nur die vollkommenste Lösung vorbildlich und dauernd jedem neuen Sproß des Keimplasmas erhalten bleiben. Was uns jetzt als Problem beschäftigt, z. B. die Ehe, der Staat, wird einst nach vielen Millionen von unzulänglichen Versuchen zur definitiven Lösung geführt werden: dann wird es eine Frage eines irrtumlosen Instinktes sein, ob Polygamie oder Monogamie, ob Ehe oder freie Liebe herrscht, ob der Staat, monarchisch oder republikanisch oder sonstwie geleitet werden muß, Probleme, die wie z. B. bei den Termiten und Bienen lange auf dem Wege der Instinkte gelöst sind. So ist unser Bewußtsein stets auf dem Wege der Neubildung und Umbildung von willkürlichen Handlungen zu Automatie, und zu jeder Zeit der Entwicklung unserer verschiedenen Hirnschichten war die jedesmal jüngste willkürlich und ließ hinter sich den durch die Vorperioden gesicherten Bestand. Dieser letztere kann nicht mehr abgeändert werden, ohne den ganzen Bau zu gefährden. Darum, wo der bewußt wirkende Wille im Anpassungsversuch an neue ethische Forderungen (und jeder Tag kann im Wirbel der wechselnden Erscheinungen des Lebens solche heraufbeschwören) eindringt mit Umbildungstendenzen in die Automatie der unterbewußten Funktionen, da entsteht eine Erschütterung hinab bis zur Wurzel des Lebens, ein Beben bis ins Fundament der organischen Harmonie, und dieses Beben, gleichsam das Pochen der Gefahr am Tor der Ruhe, hinter dem die Schatten alles Gewesenen verschwunden sind, fühlen wir ähnlich dem physischen Schmerz bei Störung des organischen Gefüges der Nervenenden als eine Mahnung, als ein Warnen vor Gefahr, als die Stimme des Gewissens. Dann dürften wohl die brennenden Empfindungen der Reue den tief innerlichen Versuchen entsprechen, die der Hemmung im Unterbewußten geschlagene Lücke durch neue heilende Hemmungssprossen zu verschließen und je mehr ein fester, freier, ehrlicher Entschluß im Bewußtsein die Ströme und Zuckungen von defekter Stelle ablenkt, um so ruhiger und gleichmäßiger kann der Organismus die Harmonie der Funktionen wiederfinden. Es ist begreiflich, daß hier diese Segnung tief innerlicher Genugtuung, der Läuterung nicht ausbleibt, selbst wenn es dem Bewußtsein klar ist, daß die Reue, etwa ein mannhaftes Geständnis, vielleicht die Vernichtung, den Tod nach sich zieht. Denn: das ist das Gigantische am ewig rauschenden Lebensbaum, daß

es ihm nicht ankommt auf die einzelnen, zahllosen Blüten, sondern daß über der einen Persönlichkeit die rein erhaltene Art siegend hinwegleuchtet in alle Fernen. Es ist eben das Unterbewußte, der fertig erworbene Besitz, an dem die Natur nicht rütteln läßt, und dessen Erhaltung ihr über den Wert auch der erhabensten Persönlichkeit geht. Erbarmungslos erscheint sie, aber sie ist gerecht, denn bei ihr handelt es sich stets um die Idee der Menschheit, welche schlackenlos und durchaus lebensfähig durchgeführt werden soll zu Höhen, die, unausdenkbar, dennoch dem Leben von Anbeginn als Möglichkeit beigegeben wurden. In diesem Verhängnis einer sorgsamen Auslese, einer steten Sonderung der Spreu vom Weizen wurzelt Ethik und Gewissen, und ewig wird der einzelne im Konflikt mit der Idee des Ganzen und ebenso oft wird der einzelne der dunklen Idee und ihren Zielen erliegen müssen. Daher die schier unbegreiflich dünkende Qual der Auslese schaffenden Krankheit und die der seelischen Schmerzen. Wo aber zeigt sich dieser Konflikt zwischen Individuum und der Idee der Menschheit deutlicher als in der Liebe und dem Haß, von je die beiden tyrannischen Herren des Lebens?



enn irgendwo, so ist in der Liebe offenbar, daß der Intellekt mit seinem absichtlichen Wahlvermögen ganz und gar gegenüber der Masse der gefestigten und instinktiven Wahrnehmungen eine durchaus sekundäre Rolle spielt, wie er überhaupt zu einem feilen Diener und Sklaven unserer unterbewußten Konstitution herabsinkt überall da, wo es sich um Grundstimmungen der Seele, Lust und Unlust, Zuneigung oder Abneigung, vorgefaßte Meinungen und immanente Tendenzen handelt: lauter Vorgänge, die vor dem Urteil liegen: Vorurteile! Der absolut gescheiteste und gebildetste Mensch müßte genau genommen für jede logische Angelegenheit genau soviel Gründe wie dagegen beibringen können, und ehrliche Leute gestehen für die meisten Veranlassungen zu, daß es durchaus nicht immer Verstandesaktionen sind, auf Grund deren sie sich für oder gegen eine Maßnahme entscheiden. Gegenüber den sicheren, verläßlichen Funktionen des Unterbewußten ist eben der Verstand ein Stümper, tastend, immer im Versuchsstadium, nachgiebig und immer übertölpelbar. Selbst der Bedeutendste hat seine dumme Ecke, und Hypnotisierbarkeit des Bewußseins ist durchaus nicht immer ein Zeichen von Kritiklosigkeit und Intelligenzmangel. Ist so bei gewöhnlichen Emotionen schon der Intellekt fesselbar durch die Jongleurkunststücke des Wortschwalles und der überrumpelnden Sophismen, so wird er ganz und gar geblendet, wenn die vitalsten Spannungen von innen her ihn überrennen und verwirren. Begreift man ja doch, namentlich im Erotischen, oft absolut nicht, warum Dieser Jene oder umgekehrt auszeichnet. Ist in jedem echten Liebesverhältnis nicht stets etwas für die Unbeteiligten Unbegreifbares, warum gerade diese zwei Menschen der verhängnisgleichen Fesselung der Seele unterliegen, die beide wie ein Mandat der Natur, ein unabweisbares Müssen empfinden? Wahllos fühlen gerade diese beiden die verschmelzende Glut aufsteigen in der Seele, oft beim ersten Anblick, oft länger geschürt. Da sehen sie sich an wie Sendboten aus einer gemeinsam erreichbaren

höheren Welt. Sie sind wie Gesegnete vor dem Altar der Natur, zur Erfüllung des Mysteriums der Niederkunft einer himmlischen Seele, zur Hingabe eines neuen Blütensprossen vom eigenen Stamm. Wer Kinder ganz gedeihen lassen will, gibt sich ja eigentlich selbst auf. Hier vor allem, beim Durchglühtwerden der Seele in wahllosem Verlangen, zeigt sich also die ganze dominierende Macht des Unterbewußtseins in vollkommener Deutlichkeit. Wer begreift, was es an innerer, zielsicherer Anschauung für Mechanismen waren, die gerade immer dieses Paar mit unwiderstehlicher Gewalt zu einander hintreiben; sodaß geheiligte Wesen aus den Erkürten werden, daß sich unscheinbare, leblose Gegenstände der Erinnerung, wie Taschentücher, Blumen, Locken oder Ringelein mit dem Glanz geheiligter Reliquien umgeben, zu Fetischismen erheben? Und das alles ohne jedes Zutun des Bewußten, ja oft direkt gegen jede Vernunft, Satzung, Sitte und Vorteil! Es ist fraglos, daß das Wahlvermögen der Entflammten rein nach dunkel gefühlten, der Bewußtseinskontrolle ganz entzogenen, innerlichen Ergänzungsgesetzen sich vollzieht, und daß die Unbegreifbarkeit des Bundes, der man so häufig begegnet, oft erst durch den Anblick schier vollendeter Sprossen der Vereinigung nachträglich sanktioniert wird. Die Instinkte, d. h. die unterbewußten Kalkulatoren unserer vitalsten Notwendigkeit, wissen eben besser, als der sich stets überhebende und sich oft irrende Chef der Seele, der Verstand, was für Ingredienzien, belebte Bausteine und Materialien nötig sind, um einen möglichst lebensfähigen Repräsentanten der Art aufkeimen zu lassen in dem mütterlichen Wundergarten. Hier wird am deutlichsten die geheimnisvolle Hellsichtigkeit unserer im Fundament der Seele Schicht auf Schicht abgelagerten Erfahrungen, welche überall andeutungsweise zutage tritt, wo eine Abblendung des Bewußten diese Schichten als den Alleingehalt und als Prinzip der restierenden seelischen Funktionen zutage treten läßt: im Nachtwandeln, in der Hypnose, in der Extase, in den dunkelen Ahnungen des Traumes und im Mediumismus. Gestehen wir es ruhig ein, da wir das rätselhafte Getriebe unbekannter Kräfte im Labyrinth des Unterbewußtseins nicht kontrollieren können, da wir die Existenz von Kräften, die mit den physikalisch und chemisch analysierten gar nichts gemein haben, nicht ableugnen können, daß es durchaus möglich ist, daß solche von der Wissenschaft noch nicht eingefangenen, unbekannten Strahlungen doch in unseren Seelen wirksam sind, ohne bisher je ein Abbild oder einen parallelen Erregungsvorgang in dem Sitz unseres Bewußtseins erzeugt zu haben. Man denke bei allen Versuchen, diesem unerforschten Gebiet oft auf lächerlichen Umwegen nahe zu kommen (Spiritismus, Okkultismus), nur immer an die Alchymie, in deren Brutstätten in der Hand betrogener Betrüger zwar nicht direkt das gesuchte Gold, aber doch die Beherrscherin unserer Kultur, die Chemie, ihre Geburtsstätte und Wiege fand, jetzt eine reine Wissenschaft, bei der die sogenannte reale Exaktheit ihre höchsten Triumphe schließlich nicht zuletzt in der Umgestaltung in preußisch Kurant gefeiert hat. So hat schon jetzt von dem Spiritismus, Hypnotismus, Mediumismus die Psychologie die allerwertvollsten Anstöße erfahren; lassen wir also das Völkchen der verwirrten Dogmatiker ruhig schalten

und walten, und klopfen wir nur den überbewußten Schwindlern ernstlich auf die Finger, welche raffiniert den völlig berechtigten inneren Glauben der Mitmenschen an die oft zitierten „Vielen Dinge im Himmel und auf Erden" teils aus Ulk und Fastnachtsgelüst, teils aus Gewinnsucht und Eitelkeit gehörig auszunutzen stets am Werke sind.



an kann nicht anders, als der Liebe und dem Haß Mysterien zugestehen, denn sie sind ja die Funktionäre der Aushebung zum großen Marsch der Menschheitsarmee auf dunkle unbekannte Ziele zu, sie stellen ja die Methoden der Auslese dar, welche der Auswahl des Tüchtigsten vorangeht. Mit welchen Mitteln die Seele in andern die zwingenden Relationen, die Ergänzungen des Ichs erkennt, das ist eben das vollkommene Mysterium, welches die Erforschung dieser Strahlungen und Bahnungen umgibt, eine Unkenntnis der Pfade und Wegrichtungen, die uns aber doch nicht berechtigt, die Existenz eines solchen inneren Erkennens zu leugnen. Die eiserne Notwendigkeit, im Leben zur Erhaltung der Art die der Einmischung notwendigsten, befähigtsten Elemente herauszuwittern, sie macht uns zu Geführten und Geschobenen trotz dem Gefühl subjektivsten Willens, vielleicht aber ist das Gefühl des freien Willens nichts als eine gnädige Illusion, eine fromme Lüge der Natur. Die Natur mischt immer wieder aufs neue fast spielerisch die Karten, zerschmilzt, zerstampft, löst auf und harrt geduldig der neuen Kristallisationen, die sich absetzen in dieser Riesenretorte Welt. Da in den Anfängen der Lebenssprossung die eingeschlechtliche Fortpflanzung die alleinige Methode der Abtrennung neuer Individuen vom Stammboden war, und erst später die zweigeschlechtliche Vereinigung in Form einer Infektion des Mutterbodens durch das männliche Saatkorn auftritt, kann es nicht wundernehmen, daß dieser Trennung des keimfähigen Lebensplasmas in zwei Anteile auch eine grundverschiedene Formation der Seele der Geschlechtsrepräsentanten entspricht. Kein Emanzipationsgelüst der Frau kann die offenkundige, differente Anlage der Geschlechtsnatur der Lebewesen zu ihrem Hauptzwecke, dem der Erhaltung der Art, verwischen und damit die ganz anders gegeneinander gestellten Funktionen des Bewußten und Unbewußten in der Seele von Frau und Mann gleichmachen oder gleichsetzen wollen. Die unterbewußten Funktionen der Frau, ausmündend alle in der Hervorbringung des Wunders aller Wunder, des Menschensprossen, des neuen Repräsentanten der Unsterblichkeit der Menschheitsidee, — denn was ist ein Kindlein anders, als ein liebliches Glied der Kette, welche uns hinüberbindet in die Ewigkeit — haben ganz sicher einen überragenden Anteil am Seelenleben gegenüber dem Manne. Die überraschende Ursprünglichkeit der Frau wurzelt eben in der Fähigkeit unterbewußter, schneller und zwingender Kurzschlüsse. Während des Mannes Anteil am Aufbau des neuen Sprossen sich mehr der Ausbildung des Intellektuellen, des Bewußten, des zur Automatie erst sich Entwickelnden, die Probleme des Lebens bewußt Lösenden zuneigt, hat die Frau weit mehr den Bestand des schon Erworbenen, Instinktiven, Automatischen dem Nachgeborenen einzuprägen

(zu vererben). So ist es naturgewollt, daß die Frau somatischer, der Mann intellektueller ist, wenigstens ganz gewiß vom Standpunkte der Fortpflanzung aus, den wir — es hilft nun einmal nichts, so traurig das beim notorischen Geburtenüberschuß weiblicher Wesen klingt — nun einmal in der Natur als das durchgreifendste Leitmotiv überall führend und lebendig finden. Wenn jetzt eine Bewegung durch die Frauenwelt geht, entstanden nicht aus den unterbewußt dominierenden Forderungen der Generation, sondern aus den bewußten und zwar ökonomischen Nöten der Erhaltung und Ernährung des Individuums, so glaube ich, muß man die Frage aufwerfen, ob diese Emanzipation, diese Verschiebung der vitalsten Notwendigkeiten nicht doch etwas rüttelt an den Grundbedingungen der natürlichen Ordnung, und ob sie nicht zerschellen wird an der brutalen Tatsache, daß eben es der Natur überall weniger auf das Individuum, als auf die Art, weniger auf das Wohlbefinden des Einzelnen, als auf die ungestörte Fortentwicklung des Ganzen ankommt, zwei Gesichtspunkte, von denen der eine menschlich, vergänglich, der andere zeitlos und ewig ist. Ist es so gewiß, daß von dem Gewühl der Grundtriebe in uns nur ein winziger Teil, nämlich nur der auslösende Anstoß zur Willenshandlung, in unser Bewußtsein ausstrahlt, so kann von den Sinneswahrnehmungen mit Sicherheit behauptet werden, daß sie doppelt angeschlossen sind: teils münden sie in automatische Sphären, und zum anderen Teil im Bewußtsein, wo sie gleicherweise Kontakte d. h. Anstöße zur Regulation der bewußten und unbewußten Mechanismen auslösen, wie das auch vollständig nachweisbaren anatomischen Strukturbildern entspricht. So z. B. wird nicht alles, was als Licht oder Schall oder Gefühl auf unsere Sinnestasten wirkt, als Lichtempfindung übertragen, sondern es mögen ultraviolette Strahlen ebenso wie Töne über und unter der als Ton wahrnehmbaren Skala unserem unterbewußten Getriebe zugeführt werden müssen zur dynamischen Auslösung verschiedener Automatieen, ohne daß auch nur ein leise wehender Hauch von den Tiefen der Unterseele über die Tasten unserer Bewußtseinsklaviatur dahinfährt. Was hier von Licht und Ton gilt, trifft natürlich auf alle Arten von Empfindungswahrnehmungen zu, seien es äußere oder innere, vom vegetativen Organsystem gegebene. So lösen Störungen der Bauchorgane z. T. Gefühlsinhalte, Seelenstimmungen ganz typischer Art aus, wie das von den Hypochondrien sattsam bekannt ist, und es ist fraglos, daß ein Mensch sich schon leidend fühlen kann, d. h. einen dumpfen Druck auf dem Ablauf seiner seelischen Registrierung verspürt, lange ehe sein Bewußtsein oder der Arzt von dem Herd der Störung etwas aussagen kann. So erklären sich die allgemeinen Unlustgefühle der Neurastheniker, Hypochonder, Hysteriker, bei denen allein der träge, adynamische, schleichende Ablauf der ernährenden Funktionen ohne jede organische Veränderung genügt, um mit dem der Lust des Lebens aufgezwungenen dumpfen Widerstand allein jede Lebensfreude zu vergällen. Wie im Traume bei der Abblendung des Bewußtseins von Raum und Zeit durch die rhythmische Schlafhemmung Organreize die Motive auslösen zu Ideenverknüpfungen ganz bezüglichen Inhaltes, so kann bei Reizaufspeicherungen aus der Tiefe der Minenarbeit unserer

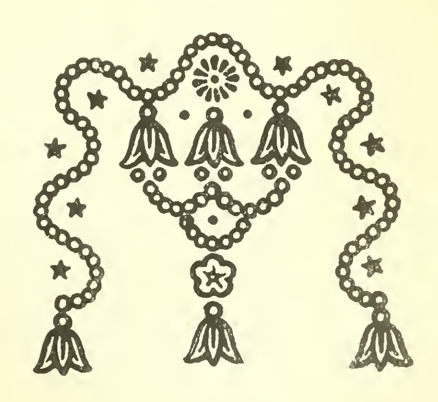
somatischen Apparate die Vorstellung troß aller ablenkenden Außenreize immer wieder hineingezogen werden in die dumpfe Ahnung eines Unheils, einer Gefahr, einer sich vorbereitenden Katastrophe. Es ist das Unglück der Hypochondrischen, daß sie recht haben, wenn sie behaupten, daß doch auch alle schweren Zustände von Krankheiten ganz ebenso beginnen: das heißt mit dem dunklen Gefühl einer herannahenden Gefahr. Es ist eine schwierige Aufgabe, sich an diese scheinbar die Wurzel des Lebens annagenden Sensationen zu gewöhnen und sie im Bewußtsein ganz auszuschalten: immer wieder kündet die grämliche Miene, daß die gequälte Seele stutzt und nach innen sinnt, als wenn sie lauscht auf das Bohren und Nagen des bösen Wurmes tief in geheimen Gewölben. Umgekehrt wirken die frischen, kraftvoll dahinflutenden Wellen gesunder rhythmischer Auslösungen im Organsystem befruchtend und lebensgefühlerhöhend auf unsere Seele, ein Bad, ein Marsch, eine heitere Gesellschaft enthält eine Unzahl solcher uns unbewußt einverleibten Impulse, die wie kleine Peitschenhiebe auf die Zugkräfte unserer inneren Bewegungen wirken, wahrscheinlich weil die dadurch im organischen Getriebe erzwungenen Entladungen alle aufgespeicherte Reservereizung ausgleichen, die Atmosphäre reinigen. Alle diese Reize wirken aber um so unmittelbarer auf unser Unterbewußtsein, je mehr der störende Einfluß der Kontrolle durch das Bewußtsein abgeblendet ist: im Rausch, im Schlaf, in der hypnotischen Fesselung der Seele, im Bann einer zentrierenden Idee, im Rausche der Kunst, in der rhythmischen Extase des Tanzes und der symbolischen Handlungen treten Wirkungen hervor, die eben ihrer unkontrollierbaren Unmittelbarkeit wegen stets etwas Mystisches an sich haben, so oft schon als Beweisvorgänge übernatürlicher Gewalten, als das Wirken dämonischer Kräfte angesprochen sind. Sie sind aber vielmehr Dinge, die natürlicher sind als viele andere Erscheinungen des Seelenlebens, über die wir uns, durch Erfahrung verblendet, nicht mehr wundern, denn sie offenbaren nichts als alteingewurzelte Fähigkeiten der Seele, die uns nur deshalb so fremdartig erscheinen, weil sie in ihrem immer vorhandenen Mechanismus der Kontrolle durch das Bewußtsein für gewöhnlich entzogen sind. In seltenen Momenten nur wirkt eben das Leben direkt nach Ausschaltung des Bewußtseins, über dem solange ein hüllender Schleier des Versunkenseins liegt, auf die automatischen, altüberkommenen Zentren, und staunend sieht der Beobachter Sicherheit, Zweckmäßigkeit, Unmittelbarkeit, Zielgefühl und Innenklarheit bei deutlichen Anzeichen von psychischer Bewußtlosigkeit auftreten oft in einer besonders vollkommenen Reinheit, vollkommener als er selbst diese Aktionen unter Beihülfe des oft nur störenden Bewußtseins zu vollbringen imstande wäre. „Ja, wie ist das möglich, er ging doch ganz sicher", „er schwankte nicht einen Augenblick" „und war doch augenscheinlich ohne klares Denken!" — Das sind die gewöhnlichen, staunenden Fragen, auf die es nur die eine, nur scheinbar paradoxe Antwort gibt: er war so sicher, eben weil er nicht bewußt war.

Wir wissen jetzt, daß die Automatie eben dem Problematischen des Bewußtseins in vielen Punkten überlegen ist. Das Unterbewußtsein hat also ganz sicher Ortssinn,

Muskelsinn und Zeitsinn. Für die beiden ersten Fähigkeiten, denen durch Abblendung des Bewußtseins unter Umständen gar nichts genommen werden kann, sind Rauschzustände aller Art beweiskräftig, und für den Zeitsinn des Unterbewußtseins sei bemerkt, daß für mich das oft zitierte Aufwachen zu bestimmter Stunde kein Problem mehr ist, seit ich weiß, daß Helligkeit und Morgengrauen, Pendelschlag und Glockenton ebensowohl direkt wie über den Umweg durch mein Bewußtsein hineinreichen in die tiefen Willenslager meines Wesens und daß man daher nicht zu glauben braucht, daß die in uns stetig pochende Uhr, das Herz, mit ihrem Sekundenzeiger, dem Pulse, auch imstande ist, Stunden und Minuten zu registrieren wie ein Chronometer aus Menschenhand.



Wir sind am Ende unserer Untersuchung. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß es nicht aussichtslos ist, den Blick nach Innen zu richten und auf die scheinbar dunklen Nebel zu achten, welche aus der Tiefe der Brust aufsteigen in die Helle unseres beobachtenden Geistes. Hier und da erhascht man, sich selbst streng kontrollierend, doch einen flüchtigen Zipfel des Gespenstertuches, und der herabgefallene Mantel zeigt kein so unbekanntes Gebild, daß man sich erschaudernd davon abwenden oder erzittern müßte vor dem Ding da, welches, ein Wesen für sich, nirgends in der Erfahrung eine Analogie hat. Für viele Menschen hat das Unterbewußte Ähnlichkeit mit den Tiefenungeheuern der See, den Fabelschlangen, die nur hier und da ihren Leib an das Licht des Tages erheben. Manche glauben gar nicht daran, andere erschaudern vor der Mystizität seiner Natur, und noch andere, die genau hinsehen, können hier und da nachweisen, daß das gefürchtete Ungeheuer weder eine Schlange noch ein Ungetüm ist, sondern eine auf realen Vorgängen natürliche Spiegelung von Gesetzmäßigkeiten, die sich im Grunde der See ebenso lebendig erweisen, wie im Gewoge der menschlichen Seele.





Das Sterben/ von Peter Altenberg

or der Zeit wurde sie alt; wegen der Enttäuschungen; wie alle Menschen.

Es ist ein Krebs der Seele, unmerklich zernagend.

Sie wurde 60 Jahre alt, immer dicker, immer gelber, immer enttäuschter.

Ihr ältester Sohn hatte ihr schon vor Jahren gepredigt: „Mama, Schlafen ist wichtiger als Essen und Trinken. Lasse doch wenigstens der Natur Zeit, die Sünden unserer Unwissenheiten zu löschen!"

Sie erwiderte: „Um 6 Uhr morgens muß aber das Speisezimmer gebürstet, geklopft werden, ferner, aber davon verstehst du nichts — — —"

Nein, davon verstand er nichts.

Die Lebens-Ordnung auf Kosten der Hausordnung!

Diese Hausordnung wurde ihr gräßlicher Henker.

Das Gesetz der leblosen Materie hatte das Gesetz der lebendigen Materie besiegt!

Die Hausordnung die Lebensordnung!

Eines Nachts wurde sie gehenkt, gehenkt, gehenkt — — — — — dann im letzten entsetzlichen Augenblicke befreit, losgemacht, abgeschnitten — — — aufgespart nämlich für einen späteren, noch entsetzlicheren Anfall der Herzkrankheit und Atemnot! Die Augen, die Augen erfüllt mit unsäglicher Angst! Die Augen schrieen: „Hilfe!"

Ihre Tochter, die sich selbst in Leid verzehrte, wegen der mannigfachen Enttäuschungen, Krebs der Seele, und ebenfalls ein bischen dick und schwammig wurde infolgedessen, sagte nach diesem ersten Anfalle: „Heute habe ich mir einen Revolver gekauft. Wenn mir dasselbe passierte wie Mama, passiert es mir ein zweitesmal nicht mehr — — —"

Der älteste Sohn sagte: „Gott führt Buch über unsere Ausgaben und Einnahmen während unseres ganzen Lebens. Er hofft, daß wir haushalten werden, segnet uns darum. Aber wir tun es nicht. Gott weint nicht über uns, lächelt nicht über uns. Er ist gerecht und wartet. Er will die Wahrheit unseres Lebens durch entsetzliche Strafen erzwingen. Er kontrolliert den allmählichen Konkurs des Lebenskraft-Kapitals und bestraft ihn mit „chronischer Krankheit"!

Man erwiderte dem ältesten Sohne: „Philosophieren statt Mitleid haben, pfui, aus der Art Geschlagener!"

Ja, aus der Art war er geschlagen:

Er besaß das rechtzeitige, das vorzeitige Mitleid, das Präventiv-Mit-

leid, jenes allein wertvolle Gefühl, das sich bereits mit dem Denken vermählt hat, das Herz-Gehirn, das Gehirn-Herz!

Die alte Schwester der kranken Dame spielte mit ihr jeden Abend Bézigue, ließ sie gewinnen, damit sie noch ein bischen sich freuen könne. Man schickte der Kranken aus Aufmerksamkeit Seefische, Austern, Champagner, beaf tea jellie ins Haus.

Sie dachte: „Für die Würmer mästet man mich."

Aber sie sagte: „Ich danke Euch von ganzem Herzen. Es hat mich so erfreut."

Dem ältesten Sohne sagte sie: „Du, ich habe 45 Jahre hindurch meine armen Dienstboten morgens um 5 Uhr aus dem Schlafe getrieben, wegen der Hausordnung. Glaubst du, daß das nun die Strafe ist?!?"

„Ja. Ich glaube es. Ich weiß es!"

Die Verwandten kamen meistens nachmittags. Da war das Haus schon in Ordnung.

Die Sterbende sagte bei der Jause: „Willst du den Tee licht oder dunkler, bitte, du kannst beides haben, nein, es macht wirklich keine Mühe?!? Mit Milch oder mit Rum?!? Oder mit Zitrone?!? Bitte, bediene dich doch. Ja, was du mir da erzählst, ist wirklich sehr komisch. Nein, wer hätte das gedacht?! Marie, servieren Sie die Orangen-Crême. Bitte, nehmen Sie von den Südfrüchten. Auf meine Datteln und Malagatrauben bin ich wirklich sehr stolz. Ich verrate nicht die Quelle."

„Dieses Geheimnis nehme ich ins Grab mit," sagte sie lächelnd, worauf sie Jemand vorwurfsvoll auf die Hand tippte. Abends war sie ganz erschöpft von der Jause und den Gesprächen.

Um 9 Uhr spielte ihre alte Schwester mit ihr Bézigue und ließ sie absichtlich gewinnen.

„Wie konntest du?! Wußtest du denn nicht, daß alle 8 Könige bereits draußen sind?!?"

Nein, sie wußte es angeblich nicht.

„Ich getraue mich wirklich kaum, die 50 Heller von dir anzunehmen — — —"

„Mache doch keine Geschichten. Ich habe korrekt verloren."

„Nun, auf Revanche", sagte die Kranke.

In derselben Nacht kam der letzte Anfall. Das Herz arbeitete sich zu Ende. Es wollte und konnte nicht. Entsetzlich!

Sie starb lautlos.

Die Tochter erwachte und sagte in die Dämmerung hinein: „Mama — — —"

Dann schrie sie: „Marie, Agnes — — —"

Die aus dem Tief-Schlafe aufgeschreckten Dienstboten erschienen fast taumelnd.

Am Vormittage erschien der älteste Sohn. Er sagte zu Marie und Agnes: „Ihr seid ja ganz gelb. Ihr habt zu wenig geschlafen. Legt Euch nieder!"

Zu seiner Schwester sagte er: „Lege dich nieder und schlafe! Bist du nicht gewarnt genug? Ich werde sorgen, daß dich Niemand wecke — — —"

Sie fiel weinend in Kleidern aufs Bett.

So wurde es 1 Uhr nachts. Und nichts rührte sich im Hause.

Der älteste Sohn hielt Wache!

Er trat in das Zimmer zu der toten Mutter, stellte sich hin, küßte ihre Hand und sagte: „Zum erstenmale schläfst du dich aus, Irregeleitete! Ich hielt seit jeher den Schlafenden für einen Gestorbenen. Er ist unfähig für das Lebendigsein, noch nicht reif, noch nicht parat. Ich hatte immer tiefstes, tiefstes Mitgefühl, wenn das Leben ausrasten wollte vom Leben! Nun wirst du die Stunden einbringen, arme Mama, mit Zinsen und Zinseszinsen!"

Am Tage des Leichenbegängnisses sahen alle ganz unausgeschlafen aus, gelb, verwittert, schlaff, wie vorzeitig gealtert. Sogar der Hausmeister und die Hausmeisterin, die die Sache nichts anging, sahen verfallen aus.

Die Tote im Sarge hatte ein ganz friedevolles Antlitz.

Die Tochter ließ am nächsten Morgen das Speisezimmer usw. usw. bürsten, klopfen, reinigen, die Teppiche mit Kraut natürlich.

„Wenn Mama es doch noch sehen könnte — — —" fühlte sie.





Sonnabend Abend/ von Konrad Weichberger



ch sah in einen schönen, dunklen Park mit schwarzen Schatten, weichen, matten Schatten belaubter Bäume im Juli, und zwischen den weißen Dolden des Fliederbaumes stand, aus grauem Sandstein, der Schütz Apollo und zielte mit dem Pfeil. Der Bogen und der Pfeil waren aus Eisen in seiner steinernen Hand. Das war ganz verrostet. In den Fugen von seinem Sockel wuchs das Gras, und eine Pflanze mit unangenehmen gelben Blüten. Ich wußte früher ihren Namen; wenn man einen Stengel abreißt, quillt gelber Saft heraus. — Es war mir, als sähe ich eine Theaterdekoration, so kam mir der Park mit dem Apollo vor.

Gegenüber dem Standbild war eine Bank. Ich setzte mich und dachte. Wie war mir alles zusammen gefallen in letzter Zeit. Meine großen Gedanken von mir und dir; alles zusammen. Wo ich Tiefe vermutet hatte und verständnisvolle Bildung und einschmiegenden Sinn für das Kleine und das Große, fand ich einen Beutel voll von eitlen Vorurteilen; er platzte fast, und doch wurde noch nachgestopft. Und was mir Güte gegen alle schien, war nur eine Darstellung mir zu Ehren, und hinter den Kulissen war es wilde Wüsterei. Und was mir mein Traumbild war, aus gewachsenem Stein gehauen, das war ein Bild nach meinem Bilde, mir zu Gefallen aus blasigem Gipse geklitscht, ein Wunderwerk über Nacht; der Rumpf war hohl, und in den Armen steckten Latten, damit sie nicht abbrechen sollten. Hinten am Halse noch ein Stückchen Gußnat. Warum war ich aber kein Pygmalion, der der Stuckdame Leben verschaffen konnte? Ich muß innerlich doch armselig sein, daß ich dem Mineralgeschöpf auch nicht ein bißchen warmen Geist zu geben vermochte.

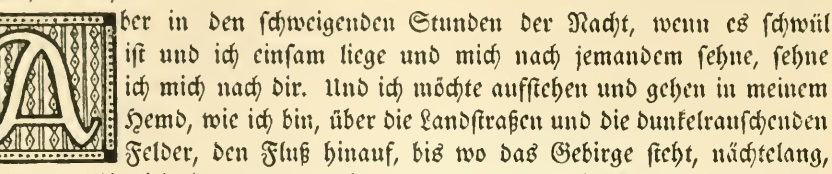
Armselig? Ja. Geworden.

Ich bin von Haus aus ein stiller tiefer Junge, dem alles sehr nahe geht; ich habe durch eine gute Erziehung gute Grundsätze bekommen und ein sicheres Gefühl für das Rechte. Dann aber sah ich, daß die Leute, die mit diesen Grundsätzen besonders geschmückt erschienen, entweder Pedanten und eingebildete Spießer, oder Heuchler waren. Da wollte ich nicht auch so verkümmert wie sie sein und warf alles, Gutes und Schlechtes, von mir. Und wenn ich mich nun einfach gelebt hätte! So aber nahm ich auf an allem, wollte möglichst weitherzig sein und wurde mit Jedem Er, ohne mich auf mich und meinen Abstand von ihm zu besinnen. Statt mich auszuleben, lebte ich mich ein. Und nun wird es mir schwer, ich selbst zu sein; ich habe mich nicht in der Kraft und in der Roheit, Breitbeinigkeit und auch nicht in der Schlauheit geübt. Darum kann ich niemanden zu mir selbst machen, wie

das andere können. Darum konnte ich dich nicht zu mir selbst machen; und wollte es nicht. Wenn ich mit einem gehe, so lasse ich ihn erzählen und verstehe ihn. So erweitere ich zwar meinen Überblick, und ich glaube, ich übersehe die treibenden Kräfte in ihm und in den anderen Dingen und habe eine weite Ansicht von der Welt; aber wenn ich meine Ansicht aussprechen will, so fehlen mir die Worte für das Ganze.

Nein, ich bin nicht armselig; von der leuchtenden Welt, die in mir ist, kann ich tausenden geben, daß sie in bengalischem Feuer strahlen und wissen es selber nicht. So habe ich auch dir gegeben; du strahltest mir. Aber wie du nicht dein Licht entzünden konntest, so konntest du es nicht wahren; du gingst mir aus.

Jetzt hasse ich dich und verachte dich. Denn du hast mich und meinen Glauben verraten. Ich denke gegen dich und schreibe gegen dich, und wenn ich euch minieren könnte, täte ich es.



Aber in den schweigenden Stunden der Nacht, wenn es schwül ist und ich einsam liege und mich nach jemandem sehne, sehne ich mich nach dir. Und ich möchte aufstehen und gehen in meinem Hemd, wie ich bin, über die Landstraßen und die dunkelrauschenden Felder, den Fluß hinauf, bis wo das Gebirge steht, nächtelang, nächtelang, bis ich komme vor dein Haus und auf die Klingel drücke und warte, daß man mir aufmacht. Alle schlafen und niemand hört mich, keine Schritte schlürfen auf der Treppe, kein Licht sieht man über die Diele kommen. Kein Schlüssel dreht sich im Schloß. Keine Liebste rennt aus der Tür wie sonst, wenn ich fahrplanmäßig ankam in den guten Tagen, und zieht mich hinein und küßt mich. Alle schlafen sie, und nur die Klingel lärmt umsonst. Keine Schritte, kein Licht, keine Liebste. Da warte ich, warte nächtelang in meinem Büßerhemde, und sollte doch stolz im goldenen Panzer reiten; denn ich habe nichts zu beißen.

Alle schlafen.

Da kehre ich wieder um und wandere manchen Schritt mit nackten Sohlen. Wenn es aber hell wird, dann ziehen die Burschen auf den Landstraßen, und die Bauernweiber tragen ihre Butterkörbe in die Stadt. Da muß ich mich im dichten Walde verstecken, daß sie meinen Aufzug nicht verhöhnen und die flachsköpfigen Jungen mir hinterherlaufen wie die Jagdhunde, und gröhlen und Steine werfen.

Da liege ich, solange es hell ist, in der ausgetrockneten Rinne des Baches unter den hohlen Ufern und sehe die Wurzeln des Rasens und die Mauselöcher in dem Lehmboden. Da laufen Käfer über mich her, grün schillernde und große schwarze mit ernsten, verdrossenen Gesichtern. Haarige braune Spannraupen gehen gravitätisch über meine Hand: erst stehen, dann gehen! Kein Schritt ohne einen festen Rückhalt. Es ist etwas Kaufmännisches in ihrem Vorwärtsschieben. Wenn man sie quetscht, so kommt ein grüner Saft heraus. Ob die wohl staunen werden, wenn sie eines Tages Schmetterlinge sind und ohne Rückhalt durch die Luft fliegen sollen! Wenn dünnflüssig und wild der grüne Saft das trunkene Herz durchströmt!

ie lang doch so ein Tag ist. Da liege ich hier und sehe den Raupen und Spinnen zu und kann nicht weiter. Im Dorfe schlägt es am Kirchturm elf, und der Tag wird heißer. Man hört die Sensen und Sicheln dengeln, auf den Wiesen, wo sie das Grummet mähen. Bist du schon wach, daheim, wegen der ich hier liege und wache? Oder träumst du noch faul von Heiraten, von feinen Leuten, von Halsbändern mit Steinen, und wovon ihr Weiber träumt? Wache oder schlafe, du bist eine Pflanze, ob du wachst oder schläfst. Eine fleischfressende Orchis. Ich schmeckte dir nicht und du spiest mich aus.

Da liege ich nun hier unter dem hohlen Ufer, ein Zweckloser. Und zwecklos wie ich ist alles, was ich denke und tue und schreibe. Ich fange an und es geht weiter; wenn das Ende da ist, werde ich sagen: Ach so.

Die Sicheln und Sensen rauschen fernher. Die Knechte rufen den Pferden zu, hu und hott. Sie arbeiten alle, und ganz in der Ferne schimpft und flucht ein Inspektor lästerlich; ich weiß nicht warum.

Jetzt läuft über meinen Ärmel ein Käfer, schwarz und spiegelblank und schimmernd. So waren deine Lackschuhe auf deinem ersten Ball, wo ich dich zuerst sah. Sie lachten wie lackierte Kobolde unter deinem weißen Kleid. Unter deinem Spitzenunterrock. Sie glimmerten wie dieser Käfer. Hätte ich einen von diesen Schuhen! Einst habe ich ihn geküßt, du wolltest nicht, du sagtest, ich erniedrigte mich, aber ich habe ihn geküßt. Jetzt würde ich das nicht; dazu ist mir dein Andenken nicht mehr ungetrübt genug. Aber ich würde ihn mit Wein vollgießen, und trinken auf das Wohl deiner Füße. Deine Augen sind mir nicht mehr ungetrübt genug, seit ich sie leuchten sah in so kleinlichem Zorn. —

Vom Ball nach Hause ging ich mit einer anderen; du warst schon versagt. Ich sprach schöne Dinge zu ihr und dachte an dich. Ich führte sie einen Umweg, sie wußte es, durch leere Straßen; ich küßte sie und dachte an dich. Wenn du dich hättest küssen lassen zur selben Zeit, von einem andern, und an mich gedacht? Du warst aber zu schüchtern und jung. Das wäre dir entsetzlich gewesen, denn das Hergebrachte, Einfache war dir lieb. Und das war so gut an dir.

Der Inspektor schimpft immer noch. Die Sonne geht zur Ruh. Die Leute arbeiten. Heute ist Sonnabend; da kriegen sie es bezahlt. Sie freuen sich schon auf morgen, wenn sie mit dem Schatz zu Ball gehen; nachhause begleiten, durch den Wald, Liebe und Bier im Kopf.

Wir beide werden nie zusammen durch den Wald gehen.

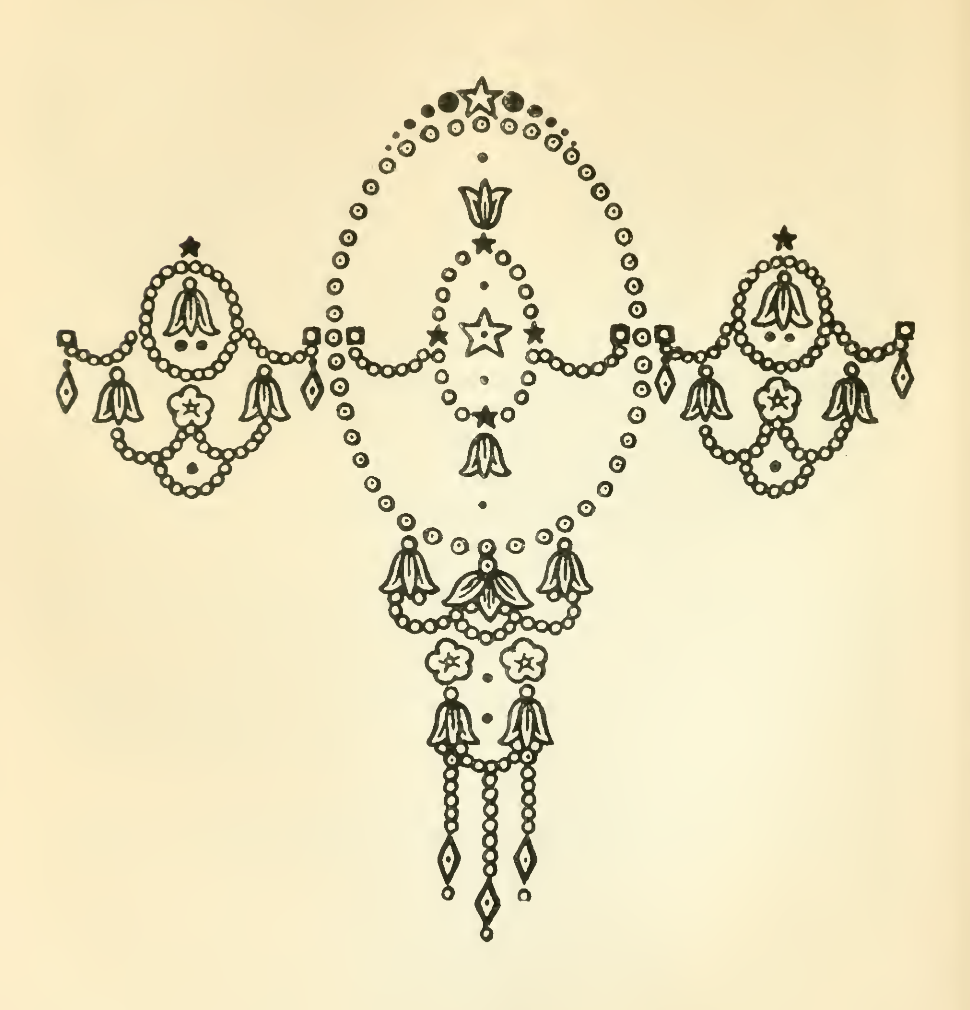
Der Inspektor schimpft nicht mehr. Ferne knarren beladene Wagen nachhause. Es ist dunkel. Ich kann weiter gehen. Zwei Stunden nach Mitternacht bin ich wieder daheim.

Kommt zu mir, meine Gedanken. Seid ihr zurück von der Reise? Seid ihr müde und hungrig? Ich kann euch keine Ruhe und nichts zu essen geben. Wie lange habe ich hier gesessen auf der Bank? Schweigend liegt der weite dunkle Park. Johanniswürmer ziehen langsam weite Bogen durch die Schatten. Drei

oder vier Sterne. In den weißen Fliederdolden steht aufrecht Apollo und zielt mit dem verrosteten Pfeil. Ich aber ziele nach nichts, das der Rede wert ist. Ich komme mir alt vor.

Morgen ist Sonntag. Vor dem fürchte ich mich; da habe ich nichts zu tun; den ganzen Tag soll ich frei sein. Alle Leute gehen im Staat an meinem Fenster vorbei. Die Elektrischen voller Menschen. Die Droschken, die sonst in Reihen vor meiner Tür stehen, sind alle unterwegs. Die Kommis ziehen mit ihren Mädchen in die Tanzlokale.

Morgen ist Sonntag.





Franz Overbeck †

In einer stillen alten Stadt lebte ein stiller Mann, alt schon vor der Zeit wie der rechte Weise und Gelehrte, dem man den deutschen Professor auf hundert Schritte ansah, den deutschen Professor in jener klassischen Reinheit, wie ihn diese praktisch dressierte Zeit nur noch im Bilde kennt. Aber er dozierte nicht mehr, und er schrieb auch wenig mehr, und die äußere Welt zog sich enger und enger, wie mit Spinnweben um ihn zusammen, den unter Büchern ergrauten, der zuletzt fast einsam mit der treuen Lebens- und Geistesgefährtin draußen in der feinen stillen Vorstadt wohnte im schmalen Häuschen, wo vor den Fenstern Rosen blühten.

Doch nun da er starb, da sah man die grauen Spinnenfäden um ihn aufleuchten zu Weltbeziehungen, und wie eine Glorie umspann es ihn, den stillen alten Mann in der alten stillen Stadt. Er stand ihr gut, der alten Stadt, die ihre Eigenart hält im Zentrum Europas, umbrandet vom Weltverkehr, und die unter dem Schleier der Stille gährende Kräfte nährt aus den Tagen der Renaissance — „der Boden von Basel ist vulkanisch", sagte Nietzsche; er sagte es, als sich ihm Overbeck mit seiner flammenden Kampfschrift gegen die moderne Theologie zur Seite stellte. Und der anscheinend im engsten Kreis des deutschen Gelehrten lebte, — in Wahrheit wars der „gute Europäer", wie ihn Nietzsche träumte, der neben ihm in Overbeck schon herangewachsen war. Petersburg seine Geburtsstadt, Paris und Dresden die Orte seiner Jugendbildung, sein Vater ein in England naturalisierter Deutscher, seine Mutter Französin, — und reizvoll spielten bei ihm in die liebenswürdig hilflosen Gesten des deutschen Gelehrten die adligen Formen des ancien régime, und eigenartig mischte sich oft in die schweren Klauseln seines fast monumentalen Periodenstils gar feine gallische Ironie, die an Anatole France gemahnte, der seinen Typus porträtiert hat im Sylvestre Bonnard.

Und dieser Sohn der katholischen Französin ein protestantischer Kirchenhistoriker, und wiederum dieser Theologieprofessor der Freund Nietzsches bis zu seinem Ende — ob nicht doch Nietzsche an ihn gedacht hat bei dem Worte, daß sich die feinsten psychologischen Probleme bisweilen in Theologen verbergen? Die scheinbar unverträglichsten Geistes- und Lebensstile verschlangen sich in ihm zu einem harmonisch ganzen Manne. Hohe Weltkultur, vor der alles Kleine, Enge, Rohe versagte, sprach aus diesem Hofmann des Geistes, auf dem der Abglanz der Großen lag, die seine Freunde gewesen, und mit ihm reden, das hieß von großen Menschen reden oder von solchen, die in großen Dingen seine Feinde waren.

Denn dieser Mann mit den taktvoll milden Formen des Aristokraten und der ängstlichen Vorsicht des Gelehrten war ein Kämpfer von revolutionärem Mut, und kampfesvoll war seine Anschauung und sein Leben von den Tagen, da der Knabe in der Pariser Revolution die Marseillaise mitsang, bis zu den Tagen, da der Greis wieder der herrschenden Theologie unter Adolf Harnack unversöhnlichen

Kampf ansagte. Er, der das Christentum als Feindschaft gegen die Welt deutete und dadurch in Kampf kam mit jener Versöhnung suchenden modernen Theologie, er war ja auch zur Höhe gekommen gerade in den Zeiten, da der Pessimismus der Welt den Krieg erklärte, da der siegreiche Mars König ward im werdenden Deutschland, da selbst der deutsche Professor zum Krieger ward, und die heißesten Kampfnaturen, ein Treitschke und vor allem ein Nietzsche waren ihm befreundet. Er war Zeuge der großen Kampfeswendung Nietzsches, seines als Rätsel bestaunten Abfalls vom Wagnertum, und Bekenntnisse beider Parteien gingen durch Overbecks Hände; er vielleicht wie kein anderer war Zeuge der Entwicklung Nietzsches vom romantischen Schwärmer zum radikalen Kämpfer, und wenn Erwin Rohde mit dem jungen Nietzsche bis zum „Unzeitgemäßen" heraufschwärmte, begleitete er den Unzeitgemäßen zum „Menschlichen, Allzumenschlichen", das mit seiner radikalen Kritik und dem Kultus der aufklärenden Wissenschaft ihm wohl immer der eigentliche Nietzsche war. Dem Dionysier folgte er nicht mehr. Er war nicht wie jener unter der Maske des Gelehrten ein Bacchant, und trug nicht wie er hinter der Brille die lodernden Augen des Reformators. Er war kein Philosoph, er war ein Gelehrter, wie es vielleicht nie einen strengeren gab, ein Professor, der fähig war, die Nächte zu opfern der Vorbereitung für ein tägliches Kolleg mit einem Zuhörer, und der mit seinem Berufe kämpfte, weil er seinen Schülern sein Letztes nicht sagen durfte, ein unendlich gewissenhaft sammelnder, unendlich wissenstiefer, unendlich kritischer historischer Forscher, der nie fertig wurde, weil er sich nie genugtun konnte, ein sich kasteiender Mönch der Wissenschaft, das verkörperte wissenschaftliche Gewissen. Vielleicht hat auf ihn Nietzsche im Stillen exemplificiert mit der Schrift vom Nutzen und Schaden der Historie, vielleicht auch hat er zugleich ihm vorgeschwebt bei dem Bilde der mühsam grabenden, grausam scharfen Wissenschaft, die er im „Menschlichen, Allzumenschlichen" feiert.

Den fast nüchternen Gelehrten hat Nietzsche in Flammen gesetzt, das erste Exempel seiner Wirkung, aber hat nicht auch jener dem Flammenträger Nietzsche Brennstoff gegeben? Overbecks weltfeindliche Deutung des Urchristentums hat wohl durch Nietzsche ihre Spannung erhalten, aber schlug derselbe Gegensatz nicht zugleich mit anderem Akzent nieder in des Weltbejahers Kampf gegen das Christentum? Nietzsche schöpft aus den tiefsten geistigen Wende- und Kampfeszeiten, aus dem Urchristentum, das Overbeck pflegte, aus der Renaissance, die J. Burckhardt pflegte. Aber wo andere nur klares Wasser schöpften, da schöpfte der Zauberer berauschenden Wein und stieg singend zu Höhen, wo er den Freunden entschwand.

Er nannte es sein Wesen, nicht Treue zu wahren, aber die Treue folgte ihm. Es war nicht philosophische Überzeugung, mit der Overbeck an Nietzsche hing, es war der feine Individualsinn, der den schärfsten Blick hatte für Persönlichkeiten, es war die Dankbarkeit gegen den, der seinem Leben reichsten Inhalt gegeben, es war die Pietät, die tief im Herzen des ketzerischen Forschers wohnte, es war eine fast weibliche Hingebung, mit der der strenge Forscher zu dem schaffenden Geiste aufschaute, es war eine Liebe, die dem ringenden Menschen, nicht seinen Werken galt, eine Liebe, die den Freund für sich und nicht für die Welt besitzen mochte, ob diese Welt ihn zum Himmel trug oder steinigte, eine Liebe, die keusch und zart ihre Erinnerungen und die Angebinde der Freundschaft pflegte wie ein heiliges Gut, und sie nur schweren Herzens und nicht mehr lebend der Welt preisgeben wollte. Hunderte von Briefen Nietzsches aus seinen schwersten und größten Zeiten harren der Veröffentlichung aus Overbecks Nachlaß, und wenn sie von Nietzsche Wichtiges melden und erklären, dann wird man auch ihm Dank wissen, auch ihn laut werden sehen, den stillen Mann in der stillen Stadt.

K. J.

Ein Fanatiker der Analyse

Die sein Wesen verhüllende Maske, die der Genfer Philosophieprofessor Henri Frédéric Amiel im Leben getragen, lüftete sich seinen erstaunten Freunden erst, als er nicht mehr war. Ein wenig

rätselhaft war er ihnen immer vorgekommen, denn der Mann, von dessen überlegener Geistigkeit sie viel erwartet, hatte sie durch Veröffentlichung von Übungen und Spielen, von trockenen Essays und zierlich pointierten Versen enttäuscht. Ein hinterlassenes journal intime, das jetzt auch in deutscher Übertragung vorliegt,* erzählte, woher den Lippen dieses begabten Menschen das schmerzlich-entsagende Lächeln gekommen war, es verriet den überraschenden und erschütternden Roman einer unsagbar gequälten Seele.

Alle äußeren Umstände schienen Amiels Glück zu wollen, aber ein böses Geschick hatte ihm, dem Subtilen, reich Kultivierten, weiblich Sensiblen einen dämonischen Drang zur Analyse verliehen, der mählich sein Leben zerstörte. In seltenem Grad hatte er die verhängnisvolle Gabe, sich selbst mit exaktem Blick zu sehen, beim Denken und Schauen sich zu beobachten und seine états d'âme in narzißhafter Selbstbespiegelung festzuhalten. Andern gegenüber barg seine spröde, in sich gescheuchte Natur ängstlich ihr wahres Gefühl, aber im Tagebuch ging ihr analytischer Hang bis zur unzüchtigen Sucht, die eigene Seele zu entblößen, bis zur schonungslosen Gier, das Innerste nackt zu sehen. Alle persönlichen Erlebnisse, alle tiefen Erfahrungen wurden ihm Vorwände zur gedanklichen Zergliederung. Sein früh erkanntes Elend war ein Schauspiel für seine Neugier, und seinem leiblichen und geistigen Hinsterben sah er schließlich mit raffiniert geschärftem Auge zu. „Wir sind und müssen uns selbst Geheimnis bleiben" — der tiefe vielfalte Sinn dieses Goethewortes war ihm verschlossen, denn er hat die Mysterien in sich versehrt mit der wühlenden Pflugschar der Selbstzersetzung, mit frechen Blicken hat er die Heiligtümer seiner Seele betastet. Die so erlangte Klarheit über sein Innenleben hat er schwer büßen müssen: schwelgerisch genießende Analyse führte ihn zu Ohnmacht und Unfruchtbarkeit, sie ward sein Verhängnis, weil sie größer war als seine synthetische Kraft, weil sie seine intuitiven Fähigkeiten untergrub.

* Henri Frédéric Amiel, Tagebücher. Deutsch von Dr. Rosa Schapire. Die Fruchtschale Band IV. München. R. Piper & Co. 1905.

Durch Analyse hat Amiel sein eigenes Ich grausam vernichtet, durch bohrende Analyse sich die fressenden Zweifel am Selbst und am Leben geschaffen. Die Welt der Realitäten starb ihm ab zu einer Welt der Abstraktionen; in ihr lebte er, ein Entwurzelter, dessen Weltgefühl sich nicht mehr am lebendigen Sein, sondern am eigenen Denken entzündete. Seine proteische Persönlichkeit, die sich mühelos auf beliebig angeschlagene Saiten einstimmen ließ, ging den Weg zur völligen Selbstentäußerung und mit einer weiblichen Wollust konstatierte er schließlich die Zerstörung seiner Individualität, ihr Hinschwinden in ein geheimnisvolles, wesenloses Absolutes.

Früh mißtraute Amiel seiner Zukunft, weil er fühlte, daß er dem Dasein nicht gewachsen war. Doch verzehrte den Jugendlichen noch eine heillose Sehnsucht nach Glück, in ihm brannte ein fiebriges Verlangen nach all der königlichen Schönheit des Lebens, vor dessen Toren er stand. Lange wartete er der Frau und des Werkes, die seine Seele ausfüllen und sein Ziel werden sollten. Aber das Werk kam nicht, und die Frauen, die das Verwandt-Feminine in ihm heraus spürten, erregten ihm nur Freundschaft oder körperlose Leidenschaften, verzehrende passions d'âme. Und er, der Stürme des Lebens ersehnte, den nach Liebe und Illusionen verlangte, war verdammt, immer eine vie de province zu führen. Leben wollte er und empfinden und konnte nur beobachten und analysieren; niemals war er mitwirkender Schauspieler, stets nur der skeptisch grübelnde Zuschauer. Indeß seine Freunde noch in dem Wahn lebten, daß ihm eine Zukunft bevorstünde, war über aller Analyse längst sein Wille zertrümmert, seine geistige Elastizität gebrochen, Wünsche und Kräfte erloschen. Von dem sanft sprühenden Feuerwerk einer Jugend blieb nichts als ein Haufen Asche, und nur selten noch drang aus dem Grabe selbstgeschaffener Einsamkeit ein schwacher Ruf nach Sonne.

Nur im Tagebuch führt er sein Leben weiter. Ein geistiger Sybarit genießt er analysierend die Schatten verstorbener Gefühle und vom Zweifel getöteter Wünsche. Melancholische Wege wandelt hier eine Herbstnatur, die in der Welt nur noch eine Allegorie sieht und

fanatisch den Gedanken variiert: „L'idée est plus réelle que le fait.“ Dünn und atemraubend schlägt dem Leser die Luft dieses Tagebuchromans entgegen: nicht ein menschliches Portrat findet sich, keine Erzählung, keine Anekdote. Eine seltsame Atmosphäre, in der, wie Bourget sagt, „un esprit erre parmi des ombres, ombre lui-même, et ne vivant plus que pour raconter son impuissance à vivre.“ Mit gequälter Resignation lebt Amiel ein mattes Abbild des erträumten Lebens, führt er ein verfehltes Dasein zu Ende, dessen scheinbarer Friede eine würdig getragene Verzweiflung war, dessen Ergebnis er zusammenfassen konnte in ein furchtbares: Nada! — Nichts!

In die Tragödie des Menschen spielt, weniger erschütternd, aber merkwürdig für den artistisch Interessierten, eine andere hinein: die des Autors Amiel. Es ist die Tragödie des dichterisch Begabten, der an der Grenze der Produktion steht, dessen kritische Einsicht aber die schwache schöpferische Anlage verzehrt. Amiel hat die Augen eines Künstlers — seine Landschaften bezeugen es — und den zerstörenden Verstand des Skeptikers, der sein Wollen größer weiß als sein Können. Ein hohes Wissen um die Kunst verwehrt ihm die naiv-glückliche Dreistigkeit des Dilettanten. Dem Zweifel und der Selbsterkenntnis entspringt die Impotenz des Schriftstellers, der mit würgender Angst um jeden Satz, um jede Wortkombination ringen muß.

In extremer Ausprägung entschleiert das Tagebuch einen modernen Typus, dessen geistige Struktur sich seitdem noch raffiniert und kompliziert hat. Es ist reizvoll, neben diesen Fanatiker der Analyse die Spielart des ausschließlich ästhetischen Menschen vom Ende des Jahrhunderts zu stellen, den Fanatiker des Schönheitsgenusses, der auch nur zuschauen und nicht dem Leben sich hingeben kann, den Menschen, der allein in der Kunst existiert, indeß in seiner Seele ein namenloses Heimweh nach dem wirklichen Leben weint und eine traurige Stimme aus dem Innersten ihm schüchtern prophezeit, daß auch er einst wird sagen müssen: Nada! — Nichts!

Franz Deibel

Die Böcklinfrage

Julius Meier-Graefe hat wieder ein umfängliches Buch erscheinen lassen „Der Fall Böcklin“. Er besitzt den Mut, das, was wir alle dunkel fühlten und nur gar zu oft zu unserm eigenen Unwillen bestätigt fanden, ausführlich herauszusagen: daß Böcklin überschätzt wird, daß der größte Teil seiner späteren Werke an Phantasieschwäche, technischem Eigensinn und farblicher Kulturlosigkeit leide. Ja, er stößt den Meister ganz aus dem Reiche der Großen aus, wirft ihm das halbe Deutschland und eine Reihe anderer berühmter Künstler nach und liest uns allen die Leviten. Böcklin und die Instinkte des Publikums hätten sich einander würdig gezeigt.

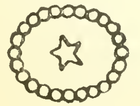
Es tut mir um den wahrhaften Kern dieses bedeutsamen Pamphlets leid, das durch das Format verdorben ist. Der Autor hat eine Neigung zu philosophieren und zu ethisieren, die aus einem Causeriegeist geboren ist und sich in ihrem Werte sehr irrt. Lehren über die einheitliche Form des Genies, über Zusammenhänge von Böcklin und Wagner und deutscher Kultur sind zu breiten Theorien ausgewachsen, die in der Luft schweben. Sie scheinen wie Dessertgespräche, die als Buch nachstenographiert sind. Das verschiebt die Proportion.

Zweitens herrscht in dem Buche eine scheinbare Wissenschaftlichkeit, die noch gefährlicher ist als die wirkliche. Mit Zitaten aus den Böcklinbüchern von Flörke und Schick wird mehr operiert, als mit einer genauen Analyse der Werke Böcklins selbst. Als Methode ist das nicht sonderlich empfehlenswert. So sehr sich der Autor spreizt: es haben zu allen Zeiten Künstler den größten Unsinn geredet, es ist nur wichtig, nachzusehen, ob dieser Unsinn, soweit er überhaupt ernstlich ist, auch zu ihrer Persönlichkeit in einem guten Lichtverhältnis steht. Diese Methode bringt noch mehr Konfusion in das Buch, als die vorige. Statt Wissenschaft ist es Drumrumreden.

Wenn man also die kulturgeschichtliche Erweiterung, die nur böses Blut macht und gar kein gutes, und die räsonnierende Behandlung, statt der man die analytische gewünscht hätte, wenn man diese beiden Mängel wegläßt, bleibt ein richtiges Gefühl: Böcklin hat innerhalb

seiner Phantasiewelt sehr viel Genre, seine reinen Farben sind kulturloser als die gebrochenen, und sein Gestaltungsvermögen ist nicht immer sonderlich scharf. Der letzte Punkt hätte sogar noch eingehender behandelt werden können. Wenn man nun bedenkt, daß er mitten in einer realistischen Welt unter vielen Leiden seine Phantasie ernähren mußte, daß er gesunder und darum etwas trivialer war als Feuerbach, daß alle Künstler sich gern mit dem beschäftigen, was sie **nicht** besitzen, und er daher ein solcher Farbenexperimentator wurde, so gewinnt das Problematische seiner Erscheinung, und die Mißstimmung besänftigt sich etwas. Dann fallen uns viele, viele Bilder ein, die der Autor kaum erwähnt, und die doch nicht ganz übel sind. Sehr, sehr viele, in jeder Sekunde ein neues, und wir sind noch viel unruhiger, als wir vor der Lektüre des Buches waren. So stimmt es noch nicht. Dieser Apfel war noch nicht reif, und wir haben nicht nötig, ihn sauer anzubeißen. Meier-Graefe hat es immer so sehr eilig. Wir wollen in Dingen der Kunst nicht so hasten und immer gleich Bücher schreiben. Das nimmt uns zuletzt noch den Rest von Genuß. Bewundern, verleugnen, prophezeien — das geht ratteratterat. Wenigstens sollte man dabei nicht von Kulturbildung sprechen. Es rächt sich. Der Autor hetzt alle Bedachtsamen nur noch mehr auf Böcklin, bis diese gar glauben, daß er ein „deutscher" Meister gewesen. Und es rächt sich auch an ihm selbst. Die Hastigkeit des Ehrgeizes legt sich auf den Stil. Meier-Graefe versteigt sich zu Streichen, die seines Künstlertaktes nicht mehr ganz würdig sind. Er weiß doch, was Menschen und Künstler sind, und er kann mitunter auch ganz entzückende Aperçüs herausschleudern, aber er ist zu unruhig in Sachen, die die äußerste Ruhe und Geklärtheit verlangen. Sein Buch ist ein nachdenksames Zeichen der Zeit. Die letzte Aristokratie des Geistes und der Methode fehlt dem geschäftigen Prophetentum.

O. B.



Fahrt über Land

Ein Gespräch.

Dieses Gespräch nach einer Fahrt über Land hatten die Brüder Walt und Wult. Der Wagen hatte heftig gestoßen, die Räder den Schlamm des Landweges über Kleider und Decken geschleudert. Während das Gefährt, das ein paar Kisten und Fässer eingenommen hatte, sich entfernte, sah Wult ihm mit einem ärgerlichen Seitenblick nach, und erst als er gleichsam seinem Gelüst, zu strafen, Genüge getan hatte, wandte er sich zu seinem Bruder.

Wult: „War das eine Fahrt! Ich getraue mich kaum, meine Glieder zurecht zu schütteln, aus Furcht, daß das eine oder das andere kaput ist, ohne daß ich es jetzt wenigstens merke. Nein, wären wir nur lieber marschiert.

Walt: Du wolltest ja nicht, und hattest recht damit, wie immer. Wir hätten sicher den Zug versäumt, wir haben jetzt nur noch eine knappe Viertelstunde zu warten.

Wult: So hätten wir denn den Zug versäumt! Es kam doch darauf so sehr nicht an.

Walt: Erinnere dich aber, daß du dich zu müde fühltest, weiter zu gehen, und daß du meiner Warnung das Sprichwort entgegenhieltest: „Besser schlecht gefahren, als gut gegangen".

Wult: Habe ich das gesagt? so bin ich zufrieden, so ist mir recht geschehen. Diese Weisheit des Volks, Sprichwort und Bauernregel, — wer sich damit schirmt, verdient, daß ihm der Hagel auf den Schädel trommelt. Sogar schlecht gegangen ist noch besser, als schlecht gefahren.

Walt: Das Eine ist so schwer zu beweisen, wie das Andere. Du kannst nicht zugleich hierher gefahren und hierher gegangen sein.

Wult: Für mich jedenfalls kann ich in dieser Frage beweisen, denn ich kann experimentieren. Ich kann vormittag fahren und nachmittag gehen.

Walt: Du bist vormittag ein anderer als nachmittag.

Wult: Ich kann heute fahren und morgen gehen.

Walt: Du bist heut ein anderer als morgen. Nein, mein Lieber, an dem Lebendigen läßt sich kein Experiment machen, und darum läßt

sich über das Lebendige nichts beweisen. Schon daß eine der zu vergleichenden Handlungen zuerst vorgenommen wird, müßte den Vergleich verdächtigen. Und selbst wenn du mit Hilfe eines Wunders der Träume alle Bedingungen gleichmachen könntest, es bliebe immer noch dein Wille, zu vergleichen, dein Wille, der einen Grund und einen Wunsch hat, und den du zwar bis zur Heiligkeit feimen kannst, — aber ein wenig irdische Speise hat auch der Heilige nötig, ist es auch nur so viel wie etwas wilder Honig und Heuschrecken und der Sauerstoff der Luft.

Wult: Darf ich mich an deinem Arm festhalten? mir ist ganz schwindlig geworden. Geh' ich eigentlich schon auf sicherem Boden oder schwingt mich noch der maledeite Wagen?

Walt: Der arme Wagen! Ich fand ihn so übel nicht.

Wult: Wenn er nur nicht den Ehrgeiz gehabt hätte, uns zu fahren!

Walt: Was kann er dafür, daß wir zum Sitzen nicht härter eingerichtet sind?

Wult: Du wenigstens scheinst gut genug fundiert zu sein. Das hindert mich nicht, zu wünschen, daß überall in der Welt auf meine sanftere Beschaffenheit möglichst viel Rücksicht genommen werde. Dabei ist es mir bei unserm Erlebnis nicht einmal ausschließlich um mich zu tun. Ich ärgere mich über unsern Fuhrmann für ihn selber. Wie will er was vor sich bringen, wenn er, als Gastwirt, nicht so viel Unternehmung hat, sich einen federnden Wagen anzuschaffen.

Walt: Wozu sollt' er? Denn nun bist du ja doch mit dem federlosen Wagen gefahren.

Wult: Aber nie wieder!

Walt: Aber nach fünfhundert Jahren fährt Chidher desselbigen Wegs. Und glaube mir, der Wagen ist gut. Für die Sandwege hier herum gibt es keinen besseren, zumal der Mann, wie du gesehen hast, die Gelegenheit wahrnehmen und zur Heimfahrt eine kleine Last aufladen muß.

Wult: Immer verteidigst du den Bauern und seinesgleichen.

Walt: Immer? Ich? Aber wenn ich ihn immer verteidige, heißt das nicht, daß du ihn immer angreifst. Also bist du es, der da etwas „immer" tut, und der anfängt, und der also im Unrecht ist.

Wult: Ein verliebter Mann — ein zufriedener Mann. Sonst müßte ja die höckrige Fahrt dich, den sie aus Träumen riß, mehr verdrossen haben, als mich.

Walt: Wärest du nur auch, wie du es nennst, „verliebt"! Du würdest dann doch nicht so viel Zeit haben, verdrießlich zu sein.

Wult: Ich bin es längst nicht mehr.

Walt: Du bist schon im zweiten Stadium, du bist schon hartnäckig. Oder du würdest dich von selbst besinnen, daß die Fahrt nur deshalb einige Unannehmlichkeit hatte, weil der furchtbare Regen über Nacht den Weg morastig gemacht und alle groben Steine bloßgewaschen hat.

Wult: Ja, das war ein Regen! Ich stieg aus dem Bette und ging ans Fenster. Der Wind peitschte auf den Feldern den Regen vor sich her wie eine weiße rollende Wolke, wie Schlossen und Schaum. Die schönen gesegneten Äcker, nun so vernichtet!

Walt: Nicht vernichtet, aber freilich, so kurz vor der Ernte, und wenn das Wetter zweifelhaft bleibt, sehr geschädigt.

Wult: Sehr, sehr! Es tut einem in der Seele weh. Aber hast du wohl bemerkt, dein Liebling, der federlose Gastwirt, den schien es nicht sonderlich zu kümmern; er saß immer, die Nase nach vorn, und schaute nicht einmal über all das Elend ringsum.

Walt: Die Nase, mein Lieber, haben wir ja alle noch vorn, die Augen auch, und die Hände desgleichen. Und wer war es doch, der uns beide mitleidige Herzen aufmerksam machte, daß auf dem einen Feld die Rüben fast bloßgespült waren und auf dem andern der Roggen strichweise, grad' wo er am prächtigsten stand, nicht nur umgelegt, sondern mit den Wurzeln herausgerissen war?

Wult: Ach, dieses kalte, dieses erraffende Sehen. Wo unsereins fast mit den Äckern Mitleid hat, hat er es nicht einmal mit den Besitzern.

Walt: Wer weiß, der Schade ist vielleicht nicht groß. Seiner gewiß nicht. Die Frucht ist nicht zerstört, und geschädigt sind wohl nur die, die zur Ernte Maschinen zu nehmen angewiesen sind und jetzt der Hände bedürfen.

Wult: Er braucht doch darum nicht so empörend gelassen zu sein.

Walt: Wäre das aber nicht Torheit, Mit-

leid mit dem reichen Mann von ihm zu verlangen?

Wult: Nicht Mitleid mit dem reichen Mann! Nicht Mitleid mit irgend einem Bestimmten, Nachbarn, Freund oder Feind. Nur dieses allgemeine Mitleid, die innere Fähigkeit zum Mitleid, ohne die mir der Mensch nicht geheuer scheint. Ich brauche es auch nicht Mitleid zu nennen. Nenn' es Frömmigkeit, Schauder oder wie du sonst willst, vor Wetter und Schicksal.

Walt: Und hiervon, meinst du, habe dieser Mann mit dem schmalen, langen Kopf und den blauen Augen nichts gehabt? Weil er nicht damit geprahlt hat?

Wult: Es braucht nicht gleich Prahlen zu sein.

Walt: Gewiß nicht. Es braucht nicht Prahlen zu sein; aber doch etwas Ähnliches; eine Art von Prahlen bei gutem Herzen. Es kann auch Verlegenheit sein; denn verlegene Menschen sind sehr eifrig, Mitgefühl mit Leid und Freude lebhaft zu äußern. Wieviel übles Geschick wird unsereinem vorgetragen, ohne daß es uns unmittelbar oder mit dem Anspruch auf Hilfe angeht! Da kommt dann ein Gefühl beschämender Müßigkeit über uns, und um nicht stumm zu sein, haben wir Empfindungen, und stellen sie aus. Es ist eine unserer Arbeiten. Ja, ja; Empfindung ist so sehr unser Geschäft, daß wir uns schämen, sobald wir ertappt werden, wenn wir einmal nicht empfinden. Da aber unsere Seele ihr Leben über ganze Strecken hin mechanisch abrollt, wir also Gott sei Dank nicht immer, nicht in jedem Augenblick empfinden, so grimassieren wir und zeigen uns und betonen und lärmen, lärmen mit Empfindung, wie Bauern in der Schänke mit ihrem bißchen Fröhlichkeit. Hat denn unser Mann aber wirklich geschwiegen? Er hat uns ja auch von dieser Nacht erzählt. Er ist mehrmals hinausgegangen auf den Hof, um sich umzuschauen. Willst du sagen, du kennest die Tiefe seiner Erregung unter der stillen Fläche seiner Augen, wenn er in die dumpfe Stube zurückkehrte, und die Frau ihn lakonisch fragte? Der Sohn hat ihn gewiß nicht gefragt, sondern ist mit einigem Trotz, und als sei er gleichgültig und achte des Vaters nicht, selber hinausgegangen.

Wult: Vielleicht ist das wirklich alles so, und ich tue dem Mann Unrecht. So ein Bauer braucht auch wohl, da er sein Schicksal nicht in der Hand hat, seinen Stumpfsinn, sonst hätte die Natur ihn ihm nicht angezüchtet.

Walt: Bei Gott, was ihm die Natur angezüchtet hat, und was er braucht, um seinem Schicksal gewachsen zu sein, das solltest du nicht schelten.

Wult: Schelten? Ich benenne es bloß.

Walt: Das Wort selber schilt; leider! Und es gibt mehr solcher Fälle, wo wir es abweisen sollten, weil es sich nicht begnügt, zu konstatieren.

Wult: Das Wort ist wohl genügsam und geduldig. Es kann viel tragen und kommt mit wenigem aus. Aber daß es, wenn es nicht gerade eines der neumodischen chemischen Ungeheuer ist, sich durchaus begnügen sollte, zu konstatieren, so geduldig ist selbst dieses Kamel nicht. Denn hinter ihm gewahrt man nach einigen Umwegen einen Willen, und wenn es bloß der Wille zu sprechen ist. Wie aber der Wille auch den reinsten Spiegel anhaucht und trübt, das hast du mir ja eben erst auseinandergesetzt.

Walt: Nun gut, so werden wir entweder neue Wörter erfinden müssen oder etwas stummer werden.

Wult: Noch mehr Wort? Noch mehr Verwirrung?

Walt: Ich sagte: Oder stummer werden. Aber auch im andern Falle keine Verwirrung. Wir müssen nur zu gewissen negativen, dunklen Wörtern die positiven, hellen Gegenstücke finden. Finden wir sie nicht, so wollen wir uns abgewöhnen, die negativen zu gebrauchen. Stumpfsinn, mein Lieber, war ein solches Wort. Der Fürwitz heftet eine Makel an etwas, was vor der ewigen Natur selber eine Tugend ist.

Wult: So ist der Fürwitz ein moralischer Bursche, und wir verdanken ihm, daß die Welt vorwärts gekommen ist.

Walt: Dann mag sie immerhin nur wieder eine Weile stehen bleiben, es ist vielleicht an der Zeit.

Wult: Du gehst ein wenig gründlich vor.

Walt: Was sagst du das so spöttisch? Das Leben der Menschen ist so tausendfältig in Ängsten gewesen vor dem Stirnrunzeln der

moralischen Nerven, daß es wohl verdient hat, einmal Ruhe zu haben. Heute mehr denn je, wo kein Geist mehr so klein ist, daß er nicht Forderungen stellte und Wünsche hegte.

Wult: Ein verliebter Mann — ein zufriedener Mann. Nach einem Jahr Ehe. Nun schreit das Kindlein in der Wiege, und ich will der Großmütige sein und dir die Anbetung der Natur nicht verübeln. Wir werden uns einigen, wenn du mir nur soviel zugibst, daß die Natur gewisse Eigenschaften für ihre besonderen Zwecke gezüchtet hat, ohne daß der einzelne Mensch, der diese Eigenschaft hat, sich ein Verdienst daraus herschreiben oder ein Lob dadurch gewinnen kann. Schließlich braucht ja die Natur auch Dummheit. Willst du darum die Dummen preisen?

Walt: Dann ist es nicht Dummheit. Wieder verführt dich ein Wort. Und nichts, nichts, nichts gebe ich dir zu. Lassen wir den Bauern. Mir ist die Wahrheit mit einem Schauer von Glück so nahe an den Leib gerückt, wie nicht der Geist. Ich habe es dir schon oft und oft erzählt, wie meine Frau bei der Geburt des Kindes sich betrug. Nie würde ein Mann das können. Wie sie blaß war! Wie ihre Haut perlmutterfarben wurde! Wie sie litt! Und kein Laut von ihrer Lippe, kaum ein schwaches Stöhnen dann und wann. Nur die Daumen der beiden Hände bewegte sie oft nach der Handfläche zu. Welch eine Tapferkeit! Welche Kraft, Leiden zu ertragen! Du schweigst. Du schweigst aus Höflichkeit, ich weißt es wohl. Du bist ja doch der Meinung, daß der Heldenmut nicht allen seinen scheinbaren Ruhm verdient, weil das Weib gröber organisiert und weniger empfindlich sei. Du bist bereit, die Natur zu verehren, die es so eingerichtet hat, daß die Weiber, die viel ertragen müssen, auch mehr ertragen können. Aber fühlst du nicht, wie kläglich es ist, wie tief innerlich falsch, diese Eigenschaft der Weiber zu verehren, indem man zugleich das einzelne Weib wegen derselben Eigenschaft gering schätzt? Gröbere Nerven, feinere Nerven; Feigheit, Tapferkeit —: das eine gehört in die Physiologie, das andere in die Moral. Die Physiologie ist für die Erkenntnis da, die Moral für die Bewertung: für Haß, Liebe, Bewunderung und Verachtung. Das darf man nicht vermischen, Wult; tue es nicht, ich bitte dich. Man darf nicht aus der Physiologie Erkenntnisse in das Gebiet der Wertung einschmuggeln. Das Weib hat gröbere Nerven — so laß den Professor sagen; du sage: das Weib ist geduldig, tapfer, und trägt der Welt Schmerzen mit Lächeln.

Wult: Nun bist du am Ziel. Du wandelst im Schlaf. Sollte ich dich jetzt wecken? Dann fällst Du vom Dach. Mein lieber Walt, dir verklärt sich die Welt, und du bist milde und gütig. Und mit eben dieser Milde und Güte bist du so grausam, daß unsere ganze Zeit sich von dir abwenden muß.

Walt: Wie das?

Wult: Klagt denn nur immer die Physiologie an, entschuldigt sie nicht, und entschuldigt sie nicht, wo es mehr darauf ankommt als bei dem Bauern oder, verzeih', bei deiner Frau, die du ja liebst und die auch ohne Philosophie ihres Sieges gewiß ist?

Walt: Wen, meinst du, entschuldigt die Philosophie, der wichtiger wäre als ein Bauer oder ein Weib?

Wult: Den Kranken im Geist und den Verbrecher. Wünschst du, daß auch bei ihnen die beiden Kreise sich trennten wie Wasser und Öl, der Kreis der Wertung und der der Erkenntnis?

Walt: Der Zug kommt, wir müssen einsteigen. In dem Lärm wird es sich nicht sprechen lassen. Nun kannst du also bis zu unserer Ankunft glauben, du hättest mich ganz in die Enge getrieben.

Wult: Siehst du: wären wir zu Fuß gegangen, so hätten wir Zeit genug gehabt, zum Schluß zu kommen.

Walt: Wir hätten dann nicht mal einen Anfang gehabt.

Tobias Fischer

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Ingeborg/ Roman von Bernhard Kellermann



Nun wohne ich in einer Hütte, die inmitten der weiten Steppe steht.

Ich lebe gerne hier, es ist so weit und so still. Niemand kennt mich, niemand kommt zu mir, ich bin ganz allein. Ich kann tun und lassen, was ich will. Ich habe keine Langeweile, meine Tage vergehen. Wie die Wolken über den weiten Himmel streichen, so streichen die Stunden über mich hinweg.

Ich bin zufrieden.

Zuweilen denke ich noch an das Mädchen aus dem Walde. Ich habe sie noch nicht vergessen, nein. Es ist ja nicht mehr wie früher, da ich keine Nelke am Wege sehen konnte und kein Fleckchen blauen Himmels, ohne zu denken: sähe sie es doch, sähe sie doch diese Nelke, dieses blaue Fleckchen! so ist es ja nicht mehr, aber doch denke ich zuweilen noch an sie.

Sie war ...

Schmuck der Welt nannte ich sie und Liebling Gottes. Ich gab ihr viele, viele Namen. Den richtigen fand ich nicht.

Möge es ihr wohl ergehen.

Es gab einen Sommer in meinem Leben, da ich mich am liebsten gekleidet hätte wie ein Grieche, wehende Haare, Rosen in den Haaren, eine goldene Leier in den Händen. Diesen Sommer gab es. Er ist längst vergangen. Sie schenkte ihn mir.

Möge es ihr wohl ergehen!

Sie kam aus dem Walde, da wo er ganz hoch und nächtig ist. Sie war blond. Golden kam sie aus dem schwarzen Walde, das dachte ich oft.

Sie ging durch den Wald und sang, sie ging durch das Feld und sang, sie sang Tag und Nacht. Es klang immer, wo sie ging. Sie schwebte von einer Stelle zur

andern, wie ein Falter, sie küßte Blumen und Bäume, sie sah Augen in den Wipfeln der Bäume. Sie glaubte an Gnome und Waldwichte . . .

An einem Morgen im zarten Frühling, da kam sie angestiegen. Ganz plötzlich tauchte sie vor mir auf. Ich saß auf der Treppe meines Hauses im Bergwalde und sonnte mich. Wir wechselten einige Worte. Ich habe sie noch im Gedächtnis.

Es fiel mir auf, wie schwebend ihre Stimme klang. Sie sang zur Hälfte, und sie hatte die Gewohnheit den Kopf dabei zur Seite zu neigen. Sie konnte auch keinen Augenblick ruhig stehen.

Damals sah sie naß aus wie ein Baum am Morgen. Ihr Kleid war durchnäßt, ihre Schuhe, die Haare waren zerweicht und hingen über Schläfen und Wangen. Sie hatte Tau auf den Lippen und Lidern. Tau und Sonnentropfen.

„Es ist heute so naß im Wald!" sagte sie, und es rieselte über ihre Wangen.

Sie lachte.

„Sie sitzen vor Ihrem Hause, Fürst, wie ein Dachs vor seinem Bau. Wo waren Sie den langen Winter über?"

„Zu Hause, Komtesse." Sie lachte.

„Sie nennen mich immer Komtesse, ich bin aber gar nicht Graf Flüggens Tochter."

Sie sei nicht Graf Flüggens Tochter?

„Papa nennt mich so, aber er ist nicht mein Vater. Haha, wie sagte ich?"

Sie lachte und blickte mich von der Seite an.

„Nein, er hat mich erzogen, Graf Flüggen, seit dem achten Jahre." Und sie erzählte, daß sie Ingeborg Giselher heiße und ihr Vater ein Holzfäller sei, im Revier Otternbrücklein. Er habe viele Kinder, er vermisse sie nicht. Wenn er das Brot über dem Tische schneide, so sperrten sich so viele Mäulchen auf, wie wenn man Weißbrot in einen Karpfenteich wirft.

„— wie wenn man Weißbrot in einen Karpfenteich wirft, so viele Mäulchen", sagte sie und lachte.

Sie sprach noch einige Worte, dann ging sie.

„Ich danke für den Besuch, Fräulein Giselher!" sagte ich.

„O, bitte," erwiderte sie und lächelte über die Schulter zurück. „Es war ja kein Besuch, ich kam ganz zufällig vorüber. Adieu, Fürst!"

Sie steuerte durch die Wiese, sprang über den Graben und verschwand im Walde.

Ich blickte ihr nach. Wie durchnäßt sie war, dachte ich, wie es über ihre Wangen rieselte! Und ich dachte, wie war das mit dem Karpfenteiche? Wie kann ein Mensch nur auf diesen Einfall kommen? Ich lächelte.



ies war unser erstes Gespräch. Dann sah ich sie lange Zeit nicht mehr, die Tochter des Holzfällers aus dem Walde. Ich lebte ruhig in meinem Hause im Bergwalde und es war Frühling. Hier und da kam sie mir in den Sinn: es rieselte so über ihre Wangen! Und als einmal meine Blicke auf die Türkise eines Schmuckes fielen, schwebten ihre Augen vor mir. Sie waren wie betaute Türkise.

Ich dachte nicht mehr an sie.

Ich lebte ruhig für mich in meinem Hause, ich streifte in den Wäldern umher.

Ich denke an dieses Haus und ein leiser Schmerz erfaßt mich. Es war ein totes Ding, gewiß, aber doch kam es mir beseelt vor. Ich sah es im Schnee, im Gewitter, in der heißen Sonne, immer sah es gleichmäßig ruhig aus. Es kam mir so tapfer vor.

Nun steht es nicht mehr. Wie eine Wunde wird es wohl aussehen im Bergwalde. Ich selbst habe dem Bergwalde diese Wunde geschlagen. In einer Nacht — — —

Aber ich habe es nicht vergessen, es steht immer vor meinen Blicken. Es ist ein altes Jagdschloß, es sieht aus wie die Arche Noahs und ist ockergelb gestrichen. In der Sonne kann es wie golden durch die hohen Kastanien schimmern, es kann glühendrote Wangen bekommen gegen Abend, so sieht es aus.

Im Innern ist es kühl und still, die Gänge mit den vielen Türen sind schneeweiß.

Oft wandere ich in Gedanken noch durch diese schneeweißen Gänge, diese großen, kühlen Zimmer. Ich gehe hin und her, öffne die Türen, schließe sie. Ich blicke zum Fenster hinaus. Ich trete ein in die weißen Zimmer, begrüße sie mit einer Verneigung, lausche und lächle. Ich wische mit dem Finger den Staub von dem Schreibtische mit dem sonderbaren Löschblatt. Alles in Gedanken.

Ich öffne die schwere Haustüre und trete auf die Treppe. Ich stehe in einer schattigen Laube, die von den Wipfeln der Kastanien gebildet wird. Dicht vor mir liegt eine kleine Wiese, dann beginnt der Wald. Ich wende den Kopf nach links, nach rechts, Wald, Wald, Wald, soweit ich sehen kann, Wald und Hügelland. Die Bergstraße schlängelt sich an der kleinen Wiese entlang, dann stürzt sie sich ins Tal hinunter, sie bohrt sich in die Wälder hinein. Tief unten liegt das Tal, klein, schmal, ein feines Band zieht durch den Grund, darauf zappelt zuweilen etwas, das ist ein Wagen.

Ich blicke über das Tal, mein Blick fällt auf die Spitze eines Turmes, die, nicht größer als ein Bleistift, aus dem Walde drüben ragt. Das ist Rote Buche und hinter dem Berge liegt Hohe Fichte. Doch das sieht man nicht. Nun ist mir nur noch das Jagdschloß geblieben, aber es genügt mir vollauf. So oft ich die Turmspitze wahrnehme, lächle ich.

Angenehme Erinnerungen! —

Dieser Frühling war schöner als jeder andere, den ich erlebte. Er hatte eine eigentümliche Luft, sie zitterte nicht, sie regte sich nicht, sie lag wie ein einziger, großer Tautropfen auf dem Tale, klar und durchsichtig war sie. Sie besaß auch einen eigentümlichen Geschmack, ich verspürte ihn, so oft ich sie einatmete. Noch schmeckte sie nach Eis und schon schmeckte sie nach Honig.

Ich hatte keine Muße an das Mädchen zu denken, das eines Morgens angestiegen kam, als ich auf der Treppe saß und mich sonnte. Nein. Mein Herz war erfüllt von den kleinen Wundern um mich her. Ich ging herum und besah mir meine Herrlichkeiten. Ich sah dem Frühling in die schimmernden Augen.

Im Februar hatte ich schon nach den Spionen des Frühlings gefahndet. Ich

schälte Ästchen ab, nein, es war noch nichts. Am vierzehnten Februar wälzte ich einen Stein vom Platze, und siehe da, ein kleiner schwarzer Käfer war darunter und bleiche Keime. Daß es der vierzehnte Februar war, weiß ich, weil ich an diesem Tage einen Brief von Freund Bluthaupt, dem Dichter, erhielt.

Dann kam der Südwind, mitten in der Nacht, und ich erwachte augenblicklich und lachte laut heraus vor Vergnügen. Das war ein Hallo im Walde, die Bäume schüttelten den Schlaf von sich und taten laut. Seitdem war ich auf dem Posten. Der Frühling kam aus der feuchten Erde, aus der Luft, er kam von überall her. Ich stand und lauschte: es rieselte und gluckste überall. Es war wie ein verstecktes Lachen unter dem faulenden Laube, man wußte, daß da drunten Dinge vor sich gingen. Es roch so wunderbar nach Erde und Wurzeln. Das Wasser der Bäche veränderte seinen Geschmack. Und — ah! — es schoben sich grüne Spitzen durch die Laubdecke. Was für ein Grün war es doch! Ich hatte ja ganz vergessen, daß es dieses Grün gab. Feuchtigkeit schlug aus den Buchenstämmen, überall regte es sich, eine stille Ergriffenheit lag auf allen Dingen. Ich entdeckte die erste Anemone. Siehst du, Pazzo? sagte ich zu meinem Hunde, und Pazzo betrachtete aufmerksam die Blume und seine Augen glänzten.

Dann ging es im Sturmschritt vorwärts, der Frühling fackelte nicht lange. Es grünte, es knospete. Allerlei billiges, wildes Kraut wuchs zuerst, dann kletterte das Grün in die Höhe, in die Sträucher und schließlich bis in die obersten Ästchen der Buchen. Die Knospen der Kastanien tropften, Züge schneller Vögel glitten hoch am Himmel über das Tal, ein Fink zog ein im Buchenwalde, und eines Tages schaukelte ein weißer Schmetterling über die Wiese! Hoho! rief ich und lachte.

Nun war der Frühling da. Ich hatte gesehen, wie er einzog, und doch schien es mir jeden Morgen, wenn ich aus dem Fenster blickte und all das, all das sah, als sei er über Nacht gekommen.

Ich schüttelte den Kopf, ich konnte es nicht fassen.

Die Erde erfaßte ein Rausch, ein Taumel, sie lachte.

Eines Tages nun, da blühten die Apfelbäume an der Bergstraße . . . Sie marschierten die Straße hinab und ich begriff nicht, warum sie nicht auch noch sangen und sich schwenkten wie Fahnen.

Das schönste, was ich besaß, das war ein kleiner blühender Apfelbaum. Der stand an der Parkmauer, und ich verliebte mich jedes Frühjahr in ihn. Als ich ihn zum ersten Mal ansah, zog es leicht an meinem Herzen und mein Atem setzte eine Weile aus. Er war schön und klein, lieblich, wie eine geschmückte kleine Prinzessin sah er aus, weiß in weiß, eine kleine schlanke Prinzessin, auf die alle Augen gerichtet sind und die nicht weiß, wie schön sie ist, und daß alle Leute nichts tun als an sie denken Tag und Nacht.

Ich war glücklich und blickte in mein Herz. Da war nichts als Freude und Verwunderung.

Häufig setzte ich mich ins Gras und besah nur eine Stelle, nicht größer als die Hand. Das schwebte! Das war so kunstvoll und mannigfaltig. Ich sah mir diese

handgroße Stelle an und schüttelte den Kopf, und ich begriff nichts, und eine eigentümliche Rührung zog durch meinen ganzen Körper, von den Zehen bis zum Kopfe. Großer Gott, wie hast du das ersinnen können? — Und Gott lächelte aus dem kleinsten Halme.

Es war alles so wunderbar, und ich lauschte auf meine Atemzüge. So wunderbar waren meine Atemzüge. Ich lebte. So wunderbar war dies. Ich ging in den Wald und sang, um nicht weinen zu müssen.

Das war der Frühling.

Zuweilen kam der Frühling auch des Nachts zu mir, in meine Träume, und ich lachte viel im Traume. Verliebte und kuriose Abenteuer erlebte ich da. Das war der Frühling, natürlich. Sicherlich war der Frühling auch schuld daran, daß ich mich in die rothaarige Liselotte, eine geborene Weikersbach, verliebte. Sie war längst tot, sie lag drunten in der Dorfkirche, aber ihr Bild hing in meinem Zimmer. Sie blickte mir nach, wohin ich auch ging. Sie lächelte. Sie hatte viele Sommersprossen und eine bläulichweiße Haut. Im Traume küßte ich sie oft. Komme, Axel, rief sie, er ist in die Stadt gefahren, um einen Schmuck für mich zu kaufen. Am Morgen darauf lächelte sie.

Der Frühling hatte mir sein süßes Gift in die Adern eingespritzt, das war es.

Oft stand ich lange Zeit am Waldesrande und blickte auf das Haus und dachte: Kommt Liselotte heraus im Reifrock und ihr Gemahl mit Perücke und Schnallenschuhen? Und ich wartete, obschon ich wußte, daß Liselotte und ihr Gemahl längst tot waren. Auch das kam wohl vom Frühling, daß ich wartete auf das Unmögliche.

Die Luft war es, die alles zum Märchen werden ließ! Mir kam es vor als blickte ich in ein wunderliches Bilderbuch mit sonderbaren Figuren, und unter einer stünde: das ist Axel.

In einer Nacht erwachte ich mit dem Gefühle des Glückes: Eine Stimme sang im Walde.

Ich richtete mich auf und lauschte. Es war ganz schwarz um mich, Sternchen flimmerten in der Dunkelheit.

Es sang. Die Stimme schwebte in der Nacht.

Wachte ich? Träumte ich?

Die Stimme entfernte sich und schwieg plötzlich.

Es war eine Stunde nach Mitternacht, das Sternbild des Orion sank in den Wald.

Ich setzte mich im Hemde auf das Fenstergesims.

Mitternachtsluft.



Einige Tage darauf traf ich Ingeborg wieder. Ich ging mit Pazzo durch den Wald. Es war in einem Laubgange, der sich schnurgerade durch den Buchenwald zog.

Sie kam langsam des Weges daher, sie schlenkerte die Arme und blickte nach rechts und links in den Wald hinein, als suche sie

etwas. Wie neulich war sie ohne Hut und durchnäßt vom Tau. Sie trug etwas wie ein Kränzchen in der Hand. Sie sang halblaut, und erst als wir uns ganz nahe waren, schwieg sie still.

Sie sah schön aus, wie sie durch den Laubgang wandelte. Der Laubgang war mit grünem Lichte angefüllt und so kühl und feierlich wie nur die Klostergänge sind, durch deren Bogenfenster die Morgensonne flutet. In all dem grünen Lichte, in der Feierlichkeit wandelte sie, fast durchscheinend, gewebt aus Weiß, Weiß, etwas Gold und Rot.

„Guten Morgen!" rief sie und ihre Augen strahlten.

Ich gab ihr die Hand. Ihre Hand war eisigkalt und ganz blau gefroren. Es war kühl. Auch ihr Gesicht war blau gefroren, schmal, und ihre Nase erschien spitzig und klein. Ein feiner Riß lief über ihre Wange.

„Heute ist es frisch, Fürst!" sagte sie und schüttelte sich. „Ich bin seit fünf Uhr unterwegs. Man muß jetzt zeitig aufstehen, der Tag ist noch so kurz."

Ich fragte sie, ob sie wohl den ganzen Tag spazieren ginge und sänge?

„Ja!" erwiderte sie und lächelte und blickte mir in die Augen.

Dieses Lächeln verwirrte mich. Gewiß lächelte sie über mein grünes Hütchen, die hohen Stiefel, oder über meinen gestutzten Schnurrbart.

Man sah ihre oberen Zähne, wenn sie lächelte. Sie standen etwas vor.

Wohin sie gehe?

Sie beschrieb einen weiten Bogen mit der Hand und zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht. Zuerst gehe ich da hinunter!" Sie deutete in die Richtung, aus der ich gekommen war. Pazzo drehte den Kopf und blickte dem Finger nach.

Dort sei ein kleiner Bach, sie wolle sich umsehen, was er treibe.

Ich lächelte. Es freue mich, daß sie die Wälder von Edelhof liebe, sagte ich.

Darauf achtete sie nicht. Sie blickte zu Boden und sah Pazzo aufmerksam an. Sie war um einen Kopf kleiner als ich, ich sah ihren schönen Scheitel. Schnurgerade war er. Mein Blick fiel auf ein goldenes Medaillon, das sie um den nackten Hals trug.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wie klug ihr Hund blickt, Fürst!" sagte sie voller Verwunderung. „Er hat Augen wie ein Mensch."

Pazzos Augen glänzten wie nasse Kastanien, er ließ die Zunge aus dem Maule hängen und atmete aufgeregt.

„Er ist schön. Wie heißt er?"

„Pazzo."

Pazzo sprang steif auf die Beine und blickte von einem zum andern.

Ingeborg kauerte sich nieder und sagte: „Nun komm mal, schöner Pazzo!" Und sie legte Pazzo das Kränzchen aus Anemonen um den Hals, das sie in der Hand trug. Pazzo kläffte vor Vergnügen und sprang hoch in die Luft.

Ingeborg lachte, sie stand auf. Sie blickte mich an.

„Wird er zur Jagd verwendet?" fragte sie plötzlich voller Hast.

Er sei ein Jagdhund.

„O! — Ja, er hat Zähne spitz wie Dornen. Ich hasse Jagdhunde und Jäger!" sagte sie und sie wurde ganz rot im Gesicht.

„Adieu, Fürst!" sagte sie kurz.

„Adieu, Fräulein Giselher."

Aber Ingeborg ging nicht sogleich, sie wandte sich zurück.

„Sie sagten vorhin, es freue Sie, daß ich die Wälder von Edelhof liebe. Weshalb sagten Sie dies?"

Ich lächelte, zog die kurze Pfeife aus der Tasche und steckte sie in Brand. Ich blinzelte durch den Rauch, wartete noch ein Weilchen, dann antwortete ich:

„So? Habe ich das gesagt? Nun das war albern, Sie haben recht. Jeder Gutsbesitzer hätte so etwas sagen können, der sich auf seine Wälder etwas einbildet."

Ingeborg sah mich prüfend an. Es habe so geklungen —

Adieu, Fürst!

Adieu, Fräulein Giselher!

Im Walde rief ein Kuckuck. Ich ging meines Weges und lächelte in mich hinein. Der Laubgang war zwei Wegstunden von Ingeborgs Behausung entfernt, ich aber konnte ihn in zehn Minuten erreichen. —

Ich ging hin und her. Es war ein schöner Morgen. Tief drinnen im Walde wurde Pazzo unruhig und blickte ins Dickicht. Ich sah einen Mann durch das Dickicht eilen, der den Hut in der Hand hielt. Er trat auf den Weg heraus, schwang den Hut und tat, als ginge er spazieren. Es war ein schlanker, junger Mann mit samtschwarzen Haaren und einem bleichen Gesichte. Von weitem schon fielen mir seine Hände auf. Sie waren lang, bläulichweiß und feingegliedert. Es waren grausame Hände, die eine große Macht in sich trugen. An diesen Händen erkannte ich den jungen Mann. Es war Harry Usedom, der Geiger. Ich hatte ihn gute sechs Jahre nicht mehr gesehen, damals war er fast noch ein Knabe und ganz aus Samt, Samt sein Anzug, seine Haare, seine Augen und sein Gesicht. Auch sein Spiel war Samt, violetter seidenweicher Samt war sein Spiel, mit einem Orchideengeruch.

Ich verstand, natürlich. Jetzt begriff ich alles.

„Harry Usedom?" sagte ich. Er hatte wohl an mir vorübergehen wollen, denn er heftete die Blicke zu Boden. Er wußte nicht, daß ich ihm eine große Freude machen wollte. Er wandte mir seine großen Augen zu, die wie Veilchen aussahen, und lächelte müde. Er hatte einen großen Mund, Ekel und Sünden. Aber er war schön. Wie eine bleiche Frau sah Harry Usedom aus mit schmalem, schlankem Kopfe.

Wir begrüßten uns und sprachen dies und jenes.

„Viele Grüße an Ihren Vater," sagte ich, „ist er noch leidend?"

„Ja".

Harry Usedom hatte nicht Lust viel zu sprechen.

Ich lächelte, es sei mir eine Freude, ihn getroffen zu haben. Oft vergingen Tage und ich träfe keinen Menschen im Walde, heute habe ich schon zwei getroffen, ihn und vor kurzer Zeit eine junge Dame im Buchengang. Nun also, auf Wiedersehen!

Harry Usedom verbeugte sich und errötete. Er ging, ich stellte mich hinter einen Baum und blickte ihm nach. Er hielt den Kopf gesenkt, schwang den Hut, wie vorhin, und gab sich den Anschein, als setze er in aller Ruhe seine Promenade fort. Aber ich bemerkte wohl, daß er übernatürlich große Schritte machte.

Ich lachte.

Ich, Axel, der Patron der Liebenden! Einen Heiligenschein um den Kopf, Liebestränke in der Flasche!

Ich wünschte den beiden Glück.

Es ist Frühling und Gott will, daß sich die roten Münder finden!



an soll die Tage, die ohne Wunsch sind, die wunschlosen Tage soll man preisen und besingen. Sie sind wie ein stiller, stillschaffender Sommer im Herzen, überwuchern alles, lassen Rosenhecken auf Gräbern wachsen, sie sind stille Fruchtbarkeit und machen reich, und der Reiche ist gerecht. Darum soll man die wunschlosen Tage loben!

Man soll die Tage der heißen lodernden Wünsche loben, auch sie! Sie sind wie Sensenhiebe in schläfriges Unkraut, sie tragen den Samen glänzender fremder Blüten ins Herz, die Blut anstatt Honig haben und nach Mord und Vernichtung duften, sie sind wie ein schwarzes Wetter im schwülen Sommer, das Blitze sät und morsche Bäume fortlacht. Sie machen demütig und stolz, auch sie soll man loben.

Man soll das Leben in jeder Form loben, den Mord und die Liebe, heilig sind Mord und Liebe.

Meine wunschlosen Tage waren gekommen. Sie zogen still vorüber wie Leute, die aus der Kirche kommen. Mit einem warmen, weichen Herzen ging ich einher und oft habe ich in mich hineingekichert, wenn ich allein war im Walde.

Vor einigen Jahren war ich draußen in der weiten Welt. Ich tanzte. Über Menschen und heilige Bücher bin ich hinweggetanzt, gewiß habe ich manches Unheil angerichtet, hier und da habe ich auch einer armen Seele eine kleine Freude bereitet.

Nun lebte ich allein für mich, ich brauchte niemand, ich war mir allein genug.

Ich hatte nie Langeweile, nein, niemals.

Tag und Nacht flogen vorbei, und von vielen wußte ich nicht, wie sie vergingen.

Es gab keine Uhren in meinem Hause, in meiner Tasche. Es gab ohnedies genug Uhren, die Sonne, das Laub der Bäume, der Brunnen im Parke. Er rauschte am Tag anders als in der Nacht, um Mitternacht anders als gegen Morgen. Auch der Geruch des Waldes war eine Uhr. Auch die kleinen, kleinsten Geräusche, deren Ursache man nicht kennt, sie hatten ihre bestimmten Stunden. Übergenug Uhren gab es ohnehin.

Ich denke daran, wie diese Tage vergingen, da mein Herz ohne Wünsche war.

Ich pfiff Pazzo, und wir streunten im Walde umher. Zuweilen zog ich die hohen Stiefel an und ging mit dem Gesinde auf die Felder. Ich schaufelte und harkte. Hinter dem Pfluge ging ich einher, scherzte und schnupfte und trank aus irdenen Krügen. Ich ging in die Bibliothek, zog ein Buch heraus und las. Ich fand einen berückenden Gedanken, erschrak über seine Schönheit, seine Tiefe, stellte ihn mir vor, verfolgte ihn. Eine Krone diesem Mann! dachte ich, eine Krone und ein Kaiserreich. Es hat Köpfe in der Welt gegeben ...

Ich setzte mich ans Klavier und schlug eine Taste an und ließ den Ton durch mein Blut rieseln. Lange Stunden konnte ich damit verbringen. Dieser Flügel war ein allwissendes, allempfindendes Wesen. Des Menschen wildes, zuckendes Herz war darin verborgen, sein süßes Weinen und sein irrsinniges Lachen. Ich lauschte. Was ist das? dachte ich und erschrak. Und ich wagte es nicht den folgenden Akkord anzuschlagen, ich wagte es nicht. Ich hatte soviel Schmerz in einem Auge gesehen und konnte dieses Auge nicht mehr vergessen.

Es wurde dunkel, die Welt verlor die Farben, und in meinem Kopfe erwachten sie. Korallenwälder und ein Meer aus Regenbogen, Wände von Katzenaugen und eine silberne Unendlichkeit. Kreisende Kometen an meinen Augendeckeln. Haha!

Ich konnte mir die Welt nach Gutdünken und Belieben zeichnen und malen. Kohlschwarze Flüsse, rote Himmel, grüne Menschen, wie ich wollte. Das Unmögliche konnte ich vollbringen. Es ist schwer, den Teufel auf eine Nadelspitze zu setzen, aber ich konnte es, und ich konnte mich ergötzen an seinem jämmerlichen Gesichte, ich konnte Jehovah vorüberwandeln lassen, die Sonne am Siegelring, ich konnte alles was ich wollte. So herrlich waren die Visionen hinter den geschlossenen Augenlidern, daß ich mir zuweilen wünschte, blind zu sein. Blind, so unsinnig der Gedanke ist.

Zum Beispiel, ja, gut, ich schließe die Augen und warte. Ich sehe eine bronzegrüne Luft. Etwas Weißes erscheint. Es ist der Leib eines Weibes, eines schlanken Mädchens. Das Mädchen richtet seine sanften, warmen Blicke auf mich, still und steif steht es, die Hände leicht gegen die Brüste gedrückt. Ich lasse sie nicht aus den Augen und warte. Da beginnen die Brüste zu blühen, ihre Knospen springen auf und durchsichtige Blumenkelche wachsen heraus. Die Finger des Weibes blühen und kleine weiße Blüten liegen wie Milchtropfen auf ihnen. Feine Korallenästchen sind die Adern der Hände und Arme. Die Lippen des Weibes blühen purpurrot, die Haare verwandeln sich in goldene Blütengehänge und fallen über Schultern und Leib. Eine kristallhelle blaue Tulpe wächst aus der Stirne, aus den Knien wächst eine kristallhelle blaue Tulpe. Das Weib bewegt die Lippen und öffnet sie und flüstert, ein winziger Schmetterling schwebt aus dem Munde, wieder einer, ein Schwarm in allen Farben, und sie umgaukeln das blühende Weib gleich fliegenden Blüten. Das Weib schließt die Lider, da erscheinen in diamantener Schrift rätselhafte Zeichen auf den Lidern, das Weib öffnet die Augen und die Augen sind strahlend weiß wie Lichter. Nun fangen auch die Wimpern zu blühen an .....

Manche Nacht habe ich mit solchen Träumen verbracht. Sollte ich Langeweile haben? Nein, meine Tage vergingen. —

Ich bekam eine Einladung zu einer Abendgesellschaft von Graf Flüggen zugeschickt.

Papa erwartet Sie bestimmt, stand darunter geschrieben.

Soll er warten. Ich habe keine Zeit.

Harry Usedom ging an meinem Hause vorüber, in einen phantastischen Mantel eingehüllt, es regnete. Er hatte es sehr eilig. Ich saß am Klavier und sah ihn die Straße heraufkommen. Ich hielt inne im Spiel. Denn gewiß horchte er mit seinen feinen Ohren, er wollte mein Herz belauschen. Ein wunderlicher Gedanke war dies, aber er zwang mich innezuhalten.

Viele Grüße! dachte ich und lächelte. —

Ich erinnere mich so deutlich an die Nächte dieses Frühlings. Sie waren so wunderbar still, so still, daß man auf die Stille horchen mußte. Sie waren schwarz wie Samt mit vielen, vielen Sternen. Ich lag häufig vor meinem Hause im Grase und sah in die Sterne empor. Ein herber Duft fiel aus den Kastanien. Sie standen in Blüte, wie große Christbäume sahen sie aus und ihre Kerzen erschienen wiederum wie Christbäumchen, ganz aus Licht. Ich roch Wiesensalbei und Waldmeister.

Da lag ich, auf dem Rücken, und sah in den Himmel hinein. Das Hirn Gottes mit seinen Gedanken? Sah ich in Gottes Hirn hinein und sah seine Gedanken brennen? Die Sterne blickten mich an und es rieselte durch meinen Leib. Soll ich in die Knie sinken? dachte ich. Und ich wünschte ein Pfeil zu sein, hineingeschossen zu werden in den Himmel, und eine Sekunde da droben stille zu stehen und mich zu drehen und umzublicken, bevor ich wieder zur Erde fiel. Und ich sah solange in die Sterne hinein, bis sie auf mich heruntertropften, und ich zusammenschrak. Ein Hirn voller Sterne trug ich ins Haus und dann träumte ich, daß ich im Grase läge und in die Sterne blickte.

Ich war reich und glücklich.

Meine wunschlosen Tage waren dies.

Die Abendgesellschaft bei Graf Flüggen fand an einem Sonntage statt. Am Nachmittage jenes Sonntags fuhr Ingeborg im offenen Jagdwagen am Schlosse vorüber. Sie kutschierte selbst, knallte mit der Peitsche und nickte zu mir herauf.

Es war ganz eigentümlich. Ich träumte zuerst von ihr. Da stand ich im Hofe, in Hemdärmeln und schraubte an einem Pfluge, an dem einige Schrauben locker geworden waren. Der Hof lag zwischen dem Schlosse und den Wirtschaftsgebäuden und hatte ein breites Tor zur Bergstraße. Es war Sonntag, alles ruhig und leer. Die Sonne schien, so daß die Pflugschar gleißte und mir zuweilen in die Augen schnitt.

Pazzo lag in der Sonne, die Füße steif von sich gestreckt, weiß und blau sah er aus, er warf einen hellblauen schmalen Schatten, der jedes abstehende Härchen wiedergab. Er blinzelte und schien zu lächeln, weil ich mich ungeschickt anstellte.

Und wenn ich ihn anblickte, so schlug er mit dem Schwanz auf den Boden, als wolle er sich für dieses Lächeln entschuldigen und mich milde stimmen.

Unvermittelt mußte ich an Ingeborg denken. Gewiß, dachte ich, hat sie dies vom Weißbrot und dem Karpfenteich irgendwo gelesen. Oder wenigstens schon oft gesagt und nicht erst in jenem Augenblicke erfunden. Nein, sicher hat sie es gelesen. Kam es mir nicht gleich bekannt vor? Ich werde sie fragen.

Haha, werde ich zu ihr sagen, Fräulein Giselher, diese Geschichte vom Weißbrot und dem Karpfenteich habe ich nun in einem Buche entdeckt. Was sagen Sie dazu?

Gewiß wird sie dann nicht leugnen.

Ich werde ihr sagen, daß ich mich freuen würde, sie öfters zu sehen. Ich habe vier junge Füchse, kleine drollige Spitzbuben — die Knechte nahmen einen Bau aus — kommen Sie und schauen Sie sich diese Füchse an, Fräulein Giselher.

Der Schweiß rann mir über das Gesicht und tropfte auf meine Hand, die schon schmutzig und fettig geworden war. Das Gewinde der Schraube schien verdorben zu sein.

Alles Ernstes, ich würde ein langes Gespräch mit ihr führen!

Fräulein Giselher, so würde ich beginnen, ich habe lange Jahre auf Sie gewartet, ohne es zu wissen.

Hahaha!

Weshalb sie nun lache? — Ohne es selbst zu wissen auf Sie gewartet. Sehnsucht und Träume viele Jahre. Ich strecke meine Arme des Nachts zum Fenster hinaus, um einen Nacken zu umschlingen — niemand ist da. Es pocht an meine Türe. Herein! rufe ich und erschrecke, denn endlich kommt sie. Aber niemand ist da. Nun aber — —

Hahaha!

Ja, das sind lauter Lügen, gewiß Fräulein Giselher. Ich liebe es zu lügen und ich habe ein großes Geschick dazu. Die Kinder und ich, was lügen wir doch zusammen! Aber eines sage ich Ihnen — Sie kennen mich nicht, meine Freundin. Nein. Ich rauche meine Pfeife und lächle vor mich hin, niemand weiß, was ich denke. Niemand weiß, was ich zuweilen denke, wenn der Wald wehklagt. Wäre es nicht möglich, daß ich ein Herz hätte? Ich sehe die Leute an und denke: sie kennen dich nicht und das stimmt mich heiter.

Da hob Pazzo den Kopf und zuckte mit den Ohren.

Ein Wagen rasselte die Straße herauf und flog am offenen Tor vorüber.

Ingeborg kutschierte. Niemand saß sonst im Wagen, den zwei glänzende Füchse zogen.

Ich grüßte, und Ingeborg neigte den Kopf, kühl und zurückhaltend, als kenne sie mich gar nicht.

Mußte ich aber auch gerade in Hemdärmeln im Hofe stehen. In Hemdärmeln, hohen Stiefeln, und dazu hatte ich schmutzige aufgequollene Hände.

Ich hatte kein Glück . . .

Da empfand ich, daß ich träumte, und ich erwachte! Es knatterte in der Ferne.

Es klang, als würden Nüsse aus einem Sack auf die Erde geschüttet und zerschlagen.

Ich lag in meinem Zimmer. Was träumte ich doch! dachte ich.

Das Knattern aber verstärkte sich, und nun hörte ich, daß ein Wagen die Straße herauf kam. Die Pferde mußten scharf in den Boden einschlagen, da die Straße steil anstieg.

Ingeborg flog in einem Jagdwagen heran. Hinter ihr saß steif, die Arme verschränkt, ein Lakai.

Ingeborg hielt die Zügel und knallte mit der Peitsche.

Sie blickte an den Fenstern entlang und lächelte, als sie mich gewahrte. Die Peitsche knallte, so daß es klang wie feine Schüsse.

Ich verneigte mich und lächelte. Ich dachte an den sonderbaren Traum.

Aber am Abend blieb ich zu Hause. Ich hatte keine Lust, unter Menschen zu gehen. Dieser Abend war ein einziger, schöner Traum und ich schlief erst ein, als die Hähne krähten. Ich dachte an Liselotte.

Rothaarige Liselotte, geborene Weikersbach, was ist mit uns beiden? Wir sehen uns an, lächeln, haben verborgene dunkle Sünde in den Augen. Was wird wohl dein Ehegemahl sagen?

Ich ging hinunter in die Dorfkirche von Hohenficht und besah mir Liselottes Epitaphium. Ich las die wenigen Daten, las den Namen, Liselotte, geborene Weikersbach, und ward traurig und dunkel in der Seele.

Liselotte, dich würde ich lieben, wenn du lebtest! Ja, das weiß ich!

Wunderbare Abenteuer habe ich mit Liselotte erlebt.

Sie gäben ein dickes Buch, wollte ich sie aufschreiben. Ein Buch, über das man viel lachen müßte. Alle meine Abenteuer mit Liselotte sind heiterer Natur. — Habe ich giftige Beeren gegessen?



An einem regnerischen Nachmittage im Mai saß Liselotte in meinem Zimmer, als ich nach Hause kam. Ich war mit Pazzo im Walde gewesen.

Es war nicht Liselotte, es war Ingeborg, Ingeborg Giselher, die schöne Tochter des Holzfällers drinnen im schwarzen Hochwalde. Aber es war dämmerig in meinem Zimmer und auf den ersten Blick glaubte ich Liselotte, die Rothaarige, vor mir zu sehen. Und dann als ich längst wußte, daß es Ingeborg Giselher war, die Goldblonde, nahm mein Besuch immer wieder Liselottes Bild an, und alles schwankte vor meinen Augen.

Liselotte kam, um mit mir zu sprechen. Ja, nun saß sie da, wir kannten uns aus den Träumen, wir wußten viel von einander, wir zwei.

Es war Ingeborg, natürlich, sie hatten gar keine Ähnlichkeit, Liselotte und die Tochter des Holzfällers, und doch war es schwer für mich, Liselotte nicht zu sehen in Ingeborg, Liselotte nicht zu hören aus Ingeborgs Stimme.

Die süße Luft des Frühlings hatte mir den Sinn betäubt. Den ganzen Tag

über hatte ich an Liselotte gedacht und mir zu erklären versucht, wie es kam, daß ich sie lieben mußte, obschon sie doch längst tot war. Ich war die Nacht vorher vor ihrem Bilde gesessen, bis mir die Augen zufielen.

Ingeborg kam, um mit mir zu sprechen. Sie schlug eine unangenehme Taste an. Gewiß, es war nicht angenehm, diese Dinge zu hören.

Zuerst sagte sie etwas von einer Jagd, und daß sie Grüße bringe, recht herzliche Grüße von Graf Flüggen.

„Sie müssen entschuldigen, daß ich Sie in diesen hoh'en Stiefeln und der alten Joppe begrüße, Fräulein Giselher," sagte ich, „ich komme von der Jagd."

Bitte, bitte!

„Ich bringe recht herzliche Grüße von Papa. Er wollte Sie gerne einmal wieder bei sich sehen! Er wird Sie zur nächsten Jagd einladen."

Dank und Gegengrüße.

Wir sahen uns an, und ich ging ans Fenster, um mich mit den Vorhängen zu beschäftigen. Ingeborg war geschmückt wie eine Prinzessin, sie sah aus wie eine Erscheinung aus den Bildern Botticellis.

Sie trug einen weißen breitrandigen Strohhut und ihre sorgfältig gelockten Haare hingen wie goldene Quasten über die Wangen herab.

Sie sah sich in meinem Zimmer um, das so groß war wie ein Saal, voll von Schränkchen, Vasen, Büchern. Es war etwas in Unordnung.

„Sie wohnen wie ein Dichter!" sagte sie lächelnd.

„Ich bin noch bei keinem Dichter gewesen, aber ich glaube, so wohnen sie, die Dichter."

Ich hörte ihr zu. Liselotte? dachte ich. Liselottes Bild an der Wand begann zu lächeln.

Wer diese Frau an der Wand dort sei?

„Liselotte, eine geborene Weikersbach," antwortete ich und mußte lächeln. „Eine schöne und lebenslustige Dame, nicht?"

Ja.

Dann blickte mich Ingeborg an und sagte: „Ich habe Ihnen noch andere Grüße zu bringen. Von Claire Davison. Sie ist gestorben, das wissen Sie?"

„Gewiß", sagte ich. „Von Claire Davison?" Ich war sehr überrascht.

„Sie ist sehr unglücklich gewesen. Wissen Sie, wie sie gestorben ist, Claire?"

Ingeborg sah mich an. Aber ich hatte mir nichts vorzuwerfen, ich konnte ganz ruhig bleiben.

„Sie hat mir sehr leid getan", sagte ich. „Ich habe alles gehört, es ist traurig. Sie war so schön und stolz."

„Das war sie, ja."

Sie habe ihr einige Wochen vor ihrem Tode geschrieben, daß sie mich grüßen solle, träfe sie mich irgendwo einmal. Vor einem Jahre etwa war das. Vor zwei Jahren sei Claire bei Graf Flüggen zu Besuch gewesen, drei Monate, sie seien einigemal hier vorbeigefahren. Ob ich sie nicht gesehen hätte?

„Nein.“ Ich sagte die Wahrheit. „Ich danke Ihnen für die Grüße, Fräulein Giselher.“

Damit war das unangenehme Gespräch beendet. Wir plauderten noch einiges. Vielleicht habe sie gehört, ob der Geiger Harry Usedom nun Rote Buche gekauft habe oder nicht?

Doch, Herr Usedom habe Rote Buche gekauft.

„Der alte Herr Usedom, wo lebt er gegenwärtig?“

Gegenwärtig lebe er auf Rote Buche bei seinem Sohne.

Es wurde dunkel. Ingeborg erhob sich. Ich erbot mich, sie ein Stückchen zu begleiten, da es dunkel und stürmisch sei.

Bis zur Höhe nähme sie die Begleitung mit Freuden an, aber nur bis zur Höhe. Ich verstand, weshalb ich nur bis zur Höhe mitgehen sollte.

Ein hastiger feuchter Wind blies aus dem Tale herauf und die Wälder schüttelten sich. Zwischen den Bäumen war es dunkel und der Wald roch nach Regen und Nacht. Wir sahen nahezu den Weg nicht. Pazzos weißes Fell leuchtete, er schien abenteuerlich hohe Sprünge zu machen und jeden Augenblick seine Gestalt zu verändern.

Ingeborg hielt mit beiden Händen den Hut und der Wind wehte ihr den Saum des Kleides um die Füße, so daß sie kaum vorwärts kam.

„Haha,“ lachte sie. „Welch ein Wind!“ Eine richtige Unterhaltung war nicht möglich und unsere Worte flogen vereinzelt und zerfetzt hin und her.

„Harry Usedom ist ein ganz außerordentlicher Geiger!“ schrie ich in den Wind hinein.

„Gewiß ist er das“, schrie Ingeborg zur Antwort.

„Er ist ein schöner Mensch!“

„Ja.“

Der Wind hielt inne, es wurde auffallend warm. Wir atmeten auf.

„Wissen Sie, daß jene Liselotte, deren Bild Sie in meinem Zimmer sahen, im Schlosse umgeht? Man sagt es. Nachdem sie gestorben war, hat sie jede Nacht ihren Gemahl besucht. Er wurde immer bleicher und bleicher, war guter Dinge allezeit und starb acht Wochen nach Liselottes Tod.“ Erzählte ich. Das sei sehr merkwürdig, sagte Ingeborg und blickte mich an und lächelte unmerklich. Sie lächelte genau wie Liselotte im Traume mich anlächelte, und ein leises Grauen rieselte über meinen Rücken.

„Sagen Sie,“ begann sie, „man hat mir viele Dinge von Ihnen erzählt. Ist es wahr, daß Sie buchstäblich das Geld auf die Straße warfen? Sie öffneten das Fenster des Hotels und warfen das Geld auf die Straße.“

„Ja, es war ein kleiner Scherz, es war auch nicht viel eigentlich.“

Ingeborg lächelte und schüttelte den Kopf.

Ich lachte, weil ich an die Balgerei vor meinem Fenster dachte und an meine lustigen Streiche.

Der Wind setzte wieder ein und trieb uns den Berg hinauf. Über die Höhe fiel

blasser Lichtschein. Der Mond kam herauf, in Wolken eingehüllt, wie ein blindes Auge sah er aus. Alle Dinge warfen plötzlich blasse und wässerige Schatten, die Bäume, wir beide, Pazzo. Ingeborgs Lockenbüschel flatterten und ihre Kleider.

„Das ist die Höhe", sagte Ingeborg. Wir blieben stehen. Pazzo wartete abseits und begriff die Störung nicht. Sein Schatten sah aus wie die Silhouette eines hochbeinigen Fabelwesens.

Ich nahm den Hut ab.

„Ich danke Ihnen!" sagte Ingeborg. Ein eigentümliches demütiges Lächeln schimmerte in ihren Augen.

„Dank für den Besuch," sagte ich, den Hut in der Hand haltend, „vielleicht führt Sie der Weg wieder einmal an meinem Hause vorüber, Fräulein Giselher?"

Ingeborg lachte.

„Ja, es kann sein, daß ich wieder einmal vorbeikomme", rief sie und blickte in den Mond, der hinter glänzenden Wolken zog. Bläuliches Licht huschte über ihr Gesicht, ihre Zähne und ihre Augen glänzten wie Email.

Ingeborg blickte in den Mond, dann wandte sie mir den Blick zu und sie sagte unvermutet: „Abscheulich müssen Sie gegen Claire gewesen sein, Fürst! Ja, abscheulich!" Sie sprach sehr schnell. Sie schüttelte den Kopf und fuhr leise fort:

„Ich begreife Sie gar nicht! Nein! Ich bringe Ihnen Grüße von ihr, von Claire, wir sprechen von ihrem Tode, und Sie verändern keine Miene und sagen, daß Claire Ihnen sehr leid getan habe. Was ist das? Sehr leid hat sie Ihnen getan! Und Sie haben sie doch ermordet, ja, das haben Sie getan."

Sie sah mir dicht in die Augen, aber ihr Blick war schüchtern und demütig. Ihre Haare wehten.

„Wissen Sie, was mir Claire alles von Ihnen erzählt hat? Nein, sie hat nicht oft von Ihnen gesprochen, das ist wahr. Sie sagte, Sie seien edel und gütig. Sie sagte, sie hätte nicht mehr als hundert Worte mit Ihnen gewechselt. Sie haben es wohl gewußt, Sie haben alles gewußt, aber Sie waren doch abscheulich! Was hätte Claire für ein Wort von Ihnen gegeben? Wir fuhren zweimal an Ihrem Hause vorüber, Claire wurde so weiß wie Kreide. Nein, ich weiß nicht, was zwischen Claire und Ihnen war, aber Sie waren nicht edel gegen sie. Sie hätten bei Papa einen Besuch machen können, um Claire eine Freude zu bereiten, — nichts taten Sie, gar nichts!"

Ich sah sie an und konnte nichts erwidern. Ich dachte an diese sonderbaren Menschen, an alles dachte ich und an nichts.

Ingeborgs Antlitz war bleich, ihre Augen füllten sich mit dem Lichte des Mondes und wurden bleich. Auch ihre Stimme klang bleich.

„Fürst," flüsterte sie, „wer sind Sie doch? Sie wissen nicht wer Sie sind, nein." Sie hielt inne. Sie lächelte und schüttelte ganz unmerklich den Kopf. „Nein, Sie wissen nicht, wer Sie sind!" wiederholte sie noch leiser. Dann lachte sie, ganz kurz. Sie sah mich mit schwärmerischen Augen an und sagte:

„Ich liebe Sie nicht, nein, aber ich muß immerfort an Sie denken. Weshalb kamen

Sie am Sonntag nicht? Ich schrieb noch eine Zeile unter die Einladung, ich dachte, Sie müßten nun kommen. Aber dann bekam ich Angst und ich fuhr auf Umwegen an Edelhof vorüber. Aber doch kamen Sie nicht. Ich habe gewartet und gewartet, ich saß auf der Treppe und der Wind blies. Herr Usedom war da, auch Harry Usedom, alle waren sie da. Ich sprach kein Wort. Was werden sie sich von mir denken? Das ist mir ganz gleichgiltig. Harry Usedom sagte zu mir: Was haben Sie doch? Nichts, sagte ich. Ich sagte es sehr unhöflich. Ich wartete auf Sie, auf Sie ganz allein! Es ist mir gleichgiltig, daß ich unhöflich gegen Harry Usedom war — — haha — — alles hat sich vor meinen Augen gedreht, dann lief ich bis zur Höhe, bis hieher und wartete. Sie kamen aber nicht!"

Ich wollte sprechen, aber Ingeborg ließ es nicht zu.

„Es hilft nichts, daß ich immer singe", fuhr sie fort, und das eigentümliche demütige Lächeln auf ihrem Antlitze irrte hin und her. „Es hilft nichts mehr. Den ganzen Winter über habe ich an etwas gedacht und wußte nicht woran. Aber als es Frühling wurde, da fiel es mir ein. Ich bin zu Ihnen gegangen, was hat es mich gekostet? Das mit Claire ist ja garnicht wahr, ach, es ist ja garnicht wahr! Sie hat mir keine Grüße aufgetragen. Ich habe eine schwere Schuld auf mich geladen. Du könntest ihm Grüße bringen, schrieb Claire, aber dann sofort, ich dachte nur so, es war Scherz. Bringe ihm keine Grüße, nein, nein. Claire wollte es nicht, sie schrieb ausdrücklich, daß sie es nicht wollte, ich sage es Ihnen ganz der Wahrheit gemäß, aber ich habe es doch getan. Ich mußte doch einen Vorwand haben."

Ich wollte sie unterbrechen.

„Nein, nein," sagte sie, „Sie haben mich freundlich empfangen. Sie taten nicht erstaunt. Sie lächelten auch nicht. Sie sagten, daß ich entschuldigen solle — ja wegen der alten Joppe und der Stiefel — das war so gütig von Ihnen! Sie sind gütig, ich weiß es, auch Claire sagte es, selbst sie. Ihre zwei Schlösser und sechs Dörfer haben Sie weggegeben für Almosen — ich weiß alles von Ihnen."

Ich lächelte. „Ich habe gespielt", sagte ich.

„Hahaha," lachte Ingeborg, „jajaja — —" sie sah mich an, lachte, dann senkte sie den Kopf.

„Fürst, Fürst," flüsterte sie und schwieg. Ihre Haare wehten. Was sollte ich tun? Ich fand kein Wort, das gepaßt hätte. Ich hätte ihr ja gerne ein sanftes Wort gesagt, aber es fiel mir nichts ein.

Was wollte sie doch von mir? Zuerst machte sie mir Vorwürfe wegen Claire und dann ...

Plötzlich stieg ein Lächeln in mein Gesicht. All das kam mir lächerlich vor. Diese Worte, diese vielen wirren Worte.

„Ich bin dieser Worte nicht würdig," sagte ich. „Ich lächle. Ja, sogar eitel machen mich diese Worte."

Ingeborg zuckte zusammen und blickte mich erschrocken an. Ihre Lippen lächelten verzerrt und sie sagte ganz tonlos: „Man hat mir viel von Ihnen erzählt, Fürst,

dann dachte ich — ich habe dann oft an Sie gedacht. Ich würde Sie um etwas Liebe bitten, wenn es Wert hätte, selbst das würde ich tun. Ich habe keinen Stolz vor Ihnen. Aber ich glaube, Sie haben kein Herz."

Ich erwiderte: „Ich lebe für mich, ich bin müde, ich kann Ihnen nicht sagen wie es kam."

Das bleiche Mädchengesicht nickte traurig.

„Sie können also nicht mehr lieben?" sagte sie.

Wie lächerlich klang das.

„Nein," entgegnete ich, „ich weiß nicht wie es kommt."

Ingeborg wandte sich ab und ging mit zögernden Schritten davon. Alles flatterte an ihr.

„Fräulein Giselher," sagte ich, „ich wollte Sie mit keinem Worte verletzen. Ich gab mir Mühe aufrichtig zu sein. Ich habe mich gefreut, daß Sie heute zu mir kamen."

Ingeborg ging. Ihre weiße Gestalt glitt still in die Dämmerung hinein, sie wurde düster, grau, dann sah ich sie nicht mehr.

Ich rief dem Hunde und stieg die Straße hinab.

Ich stieg den Berg hinab. Sobald der Wind aussetzte, steckte ich meine Pfeife in Brand. Ich schüttelte den Kopf und lachte. Gott verzeihe mir, daß ich lachte, aber das Erlebnis da droben auf der Höhe stimmte mich heiter.

Wie das Lächeln auf ihrem Antlitze hin und her irrte, wie ihre Worte flackerten! Und das alles meinetwegen, war es möglich? Freude und Stolz schwellten mir die Brust.

Ich stieg den Berg hinab und watete in den Wind hinein. Pazzo zerschnitt den Wind mit seiner spitzigen Brust. Über den schwarzen Himmel zogen Herden von Lämmerwölkchen, die sich alle zum Monde begaben, Licht zu trinken. Sie schimmerten vergnügt, sie schienen sich zu tummeln und aneinander zu reiben. Der Wald wogte. Der Wind suchte sich seine Bäume aus und schüttelte sie, daß sie mit den Spitzen den Boden berührten.

Die Funken stoben aus meiner Pfeife, und jedesmal schien es mir, als sähe ich mein fröhliches Gesicht.

Ingeborgs Worte, diese hastigen wirren Worte, zogen hin und her in meinem Kopfe. Sie stand vor mir, ihre Haare wehten, ihr Gesicht war bleich und voller Demut. Schön, rührend sah sie aus, und wie ihre Augen strahlten! Bei Gott, ich sah jetzt noch ihren Schein!

Ich schüttelte den Kopf. So sonderbar ist der Mensch, daß er sich vor einem Fremden zu Boden wirft und sich demütigt, wenn seine Zeit gekommen ist.

Ich dachte an das junge Mädchen und seine weichen zitternden Worte und war ergriffen. Es war der Frühling, ja, sie konnte nichts dagegen machen.

Nun war es Gottes Wille, daß sie sich an mich wendete, der gerade seine wunsch-

losen Tage hatte, der müde war, zu müde für die Liebe, die ihren ganzen Mann erfordert, viel zu müde.

Es hat Zeiten gegeben, da der Blick eines Dienstmädchens wie Feuer in meinen Adern lief, und ich lange Nächte an diesen armseligen heißen Blick denken mußte — nun aber waren die wunschlosen Tage des träumenden Blutes gekommen.

Ich blieb stehen, blickte in den ziehenden Wölkchen empor, und Mitleid für die gedemütigte Seele erfaßte mich.

Ich wollte ihr nacheilen und mit ihr sprechen. Dank, Dank, wollte ich sagen. Ich kann Sie nicht lieben, Fräulein Ingeborg, ich habe meine wunschlosen Tage, aber Dank für Ihre Liebe. Wenn Sie wollen, kommen Sie zu mir, Tage und Nächte will ich mit Ihnen plaudern, ich will Ihr Freund sein, ich schäme mich ja, ich bin arm in diesen Tagen, egoistisch, weil ich glücklich mit mir allein bin.

Aber ich eilte ihr nicht nach. Ich ging weiter.

Ich dachte: vielleicht bin ich nur so reich und glücklich, weil sie mich liebt? Sie beschenkt mich mit ihren Gedanken, ihrer Liebe, aus der Ferne, ich werde heiter und froh, und sie wird arm und unglücklich. Sie wirft sich auf den Boden und weint, und im gleichen Momente durchzuckt mich die Freude, eine unerklärliche tiefe Freude, und ich atme tief und lächle. Niemand kann es sagen.

Ich ging immer weiter und weiter die dunkle Waldgasse hinab und bei jedem Schritte dachte ich, daß ich umkehren sollte, um mit ihr zu sprechen.

Nun wanderte sie durch den sausenden Wald, langsam, beschämt und dachte an den Mann mit dem müden Herzen. Der Wind blies und sie hustete. Dann kam sie nach Hause, sie legte das Kleid ab, das schöne helle Frühlingsgewand und warf es unter das Bett. Sie wollte es nicht mehr sehen. Im Spiegel haftete noch ihr Bild von heute Mittag. Ich werde ihm gefallen? lächelte der Mund. Und die Augen sagten: Ja, ja, wirst ihm gefallen .... Sie drückte die Lider zu ....

Immer weiter stieg ich die Bergstraße hinab und wollte doch eigentlich umkehren. Die wunderlichen Worte klangen durch meinen Kopf.

Ja, ich mußte umkehren und ihr sagen, daß sie doch Geduld haben sollte mit mir, Geduld! Sie sei schön, ja herrlich sei sie, ergreifend sei sie.

Ich ging und ging. Mein Sinn verdunkelte sich.

Da sprang mein Herz auf.

Wie eine Knospe sprang es auf, ich spürte es. Es durchzuckte mich, es war wie ein Schrei der Freude in meinem Blute.

Ich kehrte um und stieg den Berg hinauf, zuerst zögernd, dann mit schnellen Schritten. Der Wind trieb mich, es war ein gewaltiges Brausen im Walde, das mich bis in die tiefste Seele erschütterte.

Ich ging und ging. Ich holte Ingeborg nicht mehr ein. Ich ging durch den schwarzen Wald, immer zu. Plötzlich lag ein Schloß mit vielen erleuchteten Fenstern im Walde.

Es erschien mir wie eine Festung, ich blieb stehen.



Sollte ich in das Schloß mit den vielen erleuchteten Fenstern hineingehen und durch den Diener sagen lassen: es steht einer im Korridore, einer, den Hut in der Hand? — — —

Es war gegen Morgen, der Tag blaute. Ich blickte aus meinem Fenster, das auf den Park hinausging, und lauschte auf den Gesang eines Vogels. Er sang in der weiten Stille des Morgens, da alles schlief.

Die ganze Nacht hindurch sang er, bis die Sonne aufging, der Frühling ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Oft hatte ich mich schon an seinem Gesange gelabt, aber heute verstand ich den kleinen Vogel und mein Herz bebte. Ich wußte wohl was das bedeutete. Nur die Unglücklichen und die Glücklichen zittern beim Gesang eines Vogels. Mein Herz zuckte bei jedem Tone, und wenn er leise zwitscherte, daß man ihn kaum noch hörte, so erschrak ich, ich öffnete die Lippen und mein Atem stockte.

Meine Zeit war gekommen!

Ich preßte die Hände vors Gesicht und lächelte und drückte einen Kuß in meine Hände.

Meine Zeit war gekommen! — — —

Mein Sinn ist dunkel, dunkelgolden ist mein Sinn, es kreist etwas in meinem Hirn. Ich habe ein lautes Herz in der Brust.

Ich gehe umher, berühre die Schränke, Tische, als ob sie von Fleisch wären, ich gehe umher und spreche mit mir selbst. Ich ziehe die Vorhänge des Zimmers zu, so daß es ganz golden um mich wird. In einem goldenen Zimmer sitze ich und lächle vor mich hin. Ich nehme den Stock und wandere. Mit großen Schritten, in weiten Kreisen muß ich gehen. Mein Schritt hallt durch schlafende Dörfer, die Hunde kläffen, ich wandere, in weiten Kreisen muß ich wandern. Ich lächle. Die Sterne lächeln. —

Ich ließ anspannen und fuhr nach Graf Flüggens Schloß.

Ich hatte mich sorgfältig rasiert und eine weiße Binde umgebunden. Ingeborg war nicht zu sehen.

Graf Flüggen erschöpfte sich in Liebenswürdigkeiten. Er war ein gebückter Greis mit langem Barte, wie ein Zwerg kam er mir vor. Ich zog das Gespräch in die Länge, erzählte von fernen Ländern und ihrer Sonne, Ingeborg war nicht zu sehen.

Wagen liefen durch den Abend, vorüber an meinem Hause. Ich sah nicht wer darinnen saß. Über Rote Buche stiegen bunte Leuchtkugeln in die dunkele Nacht. Ein Fest! dachte ich. Mitten in der Nacht rollten die Wagen wieder die Bergstraße herauf. Ingeborg saß im vordersten Wagen, ich erkannte sie an ihrem Hute, ich erkannte sie an dem Wirbeln meines Herzens.

Harry Usedom ging zweimal im Laufe einer Woche an Edelhof vorüber, er ging schnell den Berg hinauf, langsam und schwebend den Berg hinunter. Es gingen Dinge vor sich.

Wie ein Knabe durch ein Astloch in eine Schaubude späht, so spähte ich in diese Dinge. Sie huschten und zuckten an meinen Augen vorüber.

Ein leises trauriges Lied klang eines Abends durch meine Seele.

Mich fröstelte .....

Eines Abends, als der Wald rot leuchtete in der untergehenden Sonne, begegnete ich Ingeborg und Harry Usedom droben auf der Höhe. Sie kamen des Weges daher, trugen große Sträuße von Maiglöckchen in der Hand und lachten. Ich sah es, ich hörte es. Lächelnd kamen sie beide heran, in Ingeborgs Augen schimmerte nicht die leiseste Erinnerung an jenen Abend.

Harry Usedoms Augen strahlten. Nie hatte ich solche Augen gesehen, sie hingen wie Lampen in seinem Gesichte und sein Gesicht, das immer weiß und krankhaft erschien, war von einer feinen Röte des Glückes überzogen.

„Die Herren kennen sich? Natürlich — — natürlich —" sagte Ingeborg und lächelte. Dann sprach sie mit Pazzo, und ich wechselte einige Worte mit Harry Usedom. Ob es ihm auf Rote Buche gefalle. Sehr schöne Wälder, nicht wahr? Prachtvolle Wälder! Und den See habe er auch noch!

Es gefalle ihm sehr gut auf Rote Buche! Seine Augen strahlten, sie waren wie dunkle Höhlen voller Geschmeide. Ich mußte immerfort diese strahlenden Augen ansehen.

Er schreibe gegenwärtig eine Oper. Die Konzertreisen wolle er aufgeben.

Harry Usedoms Lippen waren breit, in den Mundwinkeln gekräuselt. Sie erinnerten an Orangenschnitten. Sie waren rot.

Die Herren zogen den Hut, Ingeborg nickte und verneigte sich leicht, wir trennten uns.

Ich bog in den nächsten Seitenweg ein und zündete mir die Pfeife an. Viele Dinge wirbelten im Rauch der Pfeife vor meinen Augen herum.

Pazzo sah mich an. Er kannte mich genau, und als ich ihn ansprach, sprang er an mir empor, um mich zu liebkosen. Ich streichelte ihm den Rücken mit sanfter Hand — immer auf und ab.

Einige Tage darauf. Ich ging mit Ingeborg oben auf der Höhe, am Waldesrande entlang. Die Sonne stand schräg und schon etwas rot über dem Walde und warf einen schattigen, dunkelen Spitzenkragen über den Hügel. Auf diesem Spitzenkragen schritten wir dahin, hoch über dem Tale und seinen kleinen Dörfern und blitzenden Bächen. Sonnenflecken zuckten über Ingeborgs Kleid und Gesicht, wir sprachen nichts. Pazzo schritt neben uns her, er tauchte mit Behagen die schlanken Füße in das hohe saftige Gras.

Ingeborgs Gesicht erschien grün im Widerschein des Grases und des Waldes, zuweilen kam die Sonne, dann glühte es für einen Augenblick.

Ingeborgs Stirne war voller Gedanken.

Wir kamen an eine Bank und Ingeborg sagte: „Wollen wir uns ein wenig niederlassen?" Sie blickte mich kurz an, während sie die Frage stellte. Ich war ihr dankbar für den Blick und für die nichtssagenden Worte. Sie fühlte es, denn sie blickte mich nochmals an und prüfte meine Mienen. Ich merkte es sehr gut. Ich stellte das Gewehr an einen Baum, Pazzo bewachte es.

Hinter der Bank sang ein Vogel. Ich lauschte, was für ein Vogel war es doch? Es war ein Vogel, den ich noch nicht gehört hatte. Vielleicht hatte er sich verflogen.

Es hatte sich manches geändert, das sah ich wohl ein. Ich saß neben Ingeborg und mein Herz klopfte. Ingeborg saß mit gleichgültigem, verschlossenem Gesicht da, das Kinn in die Hand gestützt und interessierte sich für die jungen Heupferdchen, die im Grase herumschnellten.

Eine feine Falte zog zwischen Ingeborgs Brauen, ich wagte es nicht zu sprechen. Wenn sie bei schlechter Laune war, weshalb ging sie dann nicht?

Sie saß so nahe, daß ich meine Hand nicht neben mich legen konnte, ohne sie zu berühren, und plötzlich stieg mir das Blut in den Kopf, so nahe saß sie. Ich fühlte ihre Wärme.

Ich saß still, ich regte mich nicht, ich dachte an die feine Falte zwischen Ingeborgs Brauen. Sie konnte über mich befehlen, ja, das konnte sie. Ein Wink und ich verschwand, und ich trat ihr nie wieder unter die Augen. Ich verließ die Gegend, wenn sie es verlangte, meine Gegenwart sollte ihr nicht die Laune verderben.

Schön lag das Tal zu unsern Füßen, und bis auf die kleine Falte Ingeborgs wäre alles herrlich gewesen. Ein Bauer mähte mit einer blitzenden Sense tief unten, er war nicht größer als eine Ameise. Über dem Tale flimmerte es in einer grünen Wiese wie von einem Edelsteine, aber es war nur ein Stück Glas, eine zerbrochene Flasche, die dort blitzte. Drüben lagen zerstreute Häuschen, still, sie schienen unbewohnt zu sein.

Da tauchte plötzlich aus dem nahen Kornfelde ein Spaten auf, dann ein Hut, ein Kopf, der Kopf hüpfte auf und ab und verschwand wieder im Korn und auch der Spaten tauchte unter.

Dieser hüpfende Kopf scheuchte mich aus meiner Versunkenheit auf. Ein wahnsinnig kühner Gedanke schoß durch meinen Kopf. Wie, wenn ich einfach meinen Arm um Ingeborg legte und sagte: Nun —? Es ist schön hier neben Ihnen zu sitzen und das Tal zu betrachten. Stundenlang könnte ich hier neben Ihnen sitzen, wenn Sie auch nichts sprechen.

Ich bewegte die Lippen, feuchtete sie an, dann sagte ich: „Es ist schön hier zu sitzen und das Tal zu betrachten."

Ingeborg nickte. „Ja," sagte sie.

Im Tal ging der Mann mit dem Spaten, klein, blau. Mein Herz krampfte sich zusammen. Die Glasscherbe drüben im Felde hörte auf zu blitzen, die Schatten stiegen. Ich heftete die Augen auf die Häuschen uns gegenüber. Sie waren bewohnt, vorhin war eine Tür offen gestanden, jetzt hatte man sie geschlossen. Aus dem Walde, der den Hügel oberhalb der Häuschen bedeckte, kam etwas hervorgekrochen. Es sah aus wie ein Kärrchen, das von weißen Mäusen gezogen wurde. Etwas Weißes ging nebenher, etwas Weißes lag auf dem Kärrchen. Er war ein Müller, der Säcke auf einem Karren fuhr, den zwei Schimmel zogen. Die Beine der Schimmel verschwanden im Getreide. Das Kärrchen fuhr bis zu den kleinen Bauernhäuschen. Dort machte es Halt, und einige Leute kamen aus den Türen.

Eine Magd schlug auf die Säcke und Mehl stieb heraus, ein rundes Wölkchen, als habe sie geschossen.

Das alles sah ich ganz genau, während sich mein Herz zusammenzog.

Ingeborg bewegte einen Fuß, ich erschrak. Sie bewegte wieder einen Fuß, ich erschrak. Ja, nun stand sie auf. Wir gingen. Im Walde war es dunkeler geworden, immer dämmeriger wurde es. Der Himmel leuchtete rot wie Wein durch die düsteren Wipfel. Lang war unser Weg, wir sprachen nichts.

Ein Vogel zwitscherte. Ich lächelte. Ingeborg sah mich an.

„Ich muß an einen Traum denken, Fräulein Giselher," sagte ich. Ich sprach sehr schnell, ich wußte, daß ich nun sprechen konnte und die Freude durchrann mich. Ich fuhr fort. „Ich muß an einen Traum denken. Ich denke oft, was es doch für eine sonderbare Sache mit der Seele des Menschen ist. Heute denke ich nicht daran zu stehlen, aber morgen habe ich den Wunsch es zu tun und übermorgen tue ich es. Aber vor drei Tagen, da dachte ich noch nicht daran. Nun sitze ich im Gefängnis und denke über mich nach. Plötzlich fällt mir ein, daß ich schon zuweilen vom Stehlen geträumt habe. Ja, was sage ich da. Es paßt nicht hierher, ich wollte es auch nicht sagen, ich wollte sagen, unsere Seele hat ihre besonderen Wünsche, aber wir kennen sie nicht. Was wollte ich sagen? Ich wollte Ihnen von einem Traume erzählen, den ich hatte. Ich träume die sonderbarsten Dinge der Welt zusammen. Nun hören Sie, vor einigen Wochen träumte ich von einer Stimme. Welch eine Stimme war es doch! Berückend schön war sie. Ich liege im Bette und träume, daß ich im Bette liege und eine Stimme spricht zu mir. Sie sollen hören, wie sonderbar wir uns unterhielten, diese Stimme und ich. Diese Stimme sagte, daß sie nur mich wolle und keineswegs den Leuchter aus Bernstein und die Schuhe aus Perlmutter. Nein, nein, nur dich, sagte sie. Und ich lag und lächelte und verlor fast die Besinnung, so herrlich und berückend klang die Stimme. Dann sagte sie, daß wir eine Hütte am Strande haben würden, eine kleine Hütte. Du bist ja ein Fischer, sagte sie. Ein Feuer wird auf unserm Herde brennen und du wirst mir die Schuhe mit Fischschuppen bekleben. — Darauf antwortete ich ihr: ja! Ich werde am blauen Grunde des Meeres herumwandern und nach schönen Dingen für dich suchen. Vielleicht finde ich auch ein hübsches Messerchen für dich, sagte ich."

Ich lächelte und fuhr ebenso hastig fort: „Die Stimme sagte darauf, ich solle mich vor den Sägefischen in acht nehmen, da drunten auf dem Meere. — Haha! — Ich aber fuhr fort: einmal wird auch eine Kiste an den Strand geworfen und wenn wir sie aufbrechen, so fallen lauter alte Kronen heraus, goldene Reifen mit grünen und roten Steinen, Zepter und Spangen. Auch ein Haarpfeil ist für dich dabei. Darauf jubelte die Stimme und begann zu singen: ich erwachte und im Garten sang eine Nachtigall."

Ich blickte auf Ingeborg und wartete darauf, daß sie etwas sagte. Aber Ingeborg bewegte keine Miene, schmal, gleichsam erfroren sah ihr Gesicht aus. Sie schüttelte den Kopf.

„Es sang eben ein Vogel im Walde, da mußte ich an die Stimme und den Traum denken," sagte ich.

„Ja, aber — ich verstehe den Zusammenhang nicht," entgegnete Ingeborg.

Die Falte zwischen ihren Brauen war tiefer geworden.

Zusammenhang? War kein Zusammenhang da?

„Ich mußte doch mein Lächeln begründen, Sie blickten mich an, dann glaubte ich Ihnen sagen zu müssen, weshalb ich lächelte. Es war vielleicht ungeschickt von mir." — —

Wir kamen an Graf Flüggens Schloß. Die Pfeiler des Gitters trugen Löwen aus Stein, die zwei Wappen vorhielten. Mit Moos bedeckt waren die Löwen, als habe man Kübel von Schlamm über sie gestülpt.

Ingeborg bot mir die Hand. Ich blickte sie an. Sie verstand meinen Blick recht gut. Sie senkte die Augen, dann sagte sie: „Ich habe Harry Usedom mein Wort gegeben."

Ich verneigte mich. Ich verneigte mich tief, mein Unglück drückte mich nieder. Ich war voller Demut.

„Ich wünsche Ihnen Glück!" sagte ich mit ruhiger, tiefer Stimme und nahm den Hut ab.

Ich ging .....

Ich ging hinein in den Wald, stolperte hin und her, wußte nicht, ob ich nach rechts gehen sollte oder nach links. Es war auch einerlei.

Ich lachte leicht auf, wie einer der friert. Hahaha, lachte ich, hahaha!

Aber gleichzeitig hatte ich den Drang in mir mich auf den Boden zu werfen und liegen zu bleiben.

Dann besann ich mich auf den Weg und steuerte meinem Hause zu.

Es war spät, die Sterne tauchten am Himmel auf.

Etwas Weißes saß auf der Treppe meines Hauses. Es war Ingeborg.

Sie erhob sich und eilte auf mich zu.

„Nein! Nein!" rief sie.

Sie kam zu mir her, faßte leicht meinen Arm und blickte mir von unten herauf in die Augen. Wie war der Blick? Voller Suchen, voller Staunen, voller Glanz. Sie lächelte und schmiegte sich an mich.

Ich legte meinen Arm um sie und küßte sie auf den Mund.

Wie oft küßte ich Ingeborg? Ich habe es nicht gezählt. Auch Ingeborg hat es nicht gezählt.

„Siehst du nun?" sagte ich und küßte sie.

Sie lächelte verzückt und bot mir den Mund und die Stirne zum Kusse. „Du sagtest, du könntest nicht mehr lieben!"

„Ja, siehst du nun?" sagte ich und küßte sie.

Ach, nach Hause, nach Hause, nein, nein. Jetzt nach Hause? Nein, nein! Wer denkt auch daran? Du? Nein, nein, keiner denkt daran.

Wie war dieser Abend? Er war wie der Wind, der über Blumen gegangen ist. Er war wie der Traum von zwei Vöglein, die in einer Rosenhecke schlummern. Gott sandte uns ein Lächeln und Grüße, viele Grüße.

Die Sterne kamen herauf, haha! Blau und voll geheimnisvoller Liebe war der Himmel. Wir saßen unter einem blühenden Apfelbaum, er schäumte von Blüten. Die weißen Blüten und der blaue Nachthimmel, es war Tausendundeinenacht, es war Himmel.

Ich sah Ingeborg an und sagte: „Schön, schön, schön bist du! Du verschenkst Himmel!"

Und ich schüttelte den Apfelbaum, da fielen die Blüten über Ingeborgs schönen Scheitel.

Ingeborg sagte: „Nein, du bist schön! Du weißt es nicht. Du bist so schön als wärst du kein Mensch! Deine Augen sind so warm und rein, du hast Kinderaugen, weißt du es?"

Nein. Mein Herz pochte.

„Ich glaube, du könntest sterben unter Mörderhänden und deine Augen würden sich nicht verändern. Solche Augen hat Jesus Christus gehabt, ich weiß es!"

Mein Herz pochte.

In meinem Kopfe sprühte es. Ich hatte einen weißen Stern in meinem Kopfe.

„Höre, süße Ingeborg," sagte ich, „was denkst du! Eben fällt mir eine Legende ein. Gerade in diesem Momente. Es ist die Legende von der Mutter Gottes und dem erfrorenen Weinstock.

Du mußt sie hören, denn sie paßt so gut. Denke dir, alle Weinstöcke treiben und grünen, nur einer nicht. Er ist erfroren. In einer Nacht packte ihn der Frost. Ich erzähle schlecht, ach, entschuldige.

Ja. Aber da kam die Mutter Gottes des Weges daher, und nun höre: wie an den Fenstern hundert Augen erscheinen, zieht die Königin vorüber, so schlugen plötzlich Blüten aus allen Reben, und wie Kinder die Ärmchen ausstrecken, kommt die Mutter gegangen, so streckten sich überall Ranken und Blätter nach der Mutter Gottes aus. Verstehst du?"

„Schön! — Wo hast du sie gehört, die Legende?" „Gehört? Nein, sagte ich nicht, daß sie mir eben einfiel, diese Legende, in diesem Augenblick?" — —

Es ist spät. Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht! Hat jemand eine Ahnung, wie leise man gute Nacht sagen kann? Immer leiser und leiser und doch hört man es noch. Und wie man es sagen kann? daß es soviel bedeutet! — — —

„Gute Nacht, du mein Himmelreich!" — — — —

Ich war allein. Plötzlich stand Pazzo vor mir und blickte mich an. Niemand hatte ihn mehr gesehen. Ich ging nach Hause, durch den stillen weiten Wald ging ich nach Hause. Mitten im weiten feierlichen Walde begegnete mir Gott.

Bist du es, Axel? sprach Gott zu mir.

Ich kniete nieder. Ja.

Gott hauchte mir seinen Atem ins Gesicht.

Ich ging. Auf einer Lichtung begegnete mir der Frühling. Nackt und keck. Er kicherte. Verstehst du mich? sagte er. Er hatte hellgrüne Augen. Ja, sagte ich und lächelte, zuerst den kleinen Apfelbaum an der Parkmauer, dann Liselotte — — —

Ich habe meine Dinge vor mit dir! sagte der Frühling und kitzelte mich unter dem Kinn, daß ich lachen mußte.

Ich ging hin und her im stillen weiten Walde.

Jemand begegnete mir.

Bist du es wieder?

Ja, ich gehe rings im Kreise, sprach er.

Ich kniete nieder. Er berührte meine Lider mit dem Finger, da sah ich meine frohen Tage vor mir liegen. Meine Augen wurden feucht.

Ich bin glücklich, kann es ruhig sagen. Ich liege im Grase vor meinem Hause, es duftet, ich rieche Harz und Waldmeister. Die Maikäfer segeln über den Himmel, sie schwirren über meinem Kopfe. Die ganze Nacht hindurch liege ich da und sehe mir die Sterne an. Wenn ein Stern blinzelt, so muß ich ebenfalls blinzeln, silberne dünne Finger fahren nach meinen Augen. Wenn ein Stern zittert, so spüre ich das leise Zittern in der Mitte meines Herzens.

Ich sehe in die Sterne und mein Herz klopft. Es durchrieselt mich, die Sterne liebkosen mich.

Ich höre den Frieden da droben. Er lispelt.

Der Tag graut. Nebel ziehen.

Ein Mann sitzt auf der Höhe. An seiner Lodenjoppe hängen feine Tauperlen, er hat den Hut aus der heißen Stirne gerückt. Der Nebel zieht in Schnüren an ihm vorüber.

Es blitzt in der Nebelwolke, blitzende Schwerter fahren hin und her. Der Nebel zerreißt, Tannenwipfel tauchen empor, sie glühen rot. Durch einen Riß blickt ein Streifen blauen Himmels, ein Eck fahlgrüner Wiese, kleine Bauernhäuser mit blinzelnden Fenstern. Langsam weicht der Nebel zurück in die Wälder, die letzten Fetzen schlüpfen ins Geäst der Buchen.

Der Mann blickt über das Tal. Es ist wie eine große Muschel, in der alle Farben zusammenfließen. Eine Reihe von Schnittern schwingt tief unten in gleichmäßigem Takte die Sense. Die Fenster der Bauernhäuser sehen mit leuchtendem Staunen in die aufsteigende Sonne. Der Wald trieft und atmet tief auf in der Wonne des Erwachens. Es klingelt im Walde von hellen Vögelstimmen.

Des Mannes Augen sind geblendet vom Lichte. Die Sonne ist noch nicht rund, da kommt ein Mädchen aus dem Walde. Sie ist naß vom Tau wie Blumen und Gräser. Sie läuft, daß die Röcke fliegen.

„Ich wollte auf dich warten!" ruft sie, daß es klingt, „ich wollte zuerst da sein!"

Sie lacht, sie weint, sie stürzt sich an des Mannes Brust.

Des Mannes Hände zittern.

Die Sonne geht auf und scheucht die Nebel in die Wälder, wir gehen durch den Wald, die Sonne sinkt hinter goldenen Höhen, wir gehen zusammen, wir zwei. Wir blicken in die Höhe, die Wipfel der Buchen sind durchsichtig, hellgrün wie Wasser, wir gehen wie in einem hellgrünen Meere, dessen Grund die Sonne erleuchtet.

„Es ist Mittag," sagen wir.

Tag um Tag. Mein Herz klopft.

Wir treffen uns auf der Bank auf der Höhe. Ingeborg erzählt mir, wie sie zur Bank eilt.

Ja, zuerst geht sie schnell, sehr schnell, dann läuft sie und zuletzt fliegt sie durch Dick und Dünn und es geht immer noch zu langsam.

Ich lächle.

„Ich habe die ganze Nacht gesessen und an dich gedacht!" sage ich.

Ingeborg nimmt das Kettchen mit dem goldenen Medaillon vom Halse und drückt es mir in die Hand. Hastig, als könne es jemand sehen.

„Nimm," sagt sie, „nimm! Ich habe nichts, das mir mehr wert wäre."

„Erlaube, daß ich die Spitze deines Schuhes küsse!" sage ich.

Ingeborg kommt am Abend in den Birkenhain vor ihrem Hause, sie trägt ein kleines Heft in der Hand.

„Nimm," sagt sie, „nimm! Es ist ein Schulheft, ein kleines Heft, vielleicht macht es dir Freude?"

Ich muß mich abwenden. Ich danke Ingeborg im tiefsten Herzen. Ich nehme den Hut ab und gehe neben ihr her.

„Warum trägst du den Hut in der Hand?" fragt Ingeborg.

„Es ist schwül im Walde," erwidere ich.

Ingeborg zieht eine Photographie aus der Tasche. Sie lacht.

Da steht er, die Geige in der Hand und sieht uns an mit seinen großen Frauenaugen.

Ingeborg lacht. „Er ist dumm und hochmütig," sagt sie und zerreißt das Bild kreuz und quer.

Die Stücke wirft sie ins Gebüsch.

Ich lache. „Ja, er ist dumm und hochmütig," sage ich.

„Ich möchte dir alles schenken, was ich habe!" sagt Ingeborg.

Ich weiß nicht, was ich darauf erwidern soll.

Ich drücke ihr die Hand.

„O!" sagt sie und schließt halb die Augen. „Ich träume."

Meine Augen sahen in die schöne Welt und ich hatte das tiefe Gefühl, daß ich zu ihr gehörte und mich nicht zu schämen brauchte.

Mein Herz war schwer und reich und es füllte mir die Brust mit süßer Bürde. Dankbarkeit und Staunen und Liebe war mein Herz in dieser Zeit.

Ich sah Ingeborgs schwebende Gestalt neben mir hergehen und staunte und war dankbar, jenem Geiste dankbar, der sie mir schickte in diesem Frühling, ihr

dankbar, daß ich neben ihr einhergehen durfte. Ich wünschte mir nichts anderes, als neben ihr einhergehen zu dürfen. Das war Glück!

Ich konnte einschlafen, während ich neben Ingeborg einherging, die Besinnung verlieren, ich hatte keinen Gedanken mehr im Kopfe, keine Klarheit. Klarheit? Ach — hahaha — — nein, ich war betäubt, kein Gedanke, keine Klarheit.

Ingeborg fühlte meinen Blick, sie kam heran, gab mir die beiden Hände und blickte mir in die Augen und lächelte. So standen wir lange, Gott weiß wie lange, wir wußten ja nichts mehr.

Ich kannte ihre Augen ganz genau. Oft dachte ich, immer dachte ich an ihre Augen. Sie sind wie Türkise, glänzende Türkise, aber was will das sagen? Es ist ein eigentümlicher, suchender, strahlender Blick in ihnen, etwas Blitzendes, ich besinne mich, in meinem Kopfe ist es wie ein Wetterleuchten. Ich habe den Ausdruck ihrer Augen vergessen. Ich sehe sie wieder an, diese Augen, ja, es ist etwas Blinkendes, Schimmerndes in ihren Augen, niemand kann es im Gedächtnis behalten. Ihr Gesicht ist schmal, spitzig dem Kinn zu, es lugt aus den goldenen Quasten hervor, die über die Wangen herabhängen und nahezu die Brust berühren, wenn sie den Kopf senkt.

Ihre Wangen sind schmal und leicht gerötet, sie bekommen Grübchen, sobald sie lächelt.

Ein verzücktes Lächeln hat sie und alles lächelt an ihr, sobald sie lächelt, nimmermehr kann ich dies Lächeln vergessen, es umschwebt mich Tag und Nacht. Ich kenne es gut, aber jeden Tag erscheint es mir neu. Jeden Tag entdecke ich es, dieses Lächeln, und es rinnt durch mein Blut, daß es heiter und fröhlich wird.

Heute denke ich, ein goldener Ton ist über ihr Gesicht gebreitet wie über die Bildnisse alter Meister. Und morgen denke ich: ja, etwas von dem Golde reifer Ähren ist über ihr Gesicht gestreut. Und übermorgen denke ich, daß sie die Farben der Wiesen und Felder im Gesicht hat, das Gold der Ähren, das Blau der Vergißmeinnichte, das Rot der Erdbeeren. Ingeborg, Ingeborg....

In dieser Zeit schrieb ich einen Brief an meinen Freund, den Dichter Karl Bluthaupt. Ich bin glücklich, schrieb ich, komme sofort! Ich bin sehr glücklich, große Dinge geschehen, ich wohne auf der Sonne, in einem Garten auf der Sonne, in der Nachbarschaft der schönsten Engel, ich bin glücklich, komme sofort.

Noch viel mehr schrieb ich. Nun, Freund Bluthaupt war ein Dichter, der wird wohl verstehen, wenn er liest: ich bin glücklich, ich bin sehr glücklich. Ein Meer von Glück ist über mich gestürzt, ich bin glücklich....

Zwei Stunden hatte ich zu gehen, um diese Botschaft meines Glückes zur Post zu bringen. Ich ging in der Nacht, lachte und schwang den Brief hin und her.

Ich bin glücklich, wohne auf der Sonne, in einem Garten auf der Sonne. Ein Bach von Glück bewässert diesen Garten, die Blumen lachen. Näheres mündlich — —

Wir gingen durch den Wald, einen hohen Tannenwald. Pazzo spitzte die Ohren und blieb stehen.

Er schlug an.
„Ruhe, Pazzo," rief ich.
Pazzo gehorchte, schlich zu mir heran und blickte ins Dickicht.
„Es ist jemand im Walde," sagte ich. „Es ist ein Mensch im Dickicht, kein Tier, ich kenne Pazzo."
Ingeborg sah mich an und erblaßte. Wir gingen weiter.
„Laß uns ins Freie gehen," sagte Ingeborg. Sie zitterte.
Vielleicht sei es Usedom gewesen?
Sie legte die Hand auf meinen Arm und sah mich prüfend an.
„Was denkst du?"
Ich lächelte. „Schön bist du, Ingeborg! das dachte ich. Gütig bist du, Ingeborg!"
„Laß es dir erzählen, Axel. Höre mir zu. Er schleicht herum, ich weiß es. Seit ich ihn kenne, schleicht er mir nach. Schon als Knabe war er so. Er ist so aufdringlich und so hochmütig. Ich fürchtete mich früher vor ihm, besonders vor seinen Händen fürchtete ich mich. Ich habe nichts mit ihm gehabt, ich haßte ihn. Ja, es ist wahr, zuweilen liebte ich ihn auch. Damals war ich ein dummes Mädchen, ich war stolz auf ihn. Er bekam immerzu Blumen von den Frauen geschickt, er warf sie weg. Er hatte eine Busennadel von einer Königin, er schenkte sie einem Bauernknaben. Ich will mir auch nichts von einer Königin schenken lassen, sagte er. Das gefiel mir, ich war ja so töricht damals. Ich hatte es gerne wenn er vor mir stand, dann sahen seine Augen aus wie die eines Hundes. Es ist alles Verstellung, er ist so hochmütig und dumm. Immer spricht er von sich, von seinen Konzerten und daß die Leute an den Bahnhöfen stünden, um ihn zu erwarten. Er weinte immer vor mir. Ich weine vor dir, sagte er, tausend und abertausend Frauen gäben ihr Leben für mich und du blickst mich nicht an." — —
Einige Tage darauf gingen wir wieder durch den Wald, und wieder schlug Pazzo an. Es war in einem Walde hoher dicker Buchen. Pazzo bellte und sprang in den Wald hinein. Harry Usedom kam hinter einer Buche vor.
„Rufen Sie Ihren Hund zurück!" rief er und zog die Hände an sich.
Er stand am Wege und sah Ingeborg an.
Sein Gesicht war fahl, grau, tiefe Ringe zogen um seine Augen, die matt glänzten.
Sein schmales Gesicht sah aus wie das einer Frau, die dem Tode nahe ist. Seine Lippen zuckten, er hatte die Linke auf das Herz gelegt, und die Finger begannen nervös zu trommeln.
„Ich suchte Sie seit vielen Tagen zu sprechen," sagte er, „ich wollte Ihnen nur dies sagen: Sie haben ein kurzes Gedächtnis, Fräulein Ingeborg!"
Er griff an den Hut, wandte sich um und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein.
„Komm," sagte ich zu Ingeborg, indem ich meine Hand sachte auf ihre Schulter legte.
Ingeborg war bleich, sie sprach lange nichts. Dann sagte sie:

„Ich liebe ihn doch."

Ein Stich fuhr mir ins Herz, ich nahm sachte die Hand von ihrer Schulter.

„Nein, nein! Laß doch deine Hand da. Ich liebe ihn noch ein wenig, er tut mir leid, aber ich liebe dich ja tausendmal mehr, tausendmal mehr. Küsse mich Axel, sei gut!"

„Ich liebe dich," sagte ich und küßte sie. O, o, nun sei alles gut.

„Ich erschrak, Axel. Nun sollst du alles hören. Ich habe ihm mein Wort gegeben — es war einige Tage, nachdem ich dir auf der Höhe gesagt hatte, daß ich dich liebte. Er kam zu mir in den Garten. Man sieht Sie ja jetzt so selten, sagte er. Ich gehe viel spazieren. Ja, fuhr er fort, die Krone eines Fürsten ist mehr wert, als der Ruhm eines Geigers. So dumm und plump war es. Aber ich war in diesen Tagen unglücklich und hilflos, deshalb zürnte ich ihm nicht. Ich lachte. Was sagen Sie da! rief ich und lachte. Ach, Usedom, wie töricht können Sie doch zuweilen sein. An diesem Abend gab ich mein Wort, aus Trotz geschah es. Er legte seine Hand auf meine Schulter, und ich dachte an dich. Das sollte er sehen, dachte ich, das sollte er nur sehen! Ich ging mit Usedom im Walde herum, nur um dir zu begegnen und dich zu verletzen. Du wirst das nicht verstehen, nein, du nicht. Ich war unglücklich und gedemütigt, ich war verwirrt im Kopfe. O, wie gerne wäre ich damals mit dir gegangen, gleich zu dir hingegangen, und ich sah dich kaum an und sprach mit Pazzo — — —"

Wir sitzen in der Sonne auf einer Wiese. Ingeborg singt leise und bindet einen Strauß aus Feldblumen. Ich liege im Grase und lausche und sehe zu wie Ingeborg den Strauß bindet. Nie in meinem Leben hörte ich solch eine Stimme, nie in meinem Leben habe ich so etwas Schönes gesehen wie Ingeborg. Ihre Wimpern sind golden und lang. Es ist, als ob sie eine kleine Sonne unter den Lidern habe, die hervorstrahle. Ihre Brauen sind golden, regelmäßig und hoch geschwungen, goldene Bogen, man sieht jedes einzelne Härchen. Wie mit einem Pinsel scheinen sie gezeichnet und eines Japaners Hand schien den Pinsel geführt zu haben. Ihre Stirne ist hoch und rein und dahinter stecken all die vielen Gedanken, die sie selbst noch nicht kennt. Ingeborg dreht den Strauß hin und her und drückt ihn mit mütterlicher Liebe gegen die Brust. Es singt ein Vogel im nahen Walde, Ingeborg hält inne und lauscht.

Sie fühlt meinen Blick, hebt die Lider und lächelt mir zu. Sie beschäftigt sich wieder mit ihrem Strauße, vergißt mich ganz, macht ein rundes Kindermäulchen und lächelt die Blumen an und singt leise.

Sie ist fertig. „Ist er schön?" fragt sie.

„Ja!"

„Nun, so nimm ihn! Aber hüte ihn gut."

Ingeborg ist die Mutter der Blumen und Vögel und sie streichelt die Bäume. Sie kennt alle Kräuter, die Namen aller Vögel, aller Büsche. Sie blickt in die Wipfel der Bäume, als sehe sie Gesichter, und ich habe sie dabei ertappt, daß Sie mit Blumen plauderte wie mit Kindern.

Ingeborg ist im Walde geboren.

Ich sehe sie heute, ich sehe sie morgen, jeden Tag sehe ich sie. Jeden Tag glaube ich sie zum erstenmal zu sehen. Und mein Herz bebt nicht minder, kommt sie daher, als am ersten Morgen.

In dieser Zeit lag ich oft lange über Mitternacht vor meinem Hause im Grase. Silbern schimmerte das Tal und die Wölkchen am Himmel. Dunkele Vögel strichen lautlos über den Wald, Leuchtkäferchen segelten vorüber, zuweilen setzten sie sich in meine Nähe und ich ließ sie nicht aus den Augen. So klein wie sie waren, so stumm und prächtig. Sie liebten sich und sie waren so glücklich wie ich großer Käfer. Ich sah ihnen nach, bis sie in der Dunkelheit der Gebüsche verschwanden. Viele Käferchen, Nachtfalter und Motten mit silberigen Flügeln waren unterwegs.

Ich lag und dachte an Ingeborg, dachte an mich und mein unfaßbares Glück. Der Friede des schimmernden Tales zog in mein Herz.

Es war ein solch tiefer Friede, wie ich ihn nie gekannt hatte. Mein Herz strömte über. Und ich stand auf und erhob die Hand und segnete die Welt. Ich dachte: Frieden in alle Menschenherzen, süßen Frieden. Glückliche Stunden allem was da lebt, dem ärmsten Manne im fernsten Lande, dem kleinsten Wurm in der dunkelsten Erde. Feuer dem Frierenden, Brot dem Hungernden, einen sanften Tod dem Mörder, gute Fahrt dem Seemanne auf dem Meere!

Ich lag bis spät nach Mitternacht im Grase und ich hatte das Gefühl dahinzuschweben.

Friedlich schwebt die Erde ihre Bahn, dachte ich. Und ich öffnete die Lippen und flüsterte: „Friedlich schwebt die Erde ihre Bahn." —

In dieser Zeit, ja, was war doch alles in dieser Zeit!

Ich legte mich schlafen und zählte die Minuten bis ich sie wiedersehen sollte. Ich ging noch einmal durch den roten Tag und sammelte. Ich fühlte den Druck ihrer Lippen auf meinem Munde, meine Hände behielten den Druck ihrer Hände in der Erinnerung. Die Wärme ihres Atems war in meinem Gedächtnis, die Weichheit ihrer Haare, der Glanz ihrer Augen, das Lächeln ihrer Wangen.

Dann schlief ich ein und im Traume begegnete mir Ingeborg wieder. Von Stunde zu Stunde erwachte ich, ich blickte in die Sterne empor, sie funkelten, sie leuchteten, sie flackerten, sie erblaßten — endlich!

Und Ingeborg sprach: „Am Tage gehe ich umher, als ob ich träumte. In der Nacht gehe ich im Traume umher, als ob ich wachte." Ingeborg sprach: „Alle Dinge sehe ich in hohem Glanze. Nie war der Himmel blauer, nie war der Wald grüner. Ich sehe alle Dinge wie mit Regenbogenrändern. O, Axel, dir danke ich alles!"

Ingeborg, Ingeborg, du Liebling Gottes, du Schmuck der Welt!

Die Tage zogen vorüber, wie Rosenblätter einen Bach hinabtreiben, so still, so schön und kaum gesehen, so waren diese Tage.

Das Tal schaukelte wie eine goldene Wiege, der Wald rauschte wie eine Orgel, die Vögel sangen als hätten sie diamantene Schnäbel.

Und Ingeborg jubelte: „Immer blauer wird der Himmel, immer süßer wird dein Mund!"



ch liebe dich." Wie schön ist es, das sagen zu können, wie schön ist es, das zu hören — —

Es ist ein kleines, kleines Wort, aber jeder muß es einmal sagen und jeder hört es einmal. Wenn eines Menschen Herz aufspringt im Frühling, so muß er es sagen. Er kann ein Tyrann sein mit blutschwarzen Gedanken, er kann ein Forscher sein, der immer über seinen Büchern sitzt, es kommt seine Stunde.

Er vergißt alles, sein Sinn wird dunkel, und sein Mund spricht das kleine, kleine Wort. Schöne, ewige Gedanken kann einer im Kopfe haben, er kann ein großer Mann sein, an den viele denken tagaus, tagein, es kommt seine Stunde und er findet nichts als dies kleine, kleine Wort.

Es ist alt und tief, birgt des Menschen ganzes blutrotes Herz, all sein Glück, all seinen Jammer, bei Tag und bei Nacht wurde es gesprochen, geflüstert und geknirscht wurde es, wird gesprochen werden immerfort, immerfort, solange die Lerche im Äther trillert. — — — — —

Sei gegrüßt, Ingeborg! Ich liebe dich, kannst es glauben.

Ich gehe hin und her, sehe viel in den Himmel empor, sehe viel ins Weite. Lächle. Stehe vor einem Stein am Wege und lächle. Ich bin nie müde. Nein, es gibt nun keine Müdigkeit mehr. Ich schlage die Augen auf und es ist hell und weit in meiner Seele.

Immerzu habe ich Gedanken im Kopfe, herrliche Gedanken, reich ist mein Gemüt, reich und heiß. Wie ein Dichter fühle ich mich, durch dessen Herz große Werke brausen.

Über die Parkmauer spritzen hohe Wogen von Blüten, weiße, rote und violette und zitronengelbe, in meinem Garten stehen viele Blumen, wie wehende Feuerchen sehen sie aus, brennende Lunten, Sonnenflocken, wie rote Münder, wie Augen, ja, auch wie Augen sehen sie aus. Der Frühling hat seine Feuer in den Bergen angezündet und sie brennen Tag um Tag. Er wirft Herzen von Menschen, Rehen und Vögeln, Wünsche von Blumen, Schmetterlingen und Bäumen in seine Feuer, daß sie brennen.

Der Hirsch schreit im Walde.

Ich gehe durch die brennenden Feuer des Frühlings und lächle.

Zuweilen habe ich wunderliche Gedanken! Eine rote schaumige Abendwolke steht über den Bergen, wie ein leuchtendes Schneegebirge. Möchte ich nicht auf der Spitze dieser Wolke stehen und den Hut schwingen? Ich sehe mir den Mond an und es geht mir durch den Sinn, daß ich auf dem Rande des Mondes stehen möchte und die Erde grüßen.

Herrliche Tage und Nächte. Das Herz hüpft mir in der Brust, ich lache vor mich hin.

Niemand weiß es, nein, keine Seele ahnt es, deshalb lächle ich auch vor mich hin.

Ich sitze in meinem Zimmer, es wird Abend. Wollte doch die Nacht schneller kommen! Könnte ich doch eine dunkle Decke über die Erde breiten. Es ist soviele Ungeduld in mir, niemand weiß ja, worauf ich warte.

Schweigen ringsum, die Nacht kommt.

Ich zünde eine Kerze an und setze mich vor die Flamme. Ich höre mein Herz pochen. Ich warte.

Es schreitet wohl irgendwo ferne im dunkeln Wald? Es eilt —?

Ich warte. Ich habe Geduld, Geliebte, übereile dich nicht ...

Da flüstert es, etwas Helles tritt in den Rahmen der Türe.

Ingeborg!

Ich gehe hin, gleite in die Knie, auch sie kniet nieder und wir küssen uns beide kniend. Wir schmiegen Wange an Wange, pressen Brust an Brust.

„Nimm Platz!" sage ich leise.

„Ja!" antwortet Ingeborg ebenso leise. Mich trifft ihr leuchtender Blick.

Ich lege meinen Arm um sie. „Du bist bei mir, es ist tief in der Nacht. Ich danke dir, Ingeborg."

„Wir sind ganz allein."

„Ja!"

„Niemand weiß, daß wir beisammen sind."

„Niemand!"

„Ingeborg, ich liebe dich sehr, du weißt es."

„Ja, ja!"

Ingeborg nickt, sie zieht meine Hand an die Brust.

„Ich habe nur dieses Kleid an," flüstert sie und lächelt mir zu.

„Du bist gut, Ingeborg!"

Wir lächeln. Unsere Augen sind ohne Lider, die Wimpern zucken nicht mehr.

Ich stehe auf und blase die Kerze aus.

Nun ist es ganz dunkel. Die dunkelblaue Nacht blickt herein. Ein Stern wandert vorbei, leuchtet uns bis auf den Grund unserer Augen.

Ingeborgs Zähne schimmern, ihre Haare sprühen golden auf.

Die Wohlgerüche des Waldes und des Feldes hauchen durch das Fenster und sinken über uns. Aus dem Garten duftet ein Mandelbaum. Feine Geräusche erwachen, bald nah, bald fern. Bald im Wipfel der Kastanie am Fenster, bald in den Ställen, ein Klirren, ein Schlürfen, die Nacht klingt leise. Die Ruhe horcht. Alle kleinen Geräusche halten an sich, keines will den Anfang machen, die Ruhe zu stören.

Unsere Stimmen sinken zu einem Lispeln herab, nicht lauter als das Rieseln eines Brunnens.

„Meine Wangen sind heiß!" sagt Ingeborg. Sie ist stolz darauf.

„Ja," erwidere ich, „deine Wangen sind heiß, Liebste."

„Darf ich über deine Brüste streichen?“

„Sie gehören dir!“

„Es ist süß, über deine Brüste zu streichen.“

„Es ist süß, wenn du es tust.“

Wir schwatzen lange Zeit. Die kleinen Geräusche erwachen. Wir rühren uns nicht. Unsere Herzen pochen dumpf.

„Wie schön!“ flüstert Ingeborg. „Noch nie war es so schön und so traut!“

Traut! sagt sie. Das ist ein wunderschönes Wort.

Ein bleierner Ton fällt in der Ferne. Die Uhr im Dorfe drunten schlägt. Es ist so still im Tale, daß man die Uhr weit hinein in die Wälder hört.

Ingeborg zuckt zusammen.

„Wir haben Zeit,“ flüstere ich.

Ingeborg nickt.

Eine Geschichte erwacht in meinem Kopfe, als ich sage: wir haben Zeit.

„Wir haben Zeit — wir haben Zeit. Höre, süße Ingeborg, ich denke an zwei junge Menschen, die auf dem Meere segeln. Es ist die Tochter eines Fürsten und ein junger Goldschmied. Er hat der Tochter des Fürsten ein Geschmeide überbracht, da sahen sie einander. Höre, sie liebten sich und entflohen über das Meer.

Unser Schiff ist wie eine Wiege, die zwei Kindlein schaukelt, flüstert die Geliebte. Der Gespiele erwidert:

Das Meer ist unser Brautbett, der Himmel der Dom mit abertausend Kerzen, die zu unserer Hochzeit angezündet wurden.

Ja, sagt die Tochter des Fürsten und schmiegt sich an den Geliebten, Gott trägt uns auf seiner Hand über das Meer!

Höre, süße Ingeborg. Der Steuermann kommt und spricht:

Herrin, ich finde kein Ziel. Wir müßten längst am Ziele sein, viele Wochen sind wir unterwegs.

Hahaha — wir haben Zeit!

Der Steuermann kommt und spricht:

Herrin, ich finde kein Ziel. Meine Haare sind schneeweiß. Dreißig Jahre segeln wir. —

Hahaha — wir haben Zeit!

Hundert Jahre vergehen, tausend Jahre vergehen. Hahaha, wir haben Zeit! —“

Ingeborg lächelt.

„Du sprichst, daß mir das Herz stehen bleibt,“ sagt sie.

Ich neige mich vor, daß ihr Haar meine Wange liebkost, ich schließe die Augen dabei.

„Wir haben Zeit!“ flüstert Ingeborg und lacht leise.

„Ja!“

„Es ist schön, im Dunkeln zu sitzen und die Sterne wandeln draußen vorbei.“

„Ja, es ist unsagbar schön.“ (Fortsetzung folgt)



Briefe/ von Hans von Bülow

An Robert Volkmann.

Verehrter Freund Volkmann! [Im August 1853 aus Carlsbad.]

Nur einen flüchtigen Gruß durch unseren gemeinschaftlichen Freund Singer soll Ihnen dieser Wisch bringen. Zugleich danke ich Ihnen im Voraus für die gütige Zubesorgung der Correctur des noch einzusendenden Hunyady-Marsches, so wie die zweite Durchsicht des Rigoletto — d. h. aus dem Diplomatischen übersetzt — ich bitte Sie freundlichst darum. Wenn Ihr Ohr Verdi'sche Klänge vernimmt, so bin ich überzeugt, Ihr Auge wird mich vermissen, und wenn Sie den Tag des Herrn mit geweihtem Dienste begehen, werden Sie sich freuen, keinen Pechvogel zum Partner zu haben. In gewisser Hinsicht sind wir übrigens beide nicht blos als edle Sachsen Genossen — sondern auch als Pechvögel. Dieser auf sehr wirklichem Grunde beruhende Ausspruch macht mich nicht niedergeschlagen, im Gegenteil. Ich werde aber nie ein B moll Trio schreiben und wenn es mir Steine auf das Fell regnet!

Ich hoffe mit Ihnen in schriftlichem Verkehr zu bleiben, nämlich daß Sie, wenn Sie wollen, denselben erhalten, sobald ich einmal etwas Ordentliches habe von mir hören lassen; ich werde Ihnen sobald ich ein halbweg anständiges Produkt gefördert — und ich werde jetzt sehr fleißig sein — dasselbe sofort mitteilen — d. h. wiederum aus dem Diplomatischen übersetzt: ich melde mich Ihnen hiermit als Gratissubscribent zu Ihren neuen Compositionen, wenn Sie glauben, daß ich es verdiene, d. h. nicht undankbar bin.

In einer Stunde reist Singer fort, in 19 Stunden ich. Ich bin schon in Gedanken auf der Reise u. radotire gemüthlich, wie mir scheint.

Leben Sie also wohl und gedenken zuweilen Ihres Ihnen aufrichtig und herzlich ergebenen H. G. v. Bülow.

Bitte — die Hrn. Grill, Heckenast u. Levi bestens zu grüßen.

An Robert Volkmann.

Sehr lieber und verehrter Freund! Braunschweig, 30. Dez. 1853.

Herzlichsten Neujahrsgruß und meinen Dank für Ihre beiden freundlichen Er-

---

Die Herausgeberin von Hans v. Bülows Briefen (5 Bände, Breitkopf u. Härtel 1895—1904), Frau Marie v. Bülow, hat bis jetzt zu Gunsten ihres Sammelwerkes von verstreuten Einzelpublikationen abgesehen. Nachträglich ihr zur Verfügung gestelltes wertvolles Material, dessen teilweise Benutzung erst in späteren Auflagen erfolgen kann, setzte sie in die Lage, obige Briefe hier veröffentlichen zu können. Den mit seinen Briefen schon vertrauten Lesern werden besonders des jugendlichen Bülow Mitteilungen an Volkmann eine willkommene Ergänzung sein.

innerungszeichen, die ich bisher leider noch nicht erwidern konnte. Sie werden mir das nicht übel nehmen und keinen Zweifel über meine Gesinnungen aus meiner Schreibsaumseligkeit herleiten, wenn Sie erfahren haben werden, was mich zu schweigen verdammte. Das ist — mit kurzen Worten — die freche Ignoranz der Berliner Lokalkritik unter welcher der Hofmusikalienjude Bock sich am glänzendsten als — er selbst — bewährte — betreffs Ihres von mir zu großer Freude aller Berliner Musiker von einiger Geltung — in Berlin eingeführten Werkes. Ich nenne Ihnen kurz Namen wie: Julius Schaeffer (der das Trio schon durch Freund Singer kannte) Carl Lührß, Vierling, Bargiel, Kroll und endlich den überaus geistreichen und begabten Musiker und Kritiker (aber nicht Berliner Lokalkritiker) Hieronymus Truhn, von welchem beifolgende Kritik, die der Hamburger Correspondent, wohl die im Norden am häufigsten gelesene politische Zeitung, vorgestern brachte, herrührte, eine Kritik, die ich Ihnen sende, weil ich glaube, daß Ihnen die darin ausgesprochene Anerkennung Freude machen wird und ferner darum, weil sie mich einigermaßen weiß wäscht, indem ich, nach dem, was Sie darüber gelesen haben werden, befürchten mußte, Ihnen als eine Art russischer Protektor Ihres donaufürstlichen Trio's, als ein böser Genius in Gestalt eines guten Freundes zu erscheinen. Aber selbst — wenn dieses Papier nicht existirte, würde ich es nicht bereuen Ihr Trio gespielt zu haben an einem fremden, mißgünstig gebornen Orte, und nicht glauben Ihnen einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben. Trotz der sehr mangelhaften Ausführung durch die Gebrüder Ganz, die mir im Concerte nichtswürdige Streiche gespielt haben — glücklicherweise war ich so sattelfest, daß ich alle Stimmen auswendig wußte und die Sünder wieder auf den rechten Pfad leiten konnte — gelang Einzelnes vollkommen und verfehlte seinen eingebornen Eindruck nicht. — Berlin ist groß und Sie werden dort bald eine große Anzahl Freunde, von denen die ersten Setzlinge gepflanzt zu haben, ich das schwache Verdienst habe, zählen. Für mich ein schwaches Verdienst — denn ich bin schon so sehr blasirt über öffentliche Virtuosenerfolge, daß ich mir dieselben durch ein gewisses gewagtes Trutzen gegen das Thier (das große) würzen muß — und dann verleiht diese Anwendung des sonst nichtsnutzigen Mittels meines Virtuosenthums zu dessen exclusiver Cultivirung ich zu gescheut und zu — unzufrieden bin, für künstlerische Zwecke meinem Pianistentreiben in meinen Augen erst einen gewissen Werth, mit dem ich zuweilen tröstend den Kummer über meine bisherige productive Unzulänglichkeit auf Augenblicke abspeisen kann. Genug davon. Der zweite Satz des Trio's gefiel allgemein; aber der verminderte Septimenaccord am Schlusse gab keine Fermate für die Cadenz klatschenden Beifalls her. Am Schlusse des Ganzen dagegen — relativ — lebhafte Anerkennung. Daß „etwas bei Ihnen los sei", das war auch unter den — schlechten — Zuhörern abgemacht. — Ich denke diese Zeilen werden Sie in Ihrer Heimath und im Kreise Ihrer Familie treffen und sende sie daher an die mir von Ihnen im letzten Briefe gegebene Adresse ab. Ich war nicht so glücklich wie Sie, und habe die Weihnachtstage ziemlich einsam in Hannover verlebt, wo ich außer meinem mir allerdings sehr werthen Freunde Joachim keinen Menschen kenne — wo man sich überhaupt

sonst langweilt, wie ein Mops an der Leine. Da Sie an meinen Fahrten und Aventüren Interesse nehmen, so theile ich Ihnen geschwätzig mit, daß ich in Bremen am 20. 12. sehr gefallen habe und namentlich das Beethoven'sche Es dur Concert zu meiner Zufriedenheit gespielt habe, also etwas besser als in Pesth, seit welcher Zeit ich überhaupt Einiges gelernt habe. Am 7. Januar spiele ich nun im Concert in Hannover und gegen den 12. Januar werde ich bestimmt in Leipzig sein, wo es sehr wohl möglich ist, daß ich zu dieser Zeit daselbst mein gewagtestes Debut riskire. Zu der Aufführung des „Lohengrin" werden Sie ja wohl den unbedeutenden Katzensprung unternehmen. Jedenfalls werden wir nicht verfehlen, uns zu sehen, und wenn Sie mir nicht nach Leipzig entgegenkommen, so suche ich Sie in Ihrem Pfarrhause auf.

Sehr freundlich wäre es, wenn Sie mir über Ihre nächsten Aufenthaltsabsichten sowie auch über Ihr Befinden u. s. w. bald Auskunft gäben, damit wir doch von einander wissen. Antworten Sie mir nur nach Hannover pr. Adr. Hofconcertmstr. Joachim, Prinzenstraße 6. Sie dürfen sich nicht wundern, daß dieser Brief aus Braunschweig datirt ist. Da ich hier eine Anzahl Freunde oder Bekannte besitze, Prof. Griepenkerl, Comp. Litolff und vor allem die liebenswürdige Familie des Baumeisters Spohr, Bruder des berühmten Kapellmeisters und Vater der ausgezeichneten Harfenspielerin, so entschloß ich mich einige Tage zur Abwechslung hier zuzubringen, da ich in der Zwischenzeit der beiden Concerte nicht nach Hause reisen konnte und wollte bei der Beschwerlichkeit des Reisens in dem harten Winter. Nun lasse ich mir hier die letzten Stunden des Jahres bei Solchen verrauschen, die mir all die vielen todestraurigen und lebenstrüben und müden Gedanken gar nicht mit der gefürchteten Überwältigung aufkommen lassen werden. —

Wie sehr freue ich mich auf die Haltung Ihres Versprechens, mir Ihre neuen Compositionen mitzutheilen! Schönsten Dank für Ihre gütigen Correcturen! Über Sie habe ich mich nicht beklagt, und wenn Sie das mit großem Rechte getadelte überschwängliche alberne fis-is eigenmächtig geändert, so wäre ich um eine schlechte Note ärmer, die mich ärgert trotz der Unbedeutendheit.

Nicht nöthig habe ich Ihnen wohl meine Freude über Ihren Wiener Triumph besonders auszusprechen und wie viele neue, ebenso verdiente ich Ihnen von dem großen Unbekannten, der sich nennt 1854, aus vollstem Herzen wünsche.

In der Brendel'schen Zeitung werden Sie Pesther Correspondenzen von dem fabricirt, den Sie als „Peltast" nicht erkannt haben (!) häufig lesen. Der „Würdiger" ist ein Assessor Hinrichs in Halle, Schwager von Robert Franz und aus meiner Humoreske „ein Schwager" können Sie den genauen Sachverhalt ersehen. Dieser Artikel erschien in Nr. 19 oder 20 wenn ich nicht irre. — Brahms, der junge Brama Ihres Namensvetters Schu — kommt am 3. Januar nach Hannover. Ich werde nicht ermangeln, Ihnen offen über ihn Nachricht zu geben. — Mit Ihrem Danke — wegen nichts — haben Sie mich so beschämt, daß es mir arrogant erscheint, wenn ich Sie meiner steten Verehrung und herzlichen treuen Ergebenheit vorläufig für 54 versichere als Ihr Hans v. Bülow.

Meine ergebensten Empfehlungen Ihrem Herrn Bruder!

An Robert Volkmann (Wien).

Lieber und verehrter Freund Volkmann! Dresden, 12. Juli 1854.

Ein ganz gewöhnlicher Freundesgruß läßt sich wohl am ersten noch in Empfang nehmen, wenn er durch Gelegenheit kommt. Es wäre mir außerordentlich angenehm gewesen, wenn ich durch Mittheilung irgend etwas für Sie Interessanten oder Sie persönlich Berührenden früher Veranlassung hätte finden können, unseren seit Ihrem Besuch in Dresden leider abgebrochenen brieflichen Verkehr wieder anzuknüpfen. Leider gab es und gibt es von der Art nichts. Daß wir hier viel von dem Componisten und liebenswürdigen Menschen Volkmann sprechen und gewissermaßen mit Ihnen ohne Ihr Wissen verkehren, können Sie sich leicht denken. Neulich habe ich nun auch Ihre treffliche Begleitung zur Tartini'schen Teufelssonate kennen gelernt — und mache ich Ihnen dazu mein Compliment.

Pohl hat Ihr Quartett (das bei Härtel erschienene — Spina hat das 2te noch gar nicht versendet —) besprochen und wird die Kritik vielleicht schon in der nächsten Nummer der Brendel'schen Zeitung erscheinen. — A propos — wie hat Ihnen der prächtige Aufsatz von Wagner über die Ouvertüre zur Iphigenie von Aulis gefallen? — Wollen Sie selbst denn gar nicht einmal über Wiener Zustände referiren, damit wir wenigstens ein paar gedruckte Zeilen von Ihnen zu lesen bekommen? — Ich für meine Person beschränke mich jetzt darauf Notenköpfe zu malen — eine Orchesterphantasie* (in Ouvertürenform) auf die ich selbst etwas halte — weil sie gewissermaßen mit meinem Blute geschrieben ist, und die ich Ihnen gern vorlegen möchte, weil ich glaube, daß der Autor des B moll Trio's über die Kundgebung einer individuellen Seelenstimmung wie ich mich ohne Pretention irgend welcher Art dazu gedrängt fühlte — nicht den Kopf schütteln wird wie — Andere — „die nichts gelitten haben". — Mit Ihrem F dur Trio habe ich mich nach und nach herzlich befreundet; ich gestehe Ihnen das stolz in meinem Widerruf.

Liszt ist zum Musikfeste in Rotterdam gereist, am 24ten hat er mir Rendezvous in Leipzig gegeben — um mich noch einmal vor meinem längeren Verschwinden zu sehen. — Ich werde nämlich Anfangs September nach Schlesien zu einer polnischen Familie als Hauspianist gehen (!!!).**

Was macht der Prometheus? — Marpurg hat Ihr B moll Trio in Königsberg mit ganz brillantem Succeß gespielt. Herr Singer hat es von Frau v. Adelsonn, ich von verschiedenen anderen Seiten gehört.

Das Papier geht zu Ende. Ich sage Ihnen ein herzliches Lebewohl und wäre sehr glücklich, wenn Sie mich durch Hrn. Winkler, den ich Ihnen als einen mit wahrhaft künstlerischem Wissen und Eifer ausgezeichneten Musiker zu freundlichem Empfang vorstelle, mit einem Buchstaben wie es Ihnen geht, innerlich und äußerlich, erfreuen würden. Mit Verehrung ganz der Ihrige

Hans v. Bülow.

---

* Nirwana; vergl. Register der Bülow-Bände.

** vergl. Bd. II.

An Robert Volkmann (Wien).

Lieber und verehrter Freund!

Dresden, 27. August 1854.
Lange Gasse 28 2 Tr.

Sie haben mir sowohl durch Ihre neulichen Zeilen, als durch die Zusendung Ihrer Sonate eine große Freude gemacht, und ich will es nun nicht länger aufschieben, Ihnen dafür meinen herzlichsten Dank zu sagen. — Die Sonate hat mir — abweichend von dem flüchtigen Urtheil Anderer, sonst aufrichtiger Bewunderer Ihrer Werke — außerordentlich wohl gefallen. Sie werden es aus besserem Munde gehört haben — und von Haus aus selbst wissen — daß das Intermezzo an Originalität, Reiz und Rundung seines Gleichen sucht — aber auch der erste und letzte Satz sind in ihrer ganzen Construction, in ihrem feurigen Schwunge und ungesuchten Wohlklange meisterhaft, und man hat eine recht stachelnde Anregung, sie gut vortragen zu lernen. Damit bin ich denn auch eifrig beschäftigt, und vielleicht meldet Ihnen ein musikalisches Blatt einmal in diesem Winter, daß ich meiner bekannten Verehrung für Sie nicht untreu geworden bin. — Vom Adagio muß ich ganz besonders Erwähnung thun. Da finde ich so recht den Componisten seines Opus 5 wieder. Damit Sie mich nun aber nicht — aus ironischer Bescheidenheit — für einen „feilen Schmeichler" halten, so will ich Ihnen nun noch ein paar unmaßgebliche persönliche Kunstausstellungen machen. So imposant mir die Steigerung am Schlusse des ersten Satzes erscheint, so sehr befremdet mich auf antipathische Weise der Gipfelpunkt derselben auf dem F moll Accord der meine Sehnsucht nach einem Zenith der Wildheit durch seinen matten Abfall mit kaltem Wasser übergießt. Der Rückgang und Ausgang ist wieder ganz prachtvoll. Ähnlich ergeht mir's mit dem Schlusse des letzten Satzes. Der Anfang der Coda (As moll) ist ganz vorzüglich, aber die letzten drei Zeilen — namentlich die letzte — des Ganzen erfüllen mich ebenfalls mit lauer Unbefriedigung. Ziemlich schwer zu spielen ist das zweite Auftreten des gesanglichen zweiten Thema's im ersten Satze (C dur) — aber wirklich sehr schwer zu spielen, wenn man es gut spielen will.

So — nehmen Sie mir diese — vom erst seit kurzer Zeit aufgegebenen Métier des Kritikers übrig gebliebene Mucke nicht übel. — Ein gewisses Sprichwort paßt hier wahrhaftig nicht her — Sie haben mir ja auch das „Roß" in der Absicht „geschenkt", daß ich ihm „in's Maul zu sehen" und sein glänzendes Gebiß zu bewundern nicht zögern würde. Wie gesagt, ich studire daran und werde bei ehester Gelegenheit mich auf dem Rosse öffentlich zu tummeln suchen. —

Mit Pohl's Recension Ihres F dur Trio's bin ich sehr unzufrieden gewesen. Wenn er es mit der Klaviersonate ähnlich macht — (da er schlecht Klavier spielt so kann er sich natürlich keinen rechten Begriff davon geben — und um es aus der Lektüre als Augenmusik zu beurtheilen, dazu fehlen ihm die nöthigen musikalischen Kenntnisse) — so schreibe ich eine Gegenkritik! Pohl's Adresse ist übrigens: Schmölen bei Wurzen, wo er als Junggeselle (seine Frau erholt sich in Baden-Baden) im Schooße seiner Familie Suppe für Brendel kocht. —

Was mir in Ihrer Sonate so sehr gefällt, wie an allen Ihren Arbeiten — das ist die völlige Abwesenheit jedes musikalischen Judenthums — von dem unsere gegenwärtigen specifischen Musiker, Schumann nicht ausgenommen, seit Mendelssohn so sekundär inficirt sind. — Sympathisiren Sie mit oder lachen Sie mich aus? — Ich bin ein eingefleischter Judenhasser, das ist wahr, aber neben einem unerklärbaren physischen Widerwillen (also ganz unconfessionell) vermöchte ich meine sonstigen Motive sehr scharf und deutlich zu erklären. Haben Sie keine Angst — ich kann Ihnen heute nicht mehr als einen Bogen schreiben. — Allesammt unrein — ungöttlich — wenn man auf den Grund kommt — nichts als Gewinnsucht — Ausbeutung — Speculation — Feigheit. Seien Sie ruhig — ich höre schon auf. —

Wegen des p. p. Winkler, dem ich eine derartige Flegelei um so weniger zugetraut hätte, als ich in meiner Bekanntschaft mit ihm noch ziemlich auf dem conventionellen Höflichkeitsfuße stand, muß ich Sie tausendmal um Entschuldigung bitten. Wenn ein Philister sich einmal außer dem Hause besäuft, so giebt's kein ärgeres Schwein. W. hält übrigens seinen Skandal für einen geistreichen Spaß und glaubt, daß er unfehlbar als solcher acceptirt werden müsse! —

Sehr neugierig bin ich auf Ihre neuen — wohl bei Spina erscheinenden — Compositionen geworden, durch den Fetzen mit dem Sie in Ihrem Briefe (op. 18? F dur?) mein Auge gekitzelt haben. Lassen Sie mich aus der Hypothese bald in einen erfreulichen Positivismus versetzt werden.

Warum ich mit lateinischen Lettern schreibe? Sie werden mir nicht glauben, daß ich durch die Gewohnheit jenen Vortheil daraus ziehe, den Sie an der deutschen Schrift rühmen. Und da geschieht's aus einem gewissen europäischen Gesammtδημοkratismus. Alle „Germanisten" übrigens bedienen sich jetzt der latein. Schrift. Sehen Sie Grimm, Hagen, Haupt und ihre Bücher an! Bei mir ist's eine durch Gewohnheitstyrannei geheiligte „Schrulle" — nicht mehr.

In drei Wochen gehe ich wahrscheinlich nach Posen. Ich freue mich nicht darauf, aber: etc. Op. 135.

Meine dortige Adresse schicke ich Ihnen das nächste Mal. Vorläufig schreiben Sie mir noch einmal nach Dresden, nicht wahr? — Hr. Singer hat Ihnen wohl schon geantwortet. Er war etwas unwohl dieser Tage und mopst sich fürchterlich in der Trauerresidenz. — Interessirt Sie meine Orchesterphantasie, so will ich sie nächstens an Spina aufgeben. Ich mache jetzt eine Abschrift davon. Nichts Langweiligeres als das!

Leben Sie wohl und heiter. Lassen Sie bald von sich hören. In freundschaftlicher Verehrung herzlich der Ihrige Hans v. Bülow.

P. S. Wollen Sie mir einen großen Gefallen thun? Kennen Sie den jungen Componisten Debrois van Bruyck oder den sehr musikalischen Juristen Gänsbacher (Sohn des Kapellmeisters)? Als ich nach Pesth reiste, ließ ich diesen Herren in Wien eine Anzahl Musikalien leihweise zurück — Quintett v. Schumann, Trio

v. Franck, Lieder von Raff u. A. — Ich kehrte, wie Sie vielleicht wissen, nicht über Wien nach Deutschland zurück und vermisse ungern mein Noteneigenthum. — Hätten Sie nun vielleicht die große Freundlichkeit mit einer Karte von sich an einen der Herren zu schicken und in meinem Namen auf dieser Karte die Übergabe der mir zugehörigen Musik an Sie zu veranlassen? Ich wäre Ihnen ungemein dankbar. Sie senden mir dann das Paquet einmal durch Spina zu?

Vor einigen Tagen erhielt ich aus Zürich die Hälfte der Partitur des „Rheingoldes" (Vorspiel zu den 3 Nibelungendramen). Das ist ein kolossales Werk, mächtig, ergreifend. Die Energie dieses in so trauriger Vereinsamung lebenden Mannes ist sublim! Wenn Sie die eigenhändige Reinschrift dieser merkwürdigen Partitur sähen, diese Genauigkeit, diesen eisernen Fleiß, der auf das Ganze wie auf jede Einzelnheit verwendet worden ist, schöneren Aussehens als ein „gestochenes" Werk — Sie würden einen Murrton der Bewunderung ausstoßen! — Ich werde für Wagner's Hausgebrauch ihm den Klavierauszug davon machen. Adieu.

An Robert Volkmann.

Lieber Freund, Berlin, 1857/6./1.

Eichhornstr. Nr. 10 parterre.

Nicht anders, scheint es mir, als durch eine wirklich umgehende Antwort, kann ich Ihnen eine schwache Andeutung davon geben, wie angenehm mich ein Lebenszeichen von Ihnen gestreichelt hat. Durch Liszt u. Singer habe ich eigentlich so gut als keine Nachrichten von Ihnen erhalten. Sie selbst thun allerdings nicht viel mehr, denn ich erfahre auf den vier versprechenden Seiten von Ihnen weder, wie Sie in Wien leben, noch was Sie componiren und ob Sie mit Ihrem Aufenthalte zufrieden sind. Alles Dinge, die mich heute in eben so hohem Grade interessiren, als vor den drei Jahren, seit welchen unsere Bekanntschaft datirt, und über welche jede Einzelheit mir sehr willkommen wäre. Ich kann mir nicht erklären, was es mit Ihrer Äußerung, Sie seien in den letzten Jahren „geistig abgestorben" gewesen, für eine Bewandtniß hat. Erfreulich wenn Sie ein „resurrexit" singen — aber war das nöthig?

Herr Debrois van Bruyck erwies mir die Freundlichkeit mich vor einigen Monaten auf seiner Durchreise aufzusuchen. Doch habe ich ihn vergeblich in den Hotels von Berlin ausgeforscht. Als seine Adresse mir durch das Fremdenblatt bekannt wurde, war er selbst bereits auf und davon. So habe ich die letzte Gelegenheit versäumt, Ausführlicheres über Sie zu hören. — Unter uns — das Wesen, welches man von dem jungen Manne in Wien macht, scheint mir ganz unbegreiflich. Seine Compositionen kommen mir ziemlich dürftig, phantasielos und mitunter sogar recht abgetragen vor, und ich vermag es bis jetzt noch nicht, ein großes Genie in ihm zu erblicken. Überhaupt schaut mir der in seinen Artikeln über die Liszt'sche Messe sehr geistreiche u. wohlgesinnte Zellner in Einigem noch recht unklar mit sich selber aus. Wie stehen Sie selbst mit ihm? Arbeiten Sie etwa gar an den Blättern mit?

Denken Sie sich, eine Zeitlang hielt ich Sie für den Correspondenten der Neuen Zeitschrift und glaubte in der Unterschrift „Es" eine Ihnen eigenthümliche Ironie wahrzunehmen, mit welcher Sie diese Chiffre von dem bekannten Pesther Kritikaster entlehnten. Erst vor Kurzem wurde mir gesagt, Es sei ein Czartoryski.

Ihr B moll wird Anfang nächster Woche den Berlinern zum zweiten Male vorgeführt. Seit meinem ersten Auftreten (Dez. 1853) ist das Werk öffentlich noch nicht wiederholt worden. So schlimm ist es mit der ehrenwerthen Kunstgenossenschaft hierorts bestellt. Im zweiten Cyclus der Triosoiréen werde ich die A moll Sonate zu Gehör bringen. Wenn Sie über Recensenten noch nicht blasirt sind, will ich Ihnen von der Aufnahme berichten. Überhaupt wollen wir uns doch wieder correspondirend nähern, wenn Ihnen das recht ist. Für heute bin ich in so schlechter Stimmung, daß ich Sie nur langweilen zu können fürchten muß. Ich habe das neue Jahr recht schlecht begonnen, ein seit ungefähr einem Jahre ausgebildeteres Leberleiden, das mir alle Arbeit erschwert und mich über verlorene Zeit klagen läßt, hat mich recht leidend gemacht. Dazu die angreifende Beschäftigung mit dem tristen Lehrermétier, für das ich nicht geschaffen bin, denn fünf Lectionen täglich, machen mich schon für Ernsteres unbrauchbar. So geht mir denn zuweilen selbst der angeborne Humor aus. Und der ewige Kampf gegen schäbige Bornirtheit und gemeine Böswilligkeit sammelt mir stets neuen Stoff an Gift und Galle, die zu evomiren um sich Erleichterung zu schaffen, nicht immer hier Gelegenheit geboten ist. Doch mich selbst habe ich ziemlich bewahrt — ich bin in meinem besseren Elemente doch noch der Alte, u. ich bitte Sie mich somit auch als Ihren alten Verehrer anzusehen. — Ihr Visegrád-Album hat den vollen Beifall hiesiger anständiger Musiker (z. B. Ehlert, Lührß, Kroll u. A.) gehabt, den meinigen natürlich auch. Der Recensent dieses Werkes in der Brendel'schen Zeitung, Herr Felix Draeseke, ein junger, sehr talentvoller Musiker hat sich jetzt hier angesiedelt und correspondirt für dies Ihnen treu gebliebene Blatt.

Könnten Sie Zellner nicht veranlassen, denselben zur Mitarbeiterschaft an den Blättern für Musik aufzufordern? Es wäre recht ersprießlich, eine Art Zusammenhang zwischen den neuen Bestrebungen in Wien u. Berlin herzustellen. Gegen mich persönlich scheint Z. noch immer recht ungünstig gestimmt.

Sie kennen wohl die Viole'schen Curiosa? Wenn Sie ihn persönlich kennten, würden Sie noch mehr erstaunen. Eine wahre Sensitive, der bescheidenste, timideste, naivste Jüngling (dreißig Jahre) den man sich vorstellen kann. Übrigens geht es ihm herzlich schlecht, und es fehlt ihm an Gelegenheit zu einer Stellung [zu] gelangen, obwohl er ein ganz brauchbarer Organist. Selbst seine Compositionen sind naiv zu nennen, wenn man bedenkt daß er in seinem Leben etwa sechsmal eine Oper gehört hat und nur etwa von zwei Symphonien Beethovens weiß, wie sie klingen.

Über die Programme der Haslinger'schen Novitätensoiréen freut man sich hier allgemein. Ich vermuthe, daß Sie dabei auch eine tonangebende Stimme führen. Oder machen Sie mehr im Allegro spinato? Ich hoffe recht bald wieder

von Ihnen zu hören und dann auch im Stande zu sein mit freierem Kopfe u. leichterer Hand zu antworten.

Einstweilen begnügen Sie sich mit meinem guten Willen Ihnen mit freundschaftlichem Gruße zu danken für Ihre liebenswürdige Erinnerung an Ihren wie immer ganz ergebenen Hans v. Bülow.

An Robert Volkmann (Wien).

Berlin, 27. März 1857.

Heute früh erschreckt mich Ihr Brief! Wissen Sie, was ich sofort gethan — Lectionen abgesagt, um mich an die Beantwortung zu machen, an die Zerstörung der sehr wenig schmeichelhaften und in ihrer Ungemüthlichkeit mich alpähnlich drückenden Meinung, die Ihnen mein Schweigen seit der Ankunft Ihres schönen Geschenkes* beigebracht. Ich war krank, Bester, und übermäßig angestrengt. Der Schluß des Semesters am Conservatorium gab speciell zu thun, da ich Versäumniß durch Reisen nachzuholen hatte u. s. w. Morgen geht's wieder fort. Ich soll in Leipzig in einer Extraquartettsoirée Beethoven's op. 120 und noch was Anderes spielen. Da kommt man nicht zur Ruhe, wie man sie braucht, um an gewisse Leute zu schreiben, denen man nicht flüchtig, nein, gründlich ausführlich in wirklicher Herzensergießung sich mittheilen möchte. Eine Empfangsbescheinigung hatten Sie erwartet? Welche Blasphemie!

Durch die Dedication an mich haben Sie Ihren Verleger entschieden um ein Verkaufsexemplar betrogen. Denn so wenig ich mir Musikalien käuflich anzuschaffen gewohnt bin, Ihr op. 26 gehört zu den höchst seltenen Gegenständen von Werth, welche ich eigenthümlich besitzen muß. Es ist nicht blos meine Privatmeinung, sondern alle mir näher bekannten Musiker, denen ich Sonntag bei Radecke das Werk „tant bien que mal“ vorgespielt, kamen überein, daß sie ein so bedeutendes Werk von Ihnen nach Ihren brillanten Antecedentien erwartet hatten, aber lange erwartet hatten. Damit hat Niemand einen Vorwurf verbinden wollen, nein, nur den Ausdruck der Befriedigung pointiren. Die Anwesenden waren: Lührß, Bargiel, Radecke, Wohlers, Langhans, Viole, Draeseke u. s. w.

Meine speciellen Lieblingstheile in dem Werke sind nun die beiden höchst originellen und sublim empfundenen Variationen in F moll (und Cis moll). Das ist nun vielleicht subjective Sympathie. Auch weiß ich dies, und ich bin wahrhaftig nicht blind — vorläufig höchstens noch taub — weil meine Finger das Werk noch nicht vollständig bewältigen — für die Schönheiten der ersten Variationen, für die höchst eigenthümliche contrapunktische Kunst, die Sie darin niedergelegt haben, für die festliche Pracht und den langathmigen Fluß des Finale — ein Satz, wie man Ihnen denselben nicht sobald nachschreiben wird. Mit der Auffassung der Einleitung bin ich mit mir selbst noch nicht ganz im Klaren. Es muß dieselbe sehr

* Variationen über ein Thema von Händel.

überlegt studirt werden und dann doch beim Vortrag wie freie Fantasie klingen. Ich erinnere mich dabei eines Ausspruches von Gutzkow in seinen Anregungen, der mir anfangs etwas gewagt schien: Eine Dichtung ist nur dann vollkommen, wenn sie den Charakter augenblicklicher Improvisation an sich trägt. — Es liegt Wahres darin.

Händel könnte über Ihr Werk wieder lebendig werden, wie Meyerbeer hätte über Lißt's Präludium und Fuge nach dem Prophetenchoral gut crepiren können! Ich fühle mich zu dumm, um Ihnen kurz und auf eine anständige Weise meinen herzlichen Dank auszusprechen, daß Sie mir die Ehre erwiesen haben, meinen übelklingenden Namen auf dieses Opus zu setzen, und mich so in einen Fürstenstand à la Gallizin oder Rasumowski zu erheben.

Zu einer würdigen Ausführung von Seite des Clavierspielers gehört übrigens ein Instrument, das sich durch einen sehr klaren und wohlklingenden Baß besonders auszeichnet, damit die in den letzten Seiten so häufig benutzten tiefen Lagen ganz verständlich werden. Schwer ist's übrigens, aber ich freue mich, daß es nicht zu schwer ist für meine — seit unserem letzten persönlichen Zusammensein — einigermaßen gewachsenen Kräfte.

Sie zanken ein wenig lieber Freund. Sie haben zum Theil recht. Die Stimmung von Publikum und Kritik ist hier so verdorben worden, daß ich auf einen zweiten Triocyclus in diesem Winter verzichtet habe. Zudem hat sich Laub auf einen Monat nach Prag begeben, um dort, ich weiß nicht mehr mit wem, Soiréen zu veranstalten. Also im nächsten Jahre. — Die Kritiken über Ihr Trio konnte ich Ihnen nicht einsenden — sie waren zu reizlos, zu albern. Talent, Erfindung hat man Ihnen zugesprochen, das ist viel; aber man hat damit wenig sagen wollen. Kommen Sie mal nach Berlin und Sie werden gewaltig erstaunen über den Unterschied zwischen dem hiesigen und dem Wiener Terrain. Letzteres ist um 100 p. c. mindestens besser. Diese Hochnasigkeit des Unverstandes, dieser Mangel an jeder Spontaneität des Geschmackes und der Empfindung, dieser aufgeblasene Klassicismus — etwa in dem Sinne, wie der Hausknecht in Nestroy's „Einen Jux will er sich machen" sagt „aber das ist klassisch!" — auch Ihre Ruhe und glückliche Indifferenz nach Außen, wie sie der schaffende Künstler besitzen muß, würde darunter leiden, zur Empörung aufgebracht werden!

Draeseke ist's z. B. so gegangen. Er kam her, fast revoltirt über meine Grimmigkeit, und jetzt übertrifft er mich darin. Er läßt Ihnen vielmals danken für Ihre gütige Mittheilung und wird Sie zu Ihrer Zufriedenheit verarbeiten. — Ihre Ansichten über alte und neue „Form" sind auch die meinigen. Die Idee muß sich ihre Form selbst schaffen — es darf ihr keine Form octroyirt, angepreßt werden, die alte nicht entzogen werden, weil sie dagewesen ist, eine absolut neue nicht anforcirt werden. Der Kritiker hat nur zu entscheiden, ob Inhalt und Form einander adäquat, ersterer in letzterer erschöpfend zur Darlegung gekommen ist.

Würde das in Wien passiren, daß nach einem Vortrag (der Sonate v. Lißt) ein

Recensent schreibt, „das sei eine Herausforderung gewesen, bei welcher man die besonnene ruhige Haltung des Publikums habe bewundern müssen?"

Gut damit. Das Recht des Individuums als solchen ist auch in der Kunst das Heiligste. Diese meine tiefinnerste Überzeugung eben treibt mich zur Empörung, wenn ich die schmachvollsten Verletzungen dieses Rechts erlebe. — Es freut mich, daß wir im Ganzen so sehr übereinstimmen und die wahre Freude und Bewunderung, welche ich bei Ihrem schönen Werke empfunden, hat mir davon eine neue Versicherung gegeben. Senden Sie es doch an Lißt! — Einstweilen mit dem Versprechen, baldigst mehr zu schreiben,

Ihr dankbarer Schuldner und ergebener Freund H. v. Bülow.

An Robert Volkmann.

Lieber Freund! Berlin, 3. April 1857.

So eben komme ich von Leipzig zurück, wo ich die musikalische Saison mit einem „beispiellosen" Erfolge beendet habe, wie man mir dort gesagt hat. Es hat mich unendlich gefreut, daß wir beide „en compagnie" da waren, und ich beeile mich Ihnen dieses mitzutheilen. Diesmal fange ich bei mir an, und gestützt auf die Erinnerung an das freundschaftliche Interesse, das Sie mir schenken, erzähle ich Ihnen, daß ich für jahrelanges Ignoriren und Anfeinden eine Satisfaction erhalten habe, die nicht eclatanter hätte sein können. Ich habe mir nie einen solchen Empfang, eine solche zahllose Hervorrufungswuth geträumt — wenigstens nicht in einer norddeutschen Stadt. Vielleicht ist es mir geglückt, die Classikomanen bis zum Enthusiasmus zu langweilen. Dreyschock, der kurz vor mir im Gewandhause gespielt, ist gänzlich durch mich geschlagen worden. Also „Revanche für Wien 1853". Jetzt bin ich geborgen und habe sicheren Fuß in Leipzig, wie hier — als Pianist. Das Weitere ergibt sich, denke ich, mit der Zukunft. Zugleich habe ich dem Wanderer dadurch ein Dementi gegeben, betreffs dessen, was er über die Lißt'sche Schule geschwafelt hat. Welche Infamie! Das Blatt liegt in Leipzig überall aus! Der Clavierlehrer Wenzel vom Conservatorium behauptete steif und fest, Niemand anders als Herr Evers selbst habe das Zeug geschrieben. Das wäre doch gar zu frech. Aber es ist möglich.

Nun zu Ihnen. David hat mit dem G moll den Anfang gemacht, weil er glaubt, dieses Werk sei das geeignetste, Sie an Orten, wo B moll z. B. für den Anfang sehr gefährlich wäre, nachhaltig zu introduciren. Er hat sich nicht getäuscht. Der Beifall nach jedem Satze war ein ebenso lebhafter und andauernder als ganz allgemeiner. Die Kritik hat Sie anerkennen müssen, wenn auch der giftige dumme Judenjunge in der Leipziger Allgemeinen Zeitung Bernsdorff manche Restriktionen und „Aber" anfügt. So greift er den ersten Satz als den schwächsten an, der David und auch mir, der ich das Werk zum ersten Mal gehört, den originellsten Eindruck gemacht hat. Die Ausführung war vorzüglich. David hat sich entschieden verdient gemacht und auch mit seinen etwas subjectiven Änderungen in der Nüancirung, in den Bogen (bei dem zweiten gesanglichen

Motive des ersten Satzes) würden Sie vielleicht heute nicht unzufrieden gewesen sein. Sechzehn Takte H dur im letzten Satze (Wiederholung) hat er sich zu streichen erlaubt, und ich gestehe Ihnen, daß ich ihn dafür entschuldige, so sehr mir dieser Theil sympathisch ist. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich gefreut habe, das Werk zu hören, das mir bis dahin in Ermangelung einer Partitur noch fremd geblieben war. Prächtige Melodik! Das Adagio ist sehr schön, das H dur hat D. eine Octave höher gespielt, weil es ihm auf der G-Saite zu dumpf klang. Es machte sich sehr gut. Des Cellisten Grützmacher Pizzicato war pompös.

Nun mir Leipziger Thore offen stehen, hoffe ich im nächsten Jahre dazu zu gelangen, Etwas von Ihnen dort zu spielen. Die Variationen erregen in der Musikwelt nicht geringe Sensation.

Für heute muß ich leider schon schließen. Die Stunde der Knechtschaft schlägt, ich muß an die musikalische Mohrenwäsche.

Herzlichen Gruß von Ihrem ganz ergebenen Hans v. Bülow.

An Robert Volkmann.

Verehrter Freund, Berlin, 14. Juli 1860.

es ist entsetzlich, wie leicht man in diesem Leben außer allen Verkehr mit Denjenigen geraten kann, an denen man das höchste geistige Interesse hat! Trotz Dampf, trotz elektrischem Draht! Wie lange ist's her, daß wir keine Schreibmaterialien mit einander gewechselt? Mich schaudert's daran zu denken. Ich habe dabei so eine undeutliche Ahnung von schlechtem Gewissen. Mir ist's als wäre ich zuletzt der Briefschuldner geblieben. Also „mea culpa“! Meine scheinbare Indifferenz in Betreff Ihrer wäre nun ganz unverzeihlich, wenn ich eben nicht theils durch mündliche Kunde (z. B. letzthin bei meinem Wiener Aufenthalte) theils durch die Zeitungen und die Verlegeranzeigen stets das Beste, Beruhigendste über Ihre Thätigkeit und über Ihr Befinden vernommen hätte. Aber gerade diese angenehmen Nachrichten hielten mich ab, oder besser, temperirten den Drang, Ihnen zu schreiben bis zum Nullpunkt. Sie werden es begreifen: unser Eines hat eine gewisse im Grunde löbliche Scheu von sich selber zu sprechen. Bei solcher Gelegenheit recapitulirt man bei sich selbst ein größeres Stück Vergangenheit und ärgert sich über sich selbst, über die Anderen u. s. w. Namentlich ist das nothwendig der Fall bei einem Malcontenten wie ich, der theils im Virtuosenthum, theils im Schulmeisterthum noch so tief drin steckt und bis jetzt der Ruhe und Muße entbehrt hat, [die] die Bedingungen künstlerischer Production bleiben. — Ich kann Ihnen nicht sagen wie herzlich es mich gefreut hat zu erfahren, daß Ihnen von der Hand der Freundschaft dieß „gib mir, wo ich stehe“ erfüllt worden ist. Sie stehen außerhalb des Parteitreibens, haben deßhalb auch keine Gegner: was Sie schaffen, findet überall die größte Theilnahme, weil die Erkenntniß seines Werthes durch keine von persönlicher Animosität angelaufene Brille getrübt wird. Dieselbe Unbefangenheit in welcher Sie frisch weiter componiren, kommt auch denjenigen Personen zu Gute, die Ihr Publikum bilden: und Sie dürfen sich selber

gratuliren, daß alle guten Musiker jeder Fraction dies Publikum bilden. Ich kann dreist behaupten, daß mir nichts von dem, was mit Ihrem Namen in die Öffentlichkeit gekommen, unbekannt geblieben ist. Die Messen und die neuen Quartette habe ich allerdings nicht gehört: aber Ihre neuen Lieder und die zwei- wie vierhändigen Klavierstücke sind mir und meinen Freunden gründlichst vertraut. Ich würde Einiges davon in der Leipziger Musikzeitung besprochen haben, wenn eine solche Bevorwortung überhaupt bei Ihnen noch vonnöthen wäre, und wenn eine solche von einem „Neudeutschen" (eine neue Gattung Exilirter) — unter den leider immer noch obwaltenden Umständen — ausgehend, nicht vielmehr geeignet sein könnte, Mißtrauen gegen Ihren Namen zu erwecken. Ich weiß nicht in wie weit Ihnen die gegenwärtige reactionäre musikalische Presse bekannt sein dürfte; so viel steht fest in Folge mannichfachster Erfahrungen: Alles, was wir loben wird „eo ipso" für tadelnswerth ausgegeben, wenn man nicht vorzieht unser Lob zu verdächtigen. So wenigstens geberdet sich namentlich die Wiener musikalische Journalistik.

Doch ich komme zu weit von einem speciellen Zwecke ab, zu dem ich überhaupt zu gelangen eine nicht unbedeutende Mühe der Selbstüberwindung bedarf. Ihr Mißtrauen ist jedenfalls schon wach: Sie errathen, daß „ich etwas von Ihnen will" — das ist richtig — aber schweres Unrecht würden Sie mir thun, wenn Sie annähmen, dies sei lediglich das Motiv meines heutigen Schreibens. Nein — ein zufällig sich darbietender Zweck läßt nur die langgehegte Absicht endlich zur Ausführung kommen. Übrigens nicht ich will etwas von Ihnen, sondern eine gute künstlerische „causa" drängt sich an Sie mit dem Verlangen eines großen Opfers, der zeitweiligen Trennung von einem großen Schatze, den nur Sie besitzen. Nun ist es heraus: nach den Zeitungen besitzen Sie ein Autograph von Bach's wohltemperirten Klavier. — Im Verlage von Peters in Leipzig, ein Geschäft welches der Musikverleger Jul. Friedländer in Berlin kürzlich käuflich an sich gebracht hat, soll eine neue Ausgabe dieser „Bibel" veranstaltet werden, und zwar endlich einmal eine durch und durch correcte ohne jene kleinen Verballhornungen und Unsicherheiten, welche sämmtliche bis dato edirten Exemplare aufzuweisen haben. Der Pianist und Musiklehrer Franz Kroll in Berlin, ein intimer Freund von mir ist mit dieser Revision beauftragt worden. Das ist der gewissenhafteste Arbeiter den man sich für dergleichen wünschen mag, ein Musiker „comme il faut". An Kritik mangelt es ihm nun nicht, aber allerdings an genügendem Stoff dazu: die hiesige kgl. Bibliothek besitzt nur ein Autograph vom I. Theil, sonst lauter Abschriften, die einander unähnlich. Wenn Sie es über sich gewinnen könnten, Ihr Autograph des Werkes auf einige Zeit zu Kroll's Verfügung zu stellen, würden Sie der guten Sache einen enormen Dienst leisten. Ich bin nun beauftragt Sie auszuforschen: 1. ob Sie geneigt sind jenes Besitzthum zu verleihen? 2. auf wie lange Sie es würden entbehren mögen? 3. welche Garantien Sie, sei es von Kroll, von mir, vom Verleger oder event. vom Custos der kgl. Bibliothek verlangen würden? Würden Sie so gütig sein, mir recht bald eine

Antwort zu ertheilen? Und hätten Sie die Liebenswürdigkeit, alle etwaigen Brosamen früherer freundlicher Gesinnungen für mich aus Ihrem Gedächtniße zusammenzulesen und zur Unterstützung meiner Fürbitte mitwirken zu lassen? Ich bin ein Feind hochtrabender Phrasen: aber ich erkläre mich dennoch bereit, mit meinem Kopfe dafür zu haften, daß Ihnen Ihr Eigenthum unbeschädigt am Tage wo Sie es zurückfordern, zurückgestellt wird, und für Kroll und den Verleger Friedländer garantire ich, wie für mich selbst.

So: nun habe ich Sie übler Laune gemacht, Sie aus Ihrer behaglichen Ruhe durch ein inneres Duell aufgescheucht: Sie werden mir böse sein. Ich werde es nicht sein, wenn Sie Gründe haben, Nein zu sagen. Ein Mißtrauensvotum gegen meine Person wird Ihrer etwaigen abschlägigen Antwort doch wohl nicht zu Grunde liegen. Aber noch Eins. Wenn Sie die colossale Liebenswürdigkeit haben, den „Schatz" abzusenden, so wäre es räthlich ihn auf der Post durch eine hohe Werthsdeclaration versichern zu lassen, etwa zu 100 oder 200 fl. — entweder an meine Adresse Anhaltstr. 11 oder an Herrn Franz Kroll, Musiklehrer, Dorotheenstraße 42. Letzteres wäre insofern praktischer als ich möglicherweise zwischen dem 25. Juli und 8. August eine kleine Excursion machen könnte.

Doch genug. In jedem Falle müssen Sie mir antworten, und auch ein Refus gäbe mir also die angenehme Veranlassung etwas Direktes von Ihnen zu hören. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß ich und Alle, die Sie verpflichten würden, zu jedem Gegendienste Ihnen etwa erweisbar, mit Fanatismus bereit sein würden.

Glauben Sie mir übrigens, daß ich keineswegs vergessen, wie ich außer der Briefschuld noch andere Schulden Ihnen gegenüber zu tilgen habe. Dahin rechne ich den Vortrag Ihres mir freundlichst gewidmeten schönen Werkes. Eigenthümliche Umstände verhinderten mich, die Händelvariationen in voriger Saison in meinen Schiller-Soiréen öffentlich zu spielen. Die Krankheit meines Schwagers erlaubte mir nicht jenes Studium darauf zu verwenden, dessen die Ausführung bedarf. Für kleine Tatzen wie die meinigen, hat dieselbe ihre speciellen Schwierigkeiten; da habe ich erst allerlei Kunstkniffe und Griffe auszuprobiren, um das „Gehen-Können" vor mir zu sehen. Nachgeholt soll es aber werden, verlassen Sie sich drauf.

Und nun erlauben Sie mir, Sie schließlich auf Etwas aufmerksam zu machen, woran Sie sicherlich große Freude haben werden: auf Wagner's Tristan und Isolde. Ich habe ein halbes Jahr dazu gebraucht, einen erträglichen Klavierauszug für den Musiker zu machen, dessen Erscheinen nicht mehr lange auf sich warten lassen kann. Meiner Ansicht nach ist das die schönste Musik, die seit op. 123, 124, 125 in die Welt gekommen ist — ich nehme nur Weniges von einzelnen schon Verstorbenen und noch Lebenden aus, z. B. Liszt's Faustsymphonie. Ich bin höchst begierig, was Sie dazu sagen werden. Schweigen Sie nicht. Einstweilen leben Sie aber wohl und vergeben Sie mir alle Quälerei.

In unveränderter alter Freundschaft und Verehrung

Ihr ganz ergebener Hans v. Bülow.

An Musikdirektor Kalliwoda (Karlsruhe).

Verehrter Herr und Freund, Berlin, 5. Mai 1861.

ist es sehr unbescheiden, Sie zu bitten, meiner durch theils widersprechende, theils ungewisse und ungenaue Zeitungsnotizen, sowie andrerseits durch das bisherige Ausbleiben direkter Nachrichten genährten Aufregung über das Carlsruher Tristanprojekt ein freundliches Ende zu machen? Sie wissen es ja selbst am allerbesten, wie ungemein mir die Sache am Herzen liegt und werden es begreiflich finden, daß ich nach unverschleierter Aufklärung darüber dürste.

Wenn es also Ihre Zeit erlaubt — ich weiß, daß diese sehr kostbar und vielfach beansprucht ist — erweisen Sie mir den überaus schätzens- und dankenswerthen Liebesdienst, mir in Kürze zu erzählen, welchen Eindruck Wagner's Besuch in Carlsruhe bei Hofe und bei den Künstlern hervorgebracht, wie man ihn aufgenommen, wie weit die ihm sicher gespendete Theilnahme als ernst gemeint und nachhaltig zu betrachten ist. Wie weit wird der Onkel sich zum Gevatter avanciren, er der früher diese Ehre abgelehnt hat?

Wird sich Frau Boni zur Isolde qualificiren? Wann ungefähr dürfte die erste Aufführung statthaben? Letzteres ist mir persönlich wichtig, da ich natürlich nicht gewillt bin, den letzten Carlsruher Philister um ein Glück zu beneiden, das ich doch wenigstens als flüchtiger Fremdenlogenbruder oder Parquettist, soweit das für einen Civilisten möglich ist, genießen möchte.

Ich zweifle noch immer an Allem. Es wäre gar zu reizend, wenn das von Nap. III gegebene Beispiel endlich in Deutschland Nachahmung finden sollte vor dem Tode des Genius, es wäre zu prächtig, wenn Ihre in Worten so liebenswürdigen Herrschaften auch in einer energischen That sprechen würden. Welch glänzendes und weittragendes Muster für andere Höfe, bei denen das Verhältniß von materiellen Mitteln und Kunstsinn eine umgekehrte Progression bildet.

Ich hoffe, Sie befinden sich wohl und frisch in der Erwartung der Dinge die da kommen sollen. Grüßen Sie freundlichst Herrn Hauser, der doch meine Zeilen mit der Liedersendung erhalten haben wird.

Bleiben Sie „ohne Mißtrauen" gewogen Ihrem Sie voll Ergebenheit hochschätzenden Hans v. Bülow.

An die Redaction der Neuen Preußischen Zeitung.

Ew. Wohlgeboren Berlin, 18. Januar 1859.

bin ich gezwungen, mit dem gehorsamsten Ersuchen zu belästigen, den nachfolgenden Zeilen diejenige Beachtung zu gewähren, welche ich schon darum erwarten darf, weil ich dieselbe im Namen der Ehre verlangen muß.

Die maßlosen Angriffe, mit welchen seit jeher der musikalische Referent Ihres geschätzten Blattes nicht sowohl gegen meine künstlerische Thätigkeit, als auch gegen meine Persönlichkeit zu Felde zieht, gönnen mir leider keinen anderen Ausweg als mein Verhältniß zu ihm zu einem persönlichen in der That zu machen. Deshalb stelle ich Ew. Wohlgeboren die ebenso ergebene als dringende Auf-

forderung, mich in Kenntniß von Namen und genauer Adresse Ihres Musikreferenten, der sich der Chiffre „rr" bedient, sofort zu setzen. Nach dem von mir vorausgeschickten Worte glaube ich, daß es nicht der Anführung anderer Motive bedarf, um mein Verlangen zu rechtfertigen, so wenig es an diesen mangelt. Ohne mich meiner zeitweiligen Verwunderung zu überlassen, daß gerade Ihr geschätztes Blatt bei seinen aristokratischen Tendenzen im Kampfe zwischen Künstler und Pöbel es für angemessen findet, dem überreich unterstützten Letzteren zu Hülfe zu kommen, bin ich doch genöthigt, darauf aufmerksam zu machen, wie ungleich und ignobel der Specialstreit zwischen Künstler und Presse geführt wird. Dem Künstler, der wie z. b. meine Wenigkeit jedes von ihm geschriebene Wort mit seinem Namen zeichnet und vertritt, steht nicht einmal, wie jedem Angeklagten die Waffe der Vertheidigung zu Gebote. Das „Gros" des Publikum's liest keine Musikzeitungen, und diese Blätter stehen allein dem Musiker zu Gebote, während er in den einflußreichsten Organen der Presse sich vom ersten besten Laien, der sich, wie es scheint, mit garantirter Anonymität schützt, — ohne Replik verurtheilen lassen muß.

Ein solcher Zustand der Dinge widerspricht dem einfachsten Gerechtigkeitsgefühl, wie ich es auch und vornehmlich bei Ew. Wohlgeboren vorauszusetzen keinen Anstand nehmen kann. Es thut mir leid, wenn ich mit dem Ausspruche, — daß ich den Musiker nicht als Collegen des niederen Comödianten, dessen Gewerbe darin besteht, das Publikum zu amüsiren und im Nichtgelingungsfalle sich dessen Hohne preiszugeben, gelten lassen kann — gegen eine herkömmliche Ansicht verstoße; speciell für meine Person werde ich stets darauf dringen, daß mir die meinem Namen, dem Ernste meiner Bestrebungen und meiner Künstlerehre gebührende Achtung nirgens geschmälert werde. Die letzten Nummern Ihres geschätzten Blattes enthalten eine so entschiedene Überschreitung der Gränze, welche einer reinsachlichen Kritik einzuräumen ist, daß ich zu dem an Ew. Wohlgeboren gerichteten Verlangen nothwendig schreiten muß.

Im Vertrauen auf eine gentlemen-like Auffassung dieser Zeilen von Ew. Wohlgeboren Seite habe ich die Ehre zu zeichnen

hochachtungsvoll und ganz ergebenst — Hans von Bülow.

U. A. w. g. — Anhaltische Straße 11.

An die Redaction der Neuen preußischen Zeitung.

Ew. Wohlgeboren — Berlin, 19. Januar 1859.

verehrliches Schreiben setzt mich in seiner Eigenschaft als ausweichende Antwort auf meine vorangegangenen Zeilen insofern in Verlegenheit, als trotz des gefälligen Anerbietens Ew. Wohlgeboren meinen „Auftrag" zu übernehmen, dieser im vorliegenden Falle zu der Kategorie derjenigen Aufträge zählen würde, welche sich indirekter Vermittelung durchaus entziehen und sich eben nur direkt und rein persönlich erledigen lassen. Es kann mir nicht einfallen Ew. Wohlgeboren einen Auftrag zuzumuthen, wie derjenige ist, welchen ich im Sinne hatte selbst auszuführen. Zu meinem Bedauern ersehe ich, daß die Anonymität des Musikreferenten

Ihres geschätzten Organ's gleichen Schutzes genießt, als die ausgesprochene Satisfactionsunfähigkeit der musikalischen Kritiker der Berliner Philisterzeitungen, die bekanntlich bucklicht, blind oder kindisch sind und hiermit als unantastbare, geheiligte Personen figuriren. Da mir jedoch auf's höchste daran gelegen ist, den anonym feigen Insulten in dem Feuilleton der Presse von Seiten der Laien gegen eine Anzahl Künstler, in deren Gefolge ich zähle, ein Ende zu machen, so erlaube ich mir Ew. Wohlgeboren folgenden Vorschlag zu machen: ich verzichte darauf, den musikalischen Referenten „rr" der Neuen Preußischen Zeitung persönlich verantwortlich zu machen, sobald er sich dazu versteht, in Ew. Wohlgeboren geschätzter Zeitung zu erklären, daß er in seiner Kritik meines neulichen Concertes (Nummer vom 16. Januar) formell und materiell zu weit gegangen sei, wobei er sich immerhin mit dem gegenwärtig entzündeten musikalischen Parteigeiste bequem entschuldigen resp. decken kann. Sollte diese Erklärung nicht erfolgen, so muß ich Ew. Wohlgeboren meine ebenso dringende als ergebenste Aufforderung wiederholen, in dem speziell mich betreffenden Falle von dem usuellen Redaktionsgrundsatz der Nichtnennung der Mitarbeiter abzugehen und mich in den Stand zu setzen, mir die nöthige Genugthuung auf die übliche Weise persönlich zu verschaffen.

Ew. Wohlgeboren Anerbieten, zu einer kurzen und selbstverständlich den ruhigsten Ton einhaltenden Entgegnung die Spalten Ihrer Zeitung öffnen zu wollen, nehme ich als eine besondere Höflichkeit mit verbindlichstem Danke an und wird demzufolge, da meine eigne Person zu sehr Parthei in dem Streite ist eine solche von dem bekannten Musiktheoretiker Herrn C. F. Weitzmann in Berlin in den nächsten Tagen zu gef. Berücksichtigung eingesandt werden.

Hochachtungsvoll Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster H. v. Bülow.

An Theodor Ratzenberger. München, 8. Mai 1869.

Mein geehrtester Herr Ratzenberger, Sie thun Unrecht, daß Sie mich in die mir Ihnen gegenüber peinliche Nothwendigkeit versetzen, abschläglich auf Ihre Bitte zu antworten. Bei Ihrem vorjährigen Aufenthalt in München haben Sie ja als beinahe täglicher Zeuge miterlebt, welche Arbeitslast — rein amtlich — auf meinen Schultern ruht. Seit Wochen ersehne ich vergeblich einen freien Tag um nur das Geringste für mich zu arbeiten. Jene Berufanstrengungen, die Sie ungefähr kennen, haben sich seitdem nur vermehrt, weil die Hinderniße einer resultatvollen Thätigkeit statt zu schwinden unerwarteten Zuwachs erhalten haben. Und — das Traurigste für mich — meine Kräfte haben abgenommen, meine Gesundheit ist erheblich schwächer geworden. Das Aufreibendste für mich ist der Klavierunterricht, den ich in der Musikschule übernommen habe — mich noch privatim mit Rathschlägen und Controllirung der höheren Studien eines Pianisten zu beschäftigen, ist eine Forderung, die zu erfüllen mir absolut unmöglich ist. Die dazu nöthige Elasticität der Nerven ist mir abhanden gekommen. Ich bedaure sehr, daß dem so ist: ich kann mich unter keinen Umständen Ihres Herrn Bruders hier annehmen, begreife übrigens nicht, warum Sie selber nicht diese Ihnen näher liegende Mission übernehmen?

Müssen denn alle Musiker so schrecklich egoistisch sein? Und kann meine hiesige Stellung mit ihrer enormen Verantwortlichkeit und ihren unzähligen Plackereien einem intelligenten Manne, wie Sie sind, wirklich neidenswerth erscheinen? Daß Sie nur für möglich annehmen, ich hätte Zeit finden können, dem Düsseldorfer Musikfeste beizuwohnen, ist mir unbegreiflich. Doch Sie meinen vielleicht auch, es könnte meinen Ehrgeiz reizen, einmal einen solchen unnützen unkünstlerischen Festivitätshumbug — wenn ich „persona grata“ geworden, was nimmermehr geschehen wird — als Taktstocklenker mitzuarrangiren; thut mir ebenfalls recht leid — als ein Zeichen von gänzlicher Mißkennung meines Strebens im Allgemeinen.

Glauben Sie mir — mit Vergnügen tauschte ich meine Occupationen gegen die Ihrigen jetzt ein — ich fände doch zuweilen Zeit, mein eigener Gedankenherr zu sein und nicht stets der Sklave aller andern Musikmacher! Nehmen Sie mir meine üble Laune nicht übel — sie ist natürlich — ich habe täglich mindestens eine Stunde Zwang mich mit der Feder gegen unzählige aus- und inwärtige Ansprüche an meine Zeit zu wehren, und wenn ich „tabula rasa“ gemacht, in dem wie in Anderem, fühle ich mich kaum mehr lebensfrisch genug, wenigstens mein Berufspensum abzuarbeiten!

Nochmals — nichts für ungut. Beste Grüße von Ihrem im Übrigen hochachtungsvoll ergebenen H. v. Bülow.

An Julius Stettenheim (Berlin).

Hochgeehrter Meister! Berlin, 11. April 1888.

Meister bekanntlich = Rabbi. Für meine Wenigkeit übersetze ich's mit „Nichtstümper", um guter Laune zu bleiben, denn nichts ist mir fataler, als eine Anrede, die nur den schöpferischen Geistern gebührt (s. des Schusterbuben Coloraturarie im I. Akt der Meistersinger). Ich fühle mich dann getroffen, wie unter den Linden ein von Blumenmädchen interpellirter Scheinsolventer „Herr Jraf, Excellenz".

Ihr Unicum — ein schlechter Witz von Julius Stettenheim! — (war doch früher nicht) — ist erst diese Stunde (2¼ Uhr) in meine Hände gelangt, da dieselben während eines Triduum in Bremen Taktschlächterei zu treiben hatten. Mit innigstem Mißvergnügen — weil Sie es sind — gebe ich Ihnen einen Korb. Krollen Sie nicht! Bin selbst ein armer Überschwemmter, der nach ein bischen Ubiquität ringt, um allen den alten Verpflichtungen, deren Absolvirung der störende Kaiserwechsel zuerst verhindert, jetzt accumulirt hat, bis Ende dieses Monats nachzuhumpeln.

„Wenn Sie meinen Worten keinen Glauben schenken, so fragen Sie" — Comthur — Wolff Karlsbad 19 Telefon Nr. 1497.

Nein — alles Ernstes — es thut mir superlativ leid, Ihnen (Jedem Anderen mit größtem Genusse) eine Bitte abzuschlagen. Ich bin Ihnen seit Jahren für Ihren geistlichen Zuspruch so muskelhaft verbunden, daß ich mich gern einmal erkenntlich hätte zeigen mögen. In welchem Bitterfeld Sie immer befehlen, sobald meine Zeit weniger asthmatisch. In admiratiefster Hochachtung Hans v. Bülow.





Meine Großmutter/ Erzählung von G. Reck



enn andere Kinder an ihre Großmutter denken, so sehen sie eine alte Dame mit glatten Scheiteln in einem schwarzen Kleid, die auf einem großen, bequemen Stuhl sitzt. Sie hat eine Handarbeit auf dem Schoß, an der sie eifrig herumstichelt und eine ganze Atmosphäre von Behaglichkeit umgibt sie. Sie ist für die Ihren ein Fond von häuslicher Gemütlichkeit und von Wohlstand. Sie repräsentiert die Familie, ihre Geschichte, ihren Grund und ihren Halt. — Wenn aber ich an meine Großmutter denke, so sehe ich sie in enganliegenden weißen Hosen, mit weißem Frack, schlank, biegsam, glänzend, in einem hell erleuchteten Zimmer vor dem Spiegel, umgeben von einem Haufen Spitzen, Bändern, Dosen, Puderquasten und dienstbaren Geistern. Sie machte mir immer einen verwirrenden Eindruck, schon allein, weil ihre Kleider, ihre Haare und ihre Launen so oft am Tage wechselten und ich sie in so vielen verschiedenen Aufzügen sah, daß ich nicht wußte, welche von den vielen Damen eigentlich meine Großmutter war.

War es die kleine, erschöpfte alte Frau mit den blauen Ringen um die Augen, die morgens in einer gelben Spitzenwolke auf dem Sofa lag, oder die große, lebhafte Dame, die nachmittags in einem vollen Salon den Tee nahm, oder war es die junge, schöne, phantastische Großmutter, die abends in goldgestickten Gewändern vor dem Spiegel stand. Alles wechselte an ihr: Gesichtsfarbe, Wesen, Gestalt, das einzige was sie nie ablegen oder ausziehen konnte waren die großen, unvergleichlichen dunklen Augen. Meine wirkliche Großmutter waren einzig diese Augen.

Ich habe sie nur gesehen, als ich noch ein kleines Kind war, damals, zu Papas Lebzeiten. Bisweilen zog mir dann Frau Favre ein weißes Spitzenkleid an, Papa nahm mich auf den Arm, und wir fuhren zur Großmama, ich nannte sie aber nicht Großmama, sondern chérie, und bei den Leuten, die zu ihr kamen, hieß ich la petite soeur de madame. Wenn ich mit Papa da war, waren wir gewöhnlich allein, Chérie trug dann einen schleppenden weißen Schlafrock und ein schwarzes Spitzentuch um den Kopf. Papa küßte ihr die Hand und ich küßte sie auf die Wangen, was ich durchaus nicht gern tat, denn sie schmeckten nach Staub und Puder. Dann aßen wir zusammen und der Papa erzählte viele Geschichten, worüber Chérie lachte oder die Achseln zuckte. Nach Tisch hatten sie immer eine lange Unterredung. „Du bist doch so reich," sagte Papa jedesmal, „du gibst jährlich eine Million aus, und erst gestern hast Du aus Wien Geld bekommen!" Chérie erwiderte sehr ärgerlich, daß sie eine Million laufende Schulden habe und außerdem eben erst ihren Schneider bezahlt hätte. Sie wurden dann beide heftig, besonders Papa, und es endete immer damit, daß Chérie einen kleinen Schrank auf-

schloß, etwas herausholte und ihm gab, worauf Papa ihr um den Hals fiel und sie ma mignonne nannte. — Eines Tages waren wir wieder da und der Papa erzählte Chérie, daß er auf Reisen gehen wolle. Sie sagte nichts, sondern seufzte nur. Dann ging sie zu dem Schränkchen und machte es weit auf, sodaß man hineingucken konnte, es war nichts mehr darin. Papa fing nun an zu schreien und zu fluchen, und sie schickten mich hinaus zu Jeanne. Jeanne sagte, sie hätten eine große Szene drinnen; schließlich ging Papa fort, ohne mich mitzunehmen. Ich schlief bei Chérie, und am andern Morgen erzählte sie mir, daß Papa verreist sei, und daß ich nun bei ihr bleiben werde.

Ich wohnte oben im zweiten Stock in einem hellen, großen Zimmer und meine Bonne schlief nebenan. Morgens trank ich meine Schokolade an Chéries Bett, ma tante pflegte ihr dabei die Zeitung vorzulesen. Ma tante war alt und trug stets ein schwarzseidnes Kleid mit einem dünnen Schal und einen kleinen Pompadur, dessen Inhalt ich nie ganz ergründen konnte. Sie entnahm ihm Taschentücher, Briefe, Bonbons, Riechfläschchen und Puderquasten, je nach Belieben. Sie begleitete Chérie auf allen Reisen, kaufte alles ein, mietete die Dienstboten und fertigte die Leute ab, die mit Rechnungen kamen. Wie sie hieß, weiß ich nicht, alle Leute, die zu Chérie kamen, nannten sie ma tante, auch Chérie selbst, nur wenn sie sich zankten, redeten sie sich Madame an. — Chérie bekam immer sehr viele Briefe, den ersten Morgen war ich ganz erschrocken über den großen Stoß, sie las ihn aber sehr schnell durch. „Jules hat geschrieben, die beiden Hunde sind erkältet; das ist vom Grafen, er kommt morgen hier durch. — Aus Neapel, ob ich dort ein Gastspiel geben würde. — Da, Muschi hat sich verheiratet, er schickt mir ein Bild von seiner Frau, interessiert mich doch gar nicht. — Ah! Ein neues Stück von Maurice!" Und sie vertiefte sich in das Manuskript. Ma tante öffnete inzwischen eine Anzahl blauer Kuverts. „Eine Rechnung von Worth, — Der Friseur — Die Modistin —" Chérie gähnte. „Das sechste Mal seit vier Wochen, wir werden sie bezahlen müssen." — Ein Blumenkorb wurde gebracht. „Vom Grafen," sagte ma tante eifrig, „immer nobel, ein Edelmann pur sang. Das hat doch wieder 50 Mark gekostet." — „So," sagte Chérie und sah ma tante von der Seite an, „es ist sehr bezeichnend für ihn, daß er dir gefällt. Für mich existiert er nicht mehr, wenn er glaubt, ich ließe mich durch eine Person wie dich beeinflussen." Ma tante aber entdeckte plötzlich, daß sie ihren Pompadur verloren habe und lief hinaus, ihn zu suchen. Chérie langte lässig nach den blauen Kuverts. Nach einer Weile kam ma tante wieder herein. „Er lag auf dem Flügel im Salon, ich habe ihn gestern Abend vergessen, als ich Fleury die Noten umwendete" — „Was ist denn das," sagte Chérie, auf eine Rechnung tippend: „Bonnard: drei Hüte? Ich entsinne mich nicht! Weiße Atlasrobe, Abendmantel, zwei Gesellschaftstoiletten — 4000 Fr.? Ach, das ist wohl wieder Lucie. Ich muß sagen, deine Kinder sind extravagant. Von dem Gemüsekeller ist ihnen nichts mehr anzumerken!" —

„Aber Liebste, bedenke doch, es ist ihr erstes Auftreten! Wieviel hängt davon ab!"

„Sie scheinen vergessen zu haben, daß sie einmal mit blauen Schürzen in der Halle gestanden haben und Zwiebeln verkauft."

„Aber ich bitte dich, ich kann es nur aller Ehren wert finden, daß sie vorwärts streben" —

„Schon gut" und Chérie klingelte. „Jeanne, das Bad."

Nach dem Frühstück blieb ich allein mit meiner Bonne, wenn ma tante nicht mit mir in die Stadt fuhr. Erst gegen 5 Uhr rief man mich manchmal wieder zu Chérie, sie sah dann immer sehr schön aus, nachmittags hatte sie rote Haare. Ich saß auf ihrem Schoß, und sie herzte und küßte mich und fütterte mich mit Bonbons. Ab und zu kam eine Dame mit vielen Kartons, denen eine Menge weißer und zarter Kleidchen entstieg, die mir alle der Reihe nach angezogen wurden.

Abends blieb ich immer allein in meiner Stube, Marie die Bonne schlüpfte die Treppe hinunter, sobald ich im Bettchen war, dann lag ich einsam da und sah es allmählich dunkel werden. Wie lang diese Abende waren! Viele habe ich so verbracht, aber einmal wurde es mir zu traurig. Ich besinne mich noch dunkel darauf. Ich war aus meinem Bettchen gestiegen und tastete mich aus dem Zimmer. Erst ging es durch einen langen, dunklen Korridor, dann kam eine Stube, in der eine Lampe brannte, nach ihr viele hellerleuchtete Räume, alles leer. Ich ging soweit ich konnte, als ich aber niemanden sah, ward mir ein wenig Angst. Schließlich gelangte ich auf die große Treppe und kauerte mich dort in eine Nische, um zu warten bis jemand käme. Dann wurde auf einmal alles dunkel um mich her. Als ich die Augen aufschlug, sah ich Chérie in einem prachtvollen, roten, gestickten Mantel die Treppe herauf kommen und eine Menge fremder Leute hinter ihr her. Chérie sah groß und schön aus wie noch nie und stieg die Treppe herauf wie eine Fürstin. Ich drückte mich scheu in eine Ecke, aber sie sah mich gar nicht, sondern ging gradeaus an mir vorbei in den hellen Salon, dessen Türen sie weit vor ihr aufrissen. Die Gesellschaft folgte nach, ich hörte Lachen und Stimmengewirr, dann wurde geklingelt und die Diener liefen hin und her und brachten große, silberne Tabletts mit Tee, Wein und Speisen. Nun redete eine einzelne, knarrende Stimme mitten in einem großen Schweigen, darauf folgte Bravorufen, Gläserklingen und schließlich Musik. Ich muß wohl darüber eingeschlafen sein. Als ich erwachte, war es Morgen und ich lag in meinem Bettchen.

„Wo war ich denn gestern Abend, Marie," fragte ich, mir die Augen reibend. „In deinem Bettchen, Schatz." — „Aber nein, ich war vorn auf der Treppe und habe Chérie gesehen, in einem roten, seidnen Mantel, mit vielen Leuten hinter ihr." — „Madame? Ach nein, das hast du nur geträumt." — „Ich muß doch Chérie fragen!" — „Nicht doch, Madame wird Bébé auslachen." Marie wünschte wohl nicht, daß Madame erfuhr, wie gut sie ihre Pflicht tat.

Als ich dann größer wurde, durfte ich auch länger aufbleiben, ein paar Mal nahm mich Chérie sogar mit ins Theater und ich wartete im Vorzimmer mit ihr, bis sie auftreten mußte. Viele Menschen waren dort, die sich tief vor ihr verbeugten, oder ihr die Hände schüttelten, oder aber bescheiden in den Ecken standen. Dann sah ich zu, wie sie spielte, schön und vornehm wie eine Fürstin und mit einer Leidenschaft, daß sie das ganze Haus voll Menschen in Atem hielt und nachher

wie wahnsinnig schreien und klatschen machte, während sie sich nur ein wenig spöttisch verbeugte. Ich sah, wie Menschen mit ihr spielten auf der Bühne und sie küßten, die sie nachher in der Zwischenpause gar nicht sah und gar nicht kannte, und die sich ihr gar nicht zu nahen wagten.

Ein dicker Herr mit rotem, rasierten Gesicht war stets in ihrer Nähe, wartete aber immer demütig, bis sie ihn ansprach. Er war sehr häßlich und sah eigentlich lächerlich aus mit seinem kurzen Hals, dem dicken roten Kopf und den dünnen Beinen. Sie nannten ihn den dicken Simon. Er war immer sehr freundlich zu mir, schenkte mir Bonbons, nahm mich auf den Schoß und erklärte mir alles. Er kam auch manchmal zu Chérie, aber nur selten, und wenn andere Leute da waren, ging er stets sehr bald wieder fort. Ma tante liebte ihn nicht sehr und machte sich gern über ihn lustig, aber nie wenn Chérie dabei war.

Eines Morgens fand ich Jeanne und die andren Leute beschäftigt, Kleider, Perücken, Bücher, Hüte und unsern ganzen Hausrat einzupacken; Chérie zog sich vor diesem Durcheinander in ihr Zimmer zurück, wo sie auf dem Sofa lag und las. Bisweilen kam der Schneider und sie probierte an, stundenlang, alle möglichen Sachen. Ma tante ging und kam und war sehr geschäftig, ihren Pompadur ließ sie bald hier bald dort liegen. Eines Tages endlich standen die Koffer fertig da und wir reisten ab. Chéries Hunde kamen auch mit. Ich fuhr mit Jeanne, Marie und Herrn Jacques, dem Coiffeur. Wir gingen zuerst nach Deutschland und blieben nie länger wie acht Tage an einem Ort. Je länger die Reise dauerte, desto ungeduldiger und verdrießlicher wurde Chérie, sie setzte immer das ganze Hotel in Bewegung, war nie mit ihren Zimmern zufrieden und machte ma tante und Jeanne ganz verrückt, besonders abends, wenn sie sich anzog. In Berlin jagte sie Herrn Jacques fort, weil er ein so widerwärtiges Parfüm gebrauche, was Jeanne sehr übel nahm, denn Herr Jacques hatte ihr immer Kämme und Pomade geschenkt. Dann passierte auch noch etwas ganz Furchtbares. Es war an einem Vormittag, Chérie lag auf dem Sofa, ma tante war eben hinausgegangen und verhandelte mit dem Juwelier, der durchaus nicht fortgehen wollte. Chérie griff nach den Zeitungen und fing an zu lesen. Auf einmal sprang sie auf, ballte das Blatt zusammen und warf es in eine Ecke. „Ah, c'est trop fort," schrie sie, „ah, ça, non! C'est inouï! Comment il ose! Dieser Hausknecht, dieses Blechgehirn, der Bär! Ecoutez donc!" Und sie lief nach dem Zimmer, wo ma tante sich vergeblich mit dem Gläubiger mühte. Mit einer Geste verabschiedete sie den Mann, ihre Augen funkelten. „Was ist denn," rief ma tante, „um Himmels Willen, was hat man dir getan!" Chérie ging schnellen Schrittes zurück, stieß ma tante die zerknitterte Zeitung mit dem Fuße hin und sagte nur: „Lies." Ma tante las und erging sich alsbald in Ausrufen der höchsten Entrüstung. „Da stand," erzählte sie Jeanne nachher, „da stand, sage ich Ihnen — Sie werden meinen, ich lüge Sie an, aber da stand: Die berühmte Künstlerin leistet Fabelhaftes, wenn sie mit 64 Jahren die Rolle eines 16jährigen Knaben spielt." Und Jeanne riß die Augen auf. „Nein, diese Deutschen!" Und sie wollte sich ausschütten vor Lachen. „Das verzeiht sie nie", fügte ma tante hinzu.

Und wer jetzt Madame im heftigsten Tempo durch das Zimmer schreiten, die Zeitung in die kleinsten Teilchen zerreißen und mit Füßen treten sah, der mußte ihr Recht geben. Da trat Jeanne ein, mit einem Kleid auf dem Arm: „Madame — wenn Madame noch zur Probe wollen" — — „Fort mit dem Kleid, ich spiele nicht." —

Die Jungfer und ma tante sahen sich an.

„Aber mein Kind," begann ma tante — „Nein, nein, nein! Ich sage dir nein, und wenn man mich auf den Knieen anflehte! Sie sollen sehen, wie sie ohne mich fertig werden. Natürlich gibt es auf der Welt jüngere Kräfte genug. — Diese Menschen hier besitzen ja nicht für einen Heller Delikatesse! — Schade um jeden Gedanken, den ich an sie verschwende; ja, es lohnt sich eigentlich gar nicht, sich darüber aufzuregen. Heute mit dem Nachtzug fahren wir nach Wien. Tant pis pour eux! —" Lächelnd lief Chérie ins Nebenzimmer und kam mit einem Brief in der Hand zurück. Ma tante wagte noch einmal einen leisen Einwurf:

„Ist es denn wirklich dein Ernst, bedenke doch, 4000 Mark" —

„Madame, Sie sind nicht mehr in Ihrem Gemüsekeller," antwortete Chérie über ihre Schulter hinweg, „ich bitte Sie, Ihre Atmosphäre von Kohl und Knoblauch abzustreifen, ehe Sie meinen Salon betreten!"

Und damit rauschte sie hinaus. Am Nachmittag erschien der Direktor des Theaters in händeringender Verzweiflung, aber er erreichte nichts, trotz aller Bitten.

„Der Teufel ist alt," hatte Chérie zu ihm gesagt, „und ich bin so jung, wie ich aussehe. Ich weiß nicht, was für ein Esel das nicht begriffen haben kann. Aber Sie werden mir nicht zumuten, monsieur, daß ich für ein so urteilsloses Publikum noch einen Finger rühre."

Am Abend erschien meine Großmutter in einem rosa Kleidchen mit Schleifen, Volants und flatternden Bändern garniert in einem Kreis von Schriftstellern, Künstlern und Freunden. Der Chef jener Zeitung war auch da. „Und nach einer halben Stunde hatte sie den dicken Barbaren in der Tasche," sagte ma tante nachher zu Jeanne. — Um 12 Uhr reisten wir nach Wien. Am andern Tag, als wir beim Tee saßen, brachte der Kellner einen großen Blumenkorb und einen Brief von dem Zeitungschef — der Verfasser jener unglücklichen Kritik war geflogen. — Von Wien aus gingen wir nach Nizza, wo wir längere Zeit blieben.

Dort fuhr Chérie mit Bébé Kanitz zum Korso, er hatte ihr einen Wagen mit lauter Kamelien besorgt. In der Zeitung schrieben sie, es sei der schönste Wagen gewesen. Bébé Kanitz hatte lockiges Haar und gar keinen Bart, er sah beinahe aus wie ein wunderhübsches Mädchen. Er trug immer sehr schöne Schlipse. Eigentlich hieß er Wenzel Kanitz, Prinz von Wesen, und war von Wien aus mitgereist. Gewöhnlich saß er zu Chéries Füßen auf einem kleinen Schemel, sie gab ihm Bonbons, streichelte ihn und schenkte ihm schöne bunte Westen. Die andern Leute, die zu Chérie kamen, konnten ihn nicht leiden, sie nannten ihn le Chérubin de Madame. Herr Fleury, das war der, der immer die Stücke für Chérie schrieb, reiste ab, nachdem Chérie mit Bébé zum Korso gewesen war.

Jetzt durfte la petite soeur de Madame manchmal dabei sein, wenn die vielen Leute zum Tee kamen. Die Gespräche schwirrten dann hin und her und ich fing allerlei Fetzen davon auf, deren Bedeutung ich erst später verstand. Chérie sah dann immer großartig aus und plauderte stundenlang mit einer lebhaften Grazie, die ihr reizend stand. Alles drängte sich um sie und hing an ihrem Munde. Bisweilen saß sie aber auch ganz teilnahmlos in einer Ecke und ließ die andern reden. Ma tante hatte ihre besonderen Lieblinge unter den Gästen und ließ sich von ihnen allerlei Geschichten erzählen, worüber sie hinter ihrem Fächer her kicherte. Chérie lachte nie, sie lächelte nur, ein müdes, ironisches, rätselhaftes Lächeln. Eines Tages nannte es jemand „das Lächeln der Gioconda". — „Nur eine Karikatur davon," protestierte ein junger Maler, der irgendwo in der Ecke saß.

„Aber die Gioconda ist auch nur ein Bild," meinte ein langer, blasser Mensch. Einige lachten, allein seine junge schöne Frau sagte, die Rachel habe wohl einmal weicher und süßer gelächelt, als sie noch sehr jung war. — „Nun, zum Teufel, sie ist ja auch kein Backfisch mehr; noch ein paar Jahre und die ganze Frau wird eine Grimasse." — „Wenn sie nur zur rechten Zeit abtritt," sagte ein alter Schauspieler, „geben Sie acht, das Altwerden bricht ihr noch den Hals. Sie müßte gehen, jetzt, wo alles schreien würde: Viel zu früh! Nachher taucht über Nacht ein neuer Stern auf — wer weiß, vielleicht ist er schon geboren — ein Junges, das sie heute nicht mehr schlagen kann, trotz aller großen Kunst. Es ist nur eine Gnadenfrist." — „Glauben Sie? Aber sehen Sie sie an, ist es nicht doch erstaunlich?" Und alle drehten sich nach Chérie um. Sie lachte gerade ein wenig, ihre Augen funkelten, die schönen Hände spielten mit den Spitzen ihres Kleides, zwei kleine Löwen, das Geschenk eines persischen Prinzen, lagen einträchtig neben Bébé Kanitz zu ihren Füßen.

„Schön, reich und geliebt," sagte der lange Blasse mit unterdrücktem Gähnen.

„Ja, Robert soll ihr ja ein Beträchtliches hinterlassen haben!"

„Pöbelhaft!" rief der Blasse, „wie kann man Vermögen hinterlassen! Mir vollkommen unverständlich. Soviel hat doch keiner, daß er es nicht selber klein kriegt. Na, ist ja schließlich ganz egal," und er gähnte wieder.

Oft hörte ich die Leute so reden, und große Leute kamen zu Chérie, erst später erfuhr ich, wer sie waren. Der junge Maler, der ihr Lächeln eine Karikatur nannte, war in aller Munde, als Chérie schon lange im Grabe lag.

Im Frühjahr kam Bébé Kanitz einmal ganz verstört in den Salon und zog Chérie gleich in eine Ecke. Ich hörte, was er sagte:

„Morgen kann ich nicht mehr kommen, mein Vormund aus Wien ist hier und will mir die Leviten lesen. Er schickte mir schon immerfort Briefe und gestern hat ihn der Ligny auf der Straße gesehen. Morgen wird er mich wohl aufsuchen und dann hat alles ein Ende! Ich werde zurück müssen nach Kanitz und eine von den Cousinen heiraten. Sie sollen sehen, es ist schrecklich."

Chérie lächelte ein wenig, worauf der Prinz sehr heftig wurde und zur Tür hinaus wollte. Aber sie rief ihn zurück und sagte: „Weißt du was, Bébé, bringe doch deinen Onkel morgen mit." Am andern Nachmittag ließ sich der Fürst Walditz

melden, aber Bébé hatte zu Haus bleiben müssen. Der Fürst kam dann täglich wieder, Bébé erschien zu andern Tageszeiten und war verdrießlich, daß sein Onkel nicht abreiste. Schließlich hatte er eine Szene mit Chérie und sie befahl, ihn nicht mehr vorzulassen. Der Fürst kam aber später noch oft. Nach zwei Monaten bekam ma tante Bébés Verlobungsanzeige.

Ich weiß nicht, wie lange ich nun schon bei Chérie war, jedenfalls ist mir die Zeit im Fluge vergangen, denn es gab immer etwas Neues. Leider durfte ich nicht immer bei ihr bleiben.

Eines Tages bekam Chérie einen Brief, der sie sehr aufregte und gleich am Nachmittag reiste sie ab. Am andern Morgen kam Papa, ma tante empfing ihn und sagte, daß Madame verreist sei. Darauf wurde Papa sehr böse und sie erzählte ihm allerlei, was ihn noch wütender zu machen schien. Schließlich nahm er mich mit und fuhr fort. Ich weinte erst sehr, aber er küßte mich und beruhigte mich und war sehr lieb mit mir. — Ich blieb nun bei Papa. — Wir zogen in eine fremde Stadt und hatten erst eine große, schöne Wohnung. Ich hatte eine gute, dicke Bonne, Madeleine, und viele schöne Kleider. Papa war meist nicht zu Haus, aber wenn ich ihn sah, war er stets sehr lustig und sehr gut zu mir. — Nach einer Zeit jedoch kamen oft Leute zu uns, die Sachen aus unserer Wohnung wegtrugen, Polizisten, die nach Papa frugen und Leute, die kamen und ihm Szenen machten. Schließlich mußten wir heraus aus der schönen Wohnung und in eine elende Dachkammer. Madeleine ging nicht mit. Dort war es schrecklich. — Papa fing an zu husten und klagte den ganzen Tag über Schmerzen. Wenn er fortging, wäre ich ganz allein gewesen, wenn nicht das blasse, junge Mädchen von unten mich zu sich geholt hätte und mit mir gespielt. Alle Abende weinte ich nach Chérie, aber ich wagte nicht, von ihr zu sprechen.

Einmal hatte ich gesagt: „Papa, wir wollen zurück zu Chérie!" Aber da war er aufgesprungen, hatte den Stuhl in eine Ecke geworfen und geschrieen: „Nie mehr!" Ab und zu kam Papa herunter und holte mich von dem blassen jungen Mädchen ab, wobei er sich immer länger aufhielt. Sie hatte ein schmales, sanftes Gesicht, trug aber immer so häßliche, dunkle Wollkleider und bei ihnen unten war alles so komisch und ruhig. Sie wohnte bei ihrer Tante, das war eine rote, dicke alte Frau, die immer auf einem Stuhl am Ofen saß und grobe, graue Strümpfe strickte. Die Stube roch nach Äpfeln, ein paar schwarzgerahmte Photographieen hingen über dem Sofa. Und das Sofa war hart.

„Man kann nur darauf gehen oder springen," sagte ich einmal zu ihr. Aber da wurde sie sehr böse und meinte, das Sofa sei auch nur zum Ansehen da, Kinder dürften es überhaupt nicht berühren.

„Liegst du denn nicht manchmal darauf," fragte ich sie, „Chérie lag den ganzen Tag auf dem Sofa!"

„Chérie? Wer ist denn das?"

„Meine Großmama! Sie ist schön und reich und geht prächtig angezogen. Manchmal trug sie weiße Tuchhosen, die lagen ganz eng an! Aber sie konnte das,

denn sie hatte die entzückendsten Beine von der Welt, das sagten alle Leute, die zu uns kamen."

„Himmel!" Die alte Frau drehte sich auf ihrem Stuhl herum, nahm die Brille ab und starrte mich an.

„Himmel! Was ist denn das für ein Kind! Was hat man sich denn da für ein Kuckucksei ins Nest gelegt. — Das ist ja eine schöne Geschichte! Wo stammst du denn überhaupt her?" Ich antwortete nicht, sondern betrachtete nachdenklich die erregte Frau mit den herausquellenden Augen und dem roten, gewöhnlichen Gesicht.

„Wie häßlich du jetzt aussiehst," sagte ich, „der Ärger steht dir nicht. Du solltest dich pudern!"

„Was," schrie die Tante jetzt erbost, „du willst dich wohl noch über mich lustig machen! Das Kind ist ja verdorben bis auf den Knochen! Wer weiß, was man sich da in sein anständiges Haus genommen hat. Wer war denn deine Großmutter, du kleiner Satan?"

„Meine Großmutter ist Rachel Regnier, die erste Tragödin unseres Jahrhunderts," sagte ich stolz, in Erwartung, daß dieser Name das häßliche Weib vor mir niederschmettern würde. „Na da haben wir's ja," rief Frau Barthold und schlug die Hände über dem dicken Leib zusammen, „hab' mir's ja gedacht, wie ich den runtergekommenen Menschen gesehen habe, immer mit den feinsten Anzügen und das Kind in Spitzen, aber zerrissen und halb verhungert dabei. Na, das ist ja hübsch! Ach, mein armes Kind! Na, ich habe sie ja gewarnt!" — „Du könntest froh sein, wenn dein armes Kind einen so hübschen und vornehmen Mann bekäme wie meinen Papa," schrie ich beleidigt. „Wer bist du denn überhaupt, du hast ja gar keine Ahnung! Reiß doch deine Augen auf, wie sieht es denn hier häßlich und erbärmlich aus. Nicht einmal einen anständigen Spiegel hast du! Jeanne würde sich bedankt haben, in deinem Zimmer zu wohnen und deine Kleider anzuziehen, und sie war doch nur Großmamas Jungfer. Überhaupt Leute wie du, die auf solchen Sofas sitzen, und solche Strümpfe tragen und in solchen Stuben wohnen wo es den ganzen Tag nach Kohl stinkt! Äh." — Und ich hielt mir die Nase zu. Frau Barthold war aufgesprungen, sie zitterte vor Wut. „Hinaus," schrie sie immer wieder, „hinaus du Komödiantenbrut. Weißt du denn, aus welchem Keller deine Chérie stammt und was für ein Vagabund dein Großvater war!" — „Jedenfalls stank er nicht nach Kohl," erwiderte ich und rannte davon.

Frau Barthold machte danach dem jungen blassen Mädchen ein paar Szenen und sie sah oft verweint aus. Aber schließlich heiratete Papa sie doch. — Sie war nun meine Mama. — Wir zogen in eine andere Wohnung, wo es ein bißchen so war wie bei Frau Barthold, nur Papa hatte ein schönes Zimmer. Es wurde dann auch ganz nett bei uns, und ich hatte Mama ja auch ganz gern, aber es war immer, als gehöre sie nicht zu uns mit ihren glatten Haaren, dem blassen Gesicht und den ungeschickten, häßlichen Kleidern. Ich mußte manchmal lachen, wenn ich sie neben Papa sah, der immer angezogen ging wie ein Prinz. Meine seidenen Kleider, die ich von Chérie bekommen hatte, packte Mama auch alle in einen

Karton und ich bekam ein grobes, dunkles Wollkleid und Strümpfe, die mich entsetzlich kratzten. Es dauerte dann gar nicht lange, so wurde der arme Papa sehr krank und eines Tages starb er. Er war zwei Tage tot, ich wußte garnicht, was das alles bedeuten sollte, da saßen wir abends in der Wohnstube, Mama und ich. Es war ganz kahl um uns her, denn in den letzten Wochen hatte man ein Stück um das andere von unsern Sachen fortgetragen. Nur das Bett nebenan, wo Papa drin lag, war noch da, und ein Tisch und zwei Stühle. Auf dem einen saß jetzt Mama und schlief. Sie sah noch schmäler und blasser aus als sonst, in der letzten Zeit war sie garnicht zu Bett gegangen, ihr Kopf war auf ihre Brust gefallen und sie schlief ganz fest. Da klingelte es, Mama sprang auf und ging hinaus um zu öffnen. Ich hörte einen leisen Schrei, dann eine Frage von einer mir so wohl bekannten Stimme, und alsbald rauschte eine große Dame in einer schwarzen Kreppwolke zur Tür herein: Es war Chérie.

Ich wollte auf sie zulaufen, allein sie rauschte an mir vorbei in das Zimmer, wo Papa lag. Die Tür fiel hinter ihr zu. Mama kam langsam nach und stellte sich an die Wand grade gegenüber der Tür, die Hände auf dem Rücken, den Kopf müde auf einer Seite, als könne sie ihn nicht mehr halten, wie jetzt immer in letzter Zeit. So blieb sie stehen. Wie lange das dauerte, weiß ich nicht. Ich starrte bald auf die Tür, bald auf Mama; es war sehr still im Zimmer. Endlich ging die Tür auf und Chérie trat heraus, nahm mich in die Arme und überschüttete mich mit Küssen. Ich fing an zu weinen, obwohl ich nicht wußte warum. Es war wie ein Gefühl der Erleichterung. Dabei spürte ich mit leisem Wohlbehagen das Parfüm, das von ihr ausging und schmiegte meinen Kopf in den weichen Stoff ihres Kleides. Plötzlich drehte sie sich um und sah Mama allein in der Ecke stehen. Sie musterte sie von oben bis unten, ließ mich von ihrem Schoß gleiten, stand auf, setzte sich wieder und stand von neuem auf. Mama sagte nichts. „Sind Sie seine Frau?" fragte Chérie endlich mit etwas unsicherer Stimme. „Ja," sagte Mama.

Chérie machte eine Bewegung, als wolle sie Mama die Hand geben, und auch Mama erhob linkisch den Arm, aber er sank wieder zurück. Nach einer Weile sagte Cherie: „Wollen Sie sich nicht setzen," und wies auf den leeren Stuhl. Wieder trat eine Pause ein. Ich musterte Chérie, ihr Kleid, ihre Haltung, ihr Haar, ihre rosa Wangen, dann sah ich Mama an. Wie ärmlich sie aussah — und doch —

„War er sehr krank," fragte Chérie jetzt.

„Sehr krank!"

„Lange?"

„Ja."

Wieder eine Pause. Wie komisch, es war, als ob die beiden sich vor einander fürchteten. Chéries Augen wanderten im Zimmer umher, an den leeren Wänden entlang und blieben auf den drei elenden Möbeln haften. Dann seufzte sie ein wenig und nickte ein paarmal mit dem Kopfe.

„Wovon haben Sie denn gelebt?"

„Ich nähte," sagte Mama, „und dann hatte ich auch ein kleines Vermögen erspart."

Chérie sah Mama lange an und nickte wieder. Ein Schweigen erfüllte von neuem die Stube und mir wurde so eng dabei, daß ich unbemerkt hinausschlich. Auf dem Korridor legte ich mich in eine Ecke, ich war so müde, daß mir die Augen von selbst zufielen. Wie durch einen Nebel sah ich noch eine junge, elegante Dame auf mich zukommen.

„Jeanne," rief ich.

„Jesus Maria, bébé! Guten Abend, bébé! Nein, was hat das Kind für ein Kleid an" — „Gute Nacht," murmelte ich noch und schlief dann ein. Mir war alles egal. — — —



Als ich erwachte, lag ich in einem spitzenbesetzten Bett; das Zimmer war dunkel, aber von nebenan her fiel ein Lichtstreif durch die Türritze. Wie im Traume hörte ich zwei wohlbekannte Stimmen, ich ermunterte mich ein wenig und wußte bald, daß es ma tante und Jeanne waren, die nebenan miteinander redeten. Jeanne erzählte etwas, was ich nicht genau verstand, und ma tante unterbrach sie bisweilen durch allerlei Ausrufe, wie:

„Ach nein, was Sie sagen! — Klein und blaß? Unbegreiflich! — Beamtentochter? Na, da hört ja alles auf! — Also ganz kleine Wohnung? Alles versetzt natürlich; hätte ich von Jacques nie anders gedacht. Und Madame, was sagte sie denn dazu?"

„Ja, das ist mir am allerunbegreiflichsten! Madame war sehr freundlich mit ihr, viel zu freundlich für eine Dame wie Madame einer solchen kleinen Bourgeoise gegenüber. Sie sprachen übrigens nicht viel zusammen. Und denken Sie, sie zankten sich um das Kind, die dumme Person wollte es behalten und hat doch nichts zu brechen und zu beißen! Madame litt es natürlich nicht!"

„Nein," sagte ma tante, „ist es denn möglich! Na, die paßte jedenfalls nicht zu Jacques. Er hätte nur sollen meine Lucie heiraten, ich habe es immer gesagt!" — —

Am andern Morgen trank ich zum ersten Mal seit langem wieder mit Chérie zusammen Schokolade, dann fuhr ma tante mit mir aus und kaufte mir ein schönes, schwarzes Kleidchen und einen großen Taffethut.

Nachmittags wurde Papa begraben. Dann mußte ich Mama adieu sagen. Sie küßte mich viel und sah mich lange dabei an; ich wußte nicht, was das heißen sollte, aber sie tat mir leid. Abends reiste ich mit Chérie fort. Am anderen Tag fuhr ich wieder mit ma tante aus; als wir zurückkamen, stand Chérie mitten in der Stube, eine Menge Schmuck lag vor ihr auf dem Tisch, und auf allen Stühlen waren Kleider und Mäntel verstreut. Ma tante sah sich neugierig um.

„Geh nur hinaus", sagte Chérie, „ich brauche dich jetzt nicht."

Zögernd zog die Alte ab, Chérie wartete bis sie hinaus war, mich hatte sie wohl gar nicht bemerkt. Dann öffnete sie die Tür zu einem Kabinett und ließ einen fremden Mann herein.

„Hier," sagte sie, auf die umherliegenden Sachen deutend, „packen Sie das ein und tragen Sie es fort. Sie sehen, daß Sie mir nicht zu viel bezahlt haben. — Ein wenig schnell!" Der Mann packte den Schmuck und das Übrige in einen großen Korb und schleppte ihn dann hinaus. Chérie stand mit verschränkten Armen an die Wand gelehnt und starrte vor sich hin. Sie sah mich auch jetzt noch nicht, und ich wagte kaum, mich zu rühren, sondern drückte mich hinter die Fenstergardine in eine Ecke. Die Schritte des Mannes verhallten auf dem Flur und es wurde mäuschenstill. Plötzlich riß jemand heftig eine Tür auf und eine grelle Stimme schrie: „Zum Teufel, was soll denn das heißen." Ma tante stürzte herein, das Gesicht von Wut verzerrt. „Was soll denn das heißen, du hast alles verkauft!" — Chérie fuhr zusammen, drehte sich erstaunt um und strich langsam mit der Hand über ihre Stirn.

„Ach so. Ja. — Da bist du um etwas gekommen."

„Das sagst du so ruhig! Nein, es ist zu toll, diese Laune geht denn doch zu weit! Sogar deinen Schmuck verschleuderst du! Und für diese Person, die dich gar nichts angeht, die dir nie einen Dienst geleistet hat. Jacques Frau! Zu dumm! Diese ganze Sache ist ja überhaupt zum Lachen! Ich begreife dich nicht." —

„Madame," sagte Chérie, aber es hörte sich an, als ob sie zu einem Hund spräche, „hören Sie bitte auf zu schreien und seien Sie zufrieden. Jacques ist ja nun tot, der steht Ihnen nicht mehr im Weg. Ruhig, sage ich, kein Wort. Ich will nicht wissen, was damals vorging, als er kam und das Kind wegholte. Nein, nein, ich will nichts wissen, hören Sie, ich will nichts wissen! Hinaus!"

Die letzten Worte klangen wie ein heiserer Schrei, Chéries erhobene Hand deutete nach der Tür, durch die ma tante eiligst entfloh.

Ich blieb nun bei Chérie und lebte so wie damals. Aber es war doch nicht ganz dasselbe. Chérie fuhr jetzt abends nicht mehr so oft aus, es kamen wohl noch Leute zum Tee, aber nicht mehr so viel wie früher. Herr Fleury kam, auch der alte Fürst und dann der lange, blasse Mann, den sie Ali nannten. Er roch nach Schnaps und sprach immer von einem Buch, an dem er schrieb. „Es wird die Gesellschaft in die Luft sprengen," pflegte er zu sagen, „ich werde dann der Held des Tages sein." „Und dann werden Sie sich so betrinken, daß Sie krepieren," antwortete ihm einmal der alte Fürst. Aber er hörte nie auf so etwas, sondern fuhr stets fort von seinem Buch zu reden.

Chérie war jetzt oft verdrießlich und stand manchmal kaum von ihrem Sofa auf, wenn die Gäste kamen. Sie sprach auch nicht mehr viel, sondern ließ sich von ihnen erzählen. Ihre Salons waren jetzt nie hell erleuchtet, sie sagte, das Licht tue ihren Augen weh. Der Doktor kam oft zu ihr und hielt ihr lange Reden; sie nahm auch viel Medizin. Manche Tage blieb sie ganz im Bett, wenn sie zu müde war, sich anzuziehen. Dann spielte sie Karten mit ma tante und Herrn Launay von der Comédie. — Eines Nachmittags sagte Chérie mitten in ein angeregtes Gespräch hinein:

„Ich habe mir heute meinen Sarg bestellt." Fleury setzte seine Teetasse weg

und sah sie erstaunt an, einige machten verlegene Gesichter, nur Ali hatte den Mut, etwas zu antworten.

„Sie haben wohl einen Kater," sagte er, „ich kenne das, das geht vorüber."

„Es sterben jetzt täglich Bekannte," fuhr Chérie fort, „was wollen Sie! Ma tante erzählt mir nichts wie Todesnachrichten, sie langweilt mich entsetzlich. So etwas fällt mir eben auf die Nerven."

Ma tante wurde jetzt noch schlechter behandelt als früher, und nichts, was sie sagte, fand Gnade bei Chérie, aber sie war ihr eben unentbehrlich. — Einige Monate vergingen. — Da erzählte ma tante einmal beim Frühstück:

„Du, denke dir, der Ali hat sich erschossen; er war wohl betrunken. Sein Buch ist ja jetzt heraus."

Chérie wurde ein wenig blaß.

„Du bist eine unausstehliche Unke," sagte sie ärgerlich.

„Nun, nun, rege dich doch nicht auf."

„Was heißt das, ich bin ja ganz ruhig."

„Nun, vor mir brauchst du dir doch keinen Zwang anzutun, indiskret bin ich doch nie gewesen."

„Nein," sagte Chérie, „das hast du dich nie getraut, dann säßest du auch jetzt auf der Straße."

Dann kam eine Zeit, in der Chérie wieder sehr lustig war, viel ausging und sich von jedem Eindruck hinreißen ließ. „Sie richtet sich immer wieder auf," sagten die Leute, „es ist außerordentlich." Es schien, als sei sie auf einmal viel jünger geworden. Nur die alte Mademoiselle Robert sagte zu ma tante: „Sie ist zu aufgeregt, das gefällt mir nicht!"

Eines Abends lief ich einmal zu Chérie ins Zimmer. Sie war allein. Im langen, weißen Hemd stand sie vor dem Spiegel und starrte ihr eigenes Gesicht an. Das war ganz weiß geschminkt, mit grünen Schatten.

„Chérie," rief ich ängstlich, „spielst du denn heute Abend?"

„Nein, mein Liebling," sagte sie und lachte vor sich hin. „Siehst du, so werde ich einmal aussehen, wenn ich gestorben bin."

Aber ich fing an, schrecklich zu weinen, bis sie mich in die Arme nahm und sich die Schminke abwusch.

Am andern Tage beim Frühstück sagte sie zu ma tante:

„Was ich sagen wollte, nächste Woche werde ich operiert werden, morgen ziehe ich in die Klinik. Du kannst alle Anordnungen treffen."

Ma tante sah sie erschrocken an, aber Chérie ließ ihr gar nicht erst Zeit, etwas zu sagen.

„Die Sache kann zwei Monate dauern, ich werde daher meine Wohnung zuschließen. Dir habe ich einen Chek ausgestellt, ich will nicht, daß du auf meinen Tod wartest. Du kannst also gehen, und ich möchte, daß es geschieht, bevor ich in die Klinik ziehe."

„Aber Kind," rief ma tante, „wie ist denn das so plötzlich gekommen! Und das

sagst du so ruhig! Welch ein Schlag! — Wenn ich nun denke, wie lange ich schon treu für dich sorge — und wie kannst du nur so etwas Häßliches von mir glauben; ich habe dir doch genug Beweise von Ergebenheit" — —

„Gewiß, gewiß, ich täusche mich ja auch nicht über deine Gefühle. Geh nur und laß einpacken. Jeanne nehme ich mit, du kannst es ihr gleich sagen. Im übrigen weißt du, daß du hier nichts mehr zu suchen hast, wenn ich fort bin!"

„Und das Kind, das arme, liebe Engelchen?"

„Für Bébé werde ich sorgen," sagte Chérie und küßte mich, „es ist glücklicherweise nicht mit dir verwandt."

Am Nachmittag kam Herr Fleury und nachdem sie Tee getrunken hatten, fragte er:

„Ist es wahr, daß Sie sich operieren lassen wollen?"

„Ja," antwortete Chérie. „Werden Sie mir einen schönen Nachruf schreiben?"

„So schwer?"

„Der Doktor sagt, es sei unwahrscheinlich, daß ich durchkäme, aber was weiß denn so ein Mann!"

Nachher kamen noch viele Leute, wahrscheinlich hatten sie auch etwas gehört. Chérie plauderte von allerlei. Einmal sagte sie zu Herrn Fleury:

„Ich habe mir übrigens einen Priester kommen lassen!"

„Nun — und?"

„Wir hätten uns beinahe geeinigt, aber er fing damit an, ich solle mein Leben bereuen. Ich versicherte ihm, wenn ich heute wieder zwanzig Jahre alt wäre, täte ich alles mit Freuden noch einmal. — Der arme Mann! — Ich glaube, er war etwas verwirrt. Er hatte sehr schönes, weißes Haar! Mein Leben bereuen, welch ein Unsinn! — Ich glaube, ich hätte ihn auch befriedigt, wenn ich mein Vermögen der Kirche hinterlassen hätte."

Am andern Tag zog Chérie in die Klinik. Die Salons vorn wurden zugeschlossen und ich blieb allein mit meiner Bonne in der Wohnung zurück. Chérie küßte mich, ehe sie fortfuhr und sagte mir, ich solle sie in zwei Tagen besuchen. Den nächsten Abend kam Rosine, die Köchin, zu meiner Bonne, und sie lasen sich aus der Zeitung vor, daß Madame operiert sei und es ihr sehr schlecht gehe. Ich hörte das vom Nebenzimmer mit an, wo ich im Bett lag, und fürchtete mich so, daß ich die ganze Nacht durch weinte. Am andern Morgen gingen wir nach der Klinik. Wir wurden in ein Vorzimmer geführt, dann kam Jeanne und sagte, es dürfe jetzt niemand herein, die Doktoren seien bei Madame. Wir mußten lange warten, ich sah zum Fenster hinaus, draußen regnete es entsetzlich. Viele Wagen fuhren vor und hielten in einer ganzen Reihe vor dem Haus, daraus stiegen Menschen mit Blumen und Paketen. Sie wollten alle zu Chérie, sagte meine Bonne. Es wurde Mittag, bis wir endlich zu Chérie durften. Das Zimmer hatte rosa Gardinen und duftete nach Blumen, die überall herumstanden. Chérie lag im Bett, sie war großartig frisiert und hatte etwas Rosaseidenes an, eine Menge Briefe lagen vor ihr auf der Decke. Der Doktor stand neben ihr und bat sie, sich nicht zu sehr aufzuregen, aber sie lachte ihn aus.

„Lassen Sie nur," sagte sie, „das ist heute mein letztes Auftreten, morgen bin ich tot. Lassen Sie nur die Menschen herein." Und es kamen immerfort Briefe, Blumen und Menschen. Manche wurden auch wirklich zu Chérie gelassen und sie schwatzte und lachte mit ihnen über allerlei. Wenn man sie fragte, wie es ihr ginge, sagte sie:

„Ausgezeichnet! In vier Wochen spiele ich wieder in Paris. Sie sollen sehen, ich werde besser aussehen als je. Fleury kann noch keinen Unsinn über mich veröffentlichen."

Aber die Schwester sagte, das sei das Fieber, und der letzte Besuch wurde eilig verabschiedet.

Am andern Morgen wurde ich ganz früh zu Chérie gerufen. Als die Tür aufging, erschrak ich; da hinten in dem großen Bett lag ein altes, altes Weib, mit einem kleinen, grauen, verschrumpften Gesicht, das hatte Chéries dunkle Augen. War das Chérie? Ja, wirklich! — Neben ihrem Bett stand ein kleiner, beleibter Mann mit rotem Kopf: der dicke Simon. Ich näherte mich scheu, Chérie legte ihre Hand auf meine Stirn und streichelte mich lange. Dabei flüsterte sie leise vor sich hin: „Mein Kind, mein Liebling, mein Kind — hast du mich lieb? Wirst du um mich weinen? — Armer Schelm, was wird aus dir werden? Es wird sich wohl keiner um dich reißen." Simon hatte uns den Rücken gedreht und sah zum Fenster hinaus. Jetzt auf einmal kehrte er sich um, kam an das Bett, nahm mich in die Arme und sagte:

„Das Kind bleibt bei mir."

Da fing Chérie so an zu schluchzen, daß sie am ganzen Körper zitterte und die Schwester kam und sagte, wir müßten nun gehen.

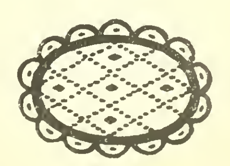
„Ja, ja," sagte Chérie, „geht nur, ihr müßt gehen, Adieu Bébé, Adieu Charles, es wird dir wohl niemand das Kind streitig machen. Vielleicht Jacques Frau. Weißt du übrigens, daß sie wieder geheiratet hat? Einen Oberlehrer. Das arme Ding! Sie hätte es schon längst tuen sollen. Nun hat sie satt zu essen und kann in ihrer freien Zeit Strümpfe stricken. Was für ein ruhiges Leben sie hat! Vielleicht wäre es mir so gegangen, wenn ich dich geheiratet hätte."

„Nein," sagte der dicke Simon, „denn du wärst mir nach einem halben Jahr davon gelaufen. Du warst eine tolle Person."

„Ach ja," meinte Chérie und streckte sich in ihrem Bette, „ich habe doch wenigstens gelebt. Wieviele Menschen können das von sich sagen. — Aber nun müßt ihr gehen und mich sterben lassen."

Ihre Stimme verlor sich in ein undeutliches Murmeln.

Am Abend war sie tot.





Der Katechismus des Umstürzlers / von Bernard Shaw

Vorrede



Niemand kann die heutige Lage der breiten Volksschichten betrachten, ohne einen Umschwung zum Besseren herbeizusehnen (Sir Robert Giffen, „Essays über das Finanzwesen,“ Band 2, Seite 393).

Umstürzler ist jeder, der die bestehende soziale Ordnung verwirft und eine andere erproben will.

Die englische Verfassung ist umstürzlerisch. Für den russischen oder anglo-indischen Bureaukraten bedeuten allgemeine Parlamentswahlen genau so gut eine Revolution wie ein Referendum oder Plebeszit, bei denen das Volk mit den Waffen, anstatt mit dem Stimmzettel kämpft. Die französische Revolution hat eine Herrscherklasse gestürzt und sie durch eine andere mit abweichenden Interessen und abweichenden Anschauungen ersetzt. Dazu wird dem englischen Volke alle sieben Jahre durch das allgemeine Wahlrecht, wenn es nur will, Gelegenheit geboten. Der Umsturz ist also in England eine nationale Einrichtung und ihre Befürwortung durch einen Engländer bedarf keiner Entschuldigung.

Jedermann ist in seinem Fache ein Umstürzler, denn sein gründliches Wissen macht ihn skeptisch und folglich auch umstürzlerisch.

Jeder wahrhaft religiöse Mensch ist ein Ketzer, daher auch ein Umstürzler.

Alle, die wirklich Bedeutendes im Leben vollbringen, sind in ihren Anfängen Umstürzler gewesen. Die hervorragenden Menschen lehnen sich mit zunehmendem Alter immer heftiger gegen das Bestehende auf, obwohl man gewöhnlich annimmt, daß sie konservativer werden, weil sie den Glauben an die herkömmlichen Reformmethoden verloren haben.

Jeder Mensch unter dreißig, der trotz einiger Kenntnis der bestehenden Gesellschaftsordnung kein Umstürzler ist, ist minderwertig.

Dennoch haben Revolutionen noch niemals das Joch der Tyrannei abgeschüttelt; sie haben es bloß auf eine andere Schulter gewälzt.

Ueber die Zuchtwahl

enn es keinen Gott gäbe, sagte der Deist des achtzehnten Jahrhunderts, so müßte man ihn erfinden. Freilich war der Gott des achtzehnten Jahrhunderts ein deus ex machina, ein Gott, der jenen half, die sich nicht selbst helfen konnten, ein Gott der Faulen und Unfähigen. Das neunzehnte Jahrhundert erkannte, daß es keinen derartigen Gott gebe; und seitdem muß der Mensch all die Arbeit selbst besorgen, die er mit einem müßigen Gebete zu umgehen pflegte. Er muß in der Tat selbst die politische Vorsehung spielen, die er ehemals für eine Gottheit hielt; eine Veränderung, die nicht nur möglich, sondern die einzige wahrhaft wertvolle geworden ist. Der bloße Übergang von einer Institution zu einer andern, wie von der militärischen und kirchlichen Herrschaft zur kommerziellen und wissenschaftlichen, von der kommerziellen zur proletarischen, von der Sklaverei zur Leibeigenschaft, von der Leibeigenschaft zum Kapitalismus, vom monarchischen System zur republikanischen Regierungsform, vom Polytheismus zum Monotheismus, vom Atheismus zur pantheistischen Humanität, von der allgemeinen Unwissenheit zur allgemeinen Bildung, von der Romantik zum Realismus, vom Realismus zum Mystizismus, von der Metaphysik zur Physik; das sind alles nur Veränderungen mit geringfügigen Unterschieden: plus ça change, plus c'est la même chose. Aber die Entwicklung des Wolfes zum Haushunde, des Schlachtrosses Heinrich V. zum Zug- und Rennpferde ist eine Realität, denn hier hat der Mensch den Gott gespielt, indem er die Natur seinen Zwecken unterwarf und das Leben für einen bestimmten Zweck veredelte oder erniedrigte. Und was man aus einem Wolfe machen kann, das kann man auch aus einem Menschen machen. Wenn solche Monstren wie der Landstreicher und der Gentleman als bloße Nebenprodukte der individuellen Habgier und Torheit der Menschen auftreten können, was könnten wir nicht alles vom Hauptprodukte seiner allgemeinen Bestrebungen erhoffen?

Diese Folgerung ist nicht neu. Die Trostlosigkeit der Einrichtungen und das unerbittliche Wort „ihr müßt noch einmal geboren werden" mit Mrs. Poysers Klausel „und anders geboren werden," wiederholt sich in jeder Generation. Der Schrei nach dem Übermenschen begann nicht mit Nietzsche und wird auch nicht mit seiner Beliebtheit enden. Aber er ist immer mit derselben Frage beschwichtigt worden: was für ein Wesen soll dieser Übermensch sein? Man verlangt keinen Überapfel, sondern einen eßbaren Apfel, kein Überpferd, sondern ein Pferd mit größerer Zugkraft oder größerer Geschwindigkeit. Es ist auch nutzlos, einen Übermenschen zu verlangen: man muß eine Spezifizierung des Menschen zu liefern suchen, wie man ihn eben braucht. Vielleicht einen schönen, philosophischen Athleten mit einem hübschen, gesunden Weibe als Genossin.

So unbestimmt dies auch klingen mag, so kommt man damit doch der allgemeinen Forderung nach einem vollkommenen Manne und einer vollkommenen Frau sehr entgegen. Schließlich verlangt ja auch kein Markt der Welt die genaue technische Spezifizierung der gewünschten Artikel. Vorzügliches Geflügel und aus-

gezeichnete Kartoffel werden auf den Markt gebracht, um der Nachfrage der Hausfrauen, die die technischen Unterschiede zwischen einem Erdapfel und einem Küchlein nicht kennen, dennoch genug zu tun. Die Probe auf den Pudding macht man durch das Essen, das ist die beste. Die Probe auf den Übermenschen macht man durch das Leben; und wir werden schon herausfinden, daß wir ihn nach dem alten Sprichwort „Probieren geht über Studieren" ins Leben rufen können, und nicht, indem wir auf ein vollkommen überzeugendes Rezept seiner Ingredienzien warten.

Gewisse allgemeine und auf der Hand liegende Irrtümer müssen gleich von Anfang an vermieden werden. Zum Beispiel: wir sind darin einig, daß wir einen verfeinerten Geist nötig haben; aber wir brauchen nicht, weil wir diesen für das Resultat eines gestärkten Körpers halten, in die Narrheit zu verfallen, in einen Fußballklub einzutreten. Wenn wir aber so tief zurücksinken, in unseren ethischen Einteilungen der Tugenden und Laster eine höhere geistige Kultur zu erblicken, uns also von der konventionellen Moral irreführen lassen, so werden wir aus dem Regen des Fußballklubs in die Traufe der Sonntagsschule geraten. Wenn wir zwischen einer Rasse von Athleten und einer Rasse „frommer" Menschen wählen müssen, dann wollen wir die Athleten vorziehen. Besser Simson und Milo, als Calvin und Robespierre. Aber keine dieser Alternativen ist des Tausches wert: Simson ist ebensowenig Übermensch wie Calvin. Was wollen wir also beginnen?

Eigentum und Ehe



Laßt uns über die Hindernisse hinwegeilen, die durch das Eigentum und durch die Ehe geschaffen werden. Die Revolutionäre machen zuviel Wesens damit. Es ist zweifellos leicht nachzuweisen, daß der Besitz die Gesellschaft zerstören wird, falls die Gesellschaft nicht den Besitz zerstört. Es steht außer Frage, daß der Besitz sich bis jetzt zu behaupten wußte und alle Reiche zugrunde gerichtet hat. Das konnte nur geschehen, weil die schüchterne Einwendung gegen ihn (daß er den sozialen Wohlstand und die soziale Arbeitslast in lächerlich ungerechter Weise verteile), nicht die Existenz der Rasse, sondern nur das individuelle Glück des einzelnen und höchstens die Aufrechterhaltung dieser oder jener belanglosen politischen Form, wie die einer Nation, eines Reiches oder dergleichen, bedrohte. Da aber der Natur „Glück" nie etwas bedeutet, weil sie weder Flaggen und Grenzen anerkennt, noch sich im geringsten darum kümmert, ob das ökonomische System, für das eine Gesellschaft sich entschieden hat, feudal, kapitalistisch oder kollektivistisch ist, sobald es nur die Rasse erhält (der Bienenstock und der Ameisenhügel sind ihr ebenso lieb wie menschliche Utopien), so werden die Beweisführungen der Sozialisten, obgleich sie unwiderleglich sind, das Eigentum niemals ernstlich gefährden.

Das Sterbeglöckchen wird jener überlasteten Institution erst geläutet werden, wenn man fühlen wird, daß sie mit irgend einer vitaleren Sache, als es die bloße persönliche Unbilligkeit in der industriellen Ökonomie ist, kollidiert. Solange die

Gesellschaft noch nicht über nationale Gemeingüter hinausgewachsen war, die zu klein und geringfügig waren, um der beschränkten politischen Fähigkeit des Menschen in unheilvoller Weise zuviel zuzumuten, machte sich noch kein derartiger Konflikt bemerkbar. Aber wir sind nun in das Stadium der internationalen Organisation getreten. Die menschliche Fassungskraft und Großherzigkeit in politischen Dingen wird offenbar durch die Größe und Kompliziertheit der Probleme, die sich ihm aufdrängen, erdrückt. Und wenn er in einer solchen bangen Stunde zu einem höheren Wesen hilfesuchend aufblicken will, so findet er den Himmel leer. Er wird bald erkennen, daß gerade der Glaube, den er verwarf — im Menschen den Tempel des Heiligen Geistes zu sehen — zufällig vollkommen richtig ist; und daß nur durch sein eigenes Gehirn und seine eigene Hand dieser Heilige Geist, der ehemals die nebelhafteste Figur in der Dreifaltigkeit war und jetzt ihr einzig überlebender Teil geworden ist, ihm auf irgend eine Art wird helfen können. Und deshalb wird der Übermensch, wenn er kommen soll, durch die absichtliche und wohlüberlegte Zuchtwahl des Mannes, vom Weibe geboren werden müssen. Diese Überzeugung wird alles zermalmen, was sich ihr in den Weg stellen wird. Selbst das Eigentum und die Ehe, die der kleinlichen Klage des Arbeiters, er sei durch sie um seinen „Mehrwert" betrogen worden, spotten, werden lachend als die unwichtigsten Kleinigkeiten beiseite geschoben werden, sobald sie dieser Empfängnis — wenn diese zu einem vollkommen erfaßten Lebenszwecke der Rasse geworden sein wird — störend und hindernd im Wege stehen.

Daß diese Einrichtungen der Zuchtwahl in die Quere kommen müssen, wird in dem Augenblicke offenbar, wo wir die Nutzlosigkeit, Menschen für bestimmte Eigenschaften zu züchten, wie wir Hähne für Kampfspiele, Windhunde zum Rennen oder Schafe für Hammelfleisch züchten, anerkennen. Was im Menschen wirklich wertvoll ist, das ist jener Teil von ihm, den wir noch nicht verstehen. Wir sind uns seines Vorhandenseins nicht einmal recht bewußt, gerade so, wie wir uns normalerweise nicht bewußt sein können, daß unser Blutkreislauf von unserer Herzpumpe abhängig ist, obwohl wir sterben, wenn sie erschlafft. Daraus folgt notwendigerweise, daß wir, selbst nachdem wir die Zuchtwahl, soweit als möglich durchgeführt haben werden — indem wir von der Liste der wählbaren Eltern alle Personen streichen, die uninteressant, nicht viel versprechend oder ohne jeden ausgleichenden Gegenwert verunstaltet sind — noch immer der Phantasie (alias Stimme der Natur) werden vertrauen müssen, — sowohl bei der Wahl der Züchter als auch bei der Wahl der Eltern — wegen jener Überlegenheit des unbewußten Selbst, die das eigentliche charakteristische Merkmal des Übermenschen ausmachen wird.

An diesem Punkte angelangt, müssen wir erkennen, wie wichtig es ist, der Phantasie ein so weites Feld möglichst einzuräumen. Die Menschheit in kleine Sippschaften zerstückeln und die Wahl des Individuums auf seine eigene Sippschaft wirksam beschränken, heißt: das Erscheinen des Übermenschen auf Äonen, wenn nicht auf ewige Zeiten hinausschieben. Es sollte nicht nur jeder Mensch

daraufhin ernährt und erzogen werden, möglicherweise einmal Vater oder Mutter des Übermenschen zu werden, sondern es sollte bei der natürlichen Wahl auch nicht die Möglichkeit eines solchen Hindernisses geben, wie den Einwand einer Gräfin gegen einen Matrosen oder den eines Herzogs gegen eine Scheuerfrau. Gleichheit ist ein wesentliches Erfordernis guter Züchtung und die Gleichheit ist, wie alle Nationalökonomen wissen, unvereinbar mit dem Besitz!

Überdies ist Gleichheit auch eine wesentliche Bedingung der schlechten Züchtung und die schlechte Züchtung ist unerläßlich zur Ausrodung der Menschenrasse. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lehre von der Erblichkeit sich der wissenschaftlichen Phantasie bemächtigte, verkündeten ihre Jünger, daß es ein Verbrechen wäre, den Wahnsinnigen mit der Wahnsinnigen oder den Schwindsüchtigen mit der Schwindsüchtigen zu verheiraten. Aber ich bitte, sollen wir statt dessen versuchen, unsere verseuchte Menschheit gesünder zu machen, indem wir unsere gesunde Menschheit durch sie infizieren lassen? Offenbar ist die Anziehung, welche die Krankheit auf kranke Menschen ausübt, ein Segen für die Rasse. Wenn zwei wirklich kranke Menschen einander heiraten, werden sie höchstwahrscheinlich eine Menge Kinder bekommen, die alle sterben werden, bevor sie heranreifen. Das ist ein viel befriedigenderes Resultat als die Tragödie einer Verbindung eines gesunden mit einem kranken Menschen. Obgleich teurer erkauft als die Unfruchtbarmachung der Kranken, hat dieser Vorgang den ungeheuren Vorteil, daß, falls unsere Begriffe von Gesundheit und Krankheit falsch wären (was sie in manchem Sinne höchstwahrscheinlich sind), dieser Irrtum durch die Erfahrung gutgemacht, anstatt durch eine Ausflucht bestätigt werden wird.

Einer Tatsache muß man beherzt ins Auge sehen, trotz des lärmenden Protestes der romantischen Naturen: es ist durch gar nichts erwiesen, daß die besten Bürger Abkömmlinge ebenbürtiger Eheschließungen sind oder daß ein Konflikt des Temperaments nicht ein höchst wichtiger Faktor dessen ist, was Züchter „Kreuzung" nennen. Im Gegenteil: daß durch Eltern, die sehr schlecht zusammenpassen, gute Resultate erzielt werden können, ist wahrscheinlich genug, so daß wir mit Bestimmtheit annehmen dürfen, daß das Experiment, sie zu paaren, früher oder später beinahe ebenso oft absichtlich, wie jetzt zufällig versucht werden wird.

Aber die Vereinigung solcher Paare darf selbstverständlich nicht ihre Verheiratung in sich schließen. Bei der freien Verbindung können zwei sich ergänzende Menschen ihren Mängeln gegenseitig abhelfen; in der häuslichen Gemeinschaft des Ehelebens fühlen sie diese nur umso mehr und leiden darunter. So könnte der Sohn eines kräftigen, munteren, gut verdauenden britischen Landedelmannes, der die Neigungen und die Rangstufe seiner Klasse besitzt, durch die Verbindung mit einer klugen, phantasiereichen, mit Verstand begabten, hochgebildeten Jüdin seinen beiden Eltern weit überlegen werden; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Jüdin den Edelmann für einen interessanten Gefährten halten oder seine Gewohnheiten, seine Freunde, seinen Aufenthaltsort und seine Lebensführung zusagend finden dürfte. Deshalb wird die Ehe, solange sie zu einer unerläßlichen

Bedingung der Paarung gemacht wird, die Ankunft des Übermenschen ebenso wirksam hintanhalten wie das Eigentum und wird ebenso wirksam durch den ihr entgegenstrebenden Impuls modifiziert werden.

Die vollkommene Abschaffung des Eigentums und der Ehe, wie sie jetzt bestehen, wird vor sich gehen, ohne viel beachtet zu werden. Für die große Menge würde die vernünftige Abschaffung des Eigentums nichts bedeuten als einen Zuwachs an Nahrung, Kleidung, Behausung und Bequemlichkeit für den persönlichen Bedarf, und auch eine freiere Verfügung über ihre Zeit und ihre Verhältnisse. Sehr wenige Menschen machen jetzt irgend einen Unterschied zwischen virtuell vollständigem Eigentum und einem Eigentum, das unter so weitgehenden öffentlichen Bedingungen beibehalten wird, daß sein Einkommen auf dasselbe Niveau gestellt wird wie das eines eigentumslosen Geistlichen, Offiziers oder Staatsdieners. Ein Grundbesitzer kann noch immer Männer und Frauen von seinem Gute verjagen, ihre Wohnstätten demolieren und sie durch Tiere ersetzen; und in den gesetzlich schutzlosen Handelszweigen kann der selbständige Händler noch immer auf Kosten der gesetzlich geschützten Handelszweige leben und das Leben und die Gesundheit der Nation auf ebenso ungesetzliche Weise gefährden, wie es die Baumwollfabrikanten von Manchester zu Beginn des vorigen Jahrhunderts getan haben. Und obwohl die Arbeiterschutzgesetzgebung einerseits, und die Organisation der Trade Union andrerseits in einem Menschenalter das alte unbeschränkte Eigentum des Baumwollfabrikanten an seiner Fabrik und des Baumwollspinners an seiner Arbeitskraft dahin verwandelt haben, daß sie im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt ohne jede Rücksicht auf ungünstige Einzelfälle bloß nach knapp bemessenen öffentlichen oder Kollektivbedingungen ihr Gewerbe treiben oder arbeiten dürfen, sprechen die Leute in Lancashire doch noch immer in den alten Ausdrücken von ihrem „Eigentum", womit sie einfach Dinge bezeichnen, für deren Entwendung ein Dieb bestraft werden würde. Die vollständige Abschaffung des Eigentums und die Umwandlung eines jeden Bürgers in einen in öffentlichen Diensten stehenden bezahlten Beamten, würde viel mehr als neunundneunzig Prozent der Nation gar nicht zum Bewußtsein einer größeren Veränderung kommen lassen, als es jene ist, die sich dabei vollzieht, wenn der Sohn eines Reeders jetzt zur Marine geht. Die Menschen würden noch immer ihre Taschenuhren und Schirme und Gärten ihr Eigentum nennen.

Auch die Ehe wird fortbestehen als ein einer allgemeinen Sitte beigelegter Name, lange nachdem die Sitte selbst geändert sein wird. Zum Beispiel weicht die moderne englische Ehe, wie sie durch die Ehescheidungsakte und die „Married Women's Property Acts" modifiziert wurde, mehr von der Ehe des ersten Teiles des neunzehnten Jahrhunderts ab, als Byrons Ehe von der Shakespeares. Augenblicklich weicht die Ehe in England nicht nur von der Ehe in Frankreich, sondern auch von der Ehe in Schottland ab. Die Ehe, wie sie durch die Ehescheidungsgesetze in Süd-Dakota eingeschränkt worden ist, würde in Clapham als eine Art von Prominuität angesehen werden. Und doch huldigen die Amerikaner,

weit davon entfernt, die Ehe von einem verworfenen oder zynischen Standpunkte aus zu betrachten, ihren Idealen mit einem Ernste, der wieder in Clapham altmodisch erscheinen würde. Weder in England noch in Amerika würde die Zumutung, die Ehe abzuschaffen, auch nur einen Augenblick geduldet werden; und doch ist nichts gewisser, als daß in beiden Ländern die fortschrittliche Umänderung des Ehekontraktes weitergeführt werden wird, bis er weder drückender noch unwiderruflicher geworden ist, als jeder kaufmännische Gesellschaftsvertrag. Aber selbst davon ganz abgesehen, würden sich die Leute doch Gatten und Gattinnen nennen und sich zum größten Teile des Umstandes gar nicht bewußt sein, daß sie irgendwie weniger verheiratet sind als Heinrich VIII. es war. Denn obgleich ein Blick auf die gesetzlichen Bedingungen der Ehe in verschiedenen christlichen Ländern zeigt, daß die Ehe in gesetzlicher Hinsicht von Grenze zu Grenze verschieden ist, variiert der Begriff der Häuslichkeit doch so wenig, daß die meisten Leute glauben, ihre eigenen Ehegesetze seien die allgemeinen. Daraus folgt, daß auch in diesem Falle, wie im Falle des Eigentums, das absolute Vertrauen des Publikums in die Unveränderlichkeit des Namens einer Institution es umso mehr erleichtert, deren eigentliches Wesen — ihren Kern — abzuändern.

Indessen kann nicht geleugnet werden, daß eine der Veränderungen in der öffentlichen Meinung, die durch das Bedürfnis nach dem Übermenschen hervorgerufen wird, eine sehr unerwartete ist. Es ist nichts weniger als die Auflösung der gegenwärtig notwendigen Verbindung der Ehe mit der Begattung, die von den meisten unverheirateten Leuten als das eigentliche diagnostische Merkmal der Ehe angesehen wird. Sie haben natürlich Unrecht; man würde der Wahrheit ebenso nahe kommen, wenn man sagte, daß die Begattung die einzige rein zufällige und nebensächliche Bedingung der Ehe ist. Die Begattung ist nur für die Fortpflanzung der Rasse wesentlich; und in dem Augenblick, wo für dieses Haupterfordernis auf andre Weise als durch die Ehe gesorgt ist, hört die Begattung, vom schöpferischen Standpunkte der Natur aus betrachtet, auf, wesentlich für die Ehe zu sein. Die Ehe hört aber deshalb durchaus nicht auf, so praktisch, zweckdienlich und bequem zu sein, daß der Übermensch ruhig alle Ehestandszeloten durch das Anerbieten, den alten unmenschlichen Zwang und die Unwiderrufbarkeit der Ehe wieder einzuführen und die Ehescheidung abzuschaffen, bestechen dürfte, — trotzdem dies die schreckliche Kette neuerdings schmieden hieße, die anständige Leute noch immer an Trunkenbolde, Verbrecher und Verschwender fesselt —: unter der einzigen Bedingung, daß ihm dafür die vollständige Loslösung der Begattung von der Ehe zugestanden würde. Denn wenn die Leute häusliche Gemeinschaft nicht durch leichtere Bedingungen als diese bilden könnten, dann würden sie noch immer heiraten. Der römische Katholik, dem seine Kirche verbietet, sich die Ehescheidungsgesetze nutzbar zu machen, heiratet ebenso unbekümmert wie der Presbyterianer von Süd-Dakota, der seine Gefährtinnen mit einer Leichtigkeit wechseln kann, die in der alten Welt Anstoß erregt; und wenn seine Kirche einen weiteren Schritt zum Christentum wagen und das Zölibat ihrem Laienstand ebenso wie ihrer

Geistlichkeit auferlegen wollte, so würden Ehen doch noch immer, um der Häuslichkeit willen, von ganz gehorsamen Söhnen und Töchtern der Kirche geschlossen werden. Man braucht diese Hypothesen nicht weiter auszuspinnen: sie wurden hier nur angedeutet, um dem Leser dabei zu helfen, die Ehe in ihre beiden Funktionen zu zergliedern: die Begattung zu regeln, und der Häuslichkeit eine Form zu geben. Diese beiden Funktionen sind ganz gut trennbar; und die Häuslichkeit ist die einzige von den beiden, die für den Fortbestand der Ehe wesentlich ist, weil die Begattung ohne die Häuslichkeit gar keine Ehe, dagegen die Häuslichkeit ohne die Begattung noch immer eine Ehe ist; sie ist sogar notwendigerweise der eigentliche Zustand aller unfruchtbaren Ehen während eines großen Teiles und manchmal für die ganze Zeit ihrer Dauer.

Angenommen also, daß Eigentum und Ehe, indem sie die Gleichheit zerstören und auf diese Weise die geschlechtliche Zuchtwahl durch belanglose Bedingungen hemmen, der Entwicklung des Übermenschen hinderlich sind, ist es leicht erklärlich, warum das einzige allgemein bekannte moderne Experiment, die menschliche Rasse zu züchten, in einer Gemeinschaft vor sich ging, die beide Institutionen verwarf.

Das Experiment der Perfektionisten am Oneidabach



Im Jahre 1848 wurde die Oneida-Gemeinde in Amerika gegründet, behufs Durchführung eines Beschlusses, den eine Handvoll perfektionistischer Kommunisten gefaßt hatte: „Wir wollen uns ausschließlich der Gründung des Reiches Gottes widmen" lautete er. Trotzdem die amerikanische Nation erklärte, daß so etwas in einem christlichen Staate nicht geduldet werden sollte, behauptete sich die Oneida-Gemeinde doch über dreißig Jahre, während welcher Zeit sie gesündere Kinder gezeugt und weniger Böses getan und erlitten zu haben scheint, als irgend eine protokollierte Aktiengesellschaft. Es war jedoch eine auserlesene Gemeinde; denn ein echter Kommunist (kurzweg zu definieren als ein überaus stolzer Mann, der sich vornimmt, den Allgemeinbesitz zu bereichern, anstatt auf dessen Kosten zu leben), steht genau um so vieles höher als ein gewöhnlicher Aktionär, wie ein gewöhnlicher Aktionär höher steht als ein Seeräuber. Außerdem wurden die Perfektionisten mächtig beschirmt von ihrem Oberhaupte Noyes, einem jener zufälligen Vorläufer des Übermenschen, die von Zeit zu Zeit, trotz der Einmischung tölpelhafter menschlicher Institutionen, vorkommen. Noyes' Existenz vereinfachte das Zuchtproblem für die Kommunisten; denn die Frage, was für eine Art von Menschen sie heranzubilden sich bestreben sollten, wurde sofort durch den augenfälligen Wunsch entschieden, einen zweiten Noyes hervorzubringen.

Aber ein Experiment, das von einer handvoll Menschen durchgeführt wurde, die obwohl dreißig Jahre hindurch von dem unabsichtlichen in Privathäusern durch unwissende Eltern geübten Kindermord verschont, nur dreihundert Köpfe zählte, konnte nicht viel mehr tun als beweisen, daß die Kommunisten unter der Leitung eines Über-

menschen, „der sich ausschließlich der Gründung des Reiches Gottes widmete" und sich nicht mehr um Eigentum und Ehe kümmerte, als ein Minister von Camberwell sich um die Hindukaste oder um die Sutti kümmert, einen viel besseren Gebrauch von ihrem Leben zu machen imstande sind, als gewöhnliche Leute unter der Qual dieser beiden Institutionen. Und doch gab ihr Übermensch selbst zu, daß dieser offenbare Erfolg nur ein Teil des abnormen Phänomens seiner eigenen Erscheinung war; denn als er durch die Last der Jahre ans Ende seiner Kräfte kam, leitete und organisierte er den freiwilligen Rückfall der Kommunisten in die Ehe, in den Kapitalismus und in das althergebrachte Privatleben, wodurch er selbst zugestand, daß die wirkliche Lösung der sozialen Frage nicht dadurch erreicht werden könne, daß ein zufälliger Übermensch eine auserlesene Gesellschaft für sich zu gewinnen versteht, sondern durch das, was eine ganze Gemeinde von Übermenschen aus eigenem Antriebe tun würde. Wenn Noyes nicht ein paar Dutzend Perfektionisten, sondern die ganzen Vereinigten Staaten zu organisieren gehabt hätte, würde Amerika ihn ebenso vollständig ad absurdum geführt haben, wie England Oliver Cromwell, Frankreich Napoleon, oder Rom Julius Cäsar ad absurdum führte. Cromwell lehrten seine bitteren Erfahrungen, daß selbst Gott ein Volk nicht über sein eigenes Niveau erheben kann und daß — selbst wenn man eine Nation soweit aufrüttelt, daß sie alle ihre Gelüste ihrem Gewissen opfert — das Resultat dennoch vollständig davon abhängt, was für ein Gewissen die Nation hat. Napoleon scheint schließlich die Menschheit als ein lästiges Hundepack betrachtet zu haben, das nur wert ist, des Jagdvergnügens halber gehalten zu werden. Cäsars Fähigkeit, ohne Haß oder Groll zu kämpfen, wurde durch den Entschluß seiner Soldaten, ihre Feinde, die Cäsar verschont haben würde, auf dem Schlachtfelde zu töten, anstatt sie zu Gefangenen zu machen, kalt gestellt; und seine staatliche Oberhoheit wurde durch die kolossale Bestechlichkeit der römischen Bürger erkauft. Was große Herrscher nicht vollbringen können, das vermögen Gesetzbücher und Religionen. Der Mensch liest in jede Verordnung seine eigene Natur hinein. Wenn man ein übermenschliches Gebot so schlau ersinnen würde, daß es nicht falsch ausgelegt werden könnte, so würde man es als eine aufwieglerische Blasphemie denunzieren oder man würde es entweder als verrückt oder als total unverständlich gar nicht beachten. Parlamente und Synoden mögen an ihren Gesetzen und Glaubensbekenntnissen herumpfuschen, soviel sie wollen, immer werden die Verhältnisse das Übergewicht der Klassen und ihrer Interessen verändern; und als ein Resultat der Pfuscherei kann sich die gelegentliche Illusion einer moralischen Evolution ergeben, sowie auch der Sieg der Handelskaste über die militärische Kaste zur Einsetzung des gesellschaftlichen Boykotts und des pekuniären Schadenersatzes an Stelle des Duells führen könnte. In gewissen Augenblicken kann das sogar einen beträchtlichen materiellen Fortschritt bedeuten, wie ja die Erwerbung der politischen Macht durch die arbeitende Klasse eine bessere Verteilung des Wohlstandes schon durch die Selbstsucht der neuen Herren zur Folge hat. Aber solange nicht Herz und Gemüt des Volkes verwandelt wird, ist das alles eine bloße Wiederherstellung und Umformung; und

selbst der größte Mann wird es ebensowenig wagen, unter der Voraussetzung, daß alle Menschen so bedeutend sind wie er, zu regieren, wie ein Treiber es seiner Herde zu überlassen wagen darf, sich in den Straßen so gut zurecht zu finden wie er selbst. Bis es ein England geben wird, in dem jeder Mann ein Cromwell, ein Frankreich, in dem jeder Mann ein Napoleon, ein Rom, in dem jeder Mann ein Cäsar ist, ein Deutschland, in dem jeder Mann ein Luther plus einem Goethe ist, wird die Welt durch ihre großen Männer und Helden ebensowenig verbessert werden, wie eine Villa in Brixton durch eine Cheopspyramide verschönert werden würde. Die Hervorbringung ganzer Nationen solcher Männer ist die einzige für unsere Zwecke nötige Veränderung.

Der Einwand des Menschen gegen seine eigene Veredlung



Aber würde eine solche Veränderung geduldet werden, wenn der Mensch sich über sich selbst erheben müßte, um sie zu wünschen? Ja, durch seine falsche Auffassung von ihren wesentlichen Bedingungen. Die Menschheit wünscht mit all der Kraft, die sie bei ihrer Ernährung noch erübrigen kann, einen idealen Übermenschen und hat zu allen Zeiten das beste lebende Beispiel, das sie dafür finden konnte, verherrlicht. Ihr unzulänglichster General wird als ein Alexander hingestellt; ihr König ist der vollendetste Gentleman der Welt, ihr Papst ist ein Heiliger. Sie ist niemals ohne eine Reihe menschlicher Götzen, die alle bloß falsche Übermenschen sind. Daß der wirkliche Übermensch mit seinen Überfingern allen gegenwärtigen trügerischen Menschenidealen des Rechtes, der Pflicht, der Ehre, der Gerechtigkeit, der Religion, ja sogar des Anstandes, ein Schnippchen schlagen und moralische Verpflichtungen übernehmen wird, die weit über die jetzige menschliche Kraft hinausgehen werden, das ist etwas, was der zeitgenössische Mensch nicht ahnt: er bemerkt es tatsächlich nicht einmal, wenn unsere gelegentlich auftauchenden Übermenschen es direkt vor seinen Augen tun. Er tut es sogar jeden Tag selbst, ohne es zu wissen. Darum wird er gegen die Zeugung einer Rasse, deren Vertreter er große Männer oder Helden nennt, keinen Einwand erheben, weil er sie sich nicht als echte Übermenschen vorstellt, sondern wie sich selbst, mit unendlich viel Verstand, ungeheurem Mute und unendlich viel Geld ausgerüstet.

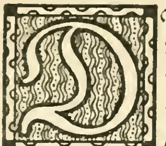
Die lästigste Opposition wird die Folge der allgemeinen Furcht der Menschheit sein, daß jegliche Einmischung in unsere ehelichen Bräuche eine Einmischung in unsere Lüste und unsere Romantik bedeuten wird. Diese Furcht hat, da sie den Anschein der verletzten Sittlichkeit annimmt, die Leute immer eingeschüchtert, die ihre innere Grundlosigkeit nicht ermessen haben, aber sie wird bei denjenigen Degenerierten die Oberhand behalten, bei denen der Instinkt der Fruchtbarkeit zu einer bloßen Begierde nach Genuß verblaßt ist. Die modernen Erfindungen, zur Vereinigung der Lust mit der Unfruchtbarkeit, die jetzt allgemein bekannt und zugänglich sind, ermöglichen es diesen Leuten, sich selbst aus ihrer Rasse zu vertilgen, ein Prozeß, der bereits lebhaft im Gange ist; und die sich daraus ergebende Zahl

des Überlebens der verständig Fruchtbaren bedeutet das Überleben der Parteigänger des Übermenschen; denn was beabsichtigt wird, ist nichts als die Ersetzung der alten unverständigen, unvermeidlichen, beinahe unbewußten Fruchtbarkeit durch eine verständig überwachte bewußte Fruchtbarkeit, und die Ausscheidung der ausgesprochenen Lüstlinge aus dem Entwicklungsprozeß.

Die Rolle, die der Lüstling in der Entwicklung spielt, wird dieselbe sein wie die, welche der Schlemmer jetzt schon spielt. Der Schlemmer wird sich als der Mann mit dem stärksten Nahrungstrieb immer mehr Mühe geben als seine Mitmenschen, sich Nahrung zu verschaffen. Wenn die Nahrung so schwer zu erlangen sein wird, daß nur große Anstrengungen eine genügende Zufuhr derselben sichern können, so wird der Appetit des Schlemmers seine Schlauheit und seinen Unternehmungsgeist aufs Äußerste entwickeln, und er wird nicht nur der bestgenährte, sondern auch der tüchtigste Mann in der Gesellschaft sein. Aber unter gastlichen Himmelsstrichen oder dort, wo die soziale Organisation der Nahrungszufuhr es einem Manne leicht macht, sich zu überessen, ißt sich der Schlemmer krank und schließlich zu Tode. Alle anderen Lüstlinge gedeihen auf die gleiche Weise und gehen auf die gleiche Weise zu grunde; und deshalb bedeutet das Überleben der Tauglichsten schließlich das Überleben der Selbstbeherrschten, weil sie allein sich der beständigen Verschiebung der Verhältnisse, die durch den Fortschritt der Industrie hervorgerufen werden, anpassen können.

Selbst wenn diese auswählende, sichtende Tätigkeit nicht erfunden worden wäre, würde der Zweck der Rasse noch immer die Opposition der individuellen Instinkte zerstören. Nicht nur die Bienen und Ameisen leisten ihren elterlichen und Zeugungsinstinkten durch Stellvertretung Genüge; sondern die Ehe selbst legt Millionen unverheirateter normaler Männer und Frauen erfolgreich das Zölibat auf. Kurz, der individuelle Instinkt kann in dieser Sache, für so überwältigend er von den Gedankenlosen auch gehalten wird, wirklich am Ende beiseite gelassen werden.

Das politische Bedürfnis nach dem Uebermenschlichen



Das Bedürfnis nach dem Übermenschen ist, vom wichtigsten Gesichtspunkte aus gesehen, ein politisches. Wir sind durch das Fehlschlagen aller „Entweder-Oder-Systeme" der proletarischen Demokratie in die Arme getrieben worden; denn jene Systeme beruhten auf der vorausgesetzten Existenz der Übermenschen, die wie Despoten oder Oligarchen fungieren sollten; und diese Übermenschen erschienen nicht nur nicht immer im richtigen Augenblicke, oder in einer wählbaren sozialen Stellung, sondern wenn sie auftraten, konnten sie — ausgenommen eine kurze Zeit lang und durch moralisch selbstmörderische Zwangsmethoden — denen, die sie beherrschten, nicht Übermenschlichkeit auferlegen. Deshalb hat die Regierung durch die bloße Kraft der „menschlichen Natur" mit Zustimmung der Regierten den alten Plan, die Bürger zu regieren, wie Volksschulknaben regiert werden, aufgegeben.

Nun müssen wir noch den Mann betrachten, der bei einiger praktischer Erfahrung in der proletarischen Demokratie, einigen Glauben an ihre Fähigkeit besitzt, große politische Probleme zu lösen oder auch nur gewöhnliche Kirchspielgeschäfte vernünftig und ökonomisch zu verrichten.

Nur unter despotischen Regierungsformen und Oligarchieen hat sich der Radikalglaube an das „allgemeine Stimmrecht" als politisches Universalmittel herausgebildet. Er geht in dem Augenblicke verloren, wo dieses dem praktischen Versuche ausgesetzt wird, weil die Demokratie sich nicht über das Niveau des Menschenmaterials erheben kann, aus dem ihre Wahlmänner gemacht sind. Die Schweiz scheint glücklich im Vergleiche zu Rußland; aber wenn Rußland so klein wäre wie die Schweiz und seine sozialen Probleme in der selben Weise durch uneinnehmbare natürliche Befestigung vereinfacht hätte und durch eine Bevölkerung, die infolge der Mannigfaltigkeit und Innigkeit des internationalen Verkehrs verfeinert ist, so würde einem die Wahl zwischen ihnen weh tun. Jedenfalls sind die in Wahrheit unter Protektorat lebenden demokratischen Republiken Australien und Kanada und die eingestandenermaßen unabhängigen demokratischen Republiken Frankreich und die Vereinigten Staaten weder gesund noch wohlhabend noch weise; und es würde noch schlimmer um sie bestellt sein, wenn ihre Volksminister nicht in der Kunst, dem Volksenthusiasmus nachzulaufen und die Volksunwissenheit auszunützen, bewandert wären. Der Politiker, der einstmals zu lernen hatte, wie man Königen schmeichelt, muß jetzt lernen, wie man die Phantasie der Wähler bezaubert, unterhält, bestrickt, beschwindelt, erschreckt oder sonst irgendwie verblüfft; und obgleich es in den aufgeklärten modernen Staaten, wo der Handwerker gebildeter ist als der König, eines viel größeren Mannes bedarf, weil es viel schwerer ist, ein erfolgreicher Demagoge als ein guter Höfling zu sein, so ist doch derjenige, der an den Volksüberzeugungen mit wunderbarer Kraft festhält, der Mann des Pöbels, während der schwächere Skeptiker, der sich vorsichtig dem nächsten Jahrhundert entgegentastet, keine Aussicht auf Erfolg hat, außer wenn er auch zufällig das spezifisch artistische Talent des Marktschreiers hat, in welchem Falle er die Stimmen als Marktschreier und nicht als Reformator gewinnt. Folglich stereotypiert der Demagoge, obgleich er vorgibt (und seinen Zweck verfehlt), die Dinge im Interesse der Majorität der Wähler besser vorwärts zu bringen, dennoch die Mittelmäßigkeit, organisiert die Unduldsamkeit, verunglimpft die Entfaltung außergewöhnlicher Eigenschaften und verherrlicht auffallende Schaustellungen der gewöhnlichen. Er führt eine *kleine* Arbeit gut aus und gräbt sich mühsam mit schönen Phrasen durch eine *große*. Wenn eine große politische Bewegung stattfindet, wird sie nicht bewußt geführt oder organisiert; das unbewußte Selbst der Menschheit bricht sich Bahn, wie ein Elefant durch ein Dschungel bricht; und die Politiker halten Reden über das, was gerade in einem Prozesse vorfällt, den sie in der besten Absicht mit ihrer ganzen Macht zu hemmen suchen. Schließlich, wenn die soziale Anhäufung an einem Punkte ankommt, der die internationale Organisation erheischt, noch ehe die Demagogen und Wähler gelernt haben, wie man auch

nur eine Landgemeinde ordentlich verwaltet, (geschweige denn, wie man Konstantinopel internationalisiert), so geht die ganze Politik in Trümmer, und sogleich haben wir Ruinen von Reichen vor uns, Neu-Seeländer, die auf einem gebrochenen Pfeiler der London-Bridge sitzen usw.

Diese schon des öfteren wiedergekehrte Katastrophe wird sich gewiß abermals wiederholen, falls wir nicht eine Demokratie von Übermenschen werden erzielen können; und die Erzeugung einer solchen Demokratie ist der einzige Wechsel, der vielversprechend genug ist, um uns für die Anstrengung zu kräftigen, die eine Revolution erfordern wird.

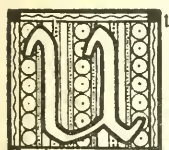
Die erklärte Prüderie



Warum die Bienen ihre Mütter verwöhnen sollen, während wir nur unsere Opernprimadonnen verwöhnen, ist eine Frage, die des Nachdenkens wert ist. Unsere Auffassung von der Behandlung einer Mutter besteht nicht etwa darin, daß wir ihren Nahrungsvorrat erhöhen, sondern wir verkürzen ihn, indem wir ihr verbieten, einen Monat nach ihrer Niederkunft in einer Fabrik zu arbeiten. Alles, was die Geburt zu einem Unglück für die Eltern und zu einer Gefahr für die Mutter machen kann, wird gewissenhaft getan. Als ein großer französischer Schriftsteller, Emile Zola, durch die Unfruchtbarkeit seiner Nation beunruhigt, ein beredtes und mächtiges Buch schrieb, um das Ansehen der Elternschaft wieder herzustellen, gelangte man in England sofort zu der Überzeugung, das ein Werk dieser Art, mit einem Titel wie „Fécondité“ zu abscheulich wäre, um der Übersetzung wert zu sein, und daß jeder Versuch, die Beziehungen der Geschlechter von irgend einem anderen als dem sinnlichen oder romantischen Gesichtspunkte aus zu betrachten, strenge unterdrückt werden müsse. Wenn diese Annahme nun wirklich in der öffentlichen Meinung begründet wäre, so würde sie einen Zustand des Ekels und des Grolles gegen eine Lebenskraft andeuten, der nur in einer angekränkelten und dem Tode geweihten Gemeinschaft, in der Ibsens Hedda Gabler der Typus des Weibes sein müßte, entstehen kann. Aber es fehlt jede wesentliche Begründung für diese Annahme. Die Prüderie der Zeitungen ist wie die Prüderie bei Tisch nur eine Folge der Erziehung und der Schwierigkeit der Sprache. Man lehrt uns nicht, über diese Themen anständig zu denken, folglich fehlt uns auch jede Ausdrucksweise — außer einer unanständigen — für sie. Wir müssen sie deshalb für unpassend zur öffentlichen Besprechung erklären, weil die einzigen Ausdrücke, in denen wir die Besprechung führen könnten, für den öffentlichen Gebrauch unschicklich sind. Die Physiologen, die ein technisches Wörterverzeichnis zu ihrer Verfügung haben, finden keine Schwierigkeit darin, und Meister der Sprache, die anständig denken, können volkstümliche Romane wie Zolas „Fécondité“ oder Tolstois „Auferstehung“ schreiben, ohne Lesern, die auch anständig denken können, das geringste Ärgernis zu bereiten. Aber der moderne Dutzendjournalist, der solche Dinge niemals anders als in unflätiger Weise besprochen hat, kann zu einem Ehescheidungsfall

keinen einfachen Kommentar schreiben, ohne sich eine bewußte Schändlichkeit oder einen versteckten Witz zu leisten, die es unmöglich machen, seinen Kommentar in Gesellschaft vorzulesen. Alle Zotenreißerei und Prüderie — sie sind identisch — bedeutet indessen nicht, daß die Menschen keine anständigen Gefühle über diese Gegenstände haben: im Gegenteil, gerade die Tiefe und der Ernst unserer Gefühle machen seine Entweihung durch eine gemeine Ausdrucksweise und derbe Scherze doppelt unerträglich; so daß wir endlich nicht vertragen, daß überhaupt von solchen Dingen gesprochen werde, weil nur einer unter Tausenden davon sprechen kann, ohne unsere Selbstachtung, und insbesondere die Selbstachtung der Frauen zu verletzen. Nun füge man zu den Abscheulichkeiten der Volkssprache noch die Abscheulichkeiten der Volksarmut hinzu. In dichten Bevölkerungen macht die Armut die Reinlichkeit unmöglich; und ohne Reinlichkeit werden viele natürliche Situationen des Lebens widerlich und ungesund, und die Folge davon ist, daß schließlich die Unsauberkeit im Vereine mit diesen natürlichen Situationen so überwältigend widerwärtig wird, daß unter zivilisierten Menschen: d. h. unter den Menschen, die in den Labyrinthen von schmutzigen Gäßchen zusammengepfercht sind, die wir Städte nennen — das leibliche Leben zumeist als ein lasterhaftes Geheimnis behütet werden muß, dessen man niemand gegenüber als dem Arzte in den dringendsten Fällen Erwähnung tut; und Hedda Gabler erschießt sich, weil die Mutterschaft einer feinen Dame so unwürdig ist. Kurz, die allgemeine Prüderie ist bloß eine Begleiterscheinung des allgemeinen Unflates; die Themen, die sie in Acht und Bann tut, bleiben aber trotzdem die interessantesten und ernstesten Themen.

Der Fortschritt: eine Illusion



Unglücklicherweise werden die ernstesten Menschen durch die Illusion des Fortschrittes aus der Evolutionsbahn gedrängt. Jeder Sozialist wird uns leicht davon überzeugen können, daß der Unterschied zwischen dem Menschen, wie er ist, und dem Menschen, wie er werden könnte, ohne weitere Entwicklung, unter tausendjährigen Bedingungen der Ernährung, des Milieus und der Zucht, ganz ungeheuer ist. Er kann zeigen, daß die Ungerechtigkeit und die ungerechte Verteilung des Wohlstandes und der Arbeitszuweisung die Folge eines unwissenschaftlichen ökonomischen Systems sind, und daß der Mensch, so fehlerhaft er ist, doch ebensowenig beabsichtigte, eine so geordnete Unordnung herbeizuführen, wie eine Motte, wenn sie in eine Kerzenflamme fliegt, zu verbrennen beabsichtigt. Er kann zeigen, daß der Unterschied zwischen der Anmut und Stärke eines Akrobaten und dem gekrümmten Rücken des rheumatischen Feldarbeiters durch die Verhältnisse und nicht durch die Natur hervorgerufen wurde. Er kann zeigen, daß viele der abscheulichsten menschlichen Laster nicht ursprünglich eingewurzelte, sondern bloße Rückwirkungen unserer Institutionen gerade auf unsere Tugenden sind. Der Anarchist, das Mitglied der Fabian Society, das Mitglied der Heilsarmee, der

Vegetarier, der Arzt, der Rechtsanwalt, der Pfarrer, der Professor der Ethik, der Turner, der Soldat, der Sportsmann, der Erfinder, der Verfasser politischer Programme, alle haben die Absicht, uns zu bessern; und fast alle ihre Heilmittel sind physisch möglich und auf zugestandene Übel gerichtet. Für sie ist die Grenze des Fortschrittes schlimmstenfalls die vollständige Durchführung aller angedeuteten Reformen und das Erheben aller Menschen zu dem Standpunkte, der bereits von den geistig und körperlich Bestgenährten und Meistgebildeten eingenommen wird.

Hier also ist, wie sie alle glauben, ein ungeheures Arbeitsfeld für den Reformator. Hier sind viele edle Ziele, erreichbar auf vielen jener zu dem Berge „Schwierigkeit" hinanführenden Pfade, den große Geister gerne emporsteigen. Unglücklicherweise wird dieser Berg niemals von einem Menschen, wie wir ihn kennen, erklommen werden. Man braucht nicht zu leugnen, daß, wenn wir alle auf dem Wege, den die Reformatoren weisen, wacker dem Ziele entgegenstrebten, wir die Welt ungemein verbessern würden. Aber darauf ist nicht mehr Hoffnung zu setzen als auf die ebenso einleuchtende Versicherung, daß wir alle Lerchen fangen werden, falls einmal der Himmel einstürzt! Wir werden jene Pfade nicht betreten; wir haben nicht genug Energie dazu. Wir sehnen das Ziel nicht genug herbei; ja in den meisten Fällen wünschen wir es gar nicht ernstlich. Man frage jeden erstbesten Menschen, ob er gerne ein besserer Mensch wäre; und er wird ungemein ethisch „ja" sagen. Man frage ihn, ob er gerne eine Million haben möchte; und er wird auch ungemein aufrichtig „ja" sagen. Aber der fromme Bürger, der gerne ein besserer Mensch wäre, fährt fort, sich genau so zu betragen wie vorher. Und der Vagabund, der gerne die Million haben möchte, nimmt sich nicht die Mühe, zehn Schillinge zu verdienen. Eine Unmenge von Männern und Frauen, die alle erpicht darauf sind, ein Legat in der Höhe einer Million zu empfangen, leben und sterben, ohne je fünf Pfund auf einmal besessen zu haben, während Bettler in Lumpen auf Matratzen gestorben sind, die mit Gold vollgestopft waren, das sie aufgestapelt hatten, weil sie es heftig genug wünschten, sodaß sie die nötige Kraft aufzubringen vermochten, es zu erwerben und zu bewahren. Die Ökonomen, die herausfanden, daß der Bedarf auch die Mittel ihn zu decken, herbeischafft, mußten den Satz bald auf „tatsächlichen Bedarf" einschränken, der sich schließlich bei genauerer Betrachtung als nichts weiter denn die Mittel selbst erwies. Und dies gilt von der Politik und der Moral wie von allen anderen Fächern: die wirklichen Mittel sind das Maß des wirklichen Bedarfes, und die bloßen Bestrebungen und Versicherungen führen zu nichts. Keine Gemeinschaft ist noch je über die ersten Phasen hinausgekommen, in denen ihre Streitsucht und ihr Fanatismus sie befähigten, eine Nation zu gründen, und ihre Habsucht, eine kommerzielle Zivilisation zu bilden und zu entfalten. Selbst diese Stadien sind niemals durch den Gemeinsinn, sondern immer durch unduldsamen Eigensinn und rohe Gewalt erreicht worden. Man nehme die Reform-Bill vom Jahre 1832 als Beispiel eines Konfliktes zwischen zwei Gruppen

gebildeter Engländer betreffs einer politischen Maßregel an, die so offenbar notwendig und unvermeidlich war, als es eine politische Maßregel nur jemals gewesen ist oder wahrscheinlich nur jemals wieder sein wird. Sie ging nicht durch, ehe nicht die Herren von Birmingham Anstalten getroffen hatten, den Herren der Gemeinde von St. James in vorschriftsmäßiger militärischer Form die Hälse abzuschneiden. Sie würde bis heute nicht durchgebracht worden sein, wenn keine Gewalt dahintergestanden hätte als die Logik und das öffentliche Gewissen der Utilitarier. Ein despotischer Herrscher mit so viel gesundem Menschenverstand, wie Königin Elisabeth ihn hatte, würde mehr geleistet haben als die Bande erwachsener Eton-Schüler, die uns damals durch ein Privilegium regierten und die, seit der Einführung des — praktisch genommen — allgemeinen Stimmrechtes der Männer im Jahre 1834, uns nach den Wünschen der proletarischen Demokratie regiert.

Gegenwärtig haben wir an Stelle der Utilitarier die Fabier mit ihrer friedlichen, konstitutionellen, moralischen, ökonomischen Sozialpolitik, die zu der Verwirklichung ihrer farblosen und wohlwollenden Pläne nichts brauchen, als daß die Engländer sie verstehen und billigen. Aber warum spricht man von den Fabiern gut in Kreisen, wo vor dreißig Jahren das Wort Sozialist als gleichbedeutend mit Halsabschneider und Mordbrenner aufgefaßt wurde? Nicht etwa, weil die Engländer auch nur die leiseste Absicht haben, die Politik der Fabier zu studieren oder anzunehmen, sondern weil sie glauben, daß die Fabier durch Ausmerzung des Einschüchterungselementes aus der sozialistischen Bewegung, der aufrührerischen Armut die Zähne ausgebrochen und die bestehende Ordnung vor der einzigen Angriffsweise gerettet haben, die sie wirklich fürchten. Wenn die Nation die Politik der Fabier annähme, so würde sie selbstverständlich genau so durch rohe Gewalt durchgesetzt werden, wie unser jetziges Eigentumssystem. Sie würde zum Gesetze werden; und diejenigen, die sich gegen sie auflehnten, würden mit Geldstrafen belegt werden, ihr Eigentum würde zwangsweise verkauft werden, sie würden von Polizeimännern auf den Kopf geschlagen, ins Gefängnis geworfen und in letzter Instanz hingerichtet werden, genau so wie es ihnen jetzt ergeht, wenn sie das herrschende Gesetz übertreten. Aber da unsere besitzende Klasse nicht fürchtet, daß diese Umwandlung stattfinden könnte — wogegen sie vereinzelt auftretende Halsabschneider und Pulververschwörungen befürchtet und mit aller Macht die Tatsache zu verbergen strebt, daß zwischen den Methoden, durch die sie ihre Eigentumsrechte geltend macht, und der Methode, durch die der Dynamitheld seine Auffassung der natürlichen Menschenrechte verteidigt, gar kein moralischer Unterschied besteht — wird die Fabian Society gestreichelt und liebkost, genau so wie die christlich-soziale Union, während der Sozialist, der schlicht heraussagt, daß eine soziale Revolution nur so gemacht werden kann, wie alle anderen Revolutionen gemacht worden sind — nämlich dadurch, daß die Leute, die sie wollen, jene Leute, die sie nicht wollen, töten, zwingen und einschüchtern — als ein Volksverführer denunziert und mit Zwangsarbeit bestraft wird, damit er erfahre, wie

viel Aufrichtigkeit in dem Einwande seiner Verfolger gegen die physische Gewalt liegt.

Sollen wir also die Methoden der Fabier verwerfen und zu denen der Barrikadenerbauer zurückgreifen, oder die des Dynamithelden und des Meuchelmörders annehmen? Im Gegenteil, wir sollen zu der Erkenntnis kommen, daß beide durchaus wertlos sind. Es scheint, daß der Dynamitheld leider zu der Behauptung berechtigt ist, daß niemals einer anderen als der physischen Kraft Zugeständnisse gemacht worden sind. Hat Gladstone die Entstaatlichung der irländischen Kirche dem Geiste des Liberalismus bewilligt oder der Explosion, die das Gefängnis von Clerkenwell demolierte? — Gut, wir brauchen das nicht töricht und blöde in Abrede zu stellen. Es sei vollkommen zugegeben. Wir wollen ferner zugestehen, daß dies alles in der Natur der Dinge liegt; daß der eifrigste Sozialist, wenn er Eigentum besitzt, durchaus nicht anders handeln kann als die konservativen Grundbesitzer, solange das Eigentum nicht mit Gewalt von der ganzen Nation abgeschafft worden ist; ja sogar, daß geheime Stimmgebung und die parlamentarischen Abstimmungen trotz ihrer hohlen Debattenzeremonie sich von blutigen Schlachten nur so unterscheiden, wie das unblutige Sichergeben einer durch die Übermacht erdrückten Streitkraft auf dem Schlachtfelde sich von Waterloo oder Trafalgar unterscheidet. Ich mache alle diese Zugeständnisse dem Fenier zum Geschenk, der von gedankenlosen Irländern in Amerika Geld sammelt, um Dublin Castle in die Luft zu sprengen, dem Detektiv, der unbesonnene junge Arbeiter überredet, beim erstbesten Eisenwarenhändler Bomben zu bestellen, und sie dann der Zuchthausstrafe überantwortet, ferner unseren Armee- und Marinebefehlshabern, die, durch recht viel Lyddit unterstützt, nicht an Predigten, sondern an ein Ultimatum glauben; und im allgemeinen allen, die es angehen mag. Aber wozu nützt es, wenn man das Verfahren der Rücksichtslosen und Blutdürstigen an Stelle des Verfahrens der Vorsichtigen und Humanen setzt? Steht es um England seit der Zerstörung des Gefängnisses von Clerkenwell besser, oder um Irland seit der Entstaatlichung der irländischen Kirche? Ist der geringste Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Nation, die sich blöderweise durch Karl und Laud und Strafford einschüchtern ließ, dadurch etwas gewann, daß sie später noch blöder war und ein paar energischen Puritanern, die durch die Meisterwerke der jüdischen aufrührerischen Literatur entflammt waren, gestattete, den Genannten die Köpfe vor die Füße zu legen? — Nehmen wir an, die Pulververschwörung wäre gelungen und eine Fawkes-Dynastie wäre beständig auf dem Throne gesessen; würde das für den jetzigen Zustand der Nation irgend einen Unterschied bedeutet haben? Die Guillotine wurde in Frankreich bis zur Grenze der menschlichen Geduld sowohl für Girondisten, als auch für Jakobiner angewendet. Fouquier Tinville folgte Maria Antoinette auf dem Schafott; und Maria Antoinette hätte die Menge ebenso bitter fragen können wie Fouquier sie gefragt hat, ob sie nun endlich billigeres Brot bekommen wird, wenn man ihr erst den Kopf abgeschlagen haben wird. Und was ist dabei herausgekommen? Das kaiserliche Frankreich der Familie Rougon-

Macquart und das republikanische Frankreich mit dem Panama-Skandal und der Affäre Dreyfus. Lohnte dieser Unterschied das Köpfen all der unglücklichen Damen und Herren, so unnütz und mutwillig viele von ihnen auch waren? Würde ein vernünftiger Mensch auch nur eine Maus köpfen, um ein solches Resultat zustande zu bringen? Wendet euch nach dem republikanischen Amerika! Amerika hat keine Sternkammer und keine feudalen Barone. Aber es hat Trusts; und es hat Millionäre, deren Fabriken von elektrischen Drähten eingezäunt und von Pinkerton-Polizisten mit Magazingewehren verteidigt, aus Reginald Front de Boeuf einen Radikalen gemacht haben würden. Hätten Washington oder Franklin für die Sache der Unabhängigkeit Amerikas auch nur einen Finger gerührt, wenn sie ihre Verwirklichung geahnt hätten?

Nein: was Cäsar, Cromwell und Napoleon, trotz all der physischen Kraft und dem moralischen Ansehen des Staates in ihren mächtigen Händen, nicht vollbringen konnten, das kann nicht von schwärmerischen Verbrechern und Verrückten vollbracht werden. Selbst die Juden, die von Moses bis zu Marx und Lassalle alle Revolutionen angeregt haben, mußten einsehen lernen, daß am Ende der Hund doch zu seinem Auswurf, und die gewaschene Sau zum Kote zurückkehrt; und wir können uns ebensogut mit dem Gedanken abfinden, daß der Mensch zu seinen Götzen und seinen Begierden, trotz aller „Bewegungen" und aller „Revolutionen", solange zurückkehren wird, bis seine Natur sich verändert haben wird. Bis dahin bleiben seine ersten Erfolge beim Aufbau kommerzieller Zivilisation: (und was sind das für Zivilisationen, du lieber Himmel!) nur Vorbereitungen zu dem unvermeidlichen späteren Stadium, das uns jetzt bedroht. Das Stadium, in dem die Leidenschaften, welche die Zivilisation geschaffen haben, verhängnisvoll statt produktiv werden, genau so wie gerade die Eigenschaften, die den Löwen zum König der Wüste machen, seine Vernichtung mit Sicherheit zur Folge haben, sobald er in eine Stadt eindringt. Nichts kann also die Gesellschaft retten als der klare Kopf und der weite Zweck: Krieg und Wettbewerb, mächtige Hilfsmittel der Zuchtwahl und Entwicklung in der einen Epoche, werden zu verderblichen Werkzeugen der Entartung in der nächsten. Bei der Zucht von Tieren und Pflanzen fallen Spielarten, die sich durch Zuchtwahl viele Generationen hindurch gebildet haben, plötzlich wieder während einer oder zweier Generationen, in denen die Zuchtwahl aufhört, in den Urtypus zurück; auf die gleiche Art stürzt eine Generation, in der frische Kampflust und Habgier als auswählende Kräfte zu wirken aufgehört und statt dessen zu hemmen und zu zerstören begonnen haben, mit einer Plötzlichkeit in ihren Anfangszustand zurück, die den aufmerksamen Beobachter mit Bestürzung zu sehen befähigt, wie der Schritt vieler Jahrhunderte nach aufwärts in einem einzigen Menschenalter wieder zurückgetan ist. Das ist oft vorgekommen, selbst innerhalb des Zeitraumes, den die Geschichte umfaßt; und in jedem Falle ist der Wendepunkt erreicht worden, lange vor der Erreichung oder selbst nur von der allgemeinen schriftlichen Befürwortung des Erhebens der Massen zum höchsten Niveau, das die bestgenährten und -gebildeten normalen Individuen erreichen können.

Wir müssen daher die Idee freimütig aufgeben, daß der Mensch, wie er ist, eines absoluten Fortschrittes fähig sei. Es wird immer eine Illusion des Fortschrittes geben, weil, wo immer wir uns eines Übels bewußt sind, wir diesem abzuhelfen trachten und uns deshalb selbst immer im Fortschritt begriffen erscheinen, wobei wir vergessen, daß die meisten Übel, die wir sehen, die schließlich akut gewordenen Wirkungen lange unbeachteter Rückschritte sind, daß unsere schlichtenden Heilmittel selten den verlorenen Grund vollständig wiedergewinnen und, vor allem, daß nach den Grundsätzen, nach denen wir degenerieren, das Gute in unseren Augen schlecht geworden ist und im Namen des Fortschrittes vernichtet wird, genau so, wie das Böse vernichtet und durch das Gute nach den Grundsätzen, nach denen wir uns entwickeln, ersetzt wird. Das ist wirklich die Illusion der Illusionen; denn sie gibt uns die untrügliche und erschreckende Versicherung, daß, wenn unser politischer Ruin kommen soll, er durch eifrige Reformatoren herbeigeführt und durch begeisterte Patrioten gefördert werden wird, als durch eine Reihe notwendiger Etappen zu unserem Fortschritte. Dann soll der Reformator, der Fortschrittler, der Verbesserer sich noch einmal umblicken mit seinen ewigen „Wenn und Aber", die niemals Hand und Fuß bekommen. Solange der Mensch bleibt, was er ist, kann es keinen Fortschritt über den Punkt hinaus geben, den er bereits erreicht hat und von dem er bei jedem Versuche der Zivilisation kopfüber abstürzt; und da selbst dieser Punkt bloß ein Gipfel ist, an den sich ein paar Leute in schwindelndem Grausen über einem Abgrund voller Unflat klammern, sollte der bloße Fortschritt uns nicht länger locken und betören.

Der Dünkel der Zivilisation



Am Ende gehört gar nicht so viel Scharfsinn dazu, die Illusion des Fortschrittes zu haben. Wir lesen die Satiren der Zeitgenossen unserer Väter; und wir nehmen an (gewöhnlich ganz mit Unrecht), daß die Mißbräuche, die sie bloßstellen, der Vergangenheit angehören. Wir sehen auch, daß die Reformen der schreienden Übel oft durch die teilweise Verschiebung der politischen Macht von den Bedrückern auf die Bedrückten hervorgerufen werden. Die Liberalen votieren für den armen Mann in der Hoffnung, er werde dann seine Stimme seinen Befreiern schenken. Die Hoffnung wird nicht erfüllt, aber die lebenslängliche Haft der armen Schlucker wegen Schulden wird abgeschafft; die „Factory acts" werden durchgebracht und lindern das Arbeiten zu Hungerlöhnen; der Schulbesuch wird freigegeben und obligatorisch; die sanitätspolizeilichen Ortsstatuten werden vermehrt; es werden öffentlich Schritte getan, die Massen anständig zu beherbergen; die Barfüßigen bekommen Stiefel, zerlumpte Bettler werden selten; und Badestuben und Klaviere, fesche Sommeranzüge und gestärkte Halskragen kommen auf viele, die ehemals in Moleskinröcken mit getupftem Halstuch als ungewaschener „Pöbel" die Maultrommel oder die Ziehharmonika spielten. Einige von diesen Veränderungen bedeuten Gewinn, andere Verlust. Einige sind gar keine Veränderungen; es sind

nur Veränderungen durch das Geld. Dennoch erzeugen sie die Illusion des rastlosen Fortschrittes, und das Lesepublikum folgert daraus, daß die Übelstände der frühen viktorianischen Periode nur mehr in den unterhaltenden Spalten der Novellen von Dickens bestehen. Aber sobald wir eine Reform suchen, die ein Verdienst des Charakters und nicht des Geldes, der Regierungskunst und nicht des Interesses oder des Aufruhrs ist, so werden wir enttäuscht. Zum Beispiel erinnerten wir uns der Mißwirtschaft und Unzulänglichkeit, die der Krim-Krieg enthüllte, als einer abgetanen Periode, bis der südafrikanische Krieg uns zeigte, daß die Nation und das Kriegsministerium — gleich jenen armen Bourbonen, die für ein allgemein verbreitetes charakteristisches Merkmal so unverschämt getadelt worden waren — nichts zugelernt und nichts vergessen hatten. Kaum hatten wir uns von der fruchtlosen Erbitterung über diese Entdeckung erholt, als uns zu Ohren kam, daß die Offiziersmesse unseres auserlesensten Regimentes einen Geißelklub in sich schließe, dem der älteste Subalternoffizier als Vorstand angehörte. Diese Entdeckung rief einigen Ekel über die Einzelheiten dieser bubenhaften Ausschweifung hervor, ohne daß der augenscheinliche Mangel jedes Begriffes von Mannesehre und -tugend, von persönlichem Mute und Selbstachtung in der ersten Reihe unserer Kavaliere sonderlich überrascht hätte. Wir hatten angenommen, daß die Sykophantie und die Götzendienerei in Zivilangelegenheiten, die Karl I. ermutigt hatten, den Aufstand der Puritaner im siebzehnten Jahrhundert zu unterschätzen, längst überholt wären; aber sie bedurften nur günstiger Umstände, um wieder aufzuleben und mit erhöhter Mißachtung für ihre eingebüßte Ehrfurcht zu entschädigen. Wir sind wieder in Debatten über Transsubstantiation geraten, gerade in dem Augenblicke, wo die Entdeckung der großen Vorherrschaft der Theophagie als Stammessitte uns der letzten Ausflucht für den Glauben beraubt hat, daß unsere offiziellen religiösen Riten in wesentlichen Punkten von denen der Barbaren abweichen. Die christliche Doktrin von der Nutzlosigkeit der Strafe und der Gottlosigkeit der Rache hat trotz ihrer einfachen Vernünftigkeit nicht einen einzigen Menschen unter allen Nationen bekehrt; das Christentum bedeutet den Massen nichts als eine sensationelle öffentliche Exekution, die zur Entschuldigung für andere Exekutionen vollzogen wird. Im Namen des Christentums stehlen wir minutenweise zehn Jahre aus dem Leben eines Diebes in der schleichenden Trostlosigkeit und Erniedrigung der modernen, reformierten Gefängnisse und mit ebensowenig Gewissensbissen, wie Laud und seine Sternkammer Bastwicks und Burtons Ohren abgeschnitten haben. Wir exhumierten und verstümmelten jüngst die sterblichen Überreste des Mahdi genau so, wie wir die Gebeine Cromwells vor zwei Jahrhunderten ausgegraben und verstümmelt haben. Wir haben die Enthauptung der chinesischen Boxer-Prinzen verlangt, wie jeder Tartar es getan haben würde, und unsere Armee- und Marine-Expeditionen, die den Zweck haben zu morden, zu verbrennen und Volksstämme und Dörfer zu zerstören, weil man einen Engländer durch einen Schlag auf den Kopf getötet hat, gehören so selbstverständlich zu unserer imperialistischen Gepflogenheit, daß das letzte Dutzend dieser Streifzüge nicht

einmal so viel Mitleid hervorgerufen hat, als man bei jedem Verbrecher voraussetzen darf. Die gerichtliche Anwendung der Tortur, um Geständnisse zu erpressen, gilt als Überbleibsel aus dem dunklen Mittelalter; aber während ich diese Zeilen niederschrieb, hatte ein englischer Richter einen Falschmünzer zu zwanzig Jahren Zuchthausstrafe mit der offenen Erklärung verurteilt, er werde das Urteil ungekürzt vollstrecken lassen, falls der Verbrecher nicht gestehe, wo er die gefälschten Noten versteckt habe. Und keine wie immer geartete Bemerkung fällt darüber oder über ein Telegramm vom Kriegsschauplatze in Somaliland, das erwähnt, wie eine bestimmte Auskunft von einem Gefangenen „unter Strafandrohung" gegeben worden ist. Selbst wenn diese Berichte falsch wären, beweist schon allein die Tatsache, daß sie als Hinweis auf einen natürlichen und richtigen Vorgang der öffentlichen Verwaltung ohne Protest hingenommen werden, daß wir noch immer genau so bereit sind, unsere Zuflucht zur Tortur zu nehmen, wie Bacon es war. Was rachsüchtige Grausamkeit anbetrifft, so verriet ein Fall im südafrikanischen Krieg, wo die Angehörigen und Freunde eines Gefangenen gezwungen wurden, seiner Hinrichtung beizuwohnen, eine Niedrigkeit des Gemütes und Charakters, die uns kaum noch das Recht gibt, uns etwas auf unsere Überlegenheit über Eduard III. (bei der Übergabe von Calais) zugute zu tun. Und der demokratische amerikanische Offizier huldigte der Tortur auf den Philippinen genau so, wie der aristokratische englische Offizier es in Süd-Afrika tat. Die Zwischenfälle bei der Invasion Afrikas durch die Weißen auf der Suche nach Elfenbein, Gold, Diamanten und Genüssen haben bewiesen, daß der moderne Europäer noch dasselbe Raubtier ist, das ehemals zur Eroberung neuer Welten unter Alexander, Antonius und Pizarro ausgezogen war. Die Parlamente und Gemeinderäte sind genau das geblieben, was sie waren, als Cromwell sie unterdrückte und Dickens sie verspottete. Der demokratische Politiker blieb genau so, wie Plato ihn beschrieb; der Arzt ist noch immer der leichtgläubige Betrüger und unverschämte wissenschaftliche Hanswurst, den Molière lächerlich gemacht hat; der Schullehrer ist bestenfalls ein pedantischer Kinderdrillmeister und schlimmstenfalls ein Prügelnarr geblieben; schiedsrichterliche Entscheidungen werden von ehrlichen Leuten mehr gefürchtet als Prozesse; der Philanthrop schmarotzt noch immer auf Kosten des Elends wie der Arzt auf Kosten der Krankheit; die Wundertaten der Pfaffenlist sind nicht weniger schwindelhaft und boshaft, weil sie jetzt wissenschaftliche Experimente genannt und von Professoren durchgeführt werden; die Hexenkünste in der modernen Form patentierter Medizinen und prophylaktischer Impfungen nehmen überhand; der Gutsbesitzer, der nicht mehr mächtig genug ist, um eine rhampsinitische Falle zu legen, verbessert sie durch einen mit Widerhaken versehenen Draht; der moderne Kavalier, der zu faul ist, sein Gesicht als Symbol der Tapferkeit mit Zinnober zu beschmieren, läßt sein Hemd von einer Wäscherin als Symbol der Reinlichkeit mit Stärke beschmieren. Wir schütteln den Kopf über den Schmutz des Mittelalters in Städten, die Ruß und Unreinlichkeit verdunkelten; Weihwasser als Desinfektionsfluidum wird mehr

denn je benützt, und man glaubt fester denn je daran. Autoritäten der öffentlichen Gesundheitspflege führen absichtlich Beschwörungen mit brennendem Schwefel durch (die, wie sie wissen, nutzlos sind), weil die Leute so fromm daran glauben, wie der italienische Bauer an die Flüssigmachung des Blutes des heiligen Januarius glaubt; und die direkte öffentliche Lüge hat riesenhafte Dimensionen angenommen, weil in dieser Hinsicht kein Unterschied besteht zwischen dem Taschendieb auf der Polizeiwache und dem Minister auf der Ministerbank, zwischen dem Verleger in der Zeitungsredaktion und dem Stadtmagnaten, der Bicyclereifen annonciert, die nicht ausrutschen, und zwischen dem Geistlichen, der die neununddreißig Artikel unterzeichnet, und dem Vivisektor, der seine ritterliche Ehre dafür verpfändet, daß ein Tier, das im physiologischen Laboratorium operiert wird, nicht den geringsten Schmerz leidet. Die Heuchelei hat ihren Höhepunkt erreicht; denn wir verfolgen die Menschen nicht nur abergläubisch — fromm und aufrichtig, im Namen der heilmittelverschleißenden Hexerei, an die wir glauben, sondern auch gefühlloserweise und heuchlerisch im Namen des evangelischen Glaubensbekenntnisses, während unsere Herrscher heimlich darüber lächeln, wie die italischen Patrizier des fünften Jahrhunderts heimlich über Jupiter und Venus gelächelt haben. Der Sport ist geblieben, was er immer gewesen ist: eine grausame Aufregung; der Trieb zum Morden ist allgemein; und es werden ringsum im Lande Museen errichtet, die kleine Kinder und ältliche Herren aneifern sollen, Sammlungen von in Alkohol konservierten Kadavern zu machen und Vogeleier zu stehlen und sie aufzubewahren, wie die roten Indianer Skalpe aufzubewahren pflegten. Unterwerfung durch die Peitsche ist einem Engländer so natürlich, wie es die Auspeitschung des Rechabeam dem Salomo gewesen ist. Ja, der Vergleich ist den Juden gegenüber sogar unbillig in Anbetracht der Tatsache, daß das mosaische Gesetz mehr als vierzig Peitschenhiebe im Namen der Menschlichkeit untersagte, und daß Auspeitschungen von tausend Peitschenhieben englischen Soldaten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert verabreicht wurden und noch immer verabreicht werden würden, wenn nicht der Wechsel in der Verteilung der politischen Macht zwischen der militärischen Kaste und den handeltreibenden Klassen und dem Proletariat stattgefunden hätte. Trotz dieses Wechsels ist das Auspeitschen noch immer eine Einrichtung der öffentlichen Schulen, des Militärgefängnisses, der Schulschiffe und jener Schule der Kleinlichkeit, die man das Heim nennt. Das wollüstige Verlangen der Prügelnarren nach verstärkten Prügeln ist so andauernd, wie das Verlangen nach mehr Freiheit, mehr Krieg und niedrigeren Steuern; es wird geduldet und sogar befriedigt, weil wir, da wir keine ethischen Zwecke vor Augen haben, Verstand genug besitzen, einzusehen, daß nichts als roher Zwang unseren selbstsüchtigen Willen anderen aufnötigen kann. Die Feigheit ist allgemein; Patriotismus, öffentliche Meinung, Elternpflichten, Disziplin, Religion, Sittlichkeit sind nur schöne Namen für Einschüchterung; und Grausamkeit, Herrschgier und Leichtgläubigkeit leisten der Feigheit Vorschub. Wir schneiden einem Kalbe die Kehle ab und hängen es an den

Füßen auf, damit es so verblute, daß unser Kalbskotelette weiß sei; wir nageln Gänse an ein Brett und stopfen sie, weil wir den Geschmack der Leberkrankheit lieben; wir reißen Vögel in Stücke, um die Hüte unserer Frauen zu schmücken; wir verstümmeln Haustiere aus gar keinem anderen Grunde, als um einer instinktiv grausamen Mode zu folgen; und wir drücken bei den scheußlichsten Torturen ein Auge zu in der Hoffnung, irgend eine magische Kur für unsere eigenen Krankheiten durch sie zu entdecken.

Nun muß ich bemerken, daß dies keine außergewöhnlichen Entfaltungen unserer eingestandenen Laster sind, die alle guten Menschen beklagen und die sie durch Gebete bannen möchten. Es ist hier mit keinem Worte der Ausschreitungen unserer Neros gedacht worden, die wir zu ihrem vollen üblichen Perzentsatze haben. Mit Ausnahme der paar militärischen Beispiele, die hauptsächlich erwähnt wurden, um zu zeigen, daß die Bildung und Stellung eines Gentleman, verstärkt durch die strengsten Übereinkünfte von Ehre, Korpsgeist, Publizität und Verantwortlichkeit, keine besseren Garantien für das Betragen bieten als die Leidenschaften des Pöbels, sind die oben angeführten Beispiele gewöhnliche, aus dem täglichen Leben unserer besten Bürger herausgegriffene Vorfälle, die in unseren Zeitungen und auf unseren Kanzeln heftig verteidigt werden. Gerade die Apostel der Humanität, die jene Leidenschaften verabscheuen, werden durch sie zum Morde aufgehetzt; der Dolch Brutus' und Ravaillacs ist noch immer lebendig in den Händen eines Caserio und Luccheni; und die Pistole ist ihnen in den Händen Guiteaus und Czolgoß' zu Hilfe gekommen. Unsere Gegenmittel sind noch immer beschränkt auf das Dulden oder Töten; und der Mörder wird noch immer von Gerichts wegen ermordet nach dem Prinzip, daß Schwarz plus Schwarz gleich Weiß ist. Die einzige Neuerung besteht in unseren Methoden: durch die Erfindung des Dynamits ist die geladene Muskete des Hamilton aus Bothwellhaugh von der Bombe verdrängt worden; aber das Herz Ravachols loderte genau in demselben Feuer wie das Hamiltons. Die Welt erträgt es nicht, daß diejenigen, die sie kennen, über sie nachdenken, selbst wenn man die Fesseln der Armut bei den Armen und die Fesseln der Feigheit bei den Reichen noch so hoch veranschlagt.

Alles, was man uns zugestehen kann, ist, daß die Leute leben und leben lassen müssen und bis zu einem gewissen Punkte auch wirklich leben. Selbst das Pferd mit seinem gestutzten Schwanze und seiner aufgezäunten Kinnlade findet seine Sklaverei durch die Tatsache gemildert, daß eine vollständige Außerachtlassung seines Bedürfnisses nach Nahrung und Ruhe, seinen Herrn zu der Auslage zwingen würde, jeden zweiten Tag ein neues Pferd zu kaufen; denn man kann nicht ein Pferd zu Tode schinden und dann ein neues umsonst aufgabeln wie einen Arbeiter. Aber diese natürliche Hemmung der unüberlegten Selbstsucht wird selbst wieder gehemmt, teils durch unsere Kurzsichtigkeit und teils durch wohldurchdachte Berechnung; so daß wir neben dem Manne, der zu seinem eigenen Schaden das Leben seines Pferdes aus bloßem Geiz verkürzt, die Tramwaygesellschaft haben,

die nach der Sterblichkeitsstatistik herausrechnet, daß, obgleich ein Pferd vierundzwanzig bis vierzig Jahre leben kann, es sich doch besser rentiert, es in vier Jahren zu Tode zu schinden und es dann durch ein neues Opfer zu ersetzen. Und die menschliche Sklaverei, die ihren Höhepunkt nachweisbar in unserer Zeit in der Form der freien Lohnarbeit erreicht hat, hat dieselben persönlichen und kommerziellen Grenzen sowohl in ihrer Verschärfung als auch in ihrer Milderung gefunden. Jetzt, wo die Freiheit der Lohnarbeit die Mängel der menschlichen Sklaverei aufgedeckt hat, wie in Süd-Afrika, haben das führende englische Tagblatt und die führende englische Wochenschrift offen und ohne Entschuldigung eine Rückkehr zur Zwangsarbeit verlangt, d. h. zu den Methoden, mit Hilfe derer, wie wir glauben, die Ägypter die Pyramiden erbaut haben. Wir wissen jetzt, daß der Kreuzzug gegen die Hab und Gut unterjochende Sklaverei im neunzehnten Jahrhundert nur deshalb gelang, weil diese Sklaverei weder die wirksamste noch die wenigst menschliche Methode der Arbeitsausbeutung war; und die Welt tastet jetzt nach einem noch wirksameren System, das die Freiheit des Arbeiters abschaffen soll, ohne seinen Ausbeuter wieder für ihn verantwortlich zu machen.

Dennoch gibt es immer irgend einen Milderungsgrund: da ist vor allem die Furcht vor dem Aufstand; und die Wirkungen der Güte und Liebe. Es muß deshalb betont werden, daß die Welt nicht dafür verantwortlich gemacht werden darf, was ihre Verbrecher und Ungeheuer ihr auf das Kerbholz schreiben. Die Scheiterhaufen von Smithfield und der Inquisition wurden von wirklich frommen Menschen in Brand gesetzt, von Menschen, die mild und gütig waren, was man eben so Milde und Güte nennt. Und wenn heutzutage in Amerika ein Neger in Petroleum getaucht und angezündet wird, so kann er doch kein guter Mann sein; er ist ein Verbrecher, der von Scharen ehrenwerter, barmherziger, tugendhaft entrüsteter, hochsinniger Bürger gelyncht wird, die, obgleich sie mit Umgehung des Gesetzes handeln, wenigstens barmherziger sind als die amerikanischen Gesetzgeber und Richter, die vor nicht allzulanger Zeit Leute zur Einzelhaft verurteilten, aber nicht etwa auf die Dauer von fünf Monaten, wie es bei uns üblich ist, sondern auf die Dauer von fünf Jahren und mehr. Die Dinge, die unsere moralischen Ungeheuer tun, brauchen nicht mit dem Blutbad der Bartholomäusnacht und mit anderen plötzlichen Ausbrüchen sozialer Wirren verglichen zu werden. Wir müssen uns nach dem erlaubten und respektierten Benehmen unserer geachtetsten Kreise beurteilen, und wenn wir die Tatsachen kennen und stark genug sind, ihnen ins Antlitz zu sehen, so müssen wir zugeben, daß, so lange wir nicht durch ein höher entwickeltes Tier, — kurz, durch den Übermenschen — ersetzt sind, die Welt eine Höhle voll gefährlicher Bestien bleiben muß, unter denen unsere wenigen zufällig erscheinenden Übermenschen, unsere Shakespeares, Goethes, Shelleys und ihresgleichen so unsicher wie Löwenbändiger leben müssen, indem sie den Humor ihrer Situation und die Würde ihrer Überlegenheit als Gegengewichte für die Angst der einen und die Einsamkeit der anderen benützen.



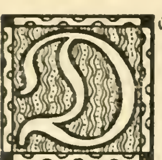
an kann sagen, daß, obgleich die Bestie im Menschen in der Aufregung des Krieges und des Verbrechens zum Durchbruch kommt und ihn in die Barbarei zurückwirft, sein normales Leben doch höher steht als das normale Leben seiner Ahnen. Diese Anschauung gilt namentlich für die Engländer, die sich immer aufrichtig auf die Seite der Tugend neigen, so lange diese sie weder Geld noch Nachdenken kostet. Sie empfinden die Ungerechtigkeit der Fremden sehr schwer, die an diese bedingte Hochsinnigkeit nicht glauben wollen. Aber es fehlt jeder Grund zu der Annahme, daß unsere Vorfahren dieser weniger fähig waren, als wir es sind. Auf alle Behauptungen, daß die Existenz einer fortschreitenden moralischen Evolution bestehe, die sichtbarlich vom Großvater auf den Enkel wirkt, kann man endgültig entgegnen, daß tausend Jahre einer solchen Evolution ungeheure soziale Veränderungen hervorgerufen haben müßten, deren historischer Nachweis überwältigend wäre. Aber nicht einmal Macaulay, der zuversichtlichste fortschrittliche Reformator, vermag es, einen einzigen Beweis zu erbringen, der einem Kreuzverhör standhalten könnte. Man vergleiche unser Betragen und unsere Gesetzbücher mit denen, die als zeitgenössisch in alten Handschriften und Klassikern, die uns überliefert worden sind, erwähnt werden, und man wird nicht den geringsten Grund zu dem Glauben finden, daß irgend ein moralischer Fortschritt seit der historischen Zeit gemacht worden ist, trotz aller romantischen Versuche der Historiker, die Vergangenheit auf diese Annahme hin zu rekonstruieren. Während dieser Zeit ist es sowohl Nationen als Privatfamilien und Individuen geschehen, daß sie aufblühten und in Verfall gerieten, bereuten, ihre Herzen verhärteten, sich unterwarfen und sich auflehnten, handelten und regierten, zwischen natürlicher und künstlicher Hygiene schwankten (das älteste Haus der Welt, das jüngst in Kreta ausgegraben wurde, zeigte ganz moderne sanitäre Einrichtungen), und tausend Veränderungen auf den verschiedensten Stufenleitern des Einkommens und der Bedrückung der Bevölkerung versucht haben, wobei sie die ganze Zeit über fest in dem Glauben befangen waren, daß die Menschheit sich in Sprüngen und Sätzen entwickle, weil die Menschen beständig geschäftig waren. Und bloß zufällig ist uns eine kleine Reihe von Erfindungen übriggelassen worden, als da sind: das Rad, die Sicherheitsnadel, das Schießpulver, der Magnet, die galvanische Säule usw.; lauter Dinge, die, zum Unterschiede von den Evangelien und den philosophischen Abhandlungen der Weisen, von gewöhnlichen Menschen praktisch aufgefaßt und angewendet werden können; so daß die Fortbewegung mittelst Dampfes auch ohne eine Nation von Stephensons möglich ist, obgleich das nationale Christentum ohne eine Nation von Christen unmöglich ist. Aber glaubt irgend jemand ernstlich, daß der Chauffeur, der ein Automobil von Paris nach Berlin lenkt, ein höher entwickelter Mensch ist, als der Wagenlenker des Achilles, oder daß ein moderner Ministerpräsident ein aufgeklärterer Herrscher ist als Cäsar es war, weil er auf einem Zweirad fährt, seine Eilbriefe bei elektrischem Lichte schreibt und seine Staatsrentenmakler durch das Telefon instruiert?

Darum genug des Geschwätzes über den Fortschritt: der Mensch, wie er ist, wird und kann niemals seiner Natur auch nur eine Elle, weder durch irgend eine seiner politischen, wissenschaftlichen, pädagogischen, religiösen, noch durch seine künstlerischen Quacksalbereien hinzufügen. Was sich möglicherweise ereignen kann, wenn diese Überzeugung einmal in den Köpfen der Menschen tagt, deren jetziger Glaube an die Illusionen des Fortschritts der Kitt unserer sozialen Gesellschaftsordnung ist, das können nur die ausdenken, die wissen, wie plötzlich eine Zivilisation, die lange zu denken aufgehört hat (oder nach der alten Schablone „zu wachen und zu beten"), in Trümmer zerfallen kann, wenn der volkstümliche Glaube an ihre Heucheleien und Betrügereien ihren Mißerfolgen und Skandalen nicht länger standhalten kann. Wenn religiöse und ethische Formeln einmal so sehr veralten, daß kein Mensch mit gesundem Verstand mehr an sie glauben kann, dann sind sie auch an dem Punkte angelangt, wo kein charaktervoller Mann sich noch länger zu ihnen bekennen wird; und von diesem Augenblicke an stehen sie an der Tür jedes Berufes und jedes öffentlichen Amtes, um jedem tüchtigen Mann, der kein Sophist oder Lügner ist, den Eintritt zu verwehren, bis sie in aller Form aufgehoben worden sind. Eine Nation, die zwar ihre Gemeinderäte einmal in drei Jahren revidiert, aber ihre Glaubensartikel nicht in dreihundert Jahren einmal revidieren will, selbst wenn diese Artikel eingestandenermaßen als politische Kompromisse eingesetzt und von dem großen Herrn „Dreh-mich-nach-dem-Wind" diktiert worden sind, ist eine Nation, die der Erneuerung bedarf.

Unsere einzige Hoffnung ist also auf die Evolution gerichtet. Wir müssen den Menschen durch den Übermenschen ersetzen. Es ist schrecklich für den Bürger, in dem Maße, als die Jahre über ihn hinwegstreichen, seine eigenen Zeitgenossen in der jüngeren Generation so genau wiederholt zu sehen, daß seine Gefährten von vor dreißig Jahren ihre Ebenbilder in jeder Menschenmenge der Stadt wiederfinden, so daß er sich oft zurückhalten muß, als einen alten Freund irgend einen jungen Mann zu begrüßen, dem er nur ein unbekannter alter Herr ist. Alle Hoffnung auf Fortschritt erstirbt in seiner Brust, wenn er die Jungen beobachtet; er weiß, daß sie genau das tun werden, was ihre Väter getan haben, und daß die wenigen Stimmen, die noch immer wie früher sie ermahnen werden, etwas Anderes zu tun und etwas Besseres zu sein, ihren Atem ebensogut zum Blasen ihrer Suppe (wenn sie welche bekommen können), aufsparen könnten. Männer wie Ruskin und Carlyle werden dem Hinz und Kunz ihre Predigten um des Predigens willen halten, genau so, wie der heilige Franziskus den Vögeln und der heilige Antonius den Fischen gepredigt hat. Aber Hinz und Kunz bleiben wie die Fische und Vögel das, was sie sind; und Dichter, die utopische Staaten und Zeiten ausmalen und beweisen, daß zu ihrer Verwirklichung nichts als der ernstliche Wille des Menschen notwendig ist, bemerken am Ende wie Richard Wagner, daß die Tatsache, mit der man sich vertraut machen muß, die ist: daß die Menschen diese Staaten und Zeiten tatsächlich gar nicht wollen. Und sie werden sie niemals wollen, bevor sie nicht zu Übermenschen geworden sind.

Und so sind wir an dem Punkte angelangt, der dem Traume des Sozialisten von der „Sozialisierung der Produktions- und Tauschmittel" und dem Traume des Positivisten von der Moralisierung des Kapitalisten, und des Professors der Ethik, des Gesetzgebers, Erziehers, der da glaubt, man könne einem Menschen Gebote und Gesetzbücher und Lektionen und Noten beibringen, wie das Geschirr einem Pferde, den Talar einem Richter, das Signal einem Soldaten oder einem Schauspieler eine Perrücke beigebracht wird, ein Ende macht. Die menschliche Natur kann durch alle diese Dinge nicht verändert werden. Der einzige grundlegende und mögliche Sozialismus ist die Verallgemeinerung der Zuchtwahl des Menschen, mit anderen Worten: die Verallgemeinerung der menschlichen Evolution. Wir müssen den gewöhnlichen Menschen ausrotten oder sein Votum wird den Staat und die bürgerliche Gesellschaft zugrunde richten.

Die Methode


Das die Methode betrifft, so ist darüber vorläufig nur zu sagen, daß, wo der Wille vorhanden ist, sich auch ein Weg finden wird. Wenn kein Wille vorhanden sein sollte, sind wir verloren. Diese Möglichkeit gilt für unser närrisches kleines Reich, wenn nicht für das Weltall; und da solche Möglichkeiten nicht ohne Verzweiflung in Erwägung gezogen werden können, müssen wir, solange wir leben, unter der Voraussetzung vorwärtsschreiten, daß wir nicht nur gerade noch genug Energie übrig haben, um leben zu wollen, sondern auch, um besser leben zu wollen. Das kann bedeuten, daß wir ein Staatsdepartement für die Evolution begründen müssen mit einem Sitz im Kabinett für sein Oberhaupt und einer Einnahme, die die Kosten direkter Staatsexperimente zu bestreiten und Privatpersonen Reizmittel zur Erzielung günstiger Resultate zu verschaffen haben wird. Es kann auch die Gründung einer Privatgesellschaft oder einer privilegierten Gesellschaft zur Verbesserung des menschlichen lebenden Inventars bedeuten. Aber augenblicklich würde es viel wahrscheinlicher eine lärmende Zurückweisung solcher Vorschläge als unanständig und unmoralisch zur Folge haben, jedoch nicht ohne ein gleichzeitiges, geheimes Vorwärtsstoßen des menschlichen Willens in der verpönten Richtung, so daß alle möglichen Institutionen und öffentlichen Autoritäten unter diesem oder jenem Vorwande heimlich dem Übermenschen entgegenstreben würden. Graham Wallas hat schon als Vorsitzender des Schulverwaltungs-Komitees der Londoner Schulbehörde anzudeuten gewagt, daß die Politik der Unfruchtbarmachung der Lehrerin, so angenehm sie auch in administrativer Hinsicht sein möge, doch vom Standpunkte der nationalen Menschenzucht aus anfechtbar sei, und es kann kaum ein besseres Beispiel geben für die Richtung, in der die Sehnsucht nach dem Übermenschen trotz all unserer Heucheleien wirken kann. Eines ist wenigstens von allem Anfang an klar. Wenn eine Frau durch sorgfältige Wahl ihres Gatten und ihrer Ernährung einen Bürger mit ausgebildeten Sinnen, gesunden Organen und einer guten Verdauung hervorbringen kann, sollte ihr für

diesen natürlichen Dienst entschieden eine so große Belohnung zugesichert werden, daß sie willens wäre, ihn zu wiederholen. Ob sie bei diesem Unternehmen sich eigener Geldmittel bedienen kann, oder durch die Wahl eines reichen Gatten, oder von einem spekulativen Kapitalisten, oder von einem neuen Departement der, sagen wir, Royal Dublin Society oder (wie jetzt) durch das Kriegsministerium — das sie auf Kosten der Heeresmacht erhält und einen bestimmten Soldaten ermächtigt, sie zu heiraten —, die nötigen Mittel erhält, oder ob sie diese von einer Ortsautorität nach den Ortsstatuten, die einer solchen Frau unter gewissen Umständen einen einjährigen Urlaub bei vollem Gehalt bewilligen müßten, oder von einer Zentralverwaltung erhält, ist einerlei, vorausgesetzt, daß das Resultat befriedigend ist.

Da die große Mehrheit der Frauen und ihrer Männer unter den bestehenden Verhältnissen nicht genug Nahrung, kein Kapital, keinen Kredit und keine wissenschaftlichen oder Geschäftskenntnisse haben, so würden sie wenn der Staat für die Geburt aufkäme, wie er jetzt für den Tod aufkommt — das ist eine Tatsache — von Aktiengesellschaften auf Dividenden ausgenützt werden, genau so wie in den gewöhnlichen Industriezweigen. Selbst eine Aktiengesellschaft zur Erzeugung von Menschen (als verbessertes Findelhaus oder dergleichen fromm verkleidet), könnte wohl unter gehöriger Aufsicht und Regelung bessere Resultate erzielen als es die einer zusammengewürfelten Ehe sein können, auf die wir angewiesen sind. Dagegen könnte man einwenden, daß wenn der Regierung ein gewöhnlicher Lieferant Ware zum Kaufe vorlegt und sie diese als unzulänglich und nicht nach Muster zurückweist, die für unbrauchbar erklärten Waren entweder zu dem Preis verkauft werden, der für sie erzielt werden kann, oder zerstückelt, d. h. als Makulatur behandelt werden, wogegen man, wenn die Waren aus menschlichen Wesen bestünden nichts anderes tun könnte, als sie laufen zu lassen oder in das nächste Arbeitshaus zu schicken. Aber es ist doch nichts Neues, daß die Privatspekulation ihre menschliche Ausschußware auf den billigen Arbeitsmarkt und ins Arbeitshaus wirft; und der Ausschuß der neuen Industrie würde voraussichtlich noch immer besser ausfallen als die Lagerware der gewöhnlichen Armut. In unserer jetzigen sorglosen industriellen Unordnung müßten alle menschlichen Produkte, ob sie Anklang finden oder nicht, auf den Arbeitsmarkt geworfen werden; aber diejenigen, die keinen Anklang fänden, würden der Gesellschaft keinen Anspruch auf eine Prämie geben und auf diese Weise einen direkten Verlust für sie bedeuten. Die wirkliche kommerzielle Schwierigkeit würde in der Unsicherheit und im Aufwande an Zeit und Geld beim ersten Experimente bestehen. Kein kommerzielles Kapital würde sich an solche heroische Operationen während des Versuchsstadiums nicht heranmachen und jedenfalls könnte man die Geisteskräfte, die für eine so folgenschwere neue Richtung nötig sind, billigerweise nicht von der Börse erwarten. Sie wird von Staatsmännern geleitet werden müssen, die genug Charakter haben, unserer Demokratie und Geldaristokratie zu sagen, daß die Staatskunst nicht darin besteht, ihren Torheiten zu schmeicheln oder ihre beschränkten Schicklichkeitsnormen auf die

Angelegenheiten der vier Kontinente anzuwenden. Die Sache muß entweder vom Staate selbst oder von irgend einer Organisation in die Hand genommen werden, die stark genug ist, dem Staate Achtung einzuflößen.

Die Neuheit eines jeden derartigen Experimentes liegt jedoch nur im Umfang, in dem es unternommen wird. In einem in die Augen springenden Falle, in dem der Königswürde, wählt der Staat bereits die Eltern nach rein politischen Gründen im Reichsadel, obgleich es dem Erben eines Herzogtums von rechtswegen freisteht, ein Milchmädchen zu heiraten. Die soziale Pression, die ihn zwingt, seine Wahl auf eine politisch und sozial passende Gattin zu beschränken, ist so überwältigend, daß es ihm wirklich ebenso schwer wird, ein Milchmädchen zu heiraten, wie Georg IV. die Ehe mit Mrs. Fitzherbert schwer geworden ist; und so eine Heirat könnte nur als Resultat der Einwirkung einer außergewöhnlichen Charakterstärke von seiten des Milchmädchens auf eine außergewöhnliche Schwachheit von seiten des Herzogs vorkommen. Mögen diejenigen, denen die ganze Idee einer vernünftigen Zuchtwahl abgeschmackt und anstößig erscheint, sich selbst befragen, warum Georg IV. seine Frau nicht wählen durfte, während jeder beliebige Kesselflicker heiraten konnte, wen er wollte. Bloß, weil in politischer Hinsicht keinen Deut danach gefragt wurde, wen der Kesselflicker zur Gattin nahm, wogegen es sehr darauf ankam, wen der König heiratete. Die Art, wie alle Rücksichten auf des Königs persönliche Rechte, auf die Ansprüche seines Herzens, auf die Heiligkeit des Ehegelübdes und auf die romantische Sittenlehre vor einer politischen Notwendigkeit zusammenschrumpften, zeigt, wie entbehrlich all diese augenscheinlich unwiderstehlichen Vorurteile sind, wenn sie mit der Forderung nach der Abstammung unserer Herrscher in Konflikt geraten. Wir ziehen dieselbe Lehre aus dem Falle des Soldaten, dessen Ehe, wenn sie überhaupt gestattet wird, despotisch überwacht wird, bloß im Hinblick auf militärische Wirksamkeit.

Nun, heutzutage regiert nicht der König, sondern der Kesselflicker. Dynastische Kriege werden nicht länger befürchtet, dynastische Bündnisse nicht länger geschätzt. Die Eheschließungen in den königlichen Familien werden immer weniger politisch, sondern populärer, gemütlicher und romantischer. Wenn allen Königen in Europa morgen in dem Maße die Freiheit geschenkt würde, wie König Cophetua, so würden nur mehr ihre Tanten und Kammerdiener einen Augenblick Angst betreffs der Folgen haben. Andrerseits ist das Verständnis für die soziale Wichtigkeit der Heirat des Kesselflickers beständig gewachsen. Wir haben den Gesundheitszustand seines Weibes im Monate nach ihrer Niederkunft zu einer öffentlichen Sache gemacht. Wir haben den Geist seiner Kinder seinen Händen entzogen und ihn in die des staatlichen Schullehrers gelegt. Wir werden alsbald auch die körperliche Verpflegung seiner Kinder von ihm unabhängig machen. Aber sie sind noch immer Pöbel; und die Auslieferung des Landes an den Pöbel ist nationaler Selbstmord, da der Pöbel weder regieren kann, noch einen Andern als den, der am meisten an Brot und Spielen verspricht, regieren lassen will. Es lebt

kein Volksenthusiast mit zwanzigjähriger demokratischer Erfahrung, der an die politische Zulänglichkeit des Wahlkörpers oder der Körperschaften, die er erwählt, glauben würde. Der Sturz der Aristokraten hat das Bedürfnis nach dem Übermenschen geschaffen.

Die Engländer hassen die Freiheit und die Gleichheit zu sehr, um sie zu begreifen. Aber jeder Engländer liebt und wünscht einen Stammbaum. Und darin hat er Recht. König Demos muß wie alle anderen Könige gezeugt werden, und mit dem „Muß" läßt sich nicht streiten.

Es ist ein müssiges Beginnen für einen einzelnen Schriftsteller, eine so große Sache in einer Flugschrift weiter durchführen zu wollen. Eine Beratung über diesen Gegenstand ist der nächste Schritt, der erforderlich ist. Es werden ihr Männer und Frauen beiwohnen, die, da sie nicht mehr glauben, daß sie ewig leben können, irgend ein unsterbliches Werk suchen, in das sie ihr Bestes hineinbauen können, ehe ihre sterbliche Hülle in jenen Urstaubzerstörer, den Leichenverbrennungsofen, geworfen wird.

Deutsch von Siegfried Trebitsch





Museen/ von Max Osborn



Das Heiligtum der pierischen Musen am Olympos und der Musenhain am Helikon, wo der Hufschlag des Flügelpferdes das sprudelnde Wasser der Hippokrene aus dem Boden gezaubert haben sollte — das waren, wie Ernst Curtius uns gelehrt, die ältesten „Museen". Nicht als Mitglieder jener neunköpfigen weiblichen Akademie der Künste und Wissenschaften, die erst in späterer Zeit von pedantischem Gelehrtengeist aufgebaut wurde und deren Namenskreis der gebildete Europäer nie ganz ohne Anstrengung zu runden weiß, sondern als Naturgeister, Nymphen, die an Quellen und Flüssen zu Hause waren, erschienen dem hellenischen Volke die Musen. Die Quelle, die durch den starren Felsen bricht, pries der Grieche als kostbare Gabe der Götter, der Quell auf einsamem Bergeshaupte gar war ihm ein Wunder der Gnade, sein Anblick trug ihn empor zu freudig erhobener Stimmung, um ihn rankte sich der Ruhm begeisternder Kraft, und sein Bezirk ward eine Stätte des Musendienstes. Die menschliche Kunst brachte Ordnung und Harmonie in die wilde Schönheit der rauhen Berglandschaft. Altäre stiegen aus dem Boden, Weihgeschenke wurden in den Tempelhallen, die das heilige Feuer umzogen, und im Schatten der Bäume aufgestellt, Bildsäulen der Musen, die hier verehrt wurden, sowie der Dichter und Künstler, die bald in eifrigem Wettkampf ihren Sang erschallen ließen, erhoben sich, Festplätze wurden abgesteckt, Urkunden über die Kunstweisen gesammelt, die allmählich an den einzelnen Stätten ihre besondere Pflege fanden — wie man etwa am Helikon die Handschriften hesiodischer Gesänge aufbewahrte —, rings erblühte ein reiches geistiges Leben voll edler Heiterkeit, in dem sich alle Künste zu einem stolzen Reigen verbanden.

Doch auch die Schatzkammern von Kunstdenkmälern, die später vom Museion den Namen liehen, waren im Altertum schon vorhanden. Die großen Tempel, in denen die Weihgeschenke aller Stände und Klassen sich drängten, waren die Freude der Umwohner und die Zielpunkte der Reisenden. Dort sah und bewunderte man die Werke der Kunst, die Reliquien der Heroenzeit, die Waffen berühmter Helden, die seltenen Tiere und Gewächse, die in den Tempeln selbst, in den Parks, die sie umgaben, oder in besonderen Schatzkammern unter priesterlicher Aufsicht bewahrt und den Fremden von Tempeldienern erklärt wurden. So staunten die Besucher des Tempels von Ephesos über die Gemälde des Apelles, über das altehrwürdige Bild der Nacht, über die Silberbecher des Mentor, über die Amazonenstatuen aus der großen Epoche des Phidias. Soweit die hellenische Kultur ihre Arme ausbreitete, waren diese Kunstsammlungen, die unendlichen Stoff zur Bildung, zur

Unterhaltung, zum Genuß in sich bargen, aus dem Kult der Götter von selbst erwachsen . . .

Es führt kaum ein Weg von jenen organisch gewordenen Museen, die dem Bestehen einer öffentlichen, für die gemeinsamen Interessen des Staates und der Religion tätigen Kunst ihr Dasein verdankten, zu den großen Instituten unserer Zeit, die wir also bezeichnen. Sie sind nicht im Laufe von Menschenaltern und Jahrhunderten aus dem geschichtlichen Leben des Volkes hervorgewachsen, sondern von Einzelnen und von Gemeinschaften nach bestimmtem Plane zu bestimmten Zwecken künstlich ins Leben gerufen; sie sind nicht geworden, sondern gemacht, und es fehlt ihnen von Hause aus der Zusammenhang mit dem Boden, auf dem sie stehen. Ergebnisse einer langen und komplizierten Entwicklung, in jedem Einzelfall aus andern Bedingungen und Voraussetzungen hervorgegangen, werden sie plötzlich wieder, nach Jahrtausenden, auf den Beruf der uralten Anlagen gewiesen, die ihnen den Namen gegeben: edelste Bildungsstätten der Gesamtheit des Volkes zu sein. Wie sollen sie dies Ziel erreichen?


Der Grieche, der ein Heiligtum der Musen oder der anderen Götter betrat, fühlte sich unmerklich in eine höhere Welt emporgehoben. Rings grüßten ihn vertraute Beziehungen, durch das Medium des Gegenständlichen zog ihn die Kunst rasch hinauf in ihre ideale Sphäre, von wo aus er alles Menschliche anders ansah denn zuvor. Der Gläubige der christlichen Kirche fühlte doch in der Feierstunde, die ihn im Gotteshaus festhielt, seine Andacht verklärt und umrankt durch den Schmuck der Wände, Pfeiler und Altäre. Der moderne Museumsbesucher überschreitet die Schwelle des großen Hauses, in das ihn mehr die Pflicht treibt als Liebe und innerer Zwang, mit einem Gefühl der Fremdheit und nicht ohne Angst; ratlos durcheilt er die Räume. Auch der Gebildete tritt nicht mit reiner Freude ein. Scheu und mißtrauisch mißt er die Reihe der Säle. Gewiß, hier ist Kunst, beste und reifste Kunst sogar; aber losgelöst von den Beziehungen zum Leben, von den Beziehungen zum eignen Werden. Mit Bildern gepflasterte Wände, von Statuen und Gruppen wimmelnde Skulpturensäle. Ernst und klagend scheinen ihn die Kunstwerke anzusehen: „Ich stamme aus einem Dom am Rhein." „Ich aus der Hauskapelle eines vlämischen Kaufherrn." „Mich gab mein lieber Herr aus Padua dem Maler in Auftrag." „Ich nahm im Rathause zu Genua einen Ehrenplatz ein." „Ich lebte in einem Kloster von Granada ein Leben von beschaulichem Frieden." „Mich bildete ein Schüler des Skopas für den Tempel des Apollo." „Mich kaufte der Kardinal Alessandro Albani, als mich eben der dicke Gärtner Giuseppe aus dem Boden gegraben hatte, da er einen Olivenbaum umpflanzen wollte." . . „Und nun sind wir alle zwangsweise hier versammelt. Und ihr Zwerge von 1900 dürft uns anstieren. Hebe dich von hinnen, langhosige Kröte!" . . .

Gegen solche Offenherzigkeiten der Kunstwerke läßt sich nicht viel einwenden. Beschämt schleicht man weiter. Die Riesenzahl dessen, was des Besuchers harrt,

erscheint wie eine Rache der beleidigten Herrlichkeiten. Höhnisch blicken sie ihn an. Werfen ihre Nummern auf sein trüber werdendes Auge. Verfolgen ihn, wenn er den Saal verläßt, um im Nachbarkabinett von einer anderen Schar mit gleicher Verachtung empfangen zu werden. Je unruhiger er wird, um so unerschütterlicher bleiben die Objekte seiner Gewissenhaftigkeit. Er stürzt an die frische Luft und wandert beglückt durch alte Straßen und an ehrwürdigen Bauwerken vorbei, blickt in Kirchen und Paläste, in Rathäuser und Gildensäle, tummelt sich auf freien Plätzen zwischen Brunnen und Bildwerken der Vergangenheit, besucht die Villen geschmackvoller Sammler und die Vorratskammern gescheiter Händler — ein froher Genießer. Hier überall ist Kunst nicht als freies Material, sondern geknüpft an Sachliches und Persönliches. Aber im Museum. . . .?

Ihr braucht nicht mit dem Kopfe zu schütteln. Ich weiß schon selber! Weiß schon, daß dort eine erlesene Zahl von Wunderwerken thront, die dem, der sie zu finden und zu betrachten weiß, göttliche Geheimnisse vertrauen. Daß unausschöpfliche Genüsse locken. Daß reiche Kulturen sich öffnen, Kulturen der Künstler, der ursprünglichen Besitzer, der Sammler, der Ordner. Daß meinem Ahnen vom Werden und Wachsen menschlichen Lebens und menschlichen Geistes hier erst Erfüllung winkt. Daß hier erst tausend auseinanderfallende Einzelfaktoren sich zu einer Summe zusammenschließen, tausend wurzellose Weisheiten organisch verwachsen und lebendig werden. Daß Künstlerpersönlichkeiten aus den Werken steigen und mich in ihre Brust blicken lassen. Daß die feinsten Blüten irdischer Vergänglichkeit ihren Zauberduft miteinander mischen.

Wir stehen nicht mehr an einem Anfang; die naive Schöpferkraft der Vergangenheit wird sich die Menschheit nicht zurückerobern. Dem Geschlecht, das mit den Traditionen von Jahrtausenden zu rechnen hat, ist Wissen und Forschen Lebenssaft, der ihm die Kraft zu neuem Aufstieg zuführt. Das Museum, als das stolzeste Denkmal dieses Lebenselements, ist sozusagen ein Klavier, bei dem der Spieler sich die einzelnen Töne nicht selbst bildet, weil sie ihm fertig geliefert werden, wohl aber die Akkorde und Harmonien. Auch Goethe, unser Lebensgott, schuf sich selbst in seinem Weimarer Hause ein Museum großen Stils, in dem sein Genius durch die Beobachtung des Interessanten in der Natur und die Anschauung kostbarsten Menschenwerkes sich täglich in edelstem Genießen neue Nahrung zuführte.

Und doch! Es bleibt ein Museumsrest, zu tragen peinlich. Ein Hauch vom Musenhain ist da, gewiß. Ein Abglanz daneben noch von der edlen Gier besitzfroher Sammler aus großen Aristokratenzeiten. Ein Schimmer von der Pracht stolzer Fürsten, denen die Aufstapelung von Kunstwerken ein unentbehrliches Hilfsmittel in der sichtbaren Machtentfaltung ihrer Unumschränktheit und der größten Maler und Bildner Götterhand gerade recht war, ihr glanzvolles Lebensglück zu feiern. Eine Spur auch vom Walten großer Geister, die sich mit Schönheit umgaben, daß ihr Bild sich im Wirken ihres Genius spiegle... Aber auch ein ganz kleines Eckchen des „Museums", in das Famulus Wagner sich gebannt fühlt.



Die modernen Museen haben jetzt gerade das erste Jahrhundert hinter sich. Denn das British-Museum, das schon im Jahre 1753 durch den Ankauf einer vorhandenen Sammlung „for the general use and the benefit of the public“ begründet wurde, blieb jahrzehntelang das erste und einzige Staatsmuseum. Erst seit die große Revolution den gewaltigen Besitz der Bourbonen als propriété nationale erklärt und die französische Nationalversammlung im Jahre 1791 das öffentliche Museum des Louvre begründet hatte, kann von Entwicklung überhaupt die Rede sein, — von einer Entwicklung, die noch lange nicht abgeschlossen ist und die gerade in unsern Tagen einen beschleunigten Gang angenommen hat, ohne daß heute schon jemand mit Sicherheit zu sagen vermöchte, wohin der Weg endlich führen wird. Zunächst galt es, die alten Sammlungen und das, was bald als Ergänzung hinzukam, zu ordnen. Die junge Kunstgeschichte half, die Schätze nach Epochen und Schulen zu gruppieren, und erstarkte selbst in dieser Arbeit. Vom Prado zu Madrid bis zur Eremitage von St. Petersburg spiegelten die zu wichtigen Elementen des öffentlichen Lebens gewordenen Galerien die frühere Kultur des Hofes nun in höchst reizvoller Weise sichtbar wieder. Die persönlichen Beziehungen der Herrscher, der Geschmack und die Eigenart der Fürsten, denen die Institute am meisten Förderung verdankten, die internationale Schablone des europäischen Absolutismus, daneben die Spuren der landschaftlichen Besonderheit und der Spezialgeschichte ließen sich daraus ablesen. Deutschland offenbarte dabei die glückliche Kehrseite seiner unseligen historischen Kleinstaaten-Entwicklung, die dem Volke gleich eine ganze Reihe von kleineren Kulturmittelpunkten neben den Hauptstädten der führenden Einzelstaaten geschenkt hatte. Nicht nur in Kassel und Braunschweig, fast in allen Residenzen und Schlössern, in Gotha, Wörlitz, Arolsen und so fort, waren hervorragende Sammlungen entstanden, die jetzt der Allgemeinheit zu Gute kamen.

Die Weiterbildung des Museumswesens geht nun in durchaus uneinheitlichen Formen vor sich. Noch besteht nicht im entferntesten eine so klare Auffassung von den Zielen und Aufgaben dieser Anstalten, daß man sich über eine gemeinsame Marschroute, wie etwa bei der Pflege der Akademien, hätte einigen können, und bald steht eine große Zahl verschiedenartigster Typen nebeneinander. Nach der allgemeinen Umwandlung des künstlerischen Kronguts in Staatsgut tritt die Tätigkeit der Fürsten zurück. Eine königliche Stiftung wie die der Münchner Glyptothek durch Ludwig I. steht nahezu allein. Nun beginnt das große moderne Abstraktum, der Staat, einzugreifen, um das übernommene Gut zu vergrößern und zu pflegen, oder neue Institute nach den vorhandenen Mustern ins Leben zu rufen. An Stelle des Subjektiven tritt das Allgemeine. Nicht ein nach neuen Reizen suchender Geschmack, sondern eine Wissenschaft: die Kunstgeschichte, erweitert das Gesichtsfeld; neben den Antikensammlungen, Gemäldegalerien, Münz- und Kupferstichkabinetten läßt sie neue Abteilungen entstehen, in denen die ägyptischen und assyrischen Altertümer, die Plastik der

christlichen Zeit und andere bislang vergessene oder vernachlässigte Gebiete Berücksichtigung finden. Allmählich aber treten auf der ganzen Linie hervorragende Einzelpersönlichkeiten aus nichtfürstlichem Stande auf, die maßgebend in die Entwicklung eingreifen. Vor allem die privaten Sammler aus aristokratischen und bürgerlichen Kreisen, deren Zahl bei der Ausbreitung des Wohlstandes und der Veränderung der Besitztumsverhältnisse im neunzehnten Jahrhundert enorm zu wachsen beginnt. England geht hier voran. Wie bereits das British Museum seinen Ausgangspunkt von den Sammlungen des Sir Hans Sloane genommen hatte, die der Staat ankaufte, so ward 1824 die National Gallery auf den Bestand der Angerstein-Collection aufgebaut. In Deutschland hatte schon vorher der Frankfurter Bürger Städel in seinem Testament vom Jahre 1816 das „Kunstinstitut" begründet, das seitdem seinen Namen trägt, eine Verbindung von öffentlicher Sammlung und Kunstschule. Ein halbes Jahrhundert später gab in Berlin die großartige Schenkung des Konsul Wagener, der seine ausgezeichnete Sammlung zeitgenössischer Kunstwerke dem König von Preußen zur Verwertung im Staatsinteresse vermachte, die Grundlage für die Nationalgalerie. In Köln war in der Zwischenzeit das Wallraf-Richartz-Museum geschaffen worden, an dem außer seinen Begründern der leidenschaftliche Sammeleifer der Brüder Boisserée beteiligt war. In München bewies später Graf Schack, in wie entscheidender Weise ein feinsinniger und weitblickender Sammler das allgemeine Urteil beeinflussen kann. In Kopenhagen gab der Brauereibesitzer Jakobsen mit seinen unerhörten Sammlungen dem Kunstleben der ganzen Stadt sein Gepräge. In einer kleinen schwedischen Zentrale wie Gotenburg schuf das Vermächtnis des Dr. Pontus Fürstenberg ein unbedeutendes Provinzmuseum zu einem Monument moderner schwedischer Kunst um. Doch das sind nur einzelne, willkürlich herausgegriffene Beispiele.

Die Wichtigkeit der privaten Sammler und Kunstfreunde für die öffentlichen Museen ist noch im Steigen begriffen; ja, während diese Beihilfe in Frankreich und England längst zur Tatsache geworden, ist sie bei uns überhaupt noch in den Anfängen. Hier entstehen notwendige Mittelglieder zwischen Publikum und Museen, und für die letzteren, wie ein Fachmann es formulierte, die „Reservoire der Zukunft". In Berlin ist es erst im letzten Dezennium gelungen, das Liebhaber- und Sammlertum zu organisieren — das Ergebnis der unablässigen Bemühungen seitens der ausgezeichneten Museumsleiter, deren sich die Hauptstadt des Reiches erfreut. Denn das ist eine weitere bedeutsame Neuerscheinung unserer Zeit: der Museumsbeamte großen Stils, ein vorher nicht dagewesener Typus des wissenschaftlichen Arbeiters, in dem sich gelehrtes Wissen mit ausgebreiteter Kenntnis des Kunstmarkts und Erfahrungen rein praktischer Natur verbinden. Die interessantesten Beispiele dieser Gattung sind Justus Brinckmann in Hamburg und Wilhelm Bode in Berlin, der in zäher Arbeit auf dem spröden märkischen Boden das Laientum erzog, in überraschendem Umfang private Mittel für die seiner Leitung unterstellten Sammlungen flüssig zu machen wußte, dafür wieder das

Sammlertum unermüdlich ermutigte und befruchtete und so nach allen Richtungen Anregungen ausstreute, deren Wirkungen noch nicht abzusehen sind. Bode hat zugleich in jahrzehntelanger Tätigkeit seine Sammlungen der Gemälde und der Skulpturen des christlichen Zeitalters in einer Weise fortgeführt und abgerundet, daß die vorbildliche Galerie, die nun entstanden ist, ganz als das Werk seines persönlichen Wirkens erscheint. Und er hat in der endgültigen Aufstellung im Kaiser Friedrich-Museum trotz allen Mißlichkeiten, mit denen hier zu kämpfen war, die Kunst der Anordnung eines historischen Museums auf den weitesten Punkt geführt, den sie bisher erreicht hat. Klar erkennbare geschichtliche Sichtung, Verwerfung der lieblosen alten Aufspeicherungsmethode, Betonung des Wichtigsten, Abwechslung von kleineren und größeren Räumen, von Kabinetreihen und Ruhepunkten, vorsichtige dekorative Ausgestaltung der Gemäldesäle mit Möbeln und Skulpturen aus der Zeit der Bilder, die doch niemals zu einem Wohnraumcharakter führen darf, diskrete Hervorhebung stolzester Einzelstücke, Ruhe und Harmonie in der Wandfüllung, höchste Sorgsamkeit in der Ausmessung der Räume, in der Regulierung der Beleuchtung, in der Benutzung von Ober- und Seitenlicht, in der Auswahl der Stoffe zur Wandbespannung, dann wohlbedachte Zusammenstellung der Kunstwerke, Herstellung einzelner Sondersäle, Einquartierung ganzer Gruppen, die durch Geschenk oder gemeinsame Erwerbung eine Einheit bilden, in einem Raume — das und noch manches andere sind die Geheimnisse der glänzenden Wirkung dieses jüngsten unter den großen europäischen Museumspalästen.

Neben die historischen Museen aber sind im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts die Museen für Werke der zeitgenössischen Kunst getreten — höchst charakteristische Erzeugnisse unserer Zeit. Eine Epoche, in der die künstlerische Produktion nur zum geringen Teil mit den Forderungen des öffentlichen Lebens im Zusammenhang steht und im wesentlichen auf eigne Faust ihrer Wege geht, wo sie mit dem Zwang der Bestellung auch den festen Boden der Anknüpfung an bestimmte Aufgaben verloren, die Freiheit der Betätigung mit dem Verlust eines natürlichen Abnehmer- und Genießerkreises erkauft hat, mußte für ihre Künstler auch Stapelplätze unpersönlichen, rein sachlichen, ganz allgemeinen Charakters schaffen, die für die Äußerungen aller erdenklichen Kunstarten gleich gut, freilich auch gleich schlecht, passen. Die modernen Museen, die seit der Begründung des Luxembourg 1818 überall in Aufnahme kamen oder mit den historischen Sammlungen verschmolzen wurden, sind das notwendige Ergebnis einer Zeit, in der die Kunst überhaupt nicht, wie in früheren Jahrhunderten, als ein unentbehrliches Lebenselement empfunden wird, sondern selbständig und losgelöst von allen Beziehungen sich selbst ihre Probleme stellt und zu lösen sucht. Die letzte Konsequenz dieses Museumsprinzips für die Werke neuerer Kunst stellen die Museen dar, die ganz einzelnen Persönlichkeiten gewidmet sind. Doch die Erfahrung lehrt, daß die kühle Sachlichkeit der wissenschaftlichen Anhäufung aller Werke eines Einzelnen dessen Ruhm nicht unter allen Umständen förderlich ist. Wenn der mit der

Hinterlassenschaft gefüllte Arbeitsraum des Meisters selbst den Platz darstellt, wie es im Ateliermuseum George Frederick Watts' der Fall ist, so wird der Eindruck eben durch den Rest des Persönlichen, der hier haftet, bestimmt. Selbst das schreckliche Musée Wiertz in Brüssel zehrt von diesem Rest des Persönlichen. Aber schon das Kopenhagener Thorwaldsen-Museum läßt die Schwächen des klassizistischen Großmeisters fast deutlicher empfinden als seine Kraft, so schön die Anlage des stolzen Hauses um das efeuumsponnene Grab des Künstlers ist und so würdig die Kultur der Empire-Renaissance sich darin kundgibt. Noch klarer haben wir die Gefahren bei Cornelius kennen gelernt, dem nach dem ursprünglichen Plane ein Hauptteil der Nationalgalerie eingeräumt werden sollte, und dessen kunsthistorische Machtstellung schon die fragmentarische Ausführung dieses Planes schwer erschüttert hat. Das alles sind Erfahrungen, die den jüngst aufgetauchten Gedanken eines Menzel-Museums als recht problematisch erscheinen lassen.


och mit der Lösung aller der Aufgaben, die Sammlung, Anordnung, Aufstellung bieten, und die der älteren Generation fast als die einzigen Museumsforderungen erschienen, begnügt sich die Gegenwart nicht mehr. Das Verlangen wächst, die Schätze der großen Kunstmagazine der Allgemeinheit näher zu führen, den ungeheuren Bildungsstoff, der hier ruht, gründlicher auszunützen. Die neuen Bedürfnisse der Volkserziehung im höchsten Sinne pochen an die Türen der Museen.

Schon seit Jahrzehnten freilich haben neugebildete Museumsgattungen mittelbar und unmittelbar darauf hingearbeitet. Eine solche neue Gattung waren vor allem die Heimatsmuseen der cisalpinen Völker. Während unsere großen Museen ihre Bedeutung dadurch zu gewinnen suchen, daß sie das Kunstleben der Vergangenheit möglichst in seiner internationalen Gesamtheit durch Proben veranschaulichen, haben die Sammlungen des klassischen Bodens meist einen bestimmten Kunstbezirk. In den attischen Sammlungen überblickt man die Kunst der Athener, in Neapel die Kunstwelt Campaniens, in den römischen Galerien den Geschmack der Kaiserzeit. Im Norden hat wiederum erst seit der französischen Revolution die Pflege des einheimischen Kunstbesitzes in großem Stile begonnen. Die Begründung des Musée des monuments français im Jahre 1791 gab hier den Anstoß; die ein halbes Jahrhundert später erfolgte Schöpfung des Germanischen Museums in Nürnberg war für Deutschland das wichtigste Ereignis auf diesem Gebiet, dem dann die lange Reihe der Provinz-, Orts-, ja Dorfmuseen in allen großen europäischen Staaten folgte. Von der Kunstgeschichte ging man hier rasch zur Kulturgeschichte und Heimatkunde im weitesten Sinne über, und mit dem Zweck der Sammlung und Erhaltung vaterländischen Besitzes mußte sich sehr bald der weitere verknüpfen: den Sinn für das Erbgut in der Bevölkerung zu stärken und zu verbreiten. Dies Streben führte in den skandinavischen Ländern zu einem ganz neuen Typus: dem „Freiluftmuseum", der glücklichen Mischung aus zoologischem Garten, ethnographischer Schaustellung und kulturhistorischem Museum, die zuerst Hazelius auf Skansen bei Stockholm

hergestellt hatte. Hier war ein Prinzip der Verbindung von Belehrung und Unterhaltung durchgeführt, das sich natürlich nicht in allen Fällen anwenden läßt. Aber auch andere Museumsgattungen suchten nach Möglichkeiten direkter Einwirkung. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen waren darin besonders erfolgreich, indem sie eine Teilung durchsetzten: kleine, sorgsam ausgewählte, orientierende Schausammlungen für das Publikum, und weite Magazine für den Forscher — ein Gedanke, der vielleicht auch auf andern Spezialgebieten noch eine Zukunft hat. Und schließlich wiesen die Kunstgewerbemuseen, die sich seit der Begründung des South Kensington-Museums in London über ganz Europa verbreiteten, auf die Notwendigkeit eines engen Zusammenhangs mit dem Leben.

So tauchte denn, mit ganzer Energie erst in den letzten Jahren, das wichtige Problem auf, auch die großen Museen, die den altheiligen Namen an erster Stelle tragen, zu tätig wirkenden Bildungsstätten auszugestalten. Wahrhaftig nicht nur „fürs Volk", soweit man damit die unbemittelteren Schichten zu bezeichnen geneigt ist. Unsere höheren Stände könnten eine derartige Erziehung mindestens ebenso gut gebrauchen und am meisten Not täte sie gerade den herrschenden Kreisen. Wer das Museumspublikum der verschiedenen Gesellschaftsstufen kennt, weiß aus Erfahrung, wie gering im Grunde der Unterschied aller ist, sobald sie der Kunst gegenübertreten; die innigere Berührung mit diesen Dingen gehört bei uns noch nicht zu den selbstverständlichen Voraussetzungen des Lebens. Um sie anzutreffen, ist man nicht auf bestimmte Kasten, sondern innerhalb jeder Kaste auf gut Glück, d. h. auf einzelne Persönlichkeiten, angewiesen. Man fühlt, daß die Museen unendlich viel leisten könnten, um diese Zustände langsam zu bessern, und in unsern Tagen, da das allgemeine Streben dahin weist, neben der Kultur des praktischen Lebens, in der wir beträchtlich fortgeschritten sind, als Gegengewicht eine Kultur unserer inneren Existenz zu etablieren, um unserm Verweilen auf diesem Planeten mehr Balance zu geben, sucht man mit Ungestüm nach den geeigneten Mitteln für diesen Zweck. Die Anregungen kamen vielfach von außen her, zum Teil aber auch aus den Kunstanstalten selbst; ja, in Deutschland war von Anfang an ein Museumsdirektor, Alfred Lichtwark, die treibende Kraft der ganzen Bewegung. Zum ersten Male hat dann im Herbst 1903, veranlaßt von der Berliner Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen, in Mannheim eine Besprechung von Fachleuten stattgefunden, die sich das Thema stellte: „Die Museen als Volksbildungsstätten". Die Berichte über die Verhandlungen dieser Konferenz, die unter dem gleichen Titel auch in Buchform (bei Carl Heymann in Berlin) veröffentlicht wurden, stellen ein Kompendium alles dessen dar, was heute schon auf diesem Gebiet gearbeitet wird und was noch als Ziel vor Augen steht.

Der Anstoß kam auch hier aus England, wo John Ruskin schon vor einem halben Jahrhundert die Idee der künstlerischen Volkserziehung mit werbender Kraft propagierte. In dem Ruskin-Museum zu Sheffield, mitten im englischen Industriegebiet, ward bereits vor dreißig Jahren ein Institut für die ästhetische Erziehung nach einem wohldurchdachten System geschaffen. Andere Anstalten

ähnlicher Art folgten, wie das Bethnal Green-Museum in London, das Volksmuseum in Glasgow und vor allem das Manchester Art-Museum, gleichfalls völlig die Schöpfung eines einzelnen hochgesinnten Mannes: J. C. Horsfall's. Hier ist alles auf den praktischen, pädagogischen Zweck angelegt. In der Auswahl der Werke, wobei man sich natürlich meist mit Reproduktionen beholfen hat, in der Anordnung, in der Aufstellung und Bezeichnung. Das erste Prinzip war: keine Überfüllung! Denn „man kann ebensowenig zwanzig sehenswerte Dinge in einer Stunde sehen, wie man zwanzig lesenswerte Bücher an einem Tage lesen kann," sagt Ruskin. Arbeiter und kleine Leute, Erwachsene wie Kinder, bilden das Publikum. Führungen, Vorträge, ganze Kurse dienen dazu, das Material nutzbar zu machen. Und der Grundgedanke ist nicht allein die Tendenz, den niederen Klassen Anteil an den Gütern des Lebens zu gewähren, sondern der tiefer dringende Plan, damit der nationalen Kultur bedeutsame neue Kräfte zuzuführen. Den Kern aller dieser Ideen treffen Ruskins kluge Worte: „Die schönen Künste können nur von einem Volke hervorgebracht werden, das umringt ist von schönen Dingen und Muße hat, sie anzusehen. Wenn ihr eure Arbeiter nicht mit schönen Dingen umgeben wollt, dann werden sie keine schönen Dinge ersinnen."

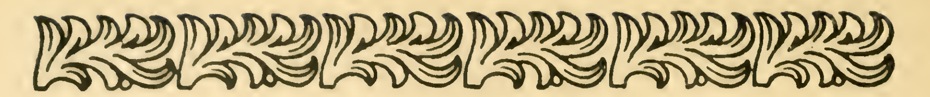
In Deutschland sind alle diese Bestrebungen noch in den Anfängen. Führungen, Vorträge, populäre Einführungsschriften versuchen hier und dort zu wirken. Noch läßt sich nicht übersehen, wohin die Experimente führen werden. In großen Städten ist alles, was geschieht, bisher nur ein Tropfen auf einen heißen Stein gewesen. Vielleicht wird sich die Notwendigkeit ergeben, in diesen immer stärker anwachsenden Zentren neben die alten Kunstinstitute neue mit volksmäßiger und pädagogischer Tendenz zu stellen, die zugleich eine Art Vorbereitungsdienst für den Besuch der kostbaren Sammlungen übernehmen könnten. In kleineren Städten, wo es an altem Kunstbesitz fehlt, könnte dafür das Museum von vornherein auf eine erziehliche Arbeit zugeschnitten sein, die durch langsamen Ankauf einzelner wertvoller Stücke, durch Vorträge, Ausstellungen usw. geleistet wird; die Kunsthalle in Dessau versucht schon heute dergleichen. Oder man wird eine Verbindung des Museums mit den Lebenselementen der Umgebung versuchen, wie in Krefeld, wo das Kaiser Wilhelm-Museum sich in engster Fühlung mit der rheinischen Industrie entwickelt und seine Veranstaltungen nach den besonderen Bedürfnissen der Bewohner einrichtet. Was kann der Bevölkerung einer Stadt, in der Seidenwarenfabrikation und Färberei eine Rolle spielen, willkommener sein als eine Ausstellung wie die mit der Parole „Farbenschau", die vor drei Jahren in Krefeld mit feinster Auswahl erlesene Farbenwerke der Natur und Kunst vereinigte. Oder es werden sich in kleineren Städten Anstalten bilden, die einzelnen opferwilligen Persönlichkeiten ihr Dasein verdanken, wie das Folkwang-Museum in Hagen, das Karl Ernst Osthaus ganz nach subjektivem Geschmack eingerichtet und gefüllt und dann der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt hat, eine Kunstsammlung, die in ihrer Zusammensetzung höchste Anforderungen zu befriedigen sucht, durch allerlei Sondereinrichtungen aber, wie Vortragssaal und Ausstellungsraum, sich in den Dienst der Allgemeinheit stellt

und durch den Umstand besonderen Reiz erhält, daß der Begründer und Leiter seine Privatwohnung mit dem Museum verbunden ließ und also dessen recht verschiedenartige Teile durch ein persönliches Band umschloß.

Rings entstehen neue Typen, neue Pläne, neue Wünsche; wie nie zuvor sind alle Augen auf die Museen gerichtet. Wir sind dabei, hier eine höchst interessante Entwicklung mitzuerleben, und verfolgen, wie der letzte Rest von Staub und Modergeruch hinausgefegt und jeder Winkel durchstöbert wird, daß das Tote lebendig werde. Die Museumsmänner fühlen die Verantwortung, die auf ihnen ruht; sie suchen Fühlung und Aussprache miteinander und haben sich soeben erst in der Zeitschrift „Museumskunde", die Karl Kötschau (bei Georg Reimer, Berlin) herausgibt, ein Organ gegründet. Im letzten Halbjahrhundert sind Umwandlungen vor sich gegangen, die niemand hätte voraussagen können, und niemand wird heute zu prophezeien wagen, in welchem Zustande sich die Museen in abermals fünfzig Jahren befinden werden.

Vielleicht stellt sich dann neben das historische, gelehrte und pädagogische Museum noch eine neue Art, die den alten Namen mit noch größerem Recht tragen würde, eine Anlage, die kein Stapelplatz wäre, sondern eine freie Stätte edelster Kunst, mit dem Leben in Beziehung und Wechselwirkung, und edelster Bildung zugleich. Vielleicht ist dann die Zeit gekommen, wo die Tempel der Zukunft errichtet werden, in denen sich die Kultstätten der alten Welt und die Kirchen des christlichen Zeitalters im dritten Reich verbinden und steigern zu Festesplätzen eines freier und glücklicher gewordenen Geschlechts. Vielleicht rasiert man dann in Berlin die Siegesallee und macht aus dem Tiergarten eine weite Anlage mit gewaltigen Hallen und Sälen, mit freien Plätzen und Palästen, mit Parkpartien und Erinnerungsheiligtümern. Generationen von Künstlern müßten ihr Bestes geben, um hier Bauwerke aufzuführen, Statuen und Gemälde zu schaffen für den bestimmten Zweck des besonderen Platzes, im Garten kunstvolle Anlagen herzustellen und alle Künste in dem geweihten Bezirk zu Gast zu laden, allen zum Genuß und zur Erquickung. Vielleicht entsteht dereinst ein solches Museum des zwanzigsten Jahrhunderts, das über die Jahrtausende hin die untergegangenen Museia der Griechen brüderlich grüßen könnte.





Aus dem Luckauer Tagebuch/ von Otto Erich Hartleben

5. December 1887.

Inmitten der größten Unordnung saß ich in meinem neueingerichteten Zimmer und kramte in den wild durcheinander geworfenen zahllosen Papieren, die ich in Moabit alle in die Kasten geworfen hatte.

(Doch halt! Nicht ich, sondern S. hatte sie hineingeworfen. Bei der so ungewohnten Arbeit des Tagebuchschreibens muß ich mich erst daran gewöhnen, immer die Wahrheit zu sagen.

Ich schreibe ja diesmal nicht für andere, sondern lediglich für mich. Also — wozu lügen?

[Doch halt! Schon wieder eine Unwahrheit. Gerade indem ich das Vorige schreibe, denke ich auch schon daran, was mein Bruder Otto für ein Gesicht machen wird, wenn ich ihm später einmal diese Blätter zeige. Schreibe ich also wirklich nur für mich? — Mir fiel ein, wie lebhaft er sich früher einmal für die in bloße Stichworte concentrierten Aufzeichnungen interessiert hatte, die ich in einen „Mentor" für Schüler während einiger Jahre meiner Pennälerzeit eingeschmiert hatte. Um wie viel mehr, dacht' ich da — u. s. w. Klammer geschlossen.])

(Weshalb ich nur immer auf *dieser* Seite schreibe? Zunächst wohl aus Koketterie, als *gedruckter* Schriftsteller. Sodann aber auch aus Bequemlichkeit und aus angebornem Hang zum Luxus. Bitte willst du nun endlich die Klammer schließen!)

(Deshalb—das heißt aus letzterem Grunde, mach' ich nämlich auch die Klammern mit roter Tinte, wozu ich ein eigenes Tintenfaß mit eigener Tinte, einen eigenen Federnhalter und eine eigene Feder nötig habe, und immer den schwarzen erst wegwerfen, den roten nehmen, das rote Tintenfaß aufklappen, zuklappen, den roten Federnhalter wieder weglegen und den schwarzen wieder hervorholen muß.)

Also ich saß im unordentlichen Zimmer und kramte zwischen unordentlichen Papieren — da —

(Friedrich kommt und bittet mich zum Abendessen herunter zu kommen. Es giebt Beefsteak à la Tartare, Herr Dr. Kessel sitzt auch schon unten, diverse Amtsrichter dito — also —) —

(Also es gab kein Tartar-Beefsteak, sondern Rührei mit Bücklingen. Es war nur ein Amtsrichter da: Herr B. Außerdem Herr Pasewalk.)

— da fand ich unter diesen unordentlichen Papieren auch einen Zettel, darauf stand: „*Was ist tragisch?*" Dann eine Disposition:

„1. Einleitung. Anlaß: *Ibsens Gespenster!* Dummheit des Preßgeheuls.

2. Historische Entwicklung der Theorie.
   a. Schiller, erstes Stadium.
   b. Lessing.

c. Schiller, nochmal.

d. Goethe und Jacob Bernays.

3. Moderner Realismus und seine Forderungen.
4. Fatalismus und Pessimismus.
5. Rückblick: Ödipus — Macbeth.
6. „Gespenster."
7. Daher moderner Standpunkt."

Also: das hab ich mal wieder so schön machen — wollen!

Wollen? du Schaf! —

Aber dann stand darunter folgender Satz:

„Im Gegenteil! das Tragische beginnt gerade erst da, wo die Ereignisse der Wirklichkeit aufhören, den idealen Forderungen zu entsprechen, welche Gemüt und Urteil der Hörer ihnen, diesen Ereignissen, gegenüber erheben.

Überall da, wo den Menschen das ergreifende Gefühl der Übergewalt unbestimmbarer Mächte erfaßt, tritt die Wucht der Tragik in sein Bewußtsein.

Prometheus wird tragischer Charakter, wenn ihn, den Überstarken, der Gott an den Felsen schmiedet — Hamlet, wenn ihm der Geist das übermächtige Gebot auf die Seele wälzt — Gretchen, wenn sie der Verführung des unbezähmbar Weiterschweifenden erliegt...."

„Im Gegentheil!"? Wieso?

Ich dachte nach. Dann griff ich links nach meinem Bücherregal, holte das alte, seit meiner Tertianerzeit in Jever mir lieb gewordene Buch: „Technik des Dramas" hervor und las S. 75:

„Es ist ferner deutlich, daß dem Dichter obliegt, diesen Kampf zu einem Schluß zu führen, welcher die Humanität und Vernunft der Hörer nicht verletzt."

Und ferner S. 79:

„Der moderne Dichter hat dem Zuschauer die stolze Freude zu bereiten, daß die Welt, in welche er ihn einführt, durchaus den idealen Forderungen entspricht, welche Gemüth und Urtheil der Hörer gegenüber den Ereignissen der Wirklichkeit erheben."

Ähä! — Ja, mit solchen Schrullen im Kopf schreibt man allerdings keine „Gespenster". Die Sache wäre schon wert, einmal ernsthaft behandelt zu werden. Diesen Unsinn halte ich für durchaus nicht unschuldig an der Impotenz unserer Litteratur im ernsten Drama.

Freytag hat ihn ja nicht zuerst gemacht. Schillers „Zweckmäßigkeit" läuft schließlich auf dasselbe hinaus. —

Während ich mich nun diesen Betrachtungen hingab und im Begriff war, das gefundene Blatt zu vernichten, kamen mir folgende Gedanken:

Schon jetzt bist du aus dieser frühlingsjungen, fruchtersehnenden Gedankenwelt, in der du ehemals lebtest, fast hinausgedrängt. Du mußtest dich erst besinnen, nachschlagen. Jetzt hast du nun eine zehnmonatlange Zeit vor dir, während welcher du dich ausschließlich mit dem Materiellsten einer Wissenschaft befassen willst und

mußt, welche dir bis jetzt innerlich ganz fremd war. Du mußt lernen und ochsen — ochsen und lernen. Wer bürgt dir nun dafür, daß du nicht nach dieser Zeit allen deinen ehemaligen Interessen fremd geworden bist, daß du dich selbst verloren hast, daß du nachher — leer bist?

Darum sei klug! Thue, was du noch nie gethan hast — führe während dieser Zeit —

(Und da trat der Herr Dr. Kessel, mein treuer Repetitor, ins Zimmer, um mich zu einem Scat bei der Schwiegermutter abzuholen. Jetzt, wo ich wieder komme, ist es Zwölf durch, ich habe 1,45 Mk. verloren, habe 3 Glas Erlanger Bier getrunken und bedaure die schöne Zeit, die ich mit diesen beiden Vortrefflichen bei einem solchen vortrefflichen Spiele durchkostet habe. — Bevor ich nun aber zu Bett gehe, will ich erstens noch ein paar rote Klammern machen und zweitens den obigen Satz zu Ende bringen.)

— führe während dieser Zeit ein Tagebuch!

6. December 1887. Morgens.

„Die Wurzel des Baumes durchdringt die Erde —
Die Wurzel des Menschen durchdringt das Volk."
Altaisches Sprüchwort.

„Freudvoll und nützlich nennet die Welt es stets:
im Joch der Ehe knüpfen ein einig Band.
Schon Wilhelm Busch, der Mann der Weisheit,
lehrt es im sechsten Gesang der „Helene".

Auch Octavianna, welche so lange sich
gesträubt zu opfern, dem, was die Welt verehrt,
sie fürchtet jetzt — „sie treffe Wahnsinn,
fluche sie länger dem Gott der Liebe." — —

Drum all ihr Männer, welche der Erdkreis trägt,
und die ihr schätzt den Wert einer edlen Frau,
einsendet, was der Photograph euch
reichte als euerer Schönheit Abbild!

In schwarzem Zuge — schwarz, doch von Trauer nicht! —
in gelben Handschuhn — gelb, doch von Neide nicht! —
so naht bescheiden, harret bangsam:
welchen die Fürstin von euch erkiese! —"

(Gedichtet im Sommer 85 im alten Café latin in der Marienstraße in Anwesenheit von Conradi und Sarau, welche mich zum ersten Male der „so hochinteressanten" Octavianne v. Germanow zugeführt hatten. Sie wollte eine Heiratsannonce in Versen. Die edle Frau! — Heute fand ich diese Verse in einem alten Notizbuch aus der Zeit.)

7. December 1887.

Heute hab' ich von Zehn bis Eins der Civilgerichtssitzung des Amtsrichters B. beigewohnt. Die Sache hat mich doch sehr interessiert. B. hatte die Liebenswürdigkeit gehabt, mir gestern alle 19 Fälle auf Grund der Acten zu erklären, so daß ich so ziemlich alles capiert habe.

Schon in der Sitzung, weiter noch bei der Schwiegermutter, vor allem aber bei Tisch machte ich die angenehme Bekanntschaft des in der Sitzung vor mir sitzenden Rechtsanwalts Knobloch aus Dobrilugk. Ein famoser Herr. Nach Tisch hielt er — da ich ihn einlud — Sprechstunde auf meiner Bude ab. Ich hörte eifrig zu. Der Mann, dem der Schafpelz seiner 20 Jahr älteren Frau vom Gerichtsvollzieher ausgezogen war, die hübsche Wittwe mit zwei Waisenkindern, die nun für ihr durch „unehelichen Beischlaf" erzieltes Kind Alimente forderte von dem schlechten Kerl, der sie sitzen gelassen hatte, um die andere, die reiche, die mit den 400 Thalern zu heiraten — alles famose Typen.

Nachher machte ich mit Herrn Rechtsanwalt Knobloch zum ersten Mal einen Spaziergang um Luckau herum. Er war sehr liebenswürdig gegen mich, seinen Herrn Kollegen, und man geht doch schneller um Luckau herum, als man um Berlin mit der Ringbahn fährt. Dieser — Witz gilt hier für gut. Von hier nach Kalau sind nur 2 Stunden mit dem Wagen.

Später war ich dann aufgefordert, in der feinsten — allerfeinsten Gesellschaft von Luckau, die sich jeden Mittwoch zu Ehren der Anwesenheit obenbesagten Rechtsanwalts bei Schaeffer versammelt, mich als Mitglied der oberen Zehntausend zu bewegen. Die Gesellschaft bestand aus einem jungen Mann, welcher leider Gehirnerweichung hat, einem jungen Mädchen von 47 Jahren, Fräulein L., Mitglied des Frauenvereins, der Missionsgesellschaft und des deutschen Schulvereins, ferner ihrer Mutter, der Frau des Gehirnweichen, B., Knobloch, Kessel und — den letzten verbietet mir meine Bescheidenheit zu nennen. Halledt war nicht erschienen.

Es war sehr schön. Ich wurde für den deutschen Schulverein gewonnen und zeichnete 2 Mk. Kessel ist Schriftführer, B. Vorsitzender unserer Ortsgruppe.

Ich wurde von Kessel zum Honoratiorengeldscat (à ½ Pf.!) durch Friedrich citiert. Hohe Ehre für mich: die Herren haben erklärt: „sie würden sich freuen"...!

Also — hurtig!

11. December 1887.

— —

Übrigens eh' ich das Buch zuschlage: ich will doch endlich meine alten Notizbücher auskramen, damit ich den Dreck dann wegwerfen kann.

Also Nr. 1. Zunächst lauter Berliner Adressen, z. B.: Gartenstraße 163 Hof II rechts. Denkst du daran, mein theurer Lagienka? — Da wohnte die „Familie Hübke". Ich war da eine Zeit lang recht zu Hause und habe recht eigentümliche Stimmungen in dem kleinen behaglichen Mittelraum durchlebt. — Meta! — Ich erinnere mich

nicht in irgend einem andern Zimmer mit solcher Andacht und Ausdauer Garn gehalten zu haben. Weiter aber auch nichts. Der „Don Juan unter den Kellnerinnen", wie mich der Rechtsanwalt meiner lieben Privatbeklagten M. in so liebenswürdiger Weise betitelte, — er ist der klugen Meta nicht gefährlich und auch nicht — wie man wohl besser sagt — nützlich geworden. —

Pol. Charlottenstraße 69 III! Es giebt noch Originale. Dieser jesusköpfige, schwindsüchtige Mathematiklehrer, mit dem kindlichen Gemüt und dem phänomenalen Friesen-Eigensinn — ein Prachtexemplar! Ich habe inzwischen recht oft Gewissensbisse darüber empfunden, daß ich ihn früher so oft im Verein mit diesem klobigen Pöbel der Jeverschen Gymnasiasten geärgert habe. Und er hat es mir alles verziehn und war so liebenswürdig gegen mich! Zuletzt hab' ich ihn gesehen bei der schönen Helena, Metas Schwester, kurz vor Weihnachten 85, also vor 2 Jahren. Ob er noch lebt? — Nachts um Fünf trennten wir uns, wir standen lange an der Ecke Linden- und nördl. Friedrichstraße, und er sprach und sprach über seine Astronomie. —

„Ernst Große, Schlegelstraße 27 part."

Seit ich ihn Pfingsten dieses Jahres in Berlin aufgesucht habe und den einen Abend in der Gesellschaft Lessings mit ihm im Schützenliesl zusammen war, habe ich nichts weiter von ihm gehört. Sein Bruder studiert jetzt in Halle, die Adresse, die er mir Ende Oktober im Foyer im Leipziger Theater („Götterdämmerung") gab, war Harz 25 I, Hans Große, stud. jur. Ich habe ihm versprochen, den Conradi-Termin mitzuteilen. —

„Marie Buchwald, Linienstr. 137 Hof II,
dann Alte Leipzigerstr. 22 II."

Was mag aus der kleinen glatthäutigen Sau geworden sein? Ich erinnere mich einer Nacht im Café Bauer, wo ich mit ihr und Fritsche zusammen war. Fritsche deklamierte Gedichte von sich und zeigte ihr die Photographie seiner „Braut" (damaligen), die so häßlich war, daß Mary („du stiegst an meinem Himmel auf —") ihm nichts anderes zu sagen wußte als: ich finde, daß sie Ihnen ähnlich sieht.

17. December 1887.

Heute hab' ich den ganzen Vormittag mit großer Ausdauer Gedichte von Albert Giraud aus dem Pierrot Lunaire übersetzt. Ich will die 5 fertiggestellten, bei denen ich es übrigens auch belassen werde, hier einschreiben, damit ich sie nicht vergesse oder verliere und dem Heilmann die ursprünglichen Niederschriften schicken kann.

Es ist eine subtile Eiselirarbeit, solche Gedichte zu übertragen, und ich habe viele Stunden daran gesessen. Und doch — es ist nicht entfernt der Reiz der französischen „rondels" erreicht. Man denke doch nur, daß diese durchgezogenen graciösen Refrains im Französischen durch klingende Reime mit dem Übrigen verschmolzen sind. Welcher Wohllaut, und wie kahl daneben die reimlose Übersetzung! Aber es ist — mir wenigstens — unmöglich, die Reime herauszubringen: der Rahmen ist zu eng.

Herr Dr. Steinmetz, der temperamentvolle geistreiche raffiniert-feinsinnige und

sinnliche war es, der uns, Heilmann, H. u. s. w. auf diesen Pierrot Lunaire aufmerksam gemacht hat. Ich versuchte gleich damals ein solches Gedicht „Violon de Lune“ zu übersetzen: die heillose Aufgabe reizte mich. Ich habe die damalige Übersetzung inzwischen verschiedentlich umgestaltet und will sie der Vollständigkeit halber in der Fassung, die ich ihr heute gegeben habe, hierhersetzen:

(„Violon de Lune“.)

Die bebende Seele der Violine
voll schweigend-reger Harmonien,
sie träumt im ruhenden Gehäuse
nachzitternder Erschlaffung Träume.

Wer wird aus solcher Nacht sie wecken
aufs neu mit schmerzensmächt'gem Arme,
die bebende Seele der Violine,
voll schweigend-reger Harmonien?

Ein feiner zager Strahl des Mondes —
mit süßen Qualen letzter Schmerzen
ironisch tändelnd — reizt und reget
still mit dem silberzarten Bogen
die bebende Seele der Violine.

19. December 1887.

Ich ziehe das alte Notizbuch, das ich unter ein Bein meines Tisches gelegt habe — so ebenmäßig ist der Fußboden —, damit er nicht wackelt, ich ziehe es wieder hervor und folge weiter den Erinnerungen, die daraus aufsteigen.

Frühlingsfrage.

Sind sie grün, die Fluren,
ist der Frühling da?
Meine Blicke fuhren
suchend fern und nah.

Aber keiner sah,
Liebste, deine Spuren —
sind nicht grün die Fluren,
Frühling ist nicht da.

Otto v. Grote.

Aus der Pennälerzeit habe ich mir diesen lyrischen Versuch meines teuren Freundes Grote aufbewahrt. Er ist wirklich nicht übel. Was Otto wohl sagen würde, wenn er das jetzt bei mir wiederfände?

Aber nun kommt ein Blatt, das will ich aus dem alten Notizbuch herausreißen und es auf diese Seite kleben und kein Wort weiter hinzufügen!

Nur drei Worte
Sont pour toi:
Lebe glücklich
Et pense à moi!

Octavianne.

Herbei ihr Graphologen!

*

Daß du gänzlich seist verkommen,
hätt' ich leidlich aufgenommen.
Doch daß du noch weißt, was edel —
macht mich traurig — armes Mädel!

*

Ferner: Brüderstraße 14 I, Marienstraße 13 III, rechts,
Louisenplatz 10 III u. s. w., u. s. w. — — —
O, ihr meine ersten Semester! Na da! —

Dann ein paar ungenierte Epigramme: entstanden wohl unter dem Eindruck der ungezählten „jungdeutschen" Vorreden:

Wir!

Die alten Dichter! Welcher Stuß!
den ich nicht recht verknuse —
Sie ritten ihren „Pegasus,"
wir — reiten unsre Muse!

Ihr alten Herrn Poeten, Ihr
seid rechte Schweinehunde!
für „höh're Töchter" sanget Ihr —
Wir — nur für Schweinehunde!

*

Antike Ethik.

Na, diese alten Griechen! Alle Wetter!
Der sittliche Bankrott war unausbleiblich.
Denn welches Beispiel gaben schon die Götter:
selbst im Olymp war die Bedienung — weiblich.

Das war das eine „alte Notizbuch", welches ich nunmehr definitiv zu dem Karyatidenlos bestimmt habe: das Wackeln meines Schreibtisches zu verhindern.

Aber da liegen noch andere!

Doch halt! Ist es eigentlich nicht eine schreckliche Selbstbespiegelung dieses Ausschreiben der alten Schmöker? — Ach was — man will Erinnerungen haben. Was hat man später anders von seinem Leben! Später? Hat man jetzt mehr? —

Da liegt eins, mit blauer Seide ausgeschlagen. Das stammt noch aus meiner Jeverschen Zeit. Aus der Zeit stammen auch die gleich vorn stehenden, mir jetzt unklaren Verse in der knabenhaften Handschrift:

„Nur kurze Zeit noch steh' ich dir im Wege.
Dann irr' ich fort auf weit entferntem Pfade —
dann gönn' ich dir den Jubel — anzusehn,
wie Kriegesunrast eine Spanne Zeit
des Lebens Woge nur durchschauert noch..."

Eine echt knabenhafte Pose — das war die Zeit, wo ich noch nichts wirklich Eigenes dichtete, sondern mich phantasievoll von Pose zu Pose warf. Wie ein kleiner Conradi!

Aber dann kommt schon etwas Besseres. Dann kommen nämlich 9 Seiten lang lauter metrische Schemata Platenscher Gedichte, handwerksselig, eins nach dem andern.

Ja, das war die Zeit, wo ich den ganzen Tag scandierte und wo ich, wenn ich ein Gedicht hörte oder las, in der Luft immer die Zeichen: —◡—◡—◡ oder \/\/\/ leibhaftig vor mir sah, jene Zeiten, wo ich mit Platen aufstand und mit Platen zu Bette ging, wo ich über jedes Gedicht, das ich selbst machte, das Schema malte, wo ich in den Schulstunden alle Löschblätter voll Odenformen kritzelte...

Ja: es ist jetzt wohlfeil, darüber zu lachen. Aber ich glaube: ich darf sagen, ich habe damals etwas gelernt. Es war ein glücklicher Instinct, daß ich mich in jener damaligen hermetischen Einsamkeit meines geistigen Lebens mit solcher rücksichtslosen Einseitigkeit dem Formalen, dem Technischen des Versemachens zuwandte. Und wenn ich jetzt reine, wohllautende und vor allem plastische Verse schreiben kann — etwas, was ich selbst so frei bin mir zuzugestehen — so habe ich damals nicht umsonst scandiert und scandiert.

Alfred, mit dem ich kurz nach jener Zeit in Verkehr trat, war, wie in seinen damaligen Briefen zu lesen steht, damals auf fast entgegengesetztem Wege. Wir haben uns aneinander abgerieben, jeder hat im andern eine Reaction gebildet — jetzt sind wir, wie ich denke, über die damals behandelten Fragen nach der Berechtigung und der Stellung der „Technik" in der Poesie einer Meinung. Aber wir stehen beide noch dem in Berlin dann an uns herantretenden hochmütigen Geniecult, mit dem Gradnauerschen: die Leidenschaft hat immer Recht, und dem Lenzschen: der Geist des Künstlers wiegt mehr als das Werk seiner Kunst — allen diesen centrifugalen Willkürsgelüsten mit der Tendenz zum völligen ästhetischen Nihilismus —, wir stehen — wir, die „Hannoveraner," wie uns Conradi bereits beclassifizierte — diesem „Sturm und Drang" zweiter Auflage völlig fremd gegenüber — und das hat mit seiner Metrik der alte Platen gethan! Ich schrieb dann damals in Berlin, um diesen Gegensatz zu formulieren, in mein Exemplar der „modernen Dichterschweine":

„Ein schlechter Vers ist Sünde, Titaniden,
und „freie Rythmen" nenn' ich Laster gar.
Mögt Ihr mich schelten einen „Plateniden" —:
Schönheit ist Form — und was geklärt, ist klar!

Erich Hartleben."

Doch zurück nun zum „alten Notizbuch“ II!
Da steht auf der nächsten Seite ein Gedicht aus jener Zeit.
Soviel ich mich erinnere, ein Bruchstück aus den „Raben vom Berge.“
Als Curiosität sei es gebucht:

„[⏓⏑] ´– ⏑ ⏑ ´– ⏑⏑ ´– ⏑⏑ ´– [⏑] (3 mal)
– ´– ⏓⏑ ´– ⏑⏑ ´–

Jüngst wollt' er mich töten, in rüstiger Kraft —
nun liegt er da, selber im Tode bleich,
nun liegt er da, selber im Tode still — —
  Mein Haß! nun klage um ihn!

In der Brust noch des Lebens flammende Stärke,
warf ihn die Flut ans Gestade der Nacht.
In der Brust noch der Jugend flackernde Feuer,
  hin sank er, ein Opfer der Glut! — —

Wie die Nacht hat das Leben lockende Sterne,
sie saugen die Blicke zur Höhe hinauf.
Sie prangen in Pracht — doch verharren sie kalt,
  doch bleiben sie endlos fern!

Sie verwirren die Sinne, sie stürzen in Unrast
drunten das hülflose Menschengemüt.
Es schwankt der Ergriffne — da stürzt hohnlachend
  darüber das Schicksal her!“

Damit wäre auch dieses Notizbuch abgethan. Denn den übrigen Raum füllen noch einmal 3 Seiten Scandiertes und im übrigen Notizen aus der einzigen Stunde Civilproceß, die ich je bei Bülow in Leipzig gehört habe. Ich begreife nicht recht, wie die da hinein kommen.

3. März 1888.

Die Liebe hab' ich je und je gesucht,
  darin ich ruhen darf und mich verlieren
  und glauben, nimmermehr allein zu sein ...
  O deine Liebe war es, die ich suchte!

Nun leg' ich deine kleine weiche Hand
  auf meine Stirne, schließe meine Augen —
  und bald vergaß ich mich — und bin bei dir —
  es starb die Welt — verloren und entschlafen.

*

1.

Der „pathologische" Roman.

Vom „Größenwahn," der überall sich zeige,
sprichst du — in deinem Buche viel. O schweige!
Denn alles das erreicht noch lange nicht
den Größenwahn, der — aus dem Buche spricht.

2.

Größenwahn!

Vor der Kirmesbude meiner Werke
mit dem Tamtam schreit' ich auf und nieder:
„Hier zu schaun ein ‚kosmisch Individuum'!
Wers nicht glauben will, hat — Größenwahn."

3.

Der Spucknapf.

Besser als einen „Roman" wohl nennst du dein Werk — einen Spucknapf:
Strotzend von Geifer und Gift, spuktest du schallend dich aus.

4.

Der große Mann.

In Klatsch und Abklatsch find' ich meine Stärke:
Klatsch meine Rede — Abklatsch meine Werke!

*

Der Mehrwert.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte von seinem Vater viele blanke Silberstücke, viele tausend Mark geerbt. Und es war ein kluger Mann: er dachte: wie mach' ich es, daß deren immer mehr werden?

Und er ging hin und kaufte für 20 Mark 20 Pfund Baumwolle.

Dann ging er auf den Markt, wo die Armen stehen, und sagte zu einem: „Willst du um 3 Mark für mich arbeiten?"

Der Arme freute sich: ihn hungerte. Und er dachte bei sich:

„3 Mark! Das ist das Geld, was man mit den Waren tauscht, die in 6 Stunden können gemacht werden!"

Und er ging mit dem Reichen. Der kaufte ihm Spindeln für 2 Mark: da machte sich der Arme an die Arbeit.

Am Abend kam der Reiche wieder: da waren 10 Pfund Baumwolle in 10 Pfund Garn verwandelt.

Er überlegte. 10 Pfund Baumwolle kosteten 10 Mark, die Spindeln 2, die Arbeit des Mannes 3. Machte 15.

Da fuhr er auf und schalt den Armen:

„Du fauler Knecht! 15 Mark? Das ist ja der Preis des Garnes auf dem Markt! Das ist ja sein wahrer Wert! Was hab' ich nun?"

Der Arme schwieg: er war dumm.

„Wie lang hast du gearbeitet?"

„6 Stunden."

„Aha! Warum nicht mehr? Hier liegt noch Baumwolle."

„3 Mark sind nur der Wert von 6 Stunden Arbeit."

Da lachte der Reiche höhnisch auf:

„Dann geh' hin und arbeite dort, wo sie dich dafür nehmen. Scher' dich, du Dummkopf!"

Der Arme erschrak. Er hatte Weib und Kinder zu Haus und merkte nun wohl, daß er noch dumm war.

Und da er sehr bat, behielt ihn der Herr und gab ihm am andern Tage abermals 20 Pfund Baumwolle. Als er aber wiederum zu ihm trat, fand er am Abend 20 Pfund Garn.

Da schmunzelte er beim Rechnen: 20 Mark für die Baumwolle, 2 für die Spindeln, 3 für den Arbeiter. Macht 25. 30 Mark aber ist der Marktpreis des Garnes: dafür kann man es verkaufen.

Und er klopfte dem Armen auf die Schulter und sprach:

„Siehst du: so ist es recht. Du hast 12 Stunden gearbeitet und ich habe 5 Mark verdient. So wollen wir fortfahren."

18. März 1888.

Während ich dabei bin ein Gedicht: „Ich glaube" zu vollenden, kommt mir plötzlich ein neuer wichtiger Gedanke für mein zu schreibendes Büchlein: „Die Technik des Verses."

Willst du mit den zu diesem Zwecke ärmlichen Mitteln unserer Sprache einen wirklich wohlklingenden musikalischen Reim erzielen, so nimm erstens weibliche Reime und zwar zweitens nur solche mit langen klingenden Vocalen: verloren, geboren — rauben, glauben u. s. w.

Das klingt sehr banal: aber es ist doch wichtig und zu erwähnen, da die meisten Dichter (z. B. M. Janitschek) glauben, beim Reimgedicht genug gethan zu haben, wenn's überhaupt stimmt. Also genommen, geschwommen: das geht noch wegen des Vokals o. Aber Strenge, Menge, Hände, Bände, Ortes, Wortes! N. B. Ich spreche von ernsten getragenen Gedichten. Auch beim männlichen Reim ist die Sache ganz anders.

19. März 1888.

Selma.

Für dich hab' ich gelernt, mich hinzugeben,
und jeden kalten Stolz hab' ich verloren.
Du gabest Inhalt meinem kleinen Leben:
du bist für mich, ich bin für dich geboren.

In eitler Gier mich selbst nur konnt' ich lieben,
für mich wollt' ich des Lebens Güter rauben.
Es war umsonst, das Herz ist leer geblieben,
da fand ich dich und einen neuen Glauben.

Ich glaube, daß die Welt zu Leid geboren.
Ein Narr, der wähnt, auf Erden Glück zu stehlen,
ein Narr, der wähnt, daß ihn ein Gott erkoren,
und der im Jenseits hofft ein Heim der Seelen.

Ich glaube, daß Erlösung uns beschieden,
daß jeder helfen darf zum großen Tode,
und daß ich Ruhe finde schon hinieden,
wenn ich die Selbstsucht aus dem Herzen rode.

Ich glaube: du bist mir zum Heil geboren,
in deiner Liebe sühnet sich mein Leben.
Schon hab' ich jeden kalten Stolz verloren,
für dich hab' ich gelernt, mich hinzugeben.

11. Mai 1888.

Armes Tagebuch! Vom 19. März bis 11. Mai — keine Silbe! Und doch ist nicht weniges inzwischen passiert. Vom 1. April (ersten Ostertag) bis 7. April war ich in Leipzig, mit S. zusammen. Sie ist gottlob sehr viel gesünder. Trotzdem besteht der Arzt mit Recht auf Augustusbad. Es ist zwar eigentlich für meine Geldverhältnisse Wahnsinn, aber es muß nun doch durchgeführt werden. Und es wird. Inzwischen hat sich auch Schabelitz entschlossen, die 2. Auflage des Studenten-Tagebuchs zu drucken. Das wird erst etwas — dann kann ich ruhig crepieren. Ich erwarte täglich den ersten Correcturbogen.

Pfingsten (26. Mai) will ich mich mit S. in Dresden treffen, sie fährt dann da durch nach Augustusbad.

Herzlichen Gruß!

Dei Erich.

12. Mai 1888.

Halt! Und das hab' ich gestern ganz vergessen: ich hab' mein „Lustspiel" „Verachte das Weib!" fertig gestellt und Heilmann dediciert. Auch etwas! Er findet es — etwas enthusiastisch — „ausgezeichnet," aber das bürgt mir wenigstens dafür, daß es überhaupt etwas taugt und weiterhin dafür, daß ich nicht nur lyrische Gedichte, sondern im Notfall auch mal ein gutes Drama schreiben kann. Das ist nicht zu unterschätzen!

15. Mai 1888.

Darwinistisches.

Hosenverkäufer der Alte, der Junge schon Affe des Giftbaums —
Rechtsanwalt und Notar — Arzt oder Richter sogar —

drauf geht er ans Taufen: man thut es mit möglichster Sorgfalt:
und aus dem — Christen ersteht herrlich — der Antisemit!

9. Juli 1888.

Schrecklich — scheußlich: grade wenn mal etwas zu tagebuchen wäre — denke ich gar nicht daran!

Weder die famose Pfingstreise mit S., wo wir den Papa und H. im Foyer des Theaters (Walküre) ganz zufällig trafen, wo wir am andern Tage im Rabenauer Grunde eine Maibowle („Mei Bowle = mei Erich!" au!) zusammen tranken, wo das „freie Rauhbein" ein „herrliches Weib" fand und sich mit ihr absentierte, wo S., der Papa und ich (o rares Kleeblatt!) nach unzähligen verfallenen Retourbillets am Abend statt nach Dresden zurück per Wagen nach Altenberg und zu Fuß von da hinauf auf den Rücken des Erzgebirges, nach Zinnwald, gelangten. Dort wurde übernachtet. Und am andern Morgen durch dichten Nebel in das sonnige Böhmen hinunter nach Teplitz. Und dann fuhren wir, Hartlebens, Abends durch die sächsische Schweiz nach Dresden zurück, und der Papa lief weiter ins Gebirge und verdarb sich die Füße. Das freie Rauhbein aber hatte noch ein zweites herrliches Weib und wurde nun ganz krank.

Wir aber gelangten gesund und wohlbehalten in Augustusbad am zweiten Tage an, und allda ließ ich mein Weib und fuhr wieder gen Lucca.

Fünf Wochen hat S. in Augustusbad zugebracht. Am 9. Juni wollt' ich sie besuchen, kam aber à la Ritter Curts Brautfahrt erst Sonntag den 10. in Augustusbad an. „Meine Braut." „Ihre Fräulein Braut" — prr! Aber sie benahm sich sehr nett, und ich verliebte mich mal wieder in sie.

Mittwoch 27. Juni ist sie dann über Chemnitz wieder nach Ronneburg gefahren, wo sie noch vier Wochen bleiben soll, bevor sie für wieder hergestellt erklärt wird. —

Der erste Correcturbogen des neuen Studenten-Tagebuchs kam Sonnabend den 26. Mai, kurz nach meiner Rückkehr von der Pfingstreise, ganz unerwartet und lakonisch an.

Es geht sehr langsam: heute ist der 9. Juli, und ich erwarte erst den vierten Correcturbogen. Ich bin allerdings sehr pedantisch im Corrigieren, verlange Revisionen und Superrevisionen, und die Entfernung thut auch das ihrige.

Wenn dies Buch nun fertig ist — dann werd' ich wohl für dies Leben keine Lyrik mehr verbrechen. —

18. Juli 1888.

Die Silben des deutschen Verses haben eine dreifache Wertung:

1. Die hauptsächliche: nach dem Wortton.

2. Nach dem Verston: auch Silben, welche den Wortton nicht haben, können den Verston besitzen.

3. Nach der Quantität: Silben, welche weder den Verston, noch den Wortton haben, können doch von einer besonderen Wichtigkeit für den Vers lediglich durch ihre Quantität sein. Diese Silben sind es insbesondere, welche der deutschen

Sprache die Fähigkeit der Nachbildung antiker Metren verschaffen. Der Spondeus oder wenigstens eine dem antiken Spondeus analoge Bildung ist dadurch ermöglicht.

Beispiele: Schicksal = ´ —

Im deutschen Hexameter wird es immer richtig sein, zu schreiben:

Scheue des Schicksals Macht...
´ ◡ ◡ ´ — ´

und immer falsch:

Scheue des Schicksals Gewalt...
´ ◡ ◡ ´ — ◡ ´

In jambischen und trochäischen Versen dagegen — nennen wir sie mit einem gemeinschaftlichen Namen und im Gegensatz zu den doppelsenkigen Versen (also anapästischen und dactylischen) die einzelsenkigen Verse —, in einzelsenkigen Versen ist die Quantität einer Silbe für gewöhnlich ohne Bedeutung (Ausnahme in antiken Odenmaßen, die aber überhaupt gemischt sind).

Beispiele: „Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen...
— ´ ◡ ´ ◡ ´ ◡ ´ ◡

„Heiß" im Anfang ist jedenfalls quantitativ schwere Silbe und steht in der Senkung. (Übr. schlechtes Beispiel, hier kommt Silbenhebung hinzu.) Besser:

„Wer sich der Einsamkeit ergiebt...
◡ ´ ◡ ´ — ´ ◡ ´

Das Wort „Einsamkeit" würde im doppelsenkigen Verse nur als Spondeus (und darauffolgende neue Hebung) gebraucht werden können: im einzelsenkigen Verse ist die Quantität der Mittelsilbe irrelevant.

Regel: Die Wertung einer Silbe nach der Quantität kommt im Deutschen nur in doppelsenkigen Versen zur Geltung. Für einzelsenkige Verse ist die Quantität irrelevant.

„Lichtlein schwimmen auf dem Strome,
Kinder singen auf der Brücken..." Goethe.

Die erste Zeile ist derselbe Vers, wie die zweite — obwohl die erste ´ — ´ ◡ und die zweite ´ ◡ ´ ◡ beginnt.

Dagegen: Lichtlein leuchten der Mutter auf finster gefährdeten Pfaden...
Denn mit vertraulichem Blick schauen die Kinder auf sie.

Das erste Gesetz für den Reim ist, daß die durch ihn hervorgehobenen Silben für den Sinn der Verse von Wichtigkeit sind.

Es ist scheußlich, wenn Platen reimt:

„Scheint dir der Pfad, auf dem du gehst, so sicher,
und willst du noch einmal, o Jugendlicher...

In der ersten Zeile liegt in den gereimten Silben der für den Gedanken wesentlichste Begriff und die correspondierenden Silben der zweiten Zeile sind nichts als eine leere Endung. Der Contrast ist hier kraß und ins Empfinden fallend.

In sehr vielen, ja den meisten Fällen aber ist dieser Mangel nicht so deutlich, indem beide Reimworte zwar nicht ganz ohne Bezug auf den Sinn, aber doch mehr

oder weniger gleichgültig sind. Es entsteht dann jene Banalität des Reimes, die dem Feinfühlenden derartige Verse so hohl und gespreizt-unschön erscheinen läßt und die der Dilettant nicht einzusehen und zu erklären vermag, da ja nach seiner Ansicht alles ganz famos stimmt, die Reime von tadelloser „Reinheit“ sind.

Gutheil Nebo.

„Ich stand und sann, und längst vergessne Worte
erfüllten plötzlich mir die Seele ganz:
„Wenn irgendwo, gewiß an diesem Orte
zeigt sich der große Gott in seinem Glanz u. s. w.

Die Reimworte sind hier sämmtlich Flickworte. Daher entsteht — ohne daß man sich der Ursache bewußt wird — dieses entsetzliche Gefühl der Geistesöde, der Trivialität. Es ist ein gewagtes Unternehmen, zu versuchen, denselben Inhalt mit Betonung des Sinnes in den Reimen wiederzugeben. Versuchen wir's und möglichst sinnlich:

„Und wie ich sann und alter Worte dachte —
da sprangen sie in meinem Hirn empor:
„Du bist ihm nah! Wo sich der Busch entfachte —
hier wohnt der Gott — und bald tritt er hervor!“

(Eine Diction, die freilich absolut nicht zu dem Gutheilschen Phrasenstile paßt.)

Holz S. 323.

„Doch verlästert mich nicht, denn dann seid ihr verratzt
und der Teufel kommt gleich, mich zu holen,
denn ich habe noch nie eine Jungfer beschwatzt
und silberne Löffel gestohlen!“

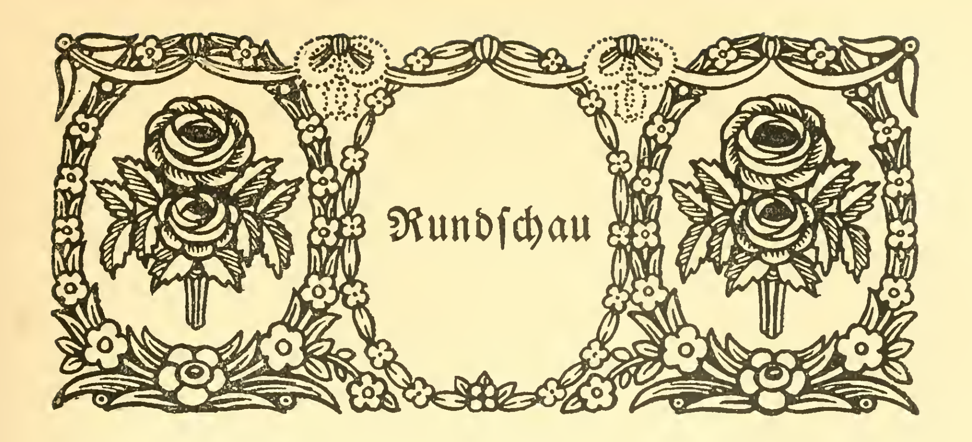
Da ist jedes Reimwort — eine Pointe. Der ganze Gedankeninhalt ist in den Reimworten enthalten. So soll es sein: erst dann hat der Reim seinen ästhetischen Zweck erfüllt. Ebenso Goethe:

„Sieh, diese Senne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt.“

Ein prächtiges Beispiel!

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!“

Thor — schallen — Ohr — hallen — der gesammte Inhalt der 4 Zeilen liegt in diesen 4 Reimworten. Man spreche dieselben zum Scherz mal allein mit einigen Gesten und man wird sich wundern, wie weit man dadurch den Inhalt gedanklich wiedergeben kann. Ebenso frappant ist es im Erlkönig: Wind — Kind — Arm — warm: der ganze Inhalt fast. So mehr oder weniger überall bei Goethe.



Die Bildung

Es gibt eins, das ist der Tod alles Lebens: die *Bildung*. Und doch besteht das ganze Leben einer überwiegenden Mehrzahl von Menschen darin, diesen Trieb zu wecken, zu fördern, zu unterstützen, d. h. tötenden Hauch zu verbreiten. Ja, unser ganzes Leben unter- und miteinander besteht, recht betrachtet, eigentlich darin, einander gegenseitig fortwährend zu belehren. Unser ganzes Sein ist darauf zugeschnitten. Man kann sicher sein, kaum taucht irgendwo eine Idee, eine neue Lehre auf, deren Reiz eben in dieser jungen Unentschiedenheit besteht, in dem, was sich gar nicht oder nur künstlerisch ausdrücken läßt, sofort ist jemand da, der bereit ist, damit hausieren zu gehen, sich sein Brot damit zu verdienen, indem er dieses Fremde weiterträgt. Dieses Fremde, ihm so Fremde — denn sonst würde er es nicht so mißhandeln — tritt er breit, knetet er, scheidet das Feinste aus, bis ein unansehnliches, schmutziges Klümpchen — schmutzig, weil seine Hände es berührten — daraus wurde. Von dem Ganzen ist dies der Rest, der übrig blieb. Wer wollte zaudern, dies Beginnen als die frechste Schamlosigkeit zu bezeichnen? Und dieses Beginnen ist in eigentlichem Sinne das Charakteristikum unserer Zeit! So erleben wir immer wieder dieses Schauspiel: was in Wahrheit sein ist, in persönlichstem Leben gewonnen, das wird vor die Massen — *Massen* gibt es in allen Ständen — gezerrt, und was uns da als Sinn der Lehre entgegentritt, ist ein Gemisch aus Lüge und Fratze. Wir begreifen gar nicht mehr, wie ein Mensch die Schamlosigkeit besitzen mag, das, was er da vorträgt, als Resultat des Ringens eines edlen und ernsten Menschen hinzustellen. Es gehört eine gute Portion ungebildeter Demut dazu, dies hinzunehmen.

*

Nicht der hat den Lohn, der die Worte dichtete, nicht der, der das Bild malte, nicht der, der die Töne zusammenfügte, sondern der, der alles dies verzerrt, der diese Verzerrung weitergibt, der den Menschen davon erzählt, der Zwischenhändler. Die Unfähigkeit, den Dingen selbst ins Gesicht zu sehen, auch das ist ein Charakteristikum unserer Zeit. Man kann sicher sein, irgend eine Sache zehnmal öffentlich behandelt zu hören und zu sehen, über diese Sache zehnmal reden zu hören, ehe man die Sache selbst, rein und unverfälscht, zu Gesicht oder zu Gehör bekommt. Und dies wäre doch das Naheliegendste, das Selbstverständliche. Es ist der Zug zur Massenabfertigung. Etwas ganz Persönliches wird so lange verdünnt, bis es jeder genießen kann, bis es ungefähr den Geschmack hat, der dem ähnelt, den man schon kennt, d. h. wässerig. Es wirken hier viele Ursachen zusammen. Ist der Trieb dahin echt, so soll er rein wirken. Dies wird sich zeigen. Er scheint Berührungspunkte zu haben mit manchem Streben auf anderen Gebieten. Doch wird hier nie dem Publikum ein Vorwurf gemacht, den Massen, sondern nur denen, die es fortwährend er-

niedrigen. Aus diesem Grunde, weil eben eine große Anzahl von Menschen damit, mit dieser erlogenen Tätigkeit, sich nährt, wird auch, und wieder von ihnen, dieser Bildungstrieb immer wieder genährt, immer mehr in die Höhe getrieben. Wie im Einzelnen schlechte Instinkte schlummern, so auch in der Masse. Soll man diesen dienen? Die Instinkte der Masse sind prächtig anzuschauen! Soll man sie deshalb so zu einer zeitlichen und kleinen Ausbeutung mißbrauchen?

°

Durch das Verbreiten von Kenntnissen werden nur die Leute des Wissens frei. Dies ist der Weg, der sich dann immer wieder vollendet. Wissen scheint Machtmittel in die Hände zu geben. Dies nur durch die Demut der Nichtwissenden, von deren Glauben die Leute des Wissens leben. Werden diese frei, so wollen sie herrschen. Herrschen sie, so lasten sie wie eine Fessel. Wie eine Klammer umspannen sie das Land. Wie ein andauernder Alpdruck. —

Sie laufen immer einem schon einmal Gefundenen nach, diese Leute des Wissens und des Geschmacks. Und schlimm ist es um das Land bestellt, wo sie herrschen. Siehe Deutschland!

°

Bis in die höchsten Stände wuchert dies Streben. Schwer ist es, sich davon frei zu machen, frei zu halten. Denn unter allerlei Masken naht hier die Verführung. Man muß ewig auf der Hut sein. Unten, ganz unten, da schlummert — vielleicht — eine Kraft. Sie ist sich ihrer selbst nicht bewußt. Und dann sind nur die noch frei, die sich in heißem Kampf endgültig trennen und immer bereit sind, sich von neuem zu trennen. Diese werden sich dann eines Tages dieses Kampfes und seiner Bedeutung bewußt. Haben sie noch Berührung mit der Kraft da unten, so erscheinen sie wie Propheten dieser Kraft. Wie Dolmetscher. Wie all dies gemeint ist, man sieht es wieder an Rußland. Man sehe darauf Tolstoi und Gorki an und die schlummernde Kraft des Landes, das hinter ihnen steht.

°

Die Monotonie unseres künstlerischen Lebens hängt unwiderleglich damit zusammen. Kann hier noch ein originaler Dichter, Musiker, Maler erstehen? In dieser schwelenden Atmosphäre von Bildung? Wo alle aneinanderkleben? Wo jede Änderung gefürchtet wird, jede neue Regung unterdrückt wird oder nur passieren darf, nachdem ihr ein erklärendes Etikett angehängt wurde? Müssen nicht alle künstlerischen Äußerungen — gerade wenn sie original sind — etwas Unnatürliches, Verzerrtes, Unglückliches bekommen? Wie furchtbar haben sie kämpfen müssen, ehe sie sich diesen Schmarotzern zum Trotz durchsetzten! Die Folge ist — als Gegenwirkung — eine geistige und gefühlsmäßige Hypertrophie, die nicht die Künstler auf dem Gewissen haben. Die Bildung ist es, diese kleine Bildung an der Oberfläche, die viel will, aber nie gründlich, das Außen, nie das Wesen, die zurückschreckt, wenn man den Kern bietet und dies als Taktlosigkeit empfindet. Alles, selbst das Größte, wird schließlich mundgerecht bereitet, kann nun weitergegeben werden, und in der dünnen Atmosphäre der Gesellschaft vegetiert dieses kränkliche Wesen nun weiter. Es wird nun aufgeputzt, geschminkt und bekommt von anderer Seite überreichliche, konzentrierte Kost, wenn es gut geht. Aber es ist schon alles verdorben; es nützt nichts mehr. Das ist die Bildung, die diese Schmarotzer „verbildet" haben, von der sie sich nähren. Es ist aber nur Lüge, Heuchelei, Fetzen, Lappen.

°

Ein guter Künstler braucht als Gegengewicht zu sich das Empfinden eines Volkes! Das Sein und Leben eines Volkes! Mag es roh, brutal sein, wenn es nur echt und voll ist. Dies hält ihm die Wage. Sein Jungbrunnen ist es. Wo soll er sich kräftigen, sich getragen fühlen, wenn nicht in diesem Sinne? Statt dessen hat sich zwischen ihn und sein Volk ein schmarotzender Stand geschoben, der von Bildung und Belehrungswut trieft. Der hat eine Kluft aufgerissen und hat jenseits dieser Kluft jedes selbständige Leben ertötet.

°

Woher kommt es, daß das Seelenleben des Einzelnen eine erschreckend starre und furchtsam beschränkte Physiognomie zeigt? Wo doch die menschliche Seele an Möglichkeiten reicher ist, als die ausschweifendste Phantasie sich ausmalen kann! Woher kommt es, daß jeder nicht einfach existiert, das ist, so wie er eben ist, sich

auslebt, dieses als Kern nimmt, worum sich alles andere herumkristallisiert? Sich des freut und mit ihm die anderen, die ebenso sind wie er? Woher kommt es, daß einer sich immer am andern mißt und die anderen an sich? Woher kommt diese Sucht, die wie ein Gifthauch wirkt, wohin sie dringt, und das Land verpestet? Diese Sucht, alles erklären zu wollen, allem Namen geben zu können, alles abwägen zu wollen: gerecht oder ungerecht, gut oder böse? Diese Sucht, allen alles geben zu wollen und damit niemandem etwas? Woher kommt es, daß ein Mensch nur beurteilt wird nicht nach dem, was er ist, nach seinem Kern, sondern nur nach dem Schein äußerer Handlungen? Kein Mensch macht mehr eine organische Entwicklung durch, sei es in Ruhe oder im freien Kampf. Es ist ein fortdauerndes Sich-Herumdrücken, bis zu dem Alter, wo er sich endlich lossagt, vorausgesetzt, daß sein Kern noch gut und kräftig sich erhielt, so kräftig, daß er sich endgültig befreit und er sich nicht von der Gesellschaft von neuem und dauernd fesseln läßt. In der Gesellschaft, wo es keine Menschen gibt, wo alle um einander herum, an einander vorbei sehen und doch nach neuem schnüffeln! Wo ein ganz eigenes System der Knebelung — raffiniert und vollständig — ausgebildet ist. Sie, die Blüte sein sollte, ist weiter nichts als Pestbeule, Eitergeschwür!

°

Es ist ja möglich, daß all dies auch nur wieder Leben weckt. So intensiv, daß alles dagegen versinkt. Das Leben des Ganzen ist als Folge monoton, knöchern. Aber jedes, das sich in sich verbohrt, tötet. Denn wirkte es, so würde es Leben erwecken, Beifall oder Widerstand. Alles, was schafft, schafft sich zugleich ein Gegenbild, arbeitet an dem, was es stürzen wird. Bis es auch dieses wieder aufnimmt und sich darüberstellt. In dieser Fähigkeit des andauernden Aufnehmen-Könnens liegt das Geheimnis der Kraft. Ist es so? Es kann so sein. Doch ist diese Kurve so weit, daß es fraglich ist, ob diese Kraft noch sichtbar zu uns zurückkehrt.

°

Kein Mensch macht mehr eine organische Entwicklung durch. Sei es in Ruhe. Sei es in Kampf. Alles wird von außen in ihn hineingetragen, an ihn herangetragen. Wenn er auch gar kein Bedürfnis verspürt! Es wird dann so lange geredet, bis er überzeugt ist, dieses Bedürfnis hätte in ihm — „geschlummert". Und eine Art Rachegefühl treibt diesen Menschen dann dazu, seinerseits mit anderen, die ihm anvertraut sind, auf die er aus äußerlichen Gründen — Einfluß ausüben kann, ebenso zu verfahren. Ich wurde unfroh — so werde es auch Du! Auf mir lastet eine Schwere — sie laste auch auf Dir! Ich wurde zerbrochen — so zerbrich auch Du!

Nur in auserlesenen Menschen wird Bildung fruchtbar, kann es werden. Und es fragt sich noch, ob es hier nicht heißen muß: Trotzdem!

Ernst Schur

Die rote Brücke

Die rote Brücke führt über die Bucht einer stillen Villensiedelung hinüber, breit und niedrig, daß nur kleine Boote unter ihr passieren können, aus geradlinig gesetzten Hölzern verstrebt, Quadrate mit Diagonalen und Parallelen, die Hölzer sind landesüblich im schwedischen Rot gestrichen, eine lange, lange Perspektive von kapriziöser Eleganz, die Hiroschige gemalt haben könnte, wenn dieser vielbeschäftigte Künstler noch imstande gewesen wäre die zahllosen Aufträge, die ihm die moderne Schilderung zuweist, zu übernehmen. An die Brücke, von der von Zeit zu Zeit Treppen hinabführen, lehnen gebauchte Mahagoniboote, die leise auf dem Wasser schaukeln. In Zwischenräumen stehen Bänke. Die Brücke ist der Spaziergang der Umwohner, wenn über der westlichen Fläche hinter der baumbestandenen kleinen Halbinsel die Sonne ihre späten Abendfarben langsam entwickelt, nachdem sie sich überzeugt hat, daß die hellen Julinächte mehr zu der kuriosen Landschaft der Lofoten, als zu diesem menschlich stimmungssatten Schärengarten passen. Über die Brücke radeln junge Mädchen und fliegen weiße Menschen mit Rackets. Die Tennisrufe klingen von dem wassernahen Platz dort an der weißen Villa, die sich in phantastischem Stilübermut aus Schornsteintürmen, Apsiden, Giebeln, Bogendächern zusammensetzt. Eine Dame

schießt im Seelenverkäufer unter der Brücke durch, wirft das landende Boot verkehrt auf einen Felsen und verliert sich im Laubengang nach der Villa. Wir sitzen auf der Bank und vertändeln mit der Sonne und den Wellen den Abend. Ein Bettler kommt daher, er hat eine große Reisetasche und zieht zweimal ehrfurchtsvoll seinen Hut bis zur Erde.

Von der Brücke über den Villenhügel laufen mehrere Kreuz- und Querpromenaden, zwischen den Felsen, zwischen den Wäldern, die sich aus Nadelholz und Birken launisch zusammensetzen. Es gibt merkwürdige Birken, die Ulmen zu spielen scheinen, und andere, die nach Art der Kiefern mit einem geraden hohen Stamm aufwachsen, um von oben den Regen ihrer Zweige zu schütteln, wie ein Germanenfräulein. Die Bäume sind in den Ritzen der Felsen gewachsen oder auf der Humusschicht, die sich durch jahrhundertlange Arbeit dort ablagerte. Die wirbelnden Ameisenmengen, die scheinbar unbeschäftigt, und doch im Dienste einer höheren Kraft über den Boden ihre Bahnen verfolgen, sind die letzten Schüler dieser Kultur. Wo sie nur Platz fanden, setzten sich die Bäume in die Ritzen. Mit der zähesten Energie vollendeten sie ihre Form auch im kleinsten Maßstabe, bisweilen ein Meter hoch, aber mit all den Charaktereigenschaften richtiger Kiefern, den gedrängten Kronen, den einseitigen Überstürzungen, den hilfeschreienden Ästen. Die Natur sparte nichts, und wenn sie es auch auf winzigstem Raume zusammendrängte. Sie ließ die niedrigen Felsen wie wütende Miniaturtiere ins Wasser fallen, mit zwei gewaltigen Sätzen, so wie dort oben das nördlichste Kap Europas Knivskjör im Großen tat. Sie ließ plötzlich kleine Klippen von leicht bewachsenem Granit aus dem Wasser ragen, ein Großes mit zwei Kindern, Klippenfamilien mit Spielzeugkiefern. Sie machte lange und weite Schären mit den üppigen Zauberwäldern von Dalarö, daß man die Straße bis Stockholm durchbauen konnte. Sie machte weite und enge Wasser, die Millionen Möglichkeiten dieser schwimmenden Wälder an der Ostsee, schlanke Fjorde im entsprechenden Maßstab den Sensationen Norwegens nachgebildet, mit Felsabhängen, mit Wiesen, mit Bächen, und sie machte enge Durchfahrten, nicht breiter als für ein mäßiges Segel, um von einem Reich des Schärengartens in ein anderes zu locken. Sie machte Ufer nach dem grandiosen Rivieratypus, aber alles im Kleinen, im Maßstab des bürgerlichen Menschen, Schleifenwege und Buchtwege und Bogen und alle die lieben Umwege, die uns die Illusionen des Augenmaßes an den Wassern verschaffen. Sie vergaß auch das Schilf nicht, hohes dunkelbuschiges Schilf, das sich mit Grandezza wiegt, und vor den Felsen nicht fürchtet. Holzstege führen durch das Schilf, bis man auf einer neuen Insel ist, die man umkreist und umklettert, um an einem kleinen Kap, das jeden Weg verbietet, den Undank dieser launischen Natur zu erfahren.

Ein Weib, von einer Launenhaftigkeit, die man so lange entzückend findet, als sie unser Sommeraufenthalt ist, scheint diese Landschaft von Saltsjöbaden. Oben in Norwegen hat die Natur dieselben Experimente als große Sensation gemacht, plötzliche Inseln, die wie Kapri aussehen, blaue Zackenzirkusse, die aus lauter unvermittelten Wasserbergen bestehen, die die Gletscher ins Meer schicken und ihre Spitzen in wütender Silhouette gen Himmel, gottlose Schönheiten, die auch dem rohesten Touristenauge einleuchten. Hier ist aus der Sensation der Esprit der Kultur geworden, aus der Götterdämmerung der Abend, aus Fafner und Fasolt sportliebende Gentlemen, aus den Gletscherjungfrauen kokette Gesellschaftsdamen. Diese Natur unterhält uns, statt zu erschrecken, und sie verführt uns zum Lächeln, statt zur Demut. Vom Belvedere aus kausieren wir mit ihr. Wird dort der Wald sich verbreitern? Nein, er fällt plötzlich ins Wasser. Wird dieses Wasser zusammenfließen? Nein, ein Erdrücken trennt es plötzlich und unmotiviert. Ein Schöpfungstag voll Phantasie und Laune. Und man verfolgt von da oben alle die schönen Umwege, die man mit dem Boot machen mußte, um in diesen größten und kleinsten Wassern und Inseln die Spazierfahrten abzurunden. Es war ein süßes kleines rotes Boot und wir spazierten auf ihm über die Wasser täglich in ein neues Land, in enge Sunde, durch die sich mächtige weiße Dampfer quälen, über weite Flächen, die von Seglern und Motoren durchkreuzt werden, auf ein-

same Felsklippen zu, an denen die Mädchen der Diana kreischend durch die Bäume huschten, die Kleider abwarfen und ins Wasser liefen, in entlegene Buchten, wo uns fremde Menschen anblickten, und wir stiegen aus und gingen ins Land hinein, zu einem schweigsamen alten Herrenhaus und wußten nicht, was wir sahen, und verstanden die Sprache nicht.

Die Saltsjöbadener aber haben die Sprache dieser Natur wohl verstanden und mit einem seltenen Geschick ihre Kultur darauf gesetzt. Sie begriffen den Witz dieser Duodezausgabe nordischer Landschaft und führten ihn heiter fort. Sie machten überraschend schlängelige Wege, sie überbrückten mit zarten Bogen die Inselchen, sie warfen ganze Parks zwischen die Felsen, sie sprangen von einer Schäre zur andern und setzten ihre Holzhäuser auf die Felsen, die sie mit Fahnenstangen und Telephonstangen akzentuierten. Sie schrieben Dampferstationen mit großen Lettern auf die Felswände und sprengten den Granit für die kleine Bahn an den Seen. Das große Hotel an der breiten Front der Yachtbucht und die Restauration auf der kleinen Insel im Baggenssee bauten sie in schwedischer Renaissance, gelb mit roten Türmen, sie bauten auch im braunen nordischen Stil und in der alten grauen Holzmanier, aber sie gingen schnell genug zu der modernen englischen Weise über, die ihnen die originellsten Aufgaben stellte, wenn sie sie mit dem rotgestrichenen heimischen Holzbau verbanden. Hinter diesen Zäunen mit den schrägen Lattenmotiven, den Kandelabermotiven, den Herzmotiven, den Astmotiven, den Balken auf Steinen, hinter den Pförtnerhäuschen und Gärtnerwohnungen erhebt sich manches Landhaus über den Felsen, von staunenswerter Reife des Baugefühls: reizende Treppenvestibüle, gut gesetzte Fenster, wohlige Erker, zartgestreifte Geländer, empfundene Proportionen. Wie lieblich das in dieser anregenden Natur steht! Wie natürlich es gefühlt und wie anspruchslos es ausgeführt ist! Wir saßen in unserm hübschen kleinen, von Westmann gebauten Sommerhotel, da auf der Felsspitze der Insel, und dachten an die heimatlichen Hotels. Ein Holzhaus, über Eck gebaut, weiße und braune Latten, Ziegeldach, innen rot paneelierte Gänge, einfarbige Wände, Bettnischen, Garderobevorräume, Möbel im wienerisch-englischen Geschmack, gestreifte einfache Vorhänge vor den niedrigen breiten Fenstern, gewachste Dielen, deren Muster die gewöhnlichsten Astringe waren, lustige Altanen und Dachecken und Giebelbalkons mit weitem, weitem Blick durch Baumwipfel auf den graziösen Garten dieser Schären: mußte es uns nicht wie eine Entdeckung sein?

O. B.

Die Birken

Walt kam des Abends, seinen Bruder zu besuchen, und man wies ihn nach dem Garten. Jenseits der Wiese sah er die Gestalt des bedachtsam und pedantisch Wandelnden, dunkel vor der dunklen Front des Parkes, wunderlich groß, wunderlich bedachtsam und pedantisch. Er eilte ihm nach, und die Freunde begrüßten einander. Dann legte Wult wieder die Hände auf den Rücken, ein Zeichen, daß er noch nicht Rede und Antwort stehen wollte. Sie gingen auf dem etwas feuchten, elastischen Weg zwischen Park und Garten hin und her, und genossen, vorschmeckend, die Ungeduld, in der die aufgescheuchten Gedanken sich weich und dumpf zum Leben drängten. An einem Busch blieb endlich Wult stehen, griff in die Zweige, und ein Licht flammte auf; ein Reflektor warf den Schein wie einen Nebelschimmer auf die Birken, die den Park umsäumten.

Wult: Sieh hin, und verzeihe mir den Überfall.

Walt: Hättest du mich vor acht Tagen nur auch überfallen; es würde dann heute zwischen uns nichts zu verzeihen geben. Ich habe mich meiner Heftigkeit recht geschämt inzwischen.

Wult: Vielleicht verdanke ich nun deinem schlechten Gewissen, daß mir die Überraschung glückte. Du warst ein wenig grob; aber dergleichen nehme ich nicht übel, ich weiß ja, daß Grobheit ein Provisorium ist: wer zu reden weiß, ist nicht grob. Heut rede also. Ist das nicht schön dort?

Walt: Ja, es ist schön.

Wult: Und vorher war diese Schönheit stumm, und ich habe sie sprechen gemacht. Bist du zu empfindlich zu einem solchen Taschen-

spielerkunststückchen und unschuldigen Apparat, so solltest du mir danken, daß ich es nicht bin; solltest mich verachten, aber deinen Profit an meiner Sünde wider den Geist getrost nicht verschmähen.

Walt: O, Wult, wie tückisch du bist: bin ich denn so — deutlich gewesen vor acht Tagen?

Wult: Das sollt' ich meinen! Ein Genüßling nanntest du mich, fähig nun zu jeder Art von Trägheit; mit einem Orientalen hast du mich verglichen, der sich Tänzerinnen kommen läßt.

Walt: Es ist ja auch so, als ließen wir Natur und ihre Kinder vor uns Modell stehen!

Wult: Wohin du siehst, steht immer ein Modell.

Walt: Deshalb soll man eben nicht hinsehen, sondern nur sehen.

Wult: Wir werden uns also nicht häufig hier treffen?

Walt: Hältst du es denn aus, Tag um Tag, hierher zu gehen und das elektrische Licht zu knipsen?

Wult: Jeden Abend war ich hier, seitdem ich meine kleine Erfindung gemacht habe.

Walt: Und hast dir mit Wissen immer dieselbe Erregung geschafft?

Wult: Nicht immer dieselbe! Denn jetzt ist der Herbst so nahe, daß jeder Tag Veränderung bringt. Blätter gilben hie und da und hängen schlaffer; Blätter fallen ab; lockerer wird es an einer Stelle, und dichter, vom Nebel zusammengeklebt, an einer andern. Und überdies: ich kann die Stunde ändern: vom Zwielicht bis zur tiefen Nacht, wie ich will, kann ich das Licht entzünden.

Walt: Und im Winter?

Wult: In Winternächten beim Mondschein täuschen auch die kahlen Birkenkronen noch eine zarte Dunstwolke von Laub vor.

Walt: Derlei zu erwarten, — es bleibt mir doch im Tiefsten zuwider.

Wult: Heute aber bist du überfallen!

Walt: Und darum ist es heute schön. Wie entkörpert alles dort steht! Wie voll im Lichtdunst, da doch schon bei Tage das hippokratische Gesicht der Bäume aufdringt. Wie rührend ist das, und welch ein Gegensatz: wie die Laubmassen sich türmen, wie sie schweben, zögern, sich niederstürzen und wieder heben; wie schwankend und vertieft das Lichte! und alles in Ruhe! Das Urbild aller Bewegung, und in Ruhe! Welch ein Gegensatz, welch eine Harmonie!

Wult: Sieh aber auch die weißen Schäume fließen. Sieh, wie es aus der Erde strömt und, sich verzweigend, in die schimmernde Dunkelheit mündet! So klafft die Wolke im Blitz; so wandert der Kirchsteig, den mit den Füßen langsamer festtretender Bauern ein Jahrhundert ebnet, durch hügeliges Gelände; so wallt der Strom dem Meere zu, der Nebenfluß und aber Nebenfluß und Bäche und silberne Fäden in sich empfangen hat. Du siehst hin: es spottet jeder Regel; du fühlst: hier waltet das Gesetz. Und mich dünkt: auch dieses ist Harmonie.

Walt: Ja, und von recht himmlischem Klang. Wer sie nur ganz tief in sich hinein könnte wirken lassen!

Wult: Dabei willst du mich tadeln, daß ichs versuche. Nein! wir haben so wenige Augenblicke echter Besinnung, daß wir recht tun, sie uns auch auf künstliche Manier zu schaffen. Wenn du Noten aufs Klavier stellst, weiß ich doch auch, was meiner wartet; und dennoch bitte ich dich: „spiele mir dieses Präludium, wiederhole mir jenen Satz!" Was gegenüber der Musik möglich, ja notwendig ist, bei aller Ehrfurcht, das muß gegenüber der Natur erst recht gelten.

Walt: Erst recht?

Wult: Ja; denn die Kunst ist immerhin schon ein Ausdruck; was sie mitteilt, ist doch schon durch ein menschliches Gemüt gegangen, und unsere besondere Stimmung darf ihm widersprechen; Mensch gegen Mensch, das steht im gleichen Recht. Aber gegen die Natur zu stehen, eine Stimmung gegen sie zu haben, welch eine Unverschämtheit ist mir das! Ich weiß, daß es Leute gibt, die sich in besonders eitler Weise den Ausspruch des Franzosen, wonach die Landschaft ein Seelenzustand sei, zu eigen machen, ohne zu ahnen, wie unglücklich, ungeduldig und geschwächt, wie hungrig die Seele gewesen sein muß, die so fühlte; ich ziehe mir den Dichter, den Menschen vor, den Goethe und Hölderlin, der die Souveränität der Natur erkennt und sich ihr beugt.

Walt: Nicht ganz lasse ich das Alles gelten. Diese Scheidung zwischen dem Kunstwerk und der Natur mißfällt mir; sie führt zu einer sehr modernen Art von Nihilismus.

Wult: Aber, wie ich doch hoffen darf, auf einem Umweg.

Walt: Er ist nicht sonderlich groß. Ist denn nicht auch der Mensch so inkommensurabel, so sonder Regel unterm Gesetz, wie der Baum?

Wult: Ganz gewiß, sofern er kein Philister ist. Und seine Schicksale laufen wie Blitze, wie Wege, wie Flußsysteme und Baumgerippe. Deshalb, weißt du ja, liebe ich Ariost.

Walt: Nicht nur seine Schicksale und Lebensläufe; seinen Charakter meine ich, sein Individuum.

Wult: Auch seine Werke?

Walt: Je nachdem. Wir tun gut, uns gut, wenn wir es glauben. Das Äußerste, was ich zugebe, ist, daß man in dem Werke, da man es schon nicht als souverän ertragen kann, ein Gleichnis sieht; sieht man aber darin ein Mittel zur Erkenntnis des Menschen, der es hervorgebracht hat, so ist der Weg zum Nihilismus beschritten. — Warum hast du das Licht ausgeschaltet?

Wult: Zwiefach schenkt das Licht: sich selbst und, wenn es verlöscht, das Strömen der Dunkelheit. Zudem wird der Mond bald drüben über den Feldern stehen.

Walt: Denn, wenn das Werk nur dienen soll, seinen Schöpfer kennen zu lehren, so macht man es nicht bloß zum Sklaven, sondern zum Sträfling, der Wasser in Siebe schüttet. Weil nämlich das Erkennen kein Mittel ist, — den Menschen zu erkennen.

Wult: Jetzt, lieber Walt, bist du der Nihilist. Selbst die mystische Union mit einem Individuum ist darauf angewiesen, daß es geschrieben oder gehandelt, oder mindestens gesprochen hat.

Walt: Gewiß. Aber nimm mich ja nicht zu wörtlich. Erinnere dich auch, daß wir Werke haben ohne Verfasser, sie können also für sich bestehen; und daß von einigen Menschen die Zeit jedes sichtbare Werk zerstört, und doch bestehen sie, und nun erst recht vielleicht, durch die Jahrhunderte. Was tut man mit ihnen? Man schaut sie an.

Wult: Anschauen, ohne zu denken, wäre ein blödes Stieren. Und wie willst du denken ohne Erkenntnisse?

Walt: Ich will nur nicht vergessen, daß die Erkenntnisse nicht mehr sind, als eine Erweiterung und Bereicherung der Sprache, an sich aber nichts, kein Ziel, kein Inhalt. Und vom Denken verlange ich Takt.

Wult: Was ist das, Takt beim Denken?

Walt: Die Gabe der Inkonsequenz. Man denkt, das heißt, man folgt einer Linie und glaubt, sie sei gerade; sie ist aber eine Parabel, und wenn man der leisen Krümmung nicht nachgibt und sich an ihrem Scheitel nicht umwirbeln läßt, sondern seiner eigenen Nase traut, so endet man im leeren, im öden Feld. Laß uns aber nicht in diesem Augenblick eben diesen Fehler begehen: laß uns nicht vergessen, daß wir nicht allgemein sprechen, sondern über große Männer und wie wir sie in uns wirken lassen wollen: sonst gibt es der Mißverständnisse kein Ende, und der Streit ist da.

Wult: Der Streit ist der Vater aller Dinge.

Walt: Ein ehrwürdiges Wort, und gewöhnlich mißbraucht. Wie viele ehrwürdige Worte. Wenn ein Unverbesserlicher, der vor einem Jahre Semmeln gestohlen hat, heute wieder stiehlt, so nennen das die Zeitungen ja wohl schon Wiederkehr des Gleichen. Was ist damit gesagt, daß der Streit der Vater aller Dinge sei? Sieh, dort die rötliche Helle am Himmel, der Mond kommt. Die Erde schleudert ihn fort, als sollte er im Raum zerstieben; sie zieht ihn an sich, als müßte er in sie hinabstürzen: dieses ist lebendiger Streit, sein Kind der Umlauf des Gestirns. Aber wenn die Menschen sich in zwei Parteien schieden, die zentrifugale und die zentripetale, und eine gegen die andere tobte, so ist das kein Streit, der irgend einer guten Sache Vater sein könnte. Zank nenne ich das und achte es gering.

Wult: Laß sie toben, Heiden wie Christen. Sie üben Kräfte und Organe damit.

Walt: Sie üben ihre Lunge damit.

Wult: Erkennen und Denken, es wäre pedantisch, sie zu reinigen: der Mensch will immer tun.

Walt: Er will immer zu tun scheinen. Er kann nicht still sein. Aber verdrießlicher als all sein Lärmen scheint mir sein Lärmen um den großen Mann.

Wult: Welch einen fremden Götzen machst du aus ihm! Ich sehe ihn lieber durch die Gassen ziehen, bekränzt, verhöhnt von Feinden,

von gastlicher Heiterkeit begrüßt, und seine Jünger folgen ihm in Demut.

Walt: Gibt es etwas Überheblicheres als einen Jünger?

Wult: Ja — den Meister.

Walt: Er darf es sein. Er darf, wie Kleist von seiner Schwester, verlangen, daß man ihm diene, sich opfere und ganz zu grunde für ihn gebe. Er darf auch zürnen und undankbar sein.

Wult: Aber — man soll ihm nicht gehorchen! So, so. Versteh ich dich? man soll ihm seine Tragik nicht verderben! Ei, recht bequem!

Walt: Ich sagte nichts dergleichen, Wult. Opfere sich nur, wen es zum Opfer drängt, und stürze sich mit Lust in den Krater. Dieser Tod des Empedokles ist, wie fast alle Selbstmorde, eine gewaltige, zusammengefaßte Energie, ein Akt und Wille des Lebens zum Leben; Verzückung und Ratlosigkeit machen beide ungeduldig; Ungeduld macht wollüstig; und die Wollust zeugt den Tod. Was also der Jünger tut, das mag er tun; nur, außer dem Meister, darf es keiner von ihm verlangen; denn das hieße den grauen Tod von ihm verlangen, das ewige Nein.

Wult! Was nennst du so?

Walt: Die Selbstverleugnung wider Willen. Wer sie einfordern will, der hat den rechten Pharisäergeist.

Wult: Ja, ja. Hörte ich nicht einen Professor über die Juden spotten, die den gegenwärtigen Christus nicht erkannten und aufnahmen? Er würde, der Professor, nicht so blinden Auges und tauben Herzens gewesen sein, er hat es auf der Universität gelernt.

Walt: Dergleichen Professoren gibt es viel.

Wult: Soll man darum das Kind mit dem Bade ausschütten? Soll darum der große Mann isoliert dastehen? Ich sehe nichts Anderes aus all dem, als daß es besondere Tugenden der Jünger gibt, — und es mag wohl schwer halten, Jünger zu sein.

Walt: Es mag wohl noch schwerer sein, Jünger zu haben. Es mag eine furchtbare Stunde für den Genius sein, zu wissen, daß Menschen kommen werden, die seine Eroberungen besitzen und dabei ein Gesicht machen, das nur dem Eroberer selbst ansteht. Alle Kultur schwächt die Fähigkeit zur Kultur. Armer Eroberer!

Wult: Ich fürchte, Walt, du bist im Begriff, die Scheitelhöhe der Parabel zu verpassen. Bedaure ihn nicht: auch er ist endlich, er stirbt, sein Werk stirbt, immer wieder muß geschaffen werden. Gesegnet sei der Streit, gesegnet auch der Zank, es gibt ja keine sichere Grenze zwischen ihnen; und über Jahrhunderte hinweg sieht man im Streit und Zanken, so regellos sie sind, das waltende Gesetz, ganz wie im Baum.

Walt: So mögen sie's nur immer weiter treiben. Ich will nicht mittun.

Wult: Sage, was heißt es, das Große anzuschauen, und wie denkst du, daß es in dir wirke?

Walt: Eine Flöte bin ich, und der Geist bläst in mich hinein, ich töne ihm seine Melodie. Und wenn das Lied zu Ende ist, bin ich nur wieder das frühere Holz, das stumme, aber im Innersten, dem Blick Entzogenen, in geheimsten Adern und Fasern bin ich erschüttert und zarter geordnet. Dieses einzig bleibt, nicht das Lied. Ich töne nicht, aber ich bin eine bessere Flöte geworden.

Wult: Das ist zu viel der Resignation. Welch ein Gespenst ist es doch, das Wesentliche! Sprachst du vom heiligsten Christ, so rede ich dir nicht hinein. Aber die Künstler, Dichter, Musiker? Auch sie sind ja Eroberer und machen uns alle, die nicht erobern können, ihres Sieges teilhaftig. Willst du auch gegen sie so karg im Nehmen sein?

Walt: Wer nicht weiß, wie tief vergeblich das Leben eines großen Menschen war, der weiß nichts von dem großen Menschen. Dort ist der Mond. Wie licht ist dieses Licht. Jetzt feiern deine Birken ihre Seelenstunde. Auch von ihnen zu lernen, ist gegen sie noch eine Plumpheit. Laß uns gehn.

Wult: Menschenplumpheit — Menschenlos. Unter unsersgleichen können wir uns sehen lassen. Wann treffen wir uns wieder hier?

Walt: Nein, nein. Ich merke doch, dieses Spiel ist nichts für mich; es ist zu wenig und es ist zu viel für mich.

Wult: So komm, und trink von meinem Wein.

Tobias Fischer

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Das Internationale der sozialen Bewegung/ von Werner Sombart

Die Internationalität



roletarier aller Länder vereinigt Euch! Mit diesen Worten hatte Karl Marx das kommunistische Manifest geschlossen. Es war am Vorabend der Revolution von 1848, als er sie in die Welt hinausrief, aber dem Rufe antworteten „nur wenige Stimmen". Die 1848er Bewegung, die an verschiedenen Enden eine allerdings proletarisch-sozialistische war, erschöpfte sich doch an den einzelnen Stellen, wo sie ausgebrochen war: in Deutschland, wo Marx selbst im Treffen stand, gelangte sie überhaupt zu keiner nennenswerten Bedeutung. In England schien es zwar einen Augenblick, als ob die Februarrevolution dem alternden Chartismus neues Leben einflößen würde, doch dieser war schon dem Grabe verfallen. Die französische Bewegung blieb also allein. Wie sie endigte, ist bekannt. Und dann sank die Nacht der Reaktion über Europa nieder. Alle Keime einer selbständigen, sozialen Arbeiterbewegung wurden erstickt. Nur in England entwickelte sich die gewerkschaftliche Bewegung.

Aber die politische Reaktion vermochte die soziale Revolution nicht einen Augenblick aufzuhalten. Dafür sorgte schon — seltsames Spiel des Zufalles, daß es im Revolutionsjahr 1848 den Menschen gezeigt ward — das kalifornische und australische Gold, das dem Kapitalismus einen neuen, gewaltigen Anstoß gab. Die „finsteren" 1850er Jahre waren zugleich eine so strahlende, goldbelichtete Periode für die kapitalistische Welt, wie keine zuvor. Und nun wurde auch der Schatten wieder stärker.

Seit Anfang der 1860er Jahre beginnt wieder Leben sich an verschiedenen Stellen unter der Arbeiterbevölkerung zu regen. Sie erholt sich nach und nach von den Schlägen und Unterdrückungen, die sie während und nach der 1848er

Bewegung erfahren hatte, und es beginnt das Interesse an der Betätigung im öffentlichen Leben wieder zu erwachen. Und was das Charakteristische ist: diese Betätigung neuen, selbständigen Lebens empfängt alsbald einen internationalen Zug. Das war natürlich kein Zufall. Wie es auch kein Zufall war, daß auf einer Weltausstellung sich die Arbeiter verschiedener Länder zuerst die Hand reichten: es war die Entwickelung des Kapitalismus selbst in das Stadium der Internationalität getreten. Die festländischen Staaten Europas begannen England nachzustreben. Die Handelspolitik wurde erstmalig durch eine Reihe von Verträgen ihres abschließenden Charakters beraubt und für die Vereinheitlichung des Wirtschaftslebens in ganz Europa passend eingerichtet.

Seit jenen ersten Anfängen zu Beginn der 1860er Jahre ist nun aber der Gedanke der Internationalität niemals ganz wieder aus der proletarischen Bewegung verschwunden, wenn er freilich auch im Laufe der Jahre wesentliche Verschiedenheiten in seiner Verwirklichung durchlebt hat.

Die erste Form, in der ein Versuch zu internationalem Zusammenschlusse des Proletariats gemacht wurde, ist die berühmte Internationale Arbeiterassoziation.

Es war im Jahre 1862, als französische Arbeiter in London sich auf der Weltausstellung mit englischen Arbeitern ins Einverständnis setzten, um über gemeinsame Bestrebungen zu beraten. Es folgten dann noch weitere Zusammenkünfte, und 1864 wurde ein Bund gegründet, der den Zweck hatte, Vertreter der Arbeiter aus verschiedenen Ländern zu einem gemeinsamen Vorgehen zu vereinigen. Es wurde dies die Internationale Arbeiterassoziation: l'Association internationale des Travailleurs, The International Workmen's Association.

Welche Aufgabe, welchen Sinn konnte eine solche Verbrüderung haben? Offenbar einen zwiefachen. Entweder konnte man daran denken, nichts anderes als eine Art von Korrespondenzbureau zu schaffen, d. h. eine Stelle, wo sich die Arbeiter der verschiedenen Länder in einem gemeinsamen, internationalen Sekretariate vereinigten, an das sie sich wandten, wenn sie Aufschlüsse über irgendwelche Fragen der sozialen Bewegung haben wollten; also als ein Institut, das Einfluß auszuüben auf die Bestrebungen der Arbeiter in den einzelnen Ländern sich versagte. Die Mehrzahl der Männer, die damals im Anfang der sechziger Jahre den Gedanken einer internationalen Vereinigung ergriffen und durchzuführen strebten, dachten sich die internationale Vereinigung sicher nur in dieser loseren Form.

Weiter ging die andere Auffassung, nach der ein Mittelpunkt für die Arbeiterbewegung überhaupt geschaffen werden sollte: ein Ort, von dem aus die Arbeiterbewegungen ihrerseits Anleitungen, Anregungen erhielten, von dem aus Einfluß auf die einzelnen nationalen Bestrebungen ausgeübt werden könnte. Der bedeutendste Vertreter dieses weitergehenden Standpunktes war Karl Marx, der bei der Gründung der Internationalen Arbeiterassoziation die entscheidende Rolle zu spielen berufen war. Für ihn sollte diese internationale Arbeiterassoziation gleichsam die erste Probe sein auf den Ruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" den er in die Welt hatte ergehen lassen. Und daß, wenn Marx eine zentrale Stelle

schaffen wollte, die einen einheitlichen Geist erzeugen und die nationalen Arbeiterbewegungen einheitlich fortbilden sollte, dies sein Geist sein müsse: daran zweifelte er keinen Augenblick. Trotzdem durchschaute er zunächst noch klar genug die Lage, um einzusehen, daß äußerste Vorsicht geboten war, wollte er die mannigfachen Strömungen zu einem großen Strom vereinigen.

Die Internationale Arbeiterassoziation wurde gegründet auf der Grundlage der sogenannten „Inauguraladresse" und der Statuten, die beide von Karl Marx entworfen und in der Marxschen Fassung angenommen wurden. In ihnen offenbart sich uns ein großes diplomatisches Geschick. Die Inauguraladresse ist ein wahres Muster diplomatischer Feinkunst; sie ist in ihrem ganzen Aufbau unklar, aber sie rührt von Karl Marx her, sie ist also jedenfalls absichtlich unklar. Ihre Aufgabe sollte es sein, alle Spielarten der Arbeiterbewegung: die Proudhonisten und Genossenschaftler in Frankreich, die Gewerkschaften in England, die Mazzinianer in Italien, die Anhänger der Lassalleschen Bewegung in Deutschland unter einen Hut zu bringen, und sie leistet das in der Tat in einer formell musterhaften Weise. Sie wird allem und jedem gerecht. Sie schildert in ergreifender Weise das Elend, in das die Arbeiterbevölkerung durch den Kapitalismus versetzt sei; aber — sie findet auch Worte der Anerkennung für die Erfolge der englischen Trade Unions. Sie rühmt die Vorzüge und Leistungen der freien Korporativbewegung — Proudhon, Buchez; aber — sie hat doch auch für die Produktivgenossenschaften mit Staatszuschuß ein freundliches Wort — Lassalle, Blanc.

Aus allem wird nur die — schon damals jedermann sympathische — Schlußfolgerung gezogen: daß das Proletariat aller Länder sich seiner internationalen Solidarität bewußt sein solle. In einigen allgemeinen, sentimentalen Redensarten, die Marx gewiß mit Widerstreben aus der Feder geflossen sind, finden die nationalen Streitpunkte ihren Ausgleich und ihre Vertreter das einigende Band. Die „Statuten" werden allerdings durch eine Reihe von „Erwägungen" eingeleitet, die im Kern die Grundlehren des Marxismus enthielten — mit unterschiedlichen Zugeständnissen, ich gedenke z. B. des Appells an die „verité, justice et morale" — aber auch hier wird jede Aufdringlichkeit vermieden. Man konnte sich bei einigem guten Willen immer noch alles mögliche andere dabei denken und fühlte sich jedenfalls nicht gebunden. Von den Zwecken der Internationalen Arbeiterassoziation war wenig die Rede. Ihre Tätigkeit bestand denn auch in den ersten Jahren wesentlich in der Unterstützung von Streiks, weshalb sie anfangs in weiten Kreisen sogar außerhalb der Arbeiterschaft sich reger Anteilnahme erfreute.

Nun aber beginnt Marx seine Pläne systematisch zu verwirklichen, d. h. die Internationale Arbeiterassoziation langsam mit seinem Geiste zu erfüllen und durch sie die Arbeiterbewegung der verschiedenen Länder zu leiten. Wenn wir die Kongresse der Internationalen Arbeiterassoziation überblicken: in Genf 1866, Lausanne 1867, Brüssel 1868, Basel 1869, so finden wir, wie Schritt für Schritt, von Kongreß zu Kongreß die Internationale Arbeiterassoziation mehr und mehr marxistische Ideen aufnimmt, unmerklich, ohne daß auch nur ein einziges Mal der führende

Geist auf der Bühne erschienen wäre. Aber nun ist es lehrreich zu beobachten und bezeichnend für den Grad der Entwickelung, den damals die soziale Bewegung erreicht hatte, daß die Zeit für die Erfüllung der ganzen Arbeiterschaft Europas mit marxistischem Geiste offenbar noch nicht gekommen war. In dem Maße nämlich, wie die Internationale anfängt, marxistisches Gepräge anzunehmen, regt sich an allen Ecken und Enden der Widerspruch. Es beginnen die Proudhonisten allerlei Einreden, dann die Gewerkschaften, insbesondere seit dem Augenblicke, wo Marx sich für den Kommuneaufstand in Paris teilnehmend erklärt hatte; es beginnen die Anhänger Lassalles zu murren. Ein großer Teil der Opposition verkörpert sich dann seit Ende der sechziger Jahre in einem Manne, Michael Bakunin. In welchem Umfange bei dieser Opposition persönliche Zänkereien und Reibereien mitgespielt haben, darüber sind die Meinungen geteilt. Möglich, daß diese persönlichen Gegensätze eine wesentliche Rolle bei der Zersetzung der Internationalen gespielt haben. Mir scheint aber, daß der Opposition Bakunins gegen Marx doch ein sehr prinzipieller und bedeutender Gegensatz zugrunde lag. 1868 begründete Bakunin die „Alliance internationale de la démocratie sociale", in der er hauptsächlich italienische und spanische Sozialisten vereinigte, daneben auch Franzosen, und in dieser Alliance kommt der prinzipielle Gegensatz gegen Marx klar und scharf zum Ausdruck. Was aber hier am letzten Ende den Streitpunkt ausmacht, ist der Gegensatz zwischen Revolutionismus auf der einen und Evolutionsprinzip auf der andern Seite, zwischen idealistischer und realistischer Auffassung der Geschichte. Bakunin basiert seine ganze Tätigkeit auf die eine Idee der gewaltsamen Revolution, auf den Glauben, daß Revolutionen gemacht werden müssen, weil sie gemacht werden können. Und dem gegenüber verficht Max seinen Grundgedanken, daß Revolutionen höchstens das letzte Glied in einer ökonomischen Entwickelungsreihe sind: das Zerbrechen der Schale durch die reife Frucht.

Die Opposition Bakunins führt dann schließlich, wie bekannt, zum Untergang der Internationalen Arbeiterassoziation. 1872 wird ihr Generalrat nach New York verlegt, offenbar, um ein formelles Begräbnis der Internationalen Arbeiterassoziation zu vermeiden. Im Jahre 1876 erfolgt die Auflösung.

rotz ihrer verhältnismäßig kurzen Lebensdauer, trotz ihrer offenbaren inneren Lebensunfähigkeit, hat die „alte" Internationale für den Verlauf der modernen Arbeiterbewegung doch ihre große nicht zu unterschätzende Bedeutung. Zunächst: sie hatte doch der Interessensolidarität der „Proletarier aller Länder" den ersten Ausdruck verliehen. Mochte die Form, in der es geschehen war, auch noch so verfehlt sein: die Tatsache war nicht aus der Welt zu schaffen: Proletarier aller Länder hatten sich vereint, hatten durch ihren Zusammenschluß bewiesen, daß die soziale Bewegung jedes Landes mit einem Gesicht über die Grenze schaut, daß die internationale Tendenz der kapitalistischen Entwickelung in dem Internationalismus der proletarischen Bewegung ihr notwendiges Gegenstück findet. Diese Idee konnte von nun ab nicht wieder verschwinden.

Zum zweiten hatte sie Arbeiter und Arbeiterführer der verschiedenen Nationen erstmals zu gemeinsamem Raten und Taten zusammengebracht. Diese Annäherung hatte dazu beigetragen, daß die Eigenarten der sozialen Bewegung in dem einen Lande den Vertretern der andern Nationalitäten überhaupt erst einmal bekannt wurden, daß man die Vorzüge der einen oder der andern Politik diskutierte und daß damit Sinn und Verständnis für das Andersartige geweckt wurde. Sie hat also die Tendenz zur inneren Vereinheitlichung der sozialen Bewegung in den verschiedenen Kulturstaaten erstarken helfen.

Ihre besondere Bedeutung liegt aber wohl darin, daß sie zur ersten Propagierung gerade der Marxschen Ideen diente. Die verschiedenen Adressen des Generalrats, die Debatten auf den zahlreichen Kongressen der Internationalen gleichen förmlichen Lehrkursen zum Studium der Marxistischen Geschichtsauffassung und Marxistischen Politik. Daß dadurch die Einlenkung in die Bahnen des realistischen Sozialismus beschleunigt werden mußte, liegt auf der Hand. Zumal die Propaganda nicht nur eine Propaganda durch das Wort, sondern auch eine Propaganda durch die Tat war. Dies freilich in einem eigentümlichen Sinne und in einer Weise, die ihre Begründer, vor allem Karl Marx selbst, gewiß nicht beabsichtigt hatten.

Die Internationale selbst führte nämlich durch einzelne Taten sowohl wie schließlich durch ihr ganzes Dasein die Idee des rationalen, utopistischen Sozialismus auf das Glänzendste ad absurdum. Zweifellos war die Politik der J. A. A. reich an Maßnahmen, die aus rein revolutionistischem und somit dem innern Wesen der Marxistischen Lehren fremden Geiste geboren waren. Die bedeutendste und bekannteste dieser Maßnahmen war das Eintreten für den Pariser Kommuneaufstand, das sich aus der Auffassung erklärt, die Marx von der Mission einer „Diktatur des Proletariats" hatte und das damit als im Grunde utopistisch gekennzeichnet wird. Ob Marx selbst später eingesehen hat, wie er seiner eigenen Auffassung vom Gang der sozialen Bewegung mit jener Solidaritätserklärung ins Gesicht schlug, weiß ich nicht. Jedenfalls war das Fiasko, das die Pariser Kommunards und damit die Internationale im Jahre 1871 erlebten, die glänzendste Rechtfertigung aller antirevolutionistischen Geschichtsauffassung: es wurde bei aller herzlichen Sympathie mit den „Helden der Kommune" zum abschreckenden Beispiel für die heranwachsende Generation des Proletariates.

Die einzige Arbeiterschaft, die schon damals die Bahnen des Realismus (und also Marxismus) wandelte, die englische, die sich bis dahin mit lebhaftem Interesse an der Internationalen beteiligt hatte, kehrte dieser denn auch bald darauf den Rücken. Das Vorgehen der J. A. A. hatte klärend wie ein Gewitter gewirkt.

Es wurde nun aber auch immer deutlicher, daß diese selbst ihrer ganzen Anlage nach mit dem Geiste der marxistischen Auffassung in Widerspruch stand. Und das mochte Marx selber (ich weiß nicht, ob es der Fall war) einsehen. Daß sein und Engels Interesse an der J. A. A. schließlich ganz erkaltete, läßt darauf schließen.

Was war denn die Internationale, wenn die englischen Trade Unions ihr den Rücken wandten? Ein Bund von „Verschwörern". Ein Gebilde ganz „vieux jeu". Ein „Bund der Gerechten" redivivus. Eine Handvoll „Revolutionäre", hinter denen keine Arbeitermassen standen, die keinerlei Organisationen weder ökonomische noch politische vertreten konnten, weil es deren in keinem Lande noch gab. Das war etwas für Bakunin, aber nicht für Marx. Deshalb wuchs jenes Interesse in dem Maße, wie das Interesse Marxens erkaltete. Bakunin konnte in der Tat seiner ganzen Auffassung nach in der Internationalen „la seule puissance créatrice de l'avenir politique et social" erblicken, jene hundert entschlossenen Leute, von denen die Kropotkin heute noch träumen, daß sie hinreichen würden, um in ganz Europa die Flamme der Revolution zu entzünden. Bakunin faßte denn auch ganz folgerichtig die J. A. A. als eine revolutionäre Propagandagesellschaft auf, er verglich sie geradezu mit dem Freimaurerbunde, der „Internationale der Bourgeoisie".

War die Neuordnung der Gesellschaft auf dem Wege der Propaganda und notfalls mit Gewalt herbeizuführen, wie Bakunin glaubte, so war die Internationale ein vortrefflicher Anfang. Dachte man sich den Übergang in eine höhere Gesellschaftsform als langsame, organische Umbildung der bestehenden, so war die J. A. A. zum mindesten verfrüht, wenn nicht in ihrer Grundidee verfehlt. Eine internationale Verständigung der Proletarier hatte gemäß dieser Auffassung erst einen Sinn, wenn die soziale Bewegung in den einzelnen Ländern erstarkt war, wenn politische oder gewerkschaftliche oder genossenschaftliche Organisationen vorhanden waren, die über gemeinsames Vorgehen beratschlagen konnten. Erst mußten sich die Bewegungen in den einzelnen Ländern ihrer nationalen Zufälligkeiten bis zu einem gewissen Grade entkleiden, erst mußte sich die einheitliche ökonomische Entwickelung noch weiter bestimmend durchsetzen, ehe von selbst, gleichsam von Innen heraus, sich das Proletariat seiner internationalen Solidarität wieder bewußt wurde und zur Erkenntnis seiner Übereinstimmung in den Hauptpunkten seines Programmes kam. Es sollte nicht lange dauern, bis dieser Zeitpunkt eintrat. Marx hat ihn nicht mehr erlebt. Wohl aber Engels, der am 1. Mai 1890 freudig bewegten Herzens ausrufen konnte: „Heute, wo ich diese Zeilen schreibe, hält das europäische und amerikanische Proletariat Heerschau über seine zum ersten Mal mobil gemachten Streitkräfte, mobil gemacht als Ein Heer, unter Einer Fahne und für Ein nächstes Ziel: den schon vom Genfer Kongreß der Internationale 1866 und wiederum vom Pariser Arbeiterkongreß 1889 proklamierten, gesetzlich festzustellenden achtstündigen Normalarbeitstag. Und das Schauspiel des heutigen Tages wird den Kapitalisten und Grundherren aller Länder die Augen darüber öffnen, daß heute die Proletarier aller Länder in der Tat vereinigt sind.

Stände nur Marx noch neben mir, dies mit eigenen Augen zu sehen!"

Freilich: die Form, in der Engels die Internationale wieder aufleben sah: die Maifeier hat sich scheinbar auch nicht als lebensfähig erwiesen. Außer in einigen

Staaten Amerikas, wo sie als „Labor day" zu einem z. T. sogar gesetzlich anerkannten Feiertag geworden ist, stößt sie auf immer größere Schwierigkeiten. Und steckt schließlich in ihr nicht auch immer noch ein Stück Utopismus? Ist der Gedanke, durch Propaganda großen Stiles weiter zu kommen, nicht aus dem Ideenschatze vormarxistischer Weltauffassungen entnommen? Die Stimmen unter den Sozialisten mehren sich, die diesen Standpunkt in der Tat vertreten.



ber die Internationalität der sozialen Bewegung hat mittlerweile Formen der Betätigung gefunden, die durch und durch modern, die jedes Utopismus bar sind: das sind die internationalen Sozialistenkongresse und interparlamentarischen Sekretariate einerseits, die internationalen Gewerkschafts- und Genossenschaftskongresse andererseits.

Jene nehmen ihren Anfang mit dem 1889 in Paris abgehaltenen internationalen Arbeiterkongreß, dem dann andere in Brüssel (1892), in Zürich (1893), London (1896), Paris (1900) und Amsterdam (1904) folgten.

Die „neue" Internationale, wie man nicht sehr glücklich jene „modernen" Äußerungen der internationalen Solidarität des Proletariats genannt hat, knüpft dem Geist nach an die „alte" Internationale Arbeiterassoziation unmittelbar an. „Sie ist nicht tot", konnte Wilhelm Liebknecht auf dem Pariser Kongreß im Jahre 1889 von dieser sagen, — „sie ist übergegangen in die mächtigen Arbeiterorganisationen und Arbeiterbewegungen der einzelnen Länder. Sie lebt in uns fort. Dieser Kongreß ist das Werk der J. A. A."

„Sie lebt in uns fort": damit ist der Punkt angegeben, wo tatsächlich die Kontinuität der internationalen Bewegung am greifbarsten zum Ausdruck kommt. Es waren zum Teil dieselben Männer, die in der alten J. A. A. im Vordergrund gestanden hatten und die nun mit der ganzen gewaltigen Autorität ihrer historischen Persönlichkeit die junge Generation in die neue Form einführten: Liebknecht, De Paepe in Paris, Karl Bürkli, Hermann Greulich in Zürich und andere Veteranen verkörperten die Einheit der alten und der neuen Bewegung.

Und doch: welche Wandlung seit damals in der kurzen Spanne von kaum zwei Jahrzehnten! Denn ein flüchtiger Blick auf die internationalen Beziehungen des Proletariats unserer Tage läßt die durchgreifende Verschiedenheit zwischen ihnen und der alten Internationalen erkennen.

Die alte Internationale, wie wir sahen, wollte die Idee der internationalen Solidarität gleichsam den Arbeitern oktroyieren, sie wollte aus internationalen Verbindungen nationale Bewegungen erzeugen. Jetzt sind diese vorhanden — organisch erwachsen, und von ihnen geht nun der Gedanke der internationalen Verbrüderung aus. Die alte J. A. A. war eine vom Stamm geschnittene Blüte ohne Wurzel, zum Verdorren bestimmt; die „neue" Internationale ist die Blüte an einem fest im Erdreich wurzelnden Baum. Der Marxsche Weckruf konnte nur in zwei Etappen zur Ausführung gelangen, von denen die eine erst in unseren Tagen erreicht wurde: „Proletarier in allen Ländern, vereinigt Euch"; dann erst konnte

dem Rufe gefolgt werden: „Proletarier, die Ihr in den einzelnen Ländern geeinigt seid: vereinigt Euch zu gemeinsamem Handeln". Was jetzt an internationaler Organisation des Proletariats vorhanden ist, ist tatsächlich nur die Vereinigung, die Verknüpfung der proletarischen Organisationen in den einzelnen Ländern: politischer, gewerkschaftlicher oder genossenschaftlicher Natur.

Und zwar annähernd aller Organisationen der Arbeiterklasse, wenigstens derjenigen aller sozialistischer Parteien, aber auch fast aller Gewerkschaften. Denn was heute auf den internationalen Arbeiterkongressen nicht vertreten ist, sind die etwa auf konfessioneller Basis gebildeten Gewerkvereine einzelner Länder und ein paar der „alten" englischen Trade Unions. Das Gros dieser mächtigsten Organisation des Proletariats schließt sich heute den Abgesandten der sozialdemokratischen Parteien an; ebenso wie die Föderation der Trade Unions und des L. R. C. auf den internationalen Kongressen offiziell vertreten ist.

Aber es ist auch der Kreis mächtig ausgeweitet gegen früher, den die „Internationale" heut umspannt: so waren beispielsweise in Basel im Jahre 1869 nur 9, in Amsterdam (1904) jedoch 24 „Nationen" durch Abgesandte vertreten. Deshalb und weil jede Nation erheblich mehr Vertreter als früher sendet, ist die Zahl der Kongreßteilnehmer erheblich gewachsen. Während an den Kongressen der J. A. A. meist weniger als 100 Personen teilnahmen (in Genf 60, in Brüssel 96, in Basel 80), betrug die Zahl der offiziellen Vertreter in Paris (1889) 407, in Brüssel (1891) 374, in Zürich (1893) 449, in London (1896) 748 (davon 475 Engländer), in Paris (1900) 788 (davon 473 Franzosen), in Amsterdam (1904) 476.

Ebenso wie das äußere Bild ist nun aber auch das innere Wesen der „neuen Internationale" von Grund aus von dem der alten verschieden. Vor allem darin, daß die „neue Internationale" gar keine „Internationale" im Sinne der alten J. A. A. ist (deshalb sagte ich auch, sei der Ausdruck nicht sehr glücklich gewählt). Will sagen: der alte Verband war ein selbständiger internationaler Verein, dessen Mitglieder die einzelnen Arbeiter oder ihre Organisationen in den verschiedenen Ländern bildeten. Jetzt ist die Organisation der Arbeiterschaft eine nationale: der einzelne Arbeiter kann nur Mitglied nationaler Verbände sein und diese selbst können nur zu nationalen Föderationen sich zusammenschließen. Diese auf nationaler Basis ruhenden Organisationen entsenden dann ihre Vertreter auf die internationalen Kongresse. Daß diese selbst ihren Charakter völlig verändert haben, ist leicht verständlich. Schon der soviel größere Kreis nimmt ihnen viel von der Intimität der früheren Veranstaltungen. Aber auch der Inhalt der Verhandlungen ist von Grund auf gewandelt. Die Kongresse der J. A. A. glichen Diskutier-Klubs, in denen theoretische Prinzipienfragen — unter starker Verwendung naturrechtlicher Räsonnements: ob es „gerecht" sei, das Privateigentum an Grund und Boden oder das Erbrecht „abzuschaffen" — mit vielem Eifer und herzlich wenig Verständnis eingehend erörtert wurden. (Marx und Engels muß ein Grausen überkommen haben, wenn sie nachher die Berichte lasen.) Auf den neuen Kongressen ist nur noch eine Frage, die die Prinzipien der Bewegung betraf, aus-

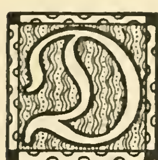
führlich erörtert worden — durch drei oder vier Kongresse hindurch — die Frage: ob sich die Sozialisten an der „politischen Aktion" beteiligen sollten, aber auch diese Diskussion wurde der großen Mehrheit der Kongresse wider ihren Willen von einer kleinen anarchistischen Minderheit aufgedrängt und endigte damit, daß man die Gegner der „politischen Aktion" — hinauswarf. Sonst werden „Prinzipien" nicht mehr diskutiert, weil sie festliegen. Wir werden noch sehen, in welchem Sinne. Alles Interesse ist der Erörterung taktischer Fragen zugewandt. Die Kongresse der J. A. A. suchten die Fundamente für den Bau der sozialen Bewegung zu legen, dessen Plan von dem Manne in London längst entworfen war. Nun ist der Bau nach diesem Plane errichtet. Jetzt haben die internationalen Kongresse nur noch die Aufgabe, ihn auszubauen. Seit dem Pariser Kongreß (1900) haben nun die verschiedenen Länder das Band der internationalen Beziehungen etwas enger zu knüpfen versucht und zwar durch die Errichtung eines internationalen sozialistischen Bureaus (Bureau oder Secrétariat socialiste international), das in Brüssel seinen Sitz hat. Es wird gebildet aus einem bis drei (Deutschland) Vertretern der sozialistischen Parteien in den einzelnen Ländern (25) — und hat die Aufgabe als Informationsstelle zu dienen, eine sozialistische Bibliothek und ein Archiv zu begründen, selbst Schriften über einzelne wichtige Fragen und über den Stand der sozialen Bewegung in den beteiligten Ländern zu veröffentlichen, Anregungen für die Politik der sozialistischen Parteien zu geben („de prendre des mesures nécessaires pour favoriser l'action et l'organisation internationale du prolétariat de tous les pays"), vor allem aber die alle 3—4 Jahre stattfindenden internationalen Kongresse vorzubereiten. Einen Bericht über seine Tätigkeit hat das Bureau in einer der auf den Amsterdamer Kongreß bezüglichen Publikationen erstattet. Seit dem Jahre 1904 steht ihm eine interparlamentarische Kommission (Commission socialiste interparlamentaire) zur Seite, für deren Zusammensetzung und Wirksamkeit folgende Grundsätze aufgestellt worden sind: die Vertreter der verschiedenen parlamentarischen Körperschaften der einzelnen Länder bilden unter sich eine Kommission, aus deren Mitte ein internationaler Sekretär gewählt werden soll. Dieser soll mit den Schriftführern der einzelnen Fraktionen in Verbindung treten zwecks gegenseitiger Mitteilungen; so, denkt man, werden sich einheitliche Aktionen in den verschiedenen Parlamenten ermöglichen lassen. Jedes Land soll in das internationale parlamentarische Komitee zwei Delegierte ernennen. Der Sitz des internationalen parlamentarischen Sekretärs soll vorläufig Holland sein; die holländischen Abgeordneten sind beauftragt, eine hierfür geeignete Person zu suchen. Die Sitzungen sollen abwechslungsweise in den Hauptstädten der größeren Staaten stattfinden. Wenn die Verhältnisse es wünschenswert erscheinen lassen, daß Nachbarländer, z. B. Frankreich und Italien, für bestimmte Zwecke einheitliche Aktionen einleiten, soll der internationale Sekretär hierfür eine Konferenz einberufen. „Auf diese Weise, hofft das internationale Bureau, werde es möglich werden, die Interessen des internationalen Proletariats durch einheitliche Manifestationen in den verschiedenen Landesparlamenten, einheitliche An-

träge, einheitliche Aktionen noch wirksamer als bisher zu fördern und den sozialistischen Forderungen zum Siege zu verhelfen."

Eine Ergänzung finden diese internationalen Organisationen der Sozialisten in den internationalen Organisationen der Gewerkschaften. Auch diese veranstalten seit ungefähr gleicher Zeit regelmäßig wiederkehrende Kongresse, die heute einen eisernen Bestand der sozialen Bewegung bilden. Der erste in der Reihe war, soviel ich weiß, der internationale Bergarbeiter-Kongreß zu Jolimont im Jahre 1890, der zweite der internationale Textilarbeiter-Kongreß zu Manchester im Jahre 1894. Die Bedeutung dieser internationalen Gewerkschaftskongresse liegt vor allem darin, daß sie die Arbeiterschaft ohne Rücksicht auf ihr politisches Glaubensbekenntnis zu gemeinsamer Aktion zusammenschließen, also Sozialisten ebenso wie Nicht-Sozialisten umfassen.

Die Internationalität der Gewerkschaftsbewegung hat jetzt noch einen deutlicheren Ausdruck gefunden in den internationalen Konferenzen der Gewerkschaftssekretäre, die eine Art von Pendant zu den politisch-sozialistischen Konferenzen des internationalen Sekretariats in Brüssel sind. Sie finden seit 1901 regelmäßig zuerst jährlich, jetzt alle 2 Jahre statt. Auf ihnen sind die zentralen Gewerkschaftsorganisationen aller größeren Länder vertreten. Zur Erledigung der laufenden Geschäfte ist ein internationaler Sekretär der gewerkschaftlichen Landeszentrale — z. Z. Legien — bestellt worden. Der Sekretär hat die Verbindung zwischen den verschiedenen Landeszentralen aufrecht zu erhalten und namentlich bei Unterstützungsgesuchen einzelner Landeszentralen in Fällen größerer Arbeitskämpfe in Funktion zu treten. Jetzt fangen auch die Gewerkschaften der einzelnen Branchen an, gleiche Einrichtungen zu schaffen. So wurde auf dem 16. internationalen Bergarbeiterkongreß zu Lüttich (1905) die Errichtung eines internationalen Sekretariates der Bergleute beschlossen.

Der Internationalismus



Die Internationalität ist die erste Grundidee, auf der die moderne sozialistische Bewegung ruht. Sie ist die äußere Erscheinung, in der diese sich darstellt. Aber auch das innere Wesen der sozialen Bewegung ist „international". Die Arbeiter aller Kulturnationen, soweit sie in den Strom der sozialistischen Bewegung hineingezogen sind, sind erfüllt von demselben Geiste des „Internationalismus": Die Arbeiter aller Kulturnationen, nicht etwa nur die deutschen, sondern ebensosehr die englischen oder französischen, wie sich im Verlauf der folgenden Darstellung erweisen wird.

Aber was ist dieser „Geist des Internationalismus"? Das ist die Frage, die auf den folgenden Blättern beantwortet werden soll.

Zunächst spricht aus ihm wohl nichts anderes als das Bekenntnis gemeinsamer Interessen. So (um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen) wenn der treffliche Pete Curran im Namen des englischen Gewerkschaftsbundes (General Federation

of Tr. U.) die Mitglieder der internationalen Gewerkschaftskonferenz mit der Feststellung begrüßt, „daß man den Internationalismus vom industriellen Standpunkt aus repräsentiere, und daß man, gleichgültig wo man zusammenkommt, vollständig klar zu machen wünscht, daß in allen Ländern, ob in Monarchien oder Republiken, wenn man den Kampf der Arbeiter vom wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, überall dieselben Verhältnisse herrschen ..... Infolgedessen darf weder die Sprache, noch politische Meinungsverschiedenheit, noch der Unterschied der Lebensgewohnheiten in den einzelnen Ländern trennend wirken, wenn es sich um die einheitlichen Interessen der Arbeiter der verschiedenen Nationen handelt." Das bedeutet: weil überall in den modernen Kulturländern Kapitalismus herrscht, weil folgeweise überall das Proletariat in eine Revolutionsbewegung eingetreten ist, also in gleicher Lage sich befindet, so sucht man sich gegenseitig zu unterstützen in dem gemeinsamen Kampfe dadurch, daß man sich die gemachten Erfahrungen mitteilt, daß man (wie in den Fragen des Arbeiterschutzes) gemeinsames Vorgehen der verschiedenen Regierungen durch gleiche Forderungen zu erwirken trachtet, daß man bei großen Streiks den Ausständigen im fremden Lande tatkräftige Hilfe durch Geldsendungen leistet usw.

Diese Sorte von Internationalismus hat die proletarische Bewegung mit vielen anderen Bestrebungen gemein: von den tausend wissenschaftlichen Kongressen an bis zum Internationalen Arbeitsamt in Basel und dem Internationalen Landwirtschaftsinstitut in Rom.

Aber es ist doch noch ein Besonderes um den Internationalismus der Arbeiterbewegung. Er ist für die Sozialisten nicht nur Verstandessache, sondern vor allem auch Herzenssache. Man begeistert sich für ihn, weil man in ihm eine Idee verficht: die Idee der allgemeinen Menschheitsverbrüderung. Über den Zusammenkünften der Sozialisten auf ihren Kongressen liegt noch immer etwas von dem großen Pathos: „Seid umschlungen, Millionen!" Das offizielle, französische Protokoll des Amsterdamer Kongresses verzeichnet am Schluß der Eröffnungssitzung die Worte: „Une impression intraduisible de grandeur et de force se dégage de cette séance inaugurale. Les trois discours présidentiels ont d'emblée élevé la mentalité et les cœurs des délégués, à la haute conception d'une internationale qui assurera par la solidarité et la science la paix du monde et le bonheur de tous": ein nicht wiederzugebender Eindruck von Größe und Kraft geht von dieser Eröffnungssitzung aus, bei der außer dem (holländischen) Präsidenten van Kol nur die Vertreter — Rußlands und Japans zu Worte gekommen waren. „Begeisterung", „Enthusiasmus" klingen durch alle Reden auf diesen wahren Verbrüderungskongressen hindurch und gipfeln in dem gemeinsamen Gesange. Das Lieblingslied ist die französische „Internationale" mit dem Schlußvers:

„C'est la lutte finale
Marchons tous et demain
L'Internationale
Sera le genre humain."

In diesem gemeinsamen Gesange liegt ein tiefer Sinn: er bringt zum Ausdruck, daß — mögen auch zuweilen die Köpfe aneinander geraten — doch die Herzen zusammen schlagen. „Seht, wie sie sich alle lieben!" Ich brauche nur die Vertreter auf den Versammlungen der „Association internationale pour la legislation du Travail" oder die Mitglieder des Internationalen Kongresses pour l'expansion économique zu fragen, ob sie sich vorstellen könnten, wie sie ein Lied gemeinsam sängen, um die ganze Wesensunterschiedlichkeit des bürgerlichen und des proletarischen Internationalismus zum Greifen deutlich zu machen. Die Bourgeoisie singt in nationalem Rahmen (bei „patriotischen" Festen), das Proletariat bei internationalen Veranstaltungen.

Nun muß man sich aber bewußt bleiben, daß diese Gesänge nicht wie Schillers „Lied an die Freude" in die Aufforderung ausklingen:

> „Groll und Rache sei vergessen, unserm Todfeind sei verziehn,
> „Unser Schuldbuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt —

sondern, daß es Kampfesgesänge sind — voll Groll und Rache! Wem aber grollt man? Den staatlichen Gebilden, wie sie heut aus der Hand der Geschichte hervorgegangen sind, und der Art ihrer Lebensbetätigung. Das heißt: der proletarische Internationalismus ist zugleich (in einem noch näher zu bestimmenden Sinne) *Antinationalismus* und unterscheidet sich dadurch abermals scharf von allem bürgerlichen Internationalismus.



ogegen aber richten sich die Angriffe? Sie richten sich vornehmlich gegen alles, was sich unter den Begriffen: Chauvinismus, Jingoismus, „Imperialismus" zusammenfassen läßt. Will sagen: gegen alle grundsätzliche Großstaaterei, gegen nationale Großtuerei und Hetzerei, gegen alle „Machtpolitik", gegen alle Ausdehnungsgelüste, gegen alle gewaltsame Kolonialpolitik. Ebenso aber auch gegen das, was man ebensosehr für Ursache wie für Wirkung dieser Großmachtpolitik erachtet: gegen Militarismus und Kriege. Die Völker wollen den Frieden. Die Völker kennen keinen Antagonismus, keine Feindseligkeit, die sie veranlassen könnten, das Schwert zu ziehen. Jeder moderne Krieg ist eine unsinnige Hinmordung willenloser Massen, die man zur Schlachtbank führt wie Schlachtvieh. Der Militarismus ist die Pflanzstätte solcher verbrecherischen Vornahmen. Auf diesen Ton sind alle Äußerungen der sozialistischen Kongresse, der sozialistischen Presse, aber auch „unpolitischer" Arbeitervereinigungen abgestimmt, ebenso hüben wie drüben der Vogesen, hüben wie drüben des Kanals, hüben wie drüben des Ozeans.

So eröffnete *Jaurès*, der amtlich wegen seiner Bravheit von der Reichsregierung belobigte Jaurès, den Pariser Kongreß im Jahre 1900 mit den Worten:

„Mit tiefer Freude und Bewegtheit begrüße ich im Namen der gesamten französischen Sozialdemokratie, der organisierten französischen Arbeiterschaft die organisierten ausländischen Sozialisten, die Proletarier aller Länder. Wenn je in einem Augenblick, so ist es heute wichtig, die Arbeiter zu einheitlicher sozialistischer

Auffassung und einheitlicher Aktion zu bringen, weil gerade heute der Kapitalismus für seine Interessen an die schlechtesten chauvinistischen, bestialischen Instinkte appelliert (Großer Beifall) und in allen Ländern, um seine Herrschaft zu sichern, die alten Rassenvorurteile wieder zu erwecken und ein Volk gegen das andere zu hetzen versucht. Daher ist von all den wichtigen Fragen, die auf der Tagesordnung stehen, die wichtigste die Organisation des internationalen Friedens und der internationalen Verbrüderung."

Und alle Redner stimmten ihm bedingungslos bei. Der englische Gewerkschafter Pete Curran aber sprach: „Die englische Delegation setzt sich aus verschiedenen Organisationen zusammen: aus Gewerkschaften und politischen Organisationen, aber wir sind alle für den internationalen Frieden und die internationale Solidarität, und wir sind entschlossen, alles zu tun für die Einigung der Arbeiter. Und wir protestieren ausdrücklich gegen die Nachricht, daß englische Sozialisten die Politik der englischen Regierung unterstützen, nein, nochmals wir sind alle einig in der Verurteilung des englischen Imperialismus und Jingoismus und in der Brandmarkung der kapitalistischen Diebes- und Räuberpolitik in Südafrika!"

Man legte dann die Anschauung des Kongresses in einer Resolution fest.

Die einstimmig angenommene Resolution lautet:

„Bezugnehmend auf die Beschlüsse der Internationalen Sozialisten-Kongresse von Paris 1889, Brüssel 1891 und London 1896, die den Militarismus als eines der verhängnisvollsten Ergebnisse der kapitalistischen Ordnung verurteilten und die Abschaffung der stehenden Heere, die Einrichtung internationaler Schiedsgerichte, sowie die Entscheidung über Krieg und Frieden durch das Volk verlangen;

in Erwägung ferner, daß die seit dem letzten internationalen Kongreß eingetretenen Ereignisse klargelegt haben, wie sehr die bisherigen politischen Errungenschaften des Proletariats, sowie die gesamte, ruhige und normale Entwickelung der heutigen Gesellschaft durch den Militarismus besonders in seiner neuesten Form als Weltpolitik bedroht werden;

in Erwägung endlich, daß diese Politik der Expansion und des Kolonialraubs, wie uns der Kreuzzug gegen China zeigt, internationale Eifersüchteleien und Reibungen entfesselt, die den Krieg in einen permanenten Zustand zu verwandeln drohen, dessen wirtschaftliche, politische und moralische Kosten das Proletariat allein zu tragen hätte,

erklärt der Kongreß:

1. daß es nötig ist, daß die Arbeiterpartei in jedem Lande mit verdoppelter Wucht und Energie gegen Militarismus und Kolonialpolitik auftrete;

2. daß es vor allem unbedingt notwendig ist, die weltpolitische Alliance der Bourgeoisien und Regierungen zur Verewigung des Krieges durch eine Alliance der Proletarier aller Länder zur Verewigung des Friedens zu beantworten, d. h. von mehr oder minder platonischen Demonstrationen der internationalen Solidarität auf politischem Gebiet zur energischen internationalen Aktion, zum gemeinsamen Kampf gegen den Militarismus und die Weltpolitik überzugehen.

Als praktisches Mittel hierfür beschließt der Kongreß:

1. daß die sozialistischen Parteien überall die Erziehung und Organisierung der Jugend zum Zweck der Bekämpfung des Militarismus in Angriff zu nehmen und mit größtem Eifer zu betreiben haben;

2. daß die sozialistischen Vertreter in allen Parlamenten unbedingt gegen jede Ausgabe des Militarismus, Marinismus oder der Kolonialexpeditionen zu stimmen verpflichtet sind;

3. daß die ständige internationale sozialistische Kommission beauftragt wird, bei allen entsprechenden Gelegenheiten von internationaler Tragweite in allen Ländern eine gleichzeitige und gleichförmige Protestbewegung gegen den Militarismus ins Leben zu rufen."

Auf dem letzten Kongreß zu Amsterdam (1904) nahm man zu dem russisch-japanischen Kriege durch folgende einstimmig angenommene Resolution Stellung:

„In Erwägung, daß die Verständigung und gemeinsame Aktion der Arbeiter und Sozialisten aller Länder die wesentlichste Bürgschaft für den Weltfrieden ist, entbietet der Kongreß, in dem Augenblick, wo der Zarismus gleichzeitig durch Krieg und Revolution bedroht wird, seinen brüderlichen Gruß den russischen und japanischen Proletariern, die geopfert, hingemordet werden sowohl durch die Verbrechen des Kapitalismus wie der Regierung. Der Kongreß fordert die Sozialisten und Arbeiter aller Länder auf, die Hüter des Friedens sind, sich mit aller Kraft jeder Ausdehnung des Krieges zu widersetzen."

Und daß diese Auffassung den Sozialisten aller Länder in Fleisch und Blut übergegangen ist, können wir täglich an den Friedens- und Freundschaftskundgebungen ersehen, die von einem Lande zum andern ausgetauscht werden: die englischen Arbeiter erklären den französischen, daß sie keinen Konflikt wegen Siam kennen, die französischen den deutschen, daß sie von Revanchegelüsten nichts wissen, die russischen den japanischen, daß sie den Krieg zwischen Rußland und Japan verabscheuen usw. Wie diese friedliebende Stimmung auch auf unpolitische Veranstaltungen des Proletariats hinübergreift, zeigen die Verhandlungen auf dem 16. Internationalen Bergarbeiter-Kongreß, der dieses Jahr (1905) in Lüttich tagte und auch zu der Frage Krieg und Frieden Stellung nahm. Ich entnehme dem provisorischen Bericht über die Kongreßverhandlungen einige Stellen:

Der Referent war der Engländer Thomas Burt, der bekannte Führer der Northumberländer Bergleute, der frühere Unterstaatssekretär im Ministerium Gladstone. Er äußerte sich wie folgt:

Eine Frage von größerer Wichtigkeit für alle Klassen und Nationen als die des Krieges und Friedens gibt es nicht. Ist es nicht merkwürdig, daß nach 2000 Jahren christlicher Natur gerade die christlichen Nationen unablässig auf Instrumente der Zerstörung und Vernichtung sinnen! Leider trägt auch England nicht den geringsten Teil der Schuld daran. Ich entsinne mich persönlich des Krimkrieges und des Krieges in Südafrika. Den Krimkrieg hält heut jeder Engländer für einen schweren Fehler. Für den Südafrikakrieg lastet die Verantwortung wenigstens

nicht auf uns, da alle Arbeitervertreter im Parlament, alle Gewerks- und Genossenschaftsführer im Lande gegen dieses verbrecherische Unternehmen protestiert haben. Ich war jüngst in Südafrika und bin entsetzt über das, was ich dort gesehen habe. Auch unter der englischen Bevölkerung herrscht entsetzliches Elend, und ein englischer Soldat hat mir gesagt, er bedauere jetzt, auf der falschen Seite gekämpft zu haben. Nur gegen die Arbeiter sei der Krieg geführt worden. Höher als Patriotismus stehen Humanität und Gerechtigkeit. Unwissenheit und Vorurteil sind die Hauptquellen des Krieges. Harmonie und gegenseitige Zuneigung wollen wir an ihre Stelle setzen.

Reichstagsabgeordneter Hué (Deutschland) besonders von den Engländern warm begrüßt: Ich stehe ganz unter dem Eindruck der Bedeutung des Augenblickes, in dem gerade ein englischer Politiker von so hohem Ansehen und Verdienst die Friedensresolution begründete; denn wir auf dem Kontinent haben uns allmählich daran gewöhnt, in England den bösen Geist zu sehen, der stets bereit ist, den Weltbrand zu entzünden. Auch Deutschland war es nicht zuletzt, das die Rüstungen vorwärts getrieben hat. Aber die große Masse des deutschen Volkes war damit nicht einverstanden; sie verabscheut das Kriegsgeschrei gewisser Truppen. Jedes Arbeiterparlament muß ein Friedensparlament sein. Es ist ein Hohn auf das Christentum, wenn Prediger des christlichen Wortes von der Kanzel herab den Brudermord verherrlichen. Christus hätte mit der Geißel seine falschen Nachfolger aus dem Tempel gejagt. Wer hat jetzt beim Marokko-Spektakel mit einem kühnen Schlage den Hauptbetzer in Frankreich beseitigt? Die sozialdemokratische Partei. So tritt sie auch im deutschen Reichstag, im englischen Parlament, in Belgien, in Österreich für den Frieden ein. In Berlin selbst wollte Jaurès mit seiner wundervollen Rednergabe für den Frieden demonstrieren. Aber die „friedliebende" Regierung unseres „Kulturstaates" schlug ihm die Tür vor der Nase zu. Das zeigt, wo der Kriegsgedanke zu Hause ist: in den Kreisen, die sich vom Kriege Vorteil versprechen. Das sind aber nicht wir. Der beste Patriot ist nicht der, der sagt: Right or wrong, my country, sondern der, der Gerechtigkeit als Panier führt, Gerechtigkeit gegenüber allen Klassen und Nationen. Jeder von uns ist stolz auf sein Vaterland, keiner von uns ist ein vaterlandsloser Gesell. Aber wir wollen keine Säbelraßler sein, sondern aus dem nationalen Vielklang einen harmonischen internationalen Einklang herstellen.

Perry (Amerika): Bald vielleicht muß man auch von Amerika sagen, daß es zu neuen Rüstungen vorwärts treibt. So geht es seit Beginn der Menschengeschichte. Nichts wird so eifrig gepflegt, wie die Auswüchse am Körper der Menschheit. Auch wir wollen den Frieden. Aber solange der ökonomische Krieg fortdauert, ist auch der dauernde Völkerfriede eine Unmöglichkeit. Vorerst müssen die Privilegien derjenigen verschwinden, die kein Interesse am Weltfrieden haben.

Benguet (Frankreich): Frankreich — und Belgien — war der Schauplatz der blutigsten Völkerkriege. So sind wir erzogen worden, den „Erbfeind" vor Augen. Auf der einen Seite die weißen Felsen von Dover, das „perfide Albion", auf der

andern Seite das Phantom einer deutschen Invasion. Die Kapitalistenklasse ist überall für den Krieg; sieht sie doch vielfach ihre einzige letzte Rettung vor der wachsenden Macht der Arbeiterklasse im Kriege. Frankreich war auf dem Wege, ein zweites Spanien, ein Knecht der Pfaffen zu werden. Es befreite sich durch das Kongregationsgesetz. Aber sofort begannen die Intriguen der Kirche, das Hetzen zum Kriege. Der Papst liebäugelt mit dem Kaiser, dem Haupt der schismatischen Kirche. Überall wurde gezischelt und getuschelt, ein siegreicher protestantischer Kaiser sollte in Frankreich die Herrschaft des Papstes wiederherstellen. Freilich noch mehr als vom Kaiser wird Frankreich vom Kapitalismus bedroht. Griffen doch die französischen Bourgeoisblätter nach dem Verbot der Jaurès-Versammlung in Berlin nicht die deutsche Regierung, sondern — Jaurès an. So hat der Kapitalismus wie den Kaiser, so die Republik in der Hand und bedroht die Welt mit dem schlimmsten Feinde der Zivilisation, dem Kriege. Aber was könnte uns selbst ein siegreicher Krieg bringen? Einen siegreichen General, der als neuer Cäsar durch ein neues Konkordat eine neue Kirchenherrschaft heraufführte.

Im gleichen Sinne sprachen sich auch die anderen Diskussionsredner aus.

Derselbe Kongreß nahm einstimmig einen Antrag an, in dem den russischen Arbeitern im Kampfe für die Freiheit die wärmste Sympathie bezeigt und ihnen volles Gelingen ihrer Bestrebungen gewünscht wird.

Als wirksames Mittel, den gekennzeichneten Übeln zu steuern, will man die Bestrebungen der bürgerlichen Friedensfreunde ebensowenig gelten lassen, wie den (von einer kleinen Minderheit namentlich holländischer und französischer Sozialisten empfohlenen) Generalstreik oder die Gehorsamsverweigerung. Als auf dem Züricher Kongreß die Holländer den Antrag einbrachten, eine Kombination von Militärstreik und allgemeinem Industriestreik (die Lieblingsidee von Domela Nieuwenhuis!) zu beschließen und der Meinung Ausdruck gaben, die Regierungen würden zittern, wenn der Kongreß ihren Antrag annähme, replizierte Victor Adler unter allgemeinem Beifall der Versammlung: „Nicht zittern würden sie, sondern uns auslachen". Diese wie ähnliche Anträge sind denn auch immer mit erdrückender Majorität von den internationalen Kongressen abgelehnt worden. Vielmehr erblickt man das einzig wirksame Mittel, Kriege zu vermeiden, in der Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaftsordnung.

Wes Geisteskind dieser „Antinationalismus" der „vaterlandslosen" Sozialdemokratie ist, vermögen wir am besten zu beurteilen, wenn wir nachschauen, welchen Wurzeln die mitgeteilten Kundgebungen und ähnliche gleichen Inhalts entspringen. Sind sie etwa der Ausfluß eines Hasses gegen alles Volkliche, gegen die urwüchsigen Empfindungen der Bodenständigkeit und Landesanhänglichkeit, gegen einen „natürlichen Patriotismus", eines Hasses, wie er die Doktrinäre des Weltbürgertums etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts beseelte, aus dem heraus noch Bakunin die Worte niederschrieb: Au point de vue de la conscience moderne de l'humanité et de la justice, telles que, grâce aux développements passés de l'histoire, nous sommes enfin parvenus à les comprendre, le patriotisme

est une mauvaise, étroite et funeste habitude, puisqu'elle est la négation de l'égalité et de la solidarité humaines. La question sociale, posée pratiquement aujourd'hui par le monde ouvrier de l'Europe et de l'Amérique et dont la solution n'est possible que par l'abolition des frontières des Etats, tend nécessairement à détruire cette habitude traditionelle dans la conscience des travailleurs de tous les pays.

Ich glaube, es wird heute kaum noch einen Sozialisten von Bedeutung geben, dessen Gedanken oder Empfindungen sich in dieser Richtung bewegten. Die folgende Darstellung wird das ergeben. Also kommt man zu jenen „antinationalen" Kundgebungen aus einer zunehmenden Indifferenz heraus gegenüber allem Nationalbesonderen? Also ist jeder „Internationalismus" die Gesinnung und der geistige Niederschlag eines Internationalismus der Sitten und Gebräuche, d. h. einer Nivellierung und Ausgleichung aller nationalen Gegensätze oder der geistige Ausdruck der Tatsache, daß speziell im Proletariat die nationalen, vaterländischen Potenzen niemals Wurzel geschlagen haben? Das etwa war Marxens Meinung, als er die Stellung der Kommunisten zur Frage der Nationalität im K. M. festlegte:

„Den Kommunisten ist ferner vorgeworfen, sie wollten das Vaterland, die Nationalität abschaffen. Die Arbeiter haben kein Vaterland, man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben. — —

Die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker verschwinden mehr und mehr schon mit der Entwicklung der Bourgeoisie, mit der Knechtsfreiheit, dem Weltmarkt, der Gleichförmigkeit der industriellen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse. ."

Zweifellos: bewußt oder unbewußt hat der Internationalismus der Sozialdemokratie jahrzehntelang auf diesen oder ähnlichen Räsonnements geruht. Und zweifellos gibt es auch heute noch zahlreiche Sozialisten, deren Gedankengänge sich mit denen des K. M. eng berühren. Begreiflicherweise. Denn was Marx in den angeführten Sätzen ausspricht, enthält eine unbestreitbare, große Wahrheit. Jeder Tag verwischt die volklichen Eigenarten mehr und bildet eine Etappe auf dem Wege zur vollständigen Ausgleichung der nationalen Gegensätze, soweit sie sich als Besonderheiten der Sitten und Gebräuche, der Denkweise, der Literatur, der Kunst, kurz aller subjektiven wie objektiven Kultur äußern. Dafür sorgt die immer engere Berührung der verschiedenen Völker untereinander, sorgt der wachsende Reiseverkehr, sorgt die zunehmende Leichtigkeit der Mitteilung durch Wort, Schrift, Schau (man denke z. B. an die Entwicklung der Malerei im neunzehnten Jahrhundert).

Ebenso ist es in gewissem Sinne richtig, daß „der Arbeiter" kein Vaterland hat. Er hat es nicht in seinem urwüchsigen (wie Bakunin meinte „rein tierischen" [purement bestial]) Verstande der Verwachsenheit mit seiner Landschaft, wie es etwa der Bauer hat. Der Proletarier ist ein wurzelloses Großstadtgewächs ohne lokales Kolorit, ohne Bodenbeständigkeit, ein Allerweltskind. Er hat es aber auch

nicht im Sinne einer Anteilnahme an einer Kulturgemeinschaft, weil in die dunklen Tiefen, wo er haust, nur wenig von der „Kultur" seines Vaterlandes hineinstrahlt. Wenig von der materiellen Kultur: „sein Vaterland liegt oft genug 6 Fuß unter dem Boden", hat man gesagt, und man denke, was z. B. an „nationaler" Eigenart, sich zu kleiden oder sich zu nähren in der Notdurft des Proletarierlebens sich noch äußern kann! — wenig von der geistigen Kultur: die Schätze der nationalen Kunst und Literatur sind ihm so gut wie verschlossen.

Trotzdem aber bewegt sich der Ideengang der heutigen Sozialdemokratie, soviel ich sehe, nicht mehr in dieser von Marx vorgezeichneten Richtung. Sie sind nicht international, weil sie national geworden wären. Die tatsächliche Nivellierung der nationalen Gegensätze hat bei ihnen ebensowenig wie bei der Bourgeoisie eine Abschwächung des nationalen Empfindens zur Folge gehabt. Vielmehr ist dieses beim Proletariat und seinen Vertretern (wenn auch aus völlig andern Ursachen) ebenso wie bei der Bourgeoisie und ihren Sachwaltern während des letzten Menschenalters eher gekräftigt. Der Bewußtseinsinhalt hat sich nicht parallel, sondern entgegengesetzt dem Lauf der Tatsachen entwickelt. Sodaß man jetzt als Erwiderung auf das Marxsche Wort: „Der Arbeiter hat kein Vaterland" immer häufiger die Antwort vernimmt: „So wollen wir ihm eins bereiten. Wir wollen ihm die Segnungen der Kultur teilhaftig machen, sodaß er eins haben **kann**". Und gleichzeitig verbreitet sich auch und gerade unter den Sozialisten die Überzeugung immer mehr, daß alle Kultur in besonderem Volkstum wurzelt, daß aber Kultur nur eine „nationale" sein kann und daß sich auch alle höhere Menschlichkeit nicht anders entfalten kann als im Rahmen nationaler Gemeinschaften. Diese Anerkennung der nationalen Bedingtheit aller Kultur und allen Menschtums ist eine der Quellen, aus denen die Sympathie entspringt, die die Sozialisten aller Länder mit den in fremden Staatswesen zugrunde gerichteten kleineren Völkerschaften: Polen, Ruthenen, Armenier u. s. w. hegen.

Dieser „nationale" Zug in dem Glaubensbekenntnis der internationalen Sozialdemokratie ist so oft verkannt, und ist doch so wichtig, daß es mir geboten erscheint, einige Äußerungen hervorragender Sozialisten über diesen Punkt hier im Wortlaut mitzuteilen. Wir besitzen deren zwei gerade aus allerletzter Zeit: aus dem Munde zweier deutschen Sozialdemokraten, deren Antinationalismus ja als besonders ausgeprägt gilt. In der „Neuen Gesellschaft" schrieb unlängst Eduard David:

„Nur wer der Meinung ist, die nationalen Gemeinschaften seien überlebte Gebilde, die keine fernere Existenzberechtigung mehr hätten, kann einem Verfall des nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls gleichgültig gegenüberstehen. Ja er wird ihn begrüßen als Entwicklungsfortschritt in der Richtung auf das Ideal einer einzigen homogenen Menschheitsmasse, die nationale Volksgebilde nicht mehr kennt. Daß die Sozialdemokratie trotz der weltbürgerlichen Weite ihrer Ziele nicht auf diesem Standpunkt steht, zeigt schon ihr lebhafter Protest gegen jede Vergewaltigung kleinerer Völker durch große. Wo auch immer unterdrückte Nationen um die Wiedererlangung ihrer politischen Selbständigkeit kämpfen, sei es in Polen,

Finnland, Armenien, in Südafrika oder auf den Philippinen oder sonstwo, da waren und sind die Sympathien der Sozialdemokratie auf ihrer Seite.

So wenig wir die Eigenart, die Individualität des Einzelmenschen beseitigt sehen möchten, so wenig erscheint uns das eigenartige, individuelle Leben der Völker gleichgültig für die höchste allseitige Entfaltung der Menschheitskultur. Ja wir sind der Meinung, daß der Sozialismus, wie er berufen ist, das Persönlichkeitsleben des Einzelnen von der Korruption und dem Druck des kapitalistischen Systems zu befreien, so auch berufen sei, den Nationen die Bahn zu wirklicher Freiheit und Größe zu öffnen."

In meisterhafter Form gibt aber Engelbert Pernerstorfer ähnlichen Gedanken in den „Sozialistischen Monatsheften" Ausdruck:

„Die Nationalität in ihrer höchsten Form ist ein ideales Gut. Sie bedeutet in höchster Instanz die Menschheitskultur in einer besonderen, höchst eigentümlichen und nur einmal vorkommenden individuellen Ausstrahlung. Sie bedeutet eine Bereicherung der Menschheit durch eine besondere Form ihrer Erscheinung." An den Segnungen diese Kultur dem Proletarier Teilnahme zu verschaffen, sei das Ziel der Sozialisten. „Nicht dahin wollen wir bloß arbeiten, daß die Menschen menschenwürdig wohnen, sich nähren, sich kleiden usw., sondern so: daß Arbeitnehmer an der durch tausend Jahre aufgestapelten Kultur erst überhaupt Menschen werden, fähig selbst Kultur zu heben und Kultur zu erzeugen. Jede Kultur aber ist national. Sie nimmt ihren Anfang im besonderen Volke und bietet in ihren höchsten Formen — und gerade in diesen am meisten — einen entschiedenen Nationalcharakter dar . . . Der Sozialismus und der nationale Gedanke sind also nicht nur keine Widersprüche, sie gehören notwendig zusammen. Jeder Versuch, den nationalen Gedanken zu schwächen, muß, wenn er Erfolg hat, den Reichtum des Menschengeschlechts vermindern . . . Der Sozialismus will die Menschheit organisieren, nicht atomisieren. Im Organismus der Menschheit sind aber nicht die einzelnen Individuen, sondern die Nationen die Zellen. Damit der Organismus gesund sei, müssen die Zellen gesund sein . . . Und bei jeder Gelegenheit, wo es sich um wirklich nationales Leben handelt, können sich die deutschen Sozialvertreter in erster Linie stellen . . . So bekennen wir uns freudig zu unserer Nation und sind stolz auf ihre großen Taten, sowie wir wissen, daß der theoretische Sozialismus selbst auch ein Werk deutschen Geistes ist. Die Völker sind trotz ihren Wandlungen ewig und um so größer, je mehr sie die Welt vorwärts bringen. So sind wir als gute Sozialisten auch die besten Deutschen. Übrigens haben unsere Führer im deutschen Parlamente immer erklärt, daß wir zu unserem Volke stehen wollen."



So sind wir zu einem merkwürdigen Ergebnis gelangt: wir gingen aus, den Gründen des sozialdemokratischen „Anti-Nationalismus" auf die Spur zu kommen und fanden einen recht stark ausgeprägten Nationalismus als Bestandteil des sozialistischen Glaubensbekenntnisses. Was ist's nun? Ist die Sozialdemokratie, weil sie international empfindet und international sich zu betätigen trachtet, auch national

oder ist sie es nicht? Sie ist es in einem Sinne und ist es im anderen Sinne nicht. In Wirklichkeit sind die Gegensätze, um die es sich hier handelt, gar nicht international-national; sondern national-national in verschiedener Auffassung. Ich will versuchen, im einzelnen diese verschiedene Auffassung vom Wesen des Nationalismus bei der Sozialdemokratie und ihren Gegnern kurz zu kennzeichnen.

1. Die Sozialdemokratie versteht unter einer Nation eine Gemeinschaft von Menschen, die durch Sprache und gemeinsame Kultur zusammen gehalten werden, ihre Gegner denken an die (historisch zufälligen) Staaten der Gegenwart. Jene also meinen eine Kulturgemeinschaft, diese eine Staatsgemeinschaft, jene ein „natürlich" gesellschaftliches, diese ein „künstlich" staatsrechtliches Gebilde. Beide können sich decken, fallen aber oft auseinander. Selbst Großbritannien umfaßt neben Engländern und Schotten die kulturfremden Iren; Frankreich bildet zwar nur eine Kulturgemeinschaft, doch leben Teile davon zersprengt in anderen Staaten; das Deutschland heutigen Bestandes birgt Teile des Polentums und anderer Nationalitäten in sich; Österreich-Ungarn ist gar ein mixtum compositum der verschiedensten Kulturgemeinschaften, ebenso Rußland. Die Sozialdemokratie anerkennt, wie wir sehen, das Recht jeder „Nation" im Sinne einer Sprachgemeinschaft selbständig zu sein, sie ist also den Staaten, die fremde Nationalitäten „vergewaltigen", aus diesem Grunde feindlich gesinnt. Wo die Staatseinheit im wesentlichen auf der Einheit der Dynastie beruht, wie in Österreich, Rußland usw. ist sie Gegnerin dieser Gebilde, auch noch aus anti-dynastischer Gesinnung.

2. Die Sozialdemokratie ist Gegnerin des Nationalitäten-, richtiger Staatskampfes. Sie bekämpft den Völkerkrieg, weil er „bestialisch" ist, das heißt, nicht nur in grausamer Weise Menschenleben hinschlachtet, sondern auch die rohen tierischen Instinkte im Menschen weckt. Ihre Gegner halten den Krieg, wenn nicht für eine Woltat des Menschengeschlechts, so doch für ein notwendiges Übel. Mit dieser Gegnerschaft der Sozialdemokratie gegen den Krieg erklärt sich auch ihre Gegnerschaft gegen den Militarismus und Imperialismus, in denen sie Symptome oder Ursachen des Krieges bekämpft.

3. Die Sozialdemokratie will den Nationalismus nicht in Chauvinismus ausarten sehen. Die Anerkennung der Nationalität und ihres Rechtes auf Existenz, das Bekenntnis nationaler Gesinnung sind ihrer Meinung nach etwas anderes als der nationale Dünkel und die Verachtung fremder Nationalitäten. „Was wir in häßlichem und brutalem Chauvinismus gewisser Schichten sehen, das ist so abstoßend, daß es der Bildung eines männlichen, edlen nationalen Selbstbewußtseins als hinderndes Element entgegensteht." (Pernerstorfer.)

4. Dem allen entsprechend ist auch ihr „Patriotismus" ein wesensanderer als der der herrschenden Klassen, soweit diese sich mit dem bestehenden Staatswesen, in dem sie leben, identifizieren. Dieser ist ein offizieller und ein politisch-kriegerischer Patriotismus. Er ist offiziell, weil er von amtswegen nicht nur sanktioniert, sondern auch inszeniert wird. Er ist gleichsam verstaatlicht. Er ist politisch, weil sein Gegenstand, den er verehrt und feiert, die zufällige staatsrechtliche

Einheit des bestehenden Staates ist: so hatten Belgien und Holland bis 1830 einen niederländischen, seitdem einen belgischen und holländischen Patriotismus; Italien und Deutschland hatten vor ihrer Einigung einen einzelstaatlichen, jetzt haben sie einen bundesstaatlichen Patriotismus. Österreich-Ungarn hat vorübergehend einen schwarz-gelben Patriotismus, Schweden-Norwegen hatten bisher einen skandinavischen, jetzt haben sie einen schwedischen und einen norwegischen Patriotismus usw. Naturgemäß knüpft der politische Patriotismus bei seinen offiziellen Betätigungen an Ereignisse an, die für die Bildung der staatsrechtlichen Gemeinschaft, für die gerade der Patriotismus gilt, von Bedeutung war: Tage der Einigung von Bundesstaaten, siegreiche Schlachten oder aber — soweit der politische Patriotismus von einer regierenden Dynastie vertreten wird — an Gedenktage der Herrscherfamilie.

Diese Art von Patriotismus will nun die Sozialdemokratie nicht mitmachen. Allgemein weil er von der herrschenden Klasse in Entreprise genommen ist, hier erklärt sich die antipatriotische Gesinnung also aus dem Widerstreben, mit den Gegnern gemeinsame Feste zu feiern. Im besonderen ist die Sozialdemokratie dem offiziellen politischen Patriotismus aus mannigfachen Gründen abhold, entweder weil sie die zufällige historische Staatsgemeinschaft, die man verherrlichen will, nicht anerkennt oder geringachtet. „Für alle in Österreich wohnenden Nationen ist Österreich kein Gegenstand des Patriotismus, denn Österreich hat sie alle gleicherweise verraten." (Pernerstorfer.) Oder weil (in monarchischen Staaten) der offizielle Patriotismus notwendig ein dynastisches Gepräge erhält. Oder weil er an siegreiche Schlachten anknüpft, die man (aus Abneigung gegen den Krieg) nicht mitfeiern will usw. So ist naturgemäß die Stellung des Proletariats zu dem offiziellen und politischen Patriotismus in den verschiedenen Staaten verschieden: den russischen Sozialisten wird es ebenso schwer fallen die Geburtstagsfeste des Herrscherhauses, den deutschen die Schlacht von Sedan mitzufeiern, wie es dem französischen leicht ist, die Erstürmung der Bastille, dem italienischen die Breccia di Roma, dem amerikanischen den Verfassungstag — selbst im Verein mit der herrschenden Klasse — festlich zu begehen.

Dem politischen Patriotismus setzt die Sozialdemokratie einen wie man ihn nennen könnte, kulturellen Patriotismus entgegen. Sie war am 28. August 1899 ebenso auf dem Plane wie am 9. Mai 1905. Für die deutsche Sozialdemokratie würde sich also der Gegensatz ihres Patriotismus zu dem offiziellen Patriotismus in die Antithese Weimar kontra Potsdam zusammenfassen lassen.

Enthält nun aber diese sozialdemokratische Auffassung vom Wesen des Nationalismus nicht einen Widerspruch in sich? Wenn sie das Recht der Nationalitäten auf selbständige Existenz anerkennt und gewahrt wissen will, muß sie dann nicht auch die historisch gewordenen Staaten als die Horte der Nationalitäten gelten lassen, muß sie nicht die Feindseligkeiten dieser Staaten untereinander in Kauf nehmen, muß sie nicht die Äußerungen dieser Feindseligkeiten — die Kriege — als etwas Unvermeidliches ansehen und zum Schutze der eigenen Nationalität

(die doch naturgemäß jedem am nächsten steht) die notwendigen Maßregeln ergreifen, also die Rüstungen der modernen Staaten billigen?

Im Bewußtsein des Sozialdemokraten besteht dieser Widerspruch nicht. Was zunächst die Staaten anlangt, die sich mit einer Kulturgemeinschaft nicht decken, so erkennt er ihre Berechtigung nicht an, weil er sie im Interesse der verschiedenen in ihnen geeinten Nationalitäten nicht für notwendig, sondern eher für schädlich erachtet. Im modernen Großstaat erblickt er kein Kulturphänomen, das des Schutzes wert wäre. Er glaubt vielmehr, daß der Großstaat nur kapitalistischen oder dynastischen Interessen sein Dasein verdankt. Er glaubt, daß die Güter, die ihm wertvoll erscheinen, in kleinen selbständigen Gemeinwesen ebenso gut, vielleicht besser, gewahrt werden als in den modernen Großstaaten. Er erkennt aber vor allem keinen Gegensatz der Nationalitäten an, der zu Konflikten und zu Kriegen führen müsse. Diese erscheinen ihm ebenfalls nur als Ausflüsse kapitalistischer oder dynastischer Interessen. Da er aber den Kapitalismus ebenso wie den Dynastismus für ersetzbar hält, jenen durch den Sozialismus, diesen durch den Demokratismus, so erachtet er konsequenterweise den „nationalen" besser staatlichen Antagonismus nicht für eine notwendige, dauernde, sondern nur für eine zufällige, vorübergehende Begleiterscheinung des Nationalismus.

Wie weit diese Beweisführung „richtig" ist, geht uns hier nichts weiter an, würde sich aber wohl auch überhaupt nicht mit Hilfe der wissenschaftlichen Analyse erweisen lassen, weil der persönliche Glaube hineinspielt, in dessen Tiefen das Senkblei der Wissenschaft nicht hinabreicht. Zuzugeben ist dieses: daß die Großstaaterei weder für die nationale, noch für die geistige Kultur notwendige Bedingung ist: alles, was wir Deutschen an Kultur besitzen, stammt aus der Zeit der Kleinstaaterei und „reich" an materiellen Gütern sind heute die Schweiz, Dänemark und Belgien mindestens ebenso wie Rußland, Österreich oder Deutschland. Zuzugeben ferner ist, daß alle Konflikte zwischen den modernen Staaten auf dynastische oder kapitalistische Interessen zurückzuführen sind. Aber unbeweisbar ist die Annahme, daß der Kapitalismus durch den Sozialismus ersetzbar sei, unbeweisbar die Hypothese, daß die Nationen ohne Kapitalismus keine Konflikte mehr haben werden, die zu Kriegen führen. Allerdings wird ein Volk das andere nicht „mit Krieg überziehen", weil dieses eine miserable Küche, eine seichte Philosophie oder eine fade Musik hat. Aber ist es nicht denkbar, daß ein Volk, das sich rascher vermehrt als ein anderes, die Notwendigkeit empfindet, seinen „Fütterplatz" auszuweiten? Und: wenn die Erde voll besiedelt ist, auf Kosten eines anderen Volkes? Müßte ein solches „Expansionsbestreben" immer mit Notwendigkeit friedlich-schiedlich abgehen? Doch das sind späte Sorgen, die die Politik des Tages nicht berühren.

Soviel ist wohl außer Zweifel: wenn die Sozialdemokratie sich selber treu bleiben, wenn sie ihre Ziele: Beseitigung des Kapitalismus weiter verfolgen, wenn sie ihre höchsten Ideale eines freien und edlen Menschentums nicht selbst zertrümmern will, so kann sie ihren heutigen Standpunkt aller staatlichen Machtpolitik und allem politischen Patriotismus gegenüber nicht verändern.

Jede Konzession an Imperialismus, Militarismus, Chauvinismus würde für sie Selbstmord bedeuten, wäre aber auch die Negierung des Sozialismus. Deshalb erscheint mir die Verkoppelung von imperialistischem Militarismus und Sozialismus eine Utopie zu sein. Die Worte „Nationaler Sozialismus" enthalten eine contradictio in adjecto, einen Widerspruch im Beiwort, immer natürlich „national" im Sinne von imperialistisch gefaßt.

Ganz eine andere Frage ist es, wie weit etwa in der Landesverteidigung die Sozialdemokratie an das herrschende System Konzessionen machen zu müssen, für notwendig hält, gerade wie sie sie auf tausend anderen Gebieten täglich macht. Eine solche Konzession ist z. B. die Forderung eines Milizheeres, wie sie die deutsche Sozialdemokratie erhebt. Diese geht dabei von der Überzeugung aus, daß die heutigen Feindseligkeiten zwischen den Staaten einstweilen noch andauern werden, daß ein Land sich nicht wehrlos machen dürfe ohne die Garantie zu haben, daß auch andere gleichzeitig abrüsten, kurz von der Überzeugung, daß das sozialistische Ideal noch einige Zeit auf Verwirklichung werde warten müssen.

In diesen Konzessionen geht z. B. die deutsche Sozialdemokratie schon heute besonders weit. So sprach Bebel in der Reichstagssitzung vom 7. März 1904:

„Meine Herren, Sie können künftig keinen siegreichen Krieg ohne uns schlagen. (Sehr wahr! sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) Wenn Sie siegen, siegen Sie mit uns und nicht gegen uns; ohne unsere Hilfe können Sie nicht mehr auskommen. (Sehr wahr! sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) Ich sage noch mehr: wir haben sogar das allergrößte Interesse, wenn wir in einen Krieg gezerrt werden sollten — ich nehme an, daß die deutsche Politik so sorgfältig geleitet wird, daß sie selbst keinen Grund gibt, einen Krieg hervorzurufen, — aber wenn der Krieg ein Angriffskrieg werden sollte, ein Krieg, in dem es sich dann um die Existenz Deutschlands handelte, dann — ich gebe Ihnen mein Wort — sind wir bis zum letzten Mann und selbst die ältesten unter uns bereit, die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unseren deutschen Boden zu verteidigen, nicht Ihnen, sondern uns zu Liebe, selbst meinetwegen Ihnen zum Trotz. (Sehr wahr! sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.)

Wir leben und kämpfen auf diesem Boden, um dieses unser Vaterland, unser Heimatland, das so gut unser Vaterland, vielleicht noch mehr als Ihr Vaterland ist (Sehr wahr! sehr richtig! bei den Sozialdemokraten), so zu gestalten, daß es eine Freude ist, in demselben zu leben, auch für den letzten unter uns. (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.)

Das ist unser Bestreben, das suchen wir zu erreichen, und deshalb werden wir jeden Versuch, von diesem Vaterlande ein Stück Boden wegzureißen, mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften bis zum letzten Atemzuge zurückweisen." (Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Auf diese Ausführungen zurückgreifend, sie ergänzend und noch verstärkend sagte Bebel dann in der Reichstagssitzung vom 10. Dezember 1904:

„Verlangen wir die allgemeine Volkswehr, die allgemeine Volksbewaffnung

etwa zum Spaß? Nein, weil wir meinen, daß gegenüber äußeren Gefahren die Notwendigkeit besteht, daß auch der letzte waffenfähige Mann die Möglichkeit haben muß, für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes einzutreten, gerade deshalb! Sie haben sich freilich riesig gaudiert, als ich in diesem Frühjahr ausführte, daß ich selbst trotz meines Alters in einem solchen Kampfe für die Unabhängigkeit des Landes noch die Flinte nehmen würde. Da hat man gehöhnt und gespottet. Ja, es war mir blutiger Ernst: ich und meine Freunde, wir treten kein Stück deutschen Bodens ans Ausland ab; denn wir wissen genau, daß in dem Augenblick, wo Deutschland zerstückelt würde, mit Notwendigkeit das ganze geistige und soziale Leben der Nation, solange ein solches Stück Fremdherrschaft dauerte, vernichtet würde, daß alle Aspirationen des Volkes darauf hinausgingen, den Fremden aus dem Lande herauszutreiben. Also das würde eine Entwickelung herbeiführen, die wir gerade von unserem Standpunkte auf das entschiedenste zu bedauern und zu bekämpfen hätten." (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.)

Wegen solcher und ähnlicher Auslassungen wird der deutschen Sozialdemokratie von vielen französischen, holländischen, italienischen Sozialisten der Vorwurf des Chauvinismus gemacht. Wie mir scheint, vom Standpunkt eines reinen, sozialistischen Glaubensbekenntnisses aus nicht mit Unrecht.

Internationalität und Internationalismus der sozialen Bewegung haben nun aber ihre Hauptstütze in der einheitlichen Entwicklung, die die soziale Bewegung in den einzelnen Kulturländern zu nehmen die Tendenz hat. Sie sind deshalb nur aus dem Gesamtcharakter dieser Bewegung heraus ganz zu verstehen. So werden die hier gemachten Bemerkungen auch erst dem sich in ihrer Wesenheit völlig erschließen, der sich die Mühe nimmt, meine Darstellung der modernen sozialen Bewegung zu verfolgen, die ich in der neuen Auflage meiner Schrift „Sozialismus und soziale Bewegung" geben werde, der diese Kapitel entnommen sind.



Ingeborg/ Roman von Bernhard Kellermann

(Erste Fortsetzung)



as dachten sich wohl Knechte und Mägde, die im Hause hin- und hergingen? Sie blickten mich an und dachten, daß sich mein Verstand verwirrt habe. Sie begriffen nicht, weshalb die Treppe mit Blumen bestreut war, als ob eine Hochzeit wäre, sie begriffen nicht, daß im Zimmer des Herrn ein Teppich aus Kornblumen gebreitet war, heute, morgen aus Mohn, und an einem andern Tage aus Birkenlaub.

Dieses Haus war weiß Gott ein verzaubertes Haus! Oft öffnete ich die Türen aller Zimmer und ging durch alle Zimmer hindurch. Hin und her, mit einem von Freude und Freiheit geschwellten Herzen.

Die Blumen der Tapeten schienen lebendig geworden zu sein und zu duften, die Bildnisse der alten Herrschaften mit komischen Hüten und Frisuren lächelten. Liselotte, geborene Weikersbach, blinzelte mir zu. Ich stellte mich vor sie und lächelte. Ja, sagte ich, konnte dir leider die Treue nicht halten, Liselotte, so ist die Liebe!

Eine ganz sonderbare Luft webte durch dieses verzauberte Haus.

Diese Luft barg Ausrufe, Flüstern, Blicke, das Schimmern von Zähnen, das Knistern eines schnellen Schrittes. Viele Geheimnisse waren in dieser Luft verborgen, leises Lachen, verliebte Worte, Lider, die sich bewegen, Arme, die einen Nacken umschlingen, das Rot eines Mundes, das Blitzen eines Ringes. Man dachte an nichts, plötzlich hörte man seinen Namen, die Luft rief ihn, plötzlich sah man einen Mund, der ein Licht ausbläst, man erblickte sich selbst, wie man gerade in einem Spiegel seine glücklichen Augen studiert. Die Luft spiegelte das.

Den ganzen Tag ging die Sonne in diesem Hause spazieren, sie stieg durch die Fenster ein, durch die Schlüssellöcher der Türen. Dann kam die Dämmerung und eine kurze Zeit war alles still und tot. Doch sobald der Mond und die Sterne heraufkamen, wurde es wieder lebendig in diesem Hause. Fünkchen sprangen über die Tische und Sessel, es knisterte und etwas kletterte an der Tapete herunter, etwas Silberiges spielte mit einer Quaste, und die Quaste begann zu baumeln.

Im Dorfe drunten schlug die Uhr. Eins, zwei, drei — zehn. Im Dorf drunten schlug die Uhr. Eins, zwei — elf.

Ein Hauch wehte durch das Haus. Es knisterte, eine Treppe knarrte, ein Schreiten, ein Flackern und Schweben — Ingeborg war da!

Es raunte in meinem Zimmer, es wisperte, flüsterte und lachte. Ganz als ob ein kleiner Springbrunnen sänge und kichere. Gewiß waren die Herrschaften

mit den sonderbaren Kleidern und Frisuren aus den Rahmen gestiegen und gaben sich Stelldichein in meinem Zimmer.

In vielen, vielen Nächten kam Ingeborg zu mir. Mein Herz klopfte in den langen Stunden des Wartens. Mit einem Jauchzen empfing sie mein Herz. Ja, wie begrüßten wir uns doch? Als seien wir lange Jahre getrennt gewesen und hätte die Sehnsucht unsere Liebe geglüht und gestählt und vertausendfacht.

Ein Ineinandertauchen der Blicke, gestammelte Worte, ein Kuß auf die Fingerspitzen, das war unsere Begrüßung. Gar oft sagten wir gar nichts, wir gaben uns die Hände und lächelten uns an, lange Zeit.

Ingeborg kam aus dem Walde zu mir, in stiller Nacht, ich durfte ihr nicht entgegengehen, ich durfte sie nicht begleiten.

Nein, nein, ich bin deine wilde Geliebte, wohne im Walde, komme und gehe — verstehst du?

Sie sagte es nicht, wenn sie kam. Ich durfte es nicht wissen. Zuweilen sagte sie: heute komme ich nicht, aber es war kaum Mitternacht, da war sie bei mir.

„Ich hätte nicht schlafen können, Axel!"

„Dank, Dank, süße Ingeborg! Ich saß hier und dachte an den letzten Blick heute Abend. Er hat mein Herz glühend gemacht. Ingeborg, hüte dich! Ich werde dich in meinen Armen erdrücken."

„Ja, ja!" Sie läßt den Kopf in den Nacken fallen und schließt die Augen. Ihre Zähne lächeln.

„Das werde ich alles Ernstes tun, hüte dich, Ingeborg! Ich liebe dich, du weißt es. Du kannst mit mir tun, was du willst, Ingeborg. Das ist keine Redensart, nein, es ist Ernst, du kannst mich blenden lassen, ich klage nicht, nein, ich lächle. Du kannst mich in den Boden hineintreten, alles was du willst, kannst du. Aber hüte dich, meine Liebe ist gefährlich! Mein Herz ist rot, blutig rot und wild!"

„O, Axel, wie gut muß Gott sein, daß er uns ein solches Glück schenkt!"

Ich erwidere: „Er liebt alle Liebenden, mußt du wissen. Seht, sagt er zu seinen Engeln, sie lieben einander! Und die Engel sagen: gelobt seist du, du Vater der Liebe, du bist ein guter Gott, ja!"

Die Nacht vergeht, die Nacht vergeht.

Heute verging die Nacht schneller als gestern, morgen wird sie schneller vergehen als heute, übermorgen schneller als morgen.

Wir plaudern. Wir schweigen. Wir lauschen auf das Lied des Vogels, der im stillen Parke von seinem Glücke singt. Die Nacht vergeht.

„Horche doch was der Vogel singt, Axel! hörst du alles? Nun sang er deinen Namen —"

Ingeborg sieht mich an — „bleibe so", sagte sie, „bleibe so — schließe die Augen — lächle ein wenig, so! Überirdisch siehst du aus! Bleibe so, rühre dich nicht!" Sie gleitet in die Knie und flüstert:

„Bleibe so, ich will dich ansehen" — Sie streicht mit dem Finger über meine Hand, ganz leise.

„Ich liebe deine Hand, Axel — ich liebe jedes Härchen deiner Hand, jeden Nagel, bleibe so, bleibe so — ich will deine Hand liebkosen —"

Ich sitze mit geschlossenen Augen. Meine Hand wird leicht in die Höhe gehoben, Ingeborgs Lippen berühren sie — es durchschauert mich. Es ist ein erstickter Schrei der Wonne in meiner Kehle —

Die Nacht vergeht, der Morgen dampft. Ein helles Kleid verschwindet im Dampfe des Morgens. Ich nehme mein Gewehr und wandere in den Wald hinein. Tief im Walde fallen zwei Schüsse.

Was hat der Herr geschossen?

Nichts, nichts.

Ich treffe nichts, schlechte Augen, sodann zittere ich auch etwas, von der kleinen Pfeife rührt es her. — — —

Ich begegnete ganz zufällig Graf Flüggen im Walde, als ich mein Gewehr spazieren trug. Wie ein Zwerg kam er daher mit langen schlenkernden Armen. Er ging immer als suche er etwas auf dem Boden.

„Hören Sie doch nur, was für ein sonderbares Geschöpf diese Ingeborg da ist!" sagte Graf Flüggen und seine Äuglein blinkerten. „Tag und Nacht läuft sie im Walde herum. Ja, hihi, auch in der Nacht.

Schon jeden Sommer trieb sie es, aber heuer treibt sie es doch toll. Schläft im Walde, das Mädchen, schläft im Walde."

Ich lachte.

Graf Flüggen lachte ebenfalls. Er hustete, so lachte er.

„Aber — aber natürlich" — er schlug die Hände an die Schenkel — „sie ist im Walde geboren." —

„Im Walde fand ich sie. Ganz wie in einem Märchen saß sie da, blond, ein Zöpfchen wie ein Schwänzchen, sang, sang, daß man es meilenweit hörte. Wie heißt du? Ich heiße Ingeborg Giselher. Wer ist dein Vater? Er haut Bäume um für die Schiffe und meine Mutter ist aus Dänemark. Sie sprach so klug und munter, daß mir das Herz aufging. Bist du vielleicht der Waldgott, sagte sie. Ja. Nun dann kenne ich dich. Ich habe dich vor drei Tagen gesehen, mit einem Buschen auf dem Kopf und einem großen Prügel in der Hand. — Hi hi hi — — du singst? Ingeborg? Ja, ich werde eine Sängerin, die Mutter hat es gesagt. Dann zeigte sie mir auch einen hohlen Baum, in dem gerade zweitausend Zwerge zu Mittag aßen. Seine Tochter ist krank, sagte sie. Wessen Tochter? Nun, die vom König Waps. Sie liegt da. Wo? Nun in der Spinnenwebe. Sie hat Husten.... Ja, was ist uns Ingeborg geworden, meiner Gattin und mir? Hihi — eine Freude für unsere alten Tage, eine Lust, ein Vergnügen — —." Er kicherte, nickte, Tränen liefen über seine Wangen.

Immerzu sprach der alte Mann von Ingeborg. Er war etwas schwatzhaft geworden in den letzten Jahren. Aber ich hörte zu, meinetwegen.

„Ja, ja, schläft im Walde, fast jede Nacht. Nun, sie soll ihre Freude gerne haben, unsere Ingeborg."

Da stieß mich der Teufel ins Genick und ich sagte:

„Vielleicht hat sie einen Geliebten, den sie besucht? Wie?"

Graf Flüggen pfiff durch die Zähne und blinzelte.

„Welch ein Einfall! Nein, nein eine falsche Vermutung — er ist ja sehr begabt und hübsch, aber es fehlt ihm — ja, er ist kein Mann — er ist leidend, sehr krank, glaube ich. Nun, denken Sie, schon mit zwölf Jahren schleppten sie ihn von Stadt zu Stadt. Nein nein, welch ein Einfall von Ihnen!"

Graf Flüggen lachte.

Auch ich lachte.

„Besuchen Sie mich doch! Keine Zeit? Ich glaube auch unsere Ingeborg wird sich freuen. Sie sagte neulich, weshalb sieht man Fürst Axel so selten?"

Ich würde wohl bald wieder vorsprechen.

„Viele Grüße an Fräulein Ingeborg."

„Danke, danke. Das wird sie freuen, ja gewiß. Sie hat mir einmal etwas von Ihren Augen gesagt, kann es Ihnen nicht sagen, junger Freund — hihi — Früher stellte sie sich unter Ihnen so etwas wie einen Ritter Blaubart vor, ganz sicherlich, wie in den Märchen — dann bekam sie Sie zu Gesicht, vorigen Herbst. Papa, sagte sie, nun und dann sagte sie eben das von Ihren Augen. — Adieu, junger Freund. Weidmannsheil!"



Rote Tage! Blaue Nächte! Schön ist das Leben! Die Tage sind ein Rausch, die Nächte ein Märchen. Die Tage sind Singen und Lachen, die Nächte sind Küsse, die Tränen des Glückes aus zuckenden Wimpern trinken. Die Tage sind eine große rote Sonne, die Nächte ein blaues Lichtchen Mondenglanz in einem Auge ohne Grund.

An einem Sonntage kam ein Mann zu mir, der aus Haaren, Harz und Honig war. Ich stand am Fenster und sah ihn die Bergstraße heraufkommen. Ein dicker Stock ging neben dem Manne her. Dieser Stock machte noch größere Schritte als der Mann und war immer um einiges voraus. Der Mann stand still und stieß den Stock in den Boden.

„Ist der Herr zu Hause?" rief er über die Wiese.

Ja, der Herr sei zu Hause.

Sofort begann der Mann wieder auszuschreiten, er steuerte auf die Türe zu, und Mann und Stock verschwanden im Hause.

Es pochte laut, und ein bärtiger haselnußbrauner Kopf mit leuchtenden wasserblauen Augen erschien in der Türe.

„Guten Tag auch", sagte der Mann und trat ein, den Stock in der Hand.

Er sei ein Holzfäller, komme aus dem Walde und heiße Fürchtegott Giselher.

„Willkommen!" sagte ich und streckte dem Besuche die Hand hin.

„Keine Übereilung, Herr!" sagte der Mann, der aus dem Walde kam. Er zog sich einen Stuhl näher zur Türe, ließ sich gemächlich nieder, den Hut auf dem

Schoße und den dicken Stock über den Knien. Er blickte durch mein Zimmer, das ein Museum auserlesener Gegenstände war, und lächelte geringschätzig.

Er hatte einen Kopf wie ein Apostel, sein Gesicht verschwand nahezu in dem Kranze rußiger, zackiger Haare, zu dem sich Haupt- und Barthaare vereinigten. Die Brauen, die Federn ähnlich waren, hingen halb über seine wasserblauen, treuherzigen Augen. Der Mann hatte große Hände, Äxte waren sie gleichsam, sie waren voller Risse und Sprünge, die Nägel abgeschabt und braun.

„Ja, ich komme aus dem Walde", sagte der Bärtige und blickte mich an. „Ein weiter Weg hieher, ein weiter Weg. Aber es ist schön durch Gottes Natur zu wandeln, allezeit ist es schön, etwa nicht?"

Es sei schön, durch Gottes Natur zu wandeln, da habe er recht.

Der Mann zog ein großes blaues Schnupftuch aus der Tasche und schnäuzte sich geräuschvoll.

„Das Getreide steht gut, die Kartoffeln sehen gut aus. Ein wenig Regen noch. Nun, der Herr über Mensch und Vieh wird es wohl einrichten."

Er wickelte das Schnupftuch zusammen, wiegte den Kopf hin und her und lächelte.

Also er sei Ingeborgs Vater. Ingeborg kenne ich doch, wie?

„Gewiß, gewiß!"

„Hm. Der Herr Graf ist ein biederer Mann mit einem Herzen, das Gott gefällt. Er hat Ingeborg zu sich genommen und sie zu einer feinen Dame erzogen — das ist alles schön und recht. Sie hat einen klaren Kopf, Ingeborg, das hat der Herr Graf in der ersten Stunde gemerkt. Wer ist dein Vater? hat der Graf sie gefragt. Er haut Bäume um für die Schiffe und meine Mutter ist aus Dänemark, hat sie ihm geantwortet. Sie gefiel ihm, in Sonderheit ihre Stimme hat ihm recht gefallen — alles schön und recht, es fressen viele Mäuler aus meiner Schüssel. Ein Mensch muß auch etwas wissen in unserer Zeit. Das haben wir nicht im Walde. Alles schön und recht. Ich habe sie nicht gerne hergegeben, aber es war ja viel besser für sie und Eigennutz ist nichts nutz. Nun, nun, nun, ich konnte sie ja auch oft sehen, ich fragte, was mit dem Waldschlag am Weiher sei, ich fragte, was mit der Streu sei, — ich hatte Holz zu fahren — ja, es gab immer dann und wann einen Grund ins Schloß zu kommen, ja ja, ja, gut."

„Alles schön und gut", sagte Fürchtegott Giselher und wiegte den Kopf auf den breiten Schultern hin und her.

„Alles schön und gut, ja ja." Fürchtegott Giselher räusperte sich und nahm den dicken Stock in die Hand und schwenkte ihn ein wenig auf und ab.

Er blickte mich an und murmelte etwas in den Bart. Dann blies er durch die Lippen, daß der Schnurrbart flatterte.

„Alles schön und gut, aber zuweilen denke ich, daß es vielleicht besser für Ingeborg gewesen wäre, wenn sie nicht ins Schloß gekommen wäre. Lieber arm bleiben, aber richtig im Herzen, als eine feine Dame werden — nun nun, hm, verstanden?"

„In den Wald, mein Herr, da kommt die Sünde nicht. Hören Sie, Herr, im

Walde — ha — dada, was ist im Walde? Was ist im Walde nicht, sage ich. Schweigen, dunkel, grün und ein Specht klopft. So! Ich sitze vor meiner Hütte und es wird Abend. Es gibt keinen Abend in Städten und Schlössern, nur im Walde. Da ist er. Du kannst ihn anfassen, er sitzt neben dir auf der Bank! Es saust im Walde, es duftet im Walde, Harz tropft von den Bäumen. Herr, wie saust der Wald! Ich höre es. Fünfzig Jahre lebe ich im Walde und nun höre ich, wie er saust. Es saust ringsumher. Der Wald spricht! Worte gehen mir durch den Kopf, Worte wie sie in den Büchern stehen. Ich sitze auf der Bank und klopfe mit der Pfeife den Takt. Ich klopfe den Takt mit der Pfeife, ich will die Worte aussprechen — — fort sind sie. Hahaha! Ich bin nur in der Dorfschule gewesen, nur in der Dorfschule — Herr, wo ist der Feiertag so schön wie im Walde? Ich habe ein frisches Hemd an und meine besten Kleider, ich sitze vor der Hütte und horche auf das Rauschen der Bäume. Ah! Hört ihr es? Es säuselt. Die Wipfel verneigen sich. — — Das ist der Herr!! Der Herr geht durch den Wald, und ich höre es. Ich stehe auf, nehme den Hut ab und sage — — Herr?! — Ich höre ihn, höre seine Worte, und ich strecke die Hand aus und spreche zu den Bäumen — zu den — — — ich spreche zu ihnen —"

Der Mann aus dem Walde saß steif und mit ausgestreckter Hand und strahlenden Augen, gerade als ob er zu den Bäumen spräche.

„Es werde Licht! sage ich. Licht! Verstehst du, Sohn des Himmels, was das ist? Licht! Es werde Licht! Ich höre Stimmen, ganz deutlich, ich lausche. Ich höre sie ganz deutlich. — — Ich lausche — — fort sind sie. Das ist der Wald."

Und Fürchtegott Giselher sprach noch lange über den Wald, er sagte, daß am Sonntag alte Männer und Frauen zu ihm kämen und er ihnen die heilige Schrift auslegte. Woher habe er aber diese Gabe, die heilige Schrift auszulegen? Von Gott und vom Walde! Dann rückte er auf dem Stuhle zurecht und sagte: „Ich bin von Gott geschickt, um dir das zu sagen. Es ist noch Zeit umzukehren. Bei den Büchern und nackten Frauen an den Wänden ist Sünde, im Walde ist Gott. Zwischen dir und mir ein Abgrund, mein Freund!"

Seine Augen funkelten, er zog auf dem Boden einen Strich mit dem Stock. „Hier arm, hier reich, hier Gott, hier Teufel. Jawohl!" Er schüttelte den Kopf, daß seine Haare flatterten, und fuhr in erregtem Tone fort: „Die reichen Leute sind für die Hölle. Reich und gottlos ist ein Ding. Meine Tochter wurde reich, nun, ich ließ sie nicht von mir und ihrer Mutter, auf daß sie auch gottlos werde! Sie hat arme Eltern, die im Walde wohnen, da kann sie nicht gottlos werden, nein!"

Hier nahm ich das Wort. Das sei sie doch wohl nicht geworden?

„Nicht!?" Fürchtegott Giselher lachte grimmig.

„Nicht, du Sohn der Sünde? — — Ja, Gott hat seine Posten überall ausgestellt. Ich habe einen Brief bekommen von einem Unbekannten —"

„Gewiß," sagte ich, „Ingeborg ist meine Braut."

„Hahaha! Mein Freund, auch Maren war meine Braut! Braut, was sagst du, hahaha. Freund, sage ich dir, jung und schön war Maren, aus dem fernen

Dänenlande, sprach so sonderbar, sang wie ein Vogel. Oft kam der Teufel zu mir und wollte mich verlocken. Niemand sieht es, sagte er, sieh wie es die anderen treiben! Aber — ha, acht Jahre haben wir gewartet! — Braut das ist etwas ganz anderes!"

Vater Giselher lachte, rückte auf dem Stuhle hin und her und legte beide Hände an den dicken Stock.

Ja, deshalb sei er gekommen, Gott freue sich über jedes wiedergefundene Schäflein. Er wolle wissen — er wolle wissen —

Ich lächelte. „Wir werden uns wohl verständigen können", sagte ich.

Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte. Ich wolle mit Ingeborg sprechen.

Alles was er wünsche solle geschehen.

Vater Giselher nickte mit dem Kopfe.

„Ich sehe mit dir läßt sich reden, mein Sohn, gut!" Er stellte den Stock in die Ecke.

„Ein schöner Tag!" sagte er, tief aufatmend. „Kostbare Dinge in diesem Zimmer da!"

Nun könne er mir wohl die Hand geben? „Nun schon!" Vater Giselher drückte mir die Hand.

Wir verlebten einen schönen Nachmittag und Abend zusammen, Vater Giselher und ich. Vater Giselher wollte nicht bleiben, aber ich verstand es, ihm zuzureden. So blieb er bis zum Abend und schließlich bis Mitternacht.

Ich liebte ihn. Wäre er nicht Ingeborgs Vater gewesen, so hätte ich allein schon diese Eiche aus dem Walde lieb gewonnen, aber so war er noch dazu Ingeborgs Vater. Und Ingeborgs Vater hätte ich unter allen Umständen geliebt, er hätte ein zwölffacher Raubmörder sein können, ja sogar ein Taschendieb.

Wir plauderten, aßen und tranken. Vater Giselher lehnte jeden Wein zuerst mit einer schroffen Handbewegung ab, aber als ich ihm sagte, daß sogar Jesus Christus nichts gegen das Weintrinken gehabt habe — habe er nicht auf der Hochzeit zu Kana Wasser in feinsten Wein verwandelt? — ließ er sich bewegen. Er trank den stärksten Wein wie Wasser und ich hatte meine Freude an ihm.

Er sprach, sprach von Ingeborg und wie sehr er sie liebe, mit feuchten Augen sprach er. Er sprach von der Welt und wie schlecht sie geworden sei. Er spie voller Verachtung auf den Boden.

„Nun, du mußt wissen, daß ich ein Blatt lese, der Weinstock und die Reben heißt es, der Pfarrer von Heiligenbrunn schickt es mir immer zu, da steht es drinnen, wie schlecht und gottlos die Welt geworden ist. Eieiei — eiei! — Sollte man es für möglich halten? Ein unglaublich verrückter Mann hat behauptet, daß Gott gestorben ist! Gott ist gestorben — wie — aber dieser Narr lebt noch! Er hat es gesehen, daß Gott gestorben ist, er hat ihm die Augen zugedrückt, natürlich! hahaha! Und dabei steht doch schon in der Bibel: ewig, ewig, ewig ist der Herr Zebaoth! Dada! —"

Zum Beispiel sei wiederum so ein falscher eitler Schriftgelehrter und Pharisäer aufgestanden und habe behauptet, jenes Wunder auf der Hochzeit von Kana sei

erfunden. Haha! Aber ein Mensch, der Tote auferwecken könne, könne doch auch Wasser in Wein verwandeln? Jedes Kind begreife das!

Wie klug diese Pharisäer doch seien! „Der Herr aber ist allmächtig, er kann meinen Stock in ein Huhn, uns zwei in Gerstenkörner verwandeln, und das Huhn frißt die Gerstenkörner auf. Niemand wird glauben, daß der Stock uns gefressen hat, und doch ist es so. Ja, bei ihm ist kein Ding unmöglich!"

Vater Giselher sprach und sprach, aß und trank. Immer wieder sprach er vom Walde und daß Worte durch seinen Kopf klängen, sodaß er sie fast greifen und festhalten könne. Allmählich nannte er eine Menge von Namen, die mir natürlich fremd waren, er fragte dies und jenes, fragte mich auch, ob ich glaube, daß Peter von der Gaschmühle das Mehl gestohlen habe oder nicht.

Nein, ich glaube es nicht.

Auch Vater Giselher glaubte es nicht. Nein, nie und nimmermehr, denn er hätte doch Peters Vater gekannt, den ein Baum erschlagen habe in jener Sturmnacht vom 3. November 1867. Ob ich je wieder einen solchen Sturm erlebt hätte?

„Haha! Was für ein Wetter, eiei!"

Vater Giselher ahmte das Brüllen des Sturmes nach, das Krachen der Bäume, das Pfeifen der Zweige, das Schwanken der Tannen. Die Zweige der Bäume stellte er durch die ausgespreizten Finger dar, er ließ sie auf und abschwanken und stieß einige Gläser dabei um.

„Was aber nun das Sonderbare ist, dieser Peter hat das Mehl doch gestohlen, Tatsache! Er hat es selbst eingestanden, zwei Monate hat er bekommen!"

Plötzlich hob Vater Giselher den Finger in die Höhe. Der Wald sauste.

Ein Lächeln verklärte sein bärtiges braunes Gesicht und er bewegte die Lippen und klopfte mit der Pfeife den Takt auf dem Tische.

„Jaja, es leben viele Wunder im Walde", sagte er dann vor sich hin. „Niemand weiß, weshalb die Eiche knorrig sein muß und die Tanne schlank, weshalb das Rotkehlchen eine rote Kehle hat, niemand weiß das. Warum sind die Leute im Walde gottesfürchtig und gottlos die in den Städten? Antwort? haha!"

Um Mitternacht brach Vater Giselher auf. Ich bot ihm den Wagen an, ich wollte ihn selbst nach Hause fahren.

Nein nein!

„Wenn mir Gott Füße gemacht hat, weshalb soll ich denn fahren? Das ist wider den Sinn. — Nun also, wie es ausgemacht ist: vor Gott und dem Gesetze."

„Ich werde mit Ingeborg sprechen."

Vater Giselher ging mit großen Schritten den Berg hinunter und schwang den Stock, daß Funken aus der Straße fuhren. Dann begann er mit lauter Stimme einen Choral anzustimmen. Der Wald hallte. — — —

Am andern Tage traf ich mit Ingeborg im Walde zusammen und ich sprach mit ihr. Mein Herz zitterte, wollte sie doch ja sagen!

Ingeborg senkte den Kopf und blickte auf den Weg.

Daran habe sie nicht gedacht, nein.

Sie zuckte zusammen. „Ja, wer hat ihm denn den Brief geschrieben?"

Unsere Blicke begegneten sich.

Ingeborg erblaßte. — „O," rief sie aus und schlug die Hände vor das Gesicht, „welch ehrlose Menschen es doch gibt, pfui, pfui!"

„Sein Unglück hat ihm den Verstand verwirrt," sagte ich. „Er wäre gewiß nie einer solchen Schlechtigkeit fähig gewesen. Denke daran, wie tief du ihn getroffen hast."

„O, wie schlecht, wie schlecht!"

„Die Verzweiflung macht sinnlos, Ingeborg. Schlecht ist er erst geworden."

Ingeborg sah mich an und ihre Augen strahlten. „Du, du, du bist gut, Axel! Er ist dein Rivale und doch verteidigst du ihn. Du bist gerecht. — Ja, Axel denke nicht, daß ich dich nicht liebe, weil ich nicht gleich ja sagte. Ich wollte deine Geliebte sein, deine wilde Geliebte, die aus dem Walde kommt. So schön war es. —"

„Du kannst es ja bleiben, trotzdem."

„Du sollst mich immer als deine Geliebte betrachten, Axel. Als nichts anderes!"

„Ja, Ingeborg."



Sommer! Unser Sommer.

Wir wohnen hoch oben über dem Tale, wie Vögel in ihrem Horste. Wir fühlen uns stolz und frei, etwas vom Stolze und dem königlichen Gefühle der Adler ist in uns gekommen. Tief unten das kleine Tal, Berge, Berge, Wälder, Wälder, soweit wir blicken können. Viele Stunden weit reicht unser Blick, bis zu den fernen hellblauen Höhenzügen, die den weiten Himmel tragen. All das was wir sehen ist für uns zu einem Gesichte geworden, in dem wir lesen, lächeln kann das Gesicht, schmunzeln, es kann hilflos aussehen, es kann vor Zorn und verhaltener Wut beben, tottraurig kann es sein, gleichgültig. Es kann ein Zittern der Rührung über dieses Gesicht rieseln, wenn die feurigen Boten der Sonne am Morgen über den Himmel schweben, das Gesicht kann voller Sehnsucht der scheidenden Sonne nachblicken, verzweifeln, wenn die Sonne gesunken ist, sterben.

Der Mond kommt und kitzelt es, es lächelt, es kichert.

Wie schwebte der Mond in diesem Sommer empor! So frei und stolz und königlich still. Erstaunt sah er zuweilen aus, zuweilen lächelnd wie ein Verschwender, glänzend, als käme er aus dem Bade. Es ging ihm gut. Er blendete wie ein Spiegel aus Silber, in den die Sonne fällt. Alle Sterne waren am Platze, funkelten, er lächelte überlegen.

Die Lerche sang und trillerte in diesen weißen Nächten.

Die Sonne schüttete brennenden Wein auf die Erde, jeden Tag. Es regnete Sonne, in hellen dampfenden Bächen floß sie die vielen Wege und Pfade ins Tal hinab. Ein Dampf von Sonne lag über den Wäldern, ein roter Dampf, in dem lauter kleine Sonnen zitterten. Man mußte die Augen scharf machen und das Licht mit der Hand abblenden, wollte man durch diesen Sonnennebel hindurch-

spähen. Dann sah man tief unter den schlummernden Wäldern etwas Blitzendes, eine Schlange aus Quecksilber, das war der Fluß. Etwas blitzte, es zappelte, regte sich, das waren Leute, die auf den Feldern arbeiteten.

Es summte, brummte. „Horch!" sagte Ingeborg. Ja, ich hörte es, es war als ob irgendwo in großer Entfernung eine Dreschmaschine surre. Das war der Sommer.

Der Frühling klingt, der Sommer surrt, der Herbst klagt und murmelt, der Winter schweigt.

Die Wälder schliefen, sie lächelten im heißen Schlafe, heitere Träume hatten sie, der Boden war heiß, als würde Brot auf ihm gebacken. Traten wir plötzlich auf eine Lichtung, so stand das Licht vor uns wie eine Mauer, wir prallten zurück. Die Luft zitterte und farbige Feuerchen tanzten über den Gräsern.

Die Erdbeeren wurden rot, das Korn golden und die Menschen braun. Der Schweiß stand auf ihren Stirnen, in den schweißigen Augen kochte die Sonne. Langsam stiegen die Bauern die Bergstraße herauf und sie blieben oft stehen und fuhren sich mit dem Ärmel über das Gesicht. Die Bergstraße war schneeweiß, mit hohem Staube bedeckt, und es ging sich auf ihr wie auf Samt. Die Spuren vieler nackter Sohlen hatten sich in ihr abgeprägt, ganz deutlich wie in Mehl.

Das Haus funkelte golden hinter den Kastanien hervor, in seinen Fenstern brannten helle Feuer. Die Wiese stand hoch und unaufhörlich wimmelte sie von Faltern in allen Farben. Ging man durch sie hindurch, so flatterten sie ringsum in die Höhe und es war als verfolgten sie einen. Prächtige Trauermäntel saßen häufig auf der heißen Treppe und sonnten sich.

Im Hause war es heiß und die blendendweißen Korridore mit den vielen Türen waren die einzig kühlen Orte des Hauses. In den Zimmern war es meistens dunkel, da die Läden geschlossen werden mußten. Steckte man einen Finger durch den Fensterladen, so konnte man fühlen, wie die Sonne ihn röstete.

Am schönsten war es im Parke. Der Park war verwildert, alt, einem Urwalde nicht unähnlich mit den dicken bemoosten Bäumen, die von allerlei Schlinggewächsen umsponnen waren. An vielen Stellen vermochte die Sonne nicht durchzudringen, sie stach mit scharfen Nadeln durch das Laub, aber sie hatte nicht die Macht, diese Dunkelheit zu zerstören. Hier war es kühl und feucht, moderig. Alle Wege des Parkes waren verwachsen und man mußte sich mit den Ellbogen Bahn schaffen. Es gab nur einen langen Hauptweg, der zum Schlosse führte. Wie ein Bach floß die Sonne im Zickzack in seiner Mitte. Hier befand sich ein Brunnen, ein rundes Becken, in dem eine dicke kurze Säule Wassers sprudelte. Diesen singenden murmelnden Brunnen, über dem immer Kühle schwebte, liebte Ingeborg ganz besonders. Sie konnte stundenlang auf seinem Rande sitzen und die Hände in das kühle grüne Wasser tauchen und das goldene Netz betrachten, das auf dem Grunde des Beckens zitterte. Es entstand durch die Brechung des Lichtes mit den kleinen Wellen, die ohne Aufhören zum Rande des Beckens eilten, und schien nach Ingeborgs Händen zu haschen.

Da saß sie und träumte, dann wandte sie sich plötzlich nach mir um und lächelte fein und voll unsäglicher Liebe. Ihr Lächeln glänzte zuerst in den Augen, dann glitt es über die Lippen. Die Lippen öffneten sich und ihre Zähne lächelten, ihre Wangen überzog ein besonders gütiges, beinahe kindliches Lächeln.

Dann sprach Ingeborg mit verträumter, weicher Stimme: „Höre wie der Brunnen rauscht!"

Sie deutete mit der Hand die Allee hinunter. Etwas Weißes schimmerte dort im Sonnenlichte, die Treppe, die ins Haus führte. Und sie sprach: „Dort wohnen wir!" Wie im Traume sagte sie es.

Und ich ging näher, legte die Hand auf ihre Schulter, so leicht es ging und sagte: „Ich liebe dich, Ingeborg." So leise es ging.

Ingeborg erwiderte nichts darauf, sie lächelte zu mir empor, nahm meine Hand und legte sie an ihre Brust.

Fühlst du? fragte ihr Lächeln.

Und mein Lächeln antwortete ihr, daß ich es wohl fühlte.

Hörst du, was mein Herz sagt? fragte ihr Lächeln.

Und mein Lächeln antwortete ihr, daß ich wohl hörte, was ihr gütiges, herrliches Herz sagte.

Ingeborg, Ingeborg, wie soll ich doch dein Herz nennen? — —

Ingeborg wohnt in den weißen Zimmern des Schlosses, die gegen Sonnenaufgang gehen. Ich höre sie singen, hell und rein ist ihre Stimme und kräftig, die Wände klingen, und der Wald hallt wie von geschwungenen Glocken, wenn sie drinnen im Walde singt.

Ich sehe auf meine Türe. Da steht: Gehst du, Ingeborg? Und außen an der Türe da steht: Willkommen Ingeborg!

Ich schlafe ein, fünf Minuten schlummere ich, ich erwache, ein großer Brief mit fünf roten Siegeln ist angekommen, oder ein Paket mit Blumen und einigen hübschen Kieselsteinen.

Briefe schwirren hin und her, obschon wir fast stündlich beisammen sind. Aber immer gibt es noch etwas zu sagen, man hat es vergessen, man kann es nicht aussprechen. Es kommt ein Buch mit einer angestrichenen Stelle, oder auch nur ein weißes Blatt Papier, ganz leer, nichts steht darauf, aber näher zugesehen findet man eine kleine matte Stelle.

Ingeborg geht in den Wald, um Blumen zu pflücken, ich sage: eigentlich habe ich nichts zu tun, Ingeborg, ich gehe mit.

Ich gehe um den kleinen See herum, der mitten im Parke liegt. Da kommt Ingeborg daher.

Wohin gehst du, Axel?

Ich gehe um den See herum!

Ich habe ganz den gleichen Weg!

Ich lese aber dieses Buch.

Ich lese ganz das gleiche Buch!

Ich erwache des Morgens, ein Mund küßt mich, Ingeborg steht vor mir zerzaust und naß vom Tau, Blumen in der Hand.

Wo warst du?

Ich schlief im Walde, o herrlich war es. Ich habe oben im Bach gebadet!

Viele Nächte schläft Ingeborg im Walde, oft bekomme ich sie Tag und Nacht nicht zu sehen. Ich sitze und tue nichts, ich warte auf sie. Mein Herz klingt und singt. Mein Sinn wird dunkel — ich fühle, daß sie nun kommt. Da kommt sie aus dem Walde. Pazzo begleitet sie. Er ist von mir zu ihr übergegangen.

Danderadei — danderadei — singt sie und schwingt den Strauß in der Hand. Es klingt wie Fanfaren.

Meine Hände beben, meine Füße zittern, ich gehe ihr entgegen, mit feuchten Augen gehe ich ihr entgegen und ich gehe langsam, weil meine Knie zittern. Außerdem würde ich ja springen, sausen. O, du Herrliche! denke ich, ich flüstere es.

„Ich fand etwas im Walde!" ruft Ingeborg. „Sieben Zettelchen. Du hast sie geschrieben, Axel! Erst fand ich eines. Ich lese: Ingeborg. Axels Hand, denke ich. Ich suche und finde ihrer sieben. Vergilbt sind sie, aber doch kann ich sie noch lesen. Wann schriebst du sie?"

„Ich schrieb sie einige Tage, nachdem du auf der Höhe mit mir gesprochen hattest, Ingeborg! Ich schrieb viele, viele und streute sie in den Wind."

„Axel, Axel!"

Ich lasse die Pfeife in das Gras fallen, um unauffällig niederknien zu können vor ihr. — —

Oft fassen wir uns an den Händen und laufen über die Wiese — durch den Wald und schreien und lachen. Huriho! Hurihohoho!

Groß und weit ist meine Seele geworden. Ein ganzer Weltenraum ist meine Seele nun, voll wiegenden Lichtes. Meine Seele zieht ihre Kreise immer weiter. Ich entdecke mich. Ich staune, staune über mich selbst, bin verwundert über mich selbst. Ich sitze und sehe in mich hinein, blühendes Chaos, wiegende Wunder, Licht und Purpur und sanfte Musik. Ich breite die Arme aus und sehe in den Himmel hinein, nie sah ich tiefer in die Unendlichkeit des Blaus.

Ich breite die Arme aus ... Da du so schön bist, du großer Gott, wie gütig mußt du sein!

Ich höre mein Blut klingen, es ist rot, funkelt, hat Feuer angezündet, es lacht durch meinen Kopf, es klingt gegen meine Hirnschale, Licht fährt aus meinen Augen.

Ich fühle wie mein Herz das Blut in die Adern schleudert, es rauscht, eine sprudelnde Quelle von Blut bin ich.

Ich fühle das Leben um mich her. Das Leben in einem Halme, einem Blatte, die Säfte pochen, der Halm erschauert, eine Blume schwankt, zuckt vor Wollust zusammen, sie gibt sich hin.

Ingeborg hat den Finger an mein Herz gelegt, da begann es zu schlagen, und nun schlägt es, schlägt es!

Es sind erstickte Schreie der Wonne in mir, mein Blut schreit und ich zucke zusammen — ja — — —

Es gab Stunden, da flocht Gott unsere Seelen zusammen zu einem Wesen. Ein Lächeln entdeckte uns alles was in des andern Brust vorging, wir fühlten es, die Worte brauchten wir nicht. Ich empfand Ingeborgs Stimme als meine Stimme, und Ingeborgs Atemzug war mein Atemzug. Dann brach in meinem Kopfe ein zweites Auge auf, ein schärferes, und dieses Auge blickte hinein in eine zweite Welt, deren Ahnung mich erschütterte.

Wir saßen im dunkeln Zimmer und sahen zu, wie sich eine Blume öffnete. Es war eine weiße Lilie. Sie schälte sich aus ihren Häuten, sie sprengte langsam die Knospe, die Blätter sanken herab, müde befriedigt, voller Lächeln, voller Weinen und Hoffen.

Es dauerte Stunden, bis die Lilie sich entfaltet hatte. Wir erlebten sie. Es war als steige Gott mit dem Dufte aus dem Kelche, als jubele es ringsum, als habe diese kleine Blume eine Erschütterung, eine Veränderung der Welt hervorgerufen. Die Welt hatte einen Schritt vorwärts gemacht und wir fühlten ihn. Keine Blume konnte aufgehen, kein Vogel aus dem Ei schlüpfen, ohne daß alles was lebte, es fühlte, es miterlebte.

Oft eilt ein leises Lachen durch mein Blut, in Stunden, da ich traurig bin, ich weiß wohl woher es kommt, dieses leise Lachen.

Zuweilen erzählte Ingeborg.

„Hoho!" lachte sie, „das war noch schön!" Dann lachte sie noch eine Weile für sich und dann begann sie. Sie erzählte immer vom Walde. „ . . . . . da stand eine alte alte Tanne, an der das Moos nur so herunterhing wie graue Bärte. Ich sah sie oft lange an. Einmal nun, da klopfte ich an die Tanne — warum? — das weiß ich nicht mehr. Was meinst du? die alte Tanne sprach! Gott, Axel, ich habe, habe es gehört. Sie sprach mit einer tiefen, tiefen Stimme, wie ein Faß: Willst du Zapfen haben? Dann schüttelte sie sich und es kamen viele viele Zapfen herunter." Tausend solcher Geschichten erzählte sie.

„ . . . Da schickten sie mich in die Stadt, weil ich etwas lernen sollte. Ich träumte immer vom Walde. Einmal da träumte ich von einer großen Lichtung, die von Erdbeeren ganz übersät war. Ja, nie habe ich soviele Erdbeeren gesehen. Ich bückte mich, sie fielen herunter, alle, alle, alle, es sah rot im Grase aus, es klebte . . . In der Stadt hielt ich es ein Jahr aus. Dann kam ich zurück. Höre Axel, wie erschrak ich! Der Wald kannte mich nicht mehr. Er zürnte mir, o, wie sah er mich an! Ich weinte. Dann kam ich auf eine famose Idee. Sie schmückten mich in dieser Zeit so. Ich nahm die Kette aus den Haaren, zog mein ältestes Kleid an, zog die Schuhe und Strümpfe aus, brachte mein Haar in Unordnung, und nun lief ich in den Wald hinein und schrie wie toll. Solltest du gesehen haben, Axel, Axel, hoho! Ja er kannte mich wieder . . ."

„Einmal wieder da kam ein Mann durch den Wald, ich habe vergessen, wie er aussah, er lächelte und hatte helle Augen. Ich ging mit ihm ein gutes Stück

Weges. Er küßte mich auf die Stirne. Ich dachte, ich sei mit Jesus Christus gegangen, und später als ich erfuhr, daß Jesus Christus vor langer Zeit gelebt hatte, trauerte ich. Aber einige Jahre darauf glaubte ich doch wieder, daß mir Jesus Christus begegnet sei und es wurde so licht in meiner Seele —"

„Und jetzt?"

„Frage nicht, Guter!" Sie brach in Weinen aus und bettete den Kopf an meine Brust.

Nach einer Weile, da sie sich ausgeweint hatte, flüsterte sie: „Du bist der Mann im Walde gewesen, du! Ich erkannte dich wieder, als ich dich zuerst sah. Gehe hin, rede, hilf ihnen, den armen Menschen!"

Ich erzähle von meinem Glücke, es ist schön, für mich ist es schön. Nun, seid gütig, laßt mich fortfahren. Ich könnte ja immerzu — tausend Nächte....

Wüßtet ihr, wie schön es ist an diese Dinge zu denken! Es lacht in mir, es jubelt in mir, zuweilen laufe ich im Kreise herum, ich weine vor Freude. Oft ist die Freude der Erinnerung größer als der Schmerz, daß all das vergangen ist, und das ist es, weshalb ich erzähle. —

Dies sind die Tage der hohen Feste. Ihr Glanz ist noch um mich und verklärt mir einsame Stunden.

Alles wird Religion, Religion wird alles.

Die Worte ändern den Sinn, die alltäglichsten Worte sind zu Rätseln geworden.

Wir speisen zu Mittag und sprechen alltägliche Worte.

„Das Brot, Lieber!"

„Ja, das Brot, danke, Liebste."

Was für Worte sind das? Es sind alltägliche Worte, ja, aber es sind verkappte, rätselhafte Worte. Sie heißen: ich liebe dich, Lieber. Sie heißen: ich liebe dich, Liebste.

Aber wiederum, was sind das für Worte? Es sind verkappte, rätselhafte Worte. Sie heißen: Welt, Leben, Tod. Sie heißen: Gott, Ewigkeit, Erlösung. Aber wiederum, was sind das für Worte? Verkappte, tiefe, tiefe Worte. Sie heißen, wer nennt sie?

„Du nimmst Wein, Liebste?"

„Ja, danke."

„Roten, weißen?"

„Ja, roten, weißen?"

Du nimmst Gift? Ja, ich nehme Gift. Du nimmst ein Glas Tod? Ja, ich nehme ein Glas Tod.

Alle Worte ändern den Sinn.

Wir gehen durch den Wald. Ein Wunder ist der Wald, ein Wunder rauscht durch den Wald. Wir gehen durch die Felder, die Wiesen, ein Wunder sind die Ähren, ein Wunder die kleinste Blume. Alles wird zum Wunder.

„Wir wollen sehen wie die Sonne untergeht, Axel."

Die Sonne sinkt hinter die Berge.

„O, o!" Ingeborg preßt die Hände auf die Brust, ihre Augen schimmern.

Es durchschauert mich.

„Axel, der Mond kommt herauf!"

„O, o! Sieh ein kleiner Stern begleitet ihn! Ein großer goldner Stern funkelt dort über den Tannen!" Sie hat Tränen der Verzückung in den Augen.

Ein Wunder Stern und Mensch — — — —

Ob die Tage schöner sind als die Nächte, ob die Nächte schöner sind als die Tage, wer vermöchte das zu sagen?

Niemand!

Einigemal in der Woche kommt Graf Flüggen angefahren. Er breitet die Arme aus, sieht er Ingeborg, er winkt mit dem Taschentuch, rollt der Wagen in den Wald zurück.

„Du hast mir alles genommen, Axel!" sagt er zu mir, er zürnt mir im Geheimen. Er geht gebückter, er wird nun plötzlich wirklich alt.

Der Sinn schwindelt mir, denke ich an mein Glück.

Wiederum schrieb ich an Freund Bluthaupt. Komme, komme, schrieb ich. Ich bin glücklich, alles jauchzt in mir. Komme, ich bin verändert, verzaubert und verhext, komme, du wirst deine größte Überraschung erleben — — —

Eines Nachmittags kam Harry Usedom mit einem zerbrochenen Wagen vor mein Haus.

Ich saß auf der Treppe, ließ mich von der Sonne braten, ich wartete auch auf Ingeborg, die im Walde war.

„Ich habe ein kleines Unglück gehabt!" sagte Harry Usedom.

Die Deichsel des Wagens war zerbrochen. Der Wagen umgestürzt.

„Haben Sie sich verletzt?" fragte ich ihn. Er war über und über mit Staub bedeckt.

„Nein," sagte er und lächelte. „Ich fiel nur auf die Straße. Es ging gut ab."

Ich bat ihn einzutreten, bis die Knechte den Schaden ausgebessert hätten.

Wir saßen in meinem Zimmer und plauderten.

„Sie haben herrliche Gegenstände hier," sagte er und betrachtete alles mit kindlicher Freude. Er sah immer noch bleich aus, aber er ging aufrecht und sprach frei und heiter. Sein Blick fiel auf die Türe, wo die Worte standen: Du gehst Ingeborg? er zuckte zusammen, starrte die Worte an, wurde rot. Dann sammelte er sich wieder und sprach über die Gegenstände, die in meinem Zimmer standen.

Er sprach über jeden einzeln, ließ sich seine Geschichte erzählen, lächelte, hörte aufmerksam zu, aber seine Gedanken wanderten. Der Wagen war ausgebessert.

Harry Usedom ging nicht.

Er sprach weiter über Vasen und Schalen, dazwischen ging er an den Flügel und schlug einige Akkorde an. Er sprach, lachte leise und dazwischen horchte er. Ob ich eine Geige habe? Ich brachte sie ihm und er griff hastig danach und spielte.

Er ging langsam hin und her, während er spielte. Er riß in den Saiten, er sang. Seine Augen leuchteten, sie wurden trüb, sein Gesicht spielte mit. Ich verstand wohl was er spielte.

Mitten in seinem Spiele trat Ingeborg ins Zimmer.

Ihr Gesicht glühte, ihre Augen schimmerten licht und blau. Pazzo kam mit ihr herein. Er bellte und knurrte und wollte auf Usedom losfahren.

Usedom hörte augenblicklich auf zu spielen. Er legte die Geige auf einen Stuhl. Dann nahm er sie vom Stuhle und legte sie auf den Flügel. Seine Hand zitterte, so daß die Geige klapperte, während er sie auf den Flügel legte.

„Du hier?" sagte Ingeborg und streckte ihm die Hand hin.

„Wie geht es?"

„Danke!" sagte er und es zuckte um seinen Mund. „Ich habe einen kleinen Unfall gehabt mit dem Wagen. Die Deichsel ist gebrochen. Ich verhielt mich etwas hier, wir plauderten — ich bin noch bestaubt — verzeihe — dann spielte ich ein wenig Geige — es war so traulich hier, ich bin immer allein —" Er stockte, verneigte sich leicht. Er blickte Pazzo an, mit gütigen Augen blickte er ihn an. Er streichelte ihn.

„Bleibe doch, Harry. Spiele weiter."

„Danke," sagte er, „du bist so gütig, so gütig Ingeborg. Ich danke dir von ganzem Herzen — ich will spielen, wenn du es wünschest — sehr gerne —" Er griff nach der Geige, nahm sie aber nicht.

„Nein," fuhr er fort und schüttelte den Kopf, „ich kann nicht spielen, ich kann jetzt nicht spielen — ich erlebe so viel, was ist das für ein Augenblick! Du bist gut — alles stürzt über mich." Er schloß die Augen, seine Wimpern wurden feucht.

„Harry!" sagte Ingeborg gütig zu ihm und berührte seinen Arm.

Da nahm er ihre Hand von seinem Arme, und er stürzte in die Knie.

„— — — nur einen Augenblick — einen Augenblick. Ingeborg —"

Ingeborgs Augen füllten sich mit Tränen, sie lächelte.

„— — — nur einen Augenblick — einen Augenblick, Ingeborg —"

Schluchzen erstickte seine Stimme.

Er stand auf und lächelte, das Gesicht naß von Weinen.

„Verzeihung!" sagte er, er lächelte wie ein glücklicher Knabe und ging. — — —

Es war Nacht.

„Horch!" sagte Ingeborg.

Unsere Blicke begegneten sich. Im Walde sang eine Geige. Die Geige jubelte und klang. Es war ganz still und die Geige klang so deutlich zu uns herein, als sänge sie dicht unter dem Fenster. Nie in meinem Leben hörte ich solch ein wunderbares Lied. Das weinende Glück war es.

Ingeborg saß regungslos und blickte mit großen Augen vor sich hin. Dann begann sie zu weinen, sie weinte unaufhörlich in ihre Hände, und das Weinen erschütterte ihren ganzen Körper. Ihre Schultern zuckten.

Das Lied der Geige entfernte sich, es erstarb in der großen Stille.

„Verzeihe, daß ich weinte," sagte Ingeborg.

Verzeihe, daß ich weinte, sagte sie!

In drei Nächten erklang die Geige im stillen Walde.

Dann hörten wir sie nicht mehr. Einige Tage darauf kam aus dem fernen Süden eine Karte, sie war an uns beide adressiert. Dank! stand darauf. Sonst nichts.



ines Tags traf Karl Bluthaupt, der Dichter, ein. Das heißt, er kam mitten in der Nacht, hatte alle Züge versäumt, mit vielem Hallo und Lärm weckte er uns aus dem Schlafe.

Nun lebte er oben in den Giebelzimmern des Schlosses und arbeitete Tag und Nacht. Zuweilen kam er zu uns herunter, er lachte, strahlte, berauscht von seinem Werke, dann und wann sah ich ihn im Hofe stehen und mit einer zierlichen hübschen Magd eine Unterhaltung führen. Dieses Gespräch war weithin hörbar und der Wald gab Echo, lachte er. Wiederum konnte er uns begegnen, eine Falte in der Stirne, zerstreut, er grübelte über seinem Werke.

Er war groß, um einiges größer noch als ich, breitschulterig, knochig, er nahm große Schritte beim Gehen. Seine Haare waren dunkelrot, wie Kupfer, wirr, er hatte eine Habichtsnase, dunkelblaue Augen und einen immer offenen, immer lächelnden Mund. Er sah aus wie ein Sänger vergangener Zeiten, der am Tage hinter dem Pfluge einherschreitet und des Abends in der Halle vor den Frauen singt. Sein Wesen war schwer zu erkennen, viele Widersprüche waren in seinem Wesen, er war sehr stolz und doch schüchtern, seine Forderungen waren hart, grausam und doch war er weichherzig, er konnte wie ein Kind sein, tanzen, lachen, es gab Stunden, da war er düster, ernst, es zuckte in seinen Augen, seine Züge fielen ein, er redete sonderbare tiefe Worte, der Geist kam über ihn, er sprach mit sich selbst, mit einem Unsichtbaren. Dann ging er in sein Zimmer und arbeitete. Er konnte von der Arbeit kommen, müde, glücklich bis zur Ergriffenheit, dann sprach er mit feuchter weicher Stimme.

Er war geistig und körperlich mutig bis zur Verwegenheit, immer gut, immer edel, er verlangte nichts von den Menschen, nie, nein. Und gab ihnen immerzu, alles!

Ich liebte ihn. Stundenlang könnte ich von ihm sprechen, wenn einer es anhören möchte.

Ja, er kam mitten in der Nacht, durchnäßt bis auf die Haut, es regnete diese ganze Nacht.

„Hallo!" rief es.

Ich schnellte in die Höhe, das Blut schoß mir in den Kopf, das war er, dort stand er. Drei Jahre hindurch hatte ich auf ihn gewartet. Ich erkannte seine Gestalt wieder, ich hatte sie ja nicht vergessen gehabt, aber ich erkannte sie wieder. Ich erkannte seine Hand wieder, den Druck seiner Hand erkannte ich wieder. Sie war schmal und knochig, wie ein Skelett fast, Freund Bluthaupts Hand.

„Dir geht es ja gut, verdammt gut!"

Ich erkannte seine Stimme wieder. Wie ich sie liebte, diese kräftige, etwas bäuerische Stimme!

Natürlich ging es auch ihm gut. Immer ging es ihm gut, er konnte am Verhungern sein, er konnte mitten in der Verzweiflung leben; es geht mir gut.

Ich ging rasch zu Ingeborg. „Karl ist da," sagte ich zu ihr, lachte und ging sofort wieder hinaus.

Ich ging rasch den Korridor zurück, der Regen trommelte gegen die Scheiben, es war ein wohliges Gefühl, ich fühlte alle Tropfen auf meinem Leibe.

Dann kam Ingeborg. In ganz unglaublich kurzer Zeit hatte sie sich angekleidet. Sie trug ihr schönstes Kleid, es war ganz weiß und schmiegte sich um ihren Körper, sie hatte die Schuhe aus Wieselpelz an, die ich für sie ersonnen hatte, eine Rose trug sie an der Brust und eine in der Hand. Die gab sie Bluthaupt. Ihre Augen waren feucht, sie sprach nichts.

Haha, ja, er war überrascht, ich muß es sagen. Er wurde rot und dann blaß, da sah er sehr schön aus.

Ingeborg bot ihm die Rose, wie ein Kind einem Landesherrn eine Rose überreicht, sie neigte den Kopf dabei zurück, ganz gebogen stand sie da.

Er nahm die Rose, gab ihr die Hand, stotterte etwas.

Er habe keine Ahnung gehabt — nicht die leiseste Ahnung — er bitte um Entschuldigung, aber alle Züge seien früher abgefahren, als man annehmen konnte.

Ich amüsierte mich sehr in dieser Nacht, ich war so glücklich, daß ich mich herzlich amüsieren konnte. Ingeborg blickte Bluthaupt an, seinen Mund, seine Stirne, seine Hände, sie lauschte, wenn er die Lippen öffnete. Er sprach solch einfache Worte.

Sie hatte noch keinen Dichter gesehen und gehört. Sie dachte, die Dichter trügen Rosen in den Haaren und sprächen in Versen. Ich stelle mir die Dichter vor wie etwas Wehendes, etwas Goldenes, so sagte sie einmal.

Wir hatten Bluthaupts Bücher gelesen, zusammen, Kopf an Kopf. Ingeborg sagte: er kennt mich und deutete auf ihr Herz. Wie er die Menschen doch kennt! — Bald wird er kommen, Ingeborg. — Ja, was sage ich zu ihm?

Und nun saß er vor ihr, sie konnte ihn nicht verstehen, sie konnte durch keines seiner Worte, keine seiner Mienen eindringen in ihn, sie grübelte, sie war enttäuscht.

„O," sagte sie mir am andern Tage, mit besonders rundem Mäulchen, sagte sie dieses O. „O!" Sie schüttelte den Kopf. „Nein, was kümmern mich diese armen Droschkenpferde, von denen er so viel sprach? Ich bin nun froh keine Droschkenpferde mehr zu sehen! Dann fährt er mit dem Finger in die Luft hinein und lacht. Diese elenden Droschkenpferde! Haha, das ist der Dichter Karl Bluthaupt!"

„Und sieh, Axel, darauf wußte er mir nicht zu antworten, als ich ihn fragte, wie die Frauen seien. Ich wollte nun gerade seine Ansicht wissen. — Er wich aus. Das kann niemand wissen. Man kennt sie nicht, man kennt nur Beispiele. Ich traf ein armes Mädchen, sie ging mit mir. Am Morgen verließ sie mich und eine

Stunde später war sie wieder da, sie hatte mir eine Kravatte angefertigt. So sind sie. Und wieder, eine Frau kann heute zu einem Mann sagen, du bist ein Heiliger, du kannst Wunder tun, am andern Tage, du bist ein kleiner erbärmlicher Mensch. Sie sind rührend, wenn sie lieben, interessant, wenn sie hassen. Man kann wirklich nichts bestimmtes über sie sagen."

Einige Tage später kam sie zu mir, nahm mich am Arm und sagte: „Du Axel, nun habe ich es gesehen!"

„Was hast du gesehen?"

„Daß er ein Dichter ist. In seinen Augen sah ich ein Licht, einen Glanz. Woran er wohl dachte? Seitdem sehe ich das Licht immer wieder. Ich glaube es ist das Bewußtsein der Unsterblichkeit, dieses Licht?"

Einige Tage später, da sagte sie: „Komme, Axel, komme. Es ist etwas ganz Merkwürdiges geschehen. — Höre es ist sonderbar. Der Knecht, den sie den Mönch nennen, ging an uns vorüber. Bluthaupt betrachtete ihn so sonderbar. Ich lachte. Er trägt Sommer und Winter diesen dicken Mantel und diesen großen Hut, sagte ich. Das ist es nicht, antwortete er, dieser Mensch ist ein Verbrecher. Der Mönch! hörst du, Axel? Ja, er hat ein Verbrechen begangen, einen Mord, aber es ist schon lange Jahre her. Woher er das wisse? Er hat das Gesicht des Opfers in dem seinen, er hat zwei Gesichter, ich sehe es, er dachte immer daran. Woher weiß er nur, daß der Mönch ein Verbrechen beging?"

Ich lächelte. „Glaubst du es denn?"

Ingeborg sah mich verblüfft an. „Ja?" sagte sie, kindlich verlegen. Und sie fuhr fort: „Hören Sie, fragte ich dann, wenn sie nun durch die Straße gehen und sehen viele Gesichter? Darauf sagte er, dann sehe ich viele Schuld, gewiß. Woher er das habe? Ich habe früher viel mein Gesicht studiert, sagte er, jedes Laster und jede Schuld prägte sich darinnen ab. Er wurde finster, während er dies sagte. Er ist unheimlich! Ich wollte noch mehr wissen. Wenn sie nun im Gesichte Ihres Bruders einen Mord läsen? fragte ich. So würde ich es ihm sagen und mich in acht nehmen. Wovor? Daß ich nicht auch einen Mord begehe. Ich fragte weiter. Wenn er aber Ihre Geliebte ermordet hätte? Was würden Sie tun?

„Ich würde ihn erschlagen, antwortete er, dabei lächelte er, aber ich erschrak über sein Lächeln, er log nicht."

„Du forschest ihn aus?"

„Ja, ich forsche, Axel!"

Dann sah sie ihn mit der zierlichen kleinen Magd plaudern. Sie sah ihn mitten unter den Knechten stehen, er duzte sie alle. Sie schüttelte den Kopf.

„Er hat hundert Gesichter," sagte sie, „ich gebe es auf, ihn zu erforschen."

Seitdem nannte sie ihn den Mann mit den hundert Gesichtern.

Und sie erzählte es mir immer, wenn sie ein neues Gesicht an ihm entdeckte.

Sehr spät erst entdeckte sie sein wirkliches Gesicht, so wie ich es sehe, wenn ich die Augen schließe und an ihn denke. —

Ich erinnere mich eines Abends, da er so wunderbar über die Menschen sprach,

über Sehnsucht und Glücksverlangen, über Hoffnung, über Glück, über Verirrung, über ihre Trauer, ihren Schmerz, ihre Einsamkeit, ihre Verzweiflung. Wie ein Künstler in die Saiten greift und Akkorde und Melodien flicht, so flocht er Akkord an Akkord und wir hörten ein Lied über des Menschen Herz, das so wunderbar ist, so wunderbar schön, so wunderbar mild, so wunderbar wild, so wunderbar, so wunderbar.......

Ich glaube, daß Ingeborg an diesem Abend sein wirkliches Gesicht entdeckte, ich glaube es, denn sie sprach die ganze Nacht nichts darüber, sie blickte mich nur an und ihre Wangen lächelten. Sie zog meine Hand an die Lippen, sie küßte sie nicht, sie drückte sie nur an den Mund. Sie sann.

Ja, gewiß war es an diesem Abend. — — —



Es ist schön an diesen Sommer zu denken, ihn immer wieder zu durchwandern, durch seine Sonne zu gehen, seine Sonne, nicht die eines anderen Sommers. Ich habe ja seine Sonne im Gedächtnis, sie brennt noch auf meinen Händen und glüht noch um mein Gesicht.

Es ist schön diesen kühlen weißen Korridor zu durchwandern, die Türen zu öffnen, zuzuschlagen, zu Freund Bluthaupt hinaufzusteigen und eine Zigarette bei ihm zu rauchen, ja, es ist eine Lust, in diesen Wald dieses Sommers zu gehen, Ingeborg an der Seite, eingehüllt in Ingeborgs Liebe, die so warm ist, so warm.

All das ist schön. Es ist schön, in den verwilderten Park hineinzulaufen, zu rufen, zu singen.

Nun gehört dieser Park Anton Kreidmeier, einem Knechte.

Ich habe nichts vergessen, nein. Manches ist verschmolzen wie ein Schmuckstück, das man ins Feuer warf, aber vieles steht ganz klar vor mir, scharf, einzeln, für alle Zeiten ist es in meinem Kopfe. Ich bin reich, zuweilen schmerzt mich mein Reichtum, aber nur zuweilen.

Ich habe einen schmalen Riß in der Hand, er rührt von Ingeborgs Busennadel her, all die Jahre ist er nicht vergangen. Oft sehe ich diesen Riß an, ganz zärtlich betrachte ich ihn, ja, ich habe ihn schon gestreichelt. Ach, ich weiß, ich habe einem Manne auf einem Schiffe eine Geschichte über diesen Riß erzählt — er sah schlecht — er vermochte ihn kaum zu entdecken — einem mir gänzlich unbekannten Manne, eine rührende Geschichte von einem Hunde, der diesen Riß verursachte, nur um über diesen Riß sprechen zu können, da ich gerade an ihn denken mußte. So bin ich, muß ich an etwas denken, so komme ich nicht los davon, bis ich es hundertmal gedacht habe, ich muß fortgehen, hinauslaufen, immer wieder von vorne anfangen und an das bestimmte denken. Das ist mir geblieben, es ist recht gut zu vergleichen mit dem vernarbten Riß in der Hand.

Ich betrachte diesen Riß, ich fühle ein Paar Lippen darauf, die das Blut aufsaugen, ich sehe sie, diese gespitzten Lippen, diese bittenden lächelnden Augen, die mich von der Seite her anblicken, um Verzeihung bitten für etwas, was nicht der

Rede wert ist, ich fühle ein paar Haare, die mein Handgelenk streifen. Ich spüre den Geruch dieser Haare. Worte höre ich. Ich höre das Wort mein. Diese Stimme die es sagt, ist weich und zärtlich, sie spricht noch ein kurzes J nach dem Ei, mei—in spricht sie. Ich könnte diesen kleinen Riß küssen und ihm danken, wäre er nicht auf meiner Hand. Ich tue es nicht. Wer hätte je gedacht, daß dieser unscheinbare Riß, das unscheinbarste Ereignis in einer Stunde, in der sonst noch viel geschah, mir so viel werden könnte, aus einer Zeit, da es viele Stunden gab, viele, viele Stunden, da ich die Stunden nicht zählte? Er ist mir nun alles, ja, ich muß sagen, jetzt in dieser Minute ist er mir alles, mein ganzes Besitztum, mein Liebling, mein Glück! Ich sehe ihn ja wiederum wochenlang nicht. Denke nicht an ihn, habe viele viele anderen Dinge, die mich reich machen, in Entzücken versetzen, aber jetzt, ja jetzt ist er mir alles! —

Die Nachtigall hat uns verlassen, die Lerche brütet zum zweitenmal, die Kirschen sind rot. Viele Bäume sind schon geleert. Grüne Äpfel und Birnen, mit Flaum bedeckt, sieht man an den Bäumen. Die Erde fiebert. Sie ist Mutter, milliardenfach Mutter, hat viel zu tun und wird nicht müde, mit heißen Wangen schafft sie.

Die Sonne funkelt, der Himmel ist blau wie Stahl, stille weiße Wolken sind über ihn verstreut wie weiße Segel über ein Meer.

Was dachte ich? wie war ich?

Ich sehe mich herumgehen. Ich trug einen weißen Anzug, meine Hände und mein Gesicht waren braun von der Sonne. Ich ging mit weiter vorgerückter Brust. Ich ging leicht dahin, der Boden wippte unter meinen Füßen, ich war nie müde, ich hatte immer das Gefühl zu schweben. Leicht geriet ich ins Tanzen. Ich ging in meinem Zimmer auf und ab, da passierte es mir oft. Rotes Viereck, blaues Viereck, meine Füße kaprizierten sich auf das rote Viereck. Rotes Viereck rechts, rotes Viereck links, — da tanzte ich schon. Oft schlich ich, ich ging leise, ganz leise. Weshalb aber ging ich doch nur leise?

Ich ging tief hinein in den Wald, wo er dunkel wurde und seltsame glänzende Pilze wuchsen und schillernde Fliegen, dort fing ich an zu singen, ich sang so laut ich konnte, unsinniges Zeug sang ich. Oder ich sang Ingeborgs Namen, ich sang so laut ich konnte und lauschte auf den Widerhall. Ich ging durch den Wald, alle Blätter hätte ich küssen mögen, jedes einzeln, vorn und auf der Rückseite. Viele küßte ich auch. Denn es konnte sein, daß eine plötzliche Welle von Glück über mich stürzte, dann mußte ich wohl oder übel die Blätter küssen.

Ich ging um den See herum, der im Parke lag, ich erinnerte mich plötzlich eines Wortes, eines süßen Wortes, das zwei Lippen mir aufs Ohr küßten.

Die Welle des Glückes stürzte über mich, ich zog die Ringe vom Finger und warf sie in den See, ich zog die Nadel aus meiner Binde und warf sie in den See.

Niemand sah es.

Immerzu sang es in mir.

Wir wollen uns schmücken, mein Mädchen, denn unser Glück ist gekommen! Laß uns Kränze von Rosen auf dem Haupte tragen, da es Sommer ist, gib mir

deine Hände, du Liebe, sieh, wir wollen die Arme schwingen und tanzen, da die Wiesen grün sind!

So sang es in mir.

Einmal da stand ich am Fenster und die Sonne ging unter. So schön ging sie unter, das Tal leuchtete, alles hielt der sinkenden Sonne sein Geschenk entgegen, die Gräser funkelnde Rubine, die Wälder goldene Schleier, der Fluß Feuer, ein Winken war es, ein heiteres Abschiednehmen, und die Sonne lächelte und sank. Da kam es über mich, da ich die Freude sah und die Dankbarkeit des Tales und das Lächeln der Sonne, da ich so glücklich war, so reich, ich lächelte, aber es kam über mich, und ich mußte weinen, ich lächelte und weinte zu gleicher Zeit.

Wie ich weinte, faßte mich eine Hand und ein Paar Augen blickten mich an. „Du weinst, Axel?"

Ich lachte, die Tränen spritzten über mein Gesicht, weil ich beim Lachen den Kopf schüttelte, ich zog Ingeborg an mich und sie blieb regungslos bei mir, nur ihre Lippen bewegten sich unmerklich, sie küßte immerzu mein Herz. — — —

Der glückliche Mensch! Ich kann dir wohl sagen, wie er aussieht, wie er außen und innen aussieht!

Schön macht das Glück, weise und gut.

Wie ein junger Gott wandelt er, der Glückliche, er geht nicht, er wandelt. Rosen auf dem Haupte, Rosen auf den Wangen, Rosen in seinem Kopfe, was er berührt, das lebt, was er anblickt, das leuchtet. Feuer ist seine Stimme. Er steht auf seiner Höhe und blickt auf die Dinge und versteht sie, von oben blickt er auf alles und versteht, denn alle Dinge kommen aus Glück und Unglück hervor. Er versteht die großen Herzen und die kleinen, die glühenden und die vereisten, er versteht das Lied des Vogels und eines Dichters Vers.

Wisse, daß er Freude um sich streut, es gibt viele Bettler auf dem Wege des Lebens, und die meisten erkennt nur das Auge des Glücklichen. Er sucht. Er hat einen Feind, den er grimmig haßte, viele Jahre, einen der ihn bitter verriet, er ist glücklich, schreibt an ihn, laß es gut sein, schreibt er an ihn, es ist vergessen, neue Tage sind gekommen. Mit Tränen in den Augen schreibt er es, sein Herz strömt über. Er wandert zu dem Trotzigen, pocht an seiner Türe, pocht und pocht, bis er öffnet. Verzeihe, verzeihe, sagt er, ich, ich war ja schuld —

Schon manch einen habe ich gekannt, der Geld und Gut und Ehre verschenkte, weil er glücklich war, ja der selbst sein Glück verschenkte, da er glücklich war, und arm davon tanzte in einem Hemde.

Wisse, so macht das Glück, daß sich einer ans Kreuz schlagen läßt und seinen Mörder nicht flucht, ja, es kann geschehen, daß einer lügt und den Menschen Paradiese erdichtet, weil er glücklich ist.

Eine Lawine von Glück rollt er durch Jahrtausende.

So ist das Glück: Sprichst du davon, so mußt du sprechen, tausend und tausend Tage und Nächte und du findest kein Ende, immerzu mußt du sprechen, immerzu —

Zwei glückliche Menschen wohnen da oben im Bergwalde.

Ich sehe ein kleines Lichtchen brennen in einem dunkelen Zimmer. Ein kleines Lichtchen, ich sehe ein Lächeln, ein Gesicht, das in goldenen Haaren schwimmt.

Ich höre flüstern. „Ich bin dein."

Ich bin dein, ich bin dein.

Sommernacht, du bist ein dunkelblauer Edelstein.

Sommernacht, du bist ein duftender Hauch aus Gottes Munde. Sommernacht, du bist das klare gütige Auge einer jungen Mutter.

Ist nicht das die Sommernacht, ein warmer dunkelblauer Wald, ein nacktes Kindchen im Moose, das mit einem brummelnden Bären spielt? Ist nicht das die Sommernacht, ein Zwerg sitzt auf einem Brunnenrande und blickt in einen Spiegel? Ist nicht das die Sommernacht — ein Gesang aus der Ferne — ein Winken irgendwo — ein Kuß in der Luft — — ein Seufzen — — ein Blitz von Blut —

Ich bin dein, ich bin dein!

Ich denke an den Leib eines Weibes, der zu blühen beginnt. Das träumte ich einmal, es standen rätselhafte Worte auf den Lidern des Weibes — weiße Augen — Augen wie Lichter —

Ich denke — — Tiefen öffnen sich, die Welt schlägt ihr Auge auf und blickt mich an — ich knie vor Gottes Thron und Gott flüstert mir seine Geheimnisse ins Ohr.

Ich bin dein, ich bin dein!!

Die Welt steht still, es ist weder dunkel noch hell, laut noch leise. Es flüstert.

„Siehst du meine Augen?"

„Ja, ich sehe sie. Sie brennen."

„Deine Augen sind eine glänzende Nacht. Sterne sind darin." Es flüstert.

Es ist ein Sprühen und Schreiten ringsum. Alte uralte Götter wandeln um uns. — —

Sommernacht, du bist ein dunkler Cypressenhain, durch den uralte Götter wandeln mit langen Bärten. Sie tragen die Bärte auf den Armen, um nicht daraufzutreten, es ist dunkel, ihre Augen leuchten — —

Diese Dinge, die kein Mensch erfassen kann, kein Mensch denken kann — —

Der Tag graut, es wispert in meinem Zimmer, es kichert. „Der Mond fällt rückwärts in den Wald," sagt Ingeborg und kichert.

„Was sieht er wohl alles in einer Nacht?" sage ich.

Ingeborg kichert.

„Mir fällt eben ein, Ingeborg, erinnerst du dich, ein Mann hat geschrieben: Des Lebens ungemischte Freude —?"

„Ja, o Axel, ein armer, armer, unglücklicher Mann war das —"

„Hahaha!"

„Sind wir Kinder?"

„Ja, ich bin so fröhlich, so leicht. Ich fliege. Ich könnte ohne Aufhören lachen, lachen!" — —

Auf der Wiese vor dem Schlosse stand eine kleine schlanke Birke. Sie hatte

seidenweiche junge Blätter, die immer etwas zu wispern hatten, und eine Rinde so weiß und weich wie das Fell eines Kaninchens. Vor diese Birke zimmerten wir eine Bank, Ingeborg und ich. Einen Tag brauchten wir dazu, bis wir die Pflöcke zuspitzten, das Brett sägten. Wir lachten viel bei der Arbeit und Ingeborg fieberte vor Eifer.

Viele Abende saßen wir auf dieser kleinen Bank und sahen zu wie die Sonne unterging.

Wir saßen wieder auf der Bank unter der Birke und der Abend begann zu glühen.

„Euch Göttern schreiben wir einen Brief! Wir Ingeborg und Axel!" sagte ich.

„Beginne Axel!" sagte Ingeborg.

Und ich begann: „Ihr Götter, ihr guten Götter, ihr habt eure guten und eure schlechten Tage wie wir Menschen. An euern schlechten Tagen, da schafft ihr Menschen mit gewöhnlichen Gesichtern und einer Seele nicht tiefer und wärmer als eine Regenpfütze im März.

Aber an euern guten Tagen, da schafft ihr Menschen mit einem Antlitze, unvergeßlich, mit einer glühenden tiefen Seele. An eurem besten Tage, da schufet ihr Ingeborg."

„Ihr guten Götter, ihr habt gewiß große Ohren, dann hörtet ihr was Axel sprach und ihr vernahmet seine sanfte Stimme. Seht euch sein Gesicht an und ihr wißt, wie gütig er sein muß."

„Ihr Götter über den Wolken, ihr kennt Ingeborg wohl, dann begreift ihr auch und ihr verzeiht mir, daß ich nicht mit euch über den Wolken wandeln möchte, trotzdem ihr Götter seid."

„Das möchte ich auch nicht!" schrie Ingeborg. „Nein, ihr alten freundlichen Götter. Aber ich bitte euch, straft uns nicht für unsern Frevel!" — —

Wir saßen wieder auf der Bank unter der kleinen Birke. Die Bank hatte gerade Raum für zwei Menschen.

Es war in der Stunde, da die Sterne noch nicht aufgegangen sind und man sie doch alle mit den Blicken ahnt.

Ich sagte: „Ingeborg, du bist mein Liebling, und mein Herz ist so reich geworden, seitdem ich dich küßte."

Ingeborg sagte: „O, Axel, ich erschrecke vor Freude, sehe ich deinen Schatten um die Ecke kommen. Das Blut weicht aus meinen Wangen, wenn ich deine Stimme höre. Es ist mir unbegreiflich, daß ich deine Küsse ertrage, ohne zu sterben."

Ich sagte: „O, Ingeborg, ich bin ein Garten, ein blühender Garten. Ich bin in Blüte, Ingeborg!"

Ingeborg sagte: „Ich sehe alle Dinge verändert, und liebe sie mehr als je. Ich liebe die Steine sogar, die auf der Straße liegen. Auf allen Dingen scheinst du zu sein. Die ganze Welt ist ein Spiegel geworden, der dich mir zeigt. Ich habe dein Lächeln schon im Laube einer Buche gesehen und deine Hand in einer Wiese,

die sich bewegte. Ach, käme doch etwas, wodurch ich dir meine Liebe zeigen könnte. Ich würde betteln gehen für dich, von Haus zu Haus —"

Ich sagte: „Ich höre kaum was du sagst, ich höre nur deine Stimme. Sie singt mich in den Tod. Das ist herrlich. Das ist herrlich, die Augen zu schließen und in Gedanken der Linie deines Profiles zu folgen.

Das ist herrlich, deine Haare anzusehen, ich habe jedes Fünkchen deiner Haare im Gedächtnis. Wie sind deine Haare? Sie sind als ob sie überall Augen hätten. Das ist herrlich, deine Wimpern haben einmal meine Schultern berührt, immerzu fühle ich es — jetzt — in jeder Minute —"

Ingeborg sagte: „O, mein Geliebter, wirst du mich immer so lieben?"

Ich sagte: „Warum fragst du, süße Herrlichkeit?" Ingeborg sagte: „Ich weiß es, ja! Aber doch sollst du mir es im Tage einmal sagen und tausendmal, daß du mich liebst."

Ich nahm Ingeborgs Hände und legte sie auf meine Brust, ich öffnete das Hemd, so daß sie meine nackte Brust berührten.

Und ich sagte: „Ich werde dich lieben in alle Ewigkeit, ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich — —"

So ist das Glück: Sprichst du davon, so mußt du sprechen, Tag um Tag, Nacht um Nacht, du kannst nimmer aufhören, nein, das kannst du nicht, du mußt sprechen, sprechen — schreien — flüstern — immerzu — —

s zog eine drohende Wolke herauf über unseren Himmel, eine finstere Wolke, sie drückte mich nieder. Ich schlug an meine Brust, brach in die Knie und betete zu dem großen Geiste.

Die drohende Wolke zog vorbei, sie zerschmetterte mich nicht. Lange danach erst kam der Blitz, da der Himmel wieder klar und leuchtend war — —

Ingeborg erkrankte.

So begann es. Wir saßen auf der Wiese am Waldesrande, die Ingeborg Honigtröpflein taufte. Da standen viele gelbe Blumen, aus denen Honig tropfte. Man roch den Honig schon von weitem, ein Heer von Bienen brummelte immerzu auf der Wiese. Da saßen wir in der glühenden Sonne, aber Ingeborg fröstelte.

Wir gingen nach Hause, durch den Park, Ingeborg schmiegte sich an mich. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus. In der Allee stand eine Statue, die das Schweigen darstellte, eine Frau, die zwei Finger an die Lippen legte. Die Blässe des Marmors hatte Ingeborg erschreckt. Am Abend erholte sie sich wieder. Karl speiste mit uns, wir waren guter Dinge, plauderten, lachten.

Aber am andern Morgen war Ingeborg krank.

Ich jagte in die Stadt und holte einen Arzt, depeschierte in die Hauptstadt. Der Weg führte durch den sommerstillen Wald, die Vögel zwitscherten. Mein Herz war unruhig, meine Ungeduld flog vor mir her. Ich jagte durch Dörfer

und Ortschaften, die Leute drohten mit der Faust. Es kam auf ein Dutzend dieser Bauernkaffern nicht an.

Der Arzt verstand nichts. Auch Karl verstand nichts, oder er stellte sich so.

Ingeborg lächelte.

Es ginge vorüber, heute Abend wolle sie wieder aufstehen.

Niemand schien zu hören, daß sie hastig sprach, fast plappernd wie ein Kind, niemand schien den metallenen Glanz in ihrem Auge zu sehen.

Karl las vor. Ich hörte nicht, was er las, nur dann und wann trat ein Bild vor mein Auge, farb- und konturlos wie ein abgewaschenes Aquarell. Ingeborg schlief ein.

Ich saß allein bei Ingeborg im weißen Zimmer. Die Angst nagte an meinem Herzen. Goldene Dämmerung kam ins Gemach, Ingeborgs Haare glänzten wie Erz. Ihre Brust hob und senkte sich langsam, diese gleichmäßige Bewegung brachte Frieden in mein Herz. Unwillkürlich atmete ich im selben Takte, dann fiel es mir auf, wieder begann die Angst zu nagen. Es wurde dunkel, Ingeborgs Haare schimmerten, die Dämmerung senkte sich immer dichter über sie, es war, als entwiche sie mir. Ich zündete eine Kerze an. Da erwachte Ingeborg.

Sie blickte mich mit großen Augen an und es schien, als besänne sie sich.

„Wie spät ist es Axel?" fragte sie

Der Abend sei eben gekommen.

„Dann muß ich noch lange schlafen," sagte Ingeborg. Aber sie schlief nicht wieder ein. Es sei heiß. Ihre Wangen glühten. Ich öffnete ein Fenster, ein kühler Wind wehte, wie nach einem Gewitter, ich mußte es wieder schließen. Über den Himmel zogen schwere hängende Wolken, die die Wälder streiften. In der Ferne dampfte es, es regnete. Ich legte kalte Tücher auf Ingeborgs Stirne, aber im Augenblicke waren diese Tücher warm. Ingeborgs Augen waren feuchtglänzend, wie blaues und weißes Email.

„Nun bin ich krank," sagte Ingeborg und nickte müde. Sie schloß die Augen.

Die Nacht kam. Karl ließ fragen, ob er mir irgendwie behilflich sein könnte. Nein, danke. Langsam gingen die Minuten. Der Wind wurde stärker, er fauchte gegen die Scheiben, zuweilen murmelte er, als schüttele ihn die Kälte. Es rumorte in den Bergen und Wäldern von fernem, dumpfem Donner.

Es zogen Gedanken hin und her in meinem Kopfe, eine Stimme flüsterte in mir. — —

Das große gelbe Haus mit den vielen Zimmern lag ganz still, als wohne niemand darinnen als die Bilder an den Wänden und Erinnerungen.

Man hörte weder Türen noch Schritte und der Hof lag ebenfalls ohne Laut, wie am Sonntage, wenn das Gesinde in der Kirche war. Nichts rührte sich, kein Ruf, kein Schritt. Dieses Schweigen war hörbar und es kam mir vor als verdichte es sich von Stunde zu Stunde.

Ich setzte einige Uhren in Gang. Nun hörte man nichts als diese Uhren. Das Schweigen aber wuchs, es breitete sich immer dichter um das Haus. Alles schien zu lauschen auf einen Schritt in der Ferne, der näher kam.

Eine Stimme flüsterte in mir. Ich verschloß ihr mein Ohr. Ich wollte sie nicht hören.

Der Arzt aus der Hauptstadt traf ein. Er sagte, daß Ingeborg eine außergewöhnlich kräftige Natur habe. Da flüsterte die Stimme in mir lauter, es waren nun zwei Stimmen, die in mir flüsterten. Ich hörte sie, aber ich glaube ihnen nicht. Ich ging umher und trug ein gleichmütiges, ja ein zuversichtliches Gesicht zur Schau.

Die Stunden waren endlos. Bis die Nacht kam, bis die Nacht verging! Es waren kühle stürmische Gewittertage, die Wolken fingen sich in den Bergen und fanden keinen Ausweg mehr. Langsam schleppten sie sich im Kreise und knurrten.

Ich schlief nicht. Ich spürte keine Müdigkeit, aber mein Gehör schlief ein. Ich ließ Ingeborg nicht aus den Augen, es gab Kissen zu richten, Fruchtsaft zu reichen, Eis aufzulegen. Ich ließ niemand ins Krankenzimmer außer dem Arzte, der im Schlosse Wohnung genommen hatte.

Ich trug Ingeborgs fiebernden Körper ins Bad und zurück ins Bett, ich war kräftig, im übrigen war es meine Ingeborg, und niemand hatte ein Recht, sie zu pflegen außer mir.

Schlafen Sie doch! sagte der Arzt. Sie sind selbst krank! Nein! sagte ich.

Es kam eine Nacht, da saß Ingeborg plötzlich steif im Bette mit langem Gesichte, glitzernden Augen, und zählte an den Fingern etwas ab.

„Sieben Zettelchen, es sind sieben!" rief sie mit der Stimme eines erschrockenen Kindes.

Ich erblaßte. Da war es!

Stundenlang phantasierte Ingeborg, bis sie ermattet in die Kissen zurückfiel.

Viele Stimmen schrien in mir, so laut, daß ich sie hören mußte. Sie ist verloren! schrien sie. Und eine schrie unausgesetzt: Ingeborg! Ingeborg! Und eine betete, betete wirre, entsetzte, hilflose Worte, immerzu.

Tag und Nacht waren die Stimmen in mir.

Pazzo heulte im Hofe. Er ahnte, daß die Herrin in Gefahr schwebte.

Ich taumelte hin und her in meinem Zimmer. Ich weinte nicht, ich klagte nicht, nein, ich betete nicht. Die Stimmen waren in mir. Es war nun auch eine Stimme in mir, die unausgesetzt weinte. Aber ich weinte nicht. Ich taumelte in meinem Zimmer hin und her.

Ich nahm ohne Gedanken ein Federmesser vom Schreibtisch und stieß es mir in die Hand. Ich spürte nichts, es blutete. Ich sah das Blut, ja, ich hatte mir das Federmesser in die Hand gestoßen, wann denn, warum denn?

Es kam noch eine Stimme in mich hinein, die schrie unausgesetzt: Hilfe, Hilfe! Sie rang die Hände, die Stimme rang die Hände. — — —

Ich habe gerungen mit Ingeborg, mit aller Kraft, sie war stärker als ein Mann, ich mußte sie zurückhalten, ich mußte ihr wehe tun. Sie jammerte, jammerte. Sie wollte in den Wald laufen. — — —

Ob etwa eine seelische Erregung vorhergegangen sei? fragte der Arzt.

Liebe, Liebe, mein Bester! — — —

Der Tag kommt und geht. Die Nacht kommt und geht.

Nun lebt kein Schweigen mehr im Hause. Nun lebt der Schrecken im Hause. Wo man hinsieht, kauert er, in allen Gesichtern kauert er und wo man hinhorcht, hört man ihn. Ingeborgs Rufen und Jammern wird für immer in den Sälen des Hauses bleiben.

Der Arzt mißt die Temperatur, zählt den Puls und gibt Befehle. Seine Mienen sind verschwiegen, er zuckt die Achseln.

Ich bin bleich und verstört, ich verstehe nicht, was man zu mir sagt. Mein Körper ist wie gelähmt, ich kann keine Miene mehr bewegen, aber ich schlafe nicht.

Auf einige Minuten überfällt mich hin und wieder der Schlaf, das ist alles. Ich blicke in den grauen Wald, über dem die geballten Wolken hängen und der Schrecken greift in mein Herz. Ich blickte auf Ingeborg, die ohne Bewußtsein liegt, und es ist mir als presse eine Hand mein Herz zusammen wie ein Frucht.

Wie gut ist Karl! Er schläft nicht. Er sitzt nebenan im weißen Salon, einen großen Atlas auf den Knien und studiert Geographie. Es ist hübsch wie ein Vogel über die Kontinente da unten zu fliegen, sagt er. Ich weiß wohl, daß ihn die Kontinente gar nicht interessieren, daß er leidet und es niemandem zeigen möchte. Und er beginnt stets von einem ähnlichen Falle zu sprechen, so oft er mich sieht.

„Meine Schwester — zwanzig Tage — welch ein Fieber, Axel! Heute lachen wir, tolles Zeug sprach sie."

„Mut! Axel, schlafe! Wir wachen ja. Der Alte sagt, Ingeborgs Natur sei außerordentlich kräftig."

„Es ist schon gut, danke," sage ich und begebe mich wiederum zu Ingeborg. Ich friere, meine Kleider sind durchnäßt, aber ich habe ja keine Zeit, sie zu wechseln. Sodann ist es ja auch höchst einerlei, ob meine Kleider naß sind oder nicht. Man mußte an einen Soldaten im Kriege denken, acht Tage keinen Schlaf, acht Tage im Schneegestöber mit zerschossenen Fingern, man mußte an einen Seemann denken, acht Tage Sturm. Meine Füße sind erstarrt, ich fühle den Boden nicht mehr, wenn ich gehe, bergauf, bergab scheine ich zu steigen, oft ist es mir, als ob ich auf den Knien ginge.

Ich weiß nicht wie lang mein Arm ist. Ich halte die Hand hinaus und ich glaube, mein Arm sei so lang, daß ich die Türe öffnen könnte, ohne vom Stuhle aufzustehen. Zuweilen denke ich, ich sei umgefallen und liege auf dem Boden, aber ich sehe doch, daß ich aufrecht stehe. Das Zimmer schwankt wie ein Schiff.

Aber sobald ich bei Ingeborg bin, sammeln sich meine Kräfte und ich verspüre weder Müdigkeit noch Schlaf.

Zuweilen erwachte Ingeborg und sie erkannte mich und sprach einige Worte.

Die Stimmen in mir jauchzten. Alle Stimmen waren zu einer geworden und diese jauchzte, jauchzte.

Ihre Stimme klang verändert, kindlich und ein wenig heiser. Häufig ver-

mochte sie es nicht, ihre Gedanken zu sammeln. Aber dann sprach sie durch einen Blick, eine Bewegung der Hand und ich wußte, was sie sagen wollte. Sie war blaß und schmal, die Haare umhüllten ihren Kopf und ihre Schultern.

„Ich bin wohl sehr krank?" fragte sie. Ich lächelte und entgegnete ihr, daß es nun schon besser mit ihr ginge.

„Axel, ich möchte den Himmel sehen!"

Ich zog die Vorhänge zurück, es regnete, die Wälder lagen grau. Eine hohe dunkle Wetterwolke stand drohend am Himmel und ängstliche Vögel flatterten weiß wie Asche hin und her vor ihr.

„Wie geht es unserer kleinen Birke, Axel?"

„Sie ist traurig, daß sie dich nicht sehen kann, Ingeborg."

„Was tut sie?"

„Sie steht im Regen, wie ein Kind, das nicht ins Haus kann und wartet. Ihr Stamm sieht schneeweiß aus, ihre Blätter hängen durchnäßt nach unten und regen sich nicht."

„Ist unsere kleine Bank da?"

„Freilich, Ingeborg. Die Regentropfen zerspringen auf ihr."

„Wie sieht sie aus?"

„Vielleicht wie ein gelber Hund, der an die Birke angebunden ist und den sein Herr vergessen hat."

Ingeborg neigt den Kopf zur Seite und lächelt müde.

„Was ist auf der Straße zu sehen, Axel?"

„Tiefe Räderspuren, in denen das Wasser rieselt. Grauer Schlamm ist sie. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Man sieht so wenig, daß du glaubst auf dem flachen Lande zu wohnen."

„Einen Vogel siehst du wohl nicht, Axel?"

„Doch, Ingeborg. Ein ganz kleiner sitzt dort auf einem Apfelbaum."

„Was tut er?"

„Er sitzt unter einem kleinen Dache aus Blättern und schaut dann und wann heraus, in den Himmel hinauf, ob es noch nicht bald zu regnen aufhört."

Ingeborg blickt in eine unbestimmte Weite. Lange. Tränen treten in ihre Augen.

„Nein," sagt sie dann, „es ist unmöglich!" Sie schüttelt langsam den Kopf; es ist als wiege sie ihn hin und her.

„Was meinst du?"

„Ich kann nicht sterben. Es ist unmöglich!" Ich zwinge mich zu einem Lächeln. Ein krankes, mattes Kindchen sei sie. Ich nehme ihre Hand. Es ist keine Kraft in den langen, abgezehrten Fingern.

„Ingeborg, ich liebe dich."

Ingeborg nickt müde und lächelt.

„Ja," sagte sie, „ja," und blickt in die Weite.

Ich rufe Karl. Karl tritt ein.

„Hallo!" ruft er. „Nun geht es ja wieder gut, Frau Ingeborg!"
Ingeborg lächelt und nickt.
„Ja," sagt sie und blickt in die Weite.

Es gab einen Tag, an dem sie noch nicht die Augen geöffnet hatte. Die ganze Nacht hatte sie gefiebert und geredet und phantasiert, nun lag sie vollkommen erschöpft und still.

Ich saß neben dem Bette und beobachtete sie. Ihr Atem ging schnell und leicht, sie war durchsichtig blaß, mit bläulichen Schatten unter den Augen und in den Wangen. Ihre fahlen Lippen waren halb geöffnet und die langen Wimpern schwebten über den Augen, die als ein schmaler Spalt zu sehen waren. Der Puls am Handgelenk zuckte.

Am Vorhange spielte eine bleiche Sonne, es wurde wieder dunkel und abermals spielte die bleiche Sonne an den Vorhängen. Eine Uhr ticktickte. Sie hämmerte und von Zeit zu Zeit begann es im Gehäuse zu sausen und zu klingen. Zuweilen war es mir, als bewege ich mich sehr schnell von der Stelle, als säße ich in einem dahinfliegenden Zuge. Am Vorhange bewegten sich die Schatten von Blättern auf und nieder, sobald die Sonne schien, und dann und wann kamen sie so nahe, daß man deutlich ihre Form unterscheiden konnte. Es waren Lindenblätter mit langen Zähnen am Rande.

Ich sah auf das Zifferblatt der Uhr und entdeckte, daß der Minutenzeiger zuckte wie ein langsamer Puls. Alles im Zimmer begann zu zucken wie Ingeborgs Puls. Plötzlich blieb die Uhr stehen und ich erschrak. Schweigen erfüllte das Zimmer und die Schatten an den Vorhängen regten sich nicht mehr.

Es verging eine unendlich lange Zeit, die mit ganz sonderbaren Dingen angefüllt war. Die kleine dunkle Spalte unter Ingeborgs Wimpern veränderte sich nicht, ihre Lippen schienen erstarrt zu sein.

Ingeborg regte sich nicht mehr, sie lag ganz still und schien länger geworden zu sein. Ich sah immerfort diese kleine dunkle Spalte unter Ingeborgs Wimpern an, sie klaffte, sie war starr. Was ist das? dachte ich.

Ich konnte mich nicht bewegen, ich wollte aufstehen, aber ich war wie gelähmt, ich wollte rufen, aber ich konnte nur die Zunge gegen die Zähne drücken, nicht einmal die Lippen konnte ich bewegen. Ingeborg lag steif und still.

Da hörte ich eine Türe gehen, der Arzt trat lautlos ein. Karl stand unter der Türe, ich sah ihn stehen, obgleich ich nicht hinblickte. Der Arzt trat ans Bett und hob Ingeborgs Hand in die Höhe, diese Hand knickte im Gelenk ab und fiel leblos auf die Decke zurück. Der Arzt blickte mich an, ich nickte. Karl kam, strich über mein Haar, und wieder nickte ich. Der Arzt ging, Karl ging.

Ich begriff nichts. Ingeborg war tot? Nein, es konnte nicht sein.

Es entstand ein Flüstern im Zimmer nebenan, die Türe wurde ein wenig geöffnet und in der Spalte zeigte sich eine Menge Gesichter, die Mägde und Knechte waren es. Jemand schluchzte und einer machte: Pst! ganz leise.

„Klaget nicht," sagte ich und stand auf. „Ihr müßt nicht klagen, ihr müßt euern Schmerz mit Würde tragen, Freunde."

Ingeborg war tot, aber ich empfand keinen Schmerz. Es schien, als sei mein Herz mit Ingeborg gestorben. Die Sonne flutete gegen die Vorhänge und Ingeborg lächelte friedlich, wie ein Kind, das vom Himmel träumt.

Ingeborg ist tot. Ein Mann trägt seinen Schmerz mit Würde.

Weinet nicht, ihr Knechte und Mägde. Ihr müßt euern Schmerz mit Würde tragen.

Man würde Ingeborg in die Erde versenken, oder man würde ihren Leichnam mit Salben durchtränken, um ihn gegen die Verwesung zu schützen. In der Ahnengruft drunten in der Kirche schliefen viele Frauen.

Weinet nicht ihr Knechte und Mägde.

Die alten Diener kamen in Festtagskleidern herauf und fragten, ob sie dem Herren irgendwie dienen könnten.

„Blumen, Blumen ....."

In Ingeborgs Gemächern sieht man keinen Sessel mehr, keine Wand, keinen Teppich.

„Blumen, Blumen ....."

Eine Bahre aus grünen Zweigen.

Ich denke nach. Nein, ich konnte Ingeborg nicht in die Erde betten. Ich konnte es nicht zugeben, daß sie verweste — nein, bei Gott, nein! Also mußte sie in die Gruft gebettet werden, mit Spezereien getränkt. Aber auch das ging nicht an. Ich hatte Mumien gesehen, die mich mit Schrecken und Abscheu erfüllten. Nein, nein. Auch das ging nicht.

Das Meer? Ein tiefes grünes schaukelndes Grab, ein dunkler immergrüner Wald mit leuchtenden Fischen und Korallenhecken. Aber da würden die Fische kommen. Ich sah, wie sie Ingeborgs Leib umkreisten, immer enger, immer enger —

Nein, nein, auch das ging nicht.

Es gibt nur eines: das Feuer! das Feuer! Ein Grab inmitten donnernder jubelnder wehender Flammen!

Und ich befehle Holz aufzuschichten für ein großes Feuer, das über die Berge leuchten sollte, damit alle es sähen. Auf der Wiese vor dem Hause.

„Tränkt das Holz mit Öl und Wohlgerüchen!" Ein Teppich aus weißen Rosen bedeckte den Weg, wie ein Bach von Milch, floß er aus Ingeborgs Gemächern über die Treppe, über die Wiese.

Die Stunde kam heran, da sie Ingeborg auf die Wiese trugen und auf den blumenübersäten Scheiterhaufen legten. Ich stand dicht daneben und um Ingeborgs Grab herum standen Knechte und Mägde, abseits stand Karl mit großen leuchtenden Augen.

Der Himmel war grünlichblau wie im Frühling, ein frischer Wind blies, die Vögel sangen im Walde und in den alten Kastanien vor dem Schlosse.

Ich blickte auf Ingeborg, die schlank und schmal in einem Bette von Blumen lag.

Das Feuer züngelte, ich sah nichts mehr, Feuer, Feuer.

Die Flammensäule fiel in sich zusammen und ein dichter brauner Qualm hob sich aus der Aschenstätte, und löste sich auf in feinen Rauch, der über das glänzende Blau des Frühlingshimmels wie ein Schleier zog. Der Schleier zerriß und Stück um Stück zog über das Tal und es sah aus, als ob Schwärme von Zugvögeln hoch oben über den Himmel strichen.

Die Knechte und Mägde sahen dem Rauche nach und weinten still: dort oben zog die Herrin davon! Nie würden sie sie wiedersehn, nie nie mehr.

Sie standen noch immer im Kreise um diese Stätte wie am Morgen, da die Sonne aufging. Viele weinten, da und dort aber stand einer und lächelte: er dachte an die Herrin.

Karl stand und blickte unverwandt auf seine Brust herab. Da lag ein blondes Haar, das das Feuer zu ihm herübergeweht hatte. Er wagte es nicht, sich zu bewegen und sah unverwandt auf das blonde Haar auf seiner Brust.

Vor dem Aschenhaufen lag Pazzo und leckte sich die verbrannten Läufe ab, er heulte dazwischen leise, wobei er den spitzigen Kopf hob und in den Himmel emporblickte. Er hatte den Versuch gemacht in das Feuer zu springen.

Der Rauch wurde dünner und erstarb.

„Sammelt die Asche in silberne Becken!" sagte ich und streckte die Hand aus. Diese Hand war die Hand eines Greises, welke Haut, krause Adern.

Und ich streute die Asche in den Wind, der sie entführte. So sollte Ingeborg zurückkehren in die Welt.

Der Wind würde die Asche in Blütenkelche streuen, Mädchen auf die roten Lippen, Zechern in die Becher, schlafenden Kindern in die offenen Mäulchen. Und so bald die Nacht käme, würde es zu flimmern anfangen, wie die Kerzen in den dunkeln Höhlen der Kirchen flimmern, in den Wäldern, über den Feldern, in den finsteren Gemächern, hoch in den dunkeln Wolken, tief im schwarzen Meere. Über die ganze Welt würde es flimmern. Ja.

Das war Ingeborg!

Ich wusch die Hände und kniete nieder. Ich breitete die nassen Hände vors Gesicht und weinte.

Ich weinte nicht aus Schmerz, ich weinte, weil ich Ingeborg verschenkt hatte. Ich hätte sie behalten können, seht, drunten in der Gruft der Kirche schliefen viele Frauen, aber ich gab sie her.

Und deshalb weinte ich und ich weinte so sehr, daß mir die Tränen wie Bäche über die Wangen stürzten.

Und während ich weinte, vernahm ich Ingeborgs Stimme, die mich tröstete. Sie rief.

„Axel, Axel!" rief sie.

Da lächelte ich und nahm die Hände vom Gesicht und lauschte auf Ingeborgs Stimme.

Etwas berührte meinen Arm und ich richtete mich auf und wandte den Kopf. Ingeborg saß aufgerichtet im Bette und blickte mich an. Die Haare hingen ihr über die schmalen Wangen und ihre Augen waren groß und verwundert auf mich gerichtet. Sie sah aus wie ein schlankes Mädchen von fünfzehn Jahren.

„Axel," sagte sie, „warum weintest du?" Sie sprach mit kindlicher, hoher Stimme.

Ich hatte geträumt und dieser schreckliche Traum stand plötzlich wieder vor mir. O! Ich glitt in die Knie und legte mein Gesicht in Ingeborgs Schoß und schluchzte vor Glück.

„Ingeborg, Ingeborg!"

Ingeborg küßte mir die Haare. Sie atmete tief auf.

„Wie frisch fühle ich mich," sagte sie.

„Sage, Axel, warum weintest du? Ich hörte dich weinen, erwachte und sah dich sitzen. Du schliefest, aber die Tränen liefen dir über die Wangen. Sage es mir."

„Nun weine ich, weil du dich besser fühlst, Ingeborg. Wie herrlich das ist! — Ich weinte, ja, ich träumte. Haha, es war ein konfuser Traum!" Ich wollte irgend etwas ersinnen, aber nichts fiel mir ein. Das Blut stieg mir ins Gesicht. „Ich träumte etwas aus meiner Kindheit — ich zerbrach etwas — weiß Gott, was ich zerbrach — ich glaube es war eine Vase — was war es doch?"

Immer noch schwankten die Schatten der Blätter an den Vorhängen auf und ab, ich konnte nicht lange geschlafen haben.

„Ich möchte Pazzo sehen," sagte Ingeborg. „Welche Freude wird er doch haben."

Ob sie sich nicht noch ein wenig gedulden wolle? Pazzo ginge es ausgezeichnet.

Geduldig fügte sich Ingeborg.

Es poltere immer. Was sei es doch?

„Gewitter ziehen in den Bergen."

Wie schade es sei. Gewitter habe sie so gerne. Sie lachte. Ihr Lachen klang fieberisch und es erschreckte mich. Ein metallener Glanz zuckte in Ingeborgs Augen. Aber der war ein Narr, der verlangte, daß sie in einer Stunde gänzlich genas.

Es gäbe wohl auch später noch Gewitter.

Ja, auch das — Hahaha!

Ich gab ihr Fruchtsaft, ein Schlückchen Wein, und nötigte sie auch, ein halbes Ei zu essen. Die andere Hälfte verzehrte ich vor ihren Augen, um ihr zu zeigen, wie rasch so ein halbes Ei im Munde verschwindet.

Darüber konnte Ingeborg nicht genug lachen.

Dann fragte sie, ob Karl abgereist sei.

Nein, natürlich sei er noch hier.

Ob ich es ihr übel nehme, daß sie Bluthaupt einfach Karl nenne?

Aber Ingeborg?

Sie könne Karl gut leiden, haha.

Ich ging hinaus. Ich ging befreit, als habe ich eine schwere Last abgeworfen. Es zuckte alles an mir vor Freude.

„Es geht gut!" sagte ich zum Arzte und lächelte triumphierend.

Der Arzt sah mich an. Es war ein eigentümlicher Blick, der mich sofort lähmte an allen Gliedern. Auch mein Lächeln lähmte er.

Ich verließ das Zimmer. Der Blick des Arztes weckte alle drohenden Stimmen in mir, alle, alle.

Doppelschlägiger Puls.....

Fassen Sie sich!

Ich lief in den Park hinein, ich mußte in den Park hineinlaufen, auf eine Minute wenigstens.

Es war Nacht im Parke, der Wind warf die Wipfel hin und her. Stimmen waren in der Luft, all die warnenden, drohenden, unglückverheißenden Stimmen, die in meiner Brust geredet hatten, waren in der Luft, im Rauschen der Bäume, im Fallen der Tropfen. Dann erschien plötzlich Ingeborg in der Dunkelheit, sie lächelte, schwang einen Strauß und rief danderadei!

„Fassen Sie sich!" Ich danke dem Arzte. Karl blickt mich an. Ich lächle, ja, seht ihr es denn nicht, ich lächle, spüre nichts, nein. Und Karl nimmt mich beiseite, drückt mich an die Brust und sieht mich an. „Mut, Axel! Du hast ja Macht über Ingeborg! Hoffe!" Es gäbe etwas über der Wissenschaft und der Kunst eines Arztes. Worte, Worte!

Ich lächle, ich danke Karl durch einen Druck der Hand. Die Uhren fangen an zu reden, die Kerzen strecken sich zu Feuersäulen — das ist das Zimmer — auf jedem Gegenstande schimmern Ingeborgs Augen, die kleinste Schale ist gefüllt mit süßen Wundern. Ich gehe. Zerreiße du Himmel....

Ich lief im Parke hin und her.

Wer konnte es fassen?

Ingeborg sollte sterben! Ingeborg, die liebliche, schöne Ingeborg!

Ingeborg, die die Sonne liebte und ihre Strahlen in der hohlen Hand sammelte, die die Bäume küßte und mit ihnen plauderte, Ingeborg, die betete und dankte mit den Blicken, die einem Falter nachsahen.

Ingeborg, die Liebe und Wärme in alle Herzen trug, die gütige, die sanfte Ingeborg! Nun sollte sie sterben.

Wer sollte das auch fassen können?

Still würde sie liegen, in die Erde würde man sie betten, da würde sie liegen, still in der schwarzen Finsternis, niemand würde sie mehr sehen! Konnten denn Ingeborgs strahlende Augen erlöschen? Nein, nein!

Niemand konnte das fassen.

Ich schüttelte den Kopf und tastete in die Finsternis hinein. Der Park brauste. In der Ferne bellte ein Hund, heißhungrig, fordernd, wie ein Raubtier. Er würde

nicht früher aufhören zu bellen, ehe man seinen Hunger stillte. Ich kam an den Brunnen, und der Brunnen überschüttete mich mit Wasser. Dieses war Ingeborgs Brunnen, da saß sie —

Fassen, fassen! Ein Mann — ja, ein Mann faßte sich, ein Mann!

Der Schmerz packte mich plötzlich an den Schultern und warf mich aufs Gesicht nieder. Ich grub die Zähne in den Sand und schluchzte:

„Ingeborg! Ingeborg!"

Ich richtete mich auf in die Knie und schluchzte, die Rückseiten der Hände gegen die Augen pressend.

„Ingeborg! Ingeborg!" schrie ich. „Ingeborg muß nun sterben, hört es all ihr Bäume, all ihr Menschen auf der Welt. Ingeborg muß fort!"

Die Wipfel brausten und die Stämme ächzten. Ein Schauer von Regen prasselte über den Park.

Ich raufte mir die Haare, fiel zu Boden und schlug mit Händen und Füßen. Ich jammerte — Mein Gott, mein Gott, was hast du denn vor mit mir?

Ich faßte mich. Weit und still — so weit und still wurde es plötzlich in mir — ich lächelte.

Ja gewiß, ich werde es nicht überleben. In derselben Stunde noch werde ich Ingeborg nachfolgen.

Ich stand auf. „Ich werde es nicht überleben," sagte ich vor mir hin.

Das war ein Trost! Ingeborg und ich, waren wir nicht eins?

Sie konnte nicht von mir gehen, ohne daß ich mitging, nein, unmöglich war das!

Ich wurde so ruhig, heiter, wie matt vom Glücke.

Ich ging langsam zurück durch die Allee. Sollte es so sein? Ich liebe das Leben, das Ingeborg mir schenkte, aber es sollte ja nicht sein.....

Plötzlich standen Karls Augen vor mir in der Luft.

„Mut, hoffe! Du hast Macht über Ingeborg!" Ich sah die Augen und sie bannten mich. Ihr Blick gab mir Kräfte, ihr Blick entzündete mein Gehirn. Aus der tiefsten Dunkelheit in mir rang sich etwas empor. Ich blieb stehen, mein Herz klopfte wie ein Hammer in der Brust. Die Augen, die vor mir standen, sprühten und plötzlich zerriß die Dunkelheit in mir.

Ich erschrak. Was meinten diese Augen? Was meinten —

Wie?

Ein wonnevoller, ein süßer Gedanke. Ein berauschender Gedanke!

Ich breitete die Arme aus. Karls Augen strahlten vor mir, was für Augen waren es doch?

Nein, nein!

Ein berückender, sinnverwirrender Gedanke! Eine Erlösung!

Eine Befreiung, eine Verkündigung!

Konnte dann Ingeborg von mir gehen, da ich doch eins mit ihr war? Wenn ich nun nicht wollte? Wenn ich nun nicht wollte! Ich hatte Macht über Ingeborg.

Das war ein berauschender, ein betäubender Gedanke! Ich glaubte an meine Kraft! Nein! Ich gab es nicht zu!

Ingeborg konnte nicht von mir gehen!

Die Menschen wissen nichts. Dumme und anmaßende Wesen sind die Menschen. Sie behaupten, daß es keine Wunder gibt. Es kann Wunder geben. Sie behaupten, es gibt keinen Gott. Und es kann doch einen Gott geben.

Der Mensch ist mehr als ein Staat von Zellen. Es gibt Stunden, die dem Menschen die Augen eines Sehers und die Zunge eines Propheten geben. Stunden, in denen er an Dinge glauben muß, über die er lachte und über die alle vernünftigen Leute lachen.

In solchen Stunden glaubt er, daß Lazarus wieder zu den Lebenden zurückgerufen wurde, obgleich er schon tot war —

Was glaube ich heute? Ich weiß es nicht. Es liegt viel alltägliches Empfinden über jener Stunde, da ich an alle Wunder und an Gott glaubte, da ich mit Gott rang, ja, da ich mit Gott rang.

Ich besiegte ihn nicht, nein, wenn er nicht gewollt hätte, so hätte ich umsonst ringen können, aber vielleicht achtete er meinen Willen?

Ingeborgs kräftige Natur siegte. Man kann so sagen. Ich glaube es auch, ja, aber ich weiß, daß ich einst etwas ganz anderes glaubte.

Bin ich irrsinnig gewesen? Vielleicht. Vielleicht war all dieser Irrsinn gar nicht notwendig? Vielleicht wäre Ingeborg ganz allein genesen? Ich weiß es nicht. Es gab aber Stunden, da ich wußte, daß es kein Irrsinn war, nein, nimmermehr! Da ich wußte, daß Ingeborg nicht ganz allein genesen wäre.

Alles verwirrt sich in mir. Aber ich glaube, daß der Mensch nur in einer Stunde, nur einer einzigen Minute seines Lebens vielleicht, mehr ist als ein Mensch, viele, viele, ja die meisten Menschen erleben sie nie diese einzige Minute. Und dann ist er wieder gewöhnlich und selbst über seine göttliche Minute urteilt er gewöhnlich.

Wäre Ingeborg tot gewesen, ich hätte sie wieder erweckt, ich hätte ihr Herz wieder in Bewegung gebracht, mit meinem Gedanken, mit meinem Glauben hätte ich sie wie mit Strahlen durchglüht, bis das Herz wieder geklopft hätte. Ich hätte nicht nachgelassen, nein, ich hätte gekämpft bis zum Tode oder bis zum Wahnsinn. Das weiß ich noch. Es war dies meine Stunde!

Ingeborg war nicht tot, aber der Arzt hatte sie aufgegeben. Sie lag lang ausgestreckt, die Augen geschlossen, ohne Kraft. Ihr Körper zitterte leicht im Fieber, vom Kopfe bis zu den Zehen lief das Zittern, herauf, hinunter. Ich saß bei ihr und hielt ihre Hände in den meinigen und dachte nichts als dies: Du darfst nicht von mir gehen! Der Gedanke erfüllte mich mit einer nie gekannten Macht, mein Gehirn war starr, meine Sehnen gespannt, wie Erz war mein ganzer Körper. Ingeborg verfärbte sich, das Fieber wechselte, der Frost schüttelte sie. Ich legte mich zu ihr, neben sie legte ich mich und wärmte sie mit meinem Leibe — ich dachte — immer das gleiche — —

Nein, ich kann es nicht wieder denken. Das ist dies, was man nicht ein zweites Mal denken kann — —

Ich habe gebetet, ich schäme mich nicht es zu sagen. Ich habe nicht zum Gott der Juden oder Christen gebetet, ich habe zu Gott gebetet, dem Einzigen. Der Schweiß stand auf meiner Stirne, er lief mir über das Gesicht. Schrecken, Angst — — —

Es sind geheime Kräfte in der ganzen Natur verborgen, die zog ich an mich, ich lenkte sie durch meine Brust, ich leitete sie in Ingeborgs Körper, den der Tod anfiel, sie, die Kräfte des Lebens, des Bewegens, des Wachsens.

Ich weckte Ingeborgs Seele, die schon entflohen war, ich rief sie zurück, ich ruhte nicht. Ich gab nicht nach. Ich betete und machte den starken Gedanken noch stärker, immer wieder stärker. Meine Seele und die Ingeborgs waren ein feines geheimnisvolles Gewebe geworden, es konnte zerreißen, ja, aber es konnte sich nicht lösen. Wir beide oder keines.

Ingeborg phantasierte, ihre Seele schwankte bis zum Grunde, hin und her wälzte sie sich. Ich sah Gott ins Auge, ich bat ihn, ich drohte ihm!

Ingeborg stieß hastige Worte hervor, eine fremde Sprache schien es mir. Es vergingen Stunden. Dann endlich vernahm ich ein Wort.

„Mutterchen," flüsterte Ingeborg.

Und ich legte meine Lippen an ihr Ohr und rief: „Mutterchen ist bei dir! Du bist meine kleine süße Ingeborg!"

Ich umschlang Ingeborg und küßte ihre Wange, die so heiß war wie ein glühender Stein. Ich liebkoste sie, streichelte sie, wiegte sie hin und her.

„Mutterchen ist ja da!" Ich flüsterte und rief ihr alle kindlichen Kosenamen ins Ohr. So weich machte ich meine Stimme.

Ich beruhigte sie mit vielen Worten, wie eine Mutter ihr Kind beruhigt und ich sagte ihr hundertmal, daß Mutterchen bei ihr sei.

Ich hatte Ingeborgs Seele gefaßt, ich ließ sie nicht mehr los. Ich lauschte verzweifelt, ich machte mein Ohr ganz scharf, spitzig, denn es war schwer aus den wirren Worten herauszuhören, was diesen fiebernden Kopf beschäftigte. Hin und her ging es. Wie ein Irrlicht in der Nacht irrte Ingeborgs Gedanke, dahin, dorthin, und es war übermenschlich schwer, ihm zu folgen und ihn für einige Sekunden festzuhalten. Die Schule, Graf Flüggens Schloß, der Wald, wirre Kindheitserlebnisse, Axel, Karl, der Park, die Statue in der Allee, Tiere, Pazzo.

So vergingen lange Stunden. Und wie ein Mensch einem Tollgewordenen durch Gassen, Felder, Hecken, Feuer und Wasser nachrennt und ihn zu haschen sucht, so folgte mein Gedanke dem irrenden Gedanken Ingeborgs.

Ich hörte wohl, daß der Regen gegen die Scheiben trommelte, daß der Wald brauste und der Donner rollte. Aber all das war in weiter Ferne.

Es gelang mir, Ingeborg beim Sonnenschein und den Blumen und den Vögeln festzuhalten. Ich ahmte das Rauschen der Bäume, das Pfeifen der Amseln, das Zirpen der Grillen nach, und das Lachen von Kindern, Frauen und Knechten.

Ingeborg wurde ruhiger. Ihr Blick haftete an meinen Augen und ich mußte die Augen scharf und stechend machen, um den glitzernden zitternden Blick Ingeborgs zu bannen. Ich sprach, lachte, rief und preßte Ingeborg an mich. Man sah es ja, daß ich Ingeborg festhalten konnte! Sie gehörte nun schon mir und ich ließ sie nicht mehr los. Meine Kräfte wuchsen, die Hoffnung ließ sie wachsen.

Ich wußte nicht, wie diese Nacht verging. Zuweilen polterte es, als stürze der Himmel zusammen, bläuliches Licht flog über die Wände, im Walde knatterte es. Es prasselte gegen Scheiben, als regne es Zähne, der Sturm setzte sich auf das Dach des Hauses, hopste wie ein Reiter darauf herum und johlte, er peitschte das Haus, daß es klatschte. Glas klirrte. Der Regen schwieg, der Wind schob das Haus vor sich her, hinein in den Wald. Über den schwarzen kochenden brodelnden Wald flog der schreckenbleiche Mond, verfolgt und gebissen von langgestreckten Wolkenhunden. Wieder rauschte es, an den Scheiben floß das Wasser herunter.

Fieber, Schüttelfrost. Ich wärmte sie. Ich küßte sie. Ich sprach, ich lachte, schrie — — — Nein, ich solle nicht versucht haben, das Undenkbare wieder zurückzurufen. Es martert mich. Von allem, was ich früher und später erlebte, ist nichts entsetzlicher, nichts martert meine Gedanken so als die Erinnerung daran.

War es Irrsinn, was ich tat? Ich weiß es nicht.

Nein, es war nicht Irrsinn, nein — — —

Ich sprach von mir. Ich erzählte der empfindungslosen Seele von unserem Sommer, von unserer Liebe, unseren Nächten, stundenlang. Ingeborg wurde ruhiger. Dann geschah etwas — es war das Schrecklichste — —

Ingeborg blickte mich mit sprühenden Blicken an.

Sie flüsterte. „Karl — Karl!" flüsterte sie.

Sie sprach von Angst und Liebe. Und ich beruhigte sie.

„Karl liebt dich ja. Bin ich nicht bei dir, Karl?"

Aber sie war voller Angst. Sie sprach und fieberte. Sie könne mir nie folgen, ich solle es doch nicht verlangen! Da sei ja auch Axel, und auch Axel liebe sie.

„Ach, gehe nicht, gehe nicht. Karl!"

„Karl wird immer bei dir bleiben, Ingeborg!"

Ingeborg weinte und lachte.

Ja, ja, aber Axel wird sie nicht fortlassen. Er wird sie in sein Zimmer sperren.

Nein, Axel habe es ihm gesagt, er würde sie fortlassen, ganz gewiß. Wohin sie auch wolle. Er würde sie keineswegs in sein Zimmer sperren.

„Du bist schön, Karl! Ich liebe, liebe dich! Verrate es Axel nicht!"

Sie umschlang mich und mein Herz blieb mit einem Ruck stehen bei dieser Umarmung.

Ein violetter Blitz erhellte das Zimmer, zuckte unaufhörlich, aber es schien als wolle er nicht mehr erlöschen. Und Ingeborg küßte mich, während der Blitz um sie leuchtete, sie küßte mich fieberhaft rasch und es kam mir vor als küsse sie mich hundertmal. Ihr Gesicht war weiß wie Kreide und hell wie Brillanten waren ihre Augen. Plötzlich wurde es schwarze Nacht, der Donner knatterte, als springe

ein diamantener Blick eine klingende Stahltreppe hinab, so klang er. Im Walde brach ein Baum entzwei und eine tiefe unheimliche Stille folgte dem Gesplitter. Dann rauschte es, als schütte man Schäffer von Wasser vom Dach auf die Straße.

„Ich verrate es Axel nicht, liebste Ingeborg. Nein, nein, kein Wort sage ich ihm."

„O, o!"

„Du wirst immer bei mir sein, Ingeborg! Hörst du es! Hahaha, welch ein schönes Leben werden wir zwei haben. Sieh, so wird es sein, gib acht, ich werde dir die Hände und Wangen küssen, ich werde dich auf die Arme nehmen und in die Höhe heben — ich werde —"

Und ich sprach und sprach — wie schön sie es mit Karl haben solle.

Ingeborg lauschte auf mich. Sie atmete gleichmäßig und ihre Augen glitzerten nicht mehr.

„Schlafe nun, mein Mädchen, schlafe nun. Gute Nacht! süße Ingeborg, schlafe nun — der Regen rauscht — hörst du?"

„Schlafe, schlafe" — — —

Der Tag graute. Die Lampe sah rot aus, blaues Licht sickerte durch die Scheiben.

Ingeborg lag still und atmete leise.

Sie schlief.

Ingeborg schlief.

Ach, käme doch die Sonne heute!

Stunden verrannen und die Sonne ging auf.

„Sonne, Sonne!" rief ich leise und küßte den ersten Strahl. Ich öffnete das Fenster. Der Wind hat nachgelassen, wie gut das war. Die Luft war herrlich, naß, gewürzt. Diese Luft würde Ingeborg vollends heilen. Vereinzelte Tropfen fielen aus dem Himmel. Sie glitzerten in der Sonne. Es regnete Honig. Die Straße war zerwühlt und Bäche stürzten den Berg hinunter. Die Wiese vor dem Hause war mit Schlamm und Sand überschwemmt.

O! die kleine Birke lag zerfetzt auf dem Rasen und die Bank, die ich mit Ingeborg zimmerte, war verschwunden, nur die Pfähle standen noch und ein Splitter des Sitzes hing an einem herab.

Weiter unten lag der Wipfel eines Apfelbaumes auf der Straße, wie in einem Bache lag er da. Ein Bauernknabe kletterte auf ihm herum.

Da begann Ingeborg wieder zu flüstern und zu sprechen und ich beruhigte sie wie in der Nacht. Das Fieber war nicht mehr so heftig, aber es nahm meine ganze Kraft in Anspruch.

So verging der Tag und die nächste Nacht, die voll wilder Schreie und Hilferufe war, als würden Leute drinnen im Walde erschlagen, und voller Stöhnen, als habe man Menschen an die Bäume genagelt.

Am andern Morgen fühlte ich mich aufgehoben und ich erkannte Karl. Sie hatten die Türe erbrochen.

„Ingeborg schläft," sagte er, „es geht besser!" Er stützte mich und führte mich hinaus. Und ich hatte das Gefühl, als sei ich ein Greis, schneeweiße Haare, zitternde Füße, ein gekrümmter Rücken.

Es war ein Winken in mir, ein Leuchten, eine Drohung, eine drohende Faust wuchs aus meiner Seele, ich sah sie — aber ich lächelte —

Ich fühlte nicht mehr, was mit mir geschah.

Jemand rüttelte meinen Arm und ich hatte das Gefühl, als sei ich ein Baum, der geschüttelt werde.

Ich schlug die Augen auf, so gut es ging, aber sie fielen mir sofort wieder zu.

Eine tiefe Stimme sprach, ich hörte meinen Namen und etwas von Ingeborg. Es war mir aber alles einerlei, nur Ruhe wollte ich haben, und ich sank wieder in eine wohltuende Finsternis und Erstarrung zurück. Man schüttelte mich nach langer Zeit wieder am Arm und diesmal hörte ich Karls Stimme. Karl sagte, daß es gut stünde mit Ingeborg. Es sei Zeit aufzuwachen. Ich öffnete die Augen und sah einen rothaarigen lachenden Kopf dicht vor mir. Es war Karl. Ich hatte wiederum vergessen, daß Karl eben zu mir sprach. Da schlief ich schon wieder. Wasser plätscherte und etwas Kaltes und Nasses fuhr über mein Gesicht. Ich duckte mich zusammen, aber das Nasse verfolgte mich, und ich schlief und dachte, daß das keine Neuigkeit sei, daß es gut stünde mit Ingeborg. Die Sperlinge pfiffen es am Dache. Doch war irgend ein Schrecken in mir, als ob etwas Furchtbares geschehen wäre. Dieser Schrecken weckte mich plötzlich auf.

„Wie geht es Ingeborg?" fragte ich.

Es ginge vorzüglich. Sie schlafe ruhig.

Weshalb erschrak ich doch? dachte ich. Etwas Furchtbares muß geschehen sein, aber wenn es gut mit Ingeborg geht, was sollte dann noch Furchtbares möglich sein?

„Du hast drei Tage geschlafen, Axel," sagte Karl und lächelte gütig. Sein Lächeln war so schön und fein, daß es mir wie eine Liebkosung erschien.

Ich erhob mich mühsam. Ich war sehr müde und mein Kopf war wie mit Blei ausgegossen. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Aber Ingeborg war ja gerettet!

Ich saß auf dem Bettrande und lächelte. Ich vermochte das Glück nicht zu fassen.

Und Karl zog mir die Strümpfe an, der Dichter Karl Bluthaupt half mir in die Strümpfe! — — —

Freudenfeuer auf den Bergen! Tanz, Spiel und Gesang! Gold in die Hütten der Armen!

Zwei Tage und zwei Nächte brennt lichterloh ein Wald auf der Höhe, mein Wald. Die Feuerwehren aller Dörfer sind ausgerückt mit vielem Getute und

Gerumpel. Laßt ihn brennen! Laßt ihn brennen! Lichterloh flammt der Wald durch die Nacht. Weithin muß man es sehen.

Ingeborg sitzt auf der Veranda, ein Tuch um die Schultern geschlungen. Sie ist bleich und man glaubt, das Blut in den Adern der Schläfen und der Hand laufen zu sehen. Mit staunenden großen Augen blickt sie in die Bäume, die in der Sonne eingenickt sind, auf die Wiese, die duftet und leicht schwankt im Schlafe, hinab ins Tal. Dort stehen kleine Pferde und Wagen und kleine Wesen sind beschäftigt, Heu auf die Wagen zu schichten. Zuweilen blitzt etwas auf, ein Beschläge, eine Gabel, eine Sense, feine verwehte Rufe dringen herauf.

Nach den Tagen voll ziehender Gewitter, folgten Wochen herrlicher Sonne, jener Sonne, die flimmernd rot und gleichmäßig über der Erde liegt, wenn der Sommer zu Ende geht.

Die Schwalben schossen schrillend in der Luft, bald schmal wie Fische, bald wirbelnd wie kleine Turbinen. Bald schwebten sie alle auf eine Stelle zusammen, bald verteilten sie sich blitzschnell nach allen Richtungen über das ganze Tal. Sie schrieen, sie konnten wie ein Pfeil in die Höhe schießen, sie konnten wie ein Stein herunterfallen, um plötzlich die Flügel auszubreiten und ruhig zu schweben wie ein Raubvogel.

Und Ingeborg hat Tränen in den Augen, sieht sie die Sonne, und Tränen in den Augen, hört sie die Schwalben schreien.

„Ich bin ganz weich, wie ein Kind," sagt sie und eine Träne fällt auf ihre Hand. „Nie war mein Herz so voller Staunen und Dankbarkeit."

Ich sitze bei ihr, plaudere oder schweige, je nachdem Ingeborg es wünscht. Schönere und leisere Stunden habe ich nicht erlebt als die Tage von Ingeborgs Genesung. Ich bin still vor Glück geworden und meine Brust ist immer voll von Tränen, ohne daß ich weinen könnte.

Ich und Karl sind bemüht, Ingeborg tausend Gefälligkeiten zu erweisen in einer Art, die wenig auffällt. Immerfort sind Ingeborgs Zimmer mit Blumen geschmückt und auf Teppichen weißer Rosen wandelt sie. Karl bringt von seinen Spaziergängen den ganzen Wald ins Haus, Sträuße von roten und schwarzen Beeren, die den Saft und den Wohlgeruch des Sommers bergen.

Ja, Karl ließ sich sogar dazu herbei, Ingeborg Stellen aus seinen Büchern vorzulesen, die sie besonders liebte. Seine ruhige Stimme, sein abgeklärtes Wesen wirken wohltuend auf Ingeborg, sie scheint kräftiger zu sein in Karls Nähe. Und wenn Karl lacht, so macht sie Miene herauszulachen und ihre Wangen bekommen Farbe.

„Hast du es gehört, Axel, heute sagte Herr Karl liebe Frau Ingeborg zu mir — haha! Er hat es noch nie gesagt."

Ich räume die Mappen aus und bringe die herrlichsten Bilder zu Ingeborg, Bilder von denen man träumt, sieht man sie einmal, und lege sie vor ihr auf, wie

ein Museum ist es. Oder ich spiele Klavier, alle Stücke die Ingeborg liebt, und durch die geöffneten Fenster dringt es wie eine warme liebkosende Welle, die sie badet wie die Sonne.

Müde ist Ingeborg vom Sehen. Sie schließt die Augen und legt den Kopf ins Kissen zurück und sagt „Erzähle Axel."

„Wie war die Legende von dem erfrorenen Weinstock? Und die von den Liebenden auf dem Meere? Erzähle Axel, ersinne etwas."

Ich blicke Ingeborg an und hundert Geschichten fallen mir ein. Und ich erzähle. Ich erzähle ihr die Geschichte von dem Priester mit dem silbernen Herzen, ich erzähle ihr die Geschichte von Karin, der um die halbe Erde wanderte um zu seinem Weibe zu kommen. Ich erzähle ihr die Geschichte von Hermann Ecke, dem Gutsherrn auf Entenweiher, den Eva verlassen hatte. Sie lebten glücklich, Eva und er, aber Eva ging von ihm zu einem andern. Warum? Niemand weiß es. Wird sie immer bei dem andern bleiben? Nein, sie wird wohl zurückkommen zu Hermann Ecke.

Und er wartet, Hermann Ecke, daß sie wiederkäme. Einen Garten legt er ihr an, eine Terrasse baut er ihr. Jahre vergehen. Wo ist Eva? Sie kommt nicht wieder. Aber er wartet und die Jahre vergehen. Lange Jahre war er traurig und niedergeschlagen, aber seht ihn jetzt, straff und aufgerichtet geht er einher mit leuchtenden Augen. Es fragt der Freund: Glaubst du denn, daß Eva wiederkommt? — Hahaha, antwortete Hermann Ecke. Sonst nichts. Hermann Eckes Haare werden weiß. Es fragt der Freund: Was wirst du sagen, wenn Eva wiederkommt?

Königin, werde ich sagen, erwidert Hermann Ecke, dein Thron steht bereit. Laß uns von den kommenden Tagen reden.

Traurig lächelt der Freund, Hermann Ecke hat den Verstand verloren.

Eine Lampe brennt in Evas Zimmer, Sträuße prangen fortwährend in den Vasen. Hermann Ecke steht jeden Abend auf dem Turm und blickt die Straße entlang, ob kein Wagen kommt. Nein, es kommt kein Wagen.

Der Freund sieht Hermann Ecke an und denkt: Bald stirbst du jetzt. Dein Herz ist schwach. Er sinnt.

Ja, Eva hat eine Schwester, die muß kommen, um ihm von Eva zu erzählen und ihm zu sagen, daß sie bald käme, Eva. Die Schwester kommt und spricht mit dem Freunde. Eva ist tot, arm und verlassen ist sie gestorben. Sagen sie ihm das nicht, Beste, spricht der Freund, sagen sie ihm, daß sie in Glanz und Glück lebe und viel gefeiert werde. Bald käme sie zu ihm.

Ja!

Da tritt er ein, Hermann Ecke. Und er richtet die Augen auf die Schwester — er rückt die Brille zurecht — siehst du es —? seine Augen füllt ein überirdischer Glanz. Er breitet die Hände aus — siehst du es? —

Evas Schwester! flüstert der Freund.

Hört es Hermann Ecke? Nein.

Er spricht: Königin, dein Thron steht bereit, laß uns von den kommenden Tagen reden!

Hermann Eckes letzte Worte waren das.

„Was sagst du dazu, Ingeborg?"

Ingeborg nickt, sie lächelt und ihre Wimpern zittern und werden feucht.

„Erzähle Axel! Ersinne etwas!"

Die Stunde ist golden, die Sonne segnet die Welt. Ein Lächeln liegt auf allen Dingen, selbst auf den Spitzen der Gräser. Die Wälder nahe und ferne sind wie hohe Wogen flüssigen Goldes. Ein goldener Himmel, und ein goldener Funkenregen, der zur Erde sinkt. Im Westen liegen schmale Wolken gleich großen glühenden Scheitern, darauf verbrennt die Sonne und ihr Feuer lodert über dem Himmel. Goldene Blätter zittern im goldenen Himmel, man sieht die Zweige nicht, an denen sie hängen. Wie eine Grotte mit goldenen Säulen, gefüllt mit funkelndem Geschmeide ist der Wald drüben anzusehen. Dort gehen Pferde und ein Knecht, golden sind die Pferde, golden der Knecht. Ein goldener Wind weht und goldener Tau tropft von den Bäumen.

Ich sehe auf Ingeborg, deren Antlitz und Hände die Sonne durchleuchtet. Von der Farbe des alten Goldes ist das Haar und ein feines Gespinst von Feuer zittert darüber. Sie hat die Lider geschlossen, aber sie erscheinen so dünn, daß man die Augen darunter zu sehen vermeint. Ein müdes glückliches Lächeln schwebt auf ihrem schmalen Gesichte, wie es nur die Genesenden und die Wöchnerinnen haben und die Liebenden am Morgen einer trauten Nacht.

Pazzo liegt zu ihren Füßen und sie hat die Füße auf seine atmenden Flanken gestellt.

Und ich blicke auf Ingeborg und beginne mit leiser Stimme:

„Diesmal erzähle ich dir von einer schönen Königin, weil ich gerade an eine schöne Königin denke. Es ist die Königin, die sie „goldenes Herz" nannten. Silvia hieß sie. Sie war Nicolo Dandoldis Weib, jung, Nicolo alt. Nicolo hieß der Einäugige mit dem siegreichen Schwert, im Volke der Schlaflose. Später der Wortbrüchige. Du wirst gleich hören weshalb. Er war sehr grausam, wie alle Könige in den Legenden und man sagte, wenn er soviele Ellen tief in die Hölle käme, als er Menschen getötet habe, würde er vom Lichte nicht mehr sehen, als eine Nadelspitze ausmacht.

Natürlich kommt auch ein Page darin vor, du wirst es gleich hören, Ingeborg. Der Page hieß „Auge", denn schöne Augen hatte er, das wußten alle Frauen.

Schön sind deine Augen, sagte Silvia, als sie ihn zum erstenmal sah. Wie im Traume sprach sie. Goldenes Herz liebte Auge, und Auge liebte goldenes Herz."

Sie trafen sich im Garten der Frauen und saßen die Nächte hindurch unter den Büschen, im verschwiegenen Schatten, den der Palast über den Garten warf. Da saßen sie und plauderten, und ich wußte alles was sie einander sagten. Auch Ingeborg wußte es und sie lächelte. Wieviele Nächte saßen sie da! Aber der Priester umschlich sie und in einer Nacht, die herrlich und duftend war wie keine, da geschah es. Zur Zeit der ersten Kirschenblüte hatten sie sich zuerst gesehen, als die Kirschen sich röteten, war es schon geschehen um sie.

Sie sollten sterben.

Der König lud allen Adel ein, wie zu einem Feste, und sie saßen gekleidet in den Glanz eines vielhundertjährigen Reichtums in den Galerien. Von weitem mochten sie wohl erscheinen wie Körbe voller Blumen, die die Gärtner zum Verkaufe ausstellten.

Silvia und der Page wurden hereingeführt, da erbleichten alle und ihre Gesichter wurden so weiß wie die Kerzen, die die Mönche trugen. Als die beiden niederknieten und die Henker hinter sie traten, da wurde es so still, daß jeder sein eigenes Herz klopfen hörte.

Der König sah aus wie eine Reliquie aus gelbem Wachse, wie sie in den Kirchen zu sehen sind. Silvia sah so schön und rührend aus, daß im Herzen des Königs ein Kampf zwischen Liebe und Racheburst entstand.

Und er rief: „Der Königin steht eine Bitte frei! Doch das Leben des Buhlen bleibt in meiner Hand".

Es war stille und die süße Mädchenstimme der Königin sprach: „Ich bitte, daß man den Sklaven, der des Nachts so traurig am Lido singt, in seine Heimat sendet".

Der König lachte heiser.

„Der Königin steht eine Bitte frei", rief er abermals und seine Stimme keuchte.

Da bat goldenes Herz, daß man sie vor dem Geliebten töte. Sie wollte nicht hören, wie sein Haupt fiel.

Aber der Geliebte widersprach. Sie solle den Himmel länger sehen als er, sagte er. Lange Zeit stritten sie hin und her, jeder wollte zuerst sterben. Die Frauen in der Galerie weinten. Und abermals machte sich Silvia bereit zu sterben.

Da erhob sich der König und beugte sich über die Galerie und keuchte und rief: „Der Königin steht noch eine Bitte frei!" Und er bohrte seine Blicke in Silvias Augen.

Aber Silvia sprach nicht die Bitte aus, die er erwartete.

„Ich bitte meine Schuld bekennen zu dürfen", sagt sie.

Der König fiel in den Sessel zurück und nickte.

Es war ein eigentümliches Sündenbekenntnis, Ingeborg, du wirst es hören.

Silvia begann und sagte, daß sie jung wäre und die Muttergottes bäte, ihr zu vergeben, daß sie erst siebzehn Jahre alt wäre.

„Lieber hätte ich siebzig Jahre alt sein wollen, als ich Königin würde. Aber möge mir die Muttergottes gnädig sein, daß ich jauchzte, so jung zu sein, als ich den Geliebten erblickte. Denn bei den Wunden des Erlösers, wäre ich alt gewesen, aus Gram darüber wäre ich in derselben Nacht gestorben."

Und sie erzählte, wie sie den Geliebten zum erstenmal sah.

„Er stand im Saale der gewebten Wände, wo so viele Herren und Frauen lautlos tafeln und lachen, daß man glaubt zwischen Gespenstern zu gehen und einem bange wird. Da sah ich ihn und er verneigte sich vor mir, und ich erschrak. Weiß nicht weshalb.

Schöne Augen hast du! sagte ich zu ihm. Bei Gott ich wußte nicht, was ich tat. Erst später fiel mir ein, was ich gesagt hatte.

Ziemt es sich für eine Königin, stehen zu bleiben und solche Worte zu sprechen? Gewiß nicht. Ich tat es.

Ich konnte nicht von der Stelle gehen, zitterte und lachte. Ziemt es sich für eine Königin zu lachen wie ein Kind? Aber ich tat es.

Ich traf ihn wieder an der silbernen Treppe, er legte Kissen in die Barke des Königs. Er war sehr blaß.

Weshalb bist du so blaß? fragte ich.

Und er erwiderte: Ich bin so blaß, weil ich ein Mädchen liebe und es ihr nimmermehr sagen kann.

Ich erschrak nicht — Haha — nein, denn ich wußte wohl, wer das Mädchen war.

Würdest du das Mädchen küssen, wenn du könntest?

Das würde ich bei Gott tun.

So küsse mich.

Er küßte mich. Freunde, es war am Tage, es war angesichts des Palastes, die Möven haben es gesehen, die Fische im Meer und Gottes tausend strahlende Augen, nur euch hat Gott die Augen versiegelt."

Und ich erzählte, daß goldenes Herz fortwährend von dem Geliebten und ihrer Liebe gesprochen habe und nicht müde geworden sei, die Schönheit des Geliebten, seine Augen, seine Lippen, seine Hände, seine Stimme zu preisen und die Süßigkeit ihrer Liebe zu besingen. Ja, so sprach sie, daß die Mönche und Nonnen sich abwendeten.

„O, ihr Frauen dort oben!" rief sie. „Seht mich Gefallene! Aber ich sage euch, nimmermehr möchte ich mit euch tauschen. Gerne würde ich sterben für jedes seiner Worte und für jede Wimper seiner Lider. Wie glücklich wäre wohl jede von euch, könnte sie diese Worte sprechen! Haha! Ihr würdet keine Reue empfinden, hätte er einmal nur seinen Arm um euern Nacken gelegt, die tiefste Hölle würdet ihr lieber ertragen, als daß ihr einen seiner Küsse entbehrtet. Ich weiß es, ja, ja, ja!"

Also sprach Silvia und sie konnte nicht aufhören von dem Geliebten zu sprechen und den Herrlichkeiten ihrer Liebe.

Sie sprach nicht, nein, sie jauchzte. Sie lachte und weinte während sie sprach und ihre Wangen rötete das Glück.

Auge aber weinte vor Seligkeit hinter der Kapuze, die sie ihm über den Kopf gezogen hatten und er weinte so sehr, daß die Steine zu seinen Füßen dunkel wurden, trotzdem die Sonne brannte.

Die Gäste zitterten. Der König krümmte sich unter Silvias Worten und erstarrte immer mehr.

Tiefe graue Furchen entstanden in seinen Wangen und an den Schläfen.

Dann machte sich Silvia wieder bereit zu sterben. Sie war so schön und ihr

Antlitz so heiter, so strahlend, als würde sie dem Geliebten vermählt und ginge es nicht in den Tod.

Die Henker lauerten des Winkes, aber da hob der König wiederum die Hand.

„Halt! halt!" rief er keuchend und sann nach. Und er wandte sich zu den Gästen. „Seht! Seht! Seht doch wie lieblich sie ist! Wie schön sie ist! Wer sah je ein solch schönes Weib?"

Und er beugte sich weit über die Brüstung und flüsterte: „Noch eine Bitte steht dir frei, herrlichste Silvia, jede Bitte, welche es auch sei — bei meiner Ehre!"

Die Gäste jubelten.

Was denkst du nun, daß Silvia bat? Ja, was gab es auch anderes zu bitten, wie?

Aber als sie die Lippen zu diesem Wunsche öffnete, überfiel den König plötzlich der alte Grimm.

„Tötet sie, tötet sie!" keuchte er und bewegte die Arme, als schleudere er Steine auf sie.

Silvias Haupt sprang über das Schwert.

Und als sie Anges Haupt abschlagen wollten, da fanden sie, daß er schon tot war.

„Er ist schon tot, Herr!" schrie der Henker. „Die Furcht hat ihn getötet."

Die Furcht — —

„Was sagst Du dazu Ingeborg?"

Ingeborg schwieg. Ingeborg schüttelte den Kopf.

„Du mußt sie entkommen lassen, Axel, willst du?"

„Ja!"

Und ich erzählte von der Stelle an: die Gäste jubelten. Und Silvia sprach: „Bist du so gnädig, Herr, so lohne es dir Gott. Schenke uns beiden Leben und Freiheit".

Der König lächelte und nickte.

Da schmetterten Posaunen und die Gäste jubelten, daß die Dächer der Galerien in die Höhe flogen, und alles ging zum Mahle. —

Ingeborg lächelte.

Es war eine goldene Stunde und die ganze Welt, die Wälder, das Tal, das Schloß, Ingeborg und ich und Pazzo zu Ingeborgs Füßen, alles war aus Gold, und der goldene Regen fiel immer noch langsam vom Himmel. Ich fühlte, daß mein Herz golden war und es begann leise zu klingen wie eine Glocke.

Ingeborg lächelte. Sie lächelte noch nicht wie früher.

„Schöner als all deine Legenden ist die von Axel und Ingeborg. Ingeborg war dem Tode nahe, aber Axel pflegte sie mit solcher Hingabe, daß sie genas und nicht sterben konnte. Gibt es eine schönere Geschichte? Nein, nein ......"

Diese Stunde war golden und meine schönste Stunde war es.

Schöner als deine Legenden ist die von Axel und Ingeborg .....

O, Ingeborg.

Die Tage gingen und Ingeborg wurde mit jedem Tage kräftiger und gesunder. Aber doch sprach sie noch nicht wie früher, aber doch lachte sie noch wie früher.

Müde war Ingeborg noch.

Ingeborg ging umher und sann. Stundenweit ging sie in den Wald und sann. Ihr Antlitz war gebräunt wie im Sommer, da die Sonne brannte.

Was sann Ingeborg doch?

Ich lag viele Nächte und schlief nicht.

Ingeborg war noch nicht die alte.

Die Vögel sangen nicht mehr wie früher. Die Felder waren gemäht.

Ich lag viele Nächte und schlief nicht. Aber am Tage überfiel mich oft die Müdigkeit und ich mußte schlafen. Ich fuhr oft aus dem Schlafe empor, Träume marterten mich. Ich träumte immer wieder und wieder von jener Nacht, da ich um Ingeborgs Leben kämpfte. Schrecken jagten durch meine Seele. Es erhoben sich Fäuste und schlugen mich nieder — und ich erwachte.

Ich vernahm Stimmen, drohende Stimmen, ich vernahm ein Brausen und das Brausen sprach: Du hast es gewagt!

Hatte ich etwas Böses getan?

Ich sah schlecht aus, als ob ich krank wäre. Zuweilen hatte ich auch Fieber.

Wie war meine Seele? Wie das Tal war sie, Sonne und Wolkenschatten, jagende Wolkenschatten, ich freute mich über die Sonne, ich griff nach ihr, wollte sie bannen, ich war glücklich, ich dachte nicht an die Schatten. Nein, ich wollte nicht an sie denken.

Ingeborg liebte mich. Sie küßte mich tausendmal. Aber ihre Lippen küßten anders, es war ein anderer Kuß.



Es gab eine fröhliche Nacht, eine Nacht voller Gesang, voller Lachen, voller Blicke, Küsse in der Luft.

Der Himmel tiefblau, Sterne, viele Sterne, Friede ringsum, heiliger Friede, im Walde, im Tale. Hundert Kerzen brennen in meinem Zimmmer, wir feiern das Fest der Genesung.

Lachen, Gesang, fröhliche Worte und Wein.

Was geschah alles in dieser Nacht? Ich weiß es nicht mehr. Wir waren fröhlich und guter Dinge, hundert Kerzen brannten in meinem Zimmer. Wie ein flammendes Blumenbeet, weiße Stengel, brennende Blüten.

Es blitzte und funkelte, nie habe ich eine solche Helle wieder gesehen, solche Augen, solche Lippen, solche Hände, nie wieder.

Wir tranken, Ingeborg und ich und Karl. Karl lachte, trank auf Ingeborg, auf mich, auf alle Heiligen, die im Kalender stehen.

Er las eine kleine Geschichte vor, eine geniale, feine Arbeit. Sie hieß „Der Verschwender".

Ich liebe die Verschwender, die Verschwender, die immer verschwenden, Gold, Gedanken und Gefühle, die alles, alles und immer verschwenden!

Ja, das war Karl! Ich hasse die Bürger, die Krämer, die Rechner, nieder, nieder mit den Bürgern, ja, nieder mit den Bürgern!

A bas, à bas!

Das war Karl.

Wir tranken auf das Wohl der Verschwender, wir tranken auf den Untergang der Bürger.

Ingeborg sang. Sie sang nie so schön wie in dieser Nacht, zum erstenmal dachte ich nicht mehr, daß es Ingeborg war, die da sang, es war eine Stimme, die Stimme einer Sängerin. Ich war fröhlich, leicht war mein Herz. Alles war vergessen, alle Schatten. Hatte ich an Schatten gedacht? Ich war wohl töricht.

Ingeborgs Blick suchte den meinigen, er sprühte Verführung. Ingeborg küßte mein Ohr, als ich am Flügel saß und Karl es nicht sehen konnte. Ich schrie leicht auf. Der Flügel kicherte und lachte.

Ich hörte Ingeborgs alte Stimme wieder, ich sah Ingeborgs alte Augen.

Karl sprühte von Ideen und wir lachten und staunten in einem fort. Er erzählte eine Geschichte von den Obdachlosen, traurige und abscheuliche Einzelheiten, aber er erzählte sie so, daß wir über alles lachen mußten.

Die Nacht verging.

Ein Hahn krähte. Da brachen wir alle in Gelächter aus, aber niemand hätte den Grund angeben können, weshalb wir lachten, denn der Hahn krähte wie ein ganz gewöhnlicher Hahn. Ich erhob mich.

„Freunde," sagte ich, „hört! Ich mache euch einen Vorschlag. Ihr seid Freunde, du Ingeborg und du Karl, ich wünsche, daß ihr Geschwister seid. Könnt ihr das, so nennt euch du!"

Ingeborg wurde verlegen. Ihr Blick flackerte. Karl sagte, daß er mir danke, das könnten sie ja einmal versuchen.

Und Ingeborg sagte: „Ja" und lächelte.

„Gut!" rief ich. „So küßt euch." Ich lachte. Es wurde still.

Welche Kinder sie doch waren, diese beiden!

Ingeborg blickte Karl an, und diesen Blick kannte ich. Ich hatte irgend ihn einmal gesehen, ja, es war droben auf der Höhe, damals als der Wind wehte.

„Nun, so küßt euch doch!"

Karl nahm Ingeborgs Kopf sanft zwischen die Hände und sah sie an. Er wurde bleich und seine Augen strahlten. Er sah schön aus, verlegen und triumphierend zugleich. Das war Karls wirkliches Gesicht. Und er küßte Ingeborg auf den Mund. Ingeborg errötete. Sie schloß die Augen.

Dann waren sie beide verschämt und still.

Solche Kinder waren sie.

„Man muß neue Kerzen aufstecken," sagte Ingeborg verlegen, und Karl goß sich das Glas voll und trank auf mein Wohl, mit verlegener Miene. —

Später befahl ich den Wagen und wir fuhren hinein in den Wald, der Tag kam herauf.

Ingeborg wurde still und schläfrig und schloß die Augen.
„Bist du müde, Ingeborg?“ fragte ich.
„Nein,“ sagte Ingeborg. „Ich bin gar nicht müde.“ Sie lächelte mit geschlossenen Lidern.

Ingeborg geht herum und hat ein Lächeln auf den Lippen, Träume in den Augen. Wenn ich sie anrufe, so erschrickt sie und sie lächelt mir zu.
„Woran denkst du, Ingeborg?“
Ingeborg lächelt und geht.
„Ich sage es nicht, Axel,“ sagt sie und lächelt über die Schulter zurück.



Ingeborg sang und plauderte. Es war Ingeborgs alte Stimme. Ich hörte einen Schritt über den Korridor eilen, es war Ingeborgs alter Schritt. Ingeborg ging über die Wiese, ich rief sie an, sie wandte sich um, es war Ingeborgs alte Bewegung.

Ich war glücklich, wie im Sommer, ja, aber doch überfiel es mich mitunter, eine leise, grundlose Angst, ein Gefühl des Schwindels. Ich dachte, es käme noch von jener Nacht her — ich war nicht mehr so gesund wie zuvor. Dann ereignete sich etwas. Es war an einem Nachmittag.

Ich ging durch den Park, Karl und Ingeborg zu suchen. Sie wollten ein wenig rudern auf dem See. Karl war mit seiner Arbeit fertig, er war unermüdlich im Vergnügen wie in der Arbeit, es mußte immer etwas geschehen. Immerzu war er unterwegs, sein Lachen klang herzlich und laut. Das Kind, das im Dichter steckt, beherrschte ihn in diesen Tagen.

Ich ging durch den Park, ja. Ich war nicht fröhlich, ich wußte nicht weshalb. Aber ich entdeckte, daß der Herbst kommen wollte. Welke Blätter hingen da und dort, die Wipfel waren so dicht, daß man nur kleine, schimmernde, helle Sternchen des Himmels sah, die Bäume hatten alle Kraft entfaltet.

Ein süßer, schwerer, welker Geruch fiel aus den Wipfeln, es roch fast wie in einem Sterbehause. Und es sauste immerzu im Parke. Das war das Sausen des Herbstes, so leise, so müde, so gleichmäßig.

Ein Vogel pipste in seinem Neste. Er wetzte den Schnabel hin und her. Das gab einen leisen, rührenden Ton, es klang als sei der Vogel allein und verlassen im Parke. Der Herbst war im Blute des kleinen Vogels, er wußte nicht, wovon er singen sollte.

Ich kam an den See, Ingeborg und Karl waren nicht zu sehen, der Kahn lag trocken am Ufer. Ich bog in einen schmalen Pfad ein, der mit Moos überzogen war, und besann mich, wo die beiden wohl stecken möchten, da sah ich unerwartet Ingeborgs Gewand durch die üppigen Gebüsche schimmern. Ich freute mich. Sie sitzen in der Grotte, dachte ich und beschleunigte meinen Schritt.

Im Park gab es eine Grotte, ein überhängender Fels, ein kleiner klarer Tümpel darunter, in den von Zeit zu Zeit, in gleichen Zwischenräumen ein Tropfen fiel. Der Tropfen rief im Wasser und in der Grotte ein feines Klingen hervor. Das

war eine schöne, geheimnisvolle Musik, die man nicht hören konnte, ohne schwermütig zu werden und über die Rätsel der Welt nachzudenken.

Ich freute mich, dort würde ich sie treffen, diese zwei, die ich so sehr liebte. Weshalb schlug mein Herz so sehr?

Ich hörte Ingeborgs Stimme, die einige Worte sprach. Das war unsagbar schön, die Stimme der Geliebten durch die Stille des Parkes zu hören.

Ich ging leise, vielleicht würde sie wieder sprechen.

Sie sprach wieder und es klang als spräche sie in bittendem Tone.

Ich hörte meinen Namen. Mein Herz begann laut zu pochen. Ich lächelte. Ich stand nicht weit von ihnen entfernt und sie wußten nicht, daß ich da stand. Wie schön würde es sein, ihre Worte zu vernehmen und gar, was sie über mich sagten. Dann wollte ich aus dem Gebüsche hervortreten, wie die Zauberer in den Märchen, und sagen: ganz dasselbe denke ich auch, Ingeborg, oder irgend etwas. Und ich freute mich auf ihre überraschten Gesichter und ihr Lachen.

Ich hörte den Wassertropfen in den Tümpel fallen und dann sprach Ingeborg, und es erschien mir plötzlich, als spräche sie ferne. Und doch stand ich nur wenige Schritte hinter ihnen. Ich sah Ingeborgs Nacken, einige Korallenperlen darauf, ich sah einen Hut, Karls Hut und daneben eine knochige, schmale Hand, die das Gras niederdrückte, Karls Hand.

„Was denkst du aber?" sagte Ingeborg. „Liebst du mich denn nicht?"

Peng — fiel der Tropfen.

Und Karl antwortete mit ernster, gleichtönender Stimme:

„Ich denke an Axels vornehmes Herz und an die schwere Arbeit meines Lebens."

Die Lider fielen mir zu und meine Arme wurden steif.

Es verging eine endlose Zeit, dann sprach Ingeborg wieder, noch leiser, noch ferner: „Aber was soll ich tun? Karl, Karl, rate mir doch! Ich ertrage es nicht länger. Ich liebe Axel, ja, gewiß, aber —"

Da gelang es mir, die gelähmten Hände an die Ohren zu pressen. Es wetterte dumpf in meinen Ohren wie in der Nähe eines Dampfkessels. Leise und vorsichtig schlich ich fort, ich tänzelte fast auf dem glatten Moose. Meine Zähne schlugen aufeinander, der Schmerz fiel wie ein Beil in mein Herz.

Aber was soll ich tun? Karl, Karl, rate mir doch —

Ich eilte schneller, erreichte die breite Allee, es wehte zwischen den Bäumen.

Huh, wie blies der Wind so kalt!

Aber was soll ich tun? Karl, Karl —

Ich wünschte, dem Tode zu begegnen. Ich lief, ich taumelte, ich stöhnte — immer noch hielt ich mir die Ohren zu. — — —

Es liegt ein Mann in der Nacht und findet keinen Schlaf. Er wartet, ob sich nicht eine Türe rührt. Daran dachte ich. Nun wußte ich es.

Lange Zeit verging, dann kamen sie, Ingeborg und Karl.

„Wir haben einen wunderschönen Spaziergang gemacht," sagte Ingeborg hastig, „nicht, Karl?"

Karl erwiderte nichts.

Eine Lüge flackerte in Ingeborgs Stimme, ein Geheimnis schwieg in Karls Schweigen.

Ich lächelte, ich beherrschte mich.

„Hungrig werdet ihr sein, Freunde. Kommt!" sagte ich.

Und ich ging voran und sie folgten mir, Ingeborg und Karl.



m andern Tage reiste Karl ab, er ließ sich durch kein Zureden halten. „Ich muß, Axel!" Ich ließ ihn ziehen, ich liebte ihn. Ingeborg war bleich, ohne Worte.

Die Felder sind gemäht. Die Wiesen sind braun-grün. Die Sonne funkelt noch, aber ein leichter Wind weht immerzu, herauf aus dem Tale und verweht die Strahlen der Sonne.

Der Sommer verglüht, der Herbst kommt, bald werden die Krähen schreien, denke ich. Und ich sehe in Gedanken Schnee vom Himmel fallen.

Es ist schwül im Hause und doch zieht es, wo man geht. Die Hände und Füße frieren, ein kalter Atem streicht über den Rücken.

Es ist nun sehr stille geworden bei uns und die Uhren ticktacken, wohin man kommt.

Ingeborg sitzt am Fenster und blickt die Straße hinab, die ins Dorf führt.

Vor dem Hause auf der Wiese steht eine Birke, eine neue Bank, aber es ist eine andere Birke, eine andere Bank.

Ich lächle und sage zu Ingeborg:

„Wie stille ist es bei uns, gute Ingeborg!"

Es sei sehr stille, ja, erwidert Ingeborg und blickt lächelnd zu mir empor.

Ich gehe. Dieses Lächeln tut mir weh.

So vergeht der Tag.

Ingeborg sitzt am Fenster und blickt die Straße hinab, die zum Dorfe führt.

Ich setze mich zu ihr und sage: „Wie man doch Karl vermißt. Ein solch gütiger Mensch, ein solch herrlicher Mensch! Wie schön war er doch anzusehen, wenn er kutschierte! Wie ein griechischer Wagenlenker stand er im Wagen und ließ die Peitsche über den Pferden knallen und schrie, daß die Pferde scheuten und sein langes, rotes Haar flatterte im Winde um sein lachendes, verzücktes Gesicht."

Ingeborg lächelt und blickt hinab über die düstern Buchenwälder, die sich leise wiegen.

Ingeborg lacht leise.

„Sonderbar war er vor allem, sonderbar in allem, was er tat. Erinnerst du dich, wie er am ersten Abend sagte, die Frauen seien ganz gute Geschöpfe, glaube er. Und er erzählte von einem armen Mädchen, das ihm eine Kravatte geschenkt habe? Wie hörte sich das an! Und zu gleicher Zeit schrieb er an einem Gedichte, zwölf Gesänge zur Verherrlichung der Frau — haha!"

„Ja, sonderbar war er, du hast recht, Ingeborg. Wer ist er doch? Ich habe nie

eine Silbe der Klage von seinen Lippen gehört, nie einen Zug des Unmutes bei ihm gesehen. Und doch hat er so viel gelitten. Immer fröhlich ist er und immer schenkt er."

Darauf spricht Ingeborg und sie zieht bedeutsam die Brauen in die Höhe: „Ein Weiser ist er und ein Kind. O, er ist ein Mensch! Ich habe eine Stelle in einem seiner Bücher gefunden, die heißt: Leiden mußt du können bis zur Verzweiflung und lachen bis zum Irrsinn, ohne zu verzweifeln, ohne irrsinnig zu werden. Das sagt viel von ihm."

Und Ingeborg lächelt und sieht die Straße hinab und eine kleine Falte ist zwischen ihren Brauen zu sehen. Ihre Lider sind halb geschlossen.

Ich gehe. Diese kleine unterdrückte Falte zwischen den Brauen zerschneidet mir das Herz.

So vergeht der Tag.

Und Ingeborg ist blaß und ein eigentümlicher Schein ist in ihren Augen. Wo sah ich doch diesen Schein schon und diese erstarrte Miene?

Es fällt mir ein: damals auf der Höhe, an jenem Abend, bevor wir uns küßten.

Ingeborg lacht eigentümlich und sagt: „Weißt du, woher die Feuerlilie ihre Glut hat und die Amsel ihren Gesang?"

Nein, das wußte ich nicht. Wie sollte ich wissen, woher die Feuerlilie ihre Glut und die Amsel ihren Gesang hat? Ich hatte mich nie mit diesen Dingen beschäftigt.

„Karl weiß es!"

Karl weiß es. Bin ich ein Dichter? Nein. Karl ist ein Dichter und mußte es wohl wissen.

Ingeborg blickt an mir vorüber, hinunter auf die Straße, die zum Dorfe führt und spricht:

„Karl hat eine neue Unsterblichkeitslehre gefunden. Wie groß ist ihm der Mensch! Mir verriet er es, mit niemand sprach er sonst davon."

„Weißt du, wie man sich Zuneigung und Abneigung erklären kann? Er sprach von Geschlechterreihen und daß —"

Was weiß ich von diesen Dingen?

Der Tag vergeht, es weht vom Tal herauf. Grellgelbe Flecken bekommen die Wälder. Ein einzelner brennendroter Baum steht in der Ferne im grünen Walde.

Ich gehe herum und sinne. Ich gehe in die Ställe und sehe den Knechten nach. Ich spreche mit ihnen. Ich gehe in die Scheunen, wo die Futterschneidmaschine surrt. Es treibt mich herum.

Ingeborg! Ingeborg! Jeden Tag gehst du weiter weg von mir, Ingeborg. Bald werde ich dich nimmer sehen. Jeden Tag klingt deine Stimme ferner, es wird ein Tag kommen, da werde ich dich nimmer hören können. Eine fremde Sprache wirst du sprechen.

Eine große Traurigkeit breitet sich in meinem Herzen aus und alles will sie verdunkeln. O, Ingeborg, Ingeborg!

Es treibt mich herum. Ich fasse einen Baum an und sage zu dem Baume: O, Ingeborg!

Hin und her wandere ich. Ich kann mich keinen Augenblick mehr niedersetzen. Ich zernage mir die Lippen. Der Schrecken lähmt mich zuweilen, so daß mein Herz stille steht. Mein Gesicht ist erstarrt, es ist ganz steif geworden. Ich habe das Gefühl, als müßte ich in die Knie brechen. — Zuweilen habe ich es —

Es zerbröckelt etwas. Es zerbröckelt unaufhörlich, ich fühle es, ich höre es, es zerbröckelt um mich, in mir —

Ich schlafe nicht mehr. Ich liege immer, immer wach. In meinem Kopfe jagt es. Gegen Morgen sinke ich vor Mattigkeit in den Schlaf. Ich träume, daß ich weine. Ich höre mich weinen, ich erwache, meine Augen sind trocken, aber es weint in mir. Ich bin erstaunt, ich erschrecke, es weint immerzu in mir.

Ich sehe nicht gut aus. Ich sehe gealtert aus. Ich fühle, wie Ingeborgs Blick auf meinem Gesichte ruht. Ich fühle, daß alle Worte sie reuen, die sie über mein Gesicht sagte. Ich fühle es.

Ich spreche mit Ingeborg. So gütig wie möglich suche ich zu sprechen.

„Erinnerst du dich, wie wir unter dem Apfelbaum saßen, er blühte?"

Ingeborg schweigt.

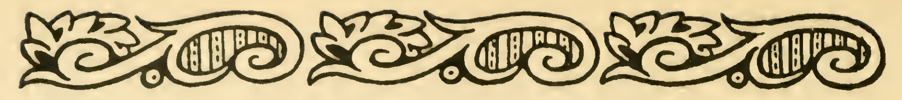
„Der Sommer war doch schön, Ingeborg?"

Ja, er war schön, sagt Ingeborg mit einer teilnahmslosen, müden Stimme. Gereiztheit verbirgt sich darin.

Das hat mir wehe getan!

(Schluß folgt)





Anatole France/ von Ludwig von Hatvany

Ästhetisch-kritischer Dialog der Professoren: M. Silvestre Bonnard de l'Académie française, Held eines Romans von Anatole France, M. Bergeret, Autor des berühmten Buches über die nautischen Ausdrücke im Virgil, Held in vier Franceschen Romanen.



n einem jener warmen Märztage, an denen der frische Erdgeruch den Vorgeschmack des Frühlings erregt, sandte die Sonne ihre Strahlen durch das offene Fenster eines großen, mit Büchern gefüllten Zimmers. Auf dem Fleck, wo sie den Fußboden beschien, stand ein Hund mit weit aufgesperrtem Maule. Er schaute in der Richtung der flirrenden Sonnenstäubchen, als wollte er nach dem großen, gelbstrahlenden Käselaib da oben schnappen, welches gewiß ein hundefeindlicher Dämon in so unerreichbarer Höhe auf dem blauen Himmelsteller heute aufgetischt hat.

Außer dem Tiere war im Zimmer noch ein andres Lebewesen, das sich jedoch für das herannahende Frühjahr minder zu interessieren schien. Es war dies ein mild dreinschauender, alter Herr, der in einen dicken, staubigen Folianten vertieft dasaß und zeitweise Notizen auf kleine Papierstreifen kritzelte.

Da öffnete sich die Türe und ein zweiter Hund kam hereingehüpft, dessen greiser Herr ihm nachstolpernd folgte. Die Hunde sprangen zur Begrüßung aufeinander los und verknäulten sich schnell in freundschaftlicher Balgerei. Der Hausherr machte eine tiefe Verbeugung vor seinem Gaste, reichte ihm feierlich die Hand und wollte ihm beim Ablegen des Überrockes behilflich sein. Jener wehrte einerseits ab, andrerseits ließ er sich's wieder gefallen und während beide im liebenswürdigsten Wettstreit dem Rock eigentlich jede Weiterbewegung unmöglich machten, hing das umkämpfte Kleidungsstück — wie durch ein Wunder — plötzlich doch am Haken.

Jetzt sahen die Herren lächelnd auf ihre herumspringenden Hunde. — Der Gast sagte:

„Alle Philosophie der Welt taugt nichts, mein lieber Herr Bergeret! Wir lächelten über unsere Tiere. Warum? Sie haben sich ja nur begrüßt, wie es zwei Wesen derselben Art geziemt. War denn unser Gruß nicht viel naturwidriger? Ich bin zwar nicht mehr so jung und optimistisch, um das Komische nur im Unnatürlichen zu empfinden; wenn man alt wird, erfährt man allmählich, daß die Natur nicht minder komisch ist. Doch wir lachten, lieber Herr Kollege, ohne uns all dies überlegt zu haben. Lachen wir lieber über uns selbst. Noch vor wenigen Minuten saßen Sie da — ihre Seele wanderte weit unten, wo in Italien. Sie spürten in den Windungen eines längst zu Staube gewordenen Dichtergehirns

der Entwicklung einer Verszeile nach. Da kam ich — Äneas oder Anchises, Dido oder Sybilla verschwanden vor Ihren Augen. Ihren Rücken, den Sie im normalen Zustand senkrecht halten, krümmten Sie so, daß er fast wagrecht ward, und streckten mir die rechte Hand entgegen. Ihre rechte Hand — das wiederhole ich, denn das ist wesentlich; hätten Sie mir die Linke gereicht, so wäre ich, der ich mich immer beflissen habe über Aberglauben und Konvention zu stehen, der ich meine Seele zur ruhigen überraschungslosen Entgegennahme des Unerwarteten gestählt, der ich mir das Prinzip des „nil admirari" schon in meiner Kindheit angeeignet habe .... ich wäre, wenn Sie mir die Linke gereicht hätten .... ja, ich wäre erschrocken, ich hätte mich sogar tief gekränkt gefühlt.

Was aber kommt, ist noch sonderbarer! Sie, mein geehrter und gelehrter Herr Kollega, dessen Handfertigkeit in solcher Rückentwicklung begriffen ist, daß Sie sich nur noch zum Blättern des Wörterbuchs wohl eignen, haben mir beim Ablegen meines Mantels behilflich sein wollen — und nachdem Sie mich darin gründlich gestört haben, erwarteten Sie sogar, daß ich mich dafür bedanke. Das habe ich auch in aller Ordnung getan, aber nun wecken in mir die Hunde den schrecklichen Zweifel: Ist eine solche Ordnung der Dinge wirklich die notwendige Ordnung der Dinge?"

M. Bergeret sah ein, daß sein Gast im Rechte sei — aber anstatt das zu bekennen, wie dies ein Weiser tun sollte, schwieg er. Tief war sein Schweigen.

Er schwieg, weil er das Gefühl hatte, daß man sich über ihn lustig mache. M. Bergeret war auf seine Geschicklichkeit gar nie stolz gewesen, aber es ärgerte ihn, daß seine Ungeschicklichkeit jemandem auffiel. M. Bergeret war gar nicht rachsüchtig, aber er wollte die Beleidigung doch nicht unerwidert lassen.

Wer kennt — o wer kennt die kleinlichen Eingebungen, welche die Weisen, ja selbst die Weisesten in ihrem Tun leiten? — Niemand — sie selbst am wenigsten!

Darum wäre gewiß M. Bergeret am meisten erstaunt gewesen, hätte ihn jemand darüber aufgeklärt, daß eigentlich böse Rachsucht und Eitelkeit dem Gehege seiner Zähne entflogen, als er sagte:

„Haben Sie ‚Sur la pierre blanche‘, das neueste Buch von Anatole France gelesen, mein lieber Herr Bonnard?"

Uneingeweihte ahnen kaum, wie giftig der Stachel dieser Frage war.

M. Bonnard zürnte nämlich dem Anatole France; er zürnte ihm, weil dieser Undankbare sich von ihm abgewandt, ihn verlassen, ihn weggeworfen hatte, wie eine ausgepreßte ......

Und er schreibt Bücher! ....

Mein Gott über wen schreibt er sie! Über Jerome Coignard, über diesen wirren, zerzausten Hexenmeister und dann über den da, über M. Bergeret, diesen faden Philologen, diesen betrogenen Gatten. Ja er fand M. Bergeret dessen würdig, vier Bände über ihn zu schreiben, während er mit M. Bonnard, dem berühmten Gelehrten, dem Mitglied der Akademie, in einem einzigen Bande kurzen Prozeß gemacht hat. All diese Gedanken kauerten als unentwickelte, dunkle Regungen in M. Bonnards Seele. Um so wunderlicher ist es, daß seine Bekannten, welche

ihn so oft mißverstanden, wenn er etwas offen und deutlich heraussagte, ganz genau wußten, und von ihm herumerzählten, was er selbst nur unklar fühlte, was er sich selbst gar nicht gestand. Und so wurde allbekannt:

M. Bonnard ist neidisch.

M. Bonnard ist eitel.

M. Bonnard zürnt dem Anatole France.

M. Bonnard verträgt nicht einmal, daß man den Namen Anatole France vor ihm nenne.

Und deshalb fragte Herr Bergeret, der gute, gelehrte, unschuldige Herr Bergeret, in einer unbedachten Minute:

„Haben Sie, ‚Sur la pierre blanche‘, das neueste Buch von Anatole France gelesen, mein lieber Herr Bonnard?"

„Ja ...." erwiderte der Gefragte ärgerlich hüstelnd. „Anatole France ist ein geistreicher Mensch, aber in der letzten Zeit ein bißchen Polygraph. Man darf nicht so viel schreiben. Übrigens habe ich im neuen Buche umsonst nach Ihrem Namen gesucht. Der Undankbare scheint Sie nun auch verlassen zu haben!" schrie M. Bonnard, und verhaltene Siegesfreude durchzitterte seine Stimme.

„Ja ... allerdings ..." flüsterte M. Bergeret beschämt, „... er erwähnt mich nicht, aber es ist mir auch lieber so. Er mischt in die Schilderung meines Charakters Familienintimitäten, welche besser verschwiegen bleiben. Ich zürne ihm aber nicht und bewundere ganz unparteiisch seine Kunst. Darum halte ich Ihre Beschuldigung der Vielschreiberei für unbegründet. Natürlich möchte ich Ihnen damit nicht widersprochen haben; ich erkläre nur einfach meine entgegengesetzte Meinung und fühle mich Ihnen dadurch näher, mein lieber Herr Kollega! Wie denn nicht? Wenn wir einen Menschen zu der Annahme unserer eigenen Ideen zwingen wollen, so ist das ein Zeichen dafür, daß wir uns ihm überlegen fühlen; wenn wir dagegen auch die andere Meinung gelten lassen, so bedeutet dies, daß wir davon überzeugt sind, unser Partner gebrauche seine Vernunft, gerade so wie wir, was doch immer eine starke Kette gemeinsamen Menschentums ist. Minder professorenhaft schwerfällig drückt dies Anatole France aus. Soll ich Ihnen die betreffende Stelle vorlesen?"

M. Bonnard: „Bemühen Sie sich doch nicht, mein Lieber, eher sollten Sie mir sagen, warum Sie meine Beschuldigung für gar so unberechtigt ansehen?"

M. Bergeret: „Die Antwort ist sehr einfach. Sie sind als Gelehrter daran gewöhnt, das Material zu sammeln, bevor Sie ein Buch schreiben. Diese Arbeit währt manchmal jahrelang. Man darf aber nicht vergessen, daß der wirkliche Dichter seinen Stoff in seinem eignen Innern immer fertig findet. Heute trägt nur der Dichter und nicht mehr der Weise sein Alles mit sich, wie es das lateinische Sprichwort haben wollte. Anatole France kann also getrost viel schreiben, da er doch viel zu sagen hat."

„Mit den stärksten menschlichen Banden fühle ich mich an Sie gekettet," — antwortete etwas malitiös M. Bonnard, „da ich doch Ihre Ansicht nicht teile. Im großen und ganzen haben Sie zwar recht, aber Ihre Folgerung ist zu allgemein

gehalten. Was Sie sagen, gilt vom Dichter, aber nicht von Anatole France. Ich werde in meinen Definitionen danach trachten, mich mehr an das Individuum anzuschmiegen. Anatole France nämlich sieht dem typischen Bilde des Dichters nicht sehr ähnlich. Er ist kein Hugo, kein Balzac, aus denen, wenn sie auch zwischen vier Mauern sitzen, die Erfindung von selbst unaufhörlich hervorquillt; er ist viel intelligenter, aber viel weniger ursprünglich, als diese ‚genialen Esel', wie einst, ich glaube, Sainte-Beuve, die großen Unbewußten genannt hat. Er ist auch kein Lamartine, dem es zur Inspiration genügt, wenn der Frühlingswind die Äste eines blütenüberſäten Baumes vor ihm schaukelt; sogar Menschen, d. h. rein menschliche Verhältnisse genügen ihm nicht. Außer dem Frühling, außer den Menschen braucht er noch die zierlichen Initialen eines alten Kodexblattes, er braucht eine Säule, deren sich allmählich verjüngender Marmorstamm sich in Akanthusblätter zerstäubend entfaltet. Für ihn mußten die Bildhauer von Phidias bis Rodin gemeißelt, die Maler von Fra Angelico bis Puvis de Chavanne gemalt, Schliemann und Boni mußten graben, Franz von Assisi mußte glauben, Voltaire leugnen, Renan zweifeln, Plato und Lucian und wie das neue Buch leider beweist, sogar Jules Verne und Bellamy mußten schreiben; Paris, Rom, Venedig, Jerusalem und Athen, alle Städte dieser Welt mußten ihm darbieten, was in ihrer Vergangenheit und ihrer Gegenwart jungfräulich rein und raffiniert verderbt ist, damit sich ihm diese starken Eindrücke zu einem Buche verdichten. Dafür sind wir aber, die zivilisierte Welt, sehr anspruchsvoll, die wir ihm doch die heikelsten Probleme unsrer Existenz geben. Wir sind damit nicht zufrieden, wenn er einige Epigramme ohne Zusammenhang vor uns hinwirft. Sur la pierre blanche ist keine Erzählung und kein philosophisches Werk; es will weder interessieren, noch etwas beweisen...."

M. Bergeret unterbrach hier seinen Kollegen:

„Bitte, häufen Sie nicht neue Beschuldigungen. Lassen Sie mich auf jede einzeln antworten. Sie sagen also, Anatole France sei kein ganzer Dichter. Und warum? Weil ihn nicht die gewohnten Themata inspirieren. Beweist dies nicht eben das Gegenteil? Daß er den Kreis des Dichterischen erweitert hat, wozu doch gewiß ursprüngliche Dichterkraft gehört.

Und was den Mangel an Aufbau, an Komposition betrifft, so empfinde ich ihn nicht; aber wenn ich ihn auch empfände, er würde mich nicht stören. Besonders bei uns in Frankreich nicht, wo die schriftstellerische Technik so ausgebildet ist, daß sich viele nur zu leicht in die weite Hülle einer wohlgegründeten Komposition so verstecken können, daß ihre ganze Persönlichkeit darin verschwindet. Ich sehne mich nach ein bißchen Unvollkommenheit! Ich weiß nicht, lieber Freund, ob Sie Goethes Roman „Wilhelm Meister" gelesen haben, der für die meisten Franzosen, sogar für meinen verstorbenen Freund Hippolyte Taine, unerträglich war. Die Lektüre solcher Bücher ist ermüdend, ja qualvoll, und doch ist ihre Nachwirkung größer, als die eines Romans von Balzac oder Flaubert. Die echt germanische Neigung der Schriftsteller, eine Tatsache mit allen möglichen Beziehungen zu ver-

knüpfen, erlaubt ihnen nicht ihre Erzählungen rasch und glatt abschnurren zu lassen. Der typische deutsche Roman ist voll umständlicher Ablenkungen, voller Reflexe auf das persönliche Erlebnis des Dichters. Die heilige Ungeschicklichkeit dieser schriftstellerischen Technik ist rührend, anziehend. Der deutsche Schriftsteller stockt und meditiert dort, wo der Franzose die Fabel am interessantesten weiterspinnt. Da aber gerade Offenbarungen jener Menschen, die im Gefühle innrer Kraft die Kunstregeln verschmähen, am unmittelbarsten wirken, so impft ein solches deutsches Buch unserm Leben noch ein Leben ein. Wenn ich derartiges lese, so kommt mir ein von wilden Reben dicht bewachsenes Haus in den Sinn, das ich einst in einer kleinen, deutschen Stadt gesehen habe. Zwischen den dunklen Blättern leuchteten mir die Fenster entgegen und in jedem Fenster — es war Sonntag Nachmittag — sah ich einen still vor sich hinbrütenden Mann oder einen sanften, blonden Frauenkopf. Ich habe immer das Gefühl, als wären die fortwährenden Unterbrechungen im deutschen Roman solche Fenster, aus denen die ruhigen Gesichter des Poeten, seiner Freunde und Freundinnen hervorblicken. Wie wunderlich es auch klingen mag, Anatole France schreibt ähnlich; er hat nicht viel zu erzählen, seine Personen sind fast immer die Sprechrohre des Autors, aber sein Buch ist vorzüglich, denn es wurde von einem vorzüglichen Manne geschrieben."

M. Bonnard: „Sie werden durch das Äußere getäuscht, lieber Kollega. Ein gemeinsamer Mangel bedeutet für Sie bereits Verwandtschaft. Und doch ist der Grund der Kompositionslosigkeit bei den Deutschen und diesem Anatole France ein ganz verschiedener. Bei jenen erstickt die Fabel in dem naiven, unbezwinglichen Drang, ein ganzes Weltbild mitzuteilen, bei diesem fühle ich den Menschen heraus, dessen von Natur aus fahle Phantasie durch das viele Lesen ganz papierfarben wurde, der die Fabel verachtet, weil er sie nicht schaffen kann. Da er eigentlich nichts zu erzählen hat, so krümmt und windet er sich rechts und links, um die innere Inhaltlosigkeit durch eine glänzende, schillernde Ornamentik zu verdecken. Er hat gute Zeilen, sogar viele gute Seiten, aber gute Bücher hat er nicht. Letzter Zeit ist sein Vertrauen in die Macht einzelner Sätze so gewachsen, daß er nicht einmal bedenkt, was er eigentlich durch das Ganze seines Werkes ausdrücken will. Sur la pierre blanche — ich will es gerne erkennen — ist eine Häufung außerordentlich geistreicher Dialoge und Novellen, die aber leichtsinnig, ja sogar ungefüge zusammengefaßt sind. Seine Nonchalance geht so weit, daß er sich sogar um Widersprüche nicht kümmert. Nehmen wir es der Reihe nach durch! So wird wenigstens meine Argumentation überzeugender sein und Sie können mich dann nicht leicht widerlegen.

Das Buch fängt damit an, daß seine Gelehrten-Gesellschaft, die sich am Forum versammelt hat, über Rom disputiert; nachdem sie in eleganter Sprache, geistreich paradoxer Form, aber im Grunde genommen doch nur Gemeinplätze vorgetragen haben, zieht einer der Debattierenden ein Manuskript aus der Tasche und liest folgende Geschichte vor:

Gallio, der Gouverneur von Achaia und einige mit ihm befreundete Philosophen

loben überaus den jungen Nero, erwarten von ihm das Glück der Welt, ergehen sich in allgemeinen Gesprächen über die Zukunft der Menschheit. Da wird Gallio plötzlich weggerufen; einige streitende Juden, die ihren Glaubensgenossen Paulus damit beschuldigen, daß er aufrührerische Lehren verbreite, möchten den Gouverneur zum Schiedsrichter haben. Gallio erklärt ihnen, daß er sich um solche unfruchtbaren Wortgefechte nicht kümmern könne. Nach diesem berüchtigten Urteilsspruch kehrt er zu seinen Freunden zurück, und spinnt mit ihnen seine Zukunftsträume weiter, über Jovis bevorstehenden Fall, von der kommenden Herrschaft des Herkules, vom ewigen Frieden etc. — Die Tatsache, daß Gallio den Juden den Schiedsspruch verweigert hat, lesen wir in den Acta Apostolorum. Was fügt nun Anatole France hinzu? Nichts, als den erklügelten Kontrast, daß Gallio in demselben Augenblick sich weitschweifig über die Zukunft unterhält, während eben die große leibhaftige Zukunft unbemerkt an ihm vorübergleitet. Diese Pointe ist nicht sehr diskret, aber wenn man auf sie hinarbeitet, sollte man sie besser zuspitzen und nicht durch viele Abirrungen zu Dingen, die nicht hingehören, abschwächen.

Kaum ist die Geschichte Gallios zu Ende, wird wieder ein Dialog willkürlich angegliedert. Die gelehrte Gesellschaft auf dem Forum wendet sich der Frage zu, ob man Gallio der Beschränktheit zeihen könne, wie es z. B. Renan in seinem Saint Paul tut. Das Ergebnis des Wortgefechtes ist, daß Gallio den heiligen Paulus ebensowenig verstehen konnte: wie heute ein französischer Gouverneur in Algier einen dortigen Derwisch. Ja, der beschränktere von beiden sei Paulus gewesen, der nicht einmal ahnte, daß die Schicksale der Welt auf seinen Schultern ruhen.

Damit habe ich den ersten Teil des Franceschen Buches abgetan. Ich erkenne darin zwei Grundgedanken, die weder neu, noch tief sind: daß die Zukunft selbst für jene unfaßbar ist, die ihren Samen ausstreuen und daß sich den Zeitgenossen das verhüllt, worin wir nachträglich einen historischen Wendepunkt erblicken. Anatole France hat übrigens diesen Ideen bereits vor Jahren eine gelungene poetische Gestaltung gegeben. Sie kennen doch seine Pilatus-Novelle! Wie köstlich ist das Gespräch, das der Prokurator hier mit seinem Freunde führt. Beide waren vor Zeiten in Palästina und schwelgen jetzt in Erinnerungen an jene farbigen Tage. Das Kleinste und Unbedeutendste taucht im Gedächtnis auf, an Alles weiß sich Pilatus zu erinnern, nur nicht an jenen Schwärmer, den er einst in Judäa kreuzigen ließ. Umsonst mahnt der Freund an die seltsame Art, mit der sich der Prophet als König der Juden ausgab, vergebens an die schöne Begleiterin Magdalena, ja selbst beim Namen Jesus Christus dämmert in Pilat kein Schimmer des Gedenkens auf.

Die Geschichte Gallios ist eine mattre Wiederholung desselben Motives.

In der andern Hälfte seines Buches zeigt uns France seine Gelehrten in einem italienischen Gasthaus, wo sie während des Mittagstisches über den russisch-japanischen Krieg debattieren. Und wieder steht einer von den Leuten auf und liest eine Novelle vor — leider einen utopistischen Zukunftstraum. Das Buch endet mit einer Besprechung desselben.

Das Politisieren im Gasthaus ist voller „Esprit", die Utopie hingegen langweilig und ganz in der Art von Jules Verne. All dies wäre aber nebensächlich, würden die letzten drei Kapitel zu den ersten drei passen. Dies ist jedoch nicht der Fall! Au contraire! es ist ein greller Widerspruch zwischen ihnen. Wie kann Anatole France schon heute über den russisch-japanischen Krieg sprechen lassen? Hat er denn versäumt, aus der Geschichte Gallios die Folgerung abzuziehen, daß man sich unerhört blamiert, wenn man Dinge, die sich vor uns abspielen, sub specie aeternitatis beurteilen will? Wer kann wissen, ob das Loos der Welt wirklich an jene sensationellen Ereignisse und Namen gebunden ist, die uns jetzt beschäftigen und unsere Zeitungen füllen? Wie kann Anatole France mit solcher Bestimmtheit behaupten, daß die Japaner, ob sie nun siegen oder nicht, jedenfalls durch ihren Widerstand die Gleichwertigkeit der gelben Rasse mit der weißen beweisen und die Menschheit dadurch einen Schritt näher zur Verbrüderung, dem ewigen Frieden gebracht haben? Als ob dies nicht kühn genug und unüberlegt wäre, läßt er sich auch noch in Zukunftsträume ein. Warum denkt er nicht an Paulus? Vielleicht lebt jemand auch in unserer Mitte, auf den niemand achtet, der statt der Vereinigung neue Loslösung predigt und der die Welt in Richtungen lenken wird, die wir uns noch gar nicht vorstellen können? Ist Anatole France, der von einer kommunistischen Gesellschaft, vom ewigen Frieden träumt, nicht viel beschränkter als Gallio, der noch die großen Erfahrungen der Völkerwanderung, des christlichen Mittelalters, der französischen Revolution nicht hatte?

Deshalb frage ich — so schloß M. Bonnard seine Rede — wo in diesem Buche der Zusammenhang steckt? Zum Schluß reißt der Autor selbst nieder, was er zu Beginn aufgebaut hat."

Die Hunde bellten überzeugt von der Wahrheit dieser Rede, M. Bergeret hingegen schüttelte einige Zeit seinen Kopf und sagte, nachdem er sich geräuspert hat, folgendes:

„Sie treten mit entschieden bösem Willen an Anatole France, heran ..... d. h.." — da stockte er, als hätte ihn die Schärfe seiner eigenen Worte erschreckt und setzte stotternd hinzu — „... d. h. Sie sind ein viel zu ausgezeichneter Mensch um die Absicht eines Dichters nicht zu verstehen, wenn auch dessen Wesen dem Ihrigen nicht zusagen sollte. Aber wenn Sie sich in den Kopf gesetzt haben, einem Autor kein Lob zu gönnen, so gelingt Ihnen das, wie Alles andere. Erlauben Sie, daß ich nun darlege, wie ich mir die Entwicklung dieses eigenartigen, komplizierten und auf den ersten Blick sich widersprechenden Werkes vorstelle. Anatole France wurde durch die Dreyfuß-Affaire in dir Politik verwickelt und so gestalteten sich in ihm, gerade so wie in anderen Politikern ganz ausgeprägte Ideen über die japanische Frage, über den Sozialismus, über die Vor- und Nachteile des französischen Kolonialsystems etc. etc. Vielleicht ertappte er sich manchmal dabei, wie er sich für diese oder jene Idee ereiferte, sogar von deren Nützlichkeit überzeugt war. Da erwachte in ihm die unausrottbare Skepsis, der ewige quälende und doch andererseits so wonnige Zweifel, der höher hebt als der Glaube.

In dieser Stimmung überkam ihn eine erlösende Ironie, welche die erdenschweren Erlebnisse zu Phantomen verflüchtigte und er sagte zu sich:

„Anatole gib acht! Du benimmst dich so einfältig wie jeder Redaktions-, Parlaments- oder Kaffeehauspolitiker — dies sind ja synonyme Begriffe; — du deklamierst, du begeisterst dich wie ein Tendenzromanzier, wie ein Soldat, wie ein Professor, ein Minister oder ein Serenissimus, mit einem Wort, wie ein gewöhnlicher Mensch. Das würde ich dir noch verzeihen — es ist jedoch unverzeihlich, daß du damit jemandem zu nützen meinst. Daß du die Welt, oder gar deine eigene Nation zu verbessern gedenkst — daß du zu beurteilen wähnst, was vor dir war, was heute geschieht, und was noch nach dir kommen wird ..... du törichtes Menschenkind, es wird dir ergehen, wie ...."

Dieses ‚wie' mußte nur in eine Fabel gerahmt werden, und es entstand die Geschichte Gallios, durch die er, der echte Pyrrhonist sich für einen inkonsequenten Augenblick des Vertrauens zur Menschheit durch Spott bestraft hat.

Ein griechischer Lyriker schalt in einem seiner Gesänge die Helena, später schien er eingesehen zu haben, daß Philologen kommen werden, die von einem echten rechten Griechen die unbedingte Huldigung vor der Schönheit fordern, und sang in einem zweiten Liede Helenas Lob. Dieses zweite Lied nannte er Palinodie, d. h. Widerrufung des Gesanges. So tut auch Anatole France. Erst spottet er über die Schwächen der großen Helena: der Menschheit — dann wieder behandelt er ihre Lebensfragen mit Ernst und Eifer, um zu zeigen, daß er auch ihre Macht und ihre Schönheit voll empfinden kann. So entstand die neue Form des Tendenzromans, die einzige Form, welche eines philosophischen Geistes würdig ist, in welcher zur Beurteilung der Gegenwart, zu dem Blick in die Zukunft, die Parodie beider Teile hinzukommt."

„Ja" — antwortete hierauf M. Bonnard — „dies ist alles sehr schön und gut, ich bin aber zu sehr Franzose, um es gelten zu lassen. Selbst Merimée oder Flaubert, die Meister des objektiven Vortrages, werden interessanter, wenn man etwas Persönliches über sie erfährt, aber daraus kann man noch nicht schließen, daß das persönlichste Buch nun auch das beste ist.

Sur la pierre blanche wird erst verständlich, wenn man die Biographie des Schriftstellers kennt, und es ist jedenfalls eine Anmaßung, von mir zu fordern, daß ich sie kenne. Die Kinder müssen von ihrer Mutter, Bücher von ihren Autoren losgelöst werden, um zu leben."

M. Bergeret: „Wenn meine biographische Erklärung Ihnen antipathisch ist, so habe ich noch eine andre in Bereitschaft. Sie selbst sagten, daß Anatole France ein halber Gelehrter sei, der Plato nachahme. Nun? Was folgt daraus? Daß seine Art zu komponieren auf die Komposition der platonischen Dialoge zurückgeht. Baut denn Plato seine Dialoge nur der Pointe wegen auf, blickt er nicht fortwährend umher, damit er den Schauplatz der Erzählung, die fortwährenden Veränderungen in der Gruppe der sprechenden Personen beschreibe? Reiht sich bei ihm nicht je nach einer ermüdenden philosophischen Auseinandersetzung, eine zum

Ausruhen einladende poetisch-mythische Oase? Liebt er es denn nicht gegen seinen Sokrates sehr oft so starke dialektische Hiebe zu führen, daß wir nicht einmal wissen, an wessen Worte wir uns halten können? Platos Dialoge sind der Schlüssel zu dem Franceschen Buche. So erkläre ich mir die mise en scène durch die Gesellschaft, welche philosophische Fragen bespricht, die Novellen, welche den platonischen Mythen analog sind, und den ganzen Ton höflicher Ironie, durch den auch falsche, besser gesagt vom Autor nicht geteilte Ansichten zum Ausdruck kommen. Der Leser soll wählen! oder wenn er ein Philosoph ist, wie der Autor, so soll er aus jeder Schüssel naschen. Darum habe ich Anatole France lieber in seinem heutigen Stadium, mit all seiner Weitschweifigkeit, mit seiner zerfallenden Komposition, in denen er aber sein Wesen, sein Leben mitteilt, als zur Zeit, wo er die Pilatusnovelle schrieb und alles der wirkungsvollen Pointe unterordnete, wie der Räsonneur eines Dumasschen Stückes.

Die breite Ruhe seiner neuen Art gibt ihm Gelegenheit zu solchen Beschreibungen, die wir in der atemlosen Pilatus-Novelle umsonst suchen würden. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Stelle vorlese."

Er las nun die Beschreibung des Haines vor, in welchen Gallio seine Freunde führte. Hier schimmert im Schatten der Lorbeer- und Myrtensträucher ein Alabasterbassin, auf dessen klarem Spiegel sich eine Feder der im Gebüsche klagenden Taube wiegt. Durch das Laub glänzen Marmorbänke und Statuen, wie der flötenblasende Faun, dessen Stirn von Zweigen verdeckt wird, während sein glatter Bauch durch die Blätter leuchtet.

Als M. Bergeret das Buch wieder niedergelegt hatte, da sprach M. Bonnard: „Gallio hat freilich nicht mehr damals gelebt, als noch die Statue dem Menschen Gott, Begleiter oder Freund war, in seiner Zeit sah man wohl schon mit den Augen des Amateurs. Aber man hatte doch nicht die kunsthistorische Freude eines heutigen Liebhabers, wie sie sich in der Schilderung von Anatole France äußert; so kann nur empfinden, wer auch andre Arten von Kunst kennt und dessen Enthusiasmus aus dieser Vergleichung stammt. Daher kommt etwas wie Museumsluft in jene Beschreibung!

Jene Taube, welche Anatole France in dem Hain klagen läßt, flog von der Insel Pauls und Virginiens oder sonst von irgend einer romantischen Landschaft hierher. So ergeht es aber jedem, der statt Neues zu schaffen, in ausgekühlter Asche stöbert. Auch sein Stil ist voll literarischer Reminiszenzen, in denen er natürlich öfters fehlgreift; zwar sind das nur nebensächliche Dinge, aber der Reiz solcher Wendungen liegt gerade in den Nuancen. So schreibt er zum Beispiel von den Urbewohnern Italiens: ‚Ils faisaient mentir la laine en couleurs variées!' So oft lateinische Schriftsteller gegen den Luxus wettern — und das ist ein Lieblingsthema in ihrer Literatur — vergessen sie fast nie zu bemerken, daß die verderbte Menschheit selbst das Unschuldsweiß der Wolle durch alle möglichen Übertünchungen zur Lüge gezwungen hat. Anatole France, der dadurch den antiken Lokalton erzeugen will, hat dies allzu wörtlich ins Französische übertragen.

Ohne auf die sprachgeschichtliche Entwickelung dieser Phrase näher eingehen zu wollen, bin ich doch der Ansicht, daß man sie lediglich in rügendem Sinne gebrauchen darf."

„Mag sein!" erwiderte M. Bergeret, „aber ich muß sagen, daß mir diese Wendung, wenn sie auch nach Ihrem gelehrten Empfinden hier nicht korrekt gebraucht ist, ein vielstimmiges Echo klassischer Erinnerung wachruft. Was wäre die ganze Arbeit bebrillter Stubenhocker wert, wie wir Kommentatoren und Editoren sie leisten, käme nicht von Zeit zu Zeit ein Künstler, der sie lebendig zu machen weiß? Es ist begreiflich, daß die meisten unsrer Kollegen das nicht einsehen. Das schadet ja auch gar nichts. Im Gegenteil, es ist gut so! Jeder Mensch will seine Existenz durch eine Lebenslüge möglich machen; die Lüge des Gelehrten ist die Wahrheit! Jene kleine Wahrheit, für deren Aufspürung er sein Leben gerne opfert, ohne zu bedenken, daß sie selbst bereits längst ausgetrocknet und leblos ist. Lassen wir den Leutchen den Wahn! Niemand arbeitet gerne für andre, jeder betrachtet sich und seine Arbeit als Selbstzweck und die Mühe der Philologen und Archäologen ist so uneigennützig, daß man ihrer Eitelkeit die kleine Genugtuung gönnen kann.

Übrigens ließe sich ein berechtigter Stolz aus unsrer bescheidenen Vermittlertätigkeit schöpfen. Das Wiederauftauchen Homers im achtzehnten Jahrhundert war gewiß ein Verdienst der Philologen; und so verdankt die Welt im Grunde genommen unsrer Gilde die Entstehung von vielen Meisterwerken Goethes. Seither hatten wir kein solches Glück! Aber wir können nicht klagen, solange sich in Ermangelung eines Genies so außerordentlich feine Geister finden, wie Anatole France. M. Zeller de Stuttgart, M. Diehls de Berlin, M. Gomperz de Vienne schütteln gewiß ihre weißen Köpfe, wenn ich behaupte, daß Anatole France jedenfalls der Mann ist, der heute in Europa am besten weiß, was der Name: Plato — der am tiefsten fühlt, was der Name: Hellas — bedeutet.

Das hat er auch in diesem Buche bewiesen, besonders durch die Beschreibung des Forums in Korinth. Diese ist ganz meisterhaft. Im allgemeinen schildern die Schriftsteller das griechische Leben entweder blaß idealistisch, andre wieder unter dem Vorwande des Realismus stellen es gemein dar; die Philologen will ich gar nicht erwähnen, da ihre Arbeit trotz der Genauigkeit keine Rekonstruktion ist. Dem Anatole France ist es gelungen ein solches Bild zu malen, in welchem die Realität nicht zerflattert und der Schmelz der Klassizität doch nicht abgestreift wird.

Wir hören am korinthischen Forum die Kaufleute, Matrosen, Dirnen, Bettler handeln, fluchen, lachen, weinen, singen, zanken, ein starker Geruch dringt aus den engen Gewölben, und doch, der bläuliche Schatten der Arkaden, der Glanz, in den Anatole France das ganze Bild taucht, hält in uns das Gefühl wach, daß wir in Griechenland sind und daß nicht irgend eine barbarische Volksmenge auf irgend einem asiatischen Marktplatz vor uns wimmelt."

M. Bonnard: „Sie sind ja ein ganz ausgezeichneter Redner, mein lieber Herr Bergeret. Aber wie jeder gute Redner — können Sie auch schweigen. Wenn

ich nie verstanden hätte, warum das Verschweigen eine rhetorische Figur ist, jetzt würde ich es begreifen. Die Beschreibung des Forums beginnt tatsächlich sehr schön; im Roman wird sie aber dann von einem greulichen Zuge verunziert, und gerade dieser wird von Ihnen so weise totgeschwiegen. Ich wußte immer, daß die Platomaske des Anatole France einen Faun verdeckt, aber sein sinnlicher Zynismus hat sich noch nie so schamlos geäußert, wie diesmal. Warum erwähnen Sie nicht, daß am Marktplatz auch die zwölfjährige Joessa, ‚in ihrem Jugendflaum und braun wie ein Veilchen von Zanthe' dasteht und warum schweigen Sie vom alten Bettlerphilosophen Pornochares, der mit Lumpen bedeckt sich in der Sonne wälzt und dem der vorübergehende Gallio ein Almosen reicht? Sie wissen ja doch, wie der Kerl das Geldstück in der Sonne erglänzen läßt, wie Joessa dieses Zeichen versteht und wie sich dann beide in ein nahes Gebüsch begeben? Während der Philosoph den glatten Körper des Kindes an sich preßt, wird Stephanus auf dem Forum gesteinigt und während der erste christliche Märtyrer in der Wollust der Wunden heulend seinen Gott verherrlicht, stöhnt Pornochares in den Haaren der Joessa:

‚Schweigt, elendes Volk! Stört nicht die Spielchen eines Philosophen.'

Was Sie auch sagen, lieber Freund, das ist krankhaft, das ist pervers. Ein Ekel hat mich ergriffen und ich nahm meine Acta Apostolorum vor, um das Martyrium des Stephanus wieder zu lesen."

M. Bergeret: „Merkwürdig, daß wir heute in keiner Weise einig werden können. Mich hat die reizende Kühnheit, der bohème Tiefsinn dieser Szene gepackt. Eine akademische Auffassung wollte bisher im Christentum nur ewiges Leiden, Entsagen und Sterben sehen, während sie schablonenhaft das Heidentum als unwahrscheinlich übertriebenes Gegenstück voll Leben und Kraft darzustellen pflegt. Anatole France stellt die Sache viel plausibler dar, indem er auf der einen Seite hysterische Schwärmerei, auf der anderen eine nie erschlaffende Sinnlichkeit malt. Dies sind nur allzu menschliche Züge und jener harte Gegensatz ist damit verschwunden. Darum kann man nicht behaupten, daß im Gallio keine neuen Gedanken wären, man muß sie nur zu finden wissen.

Gerade so verhält es sich mit der augenscheinlich so trivialen Utopie. Ist es Ihnen denn nicht aufgefallen, daß Anatole France, der von dem Fortschritte der Technik so viel erwartet, der die Natur der Mechanik sozusagen ausliefert, nur eben daran nicht glaubt, daß das Zeitalter der allgemeinen Zufriedenheit je kommen könne? Er meint zwar, daß die Epoche der kommunistischen Gesellschaft bald beginnt, aber er hat auch das Gefühl, daß dies keine Besserung, nur eine Änderung bedeuten wird. Eine neue unvollkommene Gesellschaftsordnung wird entstehen, als Rückschlag auf die Unvollkommenheiten der jetzigen. Voilà tout! Keine Rede davon, daß der Kommunismus alle Bedürfnisse befriedigen könne; der ewige Friede ist möglich, aber nicht die ewige Ruhe! Eben darin erblicke ich den Kernpunkt der Utopie! Alles, was sonst drum und dran ist, halte ich nur für einen unschuldigen Scherz. Aus alledem geht hervor, daß Anatole France weiser

ist als Gallio, daß zweitausend Jahre nicht spurlos vorübergegangen sind, und daß er von allem Schmerzlichen der Geschichte gelernt hat.

Anatole France ist auch darin Nachempfinder Platos und Renans, daß er aus purer Ironie einen Gemeinplatz — wie Sie sich ausdrückten — in den Vordergrund stellt und seine Grundgedanken, sowie die schönsten Aperçus mit einer leichten Bewegung ganz unbemerkt fallen läßt. Bevor ich ende, möchte ich ein solches hier aufheben.

Man spricht von den Veränderungen des Christustypus, wie er seine Laufbahn als Prophet in der Phantasie des heiligen Paulus anfängt, das Ende der Welt mit lauten Worten kündigend, wie er dann im zweiten Jahrhundert zum armen Juden, dann zum gräzisierenden Gnostiker, am päpstlichen Hofe ambitiös, ja blutdürstig wird, wie er in sich italienische Banditenneigungen entwickelt, um unter Leo X. zum Humanisten, zum Künstler, sogar zum Atheisten zu werden; wie sich dann derselbe Jesus Christus mit den Jesuiten zum abgeschmackten Schlaukopf verändert, um mit Leo XIII. endlich zum Fabrikanten, zum Kapitalisten zu werden, der die Sozialisten haßt — — als nun endlich nach der Ursache dieser vielen Veränderungen geforscht wird, so sagt einer der Herren:

‚Die Götter verändern sich mehr als die Menschen, weil der Götter Leben länger und ihr Äußeres undeutlicher ist ...'

In diesen Worten haben wir die Erklärung der Akkommodationsfähigkeit jeder Religion, besonders des Katholizismus enthalten ..."

Nach diesem Satze holte M. Bergeret tief Atem und hob seine Augen, um die Wirkung seiner Rede auf M. Bonnards Mienen zu lesen. Dieser benutzte diese Pause, um mit irritierender Ruhe zu bemerken:

„Ähnliches sage ich in meinem Werke über die Geschichte der Mönche von Saint-Germain de Prés im 25. Abschnitt des XXIII. Kapitels im 2. Teile ..."

... hierauf kam ein langes Zitat der betreffenden Stelle mit vielen Bemerkungen des Autors. Herr Bergeret bereitete sich zur Replik vor; er hatte doch auch seine Ideen über die Entstehung der Religion und las eine diesbezügliche Stelle seines Werkes über die Schifferausdrücke des Virgil vor. Er erklärte seine Meinung in allen seinen Feinheiten. Er ereiferte sich immer mehr, bis M. Bonnard wieder aus einer letzten akademischen Vorlesung einen schönen Passus zum besten gab. M. Bergeret blieb nicht schuldig ...

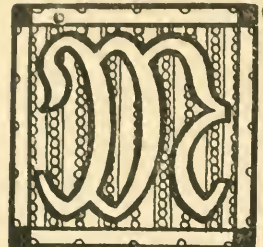
Diese interessante Unterhaltung währte bis Mitternacht — von Anatole France wurde natürlich nicht mehr gesprochen. —

Am anderen Morgen traf ich M. Bonnard in einer Buchhandlung, wo er eben herumstöberte und wo ich mir das Buch von France kaufen wollte. Als er dies sah, erzählte er mir seinen Streit von gestern und fügte dann lächelnd hinzu:

„Qui sait? Vielleicht hatte M. Bergeret doch recht?"



Im letzten Augenblick/ von Gustav Wied



Mein Freund Bent ist der prächtigste Mensch unter der Sonne, aber seine Nervosität kann bisweilen alle Begriffe übersteigen. Und dann wird er gefährlich, denn er steckt an. Davon weiß ich gar manches zu erzählen.

Wir trafen einander seinerzeit jeden Nachmittag bei Bernina um dort unsern Kaffee zu trinken und pflegten in dem hintersten Lokal auf dem Sofa zu sitzen, das seine Wand der Küche zukehrt.

Auf dem Sofa uns gegenüber saß ein drolliges Individuum, ein Männchen von geradezu beängstigend kleinen Dimensionen. Seine ganze Lebenskraft schien sich auf seinen Kopf beschränkt zu haben, so daß sein übriger Körper dabei zu kurz gekommen war. Wenn er sich mit Hilfe seiner Arme und Beine auf dem Sofa zurecht gerückt hat, reichen seine Füße nicht mehr zum Boden, sondern baumeln herab. Es sieht aus als striche ein ewiger Windhauch über seine Beinkleider, oder als trete er beständig die Bälge einer unsichtbaren Orgel.

Auch er trinkt Kaffee.

Sobald er dies getan, behandelt er seine Nase mit Sorgfalt. Dann legt er seinen rechten Arm hinter den Nacken, schließt die Augen und nickt ein. Der linke Arm hängt schlaff herab, die Hand ist ruhig, die Finger spreizen sich, krümmen sich fächerförmig und beginnen sich mit wachsender Schnelligkeit zu bewegen, als wollte er seinem linken Schenkel erfrischende Kühlung zuwehen. Und die Beine schaukeln hin und her — hin und her —, unaufhörlich. In regelmäßigen Zwischenräumen bläst er die Luft durch die Nase. Er scheint gleichsam mit Dampf zu schlafen. Jeden Augenblick erwartet man das Sofa sich in Bewegung setzen zu sehen, zu marschieren, geradlinig, wie auf Schienen, — durch die Wand, das Büfettzimmer, zur Tür hinaus, und weg!

Und sein Gesicht!

Vor Jahren hatte ich ein niedliches junges Mädchen gekannt. Aber eines schönen Tages begannen ihre Nase, Ohren, Augen zu wachsen, sich zu verlängern, anzuschwellen . . . Gräßlich! Mir wurde übel, wenn ich sie sah. Und die Kinder schrien, sobald sie sich nur in einer Türöffnung zeigte.

Sie litt an Elefantiasis, dieser schrecklichen Krankheit, die sich darin äußert, daß alles Vorstehende des Körpers sich verdickt und verlängert.

Wohl nie hat dieses Leiden einen höheren Grad, als bei dem Manne dort auf dem Sofa erreicht.

Die Ohren gehen noch an. Aber die Nase! Und die Augen, — besonders die Augen! Die liegen und quellen über die Wangen hinaus, und die Lider sind so gelb im Fleisch mit rotem Geäder.

Ekelhaft — nicht wahr? — Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß Bents sensible Natur sich angewidert fühlte.

Schon am ersten Abend merkte ich, daß dieses Phänomen Eindruck auf ihn machte. Noch keinen überwältigenden. Er äußerte sich ganz ruhig darüber, als wir auf die Gasse hinaustraten.

Das zweite und drittemal schien er unsern Nachbar einfach zu übersehen. Nur wenn ich hier und da unwillkürlich von meiner Zeitung aufblickte, sah ich seine unruhig flackernden Augen auf unser Gegenüber gerichtet.

Ich legte dem keine Bedeutung bei. Allein am sechsten Abend erkannte ich mit einem Schlage, daß Gefahr im Anzug war. Bent schwieg. Schwieg unablässig gleich von Anfang an. Ich war von einem Thema auf das andere gekommen, — kein Wort. Zuletzt begann ich von seinem neuesten Drama zu sprechen; das pflegte ihn sonst aufzumuntern. Ich erzählte ihm gerade, daß mir einer meiner Bekannten gesagt hätte, ein bekannter Kritiker habe geäußert, daß Bents psychologische Analyse ihn stark an Ibsen gemahne, — — da legte er mir plötzlich die Hand auf die Schulter und sagte:

„Willst du spielen?"

„Was meinst du?"

„Würfel spielen."

„Ja, gern!"

„Aber das soll ein Gottesurteil sein," flüsterte er geheimnisvoll, „wer verliert, soll hinüber gehen und ...." Er krümmte den rechten Zeigefinger gegen den Daumen und schnippte mit beiden vor meiner Nase auf und nieder.

„Aber Bent," sagte ich nervös, „laß doch diese Narrenstreiche!"

„Nur ruhig," flüsterte er, „nur ruhig." Und dann lächelte er und nickte mir zu: „Lieber alter Junge!" als ob wir einander fünf Vierteljahre nicht gesehen hätten! Aber gleich darauf stand er auf und ging fort, ohne Adieu zu sagen.

Der neunte Abend kam.

Zwei Tage hatte sich der Mann mit dem Elefantenkopf nicht gezeigt. Ich fühlte mich ungeheuer erleichtert. Auch mein Freund war der Alte geworden, nur mit einer leisen Nuance von Wehmut.

Ich glaubte, Gott straf mich, daß er innerlich den Elefanten vermißte, etwas vermißte, was ihn irritieren konnte.

Gegen seine Gewohnheit war er an diesem famosen Abend vor mir hingekommen. Es war abscheuliches Wetter, und der Regen fiel wie aus einem Sturzbach.

„Ist Bent gekommen?"

„Ja," sagte der Oberkellner Kaspar, meinen Hut mit besorgtem Blick betrachtend, „ja, Herr Bent ist gekommen. So naß, so naß! Schreckliches Wetter — — einen Kaffee!"

„Ja."

„Kaffee, Glas Wasser!" meldete er dem Wirt am Büfett.

„Kaffee, Glas Wasser!" wiederholte dieser zur Küche gewandt.

„Kaffee, Glas Wasser," klang das schwache Echo einer weiblichen Stimme hinter dem Expeditionsschalter.

Ich ging hinein. Bent saß auf unserem gewohnten Platz. Aber er sah mich nicht. Vor sich hielt er eine Doppelnummer der „Politik".

„Guten Abend," grüßte ich, „schreckliches Wetter."

„Guten Abend," wiederholte er mechanisch, vor sich hinstarrend. Unwillkürlich folgte ich der Richtung seines Blickes.

Allmächtiger, dort lag der Elefant!

Ich mußte mich an der Sofalehne festhalten.

„Ja —" sagte Bent, „er kam gestern Abend, nachdem du gegangen warst."

„Bent," stammelte ich, „nehmen wir uns doch zusammen."

„Bitte! Und obendrein ist er noch erkältet — mit dieser Nase," klang es von Bent, der noch immer die Zeitung vor sich hin hielt. Mit wahrhaft übermenschlicher Anstrengung brachte ich hervor:

„Hast du gesehen, daß Jensen zum Amtsrichter in Fenneslövlille ernannt wurde?"

Bent antwortete nicht, sondern beugte sein Gesicht noch tiefer über die Zeitung und kniff das linke Auge zu.

„Was hast du, bist du kurzsichtig geworden? Hier steht es ja, — zuerst unter den Ernennungen!"

Mein Freund lächelte diabolisch, und sein rechtes unbeschütztes Auge schien zu wachsen.

„Hier zum Kuckuck," sagte ich ein wenig gereizt und beugte mich vor, ihm die Stelle zu zeigen.

Da sah ich zu meinem Entsetzen, daß er mit dem Finger ein Loch in das Papier gebohrt hatte, durch welches er den Mann auf dem Sofa beobachtete!

Das gab mir einen Ruck. Ich sah ein, daß etwas, — etwas Radikales geschehen mußte, — aber — —

„Bent," begann ich und diesmal in verhältnismäßig leichtem Ton, „Bent, mein Baumeister," (ich nannte ihn so wegen des Einflusses seiner Arbeiten auf mein Seelenleben, und auch weil ihn Ibsensche Zitate aufzumuntern pflegten). „Mein Baumeister, laß uns einmal den Dingen fest ins Auge sehen!"

Bent zuckte bei diesen Worten zusammen, ich aber wiederholte langsam und mit Nachdruck:

„Laß uns den Dingen fest ins Auge sehen. Aufrichtig gesagt, was ist denn so Merkwürdiges an unserem Gegenüber? Seine Nase ist ziemlich reichlich, — das gebe ich zu. Aber ohne dich zu beleidigen, — dein Onkel Severin kann nach meiner Ansicht, — es ist natürlich nur meine Ansicht, und ich kann mich irren, — aber ich meine, daß er die tête gemütlich um eine Pferdelänge nehmen könnte! Was meinst du?"

„Und wenn er so daliegt und mit den Beinen schlenkert", — murmelte mein unglücklicher Freund.

Ich gab die Sache nicht auf.

„Du bist Schriftsteller," beharrte ich, „du bist Symbolist und Mystiker, bald

gehst du womöglich zum Katholizismus, — — zum Neukatholizismus über. Aber ich habe in jedem Stadium Respekt vor dir! Könntest du nicht, der Geist, der du bist, — dich überwinden?"

„Und wie er riecht!" stöhnte Bent.

„Was tut er?" fragte ich überrascht.

„Er riecht — wie ein zerdrückter Mistkäfer."

„Ja, — ich gestehe, daß ich in komparativer Zoologie nie sehr fest war! Woher weißt du das übrigens?"

„Ich habe ihn beschnüffelt", sagte er listig blinzelnd.

„Was hast du —?"

„Gestern Abend, als du gegangen warst, schlich ich zu ihm hinüber und beschnüffelte ihn."

„Bent," sagte ich, und nun wurde mir heiß, „bist du, — bist du nicht, — wünschest du nicht vielleicht eine Erfrischung?"

„Sieh! Sieh nur," flüsterte er und kniff mich in den Arm, während er mit seiner Hand vor sich hinwies, deren Finger sonderbare, spinnenähnliche Bewegungen durch die Luft machten.

Der Elefant war im Sofa herabgeglitten. Nur sein Kopf überragte die weiße Tischplatte.

Bent erhob sich jetzt und schlug hart mit dem Teelöffel an sein Glas. Der Kellner stürzte herbei.

„Hans," sagte mein Freund mit gewinnendem Lächeln, „können Sie knipsen?"

„Was?" fragte der Bursche.

„Ich frage, ob Sie fünf Kronen verdienen wollen."

Hans rieb sich seinen Ellbogen und grinste.

„Stehen Sie nicht so da und lachen Sie nicht," sagte mein Freund heiser, „wollen Sie fünf Kronen verdienen oder wollen Sie nicht?"

„Ja, — hihi!"

„Na dann gehen Sie hinüber und knipsen Sie den dort drüben, irgendwo am Kopf, gleichviel wo! Aber nehmen Sie Fingerhüte dazu."

„Wen soll ich knipsen," fragte der Bursche herausplatzend vor Lachen.

„Den dort auf dem Sofa!"

„Den Kammerrat?"

„Das ist er auch noch! Sie bekommen zehn Kronen!"

Hans explodierte und verschwand.

„Idiot", rief ihm Bent nach. Dann sank er matt zurück und preßte die Hände um seinen Kopf.

Ein langer, dünner Mensch mit gelben Beinkleidern kam herein und setzte sich an den Mitteltisch unter die Gaskrone, verlangte Tee mit Zitrone und die Berlinske Abendausgabe, zog ein Messer hervor und begann damit seine Nägel zu putzen. Als Tee und Zeitung kamen, steckte er es in die Tasche.

In diesem Moment lag das Messer auf dem Boden. Er bückte sich und be-

trachtete es: Ja, — es war seins! Da hob er es auf und ließ es in die andere Tasche gleiten.

Ein Krach, — das Messer lag wieder auf der Erde. Der Mann warf einen niederschmetternden Blick um sich, der Ruhe zu gebieten schien.

Da fiel sein Auge auf das Instrument am Boden. Weiß der Teufel, — das war wieder seins! Er sah sich verstohlen um, bückte sich, nahm das Messer und schob es in die rückwärtige Tasche. Seine Rockschöße hingen über den Sessel herab, — plauz! zum dritten Male lag das Messer auf dem Boden!

Das war Mystik! Und ein Symbol! Ein Symbol der leidenden und vergebens ringenden Menschheit. Ich betrachtete Bent von der Seite, seines warmen, begeisterten Verständnisses sicher. Aber seine Augen waren blöde, sein Mund schlaff.

„Wollen wir gehen", fragte ich.

Er blinzelte nervös mit den Augen. Sie wurden groß, und es war, als erwachte er.

„Sonderbar, wie man liegen und träumen kann", begann er langsam, gleichsam nach Worten suchend, „gerade, als hätte ich mich abends niedergelegt und wäre eingenickt, kam der drüben aus dem Ofen auf mich zu, — lächerlich übrigens, solch einen Gang, — — wie ein betrunkener Frosch! Er hatte einen langen weißen Mantel und gefaltete Hände, — vermutlich hielt er eine tröstende Ansprache an jemand, der noch kleiner war, als er selbst, — denn er rückte immer näher mit gesenktem Haupt und nickte und lächelte mit gesenktem Haupt — — und nickte und läch — — — haha! Als er näher kam, glaubte ich bestimmt, daß ich ihn kennen müßte. Aber ich weiß nicht recht, ob es der Erzbischof von Bremen oder ein weißer Pfau war, — — kannst du es mir sagen? — Wie?"

Ich stotterte und wußte nicht, was ich antworten sollte. Meine Kopf- und Barthaare begannen sich langsam, ganz langsam zu sträuben. Unwillkürlich sah ich mich nach einem Kellner um.

„Warum antwortest du nicht", rief Bent, und der Zorn flammte in ihm auf, „warum antwortest du nicht, du Schmarotzer? Meinen Kaffee kannst du trinken, aber antworten tust du nicht!"

Ich stammelte noch einmal und warf ihm einen flehenden Blick zu.

„Du wagst es nicht, du Parasit", rief er immer wütender werdend.

„Ich will gern bezahlen", versuchte ich.

„Halt den Mund," zischte er und beugte sein Gesicht dicht zu dem meinen hinüber, „kein Wort will ich hören! Ich will dir doch zeigen, — — — aber mit diesen Augen durfte er mir nicht hervorkommen, — wie?"

Ich öffnete von neuem den Mund um zu protestieren, allein er kam mir zuvor.

„Ja," — sagte er, — „diese Augen waren es! Aber ich will es dir sagen — — —"

Plötzlich verstummte er und legte den Kopf gegen die Sofalehne. Sein Gesicht wurde dunkelrot. Ich beugte mich über ihn, — denn ich glaubte, ihm fehlte etwas.

Da entdeckte ich, daß er lachte!

Er lag und gluckste ganz leise, während sein ganzer Körper von diesem infamen unhörbaren Lachen erschüttert wurde. Und Lachen steckt an.

Nach einigen Sekunden lachte ich mit, ich konnte nicht anders. Ich kämpfte dagegen, aber ich mußte lachen. Nach wenigen Minuten lagen wir da und krümmten uns vor Lachen. Niemand hörte es, niemand sah uns. Die Kellner gingen auf den Zehen an uns vorbei. Vermutlich glaubten sie wir schliefen wie das Ungeheuer uns gegenüber.

Eine ohnmächtige Raserei gegen dieses schlummernde Monstrum, das an dem ganzen Blödsinn schuld war, erfaßte mich. Ich wollte hinüber und es erwürgen, aber mir fehlte die Initiative. Es war ein Glück, daß Bent mich nicht aufforderte es zu tun, — ich hätte unweigerlich gehorcht.

Plötzlich sagte mein Freund ohne die geringste Spur eines Lächelns in seiner Stimme: „Was des Teufels sitzen wir eigentlich hier und grinsen!" In diesem Moment stockte auch mein Lachen. „Gehen wir", stöhnte ich.

„Da ist etwas mit seinen Augen, —" fuhr er nachdenklich fort, „sie gleichen, — jetzt habe ich es —" rief er, und das Lachen packte ihn von neuem.

„Gott im Himmel, Bent, hör auf!"

„Ich hab's! Alter, ehrenbedeckter Jugendfreund, ich hab's!" Er versuchte mich zu umarmen.

„Bent, Bent!" sagte ich mich ihm entwindend, „nicht soviel Liebe!"

Ehrlich gesagt begann er mir unheimlich zu werden. Allein er nahm keine Rücksicht auf mich und fuhr fort, von Lachen unterbrochen:

„Entsinnst du dich? — — Der Pflaumenbaum daheim auf der Wiese, — — ganz gegen Süden? — — So sehen seine Augen aus — wie Katrinenpflaumen, geplatzte, — — gelb im Fleisch, — — haha, haha! — ganz gegen Süden! ganz — gegen — Süden. — —" Er hatte die Hand gegen die Stirn gedrückt und wiegte den Kopf hin und her, die drei letzten Worte wiederholend. Ich aber neigte resigniert mein Haupt, schlug ein Kreuz und gab alles Denken auf, denn es schien mir, als trieben ganz besondere Geister ihr Spiel mit uns. — —

Das Café war jetzt beinahe leer. Auch das Symbol mit dem Messer war verschwunden. So oft ein Gast das Lokal verließ, schlich ein Kellner hin und drehte das Gas ab über dem Platz, wo er gelebt und genossen hatte. Auch ein trauriges Symbol! Es wurde immer dunkler. Im ersten Zimmer saßen zwei und spielten Domino. Das Klappern der Steine wirkte irritierend, es klang wie ein Walzer von Totengebein. — — — Jemand gähnte. Ich hob den Blick. Es war Hans auf der obersten Stufe der Küchentreppe. Zwei Minuten Totenstille.

Man hörte die Leute draußen auf der Straße durch den Regen waten. Dann kam ein Omnibus. Dann eine rasselnde Herrschaftskutsche. Dann eine Droschke. Dann ein Gig. Dann ein Leiterwagen. Dann ein Schubkarren. Die Holzladen der Fenster klapperten. Ein Kind weinte. Eine alte Frau hustete. Eine Katze schnurrte. Zwei Gläser auf dem Büfett pufften einander leidenschaftlich in die Seite. Die Dominospieler sammelten nervös ihre Knochen zusammen und gingen. Die Tür schlug hart hinter ihnen zu — —. Die Handlung spielt in einem nordischen Fischerdorf — — —

Stille.

Bent hob den Kopf und sah mich mit stechendem Blick an. „Steh auf, Sklave!“ sagte er.

Ich schauerte. Das Lokal erschien mir kalt. Ich fröstelte im Vorgefühl von etwas Ungeahntem.

„Wollen wir ein wenig spazieren gehen“, fragte ich.

„Steh auf, Helot“, sagte Bent.

Ich fuhr zusammen und klammerte mich an die Sofalehne.

„Steh auf“, klang es zum dritten Male.

Und bei den ewigen Göttern ich tat, wie er sagte!

Das heißt langsam, zögernd, aber ich tat es!

Beständig hielt mich sein Blick gebannt. Meine Gedanken verwirrten sich, ich wand mich, ich verdrehte die Augen, aber der Magnetiseur hielt mich in seiner Gewalt, — ich war sein Medium.

Auch Bent war aufgestanden.

Steif wie Säulen standen wir jeder an einer Seite des Tisches.

„Es ist am besten, wenn wir die Schuhe ausziehen“, sagte er unheimlich ruhig. Ich knirschte mit den Zähnen. Ich wollte nicht gehorchen — — — Aber die Schuhe mußten herunter. Es waren Schnürschuhe.

„Also gehen wir!“

Und wir gingen!

Langsam, aber sicher und ohne zu niesen, glitten wir auf Socken über den kalten Fußboden.

Ich hoffte, (ich vermochte noch zu hoffen!) daß die Kellner uns sehen und aufhalten würden. Aber sie waren natürlich verschwunden, wie es stets bei ähnlichen Anlässen zu sein pflegt. Und ich hoffte, — hoffte auf tausend Wunder! Betete zu den Göttern, daß der Boden sich öffnen, und wir beide hinabstürzen mögen, — ich in die Konditorei und Bent in die Eisenhandlung, wo das Erz in harten Klumpen liegt, — flehte um Gasexplosionen, Dynamitbomben, Hungersnot, Überschwemmung und Heuschrecken — — — Denn gesetzt, er befahl mir den Elefant zu ermorden!

Beständig glitten wir in zwei parallelen, in der Tischbreite voneinander getrennten Linien vorwärts. Mehrere Male versuchte ich auszukneifen, — vergebens, — ich war wie an Bent gekettet. Meine Bahn schien fest bestimmt zu sein. Da sehe ich, wie mitten im Wege ein Stuhl steht. Ich schöpfe Hoffnung. Dieser Stuhl ist vielleicht der Engel der Befreiung, — vielleicht — Aber Bent beugt sich vornüber, ergreift den Stuhl, schwingt sich mit dem Oberkörper an ihm vorbei — alles wie auf Kommando, und stellt ihn lautlos von sich, — — in meinen Weg. Ich kämpfe, — ich widerstrebe, — aber in diesem Augenblick fasse ich den Stuhl, schwinge mich mit dem Oberkörper an ihm vorbei, — alles wie auf Kommando, und stelle ihn lautlos, unhörbar von mir — —

Wohin gleiten wir!

Ich will sprechen, — fragen, — aber ich bringe kein Wort hervor. Bent scheint

meine Gedanken zu lesen, denn er legt zum zweitenmal den Zeigefinger um den Daumen und schnippt mit beiden Fingern durch die Luft. Dabei lächelt er.

Abscheulich! Ich sehe alle seine Zähne und die Lücke, wo der erste Backenzahn fehlt. Und er hört nicht auf zu lächeln. Seine Lippen bleiben geöffnet, als ziehe sie jemand an einem Faden und hätte vergessen, ihn loszulassen. — —

Ich habe brennende Lust, ihm eine Ohrfeige zu geben!

„Gustav," haucht er plötzlich mit dem geöffneten Mund, — „Gustav, du verlierst deine Hosen!"

Ein glühender Eiszapfen fuhr mir längs des Rückens, während meine Hände nach den Hosenträgern tasteten.

„Haha, haha!" lachte er höhnisch und mit einem Laut wie aus einer Tonne heraus.

Und wir gelangten hinüber zum Sofa! Ich wollte Bent zurückhalten. Seinen Namen rufen. Er saß mir in der Kehle, — aber ich brachte ihn nicht heraus. Und nur in meinem Gehirn hämmerte es regelmäßig, wie ein Pendelschlag: Bent — — Bent! Bent — — Bent!

Jetzt beugt er sich über den Elefanten. Der Zeigefinger krümmt sich gegen den Daumen — —

„Bent — — Bent! Bent — — Bent!" hämmert es in mir und um mich. Selbst die Uhr auf dem Kamin tickt angstvoll: Bent — — Bent! Bent — — Bent!

„Gib acht!" sagte Bent und zählte: „Eins!"

Und unsere Hände erhoben sich gleichzeitig zu den Augen des Elefanten.

„Herr Jesus —" schrie es in mir, „lasse es bei der Nase bewenden!"

„— Zwei!" sagte Bent und griff nach dem rechten, — ich nach dem linken Auge des Opfers, — — so gelb im Fleisch — —

Da stürzte mit einem Male die Welt in unermeßlichem Chaos über uns zusammen!

Es klang wie Erdbeben, wie unterirdischer Donner, wie das Rollen zahlloser Fässer, — der Boden schwankte. Die Gasglocken tanzten auf ihren Armen. Gläser und Flaschen stießen gegeneinander. Die Fenster klirrten. Der Wind heulte.

Rufen, Schreien, Glockenläuten, Klappern von Menschenknochen, Geheul von Hunden, Jammern von Katzen und rumpelnde Dampfspritzen: Feuer! Feuer! Feuer!

Es war im letzten Augenblick! —

Ich erwachte, und in meinen Ohren klang der verhallende Chor von Kinderstimmen:

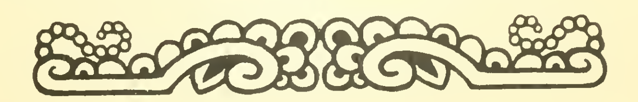
„Häng' ein, häng' ein, häng' nur ein!"

Und ich faßte meinen Freund an der Schulter (er saß und schlummerte ruhig an meiner Seite) und sagte mit zitternder Stimme:

„Bent, ich glaube, das war Albdruck."

Und Bent nickte bestätigend.

„Ja," murmelte er, „ja — — — die Krücken sinken!"





Erinnerungen an Paris / von Georg Brandes



Wenige Tage nach meiner Ankunft suchte ich Taine auf und hatte einen warmen Empfang. Er schenkte mir eines seiner Bücher und versprach mir sein großes Werk De l'intelligence, das in ein paar Tagen erscheinen sollte, unterhielt sich eine volle Stunde mit mir und lud mich für den nächsten Abend zum Tee ein. Er hatte sich, seit ich das letztemal bei ihm war, verheiratet und seine Gattin, eine junge Dame mit klarer Haut, schwarzen Flechten, braunen Augen und einer äußerst geschmeidigen Gestalt, war frisch wie eine Rose, führte eine jugendlich freie Sprache und bewegte sich doch in sehr gewählten Ausdrücken.

Nach Verlauf weniger Tage behandelte der gegen Fremde sonst zurückhaltende Taine mich mit steigender Herzlichkeit. Er schlug mir sofort vor, mich bei Renan einzuführen und forderte mich dringlich auf, nun ein halbes Jahr in Paris zu bleiben, um die Sprache gründlich zu beherrschen, sodaß ich die Franzosen über nordische Verhältnisse aufklären und gleichzeitig meinen Landsleuten die französischen schildern könne. Weshalb sollte ich nicht ebensogut Französisch zu meiner „Hilfssprache" machen können wie Turgenjew und Hillebrandt!

Taine wußte nichts von deutscher Schönliteratur. Was die philosophische anbelangt, so betrachtete er die deutsche Ästhetik durchaus mit Geringschätzung und lachte über mich, weil ich überhaupt an die „Ästhetik" glauben konnte, ja, stellte mich eines Tages einem Fremden scherzhaft mit den Worten vor: „Ein junger Däne, der an sehr wenig glaubt, aber die Schwäche hat, an die Ästhetik zu glauben." Der Glaube drückte mich gerade nicht. Aber ein deutscher Ästhetiker war nach Taines Definition ein Mann, dem jeder Sinn für Kunst und Stil abging und der nur in Begriffen lebte. Führte man ihn ins Theater, um sich ein Trauerspiel anzusehen, so raufte er sich vor Freude das Haar und rief: Voilà, das Tragische!

Von neueren deutschen Schriftstellern kannte Taine nur Heine, für den er leidenschaftliche Bewunderung empfand, und den er auf Grund der Intensität des Gefühls mit Dante verglich. Ein Gedicht wie „Die Wallfahrt nach Kevlaar"

erweckte seine volle Begeisterung. Goethes kleine Gedichte wußte er dagegen nicht zu schätzen; gewiß hauptsächlich deshalb, weil er in der deutschen Sprache nicht gut genug zu Hause war. Er kannte nicht einmal Goethes beste Kleinigkeiten, und als ich ihn eines Tages bat, ein einzelnes Gedicht vorzulesen, klangen die Worte in seinem Munde mit rein französischer Aussprache: Lieber dur Ledén möcht i mi schlagé, als so viel Frödenn des Lebéns ertragé. Es war:

Lieber durch Leiden
Möcht ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.

Goethes Prosa fand er nicht gut, schleppend weitläufig und ohne malerische Kraft. Er hob auf ihre Kosten gern Voltaires Prosa hervor. „Man sieht weit besser die Gestalten und Bewegungen durch sie," sagte er. Die deutschen Romantiker flößten ihm Widerwillen ein; auch ihr Stil war ihm zu unkünstlerisch (ils ne savent pas écrire, cela me dégoûte d'eux).

Häufig traf ich Freunde bei ihm, so Marcelin, seinen Jugendfreund, über den er viele Jahre später einen wehmütigen Nekrolog geschrieben hat. Dieser Herausgeber des höchst weltlichen Wochenblattes La Vie Parisienne war eine kräftige, breitschultrige, rotwangige Gestalt, die aussah wie die Gesundheit selbst und wenig der Vorstellung entsprach, die man sich von dem Mann bilden mußte, der das leichtfertigste und eleganteste Blatt von Paris leitete. Er war Zeichner und Schriftsteller, hatte die Geschichte der letzten hundert Jahre in den Kupferstichsammlungen studiert, und hatte es soweit gebracht, selbst nicht weniger als 300000 Kupferstiche zu besitzen. Was Taine zunächst an ihm bewunderte, war der eiserne Wille, womit er, der im Alter von neunzehn Jahren mittellos und mit einer mangelhaften Ausbildung als Oberhaupt seiner Familie dastand, Mutter und Geschwister durch seine Arbeit ernährt hatte. Aber sodann bewunderte Taine seinen strengen Ernst. Marcelin, den man zu dem leichtlebigen Paris rechnete, war eine einsame Natur, ein phantasiereicher Neuschöpfer der Menschen der Vergangenheit, wie sie gingen und standen, mit ihrem Wesen und ihren Sitten. Er war es, der ursprünglich Taine für den Schatz von Beiträgen zur Geschichte der Geschlechter, den die Kupferstichsammlungen enthalten, vielleicht überhaupt für das Äußere des Menschen und für alles was das Äußere verrät, die Augen geöffnet hatte. Ein andrer Freund, der Taine zu allen Zeiten besuchte, war der alte Maler Gleyre, der in der französischen Schweiz geboren, aber im übrigen Pariser war. Und er war nicht der einzige stark idealistische Künstler, dem Taine durch Freundschaft verbunden war. Obwohl nämlich ein Grundelement in Taines Natur ihn magnetisch zu der Kunst zog, die Kraft, tragische oder fleischliche Kraft, einen schwellenden Lebensüberfluß ausdrückt, hatte seine Seele doch Raum für die Teilnahme an allem künstlerischen Streben, darunter an dem rein gefühlvollen. Was ihn zu den idealistischen Malern zog, war eigentlich dasselbe, was ihm Beethoven und Chopin teuer macht.

Das bekannteste Werk Gleyres ist das in der Farbe etwas schwache, aber im Gefühl bedeutende Gemälde der Louvre-Gallerie, das mit einem Motive aus dem Nil einen Mann darstellt, der, am Ufer sitzend, die Träume seiner Jugend, als schöne Frauen personifiziert, auf einem geschmückten, sich entfernenden Boot ihm entfliehen sieht. Es hat den Titel Verlorene Illusionen. Größere Kraft steckt in seinem durch Kupferstiche verbreiteten Gemälde von einem römischen Heere, das, von dem Helvetier Divico überwunden, unter dem Joch geht, ein Bild, das, als Ausdruck des Schweizer Vaterlandsstolzes, im Museum zu Lausanne seinen Platz erhalten hat.

Es war jedoch eher der Mann selbst als seine Kunst, der von Taine hoch geschätzt wurde. Als Geist war Taine im tiefsten Innern ein Anhänger der italienischen und englischen Renaissance, in ihren heidnischsten und unbändigsten Perioden. Er war geistig im Venedig des sechzehnten Jahrhunderts zuhause, wäre bei einem der von Veronese gemalten Feste auf seinem Platz gewesen, und hätte die geschmackvoll reiche Tracht jenes Zeitalters tragen müssen. Aber als Mensch in Gesellschaft und Staat war er ganz anders, liebevoll und gedämpft und stille, im hohen Grade bürgerlich; maßvoll in jedem Urteil wie in seinem Leben.

Wenn es mir glückte, sein Wohlwollen zu erringen, so lag das gewißlich nicht daran, daß ich ein Buch über ihn geschrieben hatte, das er überdies nicht verstehen konnte; denn darein hat er wohl kaum einen Blick geworfen, höchstens hat er die anerkennende kleine Besprechung gelesen, die Gaston in Paris mir die Ehre erwies, in der Revue critique darüber zu veröffentlichen. Aber es gefiel ihm, daß ich aus reiner Wißbegierde nach Frankreich gekommen war, um die Menschen und das Geistesleben kennen zu lernen, und daß ich meine Jugend zu Studien verwandt hatte.

Er gewann mich lieb, gab mir Ratschläge wie ein Vater oder älterer Bruder und lächelte über meine Unvorsichtigkeiten — als ich z. B. beinahe meine Gesundheit durch einen allzu starken Schlaftrunk zerstört hätte — (vous êtes imprudent, c'est de votre âge). Er machte mir zuweilen Vorwürfe darüber, daß ich nicht wie er auf der Reise täglich alles aufzeichnete, was mir auffiel; er sprach zu mir von seinen Arbeiten, von dem geplanten Essay über Schiller, aus dem infolge des Krieges nichts wurde, von seinen Notes sur l'Angleterre, die er in einem abgelegenen Gartenhaus ausführte, wo es nur die vier bloßen getünchten Wände, einen kleinen Tisch und einen Stuhl gab. Er vermerkte später in diesem Buche ein paar kleine Züge, die ich ihm von meinem Aufenthalt in England erzählte.

Wenn wir im Garten seiner Villa in Chatenay umhergingen, legte er hie und da den Arm um meinen Hals — was die anwesenden Franzosen, die kaum ihren Augen trauen wollten, in das größte Staunen versetzte. Sie wußten, wie reserviert er sonst war.

Förmlich gereizt war Taine darüber, daß die dänische Gesandtschaft nicht das Geringste für mich tat, mich nirgends einführte, trotzdem sie mir hätte freien Zutritt zum Theater verschaffen müssen. Immer wieder kam Taine darauf zurück, trotzdem

ich nie in seiner Gegenwart den Gesandten oder die Gesandtschaft erwähnt hatte. Aber das revolutionäre Blut in ihm empörte sich über gewisse Dinge, die ihm als eine Zurücksetzung des Rechtes der Geistesaristokratie erschienen. „Wie nennen Sie so einen Mann? Junker?" — Ich verneinte es. „Gleichwohl. Man fühlt, daß Sie in Ihrem Lande keine Revolution gehabt haben wie die unsre und keine Gleichheit kennen. So ein Bursche, der seinen Namen durch nichts bekannt gemacht hat, erachtet Sie für unwürdig, an seinem Tisch zu sitzen und rührt Ihretwegen nicht einen Finger, obwohl er dazu angestellt ist. Wenn ich im Auslande bin, so kommt man von der französischen Gesandtschaft sofort und macht mir einen Besuch und öffnet mir alle Häuser, zu denen man Zutritt hat. Ich bin eine sehr bescheidene Persönlichkeit im Vergleich zu Benedetti; aber Benedetti besucht mich, so oft ich ihn empfangen will. Wir haben kein Junkerwesen bei uns."

Diese Ausfälle machten mich stutzig, zunächst, weil ich nicht die geringste Erwartung oder auch nur den Wunsch gehegt hatte, bei dem dänischen Gesandten empfangen oder von ihm mit Rat und Tat unterstützt zu werden; sodann, weil sie mir einen tiefen Unterschied zwischen der Anschauungsweise in den romanischen Ländern, speziell in Frankreich, und der im Norden offenbarten. Ich habe nie in Dänemark Zutritt bei Hofe oder in vornehmen Kreisen gehabt, erhielt ihn auch später mein lebelang nicht, habe dies auch nicht im geringsten als Entbehrung empfunden. Aber in den romanischen Ländern, wo die vornehme Welt noch zuweilen über Bildung und Geist verfügt, versteht es sich von selbst, daß das Talent ein Adel ist, und dem Manne, der sich einen Namen erworben hat, stehen alle Türen offen, ja, man wetteifert darum, ihn zu sehen. Daß eine Trennung in Kasten wie die im Norden dort ganz unbekannt war, erfuhr ich erst jetzt.

Durch Taine lernte ich bald Renan kennen, der mir als Person höchlich imponierte, großartig und geistesfrei, ohne eine Spur von dem Salbungsvollen, das sich zuweilen in seinen Büchern fand, aber überlegen bis zum Paradoxen.

Er war schwer zugänglich und ließ sich zuhause hartnäckig verleugnen. Aber wenn man erwartet wurde, konnte er einem von seiner kostbaren Zeit mehrere Stunden hintereinander schenken.

Er wohnte einfach. An der einen Wand seines Arbeitszimmers hingen zwei chinesische Aquarelle und eine Photographie von Gérômes „Cleopatra bei Cäsar", gegenüber eine sehr schöne Photographie nach einem sicherlich italienischen Bilde vom jüngsten Tage. Das war die ganze Ausschmückung. Auf seinem Tisch lagen ständig Vergil und Horaz in Taschenausgaben und eine Zeitlang eine französische Übersetzung von Walter Scott.

Was mich an Renans Haltung am meisten verwunderte, war, daß sie gar nichts Feierliches und gar nichts Empfindsames an sich hatte. Er machte den Eindruck eines ungeheuer guten Kopfes und eines Mannes, an dem der Widerstand, dem er begegnet, ganz und gar abgeprallt war. Er erkundigte sich nach den Verhältnissen im Norden. Wenn ich mich rückhaltslos darüber äußerte, wie ge-

ringe Aussichten mir die Verhältnisse eröffneten, mit meiner Grundanschauung durchzudringen, so bestand er darauf, daß der Sieg sicher sei. (Vous l'emporterez! Vous l'emporterez!) Wie alle Ausländer, wunderte er sich darüber, daß die drei skandinavischen Länder nicht dafür sorgten, eine Einheit zu werden oder mindestens ein unverbrüchliches Bündnis zu bilden. Zu Gustav Adolfs Zeiten, sagte er, bedeuteten sie doch politisch etwas; seitdem sind sie ganz von dem politischen Schauplatz abgetreten. Die Ursache muß wohl in ihren wahnsinnigen gegenseitigen Fehden liegen.

Renan wohnte damals vom Frühjahr ab in seiner Villa bei Sèvres. So menschlich schlicht war der damals schon 47jährige, weltberühmte Mann, daß er mich von der Villa gern zur Station begleitete und immer wieder mit mir hin und her ging, bis der Zug kam.

Seine Gattin, die seine Gedanken teilte und ihn verehrte, hatte sich ihren Mann selbst gewählt und war, da sie deutscher Abkunft, nicht auf die französische Art vermählt worden; sie kritisierte diese jedoch nicht, da sie meinte, sie müsse mit den Bedürfnissen des französischen Volkes übereinstimmen, und da sie in ihrer nächsten Umgebung mehrere glückliche Ehen sah, die aus Vernunftsgründen geschlossen worden waren. Das Ehepaar hatte zwei Kinder, den Sohn Ary, der im Jahre 1900 starb, nachdem er sich einen Namen als Maler gemacht und schöne Gedichte geschrieben hatte (die jedoch erst nach seinem Tode erschienen) und die Tochter Noemi (Frau Psichari), die, das geistige Erbe des großen Vaters treulich bewahrend, einer der Mittelpunkte des besten Paris geworden ist, eine feurige Seele, die Recht und Wahrheit und soziale Ideale mit glühender Begeisterung umfaßt.

Zu der Zeit waren die Blicke der Dänen auf Frankreich gerichtet, in der Hoffnung und Erwartung, daß die nationale Genugtuung von dort komme, und man machte keinen Unterschied zwischen Frankreich und dem Kaiserreich. Obwohl der kürzeste Besuch in Paris hinreichte, um einen Fremden davon zu überzeugen, daß nicht nur die persönliche Popularität des Kaisers längst vorbei, sondern die ganze Verwaltung gering geschätzt wurde, wußte man in Dänemark nichts davon und wollte nichts davon wissen. In dem verbreitetsten dänischen Blatte „Dagbladet", wurde die auswärtige Politik von einem für das Kaisertum wild begeisterten Journalisten namens Prahl behandelt, einem liebenswürdigen Mann und einem recht guten Kopf, der indessen auf diesem entscheidenden Gebiet Scheuklappen trug. Er entnahm seinen vielen fremden Zeitungen nur die Ansichten, die er schon von vornherein hatte, und seine Ansichten wurden durchaus von seinen Wünschen bestimmt. Gelegenheit zur Kenntnis aus erster Hand hatte er nie gehabt. Eines Tages sagte er: Man beschuldigt mich, daß ich meine Anschauungen von den fremden Diplomaten hier beeinflussen lasse. Ich, der ich nie mit einem von ihnen gesprochen habe! Ich kann mich davon frei sprechen, auch nur den jüngsten Attaché bei der portugiesischen Gesandtschaft zu kennen. — Seine Artikel, die dies genügend verrieten, gaben leider für die damaligen politischen Kannegießereien den Ton an.

Waren die Dänen in dieser Weise stark mit den Franzosen beschäftigt, so wäre es Sünde, zu behaupten, daß diese Vergeltung übten. Es überraschte mich, wie es wohl so manchen Dänen überrascht hat, wie schwer es hielt, den Leuten in Frankreich begreiflich zu machen, daß Dänen und Norweger keine Deutsche seien. Von den Rohesten bis zu den Gebildetsten hielten sie es alle für eine feststehende Tatsache und ließen sich durchaus nichts anderes aufschwatzen. Sobald sie Nordländer untereinander ein paar Worte hatten wechseln hören und das beständig wiederkehrende Ja aufgeschnappt hatten, waren sie zur Genüge erbaut. Noch viele Jahre später habe ich die am feinsten entwickelten Franzosen (wie Edmond de Goncourt) bei dem Glauben ertappt, daß in Kopenhagen zum mindesten von der Bühne herunter deutsch gesprochen werde.

Eines Tages im Juni begann ich, auf einem Omnibus sitzend, ein Gespräch mit einem Grenadier-Korporal. Als er hörte, ich wäre ein Däne, sagte er: Also ein Deutscher! Ich verneinte; er blieb bei seiner Behauptung und fragte pfiffig, wie Oui auf dänisch hieße. Als er es erfuhr, sagte er nur ganz philosophisch: Also ist Deutsch die Muttersprache. Wo Dänen, Norweger und Schweden damals einander im Auslande trafen, fühlten sie sich allerdings als Landsleute; aber dies hinderte nicht, daß sie mit den Deutschen in einen Topf getan wurden; daß sie keine Engländer waren, sah man ja auf den ersten Blick. Sogar gemeinsam fiel es ihnen schwer, sich als etwas Besonderes und Selbständiges geltend zu machen; sie waren ja doch ein germanischer Stamm und, wie man gern hinzufügte, „von zweitklassiger Bedeutung", da dieser Stamm andere, ausgeprägtere Vertreter hatte.

Die einzige starke politische Meinungsäußerung, die damals in Frankreich ins Werk gesetzt wurde, war das sogenannte Plebiszit im Mai 1870; die Regierung forderte die gesamte männliche Bevölkerung zu einem Urteil über die von Napoleon III. in den letzten 18 Jahren geführte Politik auf und tat dies in der merkwürdig genug von dem Premierminister Ollivier unverstandenen Absicht, das seit Januar 1870 bestehende sogenannte konstitutionelle Kaisertum zur Alleinherrschaft zurückzuführen. Alle Menschen sahen ein, daß das Plebiszit nur eine widerwärtige Komödie war; ringsum im Lande sollte durch Wahldruck und Stimmenfälschung eine günstige Antwort erreicht werden; die oppositionellen Blätter erklärten dies kühn in Artikeln, die reine Meisterwerke an Witz waren. Man erwartete am 9. Mai Unruhen in Paris, und es waren da und dort Truppen zusammengezogen worden. Aber die Pariser, die die Posse durchschauten, verhielten sich vollständig gleichgültig. Die Abstimmung fiel nach Erwarten aus: die erdrückende Mehrzahl in Paris war dagegen, die Landbevölkerung dafür.



Einige Monate danach wurden die Pariser aus ihrer Ruhe aufgerüttelt, ohne deshalb aus ihrer Selbstzufriedenheit aufgerüttelt zu werden. Die Rede des Herzogs von Grammont am 7. Juli, die darauf ausging, daß Frankreich keinen Hohenzollern auf Spaniens Thron dulden würde, versetzte die Bevölkerung in den Glauben, daß man

von dem preußischen Könige tief beleidigt worden sei, und ein Strom kriegerischer Erbitterung durchlief das reizbare und irregeleitete Volk, das sich vier Jahre lang durch Preußens Machtstellung gedemütigt gefühlt hatte. Alle glaubten und sagten, in acht Tagen hätte man den Krieg — und von beiden Seiten wurde alles so zurecht gelegt, daß man ihn bekam. Noch war zu hoffen, daß in der französischen Regierung die Vernunft über den kriegerischen Wahnsinn siegen würde; aber soviel war klar, daß jetzt alles auf Knall und Fall gehen müsse.


as Paris, das ich nach einem kurzen Abstecher nach London wiedersah, war ein anderes. Schon auf der Reise von Calais hörte ich zu meiner Verwunderung die bisher streng verbotene Marseillaise summen und brummen. In Paris gingen die Leute einander untergefaßt haltend und singend durch die Straßen, und die Marseillaise erklang überall. Die Stimmen waren in der Regel roh und es wirkte peinlich, das Lied, das heilig geworden, weil es so lange hatte verstummen müssen, so unter Brüllen und Schreien von Halbbetrunkenen zur Nachtzeit profaniert zu hören. Aber auch in den folgenden Tagen wurde es überall gesummt, getutet, gepfiffen und gesungen, und da die Franzosen eines der unmusikalischsten Völker der Erde sind, klang es meist sehr unangenehm.

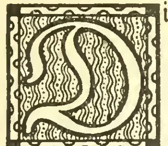
Es lag in den Tagen, da noch kein Zusammenstoß zwischen den Truppen stattgefunden hatte, eine gewisse Aufgeräumtheit über Paris; sie war in allen Gesprächen zu verspüren; die Leute waren lebhafter, lauter, schwatzten mehr als sonst, die Droschkenkutscher brüllten lauter und knallten unaufhörlich mit ihren Peitschen.

Die Gewißheit der zukünftigen Siege kam überall zu Worte; selbst bei dem Hotelpersonal in der Rue Racine, und von den Lippen der Kellner in jedem Restaurant. Alle erzählten davon, wie viele schon freiwillig mitgegangen seien; die Zahl stieg indessen von Tag zu Tag; erst waren es zehntausend, dann fünfundfünfzigtausend, dann hunderttausend. Ringsum in den Lateinischen Vierteln saßen die Studenten in ihren Cafés, eine Menge von ihnen in ihren Uniformen, umgeben von Kameraden, die ihnen Lebewohl sagten. Bezeichnend genug hatten sie ihre Weibsbilder nicht mehr bei sich; sie warfen sie beiseite, jetzt, da es Ernst war. Jeden Nachmittag sah man einen langen, langen Wagenzug mit abgehenden jungen Soldaten sich zum Nordbahnhof hinausbewegen. Von jedem Wagen wehten große Fahnen. Die Frauen, die alten Mütter, die Arbeiterinnen, die mit in den Wagen saßen, hielten mächtige Buketts auf langen Stangen hinaus. Die dicke Menschenmasse, durch die man fuhr, war ernsthaft; aber die Soldaten bewahrten meist ihre Lustigkeit, schnitten Gesichter, rauchten und tranken.

Trotzdem hatte die Proklamation des Kaisers einen sehr schlechten Eindruck gemacht. Es sollte als Ehrlichkeit wirken, daß er prophezeite, der Krieg würde lang und peinlich werden (longue et pénible); es wäre angesichts eines Volkes mit dem Nationalcharakter des französischen besser gewesen, wenn er hätte schreiben können, er würde „fürchterlich, aber kurz werden". Selbst jetzt, da man sich in die Situation gefunden hatte, lag diese Proklamation wie ein Alp auf den Gemütern.

Um so mehr erstaunte ich, als mir ein altes Exemplar des dänischen „Dagblad" vom 30. Juli in die Hände kam und ich darin las, daß der Korrespondent (der damals eben in Paris angelangte Topsöe) einen Blusenmann gesehen, der nach dem Lesen der Proklamation den Hut abgerissen und gerufen hatte: Hoch Frankreich! So frivol fuhr man also fort, das dänische Publikum mit der Nahrung zu füttern, an die es gewöhnt war.

Um den 8. und 9. August herum traf ich den Verfasser des Artikels zu wiederholten Malen. Er teilte mir mit, daß der Herzog von Cadore in Kopenhagen äußerst unbestimmt aufgetreten sei und dort nicht das Geringste erreicht habe. Im übrigen war Topsöe merkwürdig unwissend in bezug auf französische Verhältnisse, war im ganzen nur vier Wochen in Frankreich gewesen und gab offen zu, daß er seine Korrespondenzen nach Möglichkeit ausputzte. Er hatte noch nie Zutritt zum Corps législatif gehabt, nichtsdestoweniger hatte er geschildert, wie den Mitgliedern ringsum und auf den Tribünen Tränen in die Augen traten an dem Tage, als Grammont „Frankreichs Fahne wieder in die Höhe hob". Er sagte: Ich bin in bezug auf diesen Krieg naiv gewesen wie ein Kind, und fügte hinzu, daß Bille noch naiver gewesen wäre als er selbst.



Die Haltung der französischen Blätter in der Zeit von der Kriegserklärung bis zu den ersten Schlachten war nicht gerade lobenswert. Sie prahlten und triumphierten im voraus in der anstößigsten Weise, führten weiter nichts im Munde als die Siege, die sie im voraus registrierten und dann als Erstes und Letztes den Einzug in Berlin. Das unbedeutende Treffen bei Saarbrücken wurde überall als Première victoire bezeichnet. Die Karikaturen in den Ladenfenstern verrieten ebenfalls einen schrecklichen Übermut. Das Ganze erinnerte schmerzlich an das Auftreten der Franzosen vor der Schlacht bei Azincourt in Shakespeares „Heinrich V".

Es konnte nicht Wunder nehmen, daß die derartig aufgehetzte Bevölkerung abends unter den Rufen A Berlin! à Berlin! durch die Straßen zog.

In den Theatern machte die vaterländische Begeisterung sich in der bequemsten Weise Luft, ohne irgend welches Opfer zu bringen. Sobald man im Théâtre Français das erste Stück gesehen hatte, rief das Publikum unweigerlich: La Marseillaise! und wenige Minuten darauf trat die wunderschöne Schauspielerin Frl. Agar auf, in ein griechisches Gewand gekleidet. Zwei französische Fahnen wurden über ihren Kopf gehalten. Sie sang darauf ruhig, sublim, mit einem gleichzeitig beherrschten und hinreißenden Ausdruck die Marseillaise. Die zahlreichen Schattierungen in ihrer Stimme entsprachen auf das Schönste ihrer lebhaften und doch ganz skulpturalen Mimik, und sie wirkte ergreifend, obwohl einzelne Wendungen in diesem Liede schlecht zu dem damaligen Augenblick paßten, so z. B. die Anrufung der Freiheit, das Gebet an sie, für ihre Verteidiger zu kämpfen. Als der letzte Vers kam, ergriff sie die Fahne und kniete nieder; von den Zuhörern ertönte es „Debout!" Alle erhoben sich und hörten stehend den Schluß an, dem ein wahnsinniger Beifall folgte.

Man ergriff jede Gelegenheit zur Bekundung seines vaterländischen Sinnes. Eines Abends wurde „Le lion amoureux" gegeben. In der langen Rede, die den zweiten Akt schließt, schildert ein junger Republikaner das Heer, das während der Revolution zum ersten Male über die Grenze ging und die preußischen Heere zertrümmerte. Das ganze Theater schäumte wie ein Meer.


s war Sommer, und trotz der politischen und kriegerischen Erregung lockten die friedlichen Wälder und Parks in der Umgegend von Paris. Aus dem Quartier latin zog so manch ein Paar in aller Stille in den Wald bei St. Germain oder den herrlichen Hain bei Chantilly hinaus. Man kaufte sich des Morgens ein gebratenes Hühnchen und eine Flasche Wein und verbrachte den größten Teil des Tages unter den schönen Eichen, legte sich auf die Erde und speiste im Grünen. Hin und wieder flocht eines der jungen Mädchen einen Kranz von Eichenblättern und legte ihn um den Strohhut ihres Begleiters, während er, mit entblößtem Haupte, sich ausstreckte und in die Kronen der Bäume emporstarrte. Ich bewahrte lange Zeit darnach einen solchen Kranz zur Erinnerung auf und nach einigen Jahren war es wehmütig, seine getrockneten Blätter zu betrachten, da während des Krieges der ganze Wald von Chantilly gefällt worden war; der Kranz war nun alles, was von dem prächtigen Eichenhain dort übrig geblieben.


ie Mitteilung von der Schlacht bei Weißenburg am 4. August rief Trauer hervor, aber meist in Gestalt großer Verwunderung. Wie? Man hatte eine Niederlage erlitten? Man fing also nicht gleich mit dem Siegen an. Nun, der Sieg würde schnell folgen. Und wirklich, am nächsten Morgen durchlief wie ein Lauffeuer eine Siegesnachricht die Stadt. Man hatte sie so sicher erwartet, daß man es völlig unterließ, nachzuforschen, ob und inwiefern sie verbürgt war. Alles flaggte; alle Pferde hatten Fähnchen an der Stirn; die Leute hatten sich kleine Fähnchen an die Hüte gesteckt. Im Laufe des Tages erfuhr man, daß alles Unwahrheit gewesen, und die Niedergeschlagenheit war groß.

Am nächsten Abend, als ich aus dem Théâtre français kam, war das schreckliche Telegramm des Kaisers, an mehreren Säulen des Bogenganges aufgeklebt, zu lesen: „Mac Mahon hat eine Schlacht verloren. Frossard zieht sich zurück. Setzt eiligst Paris in Verteidigungszustand." Da wurde mir wie jedem der ganze Umfang des Unglückes klar. Napoleon hatte augenscheinlich den Kopf verloren; der Schluß der Depesche hätte ja gar nicht veröffentlicht zu werden brauchen.

Gleich darauf wurde die Proklamation der Kaiserin erlassen, die beinahe närrisch war. „Ich bin in eurer Mitte," hieß es darin — ein reizender Trost für die Bevölkerung von Paris!

Das Erstaunen brachte eine Art Lähmung hervor; der Zorn suchte sich einen Gegenstand, wußte aber noch nicht recht, an wem er ausgelassen werden sollte. Man wußte ja noch allzu wenig von dem Geschehenen. „Siècle" brachte sofort einen ziemlich aufrührerischen Artikel, aber es bedurfte gar keiner aufreizenden Sprache

in den Zeitungen. Sogar ein Fremder konnte es einsehen: wurde man nach noch einer Niederlage genötigt, Paris zu verteidigen, so war das Ende des Kaisertums da.

Die Erbitterung, die sich Luft schaffen mußte, wandte sich zunächst gegen die Minister, und lächerlich genug sollte der Erlaß an die Presse über die Bewegungen der Truppen zu schweigen (le mutisme) an der Niederlage bei Weißenburg die Schuld tragen; dann machte die Erbitterung eine Schwenkung und wandte sich gegen die Generäle, die als nachlässig und untauglich abgestempelt wurden, bis sie sich schwer und langsam gegen den Kaiser selbst drehte.

Aber mit der dem französischen Temperament eigenen Schnelligkeit und bei der Eile, mit der sich die Ereignisse folgten, war selbst diese Erbitterung nur von kurzer Dauer. Sie raste ein paar Tage und fiel dann aus Mangel an Widerspruch ganz von selbst ab, weil das Gefühl immer mehr um sich griff, daß die Zeit des Kaisers unwiderruflich vorbei sei, und daß er nur noch dem Namen nach existiere. Ein Zeugnis für die Schnelligkeit dieses Umschlages waren drei aufeinander folgende Artikel von Edmond About in dem Tageblatt „Le Soir". Der erste, von seinem Gute in der Saverne bei Straßburg geschrieben, war äußerst bitter gegen den Kaiser; er begann: „Napoleone tertio feliciter regnante, wie man in alten Tagen sagte, habe ich mit meinen Augen gesehen, was ich nie glaubte erleben zu sollen: den Elsaß überschwemmt von einem feindlichen Heer." Der nächste Artikel, Mitte August, ein paar Tage später geschrieben, als About in Paris angekommen war, bezeichnete ohne weiteres den Kaiser als den letzten Bonaparte und begann: „Ich sehe, ich habe wie ein richtiger Provinzler geschrieben; in den Provinzen hat man im Augenblick zwei Flüche auf den Lippen; einen gegen die Preußen und einen gegen den, der den Krieg begann; in Paris ist man ein gut Stück weiter, dort hat man nur einen Fluch auf den Lippen, einen Gedanken und einen Wunsch: es gibt Namen, die man in Paris schon nicht öfter nennt, als ob sie aus dem 12. Jahrhundert stammten."

Was er hier schrieb, war im Augenblick wahr und richtig. In Briefen wurde ich häufig gefragt, was die Franzosen nun von der Regierung und dem Kaiser sagten. Die Antwort lautete, daß diese ganze Seite der Sache in Paris veraltet sei. Sagte ich zu meinen Bekannten: „Eh bien, que dites-vous de l'empereur?" so erhielt ich die Antwort: „Mais, mon cher, je ne dis rien de lui! Vous voyez si bien que moi, qu'il ne compte plus. C'est un homme par terre. Tout le monde le sait; la gauche même ne l'attaque plus." Nicht einmal der Kommandant der Hauptstadt, General Trochu, nannte Napoleons Namen in seiner Proklamation an Paris. Er selbst wagte kaum, von sich hören zu lassen. Nachdem er notgedrungen das Oberkommando abgegeben, folgte er dem Heer als ein Schattenkaiser, als eine Art Zuschauer, ein überflüssiges Stück. Es hieß von ihm: On croit, qu'il se promène un peu aux environs de Châlons.

Wie man sieht, war die Absetzung des Kaisers in den Gemütern vor sich gegangen und sozusagen öffentlich festgestellt mehrere Wochen bevor die Schlacht

von Sedan seine Übergabe an den König von Preußen und die Verkündigung der französischen Republik im Gefolge hatte. Die Revolution vom 6. September war keine Umwälzung, sondern die Bestätigung eines Zustandes, über den man in der Hauptstadt einig war, und es noch vor der Schlacht von Gravelotte gewesen war.

Man bereitete sich in Paris mit aller Macht auf die Verteidigung der Stadt vor. Die wehrpflichtige Mannschaft wurde einberufen, große Massen von Freiwilligen eingeübt. Rührend war es, die armen Arbeiter auf dem Karussellplatz üben zu sehen, um in die Freikorps einzutreten. Freilich sahen die meisten so blutlos und elend aus, daß der Gedanke nahe lag, sie gingen mit, weil sie einen Frank pro Tag und die Uniform bekamen.



Wen sein Weg täglich durch die Festungsanlagen führte, der konnte, wie laienhaft sein Verständnis auch war, einsehen, daß sie äußerst gering waren. Man hörte auch ständig Trochus Worte anführen: „Ich bilde mir nicht ein, die Preußen mit den Zahnstochern aufhalten zu können, die man jetzt auf den Wall pflanzt." Seltsam genug, schloß man Paris derartig in einen Ring von Mauerwerk ein, daß bei der Durchfahrt im Boulognerwäldchen kaum Platz für einen Wagen mit zwei Pferden war. Man bohrte Schießscharten in diese Mauern und Wälle, aber nur wenige zweifelten daran, daß die deutsche Artillerie diese ganze Schutzwehr mit der größten Leichtigkeit vernichten konnte.

Waffen an die Zivilbevölkerung zu verteilen, wie es die Blätter einstimmig verlangten, wagte man aus leichtfaßlichen Gründen nicht. Die Regierung der Kaiserin mußte sich an das Bestehende halten; trotzdem hatte man — wohl ungefähr seit dem 8. August — in Paris den Eindruck, was nun verloren war, das sei unwiderruflich verloren.

Ich hielt es für eine Ehrenpflicht, nach Dänemark zurückzukehren, falls wir in den Krieg mit hineingezogen würden, und lebte mit dem Gedanken hieran vor Augen. Für Frankreich sah ich mit voller Sicherheit die nahe bevorstehende Revolution im voraus; ich litt darunter, daß die Opposition keinen allgemein bezeichneten, großen und energischen Mann unter ihren Führern hatte, und daß eine elende Persönlichkeit wie Rochefort nun wieder täglich genannt und hervorgezogen wurde. An Gambetta dachte noch niemand, obwohl sein Name angesehen war, da er sich in dem letzten Jahre als der heftigste Redner der Kammer geltend gemacht hatte. Aber es waren nicht Redner, die jetzt nottaten und man wußte nicht, daß er ein Mann der Tat war.

Das neue Ministerium, das auf das Ministerium Ollivier folgte, flößte mir kein Zutrauen ein. Der Premierminister Palikao wurde in den Blättern als ein Mann von Eisen bezeichnet (die gewöhnliche Redensart). Es hieß, „er sei nicht bange davor, die Boulevards mit Kartätschen aufräumen zu lassen"; aber das dazu erforderliche Genie war ja nicht groß. Es war Frankreich, das er von den Deutschen räumen sollte — und dazu gehörte mehr.

Renan hatte die Reise nach Spitzbergen abbrechen müssen, die er im Gefolge

des Prinzen Napoleon unternommen hatte; der Prinz und seine Begleitung waren erst bis Tromsö gelangt, als sie infolge des Krieges zurückgerufen wurden, und Renan war in der heftigsten Gemütsbewegung. Er sagte: „Keine Strafe wäre zu hart für diesen kopflosen Spitzbuben Ollivier, und das Ministerium, das dem seinen gefolgt, ist noch schlimmer. Jeder denkende Mensch mußte es sich sagen, daß die Erklärung dieses Krieges Wahnsinn war." (A-t-on jamais vu pareille folie, mon Dieu, mon Dieu, c'est navrant. Nous sommes un peuple désarçonné.) Für ihn war Palikao nur ein Räuber, Jérôme David ein Mörder. Er hielt den Fall Straßburgs für unmittelbar bevorstehend. Er war weniger verwundert als ich über die grenzenlose Untüchtigkeit, die die französische Flotte unter diesen schwierigen Verhältnissen an den Tag legte. Jeder Plan einer Landung in Norddeutschland war schon damals (am 12. August) aufgegeben, und nicht einmal eine Blockade der Häfen, wie sie Dänemark sechs Jahre vorher durchgeführt hatte, vermochte die französische Flotte zu bewerkstelligen.

Taine war niedergeschlagen wie Renan. Von Deutschland, wohin er gereist war, um eine Abhandlung über Schiller vorzubereiten, war er zurückgekehrt, weil Frau Taines Mutter plötzlich gestorben war. Schon am 2. August, ehe noch eine Schlacht geschlagen war, fühlte er sich höchst bekümmert, zog die Möglichkeit von Frankreichs Niederlage in Betracht und äußerte überhaupt seinen tiefen Kummer darüber, daß zwei Nationen wie Deutschland und Frankreich nun einen solchen Völkerkrieg gegeneinander führen sollten. Er gab dieser seiner Trauer einen ergreifenden und unvergeßlichen Ausdruck.

Philarète Chasles, in dessen Hause ich durch einen Freund, namens Grégoire, eingeführt worden war, sah in den Niederlagen eine Bestätigung seiner tagaus, tagein verkündeten Lehren, daß die lateinischen Völker in immer reißenderem Niedergange begriffen seien. Spanien und Portugal, Italien, Rumänien, die südamerikanischen Republiken befanden sich seiner Auffassung nach in moralischem Verwesungszustande. Frankreich sei ein reines Byzanz. Es sei eine Tollkühnheit sondergleichen gewesen, diesen Krieg zu einem entscheidenden Rassenkampf machen zu wollen zwischen dem Stamm, der als protestantisch die freie Forschung in seiner Fahne führte, und dem, der noch nicht imstande gewesen sei, sich den Papst und die politische Alleinherrschaft vom Halse zu schaffen. Nun müsse Frankreich dafür büßen.

Draußen in Meudon, wo er seine Sommerwohnung hatte, waren — wahrscheinlich durch Nachlässigkeit — verschiedene Explosionen vorgekommen, das letzte Mal am 20. August. Man hatte gerade Bazaine 20 Kisten Patronen geschickt, es standen noch hundert da, die an dem Tage abgehen sollten, da sie dringend verlangt wurden. Sie gingen in die Luft und niemand im Städtchen bezweifelte, daß die Sprengung das Werk preußischer Spione sei. Denn so weit war man nun gekommen, daß man überall preußische Spione sah. (Im ersten Monat des Krieges wurden in Frankreich alle Deutschen Preußen genannt.) Man legte Gewicht darauf, daß General Frossards Neffe, ein junger Leutnant, der durch einen Degenstoß in die Brust verwundet, in Chasles Turmgebäude lag und in der Regel

besinnungslos, aber infolge des Kraches in die Höhe gefahren und zum Bewußtsein gekommen war, gerufen hatte: „Das ist Verrat! es ist die Kammer Nummer sechs, die in die Luft geht!" Wirklich lagen die Patronen dort. Es hieß, daß man in Meudon Spuren von demselben Sprengstoff gefunden habe, der zu den Bomben gegen den Kaiser in den ersten Tagen des Mai verwendet worden sei. Dieses Attentat war vermutlich ein Werk der Polizei. Der Täter blieb indessen — wahrscheinlich aus guten Gründen — unentdeckt.

Was an dem alten Philarète Chasles Eitles war, das war von ihm abgefallen in dieser ernsthaften Zeit, die die besseren Menschen noch besser zu machen schien. Auch seine Nichte, sonst laut und eingebildet, war wie verwandelt. Sie saß eines Tages, als ich in Meudon bei ihnen war, lange in einer Ecke und weinte stille. Man war draußen wie im Fieber, hatte keine Ruhe, wollte teils das Neueste erfahren, teils den Pulsschlag von Paris fühlen. Als wir an dem Tage gegessen hatten, bat Chasles mich, mit ihm zur Stadt zu fahren und als wir ankamen, nahm er einen Wagen und fuhr mit mir zwei Stunden hintereinander herum, um die Stimmung zu beobachten. Wir hörten zahllose Anekdoten erzählen, meist apokryphen Inhalts, die jedoch den Glauben des Augenblicks wiedergaben. Die Kaiserin hätte drei Milliarden (!) in französischem Golde an die Bank von London gesandt. Der Kaiser, der auf Mac Mahon eifersüchtig sei, seitdem dieser ihn bei Magenta gerettet, hätte seinen Feldherrn des Kommandos über die Turkos beraubt, obwohl der Marschall im Kriegsrat gesagt habe: „Man muß mir die Turkos geben, sie gehorchen keinem anderen." Und wirklich habe kein anderer als er Macht über sie. Wenn einer von ihnen gestohlen oder sich auf andere Weise vergangen hätte, und Mac Mahon, den sie nur unseren Marschall nannten, ihre Front abritt und sie schalt, so begannen sie zu weinen, stürzten herbei und küßten seine Füße, klammerten sich an sein Pferd, wie Kinder, die um Verzeihung bitten. Nun habe man den großen Fehler begangen, sie einem anderen General zu geben. Und da man die Deutschen mit ihnen blenden wollte, hatte man sie und die Zuaven zuerst ins Feuer geführt, obwohl Bazaine verständigerweise gesagt hatte: „Wenn man fahren will, fängt man nicht mit dem Galopp an." So seien diese Kerntruppen beim ersten Zusammenstoß aufgerieben worden. Es hieß, daß von 2500 Turkos nur 29 übrig seien.

Wie infolge des Dranges, ganze Schlachten in den Zusammenstößen der Feldherren zu personifizieren, Volkssagen sich bilden — genau wie zur homerischen Zeit oder bei Shakespeare — das verriet sich in folgender Anekdote, die uns erzählt wurde: Der Kronprinz von Preußen kämpfte bei Wörth sehr tapfer in der ersten Reihe. Daß er die Turkos in Verwirrung brachte, beruhte darauf, daß ein Sonnenstrahl auf den silbernen Adler fiel, den er auf seinem Helm trug; die Araber sahen darin ein Zeichen des Himmels. Mac Mahon, der im Gliede stand und schoß, war dem Kronprinzen so nahe, daß dieser auf Französisch zu ihm herüberrief: „Voilà un homme!" aber der Franzose überbot ihn an ritterlicher Artigkeit, denn er faßte an seine Mütze und antwortete: „Voilà un héros!"



ch hatte nach meiner Rückkehr nach Paris Unterricht bei einer vortrefflichen Sprachlehrerin genommen, Fräulein Guémain, einem alten Mädchen, das viele Jahre lang Skandinavier in Französisch unterrichtet hatte, an die ich Aufsätze in Form von Schilderungen oder Betrachtungen schrieb, um mir Übung im schriftlichen Ausdruck zu erwerben. Sie hatte die meisten notablen Nordländer gekannt, die in den letzten zwanzig Jahren Paris besuchten, hatte u. a. Magdalene Thoresen unterrichtet, als diese sich in ihrer Jugend dort aufhielt. Sie war ein ausgezeichneter Mensch, ein seltenes Geschöpf, intelligent, feinfühlig und unschuldig, das einen aparten Eindruck hinterließ. Außer den festgesetzten Unterrichtsstunden sprachen wir manchmal stundenlang miteinander. Wie wehmütig, daß das Leben solcher guten und seltenen Frauen entschwindet, ohne daß sie bei Lebzeiten sonderlich viel Dank ernten, und ohne daß einer von den Zahlreichen, denen sie wohlgetan, öffentlich ausspricht, was sie wert seien. Sie besaß all die französische Feinheit im Verein mit all der Bescheidenheit eines alten armen Mädchens, war zugleich persönlich unerfahren und doch durch das Viele, was sie gesehen hatte, in hohem Grade welterfahren. Ich besuchte sie 1889, nach neunzehn Jahren, wieder, als ich durch Jonas Lie und seine Gattin, die sie kannten, ihre Adresse erfahren hatte. Ich fand sie gealtert, noch liebenswürdiger und rührend demütig. Es schnitt mir ins Herz, als sie zu mir sagte: „C'est une vraie charité, que vous me faites de venir me voir."

Fräulein Guémain war wie alle anderen heftig bewegt von dem, was wir täglich unter dieser gewaltsamen Spannung erlebten. Als Frau war sie am empfänglichsten für Eindrücke von dem Ernst, der nun sogar leichtsinnige Menschen ergriffen hatte, und von der vaterländischen Begeisterung, die sich auf immer weitere Kreise ausdehnte. Sie hielt sie für tiefer und stärker als sie in der Regel war.



n den italienischen Kreisen, mit denen ich in Paris verkehrte, war die Stimmung höchst verschieden. Meine Italiener und Italienerinnen waren ihrer Gewohnheit gemäß wie reine Kinder, lachten über das Ganze, waren froh darüber, daß die Preußen die Franzosen „verdroschen", denen sie als gute Patrioten jedes mögliche Unglück wünschten. Die Franzosen waren in Italien als Tyrannen aufgetreten; nun geschehe ihnen ganz recht. Die Preußen kämen außerdem nicht nach Paris. Aber falls sie kämen, so würden sie sie gut aufnehmen, sie als Freunde zum Mittagessen einladen. Manchmal versuchte ich eine Erwiderung, kam aber damit schön an. Als ich eines Tages einer großen und starken Römerin gegenüber eine Bemerkung über die Undankbarkeit der Italiener gegen die Franzosen machte, fuhr die gute Frau wie von einem Messer gestochen in die Höhe und ließ sich leidenschaftlich über die Schändlichkeit der Franzosen aus. Die Römer seien — wie wohl jedermann wußte — die erste Nation der Erde. Wenn die Franzosen sich an ihr vergriffen und gewagt hatten, sie daran zu verhindern, ihre Stadt zu Italiens Hauptstadt zu machen, indem sie eine französische Besatzung hineinlegten, die dort nichts zu suchen hatte, so hätten sie selbst die Nemesis herausgefordert, die sie nun traf, und von den

Italienern strahlenden Auges verfolgt wurde. Sie sagte dies trotz des Zornes mit einer Haltung und einer Würde, daß man den Eindruck erhielt, würde sie eines Tages dazu berufen, einen Thron zu besteigen, so würde sie sich auf ihn setzen, ganz natürlich ohne jede Verlegenheit, als wäre dergleichen für eine Römerin nur das, was man ihrem Blute schuldig war.


Inzwischen begannen die Niederlagen und Demütigungen die gesunde Vernunft der Franzosen zu verwirren und ihre Instinkte irre zu führen. Der große Haufe konnte es nicht fassen, daß dies alles mit natürlichen Dingen zuging. Die Preußen hätten unmöglich auf ehrlichem Wege gesiegt, sondern augenscheinlich durch eine jahrelang in Frankreich fortgesetzte Spionage. Was hatten sonst die vielen Deutschen für einen Zweck, die in Paris ansässig waren! Die Franzosen büßten jetzt nicht für ihre Laster, sondern gerade für ihre Tugenden, ihren guten Glauben, ihre Gastfreiheit, ihr treuherziges Entgegenkommen gegen treulose Einwanderer. Sie hatten es nicht begriffen, daß der nordische Fremde der heimtückische, geriebene Feind war.

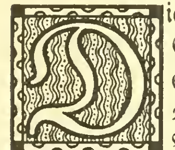
Es wurde allmählich unheimlich, ein Fremder in Paris zu sein. Ich ging nie ohne Paß. Aber selbst der Paß gab keine Sicherheit. Es bedurfte nur einer aus der Luft gegriffenen Beschuldigung, eines zufälligen und törichten Verdachtes, so wurde der Nichtfranzose als „Spion" mißhandelt. Sowohl in Metz wie in Paris wurden im Monat August Menschen gehängt oder verstümmelt, die man für „Preußen" hielt.

Die Blätter brachten in der letzten Hälfte des August die Mitteilung aus der Dordogne, daß ein Volkshaufen dort sich eines jungen Mannes, eines Herrn de Moneys, bemächtigt hatte, von dem eine Bande behauptete, daß er gerufen hatte: „Vive la Prusse!" Man hatte ihn ausgekleidet, mit Stricken gebunden, auf ein Feld hinausgetragen, auf einen Scheiterhaufen von nassem Holze gelegt, und da dies nicht schnell genug zünden wollte, Strohhalme ringsumher darunter gesteckt und ihn so lebendig verbrannt. — Aus dem Viertel La Villette hörte man in Paris täglich von ähnlichen Ermordungen Unschuldiger, in denen man preußische Spione sah.

Unter diesen Umständen konnte eine Kleinigkeit Schicksale bestimmen. Eines Abends, Ende August, hatte ich „Die Afrikanerin" in der Großen Oper und zugleich Marie Saß' Ausführung der Marseillaise gehört — sie sang, als hätte sie hundert feine Glocken in ihrer Stimme, aber sie sang das Nationallied wie eine Arie. Ich nahm mir vor der Oper eine Droschke. Der Kutscher schlief; ein Kerl rüttelte ihn deshalb und er begann zu fahren. Ich merkte, daß er während der Fahrt auf seine Uhr sah und dann davon fuhr, was das Zeug halten wollte. Als ich zum Hotel kam, gab ich ihm seine Bezahlung und vier Sous Trinkgeld. Er schrie indessen, daß dies nicht genug sei, er wäre de remise gewesen; er hätte mich für einen andern gehalten, weil er so plötzlich geweckt worden war; er sei von einem andern Herrn bestellt gewesen. Ich lachte und sagte, das sei seine Sache, nicht die meine; was ging das mich an! Aber da alles, was er fordern konnte, falls er wirklich de remise war, noch zwei Sous betrug, und da es nach den damaligen Bestimmungen unmöglich war, zu wissen,

ob er es war oder nicht, so gab ich ihm die zwei Sous, doch kein Trinkgeld weiter da er kein Recht hatte und ich nicht daran zweifelte, daß er log. Aber nun begann er, den Mund voll zu nehmen, es wäre eine Schande, kein Trinkgeld zu geben, und da er sah, daß es nichts half, indem ich die Hoteltreppe hinaufging, rief er erst in seiner Wut: „Vous n'êtes pas Français!" Und darauf: „Vous êtes Prussien!" Kaum hatte er das gesagt, als das ganze Hotelpersonal, das in der Haustür gestanden hatte, verschwand und die Leute auf der Straße lauschend stehen blieben und sich umwandten. Ich begriff die Gefahr und wurde von Wut ergriffen. Mit einem Satz war ich die Treppe hinunter, fuhr auf den Kutscher los, packte ihn an der Gurgel und erhob meine Hand mit ihren amerikanischen Knöcheln gegen seinen Kopf. Da vergaß er zu schimpfen und bettelte plötzlich: „Ne frappez pas, Monsieur!" stieg auf den Bock und fuhr äußerst stille seines Weges. In meiner Erbitterung rief ich die Hotelkellner zusammen und verhöhnte sie wegen ihrer Feigheit.

Es war trotz der schönen Jahreszeit das unheimlichste Wetter, und die Stimmung der Stadt war unheimlich wie das Wetter. Man sah allmählich wenig Menschen auf der Straße; aber alle Büchsenmacher und Waffenfabrikanten hatten Zulauf. Am Tage ertönten keine frohen Rufe oder Lieder; aber die kleinen Kinder von sechs, sieben Jahren gingen an den Abenden in Reihen, einander an den Händen haltend, und sangen: „Mourir pour la patrie!" in der schönen, rührenden Melodie. Doch diese Töne waren die einzigen sanften, die zu vernehmen waren. Allmählich hatte man das Gefühl, als wäre die Luft erfüllt von Schrecken und Raserei. Die Erbitterung wälzte sich von neuem wie ein dicker, schwarzer Strom gegen den Kaiser, gegen die Minister und Generäle und gegen die Preußen, die man allerorten zu sehen glaubte.



Die Fremden wurden aufgefordert, Paris zu verlassen, damit die Stadt im Falle der Belagerung keine überflüssigen Münder zu ernähren hatte. Gleichzeitig hieß es in Trochus Proklamation vom 26. August, daß der Feind in drei Tagen vor den Mauern von Paris sein könne. Unter diesen Umständen war die Stadt kein Aufenthalt mehr für jemand, der nicht dort eingeschlossen zu werden wünschte.

In einer der letzten Nächte des August fuhr ich von Paris nach Genf. Auf der Abgangsstation standen zu Tausenden in Wartereihen, wie das liebe Vieh zusammengepfercht, die deutschen Arbeiter, die man plötzlich aus Frankreich auswies — ein peinlicher Anblick. Diese Arbeiter waren unschuldig am Kriege, an den Niederlagen, an den Späherdiensten, deren man sie beschuldigte; nun wurden sie hordenweise fortgetrieben, aus ihrer Wirksamkeit herausgerissen, ihres Brotes beraubt, von feindlich gesinnten Zuschauern umringt.

Da es hieß, daß die südwärts gehenden Züge den Tag darauf nicht mehr fahren würden, so war der Genfer Zug überfüllt, und man mußte zufrieden sein, wenn man nur einen Platz bekam. Die Reisegesellschaft war, was das männliche Geschlecht anbelangt, wenig ansprechend: ein naseweiser und grober alter Schweizer, der, da die Nacht kühl war und er keine Reisedecke hatte, sich in vier oder fünf

seiner dreckigen Hemden wickelte — ein höchst widerwärtiger Anblick; sodann ein zierlicher Franzose, der ohne ein Gefühl für das Schicksal des Landes und des Volkes uns auseinandersetzte, daß er lange Zeit den Wunsch gehegt habe, Italien zu sehen, und gefunden hätte, daß jetzt, da das Geschäftsleben still stand, der Augenblick dazu gekommen wäre. Die weiblichen Reisenden im Wagen waren eine noch junge Pariserin mit ihrer fünfzehnjährigen, anmutigen und lebhaften Tochter, die mit ihrem hübschen Äußeren der wunderschönen Schauspielerin Massin am Théâtre Gymnase glich. Die Mutter war Feuer und Flamme, raste fast bis zum Weinen über die Lage der Dinge, spie Feuer über die Feigheit der Offiziere, daß sie den Kaiser noch nicht vor die Tür gesetzt hatten. Ihr Bruder befand sich als Gefangener in Königsberg; ihre männlichen Verwandten waren alle im Felde. Die Tochter war entsetzt bei dem Gedanken daran, daß der Zug vom Feinde angehalten werden könnte — was für sehr wohl möglich erachtet wurde —, lachte aber doch dazwischen, und war zugleich bange vor den Preußen und ungeheuer neugierig darauf, sie zu sehen zu bekommen. J'aimerais bien pouvoir dire, que j'aie vu des Prussiens!

An einer Station kamen ein paar versprengte Soldaten mit zerrissenen und staubigen Kleidern in unseren Wagen hinein; sie sahen scheußlich aus, mit Schmutz und Lehm bespritzt; sie waren rein verzweifelt, und man hörte ihren Reden an, in welcher Auflösung die Manneszucht war; sie schimpften rücksichtslos auf ihre Offiziere, nannten sie untauglich und verräterisch, machten aber selbst den Eindruck, sehr mäßige Soldaten zu sein. Nur der junge Feldwebel, der sie führte, war einigermaßen bei Laune; doch war es auch mit ihm nicht besonders bestellt. Es war merkwürdig, zu hören, was er glaubte. Marschall Leboeuf habe in Metz einen als Kellner verkleideten preußischen Offizier hinter seinem Stuhl gehabt. Jetzt erst hätte man es entdeckt. Rußland hätte Preußen Truppen geliehen und sie in preußische Uniformen gesteckt; sonst könnten es unmöglich so viele sein. Aber auch Rom sei Schuld an Frankreichs Unglück; die Jesuiten hätten das Ganze angestiftet, weil das Land so aufgeklärt sei; denn sie wollten nie, daß jemand etwas lerne.

Von Culoz begann die Fahrt durch das herrliche Juragebirge. Auf beiden Seiten ein ungeheures Panorama von hohen, waldbewachsenen Bergrücken mit armen, kleinen Städten an den Abhängen entlang. Bei Bellegarde wurden die Pässe abverlangt; ohne Paß durfte man Frankreich nicht verlassen — eine törichte Einrichtung. Die Alpen begannen den Gesichtskreis zu begrenzen. Der Zug ging bald durch lange Tunnels, bald zwischen Felsenabhängen, bald über einen Gebirgsrücken, von dem man ins Tal hinabsah, wo die blaugrüne Rhone sich wie ein schmales Band zwischen den Felsen hervorwand und -schlang. Es war, als ob ihr Gewässer immer schneller und schneller flösse. Das erste Maisfeld. Schlanke Pappeln ohne Seitenzweige, aber völlig mit Laub bedeckt, standen da, von dem starken Wind in den Felsenspalten fast zu Spiralen gedreht. Das erste Schweizerhaus.



Rainer Maria Rilke/ Drei Gedichte in Prosa

Hetären-Gräber

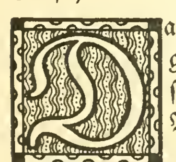


In ihren langen Haaren liegen sie mit braunen, tief in sich gegangenen Gesichtern. Die Augen zu wie vor zu vieler Ferne. Skelette, Munde, Blumen. In den Munden die glatten Zähne wie ein Reiseschachspiel aus Elfenbein in Reihen aufgestellt. Und Blumen, gelbe Perlen, schlanke Knochen, Hände und Hemden, welkende Gewebe über dem eingestürzten Herzen. Aber dort unter jenen Ringen, Talismanen und augenblauen Steinen (Lieblings-Angedenken) steht noch die stille Krypta des Geschlechtes, bis an die Wölbung voll mit Blumenblättern. Und wieder gelbe Perlen, weitverrollte, – Schalen gebrannten Tones deren Bug ihr eignes Bild geziert hat, grüne Scherben von Salben-Vasen, die wie Blumen duften und Formen kleiner Götter: Hausaltäre, Hetärenhimmel mit entzückten Göttern. Gesprengte Gürtel, flache Skarabäen, kleine Figuren riesigen Geschlechtes, ein Mund der lacht, und Tanzende und Läufer, goldene Fibeln, kleinen Bogen ähnlich zur Jagd auf Tier- und Vogelamulette, und lange Nadeln, zierliches Hausgeräte und eine runde Scherbe roten Grundes darauf, wie eines Eingangs schwarze Aufschrift, die straffen Beine eines Viergespannes. Und wieder Blumen, Perlen die verrollt sind, die hellen Lenden einer kleinen Leier, und zwischen Schleiern, die gleich Nebeln fallen, wie ausgekrochen aus des Schuhes Puppe: des Fußgelenkes leichter Schmetterling.

So liegen sie mit Dingen angefüllt, kostbaren Dingen, Steinen, Spielzeug, Hausrat, zerschlagnem Tand (was alles in sie abfiel) und dunkeln wie der Grund von einem Fluß. Flußbetten waren sie, darüber hin in kurzen schnellen Wellen, (die weiter wollten zu dem nächsten Leben) die Leiber vieler Jünglinge sich stürzten und in denen der Männer Ströme rauschten... Und manchmal brachen Knaben aus den Bergen der Kindheit, kamen zagen Falles nieder und spielten mit den Dingen auf dem Grunde bis das Gefälle ihr Gefühl ergriff:

Dann füllten sie mit flachem klaren Wasser die ganze Breite dieses breiten Weges und trieben Wirbel an den tiefen Stellen; und spiegelten zum erstenmal das Ufer und ferne Vogelrufe, während hoch die Sternennächte eines süßen Landes in Himmel wuchsen, die sich nirgends schlossen.

Orpheus. Eurydike. Hermes



Das war der Seelen wunderliches Bergwerk. Wie stille Silbererze gingen sie als Adern durch sein Dunkel. Zwischen Wurzeln entsprang das Blut, das fortgeht zu den Menschen, und schwer wie Porphyr sah es aus im Dunkel. Sonst war nichts Rotes.

Felsen waren da und wesenlose Wälder. Brücken über Leeres

und jener große, graue, blinde Teich, der über seinem fernen Grunde hing wie Regenhimmel über einer Landschaft. Und zwischen Wiesen, sanft und voller Langmut, erschien des einen Weges blasser Streifen, wie eine lange Bleiche hingelegt.
Und dieses einen Weges kamen sie.

Voran der schlanke Mann im blauen Mantel, der stumm und ungeduldig vor sich aussah. Ohne zu kauen fraß sein Schritt den Weg in großen Bissen; seine Hände hingen schwer und verschlossen aus dem Fall der Falten und wußten nicht mehr von der leichten Leier, die in die Linke eingewachsen war wie Rosenranken in den Ast des Ölbaums. Und seine Sinne waren wie entzweit: indes der Blick ihm wie ein Hund vorauslief, umkehrte, kam und immer wieder weit und wartend an der nächsten Wendung stand, — blieb sein Gehör wie ein Geruch zurück. Manchmal erschien es ihm als reichte es bis an das Gehen jener beiden andern, die folgen sollten diesen ganzen Aufstieg. Dann wieder wars nur seines Steigens Nachklang und seines Mantels Wind was hinter ihm war. Er aber sagte sich, sie kämen doch; sagte es laut und hörte sich verhallen. Sie kämen doch, nur wären's zwei, die furchtbar leise gingen. Dürfte er sich einmal wenden (wäre das Zurückschaun nicht die Zersetzung dieses ganzen Werkes, das erst vollbracht wird) müßte er sie sehen, die beiden Leisen, die ihm schweigend nachgehn:

Den Gott des Ganges und der weiten Botschaft, die Reisehaube über hellen Augen, den schlanken Stab hertragend vor dem Leibe und flügelschlagend an den Fußgelenken; und seiner linken Hand gegeben: sie.

Die So-geliebte, daß aus einer Leier mehr Klage kam als je aus Klagefrauen; daß eine Welt aus Klage ward, in der alles noch einmal da war: Wald und Tal und Weg und Ortschaft, Feld und Fluß und Tier; und daß um diese Klage-Welt, ganz so wie um die andre Erde, eine Sonne und ein gestirnter stiller Himmel ging, ein Klagehimmel mit entstellten Sternen —:
Diese So-geliebte.

Sie aber ging an jenes Gottes Hand, den Schritt beschränkt von langen Leichenbändern, unsicher, sanft und ohne Ungeduld. Sie war in sich, wie Eine hoher Hoffnung, und dachte nicht des Mannes, der voran ging, und nicht des Weges, der ins Leben aufstieg. Sie war in sich. Und ihr Gestorbensein erfüllte sie wie Fülle. Wie eine Frucht von Süßigkeit und Dunkel, so war sie voll von ihrem großen Tode, der also neu war, daß sie nichts begriff.
Sie war in einem neuen Mädchentum und unberührbar; ihr Geschlecht war zu wie eine junge Blume gegen Abend, und ihre Hände waren der Vermählung so sehr entwöhnt, daß selbst des leichten Gottes unendlich leise leitende Berührung sie kränkte wie zu sehr Vertraulichkeit.
Sie war schon nicht mehr diese blonde Frau, die in des Dichters Liedern manch-

mal anklang, nicht mehr des breiten Bettes Duft und Eiland und jenes Mannes Eigentum nicht mehr.

Sie war schon aufgelöst wie langes Haar und hingegeben wie gefallner Regen und ausgeteilt wie hundertfacher Vorrat.

Sie war schon Wurzel.

Und als plötzlich jäh der Gott sie anhielt und mit Schmerz im Ausruf die Worte sprach:
„Er hat sich umgewendet —"
begriff sie nichts und sagte leise: Wer?

Fern aber, dunkel vor dem klaren Ausgang, stand irgend jemand, dessen Angesicht nicht zu erkennen war. Er stand und sah, wie auf dem Streifen eines Wiesenpfades mit trauervollem Blick der Gott der Botschaft sich schweigend wandte, der Gestalt zu folgen, die schon zurückging dieses selben Weges, den Schritt beschränkt von langen Leichenbändern, unsicher, sanft und ohne Ungeduld.

Geburt der Venus



An diesem Morgen nach der Nacht, die bang vergangen war mit Rufen, Unruh, Aufruhr, — brach alles Meer noch einmal auf und schrie. Und als der Schrei sich langsam wieder schloß und von der Himmel blassem Tag und Anfang herabfiel in der stummen Fische Abgrund —: gebar das Meer.

Von erster Sonne schimmerte der Haarschaum der weiten Wogenscham, an deren Rand das Mädchen aufstand, weiß, verwirrt und feucht. So wie ein junges grünes Blatt sich rührt, sich reckt und Eingerolltes langsam aufschlägt, entfaltete ihr Leib sich in die Kühle hinein und in den unberührten Frühwind.

Wie Monde stiegen klar die Knie auf und tauchten in der Schenkel Wolkenränder; der Waden schmaler Schatten wich zurück, die Füße spannten sich und wurden licht, und die Gelenke lebten wie die Kehlen von Trinkenden. Und in dem Kelch des Beckens lag der Leib wie eine junge Frucht in eines Kindes Hand. In seines Nabels engem Becher war das ganze Dunkel dieses hellen Lebens. Darunter hob sich licht die kleine Welle und floß beständig über nach den Lenden, wo dann und wann ein stilles Rieseln war. Durchschienen aber und noch ohne Schatten, wie ein Bestand von Birken im April, warm, leer und unverborgen, lag die Scham.

Jetzt stand der Schultern rege Wage schon im Gleichgewichte auf dem graden Körper, der aus dem Becken wie ein Springbrunn aufstieg und zögernd in den langen Armen abfiel und rascher in dem vollen Fall des Haars.

Dann ging sehr langsam das Gesicht vorbei: aus dem verkürzten Dunkel seiner Neigung in klares, wagrechtes Erhobensein. Und hinter ihm verschloß sich steil das Kinn.

Jetzt, da der Hals gestreckt war wie ein Strahl und wie ein Blumenstiel,

darin der Saft steigt, streckten sich auch die Arme aus wie Hälse von Schwänen, wenn sie nach dem Ufer suchen.

Dann kam in dieses Leibes dunkle Frühe wie Morgenwind der erste Atemzug. Im zartesten Geäst der Aderbäume entstand ein Flüstern, und das Blut begann zu rauschen über seinen tiefen Stellen. Und dieser Wind wuchs an: nun warf er sich mit allem Atem in die neuen Brüste und füllte sie und drückte sich in sie, — daß sie wie Segel, von der Ferne voll, das leichte Mädchen nach dem Strande drängten.

So landete die Göttin.

Hinter ihr, die rasch dahinschritt durch die jungen Ufer, erhoben sich den ganzen Vormittag die Blumen und die Halme, warm, verwirrt, wie aus Umarmung. Und sie ging und lief.

Am Mittag aber, in der schwersten Stunde, hob sich das Meer noch einmal auf und warf einen Delphin an jene selbe Stelle.

Tot, rot und offen.





Chinesisches Schattenspiel

Mehr als äußerer Zusammenhang scheint es, daß jetzt gerade im Hartleben-Tagebuch der Schatten Pierrot Lunaires Arm in Arm mit Hans Heilmann auftaucht und zur selbigen Stunde der nämliche Hans Heilmann in einem zierlichen Büchlein ein kapriziöses Spiel farbiger und klingender Chinoiserien* aufführt.

Hartleben widmete vor Jahren die von ihm übersetzten artifiziellen Rondells Albert Girauds seinem „Papa Heilmann"; daß diese Adresse nicht nur Stammtisch-Gemütlichkeit war, sondern eine wahrhafte „Zueignung" nach Geschmacksanspruch und Recht, bezeugt heute dieser Schmuckschrein Chinesischer Lyrik, den Heilmann mit erlesenem Zierrat gefüllt.

Wenn man jetzt den Pierrot Lunaire wieder liest, dann sieht man, wie verwandt diese Bric-à-Brac-Verse ostasiatischer Kunst, chinesischen Porzellanen, japanischen Holzschnitten, Lackmalereien und Stickereien sind: Amateur-Poesien im Goncourtschen Esprit, eine dekorative Lyrik. Diese Motive der Wolken als Fische mit blitzenden Flossen, die von der Nacht im dunklen Netz gefangen werden; der goldenen Purpurvögel, die geflügelten Juwelen gleich, auf gigantischen Oliven ruhn; des Monds, als blankem Türkenschwert auf schwarzem Seidenkissen; der melancholisch ernsten Störche, weiß auf schwarzem Hintergrund, all diese Motive berühren uns jetzt mit überraschendem Anklang an die dekorativen Künste des Ostens.

Als diese Bibelot-Dichtung im Naturalisten-Zeitalter erschien, wußte man nicht viel von solchen Stil-Raffinements, von jenen reizvollen Künstlichkeiten, Naturausschnitte mit subtilen Händen zu Ornament und Arabeske umzubilden. Aus der Verlegenheit, die Marke dieser Mischung zu bestimmen, bemühten die Kritiker Böcklin und sogar Oberländer. Nur der kluge alte Fontane kam instinktiv der Wesens-Heimat näher, als er seinen Eindruck so bestimmte: „Ein indisches Mädchen sitzt irgendwo im Schatten ihrer Hütte mit bunten Fäden um sich her und strickt; ihre feinen Hände bewegen sich nachtwandlerisch und es entstehen Zeichen und Gestalten. Wäre es keine Inderin gewesen, so wäre ein Strickstrumpf entstanden" . . .

Die echte Zunge für diese Delikatesse besaß aber damals gewiß der Freund, dem sie gewidmet war, er fühlte sich zu Haus in diesen kapriziösen poetischen Glockentürmen, von denen man so preziös überschnittene Aussichten hatte, und er erkannte das westöstliche Fluidum in den magischen Farbenspielen dieser Fantasie lyrique. Freilich hatte er damals Besseres und Vergnüglicheres zu verüben, als druckerschwärzlich sein Kunstgefühl in Zeilen aufzulösen.

Er genoß, von jedem Trieb genesen, und überließ das ästhetische Wiederkäuen anderen.

* Chinesische Lyrik von Hans Heilmann. R. Piper & Co. München.

Aus edler Scham und aus nicht minder edler Trägheit.

Im Wechsel der Zeiten kommt manch andere Nötigung des Lebens und des Schreibens, und nun klingt, fast zwanzig Jahre seit diesem Pierrot-lune de miel, ein Echo. Doch der den Gegengruß empfangen sollte, der hat das letzte Glas schon längst getrunken und ging in den wahren Osten. . .

In diesem chinesischen Liederbuch, das Heilmann mit sehr feinem Geschmack zusammengestellt und mit einer fast zu gewissenhaft eifrigen Bildungsvorrede versehen, läßt sich auf wechselreichen, von zitterigem Astwerk überzweigten Kreuz- und Querwegen spazieren gehn. Vom Literarhistorischen, in das Heilmann ernst-profund hinab sich senkt, kann man absehn und feinschmeckerisch nur von der Atmosphäre, dem Klang, dem farbigen Bilde kosten.

Seltsam, wie verwandt diese minutiös ausgeschnitten und pikant gerahmten lyrischen Silhouetten chinesischer Dichter japanischen Holzschnitten sind.

Diese Gedichte geben oft, ohne einen Vorgang zu schildern, rein ein Abbild, einen coin de vue, ganz ähnlich jenen Blättern: grüner Rasen wächst am Ufer, die Weidenschößlinge stehen lang und dünn, eine Dame in schimmerndem Gewande öffnet das Fenster und blickt hernieder . . . oder ein Mädchen wird mit Outamaroschem Geschmack dargestellt: der zurückfallende Ärmel läßt ein weißes Handgelenk frei, ein goldener Reif schmiegt sich um den reizenden Knöchel, die Nadel, die ihre Haare hält, trägt einen goldenen Sperling, der Wind wirft ihren seidenen Rock in leichte Anmut-Falten; sie pflückt die Blätter des Maulbeerbaums am Wegrand, die Zweige umrauschen sie und die Blätter fliegen ihr zu. Oder eine Hiroshige-Stimmung: bläulich verschwimmende Berge im Hintergrund, ein Landhaus, vorn ein Zweig, geflochtenes Gatter, ein Weg, geheimnisvoll umschattet von dichtbelaubtem Bambus. Und wieder ein Outamaro: zwei Damen am Rand der Terrasse, an die Balustrade gelehnt, Büsche zur Seite, auf dem Zweig ein Papagei mit schillerndem Gefieder.

Weiß schimmernden Lackmalereien gleichen manche Verse. Voll bleicher Helle, email-glänzend, goldgeädert ist jenes Bild, das auf der Treppe von Jade im Vollmond glitzernd über und über von Tau, die Kaiserin hinabsteigen läßt.

Ihr Gewand schleppt, von funkelnden Tropfen benetzt, und unten steht ein Pavillon, ganz vom Mondschein erfüllt, ein Vorhang aus Kristallperlen gleißt wie ein lichtdurchsprühter Wasserfall.

Hier wird die Landschaft zum objet d'art, gerade wie in der dekorativen Kunst elementare Zeichen, Regen, Schnee, Wind- und Wetterwolken zum Ornament werden. Nicht Abschilderung der Dinge gilt, sondern eine Wiedergabe des schwebenden Illusionsscheins, der um sie schwingt. Die Spiegelung der Dinge voll magischer Unwirklichkeit, das changierende Doppelgesicht der Natur, daß z. B. die großen spitzen Klippen von Blumen umgeben, Pagoden gleichen, reizt den preziösen Sinn mehr als einfach-einfältiges Aufnehmen und Wiedergeben. Gern werden Landschaften in der Spiegelung des Wassers gemalt und das Raffinement dann noch gesteigert, daß der glatte Wasserspiegel vom Netz des Fischers zerbrochen wird. Diese artifizielle Lyrik eifert auch bewußt dem Verwandten aus den dekorativen Reichen nach. Sie bosselt in Versen eine künstliche Landschaft aus Porzellan, eine preziöse Nippessache.

Im kleinen künstlichen See erhebt sich ein Pavillon aus grünem und weißem Porzellan, eine Brücke von Jade führt zu ihm, die sich wölbt wie der Rücken eines Tigers. Und zu diesem Miniaturspiel dann noch — das Künstliche im Künstlichen — das Motiv der Spiegelung. Die porzellanene Welt erscheint verdoppelt im Abbild des kleinen Sees und in ihm wird der Bogen der Brücke zum sichelförmigen Mond.

Und wie ein Rondell klingt das Gedicht aus: „in einem Pavillon von Porzellan" . . .

Ja, Pierrot Lunaire steht seelenwandlerisch wieder ganz nah, sein Schatten fällt in diese Welt. Er verschwebt anschmiegsam in ihr, und sie nimmt ihn gefügig auf.

Jene Spiegelungen, Schattenspiele, Mond-Doppelgängereien und Maskeraden der Albert Giraudschen Lyrik, sie schweben mit ihren subtil manirierten Reizen, — Reizen caressant à toucher, — in diesen jahrhundertalten Versen des chinesischen Buches.

Wie Frühreif liegt der Schein des Mondes am Boden . . . in einer Blütenlaube sitzt ein einsamer Trinker beim Wein; der Mond steigt auf, und mit ihm kommt zu phantastischem Terzett als Dritter des Trinkers Schatten: seht den Mond, wie er lacht zu meinem Gesang, seht meinen Schatten, wie er tanzt und springt . . . Spiegelschein und Mondschein verklingen dann ineinander, wie in jenem Rondell von der silberklaren Mondessichel, die im Blau des heitren Abendhimmels sich im Riesenspiegel malt und als Diadem auf Pierrots Abbild glänzt, in dem chinesischen Gedicht von der Frau vor dem Spiegel:

„Vor dem Spiegel sitzend blickt sie in den Mondschein", und das Motiv erscheint anfangs durch eine Brechung fast noch raffinierter, der Vorhang aus Bambusfasern wallt vor dem Fenster, das Licht sickert aufgelöst durch seine Maschen und in der Kammer glitzert es, wie von tausend kleinen Jadesplittern.

Reize der Schattenspiele — ombres chinois — werden fein gefühlt, wie durch das Fensterpapier der Schatten des Orangenzweiges auf das Knie des Mädchens fällt und sein Muster auf ihr seidenes Kleid zeichnet.

Bei diesem Motiv der Silhouette durch das in den Fensterrahmen gespannte Papier vermittelt, läßt sich auch wieder eine Verwandtschaft mit japanischen Vorstellungen merken. Gerade über diesen Einfluß des Schattensinnes auf Geschmacksnüancierung und Stilisierungsfinessen, las ich eben eine geistreiche Stelle in dem sehr edelen Buch Kokoro* von Lafcadio Hearn, der ein Engländer war, in Griechenland geboren wurde, und Japaner aus Wahlverwandtschaft, in Tokio starb.

Lafcadio Hearn hält eine Morgenstimmung fest. Die hölzernen Fensterläden sind weit geöffnet, nur die Papierrahmen, die Schoji sind geschlossen. Auf sie malt die Sonne durch goldschimmerndes Gezweig den scharf umrissenen Schatten eines Pflaumenbaumes . . . und als Gegenstück eine Nachtimpression, die Geishastraße: eng wie ein schmaler Gang, an Schiffskabinen erinnert das dunkelglänzende Holzwerk der Fassaden. Licht fließt aus den Lampen hinter den verschlossenen Papierscheiben und aus den Laternen, die eiförmig, zylindrisch, vier- und sechseckig an den Häusern hängen. In zwei Reihen laufen sie und diese Lichtparallelen fluten in der Ferne zu einer gelben Lichtmasse zusammen. Die Häuser sehen in dieser Beleuchtung wie große Lampions aus, das einzelne wirkt wie eine Laterna magica, die bewegliche Schatten wirft, Grotesken und Filigrangespinste.

Und Lafcadio Hearn hat dabei den geistreichen Einfall, ob nicht vielleicht diese Schattenspiele, die aus der Verwendung des Papiers als Fenster kommen, Einfluß auf die japanische Kunst gewonnen haben. Der Geschmack an gewissen kühnen Überschneidungen, der pittoreske Ausschnitt, die prickelnde Unsymmetrie, der Geschmack an ganz sparsamer schwarzer Kontur auf der weißen Fläche könnte wohl an solchen Kunstformen der sich selbst stilisierenden Natur erworben sein.

In dieser altchinesischen Lyrik ist aber nicht nur dekorative Stimmung, in ihr schwingt auch Lebens- und Seelenstimmung.

Helldunkel des Gefühls, schwebende Ahnung und langzitternde unendliche Melodie ist in zwei kurzen Liedern. In dem einen klingt durch den Duft der Blätter und Blumen der Ton einer fernen Flöte zu einem Einsamen, der schneidet einen Weidenzweig und antwortet der Stimme: seitdem hören nachts, wenn alles schläft, die Vögel ein Gespräch in ihrer Sprache. Und das andere: In der Herbstnacht ankerten wir an der Insel der Papageien, Mondschein weit und hell über dem rauschenden Fluß, durch die Nacht klingt eine klagende Weise, todestraurige Töne, sie ersticken in Weinen und ersterben. Die Schiffer finden eine Frau, man fragt, woher sie stamme, warum ihr Gesang und Weinen, voll Weh, man fragt, und sie weint, senkt die Augen und spricht kein Wort . . .

Melancholische Erkenntnis spricht aus vielen der Lieder. Unter dem Schnee der Blütenbäume, auf dem Blumenschiff und in den königlichen Gärten, überall lauert der schwarze Gedanke auf die Menschenkinder; Grauen vor der Vergänglichkeit; verfallne Hügel, auf denen Unkraut wächst . . . Kraft und Jugend vergehn und das Alter bezwingt uns alle.

Ein Wanderer trifft am Wege ein ödes

* Rütten und Loening, Frankfurt a. Main.

Grab und er denkt: „was für ein Haus bau ich jetzt mir."

Weisheit lehrt Kontemplation, Eingehen in Ruhe und Betrachtung und in die große Stille, in Unbeweglichkeit und Schweigen, daß nicht Begierde den Frieden der Seele trübt:

„Ich sah die Blume, unbeweglich wie wir, ich hörte die Vögel, die hoch über uns im Himmelsraum hingen — und ich begriff die große Wahrheit" . . .

Noch eine andere Flucht vor dem Gram, gibt es als in die Einsiedelei des Gedankens: in den Taumel und in den Rausch, mit Wein sich den Augenblick vergolden: „O du, der beim vollen Becher sitzest und nicht trinkest, o sage mir, auf wen wartest du noch," mahnt Li-Tai-Pe, der Dichter, der Zigeuner, dem sein Leben im Rausch zerrann.

Er ballte in den vollen Momenten seines Seins Phantasien und Gedichte, und voll wilden grellen Todeshumors der letzten Stunde tanzen seine Mitternachtslieder über einen Scherbenberg: die Stunde der Verzweiflung naht.

Sein Lied vom Kummer, das nur ein nachschaffender Dichter mit dumpf beklommenem Schicksalsatem erfüllen konnte, gibt Heilmann im Umriß wieder. Seinen vollen Nachklang aber läßt er uns hören in Richard Dehmels Übertragung. Sie steht in dem Gedichtband „Über die Liebe" und sie findet ein deutsches Echo in Dehmels eigenem Trink- und Schicksalslied vom Tod und vom Leben:

Noch eine Stunde, dann ist Nacht,
Trinkt bis die Seele überläuft . . .

F. P.

Schuhmacher und Poet dazu

Saß da in Basel ein Schuhmachergeselle, ein pfiffiger, lustiger, warmer Mensch, der auch auf die Walze ging und dabei eine Sehnsucht bekam nach den guten alten Zeiten, wo man noch die eigenen Füße brauchte und sie mit dem scharfen Rhythmus der alten Wanderlieder ermunterte. Das alte Handwerksburschenlied ist in Süddeutschland und der Schweiz nicht ausgestorben, einige von den ehrwürdigsten, die ich im Germanischen Seminar „gehabt" hatte, sind mir da unten zur fröhlichsten Überraschung des Philologen noch entgegengeklungen, aber es entartet heute unter dem Einfluß des Tingeltangels, es verroht mit dem Kauderwelsch der walzenden „Kunden", und die unbesorgte Phantasie verkümmert mit dem Wachstum der Bildung von Leuten, die einen Leitartikel so schnell lesen können, wie er geschrieben worden ist. Hundert Jahre früher hätte unser Schuhmachergeselle Jakob Schaffner diesen Schatz wahrscheinlich vermehrt und sein Name wäre mit vielen anderen anonymer Volksdichter und unbekannter Wohltäter verloren gegangen. Gedichtet hat er wohl das eine oder das andere ähnlich der reizenden Klage des verlassenen Mädchens, die er in seinem Roman „Irrfahrten" zum besten gibt, aber er wußte wohl, daß er nach alten Mustern arbeitete, und daß vieles, was in ihm rumorte an Einfällen, Beobachtungen, ernsten Gedanken und sittlichen Einwänden, in die enge ehrwürdige Form nicht mehr hineinging. Nun kaufte er sich viel Papier und begann am freien Sonntag und in den Abendstunden zu fabulieren, er erfand rechte Romanschicksale von sehr guten und sehr schlechten Menschen, die sich auf abenteuerliche Weise trafen, verloren und wieder trafen, von verschwundenen Geliebten, verlassenen Kindern; er schwelgte in Wiedererkennungen, und wenn alles in Ordnung war, gab er seinen Senf dazu vom Segen der Eltern, der den Kindern Häuser baut, oder vom unrechten Gut, das nicht gedeiht, und er verwies sich und die lieben Mitmenschen, unter denen er manchen Strolch gefunden haben mochte, auf das moralische Altenteil der kleinen Leute: üb' immer Treu' und Redlichkeit. Die sittliche Weltordnung war ihm geläufig nach den Vorschriften von Kirche und Schule, und um sie zu bewahrheiten, baute er sich eine Welt mitsamt den Stockwerken, die er noch nicht kannte, aus Zeitungen und schlechten Büchern und richtig spürenden, aber im ganzen zu wohlwollenden Vorstellungen. Da eines schönen Tages — es kann auch anders gewesen sein, aber ich wünsche, daß es sich so verhalte — nahm er den Gottfried Keller aus einer Volksbibliothek mit nach Hause. Die Augen gingen ihm auf und über, und wenn es gar zu schön wurde,

heulte er. Wirklichkeit fand er, Nähe und Wärme, aber nicht die gemeine, in die man zufällig hineintappst, und er verstand auch die Wahrheit, wenn sie mit Narrenlust über das gemeine Maß hinausfuhr, er verstand die Seldwyler, die alle nichts taugen, und hinter den drei Gerechten Kammachern entdeckte er laut auflachend Dutzende von Kollegen und Bekannten, darunter Anarchisten und Sozialisten, die von so vornehmer Verwandtschaft keine Ahnung hatten. Dann schaute er auch am Schluß des „Sinngedichts“ mit Reinhard und Lucie in die Schusterwerkstatt hinein, wo der verliebte Meister unter dem Schmettern der Kanarienvögel seine Gefühle in den Pechdraht hineinsingt und hineinstreicht. Der gelehrte Doktor, sagte sich Schaffner, ist nichts für mich, aber den Schuster kenne ich, und er faßte Mut zu seinem von Meister Gottfried also gesegneten Roman, auf den ein Schein gefallen ist von dem jubilierenden Sonnengold dieses allerholdesten Bildes.

Ganz friedlich ist Schaffners kleine Welt, so friedlich, daß sich sogar Schuhwarenhändler und Schuhmacher noch vertragen in dem alten Basler Hause an der Wasserstille, das mit den Löchern und Rissen seines schweren Mauerwerks den Fischen trauliche Schlupfwinkel bietet. Am Mittag beglänzt die Sonne den blonden Scheitel der Meisterstochter Dorothea, die ihnen Brotkrumen hinunterwirft und nachts silbert der Mond durch ihre schweren Zöpfe, wenn sie in den glückbringenden Nächten die Sterne nach dem Liebsten fragt. Sie macht sich nichts aus dem italienischen Gesellen, der seine stürmischen Gefühle in den klingenden Pechdraht hineinstreicht, der macht sich wieder nichts aus der dunklen Monika vom Schuhwarenhändler, die ihn ganz schüchtern umgeht, aber drüben im Spezereiladen sitzt der junge Herr Wacker, dem Dorotheas astrologische Bemühungen gelten. Der rechnet und rechnet die ganze Nacht, weil die zehntausend Franken, die eine ordentliche Frau haben muß, bei ihr durchaus nicht vorhanden sind, aber er setzt für diesen Posten seinen Mut, seine Hoffnung, seine Jugend und Liebe ein, und das Defizit entflieht. Währenddessen hockt ein Mäuschen auf der Eierkiste hinter dem Berg Marseiller Seifen und knuppert gar zierlich an einer Muskatnuß. Der eine muß meiden, der andere muß leiden, aber diese beiden kriegen sich und nun wispert es in dem alten Hause von zarten Geständnissen, die aus so tiefer Verschämtheit kommen, daß sich die schwärmerische Erregung nicht anders als durch die Schnörkel und Schleifen eines altbürgerlichen Zeremoniells vom Herzen zu den Lippen windet. In diesem alten Hause, das in jedem Eckchen heimliches Leben birgt, duldet Schaffner nur altväterische Klarheit, Reinheit, Wohlanständigkeit, aber es ist nichts Gemachtes daran, oder vielmehr es ist von einem Künstler gemacht, der kleinmeisterlich stilisieren kann mit einer entzückenden Naivetät, die sich selbst neckt, mit einem aufhellenden, auferbauenden Humor, der den Leutchen die feinsten Sonnenstäubchen graziöser Laune um die Nase spielen läßt. Seine Erzählung ruht auf der sauberen gesunden Sonderart der alemannischen Volkssprache, die aber von einem ungemein delikaten Geschmack zu ganz verschmitzten Leistungen zarter Tonfärbung gehoben wird. Schaffner hat den Anschlag eines ganz erfahrenen Künstlers und auch im Verlauf des Themas die Selbstbeherrschung, die schon einhält, noch bevor man genug hat. Die ersten hundert Seiten seines Büchleins bis zur glücklichen Erhörung des Freiers überraschen gar lieblich als ein kleines Wunder zierlichster Miniaturkunst.

Aber dann, dann kommt es allerdings schlimm, der Poet wird wieder zum Schuster und dieser beginnt haltlos und zwecklos zu fabulieren mit einer schweifenden Handwerksburschenromantik von falscher Naivität, die sich noch dazu wahrscheinlich an Gottfried Kellers saurem Alterswerke „Martin Salander“ eine moralische Triefäugigkeit angelesen hat. Dorotheas Vater erzählt in einem langen Zuge seine Lebensgeschichte, wie er Frau und Sohn verlor, das deutsche Vaterland und den deutschen Gott in Amerika als kalifornischer Goldsucher und wie er das alles wiederfand bis auf die lieben Seinen, die er verblendet im Stich gelassen hatte. Der junge Freier bekennt sich als seinen verlorenen Sohn, ohne Furcht, daß das Bräutchen plötzlich zur Schwester wird; denn die Erzählung hat ihn schon versichert, daß Dorothea nur ein angenommenes Kind ist, wahrscheinlich die Tochter

einer früheren Geliebten, die der Alte in den Jahren der Eitelkeit um eine Reichere verließ. Hat es bei Schaffner nur für hundert Seiten gereicht, daß er nach einem kleinen Kunstwerk mit plötzlicher Schwäche in kunstwidrigste Volksbuchschreiberei herunterfiel? Das wäre traurig und auch nicht recht glaublich. Ich denke mir, daß der Erfinder dieser unfreiwillig komischen Indianerromantik mit patriotisch moralischen Folgerungen nicht den zukünftigen, sondern den vergangenen Schaffner vorstellt, der ein großes Loch mit Sand zu füllen hatte, als die Novelle, die sich unversehens an ihrem Ende sah, plötzlich den Ehrgeiz bekam, ein Roman zu werden.

A. E.

Der Idiot

„Es gibt Bücher, die es mir nicht glückt zu Ende zu lesen", so gestand mir neulich ein Freund: „ich habe zum Beispiel die Kritik der reinen Vernunft wohl an die zehn Mal ernstlich studierenswillen vorgenommen, habe mir aber immer nur mehr oder minder große Stücke herausgebrochen. Vielleicht ist keine Seite darin, die ich nicht gelesen hätte, und ich darf doch nicht sagen: ich kenne das ganze Werk. Mich schaudert, wenn ich bedenke, wie diese dilettantenhafte Schwachheit meines Geistes mich überall hindert, zu den sachverständigen Männern zu zählen."

Ich beschwichtigte ihn: es sei zu wünschen, daß wir neben so vielen sachverständigen Leuten auch ein paar verständige schlechthin besäßen; auch sei der Unterschied zwischen dem Dilettanten und dem Laien zu machen; und seine Art zu lesen habe den ehrenvollen Grund, daß es ihm, wie ich wüßte, leidenschaftlicher darauf ankäme, Gott und die Welt, als ein Buch zu erkennen; grade was er als Zerstreutheit schelte, sei vielmehr eine recht menschenhafte Konzentration. Um ihm diesen Trost noch besser einzuschmeicheln, behauptete ich ihm ins Gesicht, daß er sich zu Werken, die sich selbst zum Zwecke da seien, ich meinte Werke der Dichter, sicherlich untadelhaft verhalte. Er dachte einen Augenblick nach, lächelte, schüttelte den Kopf und erklärte dann, daß es einen Dichter gäbe, den er fast grenzenlos verehre und nie ganz lese. Ich fragte nach dem Namen, und er nannte Dostojewski. Das erstaunte mich umso mehr, als ich selbst die Romane einzig dieses Meisters als erwachsener Mensch so hastig und verschlingend zu lesen pflegte, wie sonst nur als Knabe die Geschichte vom roten Freibeuter.

„Eben dieser Tage habe ich wieder die Probe auf meine Erfahrung gemacht," sagte mein Freund, und auf meine Bitte erzählte er, während das Zimmer vom Abendregen eingedunkelt wurde:

„Ich half beim Ordnen einer Bibliothek, — wobei ich bemerkte, wieviel gleichgültiger als früher ich alle diese Bücher und Zeitschriften in Händen hielt, fast sogar mit einigem Widerwillen. Eine Anzahl von Duplikaten wurde auf einen besonderen Haufen gelegt. Darunter war ein Exemplar des „Idioten" von Dostojewski, und ich bekam es zum Geschenk. Gleich war es nun kein Buch mehr wie die andern, die Rücken an Rücken, nach dem Alphabet geordnet, in den Regalen standen, und ich trug es sehr erfreut nach Hause. Wenn wir sehen, wie das heutige Deutschland sich ästhetisch gebärdet, und seine mumienhaft verschnürte und gebündelte Seele mit falschen Steinen und bunten Bändern schmückt, während sie sich nicht regen kann und dem Ersticken näher ist, als zu irgend einer Zeit unserer Geschichte, so erscheinen jene Russen uns doppelt wert, die es so ursprünglich ernst mit sich nehmen. Ich wollte das seit über zehn Jahren nicht mehr angesehene Buch gleich lesen und schnitt es auf. Daran habe ich eine Freude wie Jörgen Tesman, und es macht mir Spaß, immer gegen die Versuchung zu kämpfen, hie und da eine halbe Seite vorweg zu nehmen. Ich setzte mich auf den Balkon und begann mit der Lektüre.

Ich habe bemerkt, je ursprünglicher das Mitteilungsbedürfnis eines Dichters ist, das heißt, je weniger er Schriftsteller geworden ist, weil er es hat werden wollen, aus der Inzucht der Poesie, umso besser ist seine Kunst, zu exponieren. Wo gibt es zum zweiten Mal etwas in dieser Hinsicht so Vollkommenes wie Gotthelfs „Uli, den Knecht?" nach ein paar Seiten kennen wir aus einer auch übrigens scharf geschnittenen Situation heraus die Hauptcharaktere und das Thema

des Werks. Echte Spannung, Teilnahme an des Dichters ganzem Vorhaben ist auch wirklich nur möglich, wenn wir sein Ziel und seinen Weg bis zu einem hohen Grade von Deutlichkeit vorahnen. Die falsche Spannung vernichtet das Eigenleben des Details; das Fehlen der Spannung macht unser Interesse unnaiv und freiwillig. Bei Dostojewski lasse ich nach zehn Minuten das Buch sinken und sage mir: „Dieses ist eine Exposition." Wunderlich ist aber das, daß ich ihr trotzdem glaube. Ich lobe es, und es überzeugt mich doch. Aber einen Augenblick verweile ich dabei, nachzusehen, wie es gemacht ist. Auf eine recht verschmitzte Weise, scheint mir, nämlich ganz direkt. Zwei wildfremde Menschen beginnen im Eisenbahncoupé dicht vor Petersburg ein Gespräch, ein Dritter mischt sich hinein, und in wenigen Minuten erfahren wir höchst ungewöhnliche, ja abenteuerliche Geschichten; wir sehen einen Mittelpunkt in der noch fremden Stadt, in welchem die bisher durchaus getrennten Lebensläufe zusammenschießen werden, und wir sind überrascht, als wir merken, daß wir selber das längst nicht mehr für zufällig und vom Autor willkürlich, sondern für notwendig aus einer ewig unerschütterten Tiefe halten. Was haben wir gesehen? Fürst Myschkin traf im Eisenbahncoupé Rogoschin, und zu beiden kroch Lebelew heran. Der Fürst ist ungewöhnlich zuvorkommend und mitteilsam, Rogoschin listig und ironisch, und zerstreut, der dritte macht sich gemein; — Russen alle drei, nackte, unverkrustete Gemüter. Was sie reden, ist eine Mitteilung an den Leser, — der die Absichtlichkeit des Künstlers auch noch tadeln würde, wenn er die Reden der drei nur für individuell charakterisierend und nicht darüber hinaus für ethnographisch natürlich hielte. Ein gewisses artistisches, unheiliges Gefühl bleibt aber doch, — bis man zurückblättert und sich seine Leute noch einmal ansieht. Der Fürst ist blond, hat große, blaue Augen und neigt zur Epilepsie; Rogoschin, kleiner als er, hat eine breite und zusammengedrückte Nase, hervortretende Backenknochen, schwarzes Haar und kleine, graue Augen; der dritte — hat kein Gesicht, rote Nase, unreine Haut, ein Mischtypus von ordinärem Durchschnitt. Siehe da: dieses sind nicht bloß drei Individuen, es sind drei Rassen; und o über den herrlichen Wirklichkeitssinn des russischen Dichters, der die Rasse nicht, wie abendländischer Wissenschaftstrieb, das heißt Spieltrieb, zum Inhalt, sondern zum Gefäß von Menschheit macht: ich spüre plötzlich die menschliche Seele, die Menschenseele.

Eine allerinnerlichste, gleich klare und gleich geheimnisvolle Gewißheit trägt diese Gestalten. Unwillkürlich stellt sich eine Vergleichung mit Tolstoj ein. Bei ihm ist alles sicher, auf einem schwanken Grunde; bei Dostojewski alles schwankend, auf einem sicheren Grunde. Tolstojs gestaltende Kraft gleicht der des Rubens, so sinnlich, so in der Fülle animalischer Kraft, stürmisch durchblutet vom Kern bis über die Haut, bis in die Ohrläppchen und des Busens Blüte sind seine Menschen. Aber es beliebt ihm, sie als Lügen auszugeben, als zweideutige Larven einer Wahrheit, die er doch nicht nennen kann; und nimmer rastend unterwühlt die Woge des Zweifels den Boden ihrer Existenz. Bei Dostojewski ist die menschliche Individualität ganz flüssig, fließend, bestimmbar, ableitbar, aber nie versiegend, niemals endlich, immer gespeist aus dem Born einer höchst freudigen, seligen Gewißheit. Der Mensch bei Tolstoj ist ein Inhalt, der Mensch bei Dostojewski ein Gefäß.

Darum haben wir bei Tolstoj moralische Praxis, Menschenverbesserung und Veredelung, bei Dostojewski nichts davon; dafür aber auch bei jenem Pfaffentum und bei diesem den reinen, dunklen, himmlischen Sturm.

Alle Menschen sind Symbole bei Dostojewski. In dem Augenblick, in dem ich dieses fühle, ändert sich meine Neugierde; die drei Bände schrecken mich nicht mehr; mich spannt nicht mehr die Durchführung der Handlung, sondern die Durchführung des Symbols. Das ist freilich, ästhetisch betrachtet, ein Zwiespalt, der sich rächen wird; aber einstweilen bin ich sicher, von nichts äußerlich Sensationellem verwirrt zu werden und kann mir, inmitten dieses turbulenten Geschehens, eine tiefe, tief horchende Ruhe des in sich selbst versunkenen Menschen bewahren.

Nun, wir kommen in Petersburg an; die beiden jungen Leute sind Freunde geworden, jeder auf seine Art; Nastaßjas, der schönen Verlorenen, schmerzhafte Augen schimmern aus

irgend einer weiten Ferne zu uns her; aber wir ahnen schon, daß wir sie erst spät und in heftigster, überraschender Weise sehen werden. Wir gehen mit dem Fürsten zum General Epantschin und hören ihn im Vorzimmer mit dem Lakaien plaudern. Ein wenig stutze ich doch, ist dieses nicht eine allzu starke Naivität? Ironisiert uns nicht ein um das feinere Kunstmittel verlegener Dichter? Nein, doch nicht, gar nicht — die Worte des Fürsten scheinen irgendwie aus einem anderen Munde zu kommen, — aus dem Dostojewskis. Sein heißes Atemholen zittert, zum ersten Mal, an dieser Stelle.

Der Fürst hat einen Mörder guillotinieren sehen, er hieß Legros; wir glauben ihm ohne die leiseste Schwankung den Namen. Der Tod grüßt herein; alle diese Menschen haben die Erfahrung des Todes gemacht; und wie bei der Hardangerfiedel eine untergespannte Baßsaite, die nicht gestrichen wird, mitsummt, so ist fortan dieses Dostojewskische Leben durch Obertöne verwandelt, die von der ununterbrochen mitschwingenden Saite des Todes aufsteigen. Vielleicht, wie uns der Dichter mit seiner raffinierten Geradheit vorbereitet hat, wird Rogoschin Nastaßja ermorden; aber er wird weder dem Fürsten, noch uns ein Mörder heißen; es gibt nichts Kriminelles, nichts Bürgerliches in dieser Sphäre. Es gibt nur das Leiden der Seele. Die Seelengefahr der Feigheit ist groß bei wachsender Zivilisation und Polizei. Wir Abendländer werden immer noch versucht, den Ruhm des Krieges zu singen, aus „des Menschen Lust, den Tod zu überwinden, sei's im Tod". Aber ist nicht jene östliche Leidenskraft und Ehrfurcht vor dem Leiden eine Tapferkeit jenseits und weit über dem Krieg?

Noch mehr wird Fürst Myschkin in den Dichter selbst transfiguriert bei der Generalin Epantschin. Ich habe mich gefragt, welch eine Sorte Humor es ist, die über dieser Szene waltet. Diese prächtige Generalin, die sich gerne ärgert, und die nie besser ist, als wenn sie sich ärgert; diese drei Töchter, die so hübsch sind, so kräftige Schultern und üppige Busen haben, und von denen man doch nur, wie immer bei Dostojewski, dem keuschesten der Dichter, die Augen sieht, diese Mädchen, die so tüchtig essen und so zueinander gehören und doch nur eine sind: die jüngste, Aglaia, die mit Nastaßja um den Fürsten kämpfen wird! Seite für Seite schlingen sich die Fäden fester umeinander; bis auf wenige Punkte steht die Vorgeschichte vor Augen, die Konflikte drohen herein; und vor der Höllenfahrt wird uns in dieser Szene bei der Generalin noch eine Ruhe bereitet durch einen Humor von einer uns unbekannten Art. Die Fremdheit von Geschwistern spielt in solchem Humor. Der Generalin, die sich gern ärgert, und den drei Mädchen, die es lieben gut zu frühstücken, erzählt Fürst Myschkin von den Empfindungen eines zum Tode verurteilten; Dostojewskis eigene Erfahrung. Von den letzten fünf Minuten spricht er. Und diese kurze Spanne Zeit hat der zum Tod bestimmte sich folgendermaßen eingeteilt: zwei Minuten rechnet er auf den Abschied von den Genossen, zwei weitere bestimmt er dazu, noch einmal, zum letzten Mal über sich nachzudenken, und die fünfte —? Ja, in der fünften will er noch einmal um sich schauen in der sichtbaren Gotteswelt.

Welche Wahrheit! O, siegreicher Goethe! Das Buch klappte zu, und ich sah hinaus. Auf den Birkenkronen lag noch ein zartes Licht. Da bewegte der Wind sie stürmisch nach einer Seite wie Wedel, und alle Wipfel waren schwarz. Ich schloß die Augen und begann zu träumen. Ich widerstand dem Gelüst zu träumen und träumte doch. Was sichtete mein sich selbst überlassenes Gehirn? Rote und grüne Buchdeckel. Ein bekannter hauptstädtischer Rezensent stand übergroß, karikaturhaft in einer Ecke und sagte: ein Buch, das gelesen wird, hat seinen Beruf verfehlt; er hob wolkige Haufen Papiers vom Boden und schleuderte sie auf die Straße. Ich fuhr in die Höhe! Am Himmel war noch Licht, in Wolkenberg und Wolkental des Lichtes spielendes Kind, die Farbe, zart doch lebendig. Man bringt die Lampe, und der Himmel ist mit einem Schlag weithin nur grau und grau. Und so, scheint mir, vertreibt das bißchen Licht im Menschenhirn das himmlische Spiel im wahren Licht.

Ich nahm den zur Erde gefallenen Band wieder auf und las weiter. Das Buch klang mir jetzt in einer anderen Tonart, heller und schneller. Wie viel Buch ist doch noch in dem besten Buch! Mich interessierte sehr dieser

Gania, der um Geldes willen die Nastaßja heiraten soll, und zwischen Dünkel, einem Rest wahren Ehrgefühls und Strebertum hin und her geworfen wird. Ein mittelmäßiger Kopf, ein Philister im Grunde, von der kläglichen Sorte, die sich zu was Höherem berufen glaubt. Wenn die Umstände nur danach wären, was wollten sie alles ausrichten! Wenn sie nur die eine Windung im Gehirn mehr hätten! Der Fürst hat ihn beim ersten Sehen erkannt. Gania war liebenswürdig gewesen und hatte gelächelt, aber sein Blick hatte bei aller Munterkeit und Offenheit doch einen allzu durchdringenden, forschenden Ausdruck gehabt. Wenn der allein ist, dachte der Fürst, blickt er sicherlich ganz anders, und lachen kann er dann vielleicht überhaupt nicht. Eine derartige Bemerkung in einem Buch, und ich trabe querfeldein. Eine ärgerlich wahre Bemerkung. Wie mag es wohl auf der andern Seite des Mondes hergehen? Man sieht ja einen Menschen immer nur — wenn man ihn sieht. Wie viele Menschen mögen wohl niemals allein sein? Auch in der Einsamkeit bereiten sie sich auf Menschen vor, wehren ab, laden ein, erfreuen oder kränken. Leider geht es mir, wenn ich Romane großer, in der Psychologie erfahrener Schriftsteller lese, immer so, daß ich mich in einer mit Virtuosität zerspellten und zerschlissenen Figur getroffen fühle. Es hift mir nicht viel, daß ich sehr bald finde, man habe mich nicht ganz erkannt und zu sehr durchschaut (denn was man durchschaut, das — sieht man nicht). Auch hierin erwies sich jedoch Dostojewski bald über den unlustigen Einwand erhaben. Er tut sich nichts auf seine Psychologie zu gut; er kennt auch noch die Unschuld Ganias. Das ist nicht so eine durch soziale Erklärungen künstlich zurechtgemachte Unschuld, nach dem Sinne des modernen, wissenschaftlichen Nihilismus; es ist die schreckliche Menschenunschuld. Wir alle, alle haben sie und keine andere. Unsere Sünde ist unsere Strafe. Diese Erde ist schon das Fegefeuer, das die Kirche nach dem Tode in Aussicht stellt. Bei Strindberg ist dergleichen ein hitziger Einfall, bei Dostojewski ist es die unbewußte, bittersüße Essenz seines ganzen Werkes.

Das ist doch Fegefeuer, diese Szenen in Ganias Elternhaus, und später die bei Nastaßja. Da haben wir jedes Mal die ganze Menagerie beisammen. Wie der Dichter sie zusammenfügt, darf man nicht tadeln. Wenn uns jemand sagt, er wolle uns ein höchst merkwürdiges, wunderbar zufälliges Begegnis erzählen, so dürfen wir nachher nicht ungläubig sein, weil das Begegnis zufällig ist.

Und doch, ein Widerstand begann sich in mir zu regen. Z. B. Gania unterfängt sich mehrmals, den Fürsten grob zu beleidigen. Beim ersten Mal möchten wir ausholen und ihm hinter die Ohren schlagen, und beschämt lassen wir die Hand sinken, als der Fürst in Milde und Güte die Beleidigung hinnimmt. Der Vorgang wiederholt sich, und allmählich steigt der häßliche Verdacht in mir auf, daß diese himmlische Geduld und Güte ein ausgesuchter Truc sei, fast eine Tolstojsche Bauernschlauheit. Christus, erinnern wir uns, schwang die Geißel über die Tempelschänder, und Rembrandt hat ihm dafür einen Heiligenschein um die Faust strahlen lassen.

Ist nicht doch gar zu Vieles übertrieben, überspannt? Wie Nastaßja bei Gania erscheint, wie um sie gehandelt wird. Wie sie nachher bei sich das Paket mit den hunderttausend Rubeln ins Kaminfeuer schleudert, um den armen Gania zu versuchen, bis ihn die furchtbare Selbstbeherrschung ohnmächtig hinwirft. Mir scheint, wir finden Ähnliches bei Eugen Sue und dem älteren Alexander Dumas. Bei Tolstoj gibt es nicht einen solchen Zug; das ist merkwürdig genug, denn er war ein Barbar von Geschmack in einem Alter, in welchem Dostojewski schon, von ganz europäischem Kunstgefühl durchdrungen, eine ästhetische Verfeinerung von hohem Grad besaß.

Plötzlich aber fühle ich, daß ich mir meinen Widerstand falsch begründe. Er ist von derselben Art wie der, den ich zu Anfang meinem Traum, dem unbeherrschten Häkeln der Assoziationen entgegensetzte. Ich spüre: hier wird nicht nur Hektisches erzählt, sondern hier wird auch hektisch erzählt. Nicht ein normal ästhetisch schauendes Gehirn und ein furchtbarerer als der Dichterrausch ist hier am Werk. Zuweilen war es mir, als schriebe der Dichter sich in seinen vorher kaum disponierten Stoff hinein, gejagt von einer Lust am Grauen, und auf der Flucht vor dem Grauen.

Eines Epileptikers Seele hat dieses Buch

geträumt! Das Geheimnis einer solchen ist nicht zu verstehen. Wir wissen, daß viele mit dämonischer Herrschergabe ausgestattete Naturen an diesem altheiligen Übel litten. Was uns die Welt sänftigt, ist, was sie uns erhält: das kontinuierliche Gefühl von ihr. Gewohnheit ist die dickste Art der Kontinuität; der Mensch der Gewohnheit ist der untragische, der ungefährdete. Und nun denke man sich diese blitzartige Zerreißung der Kontinuität im epileptischen Anfall! Was wacht nach solcher kosmischen Betäubung auf? Der Fremdling auf Erden, der Verbrecher. Ich lebte einmal längere Zeit als Vegetarier von der strengen Observanz, Mohrrüben, Brot, Wasser, Kartoffel und täglich knapp ein viertel Liter Milch meine Nahrung. Es bekam meinem Körper vortrefflich, aber über meinen Geist fühlte ich etwas sich lagern, was ein Freund sehr hübsch eine vierbeinige Sanftmut nannte. Alle Berge glitten weich und gefällig auseinander; das rhythmische Leben der Seele hörte auf. Aus Moralität kehrte ich darum zur alten, sündigen Lebensweise zurück. Diese rhythmische Pulskraft ist das Element des Geistes; nach ihrer Stärke bestimmt sich die Rangordnung der Menschen; und ich vermute, daß sie beim Epileptiker eine Spannungsweite und Übergewalt annimmt, die der kleine Gott dieser Erde nicht mehr erträgt.

Ich las den ersten Band zu Ende, dreihundertvierundfünfzig Seiten, die die Geschichte eines einzigen Tages ausmachen. In der Nacht hatte ich folgenden Traum: ich, das war Dostojewski, das war jeder Leser des Buches, nahm teil an der Versammlung bei Nastaßja; dann rannte ich zu mir, der ich in der Stadt entfernt wohnte, und erzählte mir, was ich gesehen hatte, und eilte wieder zurück, und so mehrmals hin und her. Aber dabei wußte ich von keinem Inhalt meiner Erzählung, sondern kannte nur die große Aufregung über diesen Inhalt; sodaß ich mich in die größte Wut redete, ohne zu ahnen weshalb.

Am Morgen war ich über den Traum verstimmt. Dostojewski macht einmal die Bemerkung, daß die Atheisten auf eigentümliche Weise vermeiden, von Gott zu reden. Und er selber? auch er sagt nichts von Gott; nur eine Wirkung Gottes preist er, die Religiosität. Doch alle Wege haben die Sehnsucht nach einem Ziel. Was soll mir die Aufregung und das Leiden! Wenn Gott mir in der einen Hand die Wahrheit und in der anderen das Streben nach der Wahrheit hinhielte, so würde ich mich anders als Lessing entscheiden.

Ich habe nicht weiter gelesen. Ich ertrage nicht die Bücher, die mir zu sehr ans Leben greifen; und die es nicht tun, die ertrage ich auch nicht."

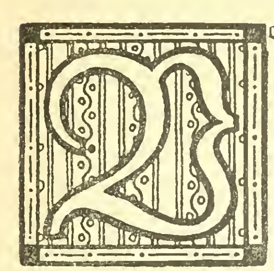
Tobias Fischer



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Die alten Weisen/ von Karl Joel



on jenen Ältesten möchte ich sprechen, mit denen es hell und geistig wird in der Geschichte, von den ersten, die da dachten und schrieben, von den Vätern der Wissenschaft, die man die Patriarchen Europas nennen kann. Denn ihr müßt mir die Alten wieder jung sehen, dann werden die Jungen euch alt anmuten, und ihr werdet fortschreiten. Aber was sind euch die ältesten griechischen Weisen, die Denker vor Sokrates? Graue Torsi, und aus den starren archaischen Mündern quillt es gar fremd hervor: „alles ist Wasser" oder „alles ist Luft" oder „Feuer" und ähnliches mehr. Euch aber ist alles Stein, und ihr sorgtet nur, daß beim Examen sich euch nicht „Wasser" in „Luft" verwandelte oder ihr dem Anaximenes gabt, was des Anaximander war. Und man sagte euch, daß sie alles aus dem Wasser erklärten um einiger Muscheln willen, die sie auf dem Lande fanden — man sagte euch nicht, daß sie in den Muscheln Perlen fanden. Oder fand nicht Altmeister Thales schon Steine „beseelt" und alles „des Göttlichen voll"? Man sagte euch wohl, daß jene Alten gute Physiker waren — und ich wüßte ein gar schönes Kapitel über Lavoisier und Laplace, Robert Mayer und Darwin vor zweieinhalb Jahrtausenden —, aber man vergaß euch zu sagen, daß jene Alten auch Menschen waren, Menschen mit warm durchflutetem Herzen, ja vielleicht darum die ersten Physiker, weil sie so volle Menschen waren, daß ihnen das Menschentreiben zu eng und schal war, daß sie Himmel und Erde umfassen mußten, nur in der großen Sprache der Natur ihrer Seele Drang ausdrücken und wiederfinden konnten.

Ihr meint natürlich, das hieße die Alten gar zu romantisch verstanden, und wollt es nicht glauben; denn ihr habt's in der Schule gelernt, daß die Antike klassisch ist und das Klassische der Gegensatz des Romantischen; ihr seid überzeugt, daß die Griechen marmorn zur Welt kamen und seid stolz auf eure fieberwallenden

Herzen, auf eure nun wiedererwachte Romantik — ich aber möchte euch zeigen, daß eure jüngsten Geistesregungen zugleich die ältesten sind, daß ihr durch eure neuesten Freunde, die Romantiker, gerade auch jene so fremden Urväter der Weisheit verstehen könnt. Ich sage nicht, daß jene Alten Romantiker waren — solche Übertreibung überlasse ich meinen Kritikern. Es wohnen in jenen Anfängern die Keime des Klassischen wie des Romantischen, aber das Romantische ist sichtbarer, weil das Klassische in seiner Reichheit gerade als Reife, als Mannesblüte herauskommt, das Romantische aber als knospende Sehnsucht, als Jugendgährung und darum als Stimmung der Frühzeit.

Oder was wollt ihr sonst noch für Kennzeichen des Romantischen nennen? Den Schwärmerzug im Antlitz des Denkers? Den Denker auf dem Pegasus, ja mit ihm zum Zentauren verwachsen? Also die Einheit des Poeten und Philosophen, wie sie die Romantik so laut verkündet? Ich wüßte keine Periode der Philosophie, in der jene Einheit mehr verwirklicht war als eben die Frühzeit griechischen Denkens. Wenn sie nicht schon in Versen schrieben wie Xenophanes, der alte Sänger, und Parmenides und Empedokles, so schrieben sie wie Heraklit noch kühner poetisch in Bildern.

Aber, sagt ihr, es waren Naturepiker und die Romantik ist in der Wurzel lyrisch, tönt subjektiv und schwelgt in den Tiefen der Seele, im Kult des Persönlichen und des Genialen. „Ein Philosoph muß von sich selbst reden so gut wie ein lyrischer Dichter", sagt Fr. Schlegel. Doch die ältesten Denker in Hellas sind nicht umsonst die Zeitgenossen gerade der Lyriker; sie reden erstaunlich viel von sich selbst und treiben einen ganz unhellenischen Geistesheroenkult und wühlen in ihrer Seele. „Ich habe mich selbst erforscht." „Dem Menschen ist sein Sinn sein Gott." „Der Seele ist das Wort eigen, das sich selbst mehrt." „Der Seele Grenzen kannst du nicht ausfinden und ob du jegliche Straße abschrittest; so tiefen Grund hat sie." Neben diesen Zaubersprüchen Heraklits klingen fast schal die Romantikerworte: „Die Tiefen unseres Geistes kennen wir nicht." „Das größte Geheimnis ist der Mensch sich selbst."

Aber, erinnert ihr, die Romantik „verlangt und sieht allenthalben Geheimnis". Romantiker sind Symboliker und Mystiker überhaupt, sie wollen den „Schein des Endlichen mit der Wahrheit des Unendlichen in Beziehung setzen und in sie auflösen durch Allegorie, durch Symbole"; denn „aller Sinn ist symbolisch"; sie wollen nur für die Eingeweihten schreiben, im Mysterienstil: „Die Natur ist unbegreiflich per se." „Das Höchste kann man eben, weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen." „Jeder Begriff von Gott ist leeres Geschwätz." Doch ist all das gar so weit von der Mysterienweisheit der Pythagoreer, der Genossen der Orphiker, und von all den Sprüchen eines Xenophanes und Alkmäon, Heraklit und Empedokles über die „unerforschliche", „unaussprechliche" Gottheit, die nur Glaubenssache sei? „Die Fülle des Göttlichen entflieht der Erkenntnis des Ungläubigen." „Die Natur liebt es sich zu verstecken," ruft Heraklit der Dunkle, der sich selber zu verstecken liebt, wie die Natur und wie der Gott, den er verkündet:

„Der Herr des Orakels zu Delphi sagt nichts und verschweigt nichts, sondern er deutet an." Als Fr. Schlegel sich rechtfertigen muß ob seiner Dunkelheit und den „Mystizismus des Ausdrucks" geradezu fordert, da klagt er: „Aber Apoll, der nicht verschweigt und nicht sagt, sondern andeutet, wird nicht mehr verehrt" — so hallen die Worte Heraklits wie versunkene Glocken nach Jahrtausenden wieder. Und Heraklit wußte es: „Die Sibylle, die mit rasendem Munde Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes tönen läßt, reicht mit ihrer Stimme durch tausend Jahre; denn der Gott treibt sie." Ja, der Gott trieb ihn, auf den am reinsten Fr. Schlegels Wort gemünzt ist: „der dichtende Philosoph, der philosophierende Dichter ist ein Prophet." Und er schreibt in Pythiasprüchen, in Aphorismen, Fragmenten — wie die Romantiker.

Ihr werdet doch nicht glauben, daß der gemeinsame Propheten- und Dichterstil nur eine Äußerlichkeit ist? Er kommt aus der inneren Einheit von Denker, Dichter und Prophet, die bei den Althellenen, da die Geistesberufe und Seelenkräfte noch ungeschieden ineinanderlagen, Natur war, bei den Romantikern aber, weil eben doch nicht mehr ganz wiederherstellbar, Kunst war und Sehnsucht, Tendenz und Programm. Und hier erratet ihr schon, warum ich in jenen Alten so viel Romantisches und doch keine Romantiker sehe. Sie haben ähnlichen Geistesinhalt wie die Romantiker, aber sie haben ihn, schillerisch zu reden, „naiv", während die Romantiker ihn „sentimentalisch", strebend, wollend haben. Sie haben ihn, ohne ihn zu wollen. So streiten sie auch gegen Dichter und Hierophanten, gerade weil sie sich noch eins fühlen mit ihnen und scheiden wollen von ihnen, mit denen die Romantiker eben wieder zusammenstreben. Sind aber Dichter, Denker und Prophet, spezieller Lyriker, Physiker und Theosoph in ihren Funktionen verschmolzen, so sind auch die Stoffe verschmolzen, die sie durchleben, und so ergibt sich aus der Berufs- oder Funktionseinheit eine dogmatische Einheit: die Einheit von Seele, Natur und Gott. Es ist die Grundlehre der Mystik, in der sich die Althellenen und die Romantiker zusammenfinden. Und Seelisches, Sinnliches, Göttliches, deren durchlebte Einheit sie verkünden, müssen sie durcheinander deuten, und darum symbolisieren sie, dunkel für alle, die nicht Gleiches erleben. Für Fr. Schlegel ist „die Unendlichkeit des menschlichen Geistes, die Göttlichkeit aller natürlichen Dinge und Menschlichkeit der Götter das ewige große Thema". Es ist auch das ewige große Thema für jene ältesten griechischen Philosophen. Sie lehren die Göttlichkeit der Seele, die Beseeltheit der Welt und die Weltlichkeit Gottes.

Sie kommen aus der Nähe des Orients und von Mythologie und Mysterien her, in die gerade die Romantiker wieder hineinstreben. „Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen." „Kern, Zentrum der Poesie ist in der Mythologie zu finden und in den Mysterien der Alten." Diese Phantasten! ruft ihr und entsetzt euch von der Höhe eurer empirischen Wissenschaft über solche Novalisworte: „die Physik ist nichts anderes als die Lehre von der Phantasie" und „sichtbare Gegenstände sind der Ausdruck der Gefühle". Solltet ihr nicht lieber aufmerken, daß ihnen die Gefühle auf das S i c h t b a r e gehen und die Lehre von der

Phantasie eben Physik ist? „Geist ist Naturphilosophie", ruft Fr. Schlegel, und für Novalis ist der „Dichter Vorstellungsprophet der Natur" und „Metaphysik und Astronomie eine Wissenschaft". Es stimmt am besten, es stimmt geradezu als Apologie für die spekulativen, kosmologischen Dichter, für die Naturpoeten, mit denen die griechische Philosophie beginnt. Sie verweltlichen ihr Inneres bis zum Materialismus und sie verinnerlichen die Welt bis zum Anthropomorphismus. Die Welt wird ihnen zum lebenden Wesen, das atmet, das eine rechte und linke Seite hat, das wandert, das zwischen Hunger und Sättigung wechselt. Die Welt wird zum „Makranthropos", der Mensch zum „Mikrokosmos" — bei den alten Naturphilosophen wie bei den Romantikern. „Ein vergeistigtes, sittliches Weltall", zu dem Novalis zurückkehren will, hat schon der uralte Anaximander geschaut in seiner Welt als Bußordnung, und der alte Heraklit in seinem naturgesetzlichen Weltgericht, und die alten Pythagoreer in ihrem Tanz der Gestirne als Tempeldienst. Und wie jene Physiker auch idealistisch, so sprechen die Romantiker auch materialistisch. „Denken — auch Galvanismus", „Denken ist eine Muskelbewegung". Ihr meint, so spräche Karl Vogt oder Haeckel, aber Novalis ist's, der Romantiker.

Doch ihr armen Richtungsbureaukraten werdets wohl nimmer begreifen, wie gerade der Naturalist in Romantik, gerade der Romantiker in Naturalismus umschlägt. Er naturalisiert die Seele, indem er die Natur durchseelt. Derselbe Novalis wünscht dem Menschen „die süße Leidenschaft für das Weben der Natur, das Auge für ihre entzückenden Mysterien. Lernte er nur einmal fühlen! — Dann gingen die Gestirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen" — Ja, sie lernten die Welt fühlen, und die Gestirne begannen ihnen göttlich zu tanzen. So ging es den alten Naturspekulanten — denn man muß die Natur fühlen lernen, ehe man sie denken lernt; sie muß erst den Menschen ansprechen, vor ihm aufblühen in glänzenden Farben —, aber kommen nicht die Farben aus dem Menschen? In jenem Jahrhundert, da die griechische Seele am höchsten aufschwoll im Machtgefühl des Tyrannen, im Liebesgefühl des Lyrikers, im mystischen Drang des Orphikers und des Bacchanten, da hob auch das griechische Denken sich in dionysischem Schwung zum Welterlebnis, zur Allerfassung, zur glänzenden Schau der Natur. Es war ein Gefühlsdenken — das war seine Größe, denn eben vom schwellenden Gefühl ward das Denken zur Weite der Spekulation emporgetragen —, und das war seine Grenze, die überwunden ward im kritischen d. h. im sondernden, Gefühl ablösenden Fortschritt der Wissenschaft. Doch immer wieder, wenn sich die Wissenschaft verjüngen will, muß sie die Welt erleben, in Einheit mit dem Gefühl erfassen, daß sie ihr neu werde. Das ist das zeitweilige Recht der Romantik, die erneuen, verjüngen will. Einen Becher kredenzt sie, der euch von Zeit zu Zeit beleben, doch nicht in stetem Genuß trunken machen soll. Und eben das Wesen und Wollen der Romantik ist nicht Denken und nicht Fühlen, sondern die selige und oft so unselige Einheit beider. Wollt ihr darum nicht nur die Romantiker verstehen, sondern jene ältesten Denker, in denen die Einheit von Denken und Fühlen so

viel ursprünglicher gegeben ist, so werdet Psychologen und fragt euch, was das Fühlen bedeute und wie es das Denken färben muß, in das es einströmt.

Natürlich künstlerisch-religiös; denn Kunst und Religion sind ja ebenso ausgebautes Fühlen wie die Wissenschaft ausgebautes Denken. Und so liegt im Gefühlsdenken schon jene alte Einheit von Denker, Dichter und Prophet, und auch die Einheit ihrer Stoffe: Welt, Seele, Gott. Und die Althellenen treibens wie die Romantiker, nur noch ursprünglicher, kräftiger: sie verweltlichen, verkörpern alles, sie beseelen alles, sie vergöttlichen alles. So treiben sie's von Thales an, von dem nur drei Sätze sicherstehn: alles ist Wasser, alles ist des Göttlichen voll und im Magneten zeigt sich selbst der Stein beseelt. Aber wie können Natur, Gott, Seele eins werden? Nur im Erlebnis des Gefühls. Und nun: was sagt ihr, wenn ihr fühlen sagt? wie wird die Welt dem Fühlenden?

Unendlicher Strom



Denkt ihr, so schneidet ihr scharf und bindet fest und setzet Grenzen; doch wenn ihr fühlt, so gehts wie ein Strom durch eure Seele, ein grenzenlos flutender, daß ihr nicht wißt von Anfang noch Ende. Ein sanfter Strom ists oder auch ein wilder, reißender. Tiecks Sternbald sieht in sein bewegtes Gemüt „wie in einen unergründlichen Strudel, wo Woge an Woge sich drängt und schäumt, eine endlose Wut des erzürnten Elements!" Schäumende, flutende Seelen sind die Romantiker, ruhelos Bewegte; ewige Wanderer sind sie wie ihre Helden. Fr. Schlegel rät „jungen Wahrheitsfreunden statt der Schule lieber eine Reise um die Welt". Gerade die ältesten „Wahrheitsfreunde" haben es befolgt. Solon durchwandert die Welt „philosophierend" — in solcher Verbindung erscheint ja das Wort zum erstenmal bei Herodot. Die Legende übertreibt nur wenig die Geschichte, wenn sie bald Thales und Anaximander weit auf Reisen schickt und vor allem den Allüberall Pythagoras. Sind nicht so manche der alten Schulhäupter Auswanderer, und erzählt nicht Empedokles selbst von seinen Wanderschaften, und Xenophanes, daß er 67 Jahre lang die Lande durchschweift habe, und noch Demokrit, daß er die weitesten Reisen seiner Zeit gemacht?

Wie sie die Welt durchwandern, so wandelt sich ihnen die Welt. In wechselnden Bildern erscheint ihnen die Welt, bis sie zum Spiegel ihres wanderlustigen Lebensdranges wird. Sie erleben die Welt, d. h. sie fühlen sie, d. h. sie erleben sie als unendlichen Strom. Und so verkünden die Jonier die Welt als unendlichen Wandel, bis der letzte das Facit zieht: alles fließt. Grob sagt es Thales: alles ist Wasser. Sagts schärfer, ruft Anaximander: das Unendliche muß es sein, denn das Unendliche nur sei unerschöpflich im Wandel. Sagts schärfer, ruft Anaximenes: Luft muß es sein, das bewegliche Wandelwesen der Welt; sagts schärfer, ruft Heraklit: Feuer ists, das ewig flackernde. Es ist eine Steigerung des schäumenden Weltgefühls und zugleich der Wandelkraft bis zur stärksten, heißesten, bis zur Leidenschaft: das Wasser des Thales schwillt zum Unendlichen des Anaxi-

mander, wallt dampfend in der Luft des Anaximenes, bis es die Erhitzung vollendet im reinen Feuer Heraklits. Unsere Historiker nennen das natürlich spielende Konstruktion. Aber was fragt die Geschichte nach unsern Historikern? Und gar die Geschichte der Spekulation nach den Feinden der Spekulation? Ideen haben ihre eigene Kausalität; die Idee der unbegrenzten Wandlung mußte sich steigern und hat sich gesteigert von Thales bis Heraklit — mehr soll es nicht sagen.

Die Romantiker fühlen ihn nach, den unendlichen Weltstrom. Novalis sieht „wie ein unermeßliches Schauspiel die Erzeugungsgeschichte der Natur" aus der „unendlichen Flüssigkeit". Vor allem aber jener Drang, der den ionischen Horizont aufreißt zur Lehre unendlicher Welten, der Anaximander das Unbegrenzte selber zum Weltprinzip zu erheben treibt, dieser Unendlichkeitsdrang ists ja, der gerade auch die Romantiker ganz durchschauert, ja der sichtbarste Grundzug ihres Wesens wird. Und sie wissen, daß sie mit ihrem Unendlichkeitszug an die Frühantike, an Ursprüngliches, an dichterische Gefühle rühren. Fr. Schlegel preist das Streben nach dem Unendlichen in den griechischen Lyrikern, den Zeit- und Landsgenossen der Naturphilosophen. „Sättigt das Gefühl des Lebens mit der Idee des Unendlichen, und ihr werdet die Alten verstehen und die Poesie." „Nichts ist dem Geiste erreichbarer als das Unendliche." Doch sie fassen das Unendliche eben gerade im Sinne Anaximanders als das Unerschöpfliche, als die Werdensfülle der Natur, als das göttliche „Chaos", aus dem „unendliche Welten" entstehen. „Das Unendliche in jener Fülle gedacht ist die Gottheit — das ewige Leben — das einzige unendlich Volle", „die ‚unendliche' heilige Lebensfülle der bildenden Natur", die „ewige Agilität des unendlich vollen Chaos", das „nach neuen und wundervollen Geburten ringende Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schoße sich verbirgt". Solche Romantikerworte müßt ihr lesen, wollt ihr dem alten Anaximander ins Herz schauen, dem unendliche Weltgeburten aus dem unendlichen Schoße aufsteigen.

„Wem regt sich nicht das Herz in hüpfender Lust, wenn ihm das innerste Leben der Natur in seiner ganzen Fülle in das Gemüt kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andre Namen als Liebe und Wollust hat, sich in ihm ausdehnt wie ein gewaltiger, alles auflösender Dunst, und er bebend in süßer Angst in den dunkeln, lockenden Schoß der Natur versinkt, — nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verschluckender Wirbel im großen Ozean übrig bleibt! Was ist die überall erscheinende Flamme?" Hier habt ihr bei Novalis in einem Atem alle Weltgestalten der alten Jonier wie im Traume angedeutet und noch andre der späteren, den Weltozean des Thales, den dunklen Naturschoß Anaximanders, des Anaximenes allgewaltigen Dunst und die Allflamme Heraklits, und ihr seht, wie sie alle als Bilder aus dionysisch geschwellter Seele aufsteigen, die sich eins fühlt mit der Natur — und ihr habt doch nicht vergessen, daß auch den Joniern das reine Wesen der Welt und das Wesen der Seele stofflich eins sind?

Ihr sagt natürlich mit lächelnder Sicherheit, ich hätte den alten Joniergeist in

jenes Novaliszitat hineingekünstelt. Aber lest nur ebendort, „in den Lehrlingen zu Sais“ die folgenden Zeilen: „Nicht unwahr haben alte Weisen im Wasser den Ursprung der Dinge gesucht, und wahrlich, sie haben von einem höhern Wasser als dem Meer- und Quellwasser gesprochen. In jenem offenbart sich nur das Urflüssige, wie es im flüssigen Metall zum Vorschein kommt, und darum mögen die Menschen es immer auch nur göttlich verehren. Wie wenige haben sich noch in die Geheimnisse des Flüssigen vertieft, und manchem ist diese Ahndung des höchsten Genusses und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durste offenbart sich diese Weltseele, diese gewaltige Sehnsucht nach dem Zerfließen. Die Berauschten fühlen nur zu gut diese überirdische Wonne des Flüssigen, und am Ende sind alle angenehme Empfindungen in uns mannigfache Zerfließungen, Regungen jener Urgewässer in uns. — Wie viele Menschen stehen an den berauschenden Flüssen und hören nicht das Wiegenlied dieser mütterlichen Gewässer und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen!“ Heraklit hörte es, und genoß es, er, der die Welt einem unendlich strömenden Fluß verglich, in den man nicht zweimal herabsteigen könne, und dem Spiel eines Knaben am Meeresstrande, und auch einem Mischtrank, der geschüttelt werden müsse. Denn auch er war ein „Berauschter“ und dionysischen Geistes voll wie hier Novalis.

Es ist in den Joniern eine sich steigernde Idee von der ewig wechselnden Lebensfülle, vom Wasser des Thales bis zum Feuer des Heraklit, und die Romantiker erneuen sie natürlich am meisten in der höchsten, extremsten Gestalt des Welt- und Seelenfeuers als unbewußte Herakliteer. „Betet das Feuer an“, fordert ausdrücklich Fr. Schlegel, und bekennt: „ich verehre das Feuer“, und preist die „feurige Vernunft“ gegenüber der „wässrigen“ genau wie Heraklit die feurig trockne Seele gegenüber der feuchten. „Im Centro liegt das ew'ge Feuer verhüllet“, beginnt Tiecks Sonett an Fr. Schlegel, und Goethe spricht von Feuerluft aus Fr. Schlegels Laboratorium. Früher gab es Phantasten, die den Feuerverehrer Heraklit zum Anhänger Zoroasters machten; seitdem gibts nur Puristen, die ihn von jedem parsischen Einfluß fernhalten. Er war wohl nicht viel mehr Parse als der neue Zarathustra, aber wie denken sichs wohl unsere Puristen, daß Heraklit von der Religion des Volkes nichts gehört haben sollte, unter dessen Herrschaft er lebte? — „Die Sonne wie ein Gott — ist das Leben der Planeten etwas andres als Sonnendienst? Auch hier kommst du uns also entgegen, uralte, kindliche Religion der Parsen, und wir finden in dir die Religion des Weltalls.“ So spricht der fromme Novalis, der den Magier sucht; doch er zieht es auch zu innerlichen Parallelen. „Die Sonne ist in der Astronomie, was Gott in der Metaphysik; Freiheit und Unsterblichkeit sind wie Licht und Wärme.“ „Wir sind mit nichts als mit der Erhaltung einer heiligen und geheimnisvollen Flamme beschäftigt.“

Aber was wollen sie, Heraklit wie die Romantiker, sagen mit jenem Feurigen, das sie göttlich herrschend durch Welt und Seele lodern lassen? Die Flamme ist ihnen das Bild und die Kraft des Lebens, das sie fühlen, das Seele und

Welt eint, es ist die unendliche Wandlungsmacht, die treibend und verzehrend in ewigem Wechsel von Entstehen und Vergehen auf- und absteigt. Und die Einheit der zwei Wege, die Einheit des Auf und Ab im ewig umschlagenden Werdeprozeß, von der Heraklit spricht, kehrt mit dem Flammenbilde wieder bei Novalis: „Der Akt des sich selbst Überspringens ist überall der höchste, der Urpunkt, die Genesis des Lebens. So ist die Flamme nichts als ein solcher Punkt, alles Leben ist ein überschwenglicher Erneuerungsprozeß, der nur von der Seite den Schein des Vernichtungsprozesses hat. Das Präzipitat des Lebens ist ein Lebendiges, Lebensfähiges. Wie sich Wärme zur Flamme verhält, so Geist zum Leben."

Lebensbetoner, Vitalisten sind die alten Jonier wie die Romantiker; und ihr aber habt jene als Stoffbetoner, als Materialisten mißverstanden wie die Romantiker als Naturverächter. Aber das Leben eint beiden Natur, Seele, Gott. Auch die Romantiker suchen Wahrheit in der Natur: „Es gibt nur ein wirkliches System — die große verborgene, die ewige Natur oder die Wahrheit." Die Natur aber ist ihnen „das Antlitz einer Gottheit". „Gott erblicken wir nicht, aber überall erblicken wir Göttliches; zunächst und am eigentlichsten jedoch in der Mitte eines sinnvollen Menschen." Auch die alten Jonier sind Pantheisten und finden das Göttliche am reinsten in der Seele. Gott ist ihnen die Weltseele, das Allwesen, das Universale der Natur. Alles wird mit Gottes Geißel zur Weide geführt, lehrt Heraklit und hört nicht auf zu mahnen dem Universalen, der göttlichen Natur zu folgen. Und fast wörtlich klingt es bei Novalis nach: „Man wird nie den Weg fehlen, wenn man auf das Allgemeine in uns und um uns achtet", und die individuelle Seele solle mit der Weltseele übereinstimmend werden. Er spricht von der „Weltvernunft", wie der alte Ephesier. Vor Gott ist alles schön, gut, gerecht, nur für die Menschen nicht, sagt Heraklit. Novalis pointiert es: Für Gott gibt es gar keinen Teufel — aber für uns ist er ein leider sehr wirksames Hirngespinst.

Gott, Seele, Natur — alles ein Feuer, alles ein Leben, eine unendliche Wandlung! Alles fließt, es gibt kein Sein, es gibt nur Werden, verkündet der Feuergeist Heraklit. Ewig Werdende sind die Romantiker; sie wissen es und wollen es sein. „Man kann nur Philosoph werden, nicht es sein", behauptet Fr. Schlegel und preist die „göttliche Unruhe" Lessings und lehrt geradezu: „die romantische Dichtart ist noch im Werden, ja das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann." „Im Universum der Poesie selbst aber ruht nichts, alles wird und verwandelt sich." Die Romantiker sagen's vom Universum der Poesie und Heraklit vom Universum der Natur. Wollt ihr auf den Unterschied pochen? Die Romantiker erklären ja eben die Natur für ein „Gedicht", und lehren: „willst du ins Innere der Physik eindringen, so laß dich einweihen in die Mysterien der Poesie". „Wenn man echte Gedichte liest und hört, so fühlt man einen innern Verstand der Natur sich bewegen — Naturforscher und Dichter haben durch eine Sprache sich immer wie ein Volk gezeigt. — Wenn diese mehr das Flüssige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten — —" „alle heiligen

Spiele der Kunst nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt". Und so dichtet Novalis vom „Urspiel jeder Natur" und fühlt sich fähig die Natur, „das eine Gedicht der Gottheit", das „unendliche Spielwerk" zu verstehen. Alles ein Spiel — das ist erzromantisch gedacht, und die Romantik beruft sich auf die alte Lyrik jenes Simonides, der das Leben rät wie ein Spiel zu nehmen. Aber wißt ihr, wer es noch lauter gesagt? Heraklit verglich die menschlichen Gedanken Kinderspielen und den ganzen Weltlauf dem Spiel eines Knaben, der Steine auf dem Brett hin und her zieht, der am Strande Sandhügel aufwirft, die immer wieder einstürzen.

Alles ein Spiel, Gedanke und Natur, Seele und Welt, so lehrt er, und zugleich alles ein Kampf! Alles ein Auf und Ab, ein Wandel und Umschlag, ein Wechsel von Gegensätzen — Ebbe und Flut, Wellenspiel zog ihm durch Seele und Welt. Alles ist Gegensatz, alles schlägt in einander um, alles wird eins im Umschlag der Gegensätze: Tag wird zu Nacht und Nacht zu Tag, Schlafen und Wachen, Tod und Leben sind eins, alles ist zugleich kalt und warm, jung und alt, gut und schlecht. So verkündet es Heraklit, und so jagen sich die Kontraste und schlagen als relative zusammen auch in der flutenden Seele der Romantik. „Zwischen Gut und Böse, zwischen Freude und Leid" findet Tieck „nur eine Sekunde", und für Novalis ist „der Mann gewissermaßen auch Weib, so wie das Weib Mann", und „Glück und Unglück sind in beständiger Wage". Fr. Schlegel lebt „in einem Wechsel von Schwermut und Ausgelassenheit", in „wachenden Träumen", und Novalis wünscht eine Vermischung des Tragischen und Komischen und möchte immer zugleich schlafen und wachen. „Leben ist der Anfang des Todes", „Tod und Leben sind eigentlich eins", „der Tod ist das Leben". Und wie hier die Romantiker, so beeifert sich Heraklit mit erstaunlich vielen Aussprüchen den Gegensatz und wiederum die Einheit gerade von Schlaf und Wachen, von Leben und Tod herauszuarbeiten. „Der Lebende berührt den Toten, der Wachende den Schlafenden." Und doch sind ihm die Unphilosophischen Schlafende, wie für den Romantiker Philosophieren „nur ein dreifaches oder doppeltes Wachsein". „Selbst der Schlaf ist nichts als Flut jenes unsichtbaren Weltmeers und das Erwachen das Eintreten der Ebbe." So sagt Novalis. Deutet er uns Sprüche Heraklits? „die trockne Seele die weiseste"; „die Schlafenden Mitwirker am Weltgeschehen —"

Schlaf und Wachen, Leben und Tod geben ihnen ja den großen Wellenschlag des unendlichen Lebensprozesses; denn auch der Tod gehört zum Leben. „Der Tod Mittel zum Leben"; „durch den Tod wird das Leben verstärkt". „Nur in der Mitte des Todes entzündet sich der Blitz des ewigen Lebens." „Tod ist Verwandlung." Tod und Leben sind eigentlich eins; so verkünden's die Romantiker. Tod als Verwandlung, Unsterblichkeit, Aufleben aus dem Tode verkündet auch Heraklit. Denn Eins sei Hades und Dionysos, der Todesgott und der Lebensgott. „Dieser Naturgott", fährt Novalis hier gleichsam fort, „ißt uns, gebiert uns — läßt sich von uns essen, von uns zeugen und gebären."

Die Welt ist ewiger Wechsel, ringendes Auf und Ab, und sie muß umgerührt

werden wie der Gerstentrank, der sich sonst zersetzt — so spricht der philosophische Bacchant und Myste Heraklit, wie auch die Orphiker dem Mischkrug des Dionysos Weltbedeutung gaben. Die Welt ist Gährung, schäumende Mischung der Gegensätze, Kampf, und Kampf füllt auch die Seele. „Mir aber ist die Polemik das Siegel von der lebendigsten Wirksamkeit des Göttlichen im Menschen", sagt Fr. Schlegel, und die Romantik schlägt gegen den „Pöbel" mit „heiligem Zorn" und so unermüdlich wie Heraklit, der zornige Streiter, der „Pöbelschmäher", dem der Krieg der Vater und König der Dinge ist. Die Welt ein Kampf und ein Spiel, ein Fluß und ein Feuer, eine ewige Wandlung, ein unendliches Leben, voller Leidenschaft —

Rhythmus und Harmonie



Da tönt Musik; ruhige Harmonien sänftigen die Leidenschaft, regeln den unendlichen Fluß; feste Rhythmen schlagen bändigend in das stürmische Allegro der Jonier. Der altgriechische Geist spricht sein zweites Wort in den Pythagoreern. Doch nehmt's nicht grob als Folge. Der pythagoreische Reigen schlingt sich schon mitten hinein in den jonischen, wie im Kanon die tiefere Stimme in die höhere einfällt; und die Jonier lassen schon als Oberton mitklingen, was die Pythagoreer als Melodie herausheben: schon Anaximander hört hinter der rauschenden Unendlichkeit des Werdens den dumpfen Schlag einer Weltuhr, die „Notwendigkeit", als „Ordnung der Zeit", und gerade der schäumende Heraklit spricht von den festen Maßen des Werdens und der Welt als Harmonie der Gegensätze. Die Welt als Harmonie der Gegensätze, als Ordnung des Unbegrenzten — so nehmen sie auch gerade die Pythagoreer, aber sie lassen mehr die Ordnung und Harmonie anklingen und die Jonier mehr das Unbegrenzte und das Ringen der Gegensätze.

Eure alten Schulbücher setzen hier eine Kluft zwischen die Griechen des Ostens und die Griechen des Westens. Sie sehen nicht, daß Pythagoras aus den Wassern Joniens nach dem Westen kam, daß ionisches und pythagoreisches Prinzip sich ergänzend und bedingend, sich mitsetzend ineinanderschlagen wie Material und Form, wie Lauf und Zügel, Zeit und Maß, Sang und Takt. Nur aus dem Grenzsinn erfaßt man das Unbegrenzte, nur aus dem Schrankenlosen die Schranke, nur vom Festen aus schätzt man den Strom, nur vom Strom aus das Feste. Man mußte schon pythagoreisch fühlen, um ionisch zu denken, und man mußte noch ionisch fühlen, um pythagoreisch zu denken.

Versteht es nur wieder aus dem lyrischen Denken, aus dem Wesen des Gefühls. Kann man denn dichterisch fühlen ohne zu formen? Nehmt ein Gedicht: es ist Leidenschaft gezähmt durch Metrum und Rhythmus. Der ionische Fluß drängt selber zum pythagoreischen Maß. Die Naturphilosophen die Zeitgenossen der Lyriker! Gefühl — das heißt zunächst ein unbegrenzter lebendiger Strom. Wohin strömt seine Fülle? Zur Harmonie. Gefühl — das heißt auch der Drang nach Harmonie. Die Musik die reinste Gefühlskunst! Die Pythagoreer sind Musikfanatiker — wie

die Romantiker. Die Pythagoreer, heißt es, begannen den Tag mit Musik, sänftigten die Leidenschaften durch Musik, nannten die Philosophie Musik, deuteten das Wesen aller Dinge durch Musik, erklärten das ganze Weltall „gemäß der Harmonie", lehrten den „Tanz" der Gestirne und ihren ewigen Sang nach der „Sphärenharmonie". Alles sei Harmonie. Der Romantiker möchte „in der großen Harmonie des Alls untergehen". Novalis wünscht, „daß der Mensch die innre Musik der Natur verstände und einen Sinn für äußere Harmonie hätte", und er lehrt, „wie die Gestirne sich zu melodischem Reigen vereinigt hätten". „Man möchte sagen, die Natur tanzt." „Die Natur ist eine Äolsharfe, ein musikalisches Instrument." „Die musikalischen Verhältnisse scheinen mir recht eigentlich die Grundverhältnisse der Natur zu sein." „Ist's nicht wahr, daß Steine und Wälder der Musik gehorchen?" So fragt Novalis, und er erkennt den „tiefen Sinn der alten orphischen Sage von den Wundern der Tonkunst als der geheimnisvollen Lehre von der Musik als Bildnerin und Besänftigerin des Weltalls". Er fordert den „Philosophen als Orpheus". Und orphischen Geistes voll sind die alten Naturphilosophen und gerade die Pythagoreer.

Man hat Pythagoreismus und Orphik die männliche und die weibliche Seite derselben Grundrichtung genannt; eng verbunden erscheinen sie wie die Pythagoreer verbunden sind mit den Frauen, deren Namen bei dieser Philosophenschule so laut vortreten wie sonst bei keiner antiken, so laut fast wie die Frauen bei den Romantikern. Heiliger Ordnung beugen sich die Frauen. Die Romantikersehnsucht „Gott ähnlich zu werden" und das ganze Leben zum „Gottesdienst", zum „Priesterdienst" zu machen war schon bewußtes Streben der alten Pythagoreer. Das Menschenleben soll eine Ordnung werden wie das Weltall harmonische Ordnung ist, ein Kosmos — so nannten es zuerst die Pythagoreer. Kosmos heißt Schmuck — wollt ihr's verstehen, so hört Novalis die andächtige Naturbetrachtung fordern, die die Welt „in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfassen" sucht, „über der Vereinzelung den blitzenden Faden" nicht vergessend, „der reihenweise die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet", und sich „beseligt findend in der Beschauung dieses lebendigen, über nächtlichen Tiefen schwebenden S c h m u c k e s".

Die Welt ist eine Ordnung, das Leben soll es sein. Die Welt ist Harmonie von Gegensätzen, so finden die Pythagoreer; das Gleichgewicht im menschlichen Leben, so findet Fr. Schlegel mit Wilhelm Meister, kann nur durch Gegensätze erhalten werden. Das menschliche Leben besteht in Gegensätzen, so fand es schon der den Altpythagoreern angereihte Alkmäon, und es im Gleichgewicht zu erhalten fühlte er sich berufen als Arzt. Jetzt verstehen wir Novalis: „Jede Krankheit ist ein musikalisches Problem, die Heilung eine musikalische Auflösung. Je kürzer und dennoch vollständiger die Auflösung, desto größer das musikalische Talent des Arztes. — Sollte man nicht Krankheiten durch Krankheiten kurieren können?" „Alle Künste und Wissenschaften beruhen auf partiellen Harmonien."

Alles ist Musik und darum alles Zahl, so lehren die Pythagoreer schon von ihrem Altmeister an, der den Ton an der Saite maß. Sie sind so eifrige Mathe-

matiker wie sie Musiker sind. Sie sind es, die Romantiker wiederum wollen es ein. Sie preisen die Mathematik und gerade als Weltdeutung ganz pythagoreisch, ja überpythagoreisch. Sie fordern nicht nur „mathematischen Enthusiasmus", Novalis ruft sogar enthusiastisch: „die Mathematiker sind die einzig Glücklichen". „Das Leben der Götter ist Mathematik." „Der Mathematiker weiß alles." „Alle historische Wissenschaft strebt mathematisch zu werden, die mathematische Kraft ist die ordnende Kraft. Jede mathematische Wissenschaft strebt wieder philosophisch zu werden, animiert oder rationalisiert zu werden; dann poetisch, endlich moralisch, zuletzt religiös." Es ist eine Rückkehr, man sieht die Übergänge bei den religiös-moralisch-künstlerisch-philosophisch-mathematischen Pythagoreern. Und man siehts an den Romantikern, wie Gefühl, Musik sich in Maß und Form der Zahlen abzusetzen sucht. „Die Musik hat viel Ähnlichkeit mit der Algebra", sagt Novalis, aber das sagt noch zu wenig. Er hört alles als Musik, und er hört in aller Musik die Zahl, er hört alles als Rhythmus, und er hört im Rhythmus die Ordnung, an der man alles erkennt. „Jahreszeiten, Tageszeiten, Leben und Schicksale sind alle, merkwürdig genug, durchaus rhythmisch, metrisch, taktmäßig. In allen Handwerken und Künsten, allen Maschinen, den organischen Körpern, unsren täglichen Verrichtungen — überall Rhythmus, Metrum, Taktschlag, Melodie — Rhythmus findet sich überall —" „Alle Methode ist Rhythmus: hat man den Rhythmus in der Gewalt, so hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Mensch hat seinen individuellen Rhythmus. Die Algebra ist die Poesie. Rhythmischer Sinn ist Genie." Im Rhythmus erlauscht der pythagoreische Romantiker den Sinn der Welt. Er will sich einen Vers machen aus der Welt; er will, wie es jene Alten taten, die Welt erfassen, indem er sie formt, harmonisiert. Darum klingen ihm Verse aus der Natur, und wiederum aus Versen klingt ihm schon die Ordnung der Natur. Der Rhythmus schwingt ihm als Weltgesetz. „Wenn man echte Gedichte liest und hört, so fühlt man einen innern Verstand der Natur sich bewegen — — Naturforscher und Dichter haben eine Sprache." Und wenn in einem „Kopfe der große Rhythmus des Hexameters in Perioden, dieser innere poetische Mechanismus einheimisch geworden ist, — erscheint, indem sich die höchsten Gedanken von selbst diesen sonderbaren Schwingungen zugesellen und in die reichsten, mannigfaltigsten Ordnungen zusammen treten, der tiefe Sinn — der geheimnisvollen Lehre von der Musik als Bildnerin und Besänftigerin des Weltalls".

Einheit und Liebe



Sonderbar! Die Pythagoreer lauschen den Tönen auf den Saiten, hören Musik aus der ganzen Welt, stimmen alles zur Harmonie, aber sie singen nicht. Die Harmonie ist da, doch Text und Melodie bringen erst die Eleaten und ihr Erbe Empedokles. Sie bringen sie mit ihren Naturepen, sie lassen wirklich, wie der Romantiker sagt, in Gedichten „den innern Verstand der Natur sich bewegen" und dem „großen Rhythmus des Hexameters sich die höchsten Gedanken zugesellen", Gedanken vom

Weltall. Und was singen sie? Sie singen von dem Einen der Natur. Es klingt wohl anders als Fr. Schlegel singt:

Durch alle Töne tönet im bunten Erdentraume
Ein leiser Ton gezogen für den, der heimlich lauschet.

Doch eben schon die alten Eleaten erlauschten jenes Eine und ließen dagegen die Buntheit der Erde zum Traum verblassen, zum Scheine. Wohin ich meinen Geist auch schweifen lasse, alles löst sich mir in eine Einheit auf; so wird es dem Chorführer der Eleaten, Xenophanes in den Mund gelegt. Und dieses Welteine ist ihm die Gottheit, und die Gottheit ist ihm ewig und unwandelbar. Ich denke an Fr. Schlegels Zentrumslehre: Gott als „die Person des Weltalls", als „Zentrum" und Gott „ewig, sich selbst gleich und unveränderlich": so steht es in den „Ideen".

Ich weiß, was ihr sagen wollt: es sei doch ein weiter Weg vom starren Monismus der Eleaten zur heiter frommen Schwärmerei der Romantiker. Doch denkt mir nur die Eleaten nicht als indische Büßer und Totengräber. Beim Becherklang stimmt der alte Sänger Xenophanes seinen Hymnus an auf die Weltgottheit, und Parmenides beginnt mit einer Himmelfahrt. Von Xenophanes bis Melissos predigt der Eleatismus Weltvergöttlichung, Einheit der Welt in Gott, als Gott, Pantheismus. Aber spricht nicht sogar Novalis von dem Naturgott, der uns gebiert und ißt, und den wir essen und gebären, und ist nicht die Romantik voll von pantheistischem Drang und von monistischem? Alles will die Romantik vereinheitlichen bis zur Verschmelzung aller Gegensätze. Ihr sagt natürlich: Vereinheitlichung ist nicht Einheit. Gewiß, die Einheit ist dem Eleaten Wahrheit und Wirklichkeit, dem Romantiker Ideal und Sehnsucht. Er sucht, was jener fand. Und eben darum wieder nenne ich die Eleaten nicht Romantiker. Sie lehren naiv, was die Romantik sentimentalisch lehrt.

Aber pocht mir nicht zu sehr auf diesen Gegensatz, als gäbe es keine Übergänge! Auch die Romantik festigt bisweilen die Einheit zum Dogma, auch den alten Naturepikern fliegt sie bisweilen auf zum Ideal. Lehrt nicht Xenophanes mehr die Einheit Gottes als der Welt? Und ist nicht bei Empedokles die Einheit nur der selige Zustand, der dieser Welt verloren ist, aber dereinst wiederkehren wird, so wie am Ende von Novalis' Ofterdingen alle Gattungen und Naturgegensätze zur Einheit „wiederkehren"? Aber der größte Eleat, der starre Parmenides! Schaut nur länger in diese starren Züge und ihr werdet darunter das weiche Lächeln der Liebe finden! Ihr wollt es nicht glauben? Aber glaubt ihr es eher, daß Parmenides nichts als ein starres Eins sah und gegen die scheinende Fülle sich blind machen wollte und konnte? Er hat ja die Scheinwelt des Vielen weithin beschrieben; er hat ihr Deutung und Tendenz auf die wahre Einheit hin mitgegeben. Wird so nicht bei ihm auch die Einheit zum Ideal? Und drängt nicht die Fülle der Welt die Einheit notwendig ins Ideal zurück, ob nun ins Ideal der Erkenntnis oder des Strebens?

Die Einheit als Ideal, als Sehnsucht, als Romantik, ist Liebe; der Ersatz der

Einheit in der getrennten Welt heißt Liebe, und daraus versteht ihr, was eure Handbücher nicht verstehen, warum der Fanatiker der Einheit, warum gerade Parmenides den Eros erhebt zum erstgeschaffenen Gott und ausdrücklich in die Mitte der Sinnenwelt die Liebesgöttin stellt, die Geburt und Paarung anrege. Fr. Schlegel meint, daß der Urzeugung wohl eine Urliebe vorausgegangen sein wird, und preist das Chaos, das „nur auf die Berührung der Liebe wartet, um sich zu einer harmonischen Welt zu entfalten". „Alles Leben muß aus der Liebe entspringen." „Gott ist die ursprüngliche Liebe", die Welt „die Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe". Auch W. Schlegel sieht den „beseelenden Geist der ursprünglichen Liebe über den Wassern" schweben. Und Novalis fühlt „das innerste Leben der Natur" als „jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen als Liebe und Wollust hat", als „Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft", und er schaut „die Erzeugungsgeschichte der Natur, und jeder feste Punkt, der sich in der unendlichen Flüssigkeit ansetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe". Und wie die Romantik und wie schon Parmenides preist Empedokles die weltbildende Kraft der Liebe; zwar läßt er auch die trennende Kraft des Streites walten, aber die Liebe ist ihm die höhere Kraft, die Organismen bildende, die harmonische, ideale Kraft, und er selbst fühlt sich als Büßer, weil er „dem Streite vertraute", und er preist die goldene Zeit, da es noch keinen Kriegsgott gab und überhaupt noch keinen Gott und König, sondern „nur eine Königin, die Liebe".

Nur eine Königin, die Liebe — hat nicht der alte Weise damit das Motto der Romantik gesprochen? „Frauen und Liebe trennt nur der Verstand", sagt der Romantiker. Daraus mögt ihr auch den sonderbaren Feminismus des Parmenides verstehen, der sich von Mädchen zur Göttin der Wahrheit emporführen, sich von ihr als Pythia alle Weisheit künden läßt, und als „Weltzentrum", wie Fr. Schlegel, die Göttin der Liebe schaut, die weitgepriesene Aphrodite. Hättet ihr's wohl ihm zugetraut dem starren Eleaten, vor dessen „eisigen Abstraktionen" selbst Nietzsche erschauerte? Die Gottheit der Natur, die zuerst den Eros schuf, ist ihm weiblich wie für Novalis „die ganze Natur wohl weiblich, Jungfrau und Mutter zugleich" ist. Und der erotische, feministische Zug des Parmenides wirkt fort bei Empedokles. Die Muse anflehend, „die weißarmige Jungfrau", läßt er die Elemente als zwei Paare aufziehen, und er schaut „die Erdmutter und die weitblickende Sonnenjungfrau, die blutige Zwietracht und die ernstblickende Harmonie, Frau Schön und Frau Häßlich, Frau Hurtig und Frau Spät, die liebreiche Wahrhaftigkeit und die schwarzhaarige Verworrenheit", und auch die andern alle sind ihm weiblich, „die Geister des Wachstums und Schwundes, des Schlafens und Wachens, der Bewegung und Ruhe, der reichbekränzten Pracht und des Schmutzes, des Schweigens und Redens". Die Atmung vergleicht er dem Spiel eines Mädchens mit einer Wasseruhr, und er selber will in der Seelenwanderung auch einmal Mädchen gewesen sein. Bald Charis, bald Ananke heißt ihm die Herrin der Welt, vor allem aber Liebe oder Aphrodite. Sie, „die Liebesgedanken erregt und

Eintracht vollendet bei den Menschen, sie ist es auch, die da wirbelt in den Elementen; doch das weiß kein sterblicher Mensch".

Zwar weiß der unsterbliche Empedokles, der die Welt nach der Seele deutet, daß außer der Liebe der Streit in ihr wohnt, gleich notwendig zur Weltbildung, gerade wie Fr. Schlegel in der „Lucinde" glaubt „die ewige Zwietracht zu fühlen und zu sehen, durch die Alles wird und existiert", den „unendlichen Krieg bis in die verborgensten Tiefen des Daseins". Doch eben, wie's in derselben Lucinde heißt: „nicht der Haß bildet die Wesen, sondern die Liebe", so malt Empedokles, wie die Liebe aus den Elementen die irdischen Gestalten zusammenfügt, wie alles in Liebe sich zueinander sehnt und eint und von weither sich verbindet in einer „Weltordnung der Liebe", wie Aphrodite die Erde tränkt und dann dem Feuer zur Festigung übergibt, wie „unter den Händen, mit den Liebesnägeln der göttlichen Aphrodite" die Tierkörper gefügt, die Augen gebildet werden und wie die Erde „in den vollkommenen Hafen der Aphrodite vor Anker gegangen". Aphrodite, Aphrodite, Weltkönigin, Weltbildnerin — so durchtönt es noch viele Empedoklesfragmente, daß man an Fr. Schlegel denkt: „wer die Natur nicht durch die Liebe kennen lernt, der wird sie nie kennen lernen."

Wenigstens nicht philosophisch, so meint's der Romantiker. Denn, sagt Novalis: „man dephilosophiere die Wissenschaft, und was bleibt übrig? Erde, Luft und Wasser." Die isolierten Elemente des Empedokles, die aber der Philosoph Empedokles durch Liebe verbindet, durch die Liebe, die ihm in der eignen Seele wohnt. Bekennt er es doch: „nur mit unsrer Liebe erfassen wir die Liebe der Welt und ihren Haß mit unserm traurigen Haß", wie wir „mit unserm Erdstoff die Erde erblicken, mit unsrer Luft die göttliche Luft usw." Denn Gleiches wird durch Gleiches erkannt: so lehrt er wie schon Parmenides und wie dereinst Novalis: „das Auge sieht nichts wie Auge, das Denken sieht nichts wie Denken". Die Anziehung des Gleichen lehren sie, auf die sich der Magier versteht, wie Empedokles einer war, der als Wundertäter durch die hellenischen Lande zog, der Magier, wie gerade der Romantiker wiederum einer werden möchte, und wie ihn Novalis als Ideal des Menschen ersehnt. Der Magier kennt den Zusammenhang der Natur; er beherrscht die Natur durch die Liebe. Er weiß mit Novalis, „wie durch wundervolle Sympathie die Welt entstanden sei"; er sieht mit Empedokles selbst „die Erde liebevoll gestimmt", sieht auch mit ihm „die weißen Knochen entstehen, durch den Leim der Harmonie göttlich schön aneinandergefügt." Und „alle Harmonie", sagt Fr. Schlegel, „ist ein Geschenk der Liebe".

Drei Worte wurden gesprochen und folgten einander am Eingang griechischer Philosophie. Der Jonier spricht: ich höre die Welt rauschen als einen unendlichen Strom. Der Pythagoreer spricht: und ich höre Musik darin und wohlgemessene Harmonie. Der Eleat spricht: und alles verschmilzt in Liebe und verklingt in Eins. Aus der Unendlichkeit durch Zahl und Harmonie zur Einheit! Die Lehren folgen einander; aber glaubt nur nicht, daß sie darum so verschieden seien und getrennt

im Ursprung! Schon die Jonier lehren auch Einheit und Harmonie, und noch Eleaten lehren Harmonie und Unendlichkeit. Und eben die drei Lehren kehren ja vereinigt wieder bei den Romantikern. Ist es so wunderbar? Die Welt ist ihnen zugleich unendlich, harmonisch, einheitlich. Die Theorie mag hier trennen, der Verstand sogar Gegensätze bilden, im Leben aber und im Gefühl sind sie vereinigt. Denn wie erleben wir in uns das Leben? Als strömende Fülle, aber zugleich als rhythmische Ordnung im Blutkreislauf, in Atem und Pulsschlag, und wiederum zugleich als Ganzheit und Einheit des Wesens. Das Leben erleben heißt fühlen, und im Gefühl zerfließt alles, harmonisiert sich alles, verschmilzt alles. Das Gefühl weiß nichts von scharfer Scheidung und fester Grenze. Alles wird ihm zugleich zum Unendlichen und Einen, und beide gehen ineinander über durch das harmonische Gleichmaß. So braucht das Gefühl das Gleichmaß, um die Flut des Unendlichen auszugleichen in die Ruhe des Einen. Es ist eine Selbstausgleichung des Gefühls — oder meint ihr, daß des Dichters gesteigertes Gefühl nur aus Laune sich in Reim und Metrum und Rhythmus kleidet? Das gesteigerte Gefühl braucht das Gleichmaß wie die gesteigerte Flut den Wellenschlag.

Als unendliche Flut, als Harmonie und als Einheit die Welt erfassen — das heißt sie durchleben, durchfühlen. So taten's die großen Anfänger griechischer Weltweisheit. So ziemt es dem Anfänger; denn erst müßt ihr mit dem lebendigen Gefühl des Jünglings die Welt ergreifen, ehe ihr reif, kalt und streng sie unter die Lupe der Wissenschaft nehmt. Die romantischen Jünglinge wollten Wiederanfänger sein und wie die Alten durchlebten, durchfühlten sie die Welt. Sie wollten Jünglinge bleiben, und ihr mögt sie darob schelten. Doch die Welt läuft periodisch; Jünglinge kehren wieder, aber auch Greise reifen heran. Gewiß, es gibt unreife Wissenschaft, aber auch überreife, alexandrinische, scholastische. Es kann geschehen, daß die Analysen der Wissenschaft steril, ihre Grenzlinien starr werden, daß ihr das Organische sich verkalkt zum Mechanischen, Toten, — dann ist es Zeit zu den Müttern herabzusteigen und sich jung zu trinken an den Quellen der alten, ewig jungen Weisen.





Ingeborg/ Roman von Bernhard Kellermann

(Schluß)



ch gehe. Es treibt mich herum.

Hin und her gehe ich und überall stehe ich und plaudere ein paar Worte mit dem Gesinde.

„Hat sie noch ein wenig Sonne erwischt?“ sage ich zur alten Maria, die am Fenster sitzt und Strümpfe stopft. Ich spreche sanft und ich bin ergriffen, als spräche ich zu meiner Mutter. Ganz eigentümlich ist das.

„Ja, es ist heute warm. Bald wird der Winter da sein, ehe man sich umschaut.“ Sie glaube, daß heuer der Winter früh komme.

„Das glaube ich auch,“ sage ich. „Ich glaube sogar, daß es ein strenger Winter werden wird.“

Die Schlehen hätten so stark geblüht, ja.

Was sie da für einen Vogel habe. Ganz traurig sähe er aus. Er sänge wohl nicht.

„Ein Rotkehlchen, Herr. Singen tut es nicht, nein.“

Sie habe einen Kanarier gehabt, er sei gestorben. Sie glaube, er sei aus Furcht vor der Katze gestorben. Wenn sie das gedacht hätte, wäre die Katze nicht ins Zimmer gekommen. Aber sie könne keinen leeren Käfig sehen, bis ein neuer Kanarier zu haben wäre, wolle sie das Rotkehlchen behalten.

„Höre,“ sage ich, „schenke mir das Rotkehlchen. Ich besorge dir einen Kanarier. Die sind es seit jeher gewöhnt, in Käfigen zu sitzen und singen auch.“

Schon recht.

Ich nehme den Käfig und gehe zu Ingeborg. Ingeborg sitzt am Fenster und blickt in den Sonnenuntergang hinaus. Sanft geht der Tag zu Ende, mit gleichmäßiger Röte im Westen und zitternden Wölkchen am hohen Himmel. Ganz wie ein Frühlingstag. Die Luft weht lau, klingende Rufe zittern aus dem Tale herauf.

„Sieh,“ sage ich.

„O!“ sagt Ingeborg.

„Ein Rotkehlchen gehört in den Wald, nicht in den Käfig, Ingeborg, denke.“

Ingeborg sieht mitleidig lächelnd und voller Liebe auf das Vögelchen, als blicke sie einem armen, weinenden Kinde in die Augen. Eine schöne rote Brust hat der Vogel, in die er den klugen Kopf drückt. Seine Augen sind schwarz wie Beeren und spähen ängstlich.

Ich will sprechen, aber ich kann es nicht.

Auf der Wiese nahe der kleinen Birke steht ein alter Knecht, in zusammengeschrumpften Hosen und blauem Arbeitskittel, er ruft zu einem Bauern auf der Straße hinüber. Von einer Kirchweih erzählt er. Er lacht, aber er bewegt die Arme, als wolle er Streit anfangen.

„Es ist ein armes Vögelchen, ging gerne in die Freiheit," sage ich.

Ingeborg denkt, was meint er doch? Sie blickt mich an und ihre Lider zucken verlegen.

Der Knecht auf der Wiese lacht und ruft: „Alle Hohenfichtener sind dagewesen. Eine Hetze war es, haha!"

Hahaha — antwortet es von der Straße her. Und der Knecht bricht wiederum in Gelächter aus. Glücklich und jung lacht er trotz seiner grauen Haare.

„Siehe, Ingeborg, was ich mit solchen eingesperrten Vögelchen tue."

Ich öffne den Käfig. Das Rotkehlchen steht unter der Türe, pfeift schüchtern und wendet das gereckte Köpfchen nach links und rechts. Glaubt man nicht, man könnte ohne weiteres fortfliegen, denkt es — zit zit! Es betrachtet sich die weite Welt und schüttelt die Flügel.

Ich lächle.

„Es will gar nicht gehen. Aber die Türe steht ja offen. Ich bin doch nicht so grausam, es zurückzuhalten —"

„Geh, kleiner Vogel, flieg!"

Zit! pipst der Vogel. Er blickt rasch zurück, dann gleitet er vom Gesimse und breitet die Flügel aus.

Er fliegt bis zur kleinen Birke, läßt sich nieder und beginnt zu schmettern. Dann schwingt er sich in die Höhe und fliegt hinein ins Tal, berauscht, in großen Bogen. Er begegnet einigen Schwalben und scheint ihnen etwas zuzurufen, denn die Schwalben ändern plötzlich die Richtung und geben ihm ein Streckchen das Geleite.

Ich vermag es nicht, Ingeborg in die Augen zu sehen und so blicke ich dem kleinen Vogel nach, der in die Freiheit hinausflog. Bald sieht es aus, als fliege ein Schmetterling im geröteten Himmel.

Dann zittert nur noch ein Pünktchen über dem Tale, es tanzt auf und ab.

„Siehst du, ich bin doch nicht so grausam, ihn zurückzuhalten? Ich freue mich mit ihm über seine Freude."

Da begegne ich Ingeborgs Blick. Sie hat verstanden.

Sie blickt mich an und ich sehe, daß sie irgend etwas tun möchte, um mir zu danken. Aber sie wagt es nicht.

Sie blickt mich nur an.

Wir geben uns die Hand.

Vor dem Hause erzählt der Knecht immer noch von der Kirchweih und dem Tanze in Rotenbuch.

Ich höre es, verstehe jedes Wort, obgleich mein Herz zerbricht.



In jener Nacht lag ich ausgestreckt in meinem Zimmer und rührte mich nicht. Ich lag und blickte zur Decke empor und rührte mich nicht.

Da schlich es, es knisterte und rauschte. Ingeborg glitt neben mir auf den Boden.

Sie umschlang mich und küßte mich, sie küßte jede Stelle meines Gesichtes, meinen Hals, meine Hände. Sie weinte, ich hörte es nicht, aber ich spürte ihre Tränen. Sie badeten mein Gesicht, meinen Hals, meine Hände.

Mir war so wohl, so wohl. Ich dankte ihr. Ich wurde fröhlich, glücklich war ich. Mehr, mehr dachte ich.

Dann flüsterte sie: „Ich erinnere mich freilich daran, wie wir unter dem blühenden Apfelbaum saßen. An alles, alles erinnere ich mich, Axel. Ich werde nichts vergessen, nichts."

Und sie erzählte von unserem Frühling, unserem Sommer immerzu, jede Einzelheit.

Mir war so wohl, so leicht...

Jener Morgen kam — er mußte kommen, die Sonne mußte aufgehen. —

Die Sonne geht auf und die Fenster des Schlosses strahlen, als sei es zu einem Feste beleuchtet.

Es ist kühl und im Tale ziehen Nebel. Feucht riecht der Wald, es glitzert und Tau perlt an den Gräsern. Spinnengewebe hängen an den Brombeerbüschen und zwischen den Halmen, und in jedem liegt ein ovaler Tautropfen wie in einer feingesponnenen Wiege.

Es rasselt, der Wagen fährt vor. Ich trete aus dem Hause, Pazzo folgt mir. Ich spreche mit dem Kutscher. Mägde schleppen das Gepäck.

Da kommt Ingeborg die Treppe herunter, sie knöpft sich die Handschuhe zu. Sie trägt einen breiten Hut und das ist auffallend, denn den ganzen Sommer über trug sie nie einen Hut. Der Hut verändert sie, der Reisemantel, fast wie eine Fremde sieht sie aus.

„Ein schönes Reisewetter, Ingeborg", sage ich. Ich lächle, ich will es ihr leicht machen.

Ingeborg hat Tränen in den Augen.

„Verzeih, verzeih", flüstert sie und beschwört mich mit den Blicken.

„Beruhige dich, Ingeborg!"

„Ich kann ja nicht anders. Es ist mein Schicksal!"

„Wohl weiß ich das."

Die Pferde scharren mit den Hufen. Pazzo bellt und umkreist den Wagen. Der Kutscher sitzt steif und bereit zur Fahrt.

„Adieu, Ingeborg!"

„O, Axel!"

„Grüße Karl!"

„Ich danke, Axel!"

„Wenn du mich besuchen willst, ich freue mich immer über deinen Besuch, du weißt es."

„Freilich, freilich besuche ich dich. Bald besuche ich dich."

„Wenn du ausruhen willst, nirgends ist es stiller als hier, du weißt es.“

„Ich denke daran. Schreibe bald, Axel! Versprich es!“

„Ich werde schreiben.“

Hastig nestelt Ingeborg an den Handschuhen und zieht sie von den Händen.

„Lebewohl, Axel!“

„Ingeborg, lebe wohl!“

Wir küssen uns. Ich stehe auf dem Trittbrett des Wagens und Ingeborg umschlingt mich mit den Armen. Unter dem Hoftore stehen Knechte und Mägde, die begreifen nichts.

Die Pferde ziehen an, der Wagen rollt die Straße hinab.

Pazzo heult kläglich, bellt, blickt auf mich.

Adieu! Adieu!

Ingeborg steht im Wagen und winkt mit dem Taschentuch.

Noch sehe ich ihre Augen deutlich und den bittenden Ausdruck des Antlitzes, das unter dem breiten Hute leuchtet. Golden schimmern die Lockenbüschel. Nun sehe ich die Augen nicht mehr, etwas Blasses schimmert unter dem Hute. Das weiße Tuch weht.

Der Wagen biegt um die Ecke, ganz klein ist er geworden.

Eine weiße Taube flattert im Walde, ein Beschläge blitzt, nichts ist mehr zu sehen. Wald, Wald, Wald —

Pazzo winselt und kläfft. Er springt an mir empor.

„Pazzo!“

Pazzo fliegt in großen Sprüngen den Berg hinunter. Das ist noch ein letzter Gruß, nicht?

Adieu, Ingeborg! — —

Ich habe einen Geschmack auf den Lippen.



un ist Ingeborg fort. —

Ich sehe einen Mann, der die Stufen zum Hause emporsteigt. Er steigt und steigt, wieviele Stufen sind es doch? Er blickt nicht zurück. Er steht vor der Türe, öffnet sie, sie ist schwer. Er blickt nicht zurück. Er verschwindet im Hause. Er steigt die Stiege empor, er geht den langen weißen Korridor entlang. Er bleibt stehen, die Augen fallen ihm zu.

Dieses ist ein Mann, der alles was er besaß, verlor. Er erblaßt. Es sind zwei Worte an eine weiße Türe gekritzelt. Er sieht über sein Zimmer. Es ist sein Zimmer. Da steht er nun, sieht in sein Zimmer und wagt es nicht, es zu betreten. Er wagt es nicht, nein! Dieses Zimmer ist leer, leer.

Schreien, lachen, niederstürzen? Wie? Nein, nichts von alldem. Ein Zittern in den Händen, ein Beben der Knie, das ist alles. Verzweifelte Geberden in mir, tief in mir. Wirre, jagende Bilder in meinem Kopfe, sie zerbrechen, andere kommen, zerbrochene. Sie zerbrechen.

Ich setze mich in einen Stuhl. Ich lächle.

Ich habe einen Geschmack auf den Lippen. Adieu, adieu. Ich nehme Abschied. Tautropfen, bittende Augen, eine nackte Hand. Eine Stimme.

Sie schwebt über mir wie Gesang. Ich verneige mich vor der Stimme. Ich lächle. Ich stehe auf dem Trittbrett und lege meinen Arm um Ingeborg.

Wie verzweifelt das Lächeln hin und her irrte auf ihrem Antlitze? Und ihre Augen, die segneten, segneten! Gelobet seist du in alle Ewigkeit, Ingeborg! Ich liebe dich.

Mein Herz krampft sich zusammen, es wird dunkel in meinem Kopfe. Ja, nun ist sie fort. Ich habe alles verloren, was ich besaß.

Ich stehe auf. Es dreht mich im Kreise. Vor meinen Augen wird es schwarz. Soll ich niederstürzen? Dürfte ich es doch! Ein klein wenig. Einmal zusammenbrechen, schreien, eine Sekunde nur. Nein, ich tue es nicht, ich stehe aufrecht, ich kämpfe. Ich beginne zu wandern. Meine Wanderung beginnt.

Sie dauerte Wochen, Monate, nun begann sie.

In den Wald? Nein, da ist sie. Vielleicht gar in die weißen Zimmer? Wohin? In den Keller? Da ist sie auch.

Was ich gewesen bin, was ich war, was ich sein konnte, Sonne, Glück, Schönheit, Reichtum. Alles verloren. Vorbei das Wandeln.

Nein, ich brach nicht zusammen, ich schluchzte nicht, ich grub nicht die Nägel in die Schläfen. Das ist nicht wahr, ich tat es nicht. Ich zerriß ein Taschentuch in Streifchen, das tat ich, ja, das!

Ich wanderte. Wenn ich nur gehen durfte.

Auf der Straße waren die Spuren von Rädern und Hufen zu sehen. Fußspuren. Ich entdeckte meinen Schuhabdruck, ich entdeckte ihren Schuhabdruck. Ich sah ihn an. Ich fühlte beobachtende Gesichter hinter mir, deshalb ging ich. Morgen würde man diese Spur im Staube nicht mehr sehen. Sie hat sich in mein Gedächtnis eingegraben, oft träumte ich von der Spur im weißen Staube. Ich ging in den Wald, stand stille. Adieu, adieu, immerzu nahm ich Abschied. Ich ging zurück ins Haus, kam wieder zum Vorschein, stand wieder bei der kleinen Spur im Staube.

Der Wagen kam von der Station zurück. Der Kutscher sprang vom Bock und ein Knecht kam und spannte die Pferde aus.

Ich fragte den Kutscher: „Wo ist Pazzo?"

Der Kutscher hatte ihn nicht mehr gesehen. An der Station sah er ihn zum letztenmal. Weiß der Teufel wo der Hund steckt. Ja, weiß der Teufel — haha!

Dieser Wagen war fürchterlich leer. Ein elender Anblick war dieser leere Wagen. Glatt waren die Polster, nichts war auf den Polstern zu sehen.

Ein Knecht kam mit der Bürste.

„Laß es. Schiebe den Wagen in die Remise. Eine Decke darüber, so wie er ist. Der Wagen ist altmodisch, ich habe einen neuen bestellt."

Ich trat ins Haus.

„Daß du mir etwas Ordentliches kochen läßt, Mütterchen", sagte ich zur alten Maria. „Ich habe einen schrecklichen Hunger, bin heute früh aufgestanden."

Die alte Marie hatte etwas auf dem Herzen. Man sah es gleich an der Art, wie sie sich umwendete.

„Sprich nur."

Auf wielange die Herrin fortreise?

Das könne man nicht so genau sagen. Vielleicht einen Monat, vielleicht ein Jahr. Sie sei nach Paris gereist.

„Nach Paris?"

„Ja, verstehst du, um das Singen zu lernen."

Aber das könne sie doch schon.

„Mütterchen, haha, gelungen sprichst du daher. Wie kannst du über diese Dinge sprechen?"

Freilich könne sie schon singen, schön sogar, sehr schön. Aber es muß alles gelernt sein, heutzutage, auf den Schulen. Siehst du, du kannst sehr klug und gelehrt sein, warst du nicht auf vielen Schulen, so glaubt es dir kein Mensch und du hast nichts davon.

So ist es auch mit dem Singen.

Der Tag ging langsam. Ich hatte nichts zu tun. Langsam drehte sich der Schatten der kleinen Birke im Kreise. Pazzo war noch nicht da.

Also an der Station sahst du ihn zuletzt?

Ja, Herr.

Und dann nicht mehr?

Nein, Herr.

Ich stahl mich in die Remise. Ich lüftete die Decke, die über den Wagen gebreitet war. Bestaubt stand er da. Ich suchte in den Polstern, Staub um die Knöpfe, sonst nichts. Es war nichts zu finden.

Ich nahm den Hut und Stock und pfiff. Ich erinnerte mich, daß Pazzo ja nicht da war. Ich lächelte. Ich stieg die Straße hinab, dieselbe Straße. Deutlich konnte ich die Räderspuren herausfinden, auch Pazzos Spur. Er war gehetzt. Wie große Ausrufezeichen sahen seine Spuren aus. Ich kam an die Stelle, wo er den Wagen eingeholt hatte. Der Wagen hatte gehalten, Pazzo war in den Wagen gesprungen. Das sah ich alles aus den Spuren. Im Dorfe verschwand die Spur des Wagens, hinter dem Dorfe tauchte sie wieder auf. Sie zog mich durchs Tal, über den Berg hinüber, an Rote Buche vorbei. Da waren alle Läden geschlossen. Sie zog mich bis zur Station. Ich stand am Perron und blickte dem Geleise nach. Ein Beamter trat heraus und grüßte.

„Ich suche meinen Hund", sagte ich.

Ja, ach ja, dieser Hund. Es sei eine Wirtschaft gewesen. Der Hund wollte nicht außen bleiben. Er habe geheult und gewinselt. Die Fürstin wäre ganz ergriffen gewesen.

Soso.

Ich ging die Geleise entlang. Hier lag Sand, ich konnte Pazzos Spuren nicht entdecken. Diese Geleise. Sie glänzten. Ich berührte sie mit dem Finger. Ich sah ihnen nach. Sie erschienen mir so sonderbar. Sie zogen mich, zogen mich. Ich rollte auf ihnen dahin, flog, flog. Ich sah einen grellgelben riesigen Eichbaum am Bahndamm. Ich sah ihn mir an. Gewiß war er ihr aufgefallen.

Ich wurde zu einem Eisenbahnzug, sauste, flog durch die Wälder und Wiesen, die Wälder und Wiesen drehten sich mir entgegen. Wieder, da stand ich auf einer Station und sah auf einen Kopf hinter einer Scheibe. Ein runder, feiner Kopf, glatte, goldene Haare, Lockenbüschel, die bis zur Schulter herabfallen.

Dann ging ich quer durch den Wald nach Hause. Immer stand ich auf dem Trittbrett des Wagens. Es jagte in meinem Kopfe. Meine Hände zitterten.

— —

Ich hatte im geheimen gehofft, Pazzo anzutreffen. Er war noch nicht zurückgekommen. Nun, Geduld!

Ich hatte nicht daran gedacht, daß die Sonne untergehen würde, daß die Nacht heute kommen könnte. Aber alles ging seinen Gang, als wäre nichts geschehen. Plötzlich wurde alles rot, durchtränkt vom Blute der Sonne. Auch meine Hände. Friede und Schönheit überall, meine Brust tobte. Dann sah ich es mit Grauen dunkel werden, immer dunkler. Asche fiel auf die Erde. Finstere Schatten hoben sich aus den Wäldern, irrten hin und her und kauerten sich nieder. Es wurde still, so still wie es nie war. Schweigen, Schweigen. Nicht jenes Schweigen, das man noch hört, nein, ein tieferes unhörbares Schweigen, ein grauenhaftes Schweigen, das mich lähmte. Leer, alles leer.

Nun brach die Nacht an. Pazzo war noch nicht zurückgekehrt. Ich ging hin und her. Ich wartete, ja, worauf wartete ich denn? Ich wartete darauf, daß das Haus über mich zusammenbräche. Ich ging gedankenlos an den Flügel und schlug eine Taste an. Es war ein heller Ton, Ingeborgs Ton war es. Jeder Mensch hat seinen Ton. Mußte ich auch gerade Ingeborgs Ton unter den Finger bekommen.

Ich zündete eine Kerze an, aber die Flamme flüsterte, sie sprach, ein Gesicht erschien in der Flamme. Ich verlöschte sie wieder, viel zu viel wußte die Flamme.

Ich ging hin und her. Es war dunkel. Ich trat ans Fenster. Alles war schwarz. Selbst die Luft war schwarz. Die Sterne fielen vom Himmel und zersprangen auf den finsteren Äckern.

Mich fror.

Plötzlich sah ich ein Zimmer vor mir, eine Lampe war darin, zwei Menschen unter der Lampe, ein Gesicht rückte in den Lichtkreis. So deutlich sah ich es. Ich schloß die Augen.

Ja, Karl konnte Ingeborg haben, wenn Ingeborg nur wollte. Er ganz allein, ja. Er hatte nie ein Glück gekannt, Hunger und Sorgen und Nächte voller Arbeit, er hatte Ingeborg nötig. Dann war es Karl, der Dichter! Ich dagegen, wer war ich gegen Karl?

Ich würde auch allein leben können — ja auch allein, dachte ich und ging mit steifem Körper hin und her. Mich fror. Alles war leer, alles. Ich dachte an die Fußspur im Staube, an die Geleise in der Sonne. Ich sah wie jemand die Handschuhe abstreifte. Ich sah ein Gesicht, das in der Ferne entwich, ein Paar Augen, die kleiner und kleiner wurden. Ein Tuch flatterte im Walde.

Ich preßte die Finger auf die Augen und drückte die Daumen gegen die Schläfen. Ich saß und dachte, dachte, dachte immerzu.

Da hörte ich ein leises Wimmern, als ob ein Kind wimmere.

Ich erschrak.

Ich stand auf, räusperte mich und ging wieder auf und ab. Mein Glück, meinen Sommer im Kopfe, Ingeborg, jeden Schritt, jedes Lachen im Kopfe und das andere im Kopfe, so ging ich hin und her. Ich hatte ja seit einigen Tagen gewußt, daß das andere kommen würde, daß diese Nacht, da alles leer war, kommen würde, ich hatte es gewußt, meine Seele gewappnet — aber — —

Nein, nein, nein!

Ich stand in meinem Zimmer, preßte die Hände auf die Augen und sagte immer das gleiche Wort. Nein, nein, nein . . .

Die Nacht verging, der Tag graute.

Wie verging diese Nacht? Gott weiß es. Auch ich weiß es. Ich denke nicht daran. Ich habe mich nicht auf den Boden geworfen, ich habe mir nicht die Haare gerauft und die Brust zerfleischt, nein, wer dies behauptet, der lügt. Ich hatte nur etwas Blut am Kinn, das war alles.

Die alte Maria entdeckte es, ich hatte es nicht weggewischt. Ich lächelte so gut es ging, es wollte nicht gut gehen, diesmal, nein, aber doch brachte ich es fertig.

„Ist Pazzo nicht gekommen?" Nein.

„Der Schlingel!" sagte ich und lächelte. Ich sah mein Gesicht dabei, wie ich es sagte, mein Lächeln. Meine Stimme hatte sich verändert.

Die alte Maria starrte mich an und ging rückwärts zur Türe hinaus.

Natürlich, ich konnte nicht wie ein Bräutigam aussehen. — — —

Erst einige Tage danach fand ich es: viele, viele meiner Haare waren weiß geworden. Ich war sehr betrübt darüber.

Es kamen die Tage des lauten Schmerzes.

Allmächtiger Geist über den Sternen, Vater der Menschen, habe Erbarmen mit mir. Ein neues Herz, ein neues Hirn!

Ich flehe dich an, ein neues Herz, ein neues Hirn! Erbarme dich meiner! — —

Ein Gebet war in mir, meine Lippen flüsterten es nicht, meine Seele sprach es. Einst lag ich in der Nacht im Walde, da hörte ich wie meine Seele es sprach, ich lauschte, ich verstand. Es waren diese Worte.

Ich dachte, ich könnte nicht unglücklicher werden, als ich in jener ersten Nacht war. Ich dachte, ich hätte den tiefsten Grund des Unglücks erreicht. Nein. Es

sollte in die Tiefe mit mir gehen, jene erste Nacht war die erste Stufe, dann ging ich Stufe um Stufe abwärts, immer tiefer, immer tiefer.

Ich habe die Hände gerungen, ich lag Nächte hindurch im Walde und preßte die Zähne zusammen, ich irrte umher, durch Nacht und Regen, mit verwirrtem Sinn. Die Bäume woben sich zu Ingeborgs Antlitz, die Wälder, die Wolken, wo ich hinsah, da war es, da lächelte es, da schimmerte es. Ich sah es im Sternenhimmel. Und schloß ich die Augen, so war es in mir, in mir da funkelte Ingeborgs Antlitz in den Farben des Brillanten. Überall waren Rufe, überall ein Flüstern, ein Lächeln, Worte, Gesang.

Daß ich doch krank würde! Krank, lange Wochen und dann erwachte, erneuert, gesund — — o, o! Daß ich doch körperliche Schmerzen zu ertragen hätte, die mich vergessen ließen, was da innen so wehe tat.

Einmal hagelte es, ich weiß es, ich nahm den Hut ab, die Schloßen schlugen mich auf den Kopf, ins Gesicht, auf die Lippen und Augen, es war wie eine Züchtigung, die der Himmel über mich verhängte. Das tat gut. Ich verstand viel, viel, was ich nie verstanden hatte. Die Klöster, wo sie kein Wort mehr sprechen, nur knieten, knieten, lange Gänge entlang rutschten auf den wunden Knien, ich verstand die Flagellanten, die sich den Rücken geißeln, die Einsiedler in den Wüsten. Das war eine Wonne, o, das war ja eine Wonne gegen all das andere, gegen das da innen.

Ich verstand die Trinker, die Verbrecher, die Elenden, die Verworfenen.

Ich erinnerte mich an Harry Usedom, wie er vor uns im Walde stand und mit den Fingern auf sein Herz trommelte. Ich erinnerte mich an Claire Davison, wie sie vor mir stand, einst, wie sie drei Worte sagte: Leben Sie wohl! Ich verstand sie nicht, nicht diesen Blick. Ich habe gesündigt an ihr, schwer gesündigt.

O, wenn dich einer liebt, so sei gütig und schonend gegen ihn, wandere, wandere, bis du ihn findest, wirf dich in die Knie und danke ihm!

Ich irrte umher. Tage und Nächte. Lange Tage kam ich nicht in mein Haus zurück. Lange Tage kam ich nicht in eine menschliche Wohnung. Ich war da tief drinnen im Walde. Ich redete mit mir, mit den Bäumen — —

Ein neues Herz, ein neues Hirn! Es betete in mir, betete — —

Ich habe Ingeborg oft gesagt, daß ich sie liebe. Nein, ich liebte sie nicht. Ich glaubte es, ja, ich log nicht, aber ich liebte sie in dem Augenblick erst, da sie mich verließ. Ich wußte nicht, was Liebe ist, nein. Nun wußte ich es. Ich fand kein Wort mehr für diese Liebe, die die richtige war. Flammen, Brausen, das war sie. Sie zerriß mein Herz. Es war, als schnitten Messer kreuz und quer in meinem Herzen. Das war sie.

Ich ging durch den Wald, es war Nacht, es brauste im Walde, die Blätter fielen.

Ich ging, ich ging neben Ingeborg einher. Ich sprach mit ihr. „Ich liebe dich," sagte ich, „Ingeborg, jetzt, ja, jetzt liebe ich dich! Jetzt bist du in mir, jetzt — keine Worte —" Die Tränen stürzten mir aus den Augen. Ich kniete nieder und drückte die Stirne in den Boden.

„Jetzt liebe ich dich, Ingeborg, jetzt." Es stach in mein Gesicht, Nadeln stachen und Ästchen, ich drückte die Stirne tief hinein, es schmerzte, ich hob das Gesicht, es war gespickt mit Nadeln.

„Jetzt liebe ich dich, Ingeborg! jetzt!" — — —

Wenn aber Gott aus seinem Sternenwagen gestiegen wäre zu mir herab in den Wald, wo ich litt und verzweifelte, wenn er es getan hätte und gesagt: Ich will dir ein neues Herz geben, ein neues Hirn! Siehe, jetzt lösche ich alles aus, alles.

Nein, nein, mein Gott, tue es nicht!

Das hätte ich geschrien.

Die Tage gingen, ich wurde ruhiger.

Ja, es ist wahr, mein Herz zitterte noch, es war, als verändere es seinen Platz in der Brust, es war, als fräße etwas daran, als hinge etwas Schweres mit scharfen Zähnen an meinem Herzen, es ist wahr, ich erwachte oft des Nachts, weil ich weinte, ich schlief auch wenig, aber ich war doch ruhiger geworden.

— —

Ich begegnete Harry Usedom im Walde.

Wir sahen uns an. Wir grüßten. Wir gingen aneinander vorüber.

Trauer erfüllte mein Herz. Eine schwere, tiefe Trauer, sie erfüllte mein Herz, stieg bis in den Hals, die Augen, ich dachte, es würden Tränen aus meinen Augen fallen, sobald ich den Kopf neigte. Deshalb neigte ich ihn nicht, ich ging aufgerichtet einher.

Das war der Herbst. Das Laub färbte sich, es war als schicke die Erde ihr Blut in die Äste, auszublicken, auszuspähen, da der lange Winterschlaf kommen sollte, wo sie nichts mehr wußte. Der Wind wehte, und das Laub fiel. Zuerst von den obersten Ästen, dann bis tief herunter. Die Bäume standen kahl, nackt, sie grämten sich, sie verzweifelten, sie resignierten. Sie lächelten in der matten Sonne, wie Sterbende lächeln. Es gab einzelne Blätter, die sich verzweifelt wehrten und nicht fallen wollten. Aber der Wind riß und riß und endlich riß er sie doch los und warf sie roh triumphierend in die Luft. Und mir war es, als höre ich die flatternden Blätter schreien. Die Vögel sammelten sich, sie schrien, lärmten und eines Tages schwangen sie sich in die Höhe und zogen fort.

Es wurde stiller, stiller. Auch die Grille zirpte nicht mehr des Nachts. Es war ein Weinen im Walde, ein unterdrücktes Schluchzen irrte in der Mitte des Waldes.

Von den Kastanien vor dem Hause fielen die Blätter, es knallte, eine Frucht zerplatzte auf den Stufen. Nun hingen nur noch einige Blätter daran, sie sahen aus wie verkrümmte, vertrocknete Hände. Das Haus stand kahl da, nackt, geschoren, bloßgestellt, es war größer geworden, größer und öder.

Das ganze Tal machte den Eindruck eines Zimmers, dem man Vorhänge, Teppiche und Bilder genommen hat.

Schmutziggraue Wolken schleppten sich über das Tal. Ich dachte an die schaumigen, weißen Wolken des Sommers, die über den blauen Himmel schwebten, Verzierungen gleichsam, ein Schmuck des Sommers. Ich dachte an den Herbst im vorigen Jahre, der mein Herz entzündet hatte mit seiner Glut, seinem Stolze, seinem jauchzenden Tode.

Ich war traurig, ich empfand nichts mehr, keine Farben, keine Gluten, es war auch alles schmutzig, müde, es war ein Herbst, der einen häßlichen, feigen Tod starb.

Ich ging durch den Park, der ganz ohne Laut dalag. Es war ein Friedhof, in dem ein großer Toter schlummerte. Ich kam vorüber an der Statue, dem Brunnen, an der Grotte stand ich ein Weilchen still. Der Tropfen fiel. Ich ging durch das Pförtchen hinaus in den Wald. Da war ein Pfad und ich lächelte und sagte: „Hier gingst du, gütige Ingeborg, in jenen Nächten —"

Ich sagte es mit sanfter Stimme und es tat mir wohl, es recht gütig zu sagen, als höre es Ingeborg, die Gute.

Ich legte die Handfläche auf den Boden und streichelte ihn. Vielleicht huschte hier Ingeborgs Fuß darüber? Man kann es nicht sagen. Ich fand einen Kiesel, der in den Pfad getreten war. Vielleicht hatte Ingeborgs Fuß ihn in den Pfad getreten? Sollte ich ihn mitnehmen? Nein.

Aber ich wandte doch um und nahm ihn mit.

Vielleicht? Niemand kann es sagen.

Heilige Erde, heiliges Land, heiliger Wald! Ich kniete nieder und küßte den Boden des Waldes. Heiliges Land, hier wandelte ihr Fuß! heilige Bäume, an euch ging sie vorüber!

Und die Bäume, die der Herbst geschändet hatte, wiegten sich traurig hin und her und klagten leise. Sie trauerten mit mir und der ganze Wald flüsterte Ingeborgs Namen. Ich ging durch den Wald und lauschte. Es tat wohl, daß alles mit mir trauerte.

Ich erschrak, sah ich einen Stein, auf dem wir saßen, ich erschrak, sah ich einen Baum, den wir beide kannten. Ich freute mich, ich litt.

O hört, ich fand eine hohe, ernsthafte Edeltanne im Walde, worunter wir einst saßen, als es regnete. Ingeborg lugte aus dem Versteck hervor und haschte mit dem Munde nach Regentropfen. Ich liebe die kleinen Regentropfen, sagte sie. Und dann zählte sie alles auf, was sie liebte, während der Regen herabströmte und wir unter einem Wasserfall saßen.

Ich liebe die kleinen Regentropfen, Axel, ja. O, ich liebe Wind und Wetter, ich liebe Hagelschlag und Schnee, ich liebe die Sonne über alles, die Wolken, die Bäume und das Rauschen der Bäume, ich liebe über alles die Vöglein und ganz besonders die Johanniswürmchen, auch die Blitze, sie lachen mich ja an, und dich, dich, Axel, dich mehr als alles, alles, mehr als tausend Sonnen und mehr als alle Sternennächte und das wildeste Gewitter —

Ich ging vorüber an der Edeltanne und lächelte, aber ich mußte den Kopf zurückbeugen.

Es sang kein Vogel mehr im Walde, nein.

Ich ging bis an Graf Flüggens Schloß, sah das Tor mit den bemoosten Löwen, die die Wappen hinhielten, ich ging durch unser Birkenwäldchen, ich kam an unseren Apfelbaum. Kahl stand er. Braune, lederne Blätter baumelten an den Stielen. Im welken Grase lagen verfaulte Früchte.

Einst, im lichten Frühling, da schüttelte ich ihn und es fielen die Blüten über einen goldenen Scheitel — — —

Ich ging auf die Höhe, wo die Bank stand. Das Tal lag da wie durch gelbes Glas gesehen. Welk und müde und leuchtend, wie das Antlitz eines Sterbenden, das ein eigentümliches Licht ausstrahlt. Die Wiesen waren braun und sumpfig, Herbstzeitlosen standen darauf. Die Gruben waren mit welkem Laube gefüllt, sie waren Gräber, der Sommer lag darin, Hoffnung und Freude des Sommers und sein Duft. Neben der Bank stand eine Distel, sie sah aus wie der graue Kopf eines alten, schmutzigen Weibes mit gesträubten Haaren. Die Felder waren gemäht. Die Stoppeln taten mir weh, es war mir, als ginge ich mit nackten Füßen über die Stoppelfelder. Ich dachte an den Frühling, da die Saat aufging, so jung, so grün, sie kitzelte mein Herz, und dann, wie es wuchs und sie die grünen Fahnen aussteckte und schwenkte vor Freude. Dann kam die Zeit, da das Tal wie in einer großen Pfanne briet und jeder Punkt der Luft zu singen begann, da wurde der Weizen blinkend wie Messing und das Korn rot wie das Fell des Fuchses. Das war ein Grüßen und Nicken und Verneigen, wenn wir durch die Felder gingen! Und die Grillen zirpten in den Feldern, das klang als wären tausend winzige Schmiede tief in der Erde beschäftigt, feines Silber zu hämmern. Dann kamen die schlimmen Tage, die Sichel rupfte und rauschte und eines Tages lagen die Ähren da, gefällt, steif, auf dem Gesichte, wie erschossene Soldaten. Das schmerzte uns beide sehr.

Ich stand im Winde, die Feder auf meinem Hute schnurrte, mitten im kahlen Herbste, und dachte an den Sommer und die Stoppeln schmerzten mich, wie Krüppel kamen sie mir vor.

Ich ging weiter.

Ich ging umher, besuchte alle Bänke, Steine, Lichtungen, die von Erinnerungen umschwebt waren. Es gab viele heilige Orte im Walde, solche, die ich nicht betrat ich sah sie nur aus der Ferne an. Schwermütige Geheimnisse waren in meiner Brust.

Meine gewöhnlichen Wege waren das.

Dann wurde es dunkel, die Sonne verschwand bald und nach kurzem Abschiede hinter den Bergen.

Es war Herbst, Herbst. Der Wind wehte kalt. Gewiß würde es bald dunkel und kalt sein auf der Welt, auf lange, lange Wochen. Alle Dinge froren schon, die den Winter ahnten und die finsteren Nächte.

Es war lange bis zum Frühling.

Ich blickte in den Wald hinein, der braunschwarz in der Tiefe war. Ach, traurig sah es da drinnen wohl aus. Und ich dachte — wie ich darauf kam, weiß ich nicht — ich dachte — so kann es wohl sein: Unter einem faulen Pilz, da sitzt ein Zwerg im finstern Walde und er flickt zähneklappernd den Wintermantel aus Maulwurfspelz. Eine Schnecke leuchtete ihm.

Ich werde sterben, klagt die Schnecke.

Ich werde leben, erwidert der Zwerg und seine Zähne klappern. Ihr Schnecken habt es gut! Es ist lange bis zum Frühling!

Ich trat ins Haus. Vielleicht war auch ein Zwerg im Walde, ein grauer, müder Zwerg, der sich eigenhändig in die Erde einschaufelte.

Es war so stille im Hause und überall schien einer zu stehen, der etwas sagen möchte. Ich pfiff.

Eine Tür öffnete sich und der kahle Kopf der alten Maria erschien kugelrund in der hellen Spalte.

„Ich bin es", rief ich laut. „Hat man die Zeitungsannonce wegen Pazzos besorgt?"

„Ja Herr."

„Dann ist es gut. Er wird nun bald kommen, unser guter Pazzo. Haha. Gute Nacht, Mütterchen!"

„Gute Nacht auch, Herr."

Nun kam die Nacht, die lange Nacht.

Ich schlief sehr wenig in diesen ersten Wochen. Ich saß in der Bibliothek und las. Ich spielte Klavier. Da kam dann Ingeborg aus allen Tönen, in allen Gebärden, es war schön, aber oft mußte ich aufhören.

Ich saß auf dem Fenstersims in den weißen Zimmern und wartete auf den Morgen. Ingeborg war um mich.

Ein Duft von Waldmeister war in den weißen Zimmern, er war mir früher nie so stark aufgefallen. Am Morgen, da wohnte die Frühsonne darin. Es tummelten sich Milliarden blitzender Fünkchen in den weißen Räumen, sie flogen mir in die Augen, so daß ich sie geblendet schließen mußte. Nachts da zitterte ein gespenstisches, mattes Licht über allen Dingen und die welken Sträuße in den Vasen und Krügen begannen zu duften. Ihr Geruch war der Geruch der Vergangenheit, man wußte: hier hat jemand gewohnt. Entblätterte Rosen lagen auf dem Boden, gelber Blütenstaub auf der Tischdecke. Ein feiner Geruch von Ingeborgs Gewändern und ihrem Nacken, ihren Haaren schwebte aus den toten Möbeln. Ich saß auf dem Fenstersims, im blauen Mondlicht und plauderte mit ihr. Ganz wie einst. Wir führten Gespräche und ich ahmte Ingeborgs Stimme nach, so gut es ging. Wir führten mitunter scherzhafte Gespräche, ich stellte mich ungeschickt, unwissend. Wir lachten. Wir plauderten.

Der Mond geht auf, ich sage:

„Der Mond ist ein Brief von Silber, den die Sonne an die Erdenkinder schreibt, weil sie verreist ist, Ingeborg."

Alte Worte.

„Soll ich dir den Mond schenken, Ingeborg?"

Ingeborg lacht. „Ich schenke dir die Schmetterlinge von hundert Sommern, Axel. Willst du?"

Alte Worte.

Zuweilen schauere ich zusammen. Es ist so stille in den weißen Zimmern und ich spreche mit einem Gespenste.

Ich schlich herum in diesen Zimmern, schlich, flüsterte.

Ich betastete die Möbel. Es gab ein Kissen, in dem zuletzt ihr Kopf geruht hatte. Man sah es — — —

Diese Zimmer zogen mich immer wieder und wieder an! Hier war ihre Stimme, ihr Gesang! Oft fingen die Zimmer ganz deutlich zu singen an. Die Türe, die zum Schlafzimmer führte, stand halb offen, sie schien sich zu bewegen und noch leise zu knarren. Ich entdeckte Spuren ihrer Schritte auf den Teppichen, ich fand ein Löschblatt, auf das ein Tannenbaum gekritzelt war, eine Kuh, ein Monogramm, geflochten aus A und J. Auf einem Tische lag ein Buch Karls, viele Stellen waren mit feinen Strichen angemerkt. Ich fand auch ein goldenes Haar zwischen zwei Seiten. Wie erschrak ich da, als ich ganz plötzlich dieses goldene Haar fand! Ich hatte es vielleicht geküßt, ja sicherlich, es war um meinen Nacken geschlungen gewesen. Diesen ganzen Tag wühlte ich in goldenen Haaren, ich badete mich darin, ich ließ sie über mein Gesicht streichen.

Ich fand eine Stelle in Karls Buch, die Ingeborg angestrichen hatte. Sie hieß: Wir sahen uns an. Deine Seele umschlang die meinige und sie wollten sich nicht mehr lassen und doch standen wir viele Schritte voneinander entfernt. Dann gingst du. Auch ich ging. Wahrhaftig, wie zwei Fische im Meer zogen wir aneinander vorüber. Das ist Menschenart.

Ich hörte Ingeborg seufzen. Ich entfloh.

Es sang in der Nacht. Herrlich sang es. Ich erwachte und lauschte. Die Stimme entfernte sich. Ich lächelte und preßte die Hände auf das Herz. — — —

In einer Nacht, da bellte ein Hund vor dem Hause. Ich sprang aus dem Bette. War es Pazzo? Nein, es war nichts zu sehen. Nun heulte es ganz tief im Walde. Ich kleidete mich an und lief in den Wald hinein. Ich pfiff.

Nichts regte sich als das Geräusch der fallenden Blätter.



Eines Nachmittags fielen zwei Menschen in mein Haus, zwei Menschen, die lachten und guter Dinge waren.

Harry Usedom mit dem schmalen hohen Frauenkopf und ein rothaariger Irrwisch mit Sommersprossen, treuherzigen Augen und einer kleinen Nase, eine Eggern-Weikersbach, Isabella hieß sie. Sie war eine Cousine von mir. Schülerin von Usedom, jetzt seine Frau.

„Er hat mich aus Verzweiflung geheiratet!" sagte sie. Sie lachte, konnte keinen Augenblick still sitzen und schob ihren Hut hin und her auf dem Kopfe.

Harry Usedom sprach und sprach. Sie unterhielten mich beide, lachten, bestellten Kaffee und Wein und Kognak, und taten, als ob sie sich einnisten wollten. Ich merkte recht gut, daß sie gekommen waren, um mich zu zerstreuen.

„Wir werden dir den ganzen Mozart vorspielen, Axel."

Ich versuchte fröhlich mit ihnen zu sein, mit ihnen zu plaudern, es ging nicht. Ich lächelte hie und da.

Isabelle schlug Harry Usedom auf den Mund, wenn er keck wurde.

Nun, sie gingen wieder.

„Wir kommen jeden Tag, Axel! Nur keine Ausflüchte!"

Sie gingen, Isabella kam nochmals zurück.

Sie umschlang mich und schmiegte sich an mich. „Höre", sagte sie, „was ist doch mit dir? Wie siehst du aus? Du siehst ja wie eine Leiche aus! Ganz grün und wächsern. Axel, beichte!"

Ich lächelte.

„O, Axel, bessere dich. Was warst du für ein lustiger Kamerad, früher. Ich sagte zu allen Leuten, das ist gar nichts, da solltet ihr Axel sehen! Nun Adieu, du!" — — —

Ich besah mich im Spiegel. Ja, ich sah wie eine Leiche aus. Woher kam es? Kam es daher, daß ich immer mit einem Gespenste lebte? — — —

Sie kamen wieder, Usedom und Isabella, ich war nicht zu Hause. Sie luden mich nach Rote Buche ein. Sie schickten den Wagen, der mich abholen sollte.

Nein, ich ging nicht.

Merkten sie es denn nicht, daß ich keine Menschen sehen konnte?



Das Schloß lag im kahlen Bergwalde, im Regen, im Winde, geduckt unter den schleppenden Wolken, es sah verlassen aus. Es war still wie ein Haus, in dem jemand gestorben ist.

Die Tage waren lang und die Nächte noch länger. Es regnete und wehte, die Welt hatte ihre trübste Seele.

Diese Tage und Nächte waren nicht leicht zu ertragen.

In den schönsten Stunden, da träumte ich, daß Pazzo zurückkäme und ich mit ihm sprechen könnte, in den schönsten Stunden, da träumte ich von Ingeborg. Ein Rausch brauste durch die weiten Säle, die Blumen der Tapeten blühten wieder, die Gesichter an den Wänden lächelten wieder, es brannten viele Kerzen in meinem Zimmer und ich ging trunkenen Herzens hin und her. Es war Sommer.

Ingeborg lacht und fragt: „Wie oft wirst du mich heute noch küssen?" Ich stehe vor ihr und meine Brust ist weit. „Tausendmal!" sage ich. Und Ingeborg schlägt die Hände vors Gesicht, schüttelt sich und lacht.

Es ist Sommer und im Parke singen die Vögel, daß man glaubt, einer schüttele ein Bündel heller Schellen wie verrückt in der Hand.

Die Sonne funkelt. Hallo! Ein Regenbogen ist das Tor zu diesem Hause!

Die Kerzen erlöschen, eine um die andere, es wird dunkeler um mich und dunkeler in meinem Herzen.

Ich sitze vor der letzten Kerze und sehe zu, wie sie kleiner wird. So vergeht die Zeit, sie schmilzt und man sieht es.

Ich bin allein, die Gäste gingen.

Und ich denke: schwer ist das Leben, es stellt schwierige Aufgaben. Suche dir ein Glück, o Mensch! Lebe ein Glück, o Mensch! Lächle wieder, nachdem du vor Glück geschluchzt hast, o Mensch!

Spricht das Leben und zuckt mit keiner Wimper.

In einer Nacht, da der Wind an den Scheiben rüttelte, verfiel ich auf den Gedanken, an Ingeborg zu schreiben. Ich schrieb die ganze Nacht hindurch und mein Herz wurde leichter. Ich schrieb:

Ingeborg, Ingeborg, warum hast du mich verlassen? Ja, warum? Habe ich dich nicht geliebt, war es nicht schön in diesem Frühling und Sommer? Ich frage dich, es soll kein Vorwurf sein, nein. Du sahst Karl, du sahst Karls wirkliches Gesicht, sein wirkliches. Dann mußtest du wohl. Ich schreibe an dich. Du wirst diese Briefe nie erhalten, aber es ist so verlockend schön, an dich zu schreiben.

Wüßtest du, wie einsam es bei mir ist. Nichts regt sich in den Zimmern. Ich schlage die Türen zu, ich pfeife, aber die Stille schlägt darauf um so furchtbarer über mich zusammen. Wüßtest du, was ich alles erdulde! Vielleicht kämst du auf eine Stunde zu mir. Vielleicht schriebest du mir ein paar Worte. Ja, du bist so gütig, du würdest es gewiß tun. Wüßtest du nur alles.

Ingeborg, sei gegrüßt! Ich denke immerfort an dich. Du mußt es mir nicht verübeln in diesen ersten Wochen. Sobald ich einmal nicht mehr Abschied von dir nehmen werde, wird es besser gehen.

Ingeborg, ich sehe dich. Du lächelst und aus deinen Augen springen Funken, hell wie die Funken, die aus einem Steine springen.

Ingeborg, du bist ein goldener, runder Ring, du bist eine goldene Kugel, ja, das bist du, denn die Kugel ist die Handschrift des Schöpfers, du bist wie die weiche Luft im Frühling, wenn der Schnee zerrinnt, Ingeborg. Du bist eine weiße Glockenblume voller Tau.

Wieviel schreibe ich dir doch. Ingeborg! Aber es ist erst zehn Uhr und die Nacht ist lang. Nun schreibe ich dir noch ein Stückchen.

Ingeborg, so fahre ich fort, ich fühle es, wenn du an mich denkst. Ich lese, aber da werde ich plötzlich unruhig, du stehst hinter mir, du streichst leise über meinen Scheitel und berührst die abstehenden Härchen, wohl fühle ich es.

Ingeborg, es kann sein, daß dein Antlitz in der Luft schwebt oder nur der Glanz deiner Wange, ein Lächeln deines Mundes. Ingeborg, höre, manche Nacht kommst du zu mir und legst mir zwei Tränen unter die Augenlider. Da erwache ich dann, denn die Tränen fangen an zu glühen, und ich finde sie auf meiner Wange.

Ingeborg, zuweilen sprichst du mit mir, du sprichst wie jemand, der sich ab-

wendet und fortgehen will. Axel, so flüsterst du, weshalb gehe ich doch von dir? Wie schön war unsere Liebe!

Das Schicksal winkte.

Ich wollte dir nicht wehe tun, Axel.

Nein, nimmermehr, du Gute, wie könntest du es doch gewollt haben. Gehe hin und freue dich. Alles wird gut sein, lasse nur noch einige Tage verstreichen. Bis ich nicht mehr Abschied von dir nehme, weißt du — — —

Ingeborg, Ingeborg, fielen mir doch rasch zehntausend schöne Namen für dich ein!

Ingeborg kämmt sich die Haare. Ich denke daran.

Ingeborg liebte es, sich die Haare zu kämmen, sie konnte Stunden damit zubringen. Und ich konnte stundenlang zusehen.

Es waren so viele Haare! Es waren Bäche, sie rieselten, stürzten über ihre Schultern, über ihre Brust, wenn sie den Kopf schüttelte, so bewegten sie sich von oben bis unten, wie Flammen wehten sie. Sie konnten das Gesicht einhüllen, daß es wie aus einer Höhle blickte. Dann schimmerten die Augen so stolz und gütig.

Sie bändigte die freigelassenen Haare mit der Hand und drehte den Kopf nach links, während sie mit dem Kamme durch die Haare fuhr. Ich habe nie gesehen, daß sie den Kopf nach rechts gedreht hätte. Und es knisterte.

„Heute knistert es besonders stark!" sagte Ingeborg. Die Haare lagen auf meiner Hand, ein Netz, ein Gespinst, sie waren weich, sie schmeichelten. Man konnte sich nicht denken, was es ist, Haare, nein, etwas ganz Wunderbares war es.

Dann wurden sie gefesselt und in den Nacken gewunden. Ich sah ihnen nach. Ingeborg kämmt sich die Haare. Ich denke daran. Stunden vergehen. Es ist eigentümlich, ganz unbedeutende Dinge können zu Ereignissen werden.

Aus einer Zeit, da ich einen gespitzten Mund küßt und ausrief: Alle Tage ist nun Hochzeit, du!

Ich habe einen Geschmack auf den Lippen.

Zuweilen vergeht er, aber er taucht immer wieder auf.

Ich fühle ihn des Morgens, wenn ich aufstehe und das ist mein ganzes Glück für den Tag. Es kann sein, daß ich den Geschmack auf den Lippen verliere, aber ich träume des Nachts von ihm, ich erwache, er ist auf meinen Lippen. —

Dann wage ich es nicht wieder einzuschlafen. — — —

Was soll ich tun? Soll ich lesen? Ich begreife ja keine Zeile. Soll ich Klavier oder Geige spielen? Ingeborg ist ja in jedem Tone. Soll ich den Wald ausrotten, eine Wiese entwässern, einen Kanal graben für die Schiffahrt und den Handel?

Soll ich fortreisen, in die Ferne, bis dorthin, wo die Bahn aufhört und dann wandern, wandern —?

Ja! aber wenn es Ingeborg einfiele, mich auf Edelhof zu besuchen? — — —

Ich mußte in dieser Zeit viel an die Geschichte von Hermann Ecke denken, den Gutsherrn auf Entenweiher, den seine Frau verließ.

Zur Zeit von Ingeborgs Genesung hatte ich sie Ingeborg erzählt. War es nicht sonderbar? Ahnte meine Seele voraus, was kommen sollte?

Ich mußte oft an die Geschichte denken von Hermann Ecke, der glaubte, daß Eva wieder zu ihm käme.

Einen Rosengarten legte er ihr an, er baute eine Veranda für sie. Immer frische Sträuße in den Vasen, eine brennende Lampe die ganze Nacht in ihrem Zimmer.

Hurtig, hurtig, ihr Leute.

Ja, nun konnte Eva kommen.

Sagt der Freund zu Hermann Ecke: Kommt sie auch? Hahaha, antwortet Hermann Ecke. Das ist alles, was er antwortet.

Freilich kommt Eva wieder. Herrliches habe ich erlebt, wird sie sprechen, alle haben mich angebetet.

Königin, dein Thron ist bereit — ah, ein Narr! Ja, Hermann Ecke ist ein Narr. Aber ein glücklicher Narr ist er.

In einer Nacht schrie der Hirsch in den Bergen. Ich stand am Fenster und horchte auf seinen Schrei.

Da stieg er in meinem Herzen auf, der Gedanke, zum erstenmal, ganz deutlich, fordernd und stark. Ich rang mit ihm. Wochen und Monate habe ich mit ihm gerungen, mit diesem Gedanken.

Ich war traurig, traurig.

Ich ging in Sack und Asche einher. Ich lachte nicht mehr, ich lächelte selten. Ich liebte es, zu tanzen und zu jubeln vor Freude, ich liebte es prächtige Gedanken im Kopfe zu tragen, ich liebte es, mein Herz klopfen zu hören. Ja, in jenem Sommer, da waren Symphonien in mir, Symphonien, ohne Ende, ohne Ende.

Nun war ich aus meinem Reiche vertrieben, ein Bettler, der sich dahinschleppte, Hunger in den Augen.

Einst wandelte ich, jetzt kroch ich.

Möchte doch die Sonne erblinden, möchte doch die Welt zerfallen in Schutt, Schutt.

Die Hand des Schicksals hat mein Gesicht zerknittert, es erscheint mir fremd. Meine Augen sind zusammengerückt und sie stechen, eine tiefe Falte spaltet meine Stirn, meine Lippen hat die Bitternis gesäumt.

Ich bin unglücklich.

Es ist ein kleines Wort. Wehe, wenn du einmal nichts anderes mehr sagen kannst als dies.



In der Nacht, da der erste Reif fiel, hatte ich einen herrlichen Traum. Ich träumte, Ingeborg stünde an meinem Bette. Ich sah sie stehen, es war wie im Sommer, der Mond schien durch die Kastanien und der Boden des Zimmers sah aus wie ein Spiegel, der in tausend Stücke zersprungen war. Auch Ingeborg glitzerte. Ich erwachte: da war es leer und kalt um mich. Ich stand auf und ging den Berg hinunter, über das Tal. Ich stieß auf Geleise. Die Geleise waren bereift.

Es kamen zwei glückliche Tage. Zwei Tage mit Wangen wie der Mai und leichten Füßen wie die Sonnenstrahlen.

An einem Tage kam Pazzo zurück. Am andern traf ein Brief von Ingeborg ein.

Ich stand am Fenster und blickte die Straße hinab. Die Straße herauf kam ein Jäger mit seinem Hunde. Nein, es war kein Jäger, er hatte kein Gewehr und ging auch nicht wie die Jäger gehen, es war ein Hirte mit seinem Hunde. Nein, es war auch kein Hirte, ein Bahnwärter war es, man sah es an der Mütze, und dieser Hund war nicht der Hund des Bahnwärters, dieser schleichende, magere Hund war ja Pazzo.

Ich riß das Fenster auf und pfiff. Der Hund stellte die Ohren, bellte matt und trabte müde heran.

„Kommen Sie herein! Herein, mein Freund!" rief ich dem Bahnwärter zu.

Pazzo kam kläffend die Treppe herauf und sprang an mir empor. Er sah verändert, ja ganz entstellt aus. Dann winselte er und kroch um meine Füße. Er heulte kläglich, legte sich auf den Boden und schlug mit dem Schwanze.

„Was ist mit dir, Pazzo? Deine Augen sind ganz trüb."

Der Bahnwärter trat ein.

„Paulus schreibe ich mich," sagte er. „Ich habe den Hund eingefangen. Er sprang hin und her mit den Zügen, immer am Bahndamm entlang."

„Am Bahndamm? Jawohl. Ein guter Hund!"

„Ja, ein guter Hund. Aber er ist krank. Frißt nichts!"

„Das wird schon wieder werden, was, Pazzo?" Pazzo schlug mit dem Schwanze und winselte.

Er sei immer am Bahndamm hin und her gelaufen. Barbeck von Unternzell habe gesagt: Hast du den Hund gesehen — ein weißer Jagdhund —

„Nehmen sie Platz! — Wein! — Bitte, erzählen Sie." Der Mann, der sich Paulus schrieb, erzählte ausführlich von dem weißen Hühnerhund.

Er habe ihn in das Gärtchen eingeschlossen und auch eine Kiste für ihn hingestellt. Aber nun, ein schwieriger Fall! Wem gehörte dieser Hund, der nicht auf den Namen Waldmann oder Feldmann, Nero oder Packan hörte? Kein Halsband, nichts. Er mußte weit her sein, war vielleicht aus dem Zuge gesprungen. Nun, er wohne einsam, komme nur alle Sonnabend ins Dorf. Sagt der Wirt vom schwarzen Bären: Paulus, da steht es. „Nun, ich mache mich auf und bringe den Ausreißer gleich selbst her. Ich habe freie Fahrt."

Die Erzählung währte lange Zeit, aber dann ließ ich mir noch ausführlich über Einzelheiten berichten.

Also was ich nun schuldig sei, fragte ich.

Der Bahnwärter schmunzelte, leckte den Schnurrbart und drehte die Mütze zwischen den Fingern.

Nun, der Hund habe keine Störung ins Haus gebracht. Gefressen habe er auch nicht viel. Er wolle halt sagen — er wolle es dem gnädigen Herrn selbst überlassen.

„Ein Vorschlag."

„Sagen wir im ganzen fünf Mark."

Ich lächelte. „Aber bitte—?" sagte ich. Er sollte Pazzo nicht umsonst gepflegt haben!

„So sagen wir in Gottesnamen drei Mark. Ich versäume auch einen halben Tag. Verköstigung auswärts —" Ich mußte lachen. Der Bahnwärter bekam einen roten Kopf.

Ich mußte immer mehr lachen. Da saß ich nun, zitterte vor Freude und er verlangte fünf Mark! Das war unerhört. Er hätte mein Vermögen verlangen können, ich hätte es ihm gegeben. „Erlauben Sie, mein Freund," sagte ich zu ihm, „es ist mir nicht zuviel, sondern zuwenig. Ich könnte Sie nun betrügen und fünfzig Mark geben — Sie würden zufrieden sein — aber es wäre Betrug. Denn dieser Hund da, jawohl dieser Hund da, ist kein gewöhnlicher Hund, nein!" Ich erzählte nun, was das für eine Rasse sei, daß er mir schon über fünfzigtausend Mark an Prämien eingebracht habe, demnächst nach Amerika eingeschifft werde zu einer internationalen Hundeausstellung.

Es fiel mir schwer, nicht herauszulachen, denn das Gesicht des Bahnwärters wurde länger bei jeder Prämie. „Die beste Zeit des Hundes ist ja vorüber," schloß ich. „Er kann noch einige Prämien bekommen, ja. Ich würde ihn nicht für fünfzigtausend Mark hergeben. Ein Gerichtstaxator würde den Wert des Tieres auf etwa dreißigtausend Mark schätzen. Sagen wir zwanzigtausend. Nun haben Sie gerichtlich zehn Prozent des Wertes eines Fundgegenstandes zu beanspruchen, ich bin bereit, Ihnen zweitausend Mark auszubezahlen. Sind Sie damit zufrieden?"

„Nonono?!"

„Kein Scherz, ich kann Ihnen die Prämiierungsurkunden zeigen, wenn Sie es wünschen. Ich will Sie nicht betrügen." — Ich sprach leichthin, aber in überzeugendem Tone.

Der Bahnwärter lachte wie besessen, stand militärisch stramm, legte die Hand an die Mütze, warf mir Kußhände zu. Dann rannte er wie verrückt den Berg hinunter, er verlor dreimal die Mütze.

Wie er sich freute! Zweitausend Mark! Es gibt Leute, denen kannst Du ganz Indien und das Paradies dazu schenken, und sie werden nicht einmal rot.

Ich riegelte die Türe ab.

„Pazzo, Pazzo!"

Ich warf mich auf den Boden und weinte und lachte vor Freude.

„Ja, Pazzo, du gute Seele, mein Freund. Du guter Pazzo — immer am Bahndamm entlang, hin und her —"

Pazzo leckte mir die Hand und das Gesicht ab und wedelte und bellte. Ich sah ihn mir an. Was wußte er alles. Hätte er reden können!

Er war nicht ganz gesund. Halb verhungert war er.

Aber nun war alles gut. Hahaha!

Pazzo war da, Pazzo! —

Gib einem Menschen Indien und das Paradies dazu, die tausend schönsten

Frauen der Welt — ein Herz beginnt zu schlagen, wo sie dich berühren, an jeder Stelle deines Körpers — er errötet nicht einmal. Gib ihm eine Zeile, ein Wort von der Geliebten, er wird bleich vor Freude.

Ja, ein Brief kam, von Ingeborg. Ich saß in meinem Zimmer und pflegte Pazzo. Pazzo schlief ununterbrochen und wandte den Kopf zur Seite, wenn ich ihm Wein reichen wollte oder gehacktes Fleisch. Seine Augen waren rot unterlaufen. Aber bald würde er gesund sein und dann war eine schöne Zeit gekommen. Wir würden den Winter ertragen können zusammen, die Tage, die Nächte, alles.

Da kam ein Brief. Die alte Maria reichte ihn mir, sie tat, als sei es gar nichts besonderes — und ich las die Aufschrift: er war von Ingeborg —

Der Bote hat ihn nicht umsonst gebracht.

Freunde, Freunde, Freunde und liebe Leute allesamt auf der Welt. — Nein, stille, stille!

War das Ingeborgs Schrift? Ja, das war sie. Ruhte hier Ingeborgs Hand? Ja, ja. Ingeborgs Lippen haben den Brief zugeklebt.

Weißt du, wie das ist, wenn einem Unglücklichen eine Freude zu teil wird? Es ist eine Sonne um Mitternacht, es ist als ob Gott selbst zu ihm eintrete, es ist — — nein, stille!

Ich nahm den Hut und ging in den Wald. Pazzo? Aber Pazzo blinzelte nur und lugte und bewegte den Schwanz ein wenig. In den Wald. Denn der Brief mußte im Walde gelesen werden. Noch war er nicht dunkel genug, noch war er nicht schön genug. Hurtig!

Immer tiefer ging ich in den Wald hinein, den Brief in der Hand. Da begannen ringsumher Glocken im Walde zu läuten. Die Erde läutete und die Bäume.

Ihre Wipfel schwangen sich hin und her und läuteten.

Ich ging dahin, getragen von dem Summen der dumpfen, feierlichen Glocken, sie läuteten, läuteten. Und ich suchte mir ein verstecktes Plätzchen, streckte mich ins Moos und lauschte auf das sonderbare, summende, feierliche Läuten um mich her.

Schön war es, hier zu liegen und zu lauschen und Ingeborgs Brief anzusehen.

Hallo, Ingeborg!

Ingeborg schrieb nur wenige Worte. Ich solle ihr vergeben — — Hört, das ist Ingeborg! — Sie habe nicht gewagt, an mich zu schreiben — Hört ihr es? — Karl lasse grüßen, sie bitte um einige Kleinigkeiten. Ob sie mich nicht bitten dürfe, ihr das Medaillon mit dem Bilde ihrer Mutter zu schicken. Sie könne nicht leben ohne das Medaillon.

Viel zu tun habe sie. Gesangstunde. Karl arbeite fortwährend und nur ein Stündchen könnten sie am Abend zusammen sein. Aber sie sei sehr glücklich.

Das Medaillon sollte sie mit der nächsten Post bekommen. Ich trug es um den Hals, versteckt unter dem Kragen, aber sie konnte es haben. Was sie wollte alles!

Schreibe bald, Axel.

Ja, heute noch wollte ich schreiben.

Ich bin tief in den Wald hineingegangen, Ingeborg, würde ich schreiben, der Wald begann zu läuten. Sonderbar war es, unvergeßlich. Ich habe mich sehr gefreut, wie habe ich mich gefreut!

Ja, ein herrlicher Brief würde es werden.

Hin und her streifte ich im Walde. Gab es heute einen glücklicheren Menschen auf der Erde? Nein, nein! Wer das behauptete, der kam nicht aus den finsteren Nächten hervor.

Vergessen waren die finsteren Nächte!

Den ganzen Nachmittag trieb ich mich im Walde umher und ich war ausgelassen wie ein Knabe. Hundertmal las ich Ingeborgs Brief. Immer noch läutete der Wald. Es war ein herrlicher Tag, der mit sanfter Dämmerung zu Ende ging.

Es begann zu rieseln im Walde, als regne es.

Ich kam auf die Bergstraße. Aus einer gelben, großen Wolke fiel der Regen in dünnen Schnüren durch die blaue Dämmerung. Blaue Adern zuckten über den Weg. Das Laub auf der Straße und zwischen den Bäumen erschien wie ein schöner Teppich.

Ein Schritt klang auf der Straße und ich wandte mich um. Ein schmächtiger Mann mit bleigrauem Gesichte und kurz geschorenen Haaren kam die Straße herauf. Seine großen Augen flammten. Er schwang den Hut in der Hand und ging langsam, wie von schwerem Unglück gebeugt. Aber als er näher kam, bemerkte ich, daß er nur langsam ging, um ein wenig zu ruhen. Er kam wohl weit her. Seine Schuhe waren ganz weiß vom Staube, mit schwarzen Sternchen darauf, vom Regen. Er hatte das verhärmte Gesicht eines Mönches und die leuchtenden Augen, die frei und klar in die Welt sahen, beleuchteten es.

„Grüß Gott!" rief der Mönch und schwang den Hut.

„Grüß Gott!" antwortete ich.

Der Wanderer blieb stehen und blinzelte.

„Ha!" rief er, „ein herrlicher Regen! Wie! Diese Luft! Dieser Regen — der reinste Wein!" Er blinzelte, nickte, drehte den kahlen Schädel nach links und rechts und blinzelte wiederum.

„So ein Baum! Was? Eine Buche! Weiß der Himmel, diese Welt ist ein einziges Wunder!"

Schön sei diese Welt, ja.

Ich lachte.

Der Wanderer setzte sich in Bewegung und ich ging neben ihm her.

„Diese Farben! Rot, gelb, grün, wie du sie nur denken kannst. Ungeheuer schön! Der Wald groß, frei, verstehst du, Freund, der Himmel so hoch! Obschon es regnet. Hoch! hoch! Gott, wie hoch ist dein Himmel!"

Er jauchzte und schwang den Hut.

„Gott, wie hoch ist dein Himmel!“ rief er und breitete die Arme aus.

Da sprang ein Eichhörnchen über die Straße.

„Teufel!“ schrie er. „Hast du es gesehen? Ein verteufeltes Tier, einen Schwanz wie eine Fahne! Und — ratsch! — wie geschickt den Baum hinauf. Rings herum — holla! Dort sitzt es. Siehst du? Ein Eichhörnchen. Weiß der Himmel, ein feines, listiges und kluges Tierchen. Hab viele Jahre keins gesehen. Ah! — ha — ha — es flog!! Flog von einem Baum zum andern, gute fünf Meter unter Brüdern!“

Schritt auf Schritt brach der bleiche, kleine Mann in Ausrufe des Entzückens aus. Er sah aus, als sei er jahrelang krank gelegen und habe erst heute wieder die dumpfe Krankenstube verlassen.

„Ein Frosch, du! Wohin, mein Herr? Hoppla!“

Ich lachte. Ich konnte mich nicht genug wundern über den sonderbaren Wanderer und nicht genug freuen über seine Fröhlichkeit. Wahrhaftig, zu keiner gelegeneren Stunde hätte er mir begegnen können! Ich war heute aufgelegt zu einem Gespräche, lange Wochen hatte ich mit keinem Menschen mehr gesprochen.

Ob er krank gewesen wäre? fragte ich.

Ja, schwer krank. Aber nun sei er wieder gesund! Niemand glaube, wie glücklich er sei. Es gäbe keine glücklicheren Menschen auf der Welt.

„Wie?“

Der Wanderer blieb stehen und blinzelte und lachte. Es war sonderbar, zu sehen, wie dieses verhärmte Gesicht mit den grauen Tränenfurchen lachte. Ein Strich waren die Augen und augenblicklich darauf große, leuchtende Räder.

„Sieh mich an, Freund! Ein Bild! Etwas Seltenes, sage ich dir. Weißt du, mit wem du gehst? Vielleicht hälst du mich für einen Narren? Kurz und bündig, sieh mich an, der glücklichste Mensch der Welt steht vor dir!“

Ich schlug ihn mit der flachen Hand auf die Schulter, daß der kleine Geselle fast in die Knie brach.

„Das trifft sich gut, Freund“, rief ich lachend aus und verbeugte mich tief. „Ich bin dein Bruder. Ebenfalls der glücklichste Mann der Welt!“

Hehehehe!

Hahaha!

Wir lachten und es schien als machten wir einander große Verbeugungen, so schüttelte uns das Lachen. Standen mitten auf der Straße, im Herbstwald, im Regen, und verneigten uns.

„Ja, sagte ich, glaubst du es nicht? Lieber Freund, was ich für ein Glück hatte! Ich bin ein Bahnwärter bei Unternzell. Sehe immer einen Hund am Bahndamm laufen, ich fange diesen Hund, Waldmann rufe ich, Feldmann, fange ihn wie gesagt und bringe ihn seinem Herrn. Hast du das Schloß gesehen, da drunten?

„Ja, schönes Schloß!“

„Nun höre weiter. Ich bringe ihm den Hund. Was verlangst du, fragte er. Ganz kurz, wie die reichen Leute sprechen, er wollte eben ausfahren mit seiner Frau. Lieber, was er für eine schöne Frau hat, sage ich dir! Schlank, blond und

ein gewinnendes Lächeln. Die Locken hängen über den Wangen, wie man es bei Kindern sieht. Augen hat sie, klein und frisch, hellblau wie Vergißmeinnichte. Eine Stimme wie ein Vogel. Wenn sie nur spricht — —"

„Also was verlangtest du?"

„Ich verlange also fünf Mark. War es zuviel?"

„Wielange hattest du den Hund in Pflege, darauf kommt es an."

„Sechs Wochen!"

„Dann ist es nicht zuviel."

„Was meinst du aber was passierte? Der Herr lachte gerade heraus. Und auch seine schöne Frau lachte. Noch nie habe ich eine Frau so lachen gehört. Du Ingeborg, sagte der Herr, fünf Mark verlangt er. Die schöne Frau sagte darauf, daß ich verrückt sei. Und beide lachten. Was meinst du aber, daß sie mir gaben?"

„Zwanzig Mark?"

„Zweitausend!!" Ich schrie es, daß der Wald hallte.

„Hoho! hehehe! Sachte, sachte!" schrie der Kleine, ebenso laut.

„Ja, zweitausend Mark. Du kannst sie sehen." Ich zog meine Brieftasche heraus.

„Hier sind sie. Siehst du? Also keine Lüge. Du hast keine Vorstellung, was das für ein Hund war! Ein preisgekröntes Vieh, überall preisgekrönt. Nächstens kommt er nach Amerika."

Sehr merkwürdig. Höchst eigentümlich.

„Ja, Glück muß der Mensch haben, so laufen ihm preisgekrönte Hunde ins Haus. Was sagst du jetzt, wenn ich behaupte, der glücklichste Mensch der Welt zu sein?"

„Gehen wir weiter," sagte der Wanderer, „im Gehen spricht sichs ebenso gut. Selbst wenn ich annehme, daß es so ist, so ist dein Glück doch nicht so groß, wie das meinige. Es ist mehr äußerlicher Natur. Geld macht kein Glück. Du kannst dir viel schönes und nützliches dafür anschaffen, stimmt. Aber mein Glück sitzt tiefer, das sitzt mitten im Herzen, da zittert es, da drinnen, ja! Ich bin wiedergeboren, verstehst du, habe Leben und Freiheit, ich wandere durch die schöne Welt, wandere noch vierzehn Tage, dann bin ich bei meiner Frau, habe zwei Kinder, die nun schon in die Schule gehen. Ein Mädchen, ein Knabe. Das ist etwas anderes, nicht? Du hast alles vielleicht auch —"

„Gewiß, gewiß! Nur in die Schule gehen meine Kinder noch nicht. Hm. Ich verstehe dich schon, du hast deine Gesundheit wiederum, das Wiedersehen zu Hause nach langen Jahren, ja, aber trotzdem bin ich sehr glücklich, Freund, sehr glücklich. Sage, ist es bei dir ebenso, wenn ich glücklich bin, so möchte ich anderen gerne eine Freude machen."

Eine allgemein menschliche Eigenschaft sei dies. „Nun höre. Ich hätte ebensogut nur tausend Mark bekommen können. Wie wäre es, wenn wir teilten? Ich brauche das Geld nicht."

Der Wanderer blinzelte und lachte. Er klimperte mit der Hand in der Tasche und es klang nach harten Talern.

Er schnalzte mit der Zunge. „Da, habe Geld, brauche keines," sagte er. „Ich bin so glücklich, daß das Geld bei mir keine Rolle spielt, Freund. Alles steht gut, meine Frau hat sich eine Strickmaschine angeschafft, ist sehr geschickt und fleißig."

Ja, wenn er nun so stolz wäre —

„Lassen wir uns die Stimmung nicht verderben," sagte der Kleine, „weil wir doch die glücklichsten Menschen der Welt sind. Du hast ein gutes Herz, du bist auch glücklich, ja, denn sonst würdest du nicht so lächeln. Ich kenne Lachen und Lächeln der Menschen genau, ich war da, wo man selten lacht, verstehst du. Du bist so glücklich, daß du Scherze treiben mußt. Sieh, Bruder, ich sehe deine Hände an. Du bist kein Bahnwärter, nein —"

Haha!

„Nein. Hat ein Bahnwärter eine Brieftasche? Wo hast du das schon gesehen? Ein Bahnwärter spricht auch ganz anders. Ich bin Reisender und kenne die Bahnwärter also besser als du. Wer sollte auch so ein Narr sein, daß er zweitausend Mark bezahlt, wenn man ihm seinen Hund zurückbringt? Wir sind doch nicht in Amerika! Ich weiß wohl, daß du aus dem Schlosse da drunten bist, vielleicht der Herr selbst —?"

Ich lachte.

„Schlaukopf, Schlaukopf! Soll ich jedem sagen, weshalb ich glücklich bin?

Nun, dir kann ich es sagen, das mit dem Hunde war freilich Lüge. Aber ich will dir die Wahrheit sagen. Ich habe heute einen Brief von meiner Frau erhalten. Sie ist im Bad. Ein Kind hat sie geboren, einen Knaben!"

„Aha! Aha! Ja, das sitzt schon tiefer, das Glück! Gratulation, Gratulation!"

„Danke, danke!"

Ich mußte mich abwenden. Plötzlich hatte ich Tränen in den Augen. Wie dumm das war!

Der Kleine blinzelte. Er schüttelte eigentümlich den Kopf. „Was ist mit dir?" sagte er. „Du bist so sonderbar — so sonderbar bist du — ei, ei —?'

„Es ist nichts," rief ich und lachte und warf den Kopf zurück in den Nacken.

„Desto besser. Es schien mir so — auch dein Lächeln ist so eigentümlich. Lebe wohl! Noch eines, eine Aufrichtigkeit ist die andere wert, Freund! Sieh mich nur an, mein Gesicht, meine geschorenen Haare. Wenn du nicht blind bist, so weißt du, aus welchem Krankenhaus ich komme. Vier Jahre! Es war ein schlechter und leichtsinniger Streich. Vorbei, vorbei — lebe wohl."

Wir schüttelten uns die Hände.

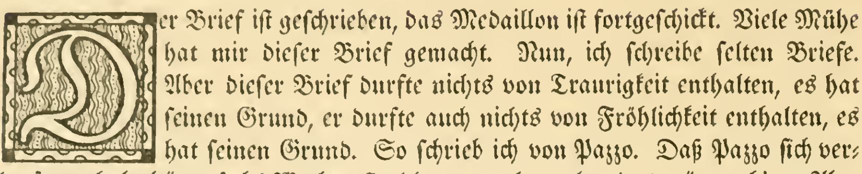
Der Kleine stieg mit raschen Schritten ins Tal hinunter. Er wandte sich dazwischen um und jauchzte und schwang den Hut.

Und ich schwang den Hut und jauchzte Antwort.

Bald sah ich ihn nicht mehr, er tauchte in die Dämmerung unter.

Aber ich hörte noch lange Zeit den jauchzenden Gruß und ich antwortete, bis ich nichts mehr vernahm.

Ein herrlicher Tag!



Der Brief ist geschrieben, das Medaillon ist fortgeschickt. Viele Mühe hat mir dieser Brief gemacht. Nun, ich schreibe selten Briefe. Aber dieser Brief durfte nichts von Traurigkeit enthalten, es hat seinen Grund, er durfte auch nichts von Fröhlichkeit enthalten, es hat seinen Grund. So schrieb ich von Pazzo. Daß Pazzo sich verlaufen gehabt hätte, sechs Wochen strolchte er umher, aber jetzt wäre er hier. Aber er sei krank und verstört. Zuweilen knurre er sogar, wenn man ihn streichle, mürrisch sei er wie ein rechter Kranker. Er habe Falten zwischen den Augen bekommen, ein wirkliches griesgrämiges Gesicht. Aber ich hoffe, daß es nun bald eine Wendung zum guten nehme mit Pazzo. Und nun viele Grüße, viele, viele Grüße an euch, ihr lieben Freunde.

Ja, bei Gott, was sollte ich auch anderes schreiben? Der Brief ist geschrieben, das Medaillon ist fortgeschickt. Gerne hätte ich es behalten. Ich sah es mir gut an, bevor ich es einpackte. Ingeborg hatte Karl, hatte Gespräche und Lachen, ich hatte — nun, Ingeborg brauchte es. Gut.

Ich behielt nun nur noch ein kleines Väschen, aus grünem Glase, von Ingeborg zurück. Alles andere war eingeschlossen worden in Ingeborgs Gemächer. Diese Gemächer waren verschlossen für immer und die Schlüssel lagen in einem Schranke alter Kleider.

Ein neues Leben mußte begonnen werden!

Aber das grüne Väschen hatte ich zurückbehalten. Es stand auf dem Flügel und ich sah es an, so oft ich vorüberging. Es hatte Form und Farbe einer unreifen Zitrone, goldne Reifchen am Rande. Es war körnig wie rauhes Eis.

Die Tage gingen.

Ich dachte, daß vielleicht bald wieder ein Brief von Ingeborg käme. Ich habe deinen Brief und das Medaillon erhalten, so würde Ingeborg wohl schreiben. Ich saß in meinem Zimmer und blätterte in den Mappen, vielleicht kam der Brief, oder ich ging in den Wald und wenn ich zurückkehrte, lag der Brief da. Man konnte es nicht wissen.

Die Tage gingen. Trübe Tage. Der Wind heulte und warf schmutzige Blätter gegen die Scheiben, daß sie kleben blieben. Alles welke Laub kam aus den Wäldern auf der Wiese vor dem Fenster zusammen und führte Tänze auf. Es war eine hohe, wirbelnde Säule, die tanzte, sie tanzte in den Wald hinein. Die Bäume standen kahl und man sah plötzlich den Turm der Dorfkirche zwischen den Ästen. Die Herbstzeitlosen waren verwelkt und verfault, es gab keine Blumen mehr.

Eine große schwarze Krähe wiegte sich auf dem obersten Zweig einer Buche, der blaue Rauch kleiner Feuer stieg aus dem Walde.

Schwere Wolken schleppten sich über die Berge, sie blieben in den Wipfeln

hängen und zuweilen regnete es Tag und Nacht in Strömen, so daß man glaubte, das Schloß würde fortschwimmen.

Oft trat die alte Maria ins Zimmer. Ich sah auf ihre Hände. Sie hielten ein Tablett, einen Teller für Pazzo, einen Schlüsselbund.

Nur Geduld, Geduld. Ingeborg hat viel zu tun. Sie schrieb es ja. Mein Tag ist ausgefüllt mit Gesangstudien. Ich habe einen sehr talentvollen Lehrer, den Komponisten Holger Hunt, er ist ein Bekannter von Karl . . Gegenwärtig komponiert er eine Oper, Merlin heißt sie. Er ist sehr streng und ich muß viel arbeiten.

Einmal aber würde sie schon Zeit finden.

Ich verbrachte meine Tage in der Bibliothek. Ich hatte viel zu lernen, es gab der Wunder unzählige in den Büchern.

Was ist mit Pazzo?

„Pazzo was ist mit dir?"

Pazzo liegt auf der Decke vor dem Kamin und öffnet die Augen. Er ist krank und ein starrer, gläserner Ausdruck liegt in seinem Blick. Er frißt fast nichts und ist schrecklich mager geworden. Und nun ist er so schwach, daß er kaum mit den Ohren zucken und den Schwanz bewegen kann.

Wenn ich ihn berührte, so sträubten sich die Haare auf seinem Rücken und er knurrte mürrisch. Niemand durfte in seine Nähe kommen und er fraß nur aus meiner Hand. Kam eine Dienerin um Holz in den Kamin zu legen, so blies er zornig durch die Nüstern und zeigte die Zähne.

Der Zustand des Tieres machte mir große Sorge. Aber wiederum zerstreute mich die Pflege des Hundes und ich pflegte ihn, wie eine Mutter ihr Kind pflegt.

„Es wird schon gehen, nur Mut, Pazzo!" sagte ich und kauerte auf dem Boden vor ihm. „Nur Mut, mein Liebling!"

Aber es ging nicht besser, nichts wollte helfen, und in einer stürmischen Nacht erhob sich Pazzo plötzlich und schlug laut an. Es war ein heiseres Kläffen, wild und hungerig.

Ich saß am Schreibtisch und las. Ich las in der Bibel, die Geschichte der herrlichen Esther, der Königin. Neben mir stand der Leuchter und mein Schatten fiel groß und phantastisch an die Wand.

Vielleicht hatte der Schatten Pazzo erschreckt, oder das Klappern der Zweige vor dem Fenster.

Und ich beruhigte Pazzo, indem ich freundlich auf ihn einsprach.

Aber Pazzo bellte abermals, scharf und feindselig, und dieser Laut war so fremdartig und entsetzlich, daß es mir kalt über den Rücken rieselte.

„Ruhe, Pazzo!" rief ich.

Pazzo stand mager auf hohen, dünnen Beinen und seine Haare waren gesträubt. Seine Augen funkelten grün und gelb, wie die Augen von Katzen, denen man in dunkelen Gassen begegnet. Geifer hing aus seinem Munde und tropfte auf den Boden.

Das war . . . . .

Sobald ich mich bewegte, zog er die Nase in die Höhe, so daß der Oberkiefer blinkte. Er fauchte wie eine Katze.

Nun ist Pazzo toll geworden! dachte ich und der Schmerz wollte mich überwältigen. Es kam so plötzlich! Ich hatte Mühe mich zurückzuhalten und mich nicht vor dem Hunde niederzuwerfen und ihn zu umschlingen.

Da kam Pazzo gesenkten Hauptes, die Augen stechend wie Brillanten, auf mich zu. Es mußte sein.

Ich nahm das Buch vom Schreibtisch und schleuderte es ihm mit aller Gewalt an den Kopf. Pazzo sprang zurück und kläffte, daß es hallte.

Dann tat ich es. Ich nahm den Revolver aus dem Schubfache.

„Komm Pazzo, mein Liebling!" sagte ich und zielte auf Pazzos Stirne. Die Tränen trübten meinen Blick.

Ich schoß, Pazzo sprang zur Seite, wankte und fiel zusammen. Er bekam noch eine Kugel durchs Ohr. Er zuckte, spreizte die Beine und bog den Kopf zurück. Er war tot, seine Augen starrten gläsern auf die Quaste eines Sessels, die baumelte. —

Das waren die Augen, die Ingeborg zuletzt gesehen hatten ...

Eine Stimme im Hause schrie und kreischte. Ein Laufen in den Gängen. Dann kamen einige Mägde ins Zimmer gestürzt, dürftig gekleidet, ohne anzuklopfen. Sie starrten mich wie versteinert an.

„Tragt ihn hinaus," sagte ich, „verscharrt ihn."

Sie nahmen Pazzos Körper und schleppten ihn aus dem Zimmer. Sein Kopf hing nach unten und er starrte mich an bis er in der Türe verschwand.—

Er war ein solch schönes und treues Tier, so klug, liebenswürdig, höflich. Er hatte solch klare, vergnügte Augen, sein Fell war so weiß und weich. Und die Sprünge, die er machen konnte! Er schwebte in der Luft, flog, und er konnte sausen, daß seine Ohren wie weiße Fähnlein flatterten. Er hatte ein paar schwarze Kleckse an der linken Flanke — als habe jemand ein Tintenfaß nach ihm geworfen, so sagte Ingeborg. Er war so dankbar, bei einem Worte, da leuchteten seine Augen, und bei zwei Worten, da tanzte er, und bei drei Worten, da legte er sich einem zu Füßen und schlug mit dem Schwanze. — — —

Nun war ich allein. Tag für Tag, Nacht für Nacht.

Das Leben war nicht leicht zu ertragen.

Ich schüttelte den Kopf und lächelte: Welch ein Winter! Ich mußte viel an Hermann Ecke denken, den Herrn auf Entenweiher, den Eva verließ.

Vielleicht hat Hermann Ecke auch einen Hund gehabt, der toll wurde? Nun kannte ich Hermann Ecke genau. Ja, ich sah ihn vor mir.

So, so, ja so sieht er aus! — Wenn du einem begegnest, fahl sein Gesicht, die Augenbrauen hochgezogen, groß und verwundert seine Augen und ohne Blick, ein wundes Lächeln auf den Lippen: Das ist er!

Da ist seine Geschichte. Ich schrieb sie, weil mich der Kummer niederdrückte.

Ein Mann wandert durch sein Haus und sinnt. Das ist Hermann Ecke. Was sinnt er doch? Es ist kalt in seinem Hause, er kann die Hände durch das Feuer

strecken, ohne daß es wärmt. Es ist still. Die Nächte tragen Schrecken und Finsternis um das Haus gleich einem schwarzen Sarge, dem der Wind jammernd folgt.

Es ist Nacht, Hermann Ecke trägt eine Kerze in der Hand und wandert. Hin und her wandert er und sucht. Was sucht er doch?

Eva ist nicht hier, nein.

Eine Mücke summt im Zimmer. Hermann Ecke lächelt. Eine Mücke, sagt er und sieht der kleinen Mücke nach. Er kommt an einem Spiegel vorüber und schließt die Augen, er will sein Gesicht nicht sehen.

Er trägt ein Licht in der Hand, es flackert und Laute kommen aus der Flamme. Er erschrickt und wendet sich um, ein Schatten duckt sich hinter den Schreibtisch. Er geht weiter, aber er fühlt, wie sich der Schatten aus dem Verstecke reckt. Er sieht ihn wachsen, über die Wand, die Decke und eine dunkle lange Hand greift nach seinen Haaren, wie ein verkohlter Arm baumelt es über ihm.

Da schreit er.

Was ist Herr?

Nichts, danke.

O!

Hermann Ecke steht am Fenster und blickt auf die Straße hinab. Klingen nicht Schlittenglocken durch die Winterstille? Ein Wagen saust daher. Wohin? Zu Nachbar Dohn.

Kam da nicht ein Bote? Er taumelte vor Erregung und schwenkte ein Tuch in der Hand. Nein, es ist ein Betrunkener, der ein weißes Bündel trägt. Vielleicht kommt er von einer Hochzeit.

Ist es heute nicht, ist es morgen.

Überall ist er zu sehen, Hermann Ecke. Im Walde, im Felde, im Dorfe. Aber er lächelt nicht mehr, er ist bleich, und groß und verwundert blicken seine Augen. Er geht einher, als suche er etwas auf dem Boden.

Hermann Ecke geht zu den Knechten und Mägden in die Gesindestube, er will sich unterhalten mit ihnen. Er spricht und sie antworten. Immer mehr spricht er, immer weniger sprechen sie. Er sitzt und redet, redet. Alle sehen ihn an. Er geht.

Es ist dunkel, ein dunkler feuchter Abend, ohne Mond, ohne Sterne, feucht, schwarz, und nasser Schnee treibt über die Straße. Hermann Ecke geht ins Dorf hinab und tritt in die Schenke.

Junges Volk ist da versammelt. Knechte und Mägde. Die Dirnen legen die Köpfe gegen die Schultern der Burschen oder sie sitzen ihnen auf den Knien.

Ein Bursche in Hemdärmeln, den Hut im Nacken, spielt die Zither.

Guten Abend, ihr Leute, sagt Hermann Ecke.

Guten Abend.

Die Zither klingt und der Bursche singt. Er singt von einem Stier und einer scheckigen Kuh und daß eine Dirne dabeistand und sie lachte dazu.

So singt er, und die Mägde lachen, und die Burschen fassen sie um den Leib.

Da ist ein kleiner Bursche, ein Schneider, der den Mund weit aufreißt. Er

behauptet keine Knochen zu haben. Er hat keine Knochen, prügeln kann man ihn, er spürt keinen Schmerz. Zwei packen ihn an den Händen und Füßen, schwingen ihn hin und her und schleudern ihn gegen die Türe, daß sie kracht. Er steht auf. Nichts hat er gespürt, er hat keine Knochen.

Die Knechte lachen, daß es dröhnt, und die Mägde kreischen.

Hermann Ecke lächelt. Er bezahlt und geht. Gottes Friede sei mit euch ihr guten Leute, spricht er.

Einige kichern und einer sagt: Amen!

Wenn sie alt geworden sind, so werden sie wissen, was es bedeutet, wenn einer sagt: Gottes Friede sei mit euch, ihr guten Leute.

Hermann Ecke wandert durch die holperigen dunklen Gassen des Dorfes. Wo ein helles Fenster ist, dahin schleicht er. Wie ein Dieb schleicht er um die Bauernhöfe und er blickt verstohlen in die erleuchteten Fenster. Eine Bäuerin knetet Teig und rollt ihn mit einem Holze aus, ein Bauer steht am Bette und entkleidet sich langsam. Eine junge Mutter badet ihr Kind, es strampelt, daß das Wasser gegen die Scheiben spritzt. Hin und her schleicht der Dieb und an dem hellen Fenster bleibt er stehen. Da sitzt ein Knabe und lernt. Er bewegt die Lippen und Hermann Ecke hört, daß er lernt. Dann versteht er des Knaben Worte. Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth und alle Lande — heilig, heilig ist der Herr Zebaoth und alle Lande sind seiner Ehre voll. Heilig, heilig — Mutter! ruft er plötzlich laut, es steht wer am Fenster!

Der Dieb verschwindet in die dunkelste Gasse.

An einem Zaune wispert es. Der Dieb steht hinter einem Holzstoß und hört, was die beiden dort wispern. Es ist dunkel, aber er sieht ihre Gesichter und ihre Hände. Der Bursche nestelt am Mieder des Mädchens, es schimmert aus dem Mieder. Da knackt ein Ästchen.

Hm, sagt der Bursche und läßt die Hände sinken und geht näher.

Der Dieb springt in den Wald hinein. Atemlos.

Hermann Ecke.

Hermann Ecke irrt hin und her. Er kniet im dunkeln Walde und spricht.

Ich knie hier. Ich knie hier ganz allein im Walde.

Die Tränen laufen ihm über die Wangen.

Ich knie hier, ganz allein —

Hermann Ecke.

Hermann Ecke, mein Bruder, härme dich nicht!

Hermann Ecke keucht und er gräbt die Nägel in seine Brust. Er schreit: Ewige Seligkeit allen Menschen und mir eine ruhige Stunde!

Willst du nicht Gift nehmen — Gift —?

Hermann Ecke, mein guter Bruder, verzweifle nicht!

Ein Vogel zwitschert vor Hermann Eckes Fenster und Hermann Ecke lächelt. Er denkt an alte Dinge. Der Vogel fliegt fort, nichts ist mehr zu hören.

Eva war ein solcher Vogel, denkt Hermann Ecke. Wenn ein Vogel vor deinem

Fenster singt, so kannst du zuhören und dich freuen und dem kleinen Vogel danken. Du kannst ihn nicht halten, mit Worten und Bitten und feinem Kuchen nicht — er fliegt fort und singt vor einem andern Fenster.

Hermann Ecke kann kein Glück mehr finden, es ist vorbei.

Ihr Menschen, ihr Menschen, ich frage euch, was wißt ihr? Ihr habt Weib und Kind und könnt es küssen. Ich habe nichts als leere Zimmer. Auch habt ihr euer Glück nicht mit Eva gelebt! Was wißt ihr also?

Nichts wißt ihr!

Hermann Ecke, mein guter, guter Bruder...

Daß er nicht immer so verzagt und traurig blieb, das weißt du. Und wie er starb, weißt du auch.

Er starb den seligen Tod.

Hermann Ecke.



Als der Schnee zu fallen begann, kam zu mir ein unglücklicher Mensch und weinte vor mir.

Es war die ausgelassene Isabella mit den brennendroten Haaren und den treuherzigen Augen.

Sie weinte, knetete das Taschentuch und weinte es naß.

„Ich habe im Scherz gesagt, er hat mich aus Verzweiflung geheiratet, es ist kein Scherz mehr. O, bin ich unglücklich! Ich habe einen Verrückten zum Manne. Er redet des Nachts im Schlafe, zankt sich mit einer Frau, nennt sie Lügnerin und weint und sagt Liebste, Schönste! Nein, Harry ist verloren, ich sehe es ein. Ich bin ein Surrogat, sonst nichts. Denke dir, ich bin ein Surrogat!"

Sie weinte, weinte.

„Harry ist verloren. Er ist schon seit Jahren verrückt. Wenn er lacht, so ist er betrunken, er trinkt zwanzig Gläschen Kognak an einem Tage! Er kann nicht mehr Geige spielen, sie würden ihn auslachen. Er war aber ein Phänomen! Seine Kompositionen sind nichts wert. Nur manchmal spielt er gut, da spielt er am Abend und ich sitze und höre ihm zu. Er blickt mich an. Ich spiele nicht für dich, sagen seine Augen. Und einmal da sprach er es auch aus — er wollte nicht, aber er sagte es —"

Sie weinte, weinte. Ich unterbrach sie nicht. „Ach, ein paar Wochen, da war es wunder — wunderbar schön! Er sagte, daß ich ihn gerettet habe. Aber nun — er ist tagelang fort, mit dem Automobil. Denke dir, er, der so nervös ist, daß er über keinen Steg gehen kann, jagt durch Nacht und Schnee. Wohin? Ich weiß es nicht. Dann kommt er zurück, dann lächelt er vor sich hin — seine Augen glänzen. Das, das kann ich nicht mit ansehen, dieses Lächeln, diesen Glanz — o!"

Sie weinte, weinte.

„Er ist solch ein guter Mensch, solch ein seelenguter Kerl — so mußte er werden. Ich habe ihn gesehen, vor Jahren, er spielte, ach, das war Jugend, leichter Sinn, Glänzen, Strahlen — und jetzt — —"

Ich fragte sie: „Weshalb verläßt du ihn nicht?" Sie sah mich an. „Wie? Ja, ich liebe ihn ja!" Dann sagte ich — „So sei so gut zu ihm als es dir möglich ist. Muntere ihn auf, reise mit ihm, reise wohin er will —"

„Ja, aber, hörst du, Axel, was bekomme ich aber für alle Liebe, ich?"

„Du kannst um ihn sein," antwortete ich.

Sie sah mich an. Sie verstand es nicht.

„Ich werde zugrunde gehen!" weinte sie.

Ein großer Zauberer hat ein Buch geschrieben, so süß und schön, daß wer es liest sterben muß. Alle lesen es, obgleich sie wissen, daß sie dann sterben müssen.

Es ging nicht besser mit mir, nein.

Ich dachte es zuweilen, aber ich täuschte mich. Ich arbeitete viel. Ja, ich kann sagen, nie in meinem Leben habe ich soviel gelesen und studiert wie in diesem Winter. Ich studierte ferne Länder, lernte ihre Sprachen, denn es konnte sein, daß ich bald dorthin reisen würde, wohin keine Geleise mehr laufen. Ich habe keinen eigentlichen Beruf, keine besonderen Anlagen und Talente, ich habe keine Lust und keine Zeit dazu. Ich bin aus altem Geschlechte, degeneriert, gehöre zu jener Klasse der Luxusmenschen, die allmählich ausstirbt. Ich wünsche es nicht; aber man wird bald nur noch Gemüse pflanzen und Rindvieh züchten, der Mensch wird praktisch.

Ja, ich habe viel gearbeitet.

Ich arbeitete, um mich zu vergessen. Ich ging auf die Jagd, wanderte mich müde, ich war ruhig. Aber plötzlich tauchte Ingeborg vor mir auf, so herrlich, so wunderbar — dann war die Ruhe vorbei, der Schmerz schüttelte mich und ich wußte, daß ich immer noch auf dem Grunde lag und nie mehr Frieden haben sollte da drinnen.

Ich schrieb viele Briefe an Ingeborg, ich sandte sie nicht ab, nur um Ruhe zu bekommen, schrieb ich sie.

Ich schrieb einen, der lautete:

Ingeborg, es ist ein finsterer Gedanke in mir, mit dem ich immerzu ringen muß. Er lockt mich, er gaukelt mir Dinge vor — er winkt und ruft — ich ringe mit ihm, es ist schwer, es ist ein verzweifelter Kampf!

Hilf mir! Jeden Tag bekommt der Gedanke mehr Kraft. Er lockt nicht mehr, er höhnt und spottet und lacht. Er triumphiert im geheimen.

Ich schrieb einen, der lautete:

Komme, Ingeborg, Ingeborg! Ich breite die Arme aus! Komme, hier ist deine Heimat.

Komme, komme, eine Pforte aus Rosen will ich bauen, jeder Baum im Walde soll eine lichte Flagge haben, tausend Kerzen zünde ich dir an in jedem Saale, ich will niederknien und deine Füße mit Tränen baden und mit Küssen trocknen. Ingeborg will ich sagen, bist du da? Gebenedeiet seist du, ich bin dein!

Komme, komme, Ingeborg, ich bin auf dem Grunde, ich kann nicht mehr, ich flehe dich an um ein Wort, ein einziges Wort.

Mit Tränen in den Augen schrieb ich diesen.

Dann schrieb ich einen, zerknirscht, bleich: Ingeborg, nicht von Liebe spreche ich heute zu dir.

Nein, ich will dir beichten, Ingeborg, beichten! Ich habe verbrecherische Wünsche, Ingeborg, verbrecherische Gedanken. Ich möchte meine Hand um deinen Gürtel legen und dich an mich pressen. Einmal noch! Ich möchte deinen Scheitel ansehen, leicht darüber streichen über deinen schönen, göttlichen Scheitel. Ich möchte dich auch auf den Mund küssen, nur einmal noch — einmal noch! Ja — haha— so bin ich nun! Ingeborg, einmal möchte ich noch meine Lippen auf deine Brust pressen — einmal noch möchte ich eine Stunde um Mitternacht bei dir sein —

Es ist auch ein böser Gedanke in mir aufgewachsen, ein Unkraut, ich kann nichts dafür, eine böse Hand säte es. Ich dachte: vielleicht hast du schlecht an mir gehandelt?

Da begann mein Herz zu klopfen und es klopfte so fürchterlich, einige Minuten lang, daß ich bestraft genug war. Verzeihe!

Ich liebe dich. Ich küsse oft meine Kissen, die Stelle — — —

Dann schrieb ich einen, ich schrieb ihn mitten im Schrecken: O, ihr Freunde, ihr! Wüßtet ihr es! Ich empfinde jeden Kuß, ich empfinde jeden Händedruck, jeden Blick. Er fällt mir wie ein glühender Tropfen auf mein Herz. Ich empfinde alles, alles, was martert ihr mich denn! Ihr quält mich zu Tode, zu Tode, zu Tode!!

Ich arbeitete, arbeitete, sah nicht links noch rechts, vergrub den Kopf in die Hände. Manche Zeile las ich zwanzigmal, ich zwang mich.


s war Nacht im Walde, nur den Schnee sah ich. Es ging ein Schritt neben mir her. Es war in der Nähe meines Hauses. Es ging eine Stimme neben mir her. Sie flüsterte. Ich wollte sie nicht hören. Sie flüsterte: „Ich habe sie gesehen, sie trägt einen breiten Pelzkragen, grau ist er. Sie sieht so schön und eigenartig aus, daß alle Leute nach ihr blicken. Einer ging neben ihr her, er war groß, machte große Schritte. Er war rothaarig."

Mein Atem stockte, mein Herz schlug. Ich lauschte, wollte aber doch nicht zuhören. Die Stimme lockte.

„Ich habe sie oft gesehen, oft. Ich sah sie auch mit Holger Hunt, dem Komponisten. Sie bewundert ihn, ich sah es an einem Blicke. Haha — ich betrachte sie, fahre ganz langsam, ich trage eine Brille, eine Kapuze, niemand sieht mich. Eine großartige Erfindung, das Automobil." Ich bog zur Seite. Die Stimme ging neben mir her. „Ich sah ihre Hand, sie streifte den Handschuh ab, um Geld aus dem Täschchen zu nehmen. Ihre Hand war schneeweiß. Ihr Hals ist frei, auch im Winter. Ich hab ihr dicht in die Augen gesehen — Himmel! diese, diese Augen! — sie mußte warten, bis mein Wagen über die Straße gefahren war. — Haha, ich wollte Ihnen das schon längst erzählen, ich lief immer um Ihr Haus herum, traf Sie nicht. Ich gehe gerne um dieses Haus herum, ja, es ist so eigen, sich vorzustellen — gewiß — man kann sie nicht mehr vergessen, nein. Sie vergißt leichter,

ha! Sie lebt tagweise. Stimmt es? Sie ist lieblich wie ein Kind und grausam wie ein Kind — sie lügt — sie kann keine Blume zertreten, aber einen Menschen zu Tode peinigen —"

Ich lief weg, hinein in den Wald.

Ich schickte einen Boten nach Rote Buche mit einem Briefe, darinnen stund: Ich gehe nur noch mit geladenem Gewehre im Walde!

Harry Usedom schickte mir eine Antwort: Vergebung, Vergebung, das wollte ich doch nicht.

Ich verachtete ihn. Aber ich vergaß nicht wie berückend seine Geige einst im Walde klang, als er das weinende Glück spielte. —

Einige Wochen darauf erfuhr ich, daß Harry Usedom einen Selbstmordversuch gemacht habe. Er hatte sich aus dem Fenster gestürzt. Er hatte sich schwer verletzt, aber es war nicht lebensgefährlich.

Ich erschrak ......

Es war als ob etwas über mich sänke, immerzu, immer dichter, ich wehrte mich, aber es lähmte mich, immer undurchdringlicher wurde es.

In Nacht und Grauen wird einer versinken, einer, ich weiß es!



Es ging in die Tiefe. So begann es — — —

Ingeborg ist zurückgekehrt. Ist es möglich?

Ich saß im Zimmer und hörte weder den Wagen, noch Schritte. Da ging die Türe und Ingeborg stand auf der Schwelle.

Sie war in einen dicken Reisemantel gehüllt und ihr Gesicht verschwand fast ganz im Pelzkragen. Rot vor Frost war dieses Gesicht, ein kleines, erfrorenes, lächelndes Kindergesicht.

„Hahaha!" lachte Ingeborg. „Kennst du mich nicht mehr?" Ich begriff all das nicht. Ich stand auf und lächelte. Ich bewegte die Lippen, aber ich vermochte nicht zu sprechen.

Und Ingeborg lachte wieder und sagte, daß sie nun auf Besuch zu mir komme, wie sie es versprochen habe. Zwei Monate lang.

„Hahaha, ja, grüß Gott, Axel!"

Ich gebe ihr die Hand, ich kann noch nichts denken. Auf dem Pelze und den goldenen Locken Ingeborgs zerschmilzen kleine Schneesternchen. Ingeborgs Stimme ist kräftiger und tönender geworden.

„Grüß Gott! Ingeborg —"

„Ja, ja ja — Axel, Axel! Bekomme ich denn keinen Kuß? Küsse mich doch. Ich freute mich seit Wochen auf diesen Kuß."

Mein Herz steht still. Ich küsse Ingeborg auf den Mund und verliere die Besinnung —

Da erwachte ich.

Ich lag im Zimmer auf der Ottomane. Es dämmerte. Auf den naßschwarzen Ästen der Kastanien lag Schnee, ein Sperling schaukelte auf einem Ästchen und Schnee stieb herab.

„Ich finde keine Ruhe mehr!“ flüsterte ich. Ich war todmüde, einige Tage und Nächte hatte ich nicht mehr geschlafen. So heimtückisch arbeitete es in mir, am Tage konnte ich mich betäuben, solange ich wachte, aber im Traum, da war ich wehrlos. Ich sprach mit mir. „Ich finde selbst im Schlafe keine Ruhe mehr — es bleibt mir nichts anderes übrig. Nein, ein Fürst tut es nicht, ein Bankier kann es tun — ein Fürst nicht. Ach, das sind einfältige Redensarten. Nun hat der finstere Gedanke doch gesiegt!“

Ich stehe auf, krame im Schubfache des Schreibtisches und verlasse das Haus. Blaue Winterdämmerung ringsum. Alles schläft, Bäume, Tiere, nur ich kann nicht schlafen. Bald werde ich es können. Der Schnee leuchtet blau, wie Stahl fast, die Abendkälte hat ihn mit einer dünnen Eiskruste überzogen, die unter den Schritten kracht. Ich gehe an der Statue vorüber, einen Eisbärenpelz hat sie um die Schultern geschlungen, als ging sie ins Theater. Pst! hat sie nicht pst! gerufen? Im runden Brunnen sprudelt schwarze Tinte, die eiskalt glitzert. Der Brunnen ist mit dickem Eise bedeckt wie mit Aussatz.

Ich eile durch den Park, zur Grotte, wo der ewige Tropfen fällt. Kupferrot steigt der Mond hinter den Stämmen empor, in Dunst gepackt. Der Schnee ist mit schmutzigem Blute getränkt.

Die Grotte ist still. Der Tropfen schweigt, der Tümpel ist gefroren. Ein toter Frosch ist im Eise zu sehen, er zeigt den gelben Bauch. Die Grotte ist mit Eis überzogen und eine Säule aus Eis, einer großen geronnenen Kerze ähnlich, hängt vom Felsen zum Tümpel.

Ich setze mich in den Schnee. Ich berühre einen Busch und Schnee stiebt über mich und fällt mir ins Genick, sodaß ich zusammenschaure. Ich nehme den Revolver aus der Tasche.

Alles ist Schnee und Eis.

Umsobesser, geht es mir durch den Kopf, ich konserviere mich besser. Übrigens liegt dort auch schon einer. Schade, daß ich keine gelbe Weste anhabe! Wer hätte gedacht, daß die Geschichte so leicht ist?

Ich setze den Revolver an die Schläfe und schließe die Augen.

Tick! Der Revolver versagte. Ich blicke in die Trommel. Ich sehe die Kugel.

Und ich setze wiederum den Lauf an die Schläfe. Da berührt jemand meine Schulter und ich blicke mich um. Das verhärmte Gesicht des glücklichen Wanderers nickt traurig über mir.

„Bruder, Bruder,“ spricht er sanft und hebt den Zeigefinger mitleidig drohend empor, „es gibt weitaus schlimmere Dinge als ein Weib zu verlieren. Vier Jahre Kerker, Bruder, das ist hart. Ach, ohne frische Luft, ohne Himmel, ohne Freiheit, Bruder weitaus schlimmer ist dies!“

„Schere dich zum Teufel!“ schreie ich und presse den Revolver auf das Herz. Aber der Wanderer wirft sich über mich und umklammert mein Handgelenk. Ich keuche.

„Laß los!“ Ich ringe mit ihm. Ich nehme alle Kraft zusammen, ein Ruck noch und mein Arm ist frei — „Laß los.“

Ich erwachte.

Ich lag immer noch auf der Ottomane. Ich schauderte zusammen.

Aber jemand stand im Zimmer, in einem dicken Mantel eingehüllt, einen großen Hut auf dem Kopfe. Er hatte ein rotes aufgeblasenes Gesicht mit heimtückischen kleinen Chinesenaugen. Er stand am Flügel, nahm das grüne Väschen in die Hand, steckte es ein und schlich sich hinaus.

Ich fuhr auf. Ich hörte wie eine Türe vorsichtig zugemacht wurde.

Jemand war eben im Zimmer gewesen. Der Knecht, den sie den Mönch nennen. Ja! Er hatte das Väschen gestohlen.

Ich blickte auf den Flügel: das Väschen war fort!! Träumte ich? Nein, ich träumte nicht mehr. Ich hatte zwei Träume hintereinander geträumt, den von Ingeborg, den von der Grotte. Das wußte ich genau und ich würde es nicht wissen, träumte ich noch. Ich sah ja, konnte mich anfassen, fühlen.

Das Väschen war fort! Lange Wochen stand es doch auf dem Flügel!

Ich rannte aus dem Zimmer, die Treppe hinab, über den Hof. Groß und messinggelb stand der Mond über dem Walde in einem violetten Himmel. Der gelbe Schnee knarrte unter meinen flüchtigen Schritten. In den Ställen klirrten Ketten und die Pferde stampften.

Ich eilte ins Haus und riß die Türe zur Gesindestube auf. Da saßen sie alle im Tabaksqualm, Knechte und Mägde und flochten Strohbänder. Sie rauchten, lachten und erhoben sich, als ich eintrat.

Ich warf die Türe ins Schloß. Es wurde so stille, daß man hörte, wie die Kühe nebenan das Heu aus dem Barren rupften.

Dort stand auch er, der Mönch, im dicken Mantel, den er Sommer und Winter trug, und den großen Hut auf dem roten Kopfe. Wie immer, schlug er den Blick zu Boden. Ich trat auf ihn zu und schüttelte ihn leicht am Arme.

„Da bist du ja!" sagte ich und lachte höhnisch.

Der Knecht hob furchtsam die Lider und blickte erschrocken auf mich. Die Röte wich aus seinem Gesichte und die dicken Backen zitterten. Er senkte die Lider, schneeweiß lagen sie in seinem fahlen Gesichte.

„Schon lange habe ich ein Auge auf dich, du!" sagte ich. Alle standen sie rings-umher erschrocken, mit großen Augen und geöffneten Mäulern.

„Ja ja," murmelte der Mönch. „Hole den Schandarm!"

„Du hast es getan? Wie?"

„Ja ja."

Der Knecht fiel in die Knie und sagte: „Ich habs getan. Ich bereue es. Zehn Jahre habe ich dran gewürgt."

„Was tat der Mönch?" fragte einer.

„Er hat gestohlen!" rief ich. „Ein Väschen."

Gestohlen? Nichts habe er gestohlen.

„Jetzt leugnet er wieder, hoho!" rief ich und ich bewegte die Hand so schnell vor dem Gesichte des Knienden, daß sie dreißig Finger bekam. „Eben gestand er es

ein, jetzt lügt er frech. Höre, du, ich lasse dich auspeitschen, daß dir Hören und Sehen vergeht!"

Aber da bekam ich Mitleid mit dem Knechte, der in seinem dicken Mantel vor mir kniete und den Kopf neigte. Er hatte sogar den Hut abgenommen, seine Haare waren weiß wie Mehl.

Ein armer Mensch war das. Wie schlecht bin ich doch geworden, daß ich ihn so anschreien konnte. Wie schlecht! Schlecht mußte ich also auch noch werden!

„Höre", sagte ich „was fällt dir ein. Ich tue dir nichts. Gib nur das Väschen her. Hast du es vergraben? Sag es?"

„Ich habe das Ding nicht gestohlen."

„Vor einer Minute hast du es aus meinem Zimmer gestohlen."

„Herr, er war diesen ganzen Nachmittag und Abend mit keinem Fuß aus der Stube."

Alle sagten es.

„Nicht? Nicht?"

Also hatte ich doch geträumt. Aber das Väschen stand ja nicht mehr auf dem Flügel.

Der Knecht erhob sich und setzte den Hut wieder auf den Kopf.

Und mir fiel ein, daß ich das Väschen heute morgen in den Schreibtisch geschlossen hatte, damit es die Magd nicht unglücklicherweise zerbräche.

Ich erbleichte. Stille war es.

„Verzeihe mir," sagte ich zu dem Knechte und verließ die Stube. Alle Augen folgten mir.

Ich stand im Hofe unter dem dunklen Himmel, aus dem die Sterne wie Eis heruntertropfen.

Meine Füße zitterten.

„Was ist das? Was ist das?" flüsterte ich und ging müde ins Haus zurück. —

Ich erkrankte. Diese Reihe von Tagen, bis ich müde zusammenstürzte, bis ich liegen blieb und mich nicht mehr rührte, sie ist in meinem Gedächtnis ausgestrichen!

Ich erkrankte.

Wie lange lag ich krank? Ich weiß es nicht. Dann erwachte ich wieder. Eine Stimme flüsterte. „— Du Herr, der du Berge versetzen kannst und Mauern einstürzen mit dem Atem deines Mundes, nimm dich des armen Kranken an, auf daß er genese —"

Ich hob die Lider. Ich lag im Bette, am Fenster saß die alte Maria, eine große Brille auf der Nasenspitze und betete. Wie Stricke lagen ihre gebleichten Haare auf dem runden rosigen Schädel. Wo hatte ich dieses Rosige schon gesehen und dieses Kränzchen? Richtig, bei Spanferkeln, genau so, von hinten gesehen.

Und ich lag stille, es machte mir Freude zuzuhören, wie jemand mit seinem Gotte sprach, für mich, immerzu für mich. Ich kicherte beinahe, so schön hörte sich

das an, wie Maria Gott pries, als wolle sie ihn durch Schmeicheleien willfähriger stimmen, und dann um meine Gesundheit flehte.

„Die Sonne steht still auf dein Geheiß —" Tatata, dachte ich bei mir.

—„und Tote stehen auf, auf dein Wort —" Tatata, dachte ich bei mir.

„Sieh auf den armen Kranken und schicke ihm Gesundheit —"

Nach Belieben, dachte ich bei mir. Es war mir so leicht ums Herz und ich war zum Scherzen aufgelegt. Ich schlief wieder ein und als ich aufwachte, war es Abend geworden. Maria saß bei einem Lichte und betete immer noch.

Und ich schlief wieder ein und erwachte am lichten Morgen.

Nun war ich gesund. Ich stand auf und kleidete mich an. Ich war gesund und frisch, wie neugeboren und wollte singen. Aber gerade in dem Augenblicke, da ich beginnen wollte, konnte ich nicht singen. Es war eine eigentümliche Traurigkeit in mir, die mich nicht singen ließ.

Was aber war das doch für eine Traurigkeit?

Tiefer Winter. Tiefer Winter.

Säcke voll Schnee hat der Himmel über die Wälder geschüttet, die Bäume sind starr und glashart. Ein roter Mond geht auf, eine rote Sonne kriecht durch den dunstigen Tag. Wie Grotten aus blauem Eise sind die Nächte. Der Schnee knarrt, im Walde bellen die Füchse. Sonst regt sich nichts mehr. Die Kälte zerfrißt die Augen. —

Heute schien die Sonne durch den Dunst und das Tal glitzerte weithin vor Freude. Eine Ahnung vom Frühling zitterte tief in der Erde.

Ich sah in die Sonne, es war mir als müßte ich durchsichtig sein wie Glas. Sie wärmte so ganz anders als das lustige Feuer. Und ich dachte, daß der Frühling schön sei. Ein blühender lachender Apfelbaum am Wege, eine lachende Sonne, eine lachende Wiese, ein Hirtenmädchen, das den Mund bis zu den Ohren verzieht und lacht, ganz wie die Sonne, das ist der Frühling.

Ich schlüpfte in die Lodenjoppe, zog die hohen Stiefel an, nahm den Stock und das grüne Hütchen und ging.

Ausgestorben liegt das Haus, ausgestorben liegen die Ställe und Scheunen, mit dicken Polstern weißen Schnees bedeckt. Sie sind in die Erde gesunken. Die Fenster sind schwarz. Vieh und Pferde sind verkauft, Mägde und Knechte sind fortgegangen.

Nun, ich hielt sie nicht. Sie wollten sich einen andern Dienst suchen. Zu einsam sei es hier oben im Bergwalde. Ich hielt sie nicht auf.

Nur die alte Maria ist bei mir geblieben. In Tücher eingehüllt sitzt sie in ihrem Kämmerchen, wie eine Kastanienverkäuferin in der kalten Straße. Sie wird alt und friert. Am Abend jedoch fällt ein gelber Lichtfleck auf den Schnee des Hofes, aus dem Fenster der Gesindestube. Wer ist noch in der Gesindestube?

Der Mönch. Hin und her geht er, im Mantel, den großen Hut auf dem Kopfe.

Er hat keine Ruhe. Er büßt für etwas. Wofür? Niemand geht das etwas an.

Ich schwinge den Stock und gehe hinein in den stillen Wald. Ich lächle. Ich rücke

den Hut zurück und möchte lachen und singen. Aber sobald ich die Lippen öffne, um zu lachen und zu singen, hält mich etwas zurück. Ich weiß nicht was es ist.

Es ist ein eigentümliches Gefühl.

Was ist es doch für ein Gefühl? Rührung, Ergriffenheit, Traurigkeit, Freude?

Von allem ein wenig.

Zartblau ist der Schnee im Walde zwischen den fahlen gefleckten Stämmen der Buchen. Gelbe Wege, gelbe Streifen, das ist die Sonne. Der Himmel schimmert weiß. Die Wipfel der Bäume sind wie in dicke Watte gepackt. Ein Ästchen rührt sich, eine kleine weiße Schlange gleitet herab. Von vielen Büschen sieht man nur noch einzelne Zweigchen, die aus dem Schneehaufen hervorlugen. Über den Weg laufen Spuren von Rehen und Füchsen. Ein Häufchen Krähenfedern liegt im Walde. In der Ferne lacht ein Häher.

Die Gräben sind gefroren und wenn ich mit dem Stocke auf das Eis stoße, so fallen lange Scheiben splitternd ins bereifte Gras. Ein spiegelglatter Tümpel. Ich nehme einen Anlauf und sause darüber hinweg.

Es ist nicht kalt. Die Luft ist frisch und so oft man sie einatmet, glaubt man Eiswasser zu schlürfen.

Da liegt eine Wiese am Waldesrande, sieht aus wie das reinlichgedeckte Bett eines Riesen. Im Sommer stehen gelbe Blumendolden darauf, aus denen der Honig tropft.

Honigtröpflein heißt die Wiese.

Und ich denke an den Sommer. Schweiß, Honig und Feuer ist der Sommer, denke ich, und ein heißer Kuß im Traume.

Ich gehe durch den Wald, stundenlang, auf, ab, auf, ab. Ich muß tüchtig ausgreifen, der Weg bis zum Revier Otternbrücklein ist weit.

Einsam ist es, einsam und feierlich. Der weiße Tod haust im Walde.

Ich komme in fremdes Gebiet. Axtschläge fallen im Walde. Das ist wunderschön, so still, so feierlich und diese Axtschläge. Man glaubt das Herz des Waldes schlagen zu hören. Das Gefühl, daß ein Mensch in der Nähe ist, tut wohl. Man will nichts von ihm, man sieht ihn gar nicht und doch tut es wohl, zu wissen, daß dort einer ist.

Ja!

Da erschrecke ich und trete hinter einen Baum. Ein Wolf! Nein, ein Fuchs. In weitem Bogen zieht er vorüber, den dicken Schwanz durch den Schnee schleifend.

Ich lächle. Weshalb fürchtete ich mich? Nie in meinem Leben war ich furchtsam.

Ich greife tüchtig aus. Hochwald. Das ist Revier Otternbrücklein. Dort liegt die Hütte des Holzfällers.

Vater Giselher sitzt vor der Türe in dunkler Sonntagskleidung. Ernst ist sein Gesicht und er sieht weder nach rechts noch nach links. Seine derben Hände liegen auf den Knien, sie ruhen wie er.

„Guten Tag, Vater Giselher!" rufe ich und schwinge den Hut.

„Guten Tag."

„Ich kam lange nicht dazu, dich zu besuchen, Vater Giselher," sage ich. Ich komme in Verlegenheit.

Selbstsüchtig seien Jugend und Glück. Hätten nicht Augen und Ohren für andere.

Ja, er zürnt immer noch, weil wir den Pfarrer nicht nahmen, damals. Er blickt weder nach links noch nach rechts.

Aber der Tod gebiete Versöhnung. „Meinen Dank, daß du kommst. Tritt nur ein, da drinnen liegt sie."

„Wer?"

Wer lag da drinnen?

„Ihr Tagwerk ist vollbracht. Vierzehn Kinder hat sie geboren und großgezogen. Ihre Pflicht ist erfüllt. Der Herr weiß was er tut."

Ich atmete auf, ich trat in die Hütte. Es war düster hier, eine hohe Kerze brannte. Daneben schimmerte das friedlich schlummernde, hohlwangige Gesicht einer alten Frau. Die Frau lag langgestreckt in einem breiten, derben Sarge. Ihr Mund war einwärts gezogen und fast kreisrund, der Tod hatte alles spitzig gemacht, die Nase, die Backenknochen, das Kinn. Die Hände lagen im eingefallenen Schoße der Toten, gelb mit blauen Nägeln.

Um den Sarg herum saßen still, die Hände gefaltet, die Kinder der Toten. Es mochten ihrer wohl zehn sein, in allen Größen, Mädchen mit hellblonden abstehenden Zöpfchen und Knaben mit nußbraunen Gesichtern und wirren Haaren. Ein schlankes Mädchen von siebzehn Jahren saß auf einem Stuhl und stopfte einen Strumpf. Ihr zu Füßen kauerte ein kleines Kind, das mit Bohnen spielte. Alle hatten rote Ohren und rote Nasenspitzen, denn es war kalt in der Hütte. Sie wandten mir die Gesichter zu, als ich eintrat, aber sie regten sich nicht. Sie blieben still, die Hände gefaltet.

„Ich bin Ingeborgs Mann," flüsterte ich dem Mädchen zu, das den Strumpf stopfte. Ich schämte mich, dies zu sagen.

„Mutter ist tot — hohoho!" schluchzte das Mädchen und große Tränen fielen auf den Strumpf herab.

Hohoho — weinten sie alle ringsum und sie hörten auf, als die Schwester aufhörte.

Das Kind am Boden kroch unter den Sarg, eine Bohne war fortgerollt.

Und die Tote lächelte friedlich im Lichte der einzigen Kerze.

Da liegt sie! Ingeborgs Mutter ist das!

Das ist ja Ingeborgs Mutter! Sie ist tot. Seht, die Ingeborg geboren hat, ist gestorben!

Ich konnte mich nicht halten, ich brach in Schluchzen aus.

Das ist ja Ingeborgs Mutter!

Ist das nicht die Stirne Ingeborgs? O, ja! Ach, das ist Ingeborgs Kinn!

Ich schluchzte und beugte mich über die Tote und streichelte ihre kalten feuchten Wangen.

Ingeborgs Mutter ist das ja!

„Ich muß mich schicken," sagte das älteste Mädchen. „Gleich werden sie da sein um Mutter zu ho — ho — holen."

Ob ich ihr nicht helfen wolle, Mutter den Strumpf anzuziehen.

O, ja, gerne wolle ich ihr helfen, Mutter den Strumpf anzuziehen.

Der Strumpf war naß von den Tränen des Mädchens. Ich betrachtete sie.

„Wie heißt du?" fragte ich und lächelte leise. Es war so manches in diesem Gesichte —

„Maria — ach nun ist Mutter tot!"

„Willst du nicht zu mir kommen, Maria?" flüsterte ich. Die Stimme wollte mir versagen. Ich hatte vergessen, daß eine Tote im Zimmer lag. „Mein Hauswesen führen?"

Sie brauchten sie hier.

Ich sah mir die Geschwister an. In jedem Gesichte fand ich etwas — etwas —

Vater Giselhers tiefe, ruhige Stimme wurde hörbar vor der Türe, Hüsteln und Sprechen.

Vater Giselher öffnete die Türe. „Tretet ein!" Durch den Spalt sah man den Kopf eines Schimmels, daneben das runde froströte Gesicht eines Bauernburschen. Eine Anzahl alter Männerchen und Weiberchen trat ein, so daß das Gemach voller Menschen war. Sie flüsterten, hüstelten und eine Frau begann zu weinen, es klang wie ein Gekicher.

Ein Greis sagte mit näselnder halblauter Stimme: „Da liegt sie nun, unsere Mutter Giselher."

Und ein weißhaariges verwachsenes Mütterchen zischelte: „Einen schönen Tod hat sie gehabt," und alle nickten mit den Köpfen.

„Sie ruht in Gott."

Vater Giselher schob sich durch die Gruppe. Er nahm ein dickes Buch zur Hand und stellte sich hinter die Kerze. Seine Gestalt war aufrecht wie immer, und sein bärtiger Kopf saß fest und gefaßt auf den breiten Schultern.

Klar und hell war sein Auge.

Und er schlug das Buch auf und begann zu lesen. Wir standen um den Sarg und hatten die Hände gefaltet, die Greise und Mütterchen, die Kinder, und auch ich hörte zu mit gesenktem Kopfe, mit gefalteten Händen, wie die andern.

„Es stehet geschrieben in Gottes Wort," las Vater Giselher, „in den Psalmen Davids, Psalm 39, Vers 6 bis 8: Siehe meine Tage sind einer Hand breit bei Dir und mein Leben ist nichts vor Dir. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben! Sela. Sie gehen daher wie Schemen und machen sich viel vergebliche Unruhe, sie sammeln und wissen nicht, wer es kriegen wird. Nun Herr, wes soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich."

Vater Giselher schloß das Buch. „Ich hoffe auf dich! Brüder und Schwestern im Herrn — eitel sind unsere Hoffnungen dieser Erde, wes soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich." Vater Giselher sprach und sprach. Laut und markig klang

seine Stimme und seine wasserblauen strahlenden Augen wanderten im Kreise umher.

Vater Giselher sprach lange von den Tugenden der Gestorbenen und der Herrlichkeit des himmlischen Reiches und Gottes hoher Gnade. Wenn er den Namen Gottes oder des Erlösers aussprach, so neigten die Männer und Weiber den Kopf.

Dann schwieg er und nach einer kurzen Pause begannen sie alle wie auf ein Zeichen das Vaterunser zu beten. Allen wurden die Augen naß, nur Vater Giselhers Auge blieb trocken.

Vater Giselher trat an den Sarg und sprach: „Ich sehe dich an und ich sehe dich nicht zum letzten Mal. Ich werde dich da droben wiedersehn, so wahr Gott ist, und Freude wird in unsern Herzen sein."

Der Sarg wurde geschlossen und hinausgetragen und auf den Karren gelegt. Der Bauernbursche sagte: hüh! und der Schimmel wieherte und stampfte durch den Schnee.

Neben dem Sarge schritt Vater Giselher, das Trüpplein der Kinder folgte ihm, dann kam der Zug der alten Weiber und Männer und weit hinter allen ging ich.

Maria und das kleine Kind blieben in der Hütte zurück. „Adieu, Maria", sagte ich leise und sah sie an. Sie hatte goldene Haare und blaue Augen — —

Der Schimmel stampfte durch den Schnee und nickte bei jedem Schritte mit dem Kopfe, die Kinder trippelten und die alten zusammengeschrumpften Männer und Weiber humpelten und hinkten, in Tücher eingehüllt, hinter dem schwankenden Sarge einher.

Der Wald begann ringsum zu rauchen. Feiner Schnee fiel.

Es ging steil bergab.

Da kam aus der Tiefe das wehmütige Bimmeln einer Glocke.

Die Kinder begannen bitterlich zu weinen.

Und ich preßte die Hände vors Gesicht und weinte wie die Kinder. Ich weinte leise, damit mich niemand hörte. Leise und unaufhörlich, und je mehr ich weinte, desto leichter wurde es mir im Herzen und ich wähnte nimmermehr aufhören können zu weinen.

Vor mir her schwankte der Zug, die Greise und Mütterchen, die Kinder, der Sarg. Feiner Schnee fiel vom Himmel.

Aus dem Tale rief die Glocke.

Und ich weinte, weinte, immerzu und immer heftiger, weinte, weinte — — —
— —



Der Frühling kommt. Der Sommer kommt.

Wohnt denn niemand in diesem Hause? — Nein!

Scheiben sind zersprungen, die Dachrinne hängt über das Dach, viele Läden sind geschlossen und Sperlinge nisten darin.

Der Sommer geht. Es kommt der Herbst.

Wohnt denn niemand in diesem Hause? Nein!
Der Winter kommt. Still liegt das Haus im Walde.
Es kommen Leute, pochen, pochen —
Es wohnt niemand in diesem Hause.
Nein! — —

Wie dieses Jahr verging? Ich sage es nicht. Nein, ich sage es keinem Menschen, selbst Freund Karl nicht, nicht einmal mir. Es ist ausgelöscht, dieses Jahr. Ich habe alles, alles vergessen, ich weiß nichts mehr. Ich weiß, daß ich herum ging, sorgfältig gekleidet und rasiert, daß ich immer über Büchern saß. Was tat ich in den Nächten? Das habe ich vergessen. Ich legte ein Rosenbeet an im Parke, das kann ich gestehen, ich kann auch gestehen, daß in den weißen Zimmern des Nachts eine Lampe brannte. Zuweilen. Nicht 'n jeder Nacht. Ich kann auch gestehen, daß ich zuweilen des Abends zu den Giebelfenstern hinausspähte, die Straße hinunter und wartete. Übrigens nicht jeden Tag. Es standen auch dann und wann frische Sträuße in den weißen Zimmern.

Ich kann auch gestehen, daß am 25. Mai Tag und Nacht eine Kerze in meinem dunklen Zimmer brannte und ich — nein!

Ich bin nicht über den Park hinaus gekommen, nicht aus dem Hause. Ich hatte keine Lust.

Die Türe des Hauses war abgeschlossen, niemand kam herein. Der alten Maria und dem Mönche hatte ich meine Befehle gegeben und sie gehorchten!

Ich sah alles, was die Bergstraße herauf kam. Nichts konnte mir entgehen.

Eines Tages kamen ein Herr in Reisekleidern und eine Dame mit brennendroten Haaren die Bergstraße herauf. Sie war ebenfalls in Reisekleidern. Ich sah sie kommen, stand hinter der Türe, Angst erfüllte mich. Sie pochten, pochten. Die Angst in mir wuchs, mein Herz stand still, ich hielt den Atem an. Nein, ich habe nichts mehr mit den Menschen gemein, ich kann nie mehr offen mit einem Menschen reden, selbst mit Freund Karl nicht, nie mehr.

Der Herr sagte: „Ist er doch verreist?" Die Dame sagte: „Bestimmt nicht!"

Dann sagte der Herr: „Wir wollen es unter der Türe durchschieben. Er wird sich freuen darüber."

Eine Weile verging, dann schoben sich Zeitungen herein. Die Spitzen dünner, weißer Finger erschienen. Die Dame sagte leise: „Er tut mir leid!"

Sie meinte mich .... Ich atmete wieder.

Es waren große englische Zeitungen. Eine Visitenkarte lag dazwischen. Wir kommen eben von London! Herzlichen Gruß!

Ich las diese Zeitungen: „Tristan und Isolde" — „Merlin" von Holger Hunt — — Ingeborg Hunt-Giselher.

Triumphe, Triumphe! —

Sonst geschah nichts in diesem Jahre. Doch, es kam ein Buch von Karl.

Karls neues Buch. Es hieß „Sturm". Es waren knorrige Eichen, die brausten und knarrten, sich schüttelten und lachten. — Seht!

Das Jahr verging. Ich habe vergessen, wie. Dann sah ich wieder mit anderen Augen in die Welt.

Der Frühling kam wieder! Abermals kam er.



Es ist Frühling.

Ich sitze auf der Treppe meines Hauses und rauche aus meiner kurzen Pfeife. Lustig wirbelt der Rauch heraus. Die Sonne scheint, die Welt ist grün. Grün und durchsichtig wie Glas ist die Wiese, das Laub der Buchen. Blau und durchsichtig wie Glas ist der Himmel. Die Sonne scheint. Die Vögel singen, Tau tropft aus den Bäumen.

Ich rauche die Pfeife und lächle.

Schön ist die Welt! Schön ist das Leben!

Da liegt das Tal, schimmernd und grün. Aus dem Walde drüben winkt eine kleine Fahne.

Die Äpfelbäume blühen an der Straße. Ein Wegmacher scharrt auf der Straße, das Messingband auf seinem Hute funkelt wie ein Kronenreif.

Friede und Schönheit sanken vom Himmel auf die Erde, denke ich. Die Sonne schüttet brennenden Wein aus Kannen über die Welt, wie ehedem.

Ich lächle.

Es klingt im Walde, im Tal.

Die Bergstraße herab kommt ein Mädchen, ein schlankes Bauernmädchen, ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen, ein Bündel in der Hand. Golden funkelt es unter dem Kopftuche.

Es nickt herüber zu mir, seine Zähne blitzen und seine Augen.

Kind, Kind, was funkelst du mit den Augen und lächelst? Gehst in den Wald und suchst nach einem Geliebten? Es ist Frühling, nimm dich in acht, Kind!

„Guten Morgen!" ruft das Mädchen mit klingender Stimme und geht die Straße hinab.

Und ich stehe auf. Diese Stimme —

Habe ich plötzlich Feuer im Kopfe?

Und ich lächle und stoße einen Schrei aus, wie ein Falke, der sich im Äther wiegt.

Ich gehe ins Haus und reiße mir alle weißen Haare aus.

Die Dämmerung sinkt über das Tal, alles ist still, das Dorf schläft.

Ich sitze auf einem Brunnen, der vor der Hütte steht, weit draußen vor dem Dorfe.

Der Brunnen plaudert und mein Herz bebt.

Ein Mädchen tritt aus der Hütte, mit einem Kruge in der Hand.

Ich stehe auf.

„Guten Abend, Maria."

Das Mädchen schrickt zusammen und lugt unter dem Kopftuche hervor. Auf dem Kopftuche sind graue blaße Sterne zu sehen.

Golden funkelt es unter dem Tuche.

„Guten Abend, Herr Schwager."

„Ein schöner Abend, Maria?"

„Ja!"

„Wie schön, Marie! Es ist Frühling. Ich bin hierhergekommen, um mit dir zu sprechen. Ein Wegmacher hat mir gesagt, wo du jetzt wohnst."

Ob ich ihr etwas von Ingeborg zu sagen habe? „Nein, nein! Sprechen wir nicht von Ingeborg. Wir wollen von uns beiden sprechen, haha! Aber da du von Ingeborg sprichst, so kann ich dir schon etwas sagen. Sei stolz auf Ingeborg, hörst du, sie ist ja deine Schwester. Sie feiern sie, sie beugen die Knie vor ihr. — Aber sprechen wir nicht von ihr. Sprechen wir von uns!"

Marie läßt den Krug voll Wasser laufen und der Krug gluckst, lacht und singt, immer heller.

Was ich wolle?

Mit ihr sprechen!

Aus der Hütte ruft eine Stimme.

„Der Bauer ruft."

Marie geht hinein.

Im Walde liegt eine kleine Wiese und Maria pflügt, eine Kuh zieht den Pflug.

Ich trete aus dem Walde, das Gewehr auf der Schulter.

„Da bin ich wieder," sage ich fröhlich. Unbefangen und jung mache ich meine Stimme.

Maria schweigt.

„Neulich kam der Bauer dazu — haha! Schön ist es heute, wie! Die ganze Welt brennt!"

Ich blicke unter das weiße Kopftuch Marias.

Ja, ich sei zu ihr gekommen, gerades Weges zu ihr, sage ich und lege sanft meine Hand auf ihre Schulter.

Maria sieht mich erschrocken an. Es glitzert in ihren Augen.

Ja ja, gerades Weges zu ihr!

„Ich liebe dich Maria, kannst du es glauben!"

Maria senkt rasch den Kopf. Blaßblaue Sternchen sind auf dem weißen Kopftuche Marias zu sehen.

„Ich liebe dich, Maria — was sagst du dazu? Nie — nie habe ich ein Mädchen so sehr geliebt."

Ich sage es ganz leise und lächle nicht mehr. Meine Augen sind feucht.

„Ich bitte Euch, Herr —"

„Haha, hörst du nicht, daß ich du zu dir sage? — — Du sollst in mein Haus kommen, die Herrin sollst du sein, Maria — sprich doch —"

Maria blickt mich an und ihr Gesicht ist so weiß wie das Kopftuch.

Es ist stille. Ein Vogel singt. In der Ferne bläst ein Hirt die Flöte.

Dü — düdüdü — düdü — hell klingt es, nach Liebe und Glück.

Maria weicht langsam zurück, als habe sie Furcht vor mir.

Ich lächle.

„Du bist ganz bleich, Maria. Ich habe dich erschreckt. Wie ungeschickt war ich doch."

Sie solle mir doch die Hand geben.

„Nein, nein!"

Maria weicht zurück. Sie sinnt nach, sie sinnt so lange nach, daß mir bange wird. Dann sagt sie, und das Blut kehrt in ihre Wangen zurück:

„Ich bitte Euch, geht. Das kann ja nicht sein", sagt sie hastig. „Seht doch, Herr, überlegt es Euch, ich bin eine Bauernmagd, ihr seid ein Fürst, ein Schloß habt ihr, Felder und Wälder —"

Maria spricht es gütig und sanft.

„Haha." Ich lache.

„Was den Fürsten anbelangt — so ist das — eine Form — das ist — und —"

Ich nicke und gehe. Ein Gedanke jagt durch meinen Kopf.

„Auf Wiedersehn, Maria!" Ich verschwinde im Walde. Man muß nicht blöde sein gegen junge Mädchen. Frisch angepackt, immer los aufs Ziel!

Ich gehe nach Hause und schreibe einen Brief und siegle ihn mit dem Wappen.

Ich trete in den Hof, den Brief mit dem großen Siegel in der Hand. Ich gehe ans Fenster der Gesindestube und poche.

Der Mönch kommt heraus und nimmt den Hut ab.

Ich sage zu ihm: „Siehst du diesen Brief hier? den trage in die Stadt. Er gehört an den Notar. Verliere ihn nicht, denn es steht auch für dich etwas darin. Ich habe dich einmal unrecht behandelt vor all dem Gesinde, ich habe es nicht vergessen — auch hast du Pazzo immer so freundlich gestreichelt. Ich habe es beobachtet. Auch die alte Maria habe ich nicht vergessen. Eile."

Es ist Nacht. Dunkel liegt die Erde und hell ist der Himmel und er glitzert von Sternen. Ich sitze auf der Bank unter der Birke und blicke auf das Schloß.

Ich lächle. Ein kleines Glück. Hörst du, was klopft in meinem Herzen?

Ich denke an eine kleine Hütte im Walde, an den Geruch des Düngers, an eine hübsche Kuh. An ein Gesicht beim Scheine der Kerze. Wie schön wird es sein, wenn ich dieses Gesicht ansehen darf!

Träume wiegen sich in meinem Kopfe. Wie lieblich sind die Frauen! Wenn sie nur guten Tag sagen! Wie das klingt! Wenn sie schlafen — es atmet unter der Decke, es atmet so!

Ich blicke auf alle Fenster des Schlosses. Noch ist nichts zu sehen. Aber plötzlich ist ein Zimmer beleuchtet, noch eines, wieder eines. Eine Scheibe klirrt und Rauch fährt heraus. Das Schloß steht in Flammen.

Hunderttausend rote Derwische heulen und tanzen in den Sälen und auf dem Giebel.

Da wird die Türe aufgerissen und lautschreiend rennt eine Gestalt im Hemd heraus. Es ist die alte Maria. Sie schreit und läuft über die Wiese, die Straße, in den Wald hinein. Ihr Hemd leuchtet rot und weht um die dünnen nackten Beine.

Ich hatte gar nicht an sie gedacht.

Ein herrlicher, frischer Morgen. Rauch zieht über den Wald.

Ich trete aus dem Walde auf die Wiese, Maria pflügt.

„Da bin ich, Maria."

Maria nimmt die Schürze vors Gesicht und bricht in Schuchzen aus. „O, Herr, Herr, was habt Ihr getan?"

„Siehst du es nun, daß ich dich liebe?" frage ich leise. Ich bin das Gras zu ihren Füßen.

„O, Herr, Herr, was habt Ihr doch getan!"

Ratlos stehe ich da. Die Kuh dreht den Kopf und blickt mich an. Ein Vogel singt. Wie gestern bläst des Hirten Flöte in der Ferne.

„Höre, Maria," sage ich „weine nicht. Welch gutes Herz hast du doch, Maria. Ich liebe dich, — nun —?" Maria weint in die Schürze.

„O, Herr, Herr! Was habt ihr doch nur getan!"

„So sei nur stille, Maria. Siehst du, eine Hütte werden wir haben, eine Kuh. Schön wird es sein. Wenn die Vögel singen, wenn der Regen rauscht —"

Maria schüttelt den Kopf.

Ich erblasse, ich fühle es. Wie? denke ich und erblasse.

Ich spreche.

„So sage, Maria, was ist dir? Kannst du mich nicht lieben? Ich sah es ja neulich deinen Augen an — Ingeborg — haha, wie sage ich, Maria —"

Maria schüttelt den Kopf. „O, Herr, Herr."

Ich stehe still. Meine Lippen zucken. Ich bin wie verzweifelt, einen Augenblick. „Liebst du einen andern, Maria, sag es?" frage ich leise. „Sage es offen."

Maria nickt.

„Ja," sagt sie schluchzend, „was habt Ihr getan, Herr!"

„Nun, beruhige dich, Maria. Ja dann — —. Leb wohl. Maria gib mir die Hand. Willst du nicht?"

Maria nimmt eine Hand von der Schürze und reicht sie mir.

„Leb wohl, Maria."

Ich gehe. Einige Schritte, dann kehre ich zurück. Ich habe etwas in der Tasche für sie.

Immer noch steht Maria da, die Schürze vor dem Gesicht und weint.

„Maria", sage ich, „ich möchte dir wenigstens etwas schenken. Vielleicht gefällt es dir?"

Ich ziehe ein kleines grünes Väschen aus der Tasche.

„Da nimm es. Du kannst Blumen hineintun, die dir dein Liebster schenkt. Willst du es nicht nehmen?"

Maria nimmt die Hand von der Schürze und ich lege ihr das Väschen in die braune schöne Hand.

„Leb wohl, Ingeborg — leb wohl, Maria!" Maria weint.

Ich sehe sie mir noch einmal an — dann gehe ich in den Wald hinein.

Ich wende mich um, immer noch hat Maria die Schürze vor dem Gesichte.

Die Zweige verdecken sie.

Ich komme auf die Straße und wandere sie entlang, ins Tal hinunter. Die Sonne steigt über die Höhe.

Ich wandere und wandere. Viele Gedanken schwirren mir durch den Kopf. Ich gehe immer weiter, immer weiter. Ich bin noch ein wenig traurig, aber es wird bald vorüber sein — — —

Ich schreite tüchtig aus — —

— —

Nun lebe ich in der Steppe, wo die Sonne blendet und jedes noch so kleine Gräschen einen geschliffenen türkisblauen Schatten wirft.

Es ist Nacht geworden. Ich liege im Grase, die Arme hinter dem Kopfe verschränkt und sehe den Sternen zu, die über den Himmel wandeln. Auch den Sternen im Nordwesten sehe ich zu.

Es ist Nacht, kein Laut in der Steppe, am Himmel glänzen feierlich und schön die Sterne. Tau fällt auf jede Kreatur.





Zur Biologie der Dichtungen/ von Max Burckhard



n jener herrlichen Zeit der schwellenden Jugend, da jede Stunde des Lebens uns neue „unbegrenzte Möglichkeiten" zu eröffnen schien, da jeder Tag ein andres Stück alter längst versunkener Welten vor unsren Augen wieder erstehen ließ, da haben wir auch zum ersten Male von Siegfried und Krimhilden singen und sagen hören, da ist uns auch zum ersten Male der Name des Nibelungenliedes erklungen. Und wenn wir dann erfuhren, unbekannt sei die Person, ungewiß die Heimat des Dichters, ja fraglich überhaupt, ob „Der Nibelunge nôt" das Werk eines Einzelnen sei, da vermochten wir es wohl nicht zu fassen, wie ein Volk den Namen dessen sollte vergessen haben, der ihm ein solches Werk geschenkt hatte, und konnten es doch nicht verstehen, wie eine Dichtung das Werk einer Menge sein, wie eine dem Auge unverbundene Vielheit eine geschlossene Einheit schaffen könnte.

Am Abende des Lebens aber da sollte der Einsichtige wohl schon zur Erkenntnis gelangt sein, daß jene scheinbar „unbegrenzten Möglichkeiten", die uns in den Tagen der Jugend gewinkt hatten, sich eigentlich ihrem inneren Wesen nach nur um die Betätigung eines einzigen Triebes drehen, des Erhaltungstriebes, der, in eine doppelte Erscheinungsform gespalten, in einen Selbsterhaltungstrieb und einen Gattungserhaltungstrieb, alle Harmonie und allen Widerstreit geschaffen hat. Und da mag diesen Einsichtigen aus der Betrachtung der mit uns verrinnenden Gegenwart und ihrer Vergleichung mit der sich immer wieder in uns aufbauenden Vergangenheit auch schon aufgedämmert sein, daß der Einzelne samt seinem „Erhaltungstriebe" doch wieder nichts ist, als eine flüchtige, verrinnende Welle, und daß, was wir Schöpfungen eines Einzelnen nennen, gar nie Schöpfungen eines Einzelnen sind; da mag er sich sagen, daß auch die Werke der Kunst, ist uns die Persönlichkeit des Künstlers noch so bekannt, sein Name noch so geläufig, nie Werke eines Einzelnen, sondern immer Werke einer Vielheit sind.

Auch das Kunstwerk wäre, dem Individuum gleich, nur eine flüchtig verrinnende Welle im Strome der Entwicklung, nur eine abreifende Frucht, die wieder neue Keime schafft — wenn es nicht zugleich eine Fixierung eines Augenblicksbildes enthielte und als solches der Konservierung fähig wäre. Aber was in ihm fixiert ist, ist nur ein momentaner Zustand, und wenn der Besucher eines Naturalienkabinettes sich keinen Augenblick darüber im Unklaren ist, daß der ausgestopfte Tiger uns nur das Bild eines Tigers in einem bestimmten Augenblicke aufbewahrt, sollte der, der sich in Kunstkabinetten oder in den Hallen der Literaturgeschichte ergeht, sich wenigstens gelegentlich daran erinnern, daß das einzelne Kunstwerk nur eine momentane Phase in einem Entwicklungsgange darstellt.

Was immer es enthält an Erzählung von Stoff, an Ausdruck von Gedanken, was immer es ist in seiner Form und Wirkung — in Allem schließt es sich an Vorhergegangenes an als Wiederholung oder Weiterbildung, wie es in Allem wieder Ausgangspunkt für Künftiges sein kann. Ein einziger Strom von Ideen ist es, der durch das Leben jedes Volkes, ja durch das Leben der Menschheit flutet, und er setzt sich zusammen aus allen Gedanken und Empfindungen, als der tragenden Unterströmung, und allen Worten und Handlungen, als der sichtbaren Oberfläche. Und was wir Kunstwerke nennen, das sind nur einzelne mächtigere Wellenkämme, die dem unkundigen Zuschauer am Ufer wie ständige Erhebungen des Wassers erscheinen müßten, weil sie sich stets von Neuem bilden, wie ja auch die Konservierung des Kunstwerkes nur darin besteht, daß wir, betrachtend und genießend es immer wieder neu beleben — wobei die Ähnlichkeit soweit geht, daß auch das geschaffene Kunstwerk keinen Augenblick dasselbe bleibt, weil es im Geiste jedes genießend Reproduzierenden immer wieder ein anderes wird.

Aber was liegt nicht alles zwischen den einzelnen Kunstwerken, die in die Repositorien, Säle und Vitrinen der Bibliotheken, Galerien und Museen gelangt sind! Eine Anzahl von anderen Kunstwerken, entstanden und vergangen im Leben des Alltags. Das zugespitzte Witzwort auf dem offenen Marktplatze, die abgerundete Formulierung in der Stube des Richters, der Gasselreim des Bauernburschen vor dem Fenster der Geliebten, das Märchen der Großmutter in der Spinnstube, die Geschichten, die im Wald am lodernden Feuer sich die Jäger und Holzknechte erzählen, die Rede, mit der der Führer seine Truppen, der Einbrecher seine Spießgesellen anfeuert, ja die Pose, die Geste — sie alle können Kunstwerke sein, Kunstwerke aber, die Inhalt und Form aus der Überlieferung schöpfen, und auch wo sie mehr oder weniger individuell gestalten, doch in jeder individuellen Zutat irgendwie anknüpfen an Überkommenes.

Und wenn sie Kunstwerke sind, dann unterscheiden sie sich in nichts von dem, was wir Kunstwerke zu nennen pflegen, als darin, daß sie nur fortwirken durch all die unkontrollierbaren Zwischenglieder, aus denen der Verkehr des Alltags sich zusammensetzt, aber nicht einer Konservierung teilhaftig geworden sind.

Wir aber, wenn wir von „Kunstwerken" reden, denken immer nur an die Werke, die da stehen gleich den „ausgestopften Tigern" in den naturhistorischen Museen, und vergessen an die tausend und abertausend Dinge, die zwischen ihnen liegen und die sie alle untereinander so verbinden, daß, wenn wir alles sehen und wissen könnten, sich in die unmerklichsten Übergänge auflösen müßte, was uns als gähnende Lücke, als gewaltiger Sprung erscheint. Aber auch so vermögen wir meist, wenn wir uns nur hoch genug erheben, zu überblicken und zu verfolgen, wie jedes Kunstwerk in seinem Gehalte an äußerm Stoff, an Gedanken und Form nur ein Glied ist in den Entwicklungsreihen.

Man hat die Universalgeschichte aufgelöst in eine Geschichte der geistigen Bewegungen, und auch in der Literaturgeschichte ist an Stelle aneinandergereihter Dichterbiographien die Geschichte „geistiger Strömungen" getreten. Der Ent-

wicklung der äußeren Kunstformen hat man schon lange große Aufmerksamkeit gewidmet, auch die Geschichte einzelner „Stoffe" wurde schon geschrieben: aber was noch so ziemlich fehlt, das ist eine Betrachtung und Darstellung der Kunst, verstanden im weitesten Sinne, nach dem Gesichtspunkte der Entwicklung der einzelnen Ideen, die in den Kunstwerken zu ihrem Ausdrucke gelangen. Erst wenn wir eine solche Kunstgeschichte besäßen, würde man sehen, wie jedes Kunstwerk nicht so sehr das Werk eines Einzelnen ist, als vielmehr nur plastisch darstellt, was von einer Generation, was von Generationen geschaffen worden ist.

Unser Nibelungenlied aber ist nicht nur nicht das Werk eines Einzelnen, es ist so recht im buchstäblichsten Sinne das Werk von Hunderten, von Tausenden. Von Mund zu Mund gingen die Sagen und Mythen, aber auch dann nicht in erstarrter Form, als die Erzählung zum Liede geworden war. Unmerklich fast änderten sich der Mythus und sein Gewand: jeder Erzähler, jeder Sänger war in irgend etwas ein „Dichter", der bewußt oder unbewußt Stoff und Form anders wiedergab als er sie übernommen hatte, und eine ungeheure Kette kleiner Auslassungen, Änderungen und Zutaten führt von den Liedern zum Preise der alten heidnischen Recken und Heerkönige — bis zu dem Epos des christlichen Helden Siegfried, der hinging „wo man die Messe sang". Was uns vorliegt, sind — wenn wir absehen von dem in ganz entstellter Form in fliegenden Drucken des sechzehnten Jahrhunderts uns überlieferten Liede vom hürnen Seyfried — nur die letzten Redaktionen; und nur darum, weil sie die einzigen sind, die uns erhalten sind, und weil wir von der ganzen Entwicklungskette, deren vorläufigen Abschluß sie bilden, nichts kennen, nur darum erschiene es uns so wichtig, den Namen des Mannes zu wissen, der jene Form geschaffen hat, in der uns vorliegt, was das deutsche Volk von Siegfried gedichtet hat, den Namen des Mannes, der jene Phase fixiert hat, in der der lebenden Dichtung der Odem ausgegangen ist, in der sie zu einem Literaturwerk erstarrt ist.

Einer solchen Auffassung mag es freilich ziemlich belanglos erscheinen, wie das Verhältnis zwischen den paar „Handschriften" zu denken ist, die uns erhalten sind, ob eine von der andern abstammt, oder ob alle unabhängig voneinander auf frühere Redaktionen zurückgreifen: denn für den, der zu jener Erkenntnis gelangt ist, steht ja fest, daß keine von ihnen, und wenn es gelingen sollte, den noch immer nicht ganz ausgetragenen Streit zu schlichten und eine von ihnen zweifellos als die Mutter der andern nachzuweisen, auch diese älteste nicht, „das Nibelungenlied" darstellt.

Eine der jüngsten Arbeiten über Heimat und Verfasser des Nibelungenliedes, Emil Kettners Schrift „die österreichische Nibelungendichtung" (Berlin 1897), gelangt zu dem Resultate: „das Nibelungenlied ist die durch vereinigende Umarbeitung älterer Vorlagen oder Lieder entstandene, relativ selbständige Dichtung eines Verfassers, die durch jüngere Dichter oder Bearbeiter erweitert, vielleicht auch zuweilen verändert ist", und sucht „die Bestandteile des Originals und den Anteil des Dichters" nachzuweisen, wobei sie zu dem Schlusse kommt, der Dichter habe drei selbständige „mangelhaft zusammengefügte" Liederbücher umgestaltet und

erweitert", die „Siegfrieds und Gunthers Hochzeit", „Siegfrieds Tod" „Kriemhilds Rache" behandelten, der Dichter sei ein österreichischer Ritter und Minnesinger gewesen, die Bearbeiter hätten in die Kategorie jener „vornehmeren Spielleute" gehört, die sich in höfischen Kreisen bewegten, von der Art etwa des Rupertus, der uns als Jokulator Regis (Henr. VI.) erwähnt wird (1189), oder des Spielmannes Wolfker, der dem Wiener Schottenstifte ein „libellum theutunicum" geschenkt hat (zirka 1221).

Ob uns nun aber das Wesentliche der ersten „vereinigenden Umarbeitung" selbst erhalten ist, oder nur Bearbeitungen von ihr, das wird sich doch kaum je endgültig aus den sattsam diskutirten „innern Gründen" entscheiden lassen. Von dem Gesichtspunkt aus, um den es sich hier handelt, ist es auch nicht entscheidend: denn das Nibelungenlied beginnt sein Dasein nicht erst mit der ersten niedergeschriebenen Zusammenfassung dessen, was ja, auch nur in Teilen gesondert aufgezeichnet, doch schon eine Einheit gebildet hatte, und das auch in seiner neuen Phase zusammen mit jenen früheren Phasen wiederum eine Einheit bildet.

Wo es sich um literarisch fixierte Dichtungen, um Literaturwerke handelt, da erscheinen uns die einzelnen uns vorliegenden Werke als abgeschlossene Einheiten, weil wir nicht kennen oder weil wir ignorieren, was „Unliterarisches" zwischen ihnen liegt, und in den Literaturwerken nicht in Verbindung bringen, was in ihnen in Verbindung zu bringen ist. Was zwischen ihnen liegt, sind aber zumeist nur kleine Schnitzel, die vom Baume der Entwicklung abfallen, und auch wenn wir sie genau kennten, würde diese Kenntnis nichts an der Tatsache ändern, daß die meisten der in der Literatur konservierten Werke schon durch ihren Umfang und ihre Form sich aus der einheitlichen Masse hervorheben.

Am Nibelungenliede hat aber wirklich ein ganzes Volk Generationen lang gedichtet, ja Völker haben an ihm gedichtet von jenen Tagen an, die wir nur ahnen können, wo Stämme sich noch nicht gesondert und abgetrennt hatten, die dann zu geschlossenen Einheiten in weit voneinander gelegenen Ländern geworden sind. Und immer folgte eine Phase der andern, immer wieder änderten Erzähler und Sänger an dem einzelnen Liede, so daß schließlich mit der Zeit etwas ganz anderes aus ihm wurde, immer wieder vereinigten und trennten Leute anders, die in der Erzählung, im Vortrage zusammenfaßten und schieden, was in einzelnen Liedern entstanden war oder sich schon in einzelne Lieder aufgelöst hatte. Wenn wir hier bei der Nibelungendichtung alle Zwischenphasen kennten, wenn wir fixiert hätten, was zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten von Siegfried und Krimhild, von Gunther und Brünhild und von den Ahnen, aus denen diese Gestalten hervorgegangen waren, gesungen worden ist, dann hätten wir tausende verschiedener Nibelungenlieder, eines kaum merklich in das andere übergehend und doch, unter Gruppen gebracht, voneinander so verschieden, wie das uns erhaltene Nibelungenlied oder die Edda — und Wagners Ring des Nibelungen. Ja, wenn wir all die ersten Ansätze irgendwie fixiert exhumieren und mit ihnen „der Nibelunge nôt" vergleichen könnten, vielleicht so verschieden wie Homers Ilias — und Shakespeares Troilus und Cressida.



Wenn die Ästhetiker die Welt Homers mit der Welt vergleichen, die uns Shakespeare in seinem Drama als griechisch-trojanisch vorführt, dann können sie es nicht fassen, wie Shakespeare aus Homer das machen konnte, was eben seine Dichtung „Troilus und Cressida" ist. Shakespeare hat aber aus Homer überhaupt nichts gemacht, so wenig als der Kürenberger, oder wer immer den Stoff des Nibelungenliedes in die Strophenform umgegossen hat, etwas aus jenen Sagen oder Liedern gemacht hat, die zuerst den Namen Siegfrieds oder Sigurds oder einen andern derartigen Namen genannt hatten. Ich habe gelegentlich* auf Grund der literarhistorischen Arbeiten von Eitner, Hertzberg, Dunger, Meister und anderen den Weg zu skizzieren versucht, der von Homer zu Shakespeare führt.

Bei Homer ein paar Namen, sonst nichts. Ein jugendlicher Held Troilus, ein Name Briseis, ein Name Pandarus — sonst nichts. Ja nicht einmal eigentlich ein Name Briseis — denn Briseis heißt bei Homer nichts als die Tochter des Briseus, wie Chryseis nichts anderes ist als die Tochter des Chryses. Mit dieser gerät aber die Briseis von Anfang an in eine offenbar zu Verwechslung verleitende enge Beziehung. Bei Homer erzählt gleich in den ersten Versen der Ilias (I 366, 392) Achilles, daß ihm die Briseis genommen wurde, weil Agamemnon die Chryseis habe zurückschicken müssen, und Strabo (XIII 584, 585, 611) bemüht sich schon im Schweiße seines Angesichtes, auseinanderzuhalten, Briseis sei aus Lyrnessus, Chryseis aber aus Theben. Der Scholiast aber sagt uns zu I 392 der Ilias, wo die Briseis genannt wird, nachdem ein Stück vorher von Chryseis die Rede war, die eine habe *ὡς ἀρχαῖοι ἱστοροῦσιν* eigentlich Astynome, die andere Hippodameia geheißen, wobei er uns überläßt, daß wir uns schlüssig werden, welche die eine, welche die andere sei. Der gelehrte Erzbischof von Thessalonice, Eustathius versichert uns zwar in seinem im XII. Jahrhundert verfaßten Ilias-Kommentar bestimmt, die Chryseis sei die Astynome, die Briseis die Hippodameia gewesen, aber wer weiß, ob er seine Wissenschaft nicht eben aus jener zweideutigen Stelle der Scholien geschöpft hat. Bei ihm finden wir übrigens auch die mit dem Hinweis auf die Berichte alter Geographen belegte Notiz, Chrises und Briseus seien Brüder, Söhne des Ardys, gewesen (77 der Röm. Handschrift).

Nach Homer und Strabo kommen Diktys und Dares als im 4. und 5. Jahrhundert fingierte Verfasser vorhomerischer „Iliaden". In ihnen verschiebt sich das Verhältnis von Griechen und Troern zu Gunsten der letztern, und die schemenhafte Briseis, deren Schönheit allerdings schon Homer und Quintus von Smyrna (III 552) gerühmt hatten, erhält ein ganz charakteristisches Äußeres, liebliche Augen und verwachsene Brauen, die gleichsam herausfordern, eine tragische Geschichte um ihre Figur zu formen. Es wäre übrigens nicht ausgeschlossen, daß diese verwachsenen Brauen auf eine ältere Tradition, etwa der Maler, zurückgehen,

* Der Artikel ist enthalten in der Sammlung meiner Kritiken und Vorträge „Theater" (Wien, Manz 1904) II 9 f.

wenngleich ihrer Pausanias in seiner Beschreibung der Malereien des Polygnotos in der Lesche in Delphi, wo auch der Briseis unter den dargestellten Figuren Erwähnung geschieht, nicht gedenkt (10, 25, 4).

Und dann kommt im 12. Jahrhundert Benoît von St. More, der aus den Helden der Griechen und Troer Ritter des Mittelalters und aus den antiken Frauengestalten „Damen" macht, und den Liebesroman Troilus und Briseida schreibt.

Und dann kommt ein Jahrhundert später Guido von Colonna, der als Griechenfeind noch mehr Schatten auf die Griechen wirft, das Bild des Achilles verdunkelt und das des Troilus in den Vordergrund stellt, und als Weiberfeind ernste Consequenzen aus den verwachsenen Augenbrauen der Briseis zieht.

Und dann kommt Boccaccio, der seine Liebesleiden in den Stoff legt, der, weil er von seiner Fiametta getrennt wird, ausmalt, wie die Trennung von der Geliebten die Gefahr ihrer Untreue heraufbeschwört, und der, weil er die Geliebte doch nicht kränken möchte, in Pandarus einen durch die „Vermittlung" den Fehltritt entschuldigenden Vermittler einführt, und als Liebender aus der Briseida eine Chryseida, eine „Goldige" macht, d. h. von Briseis zur Chryseis hinübervoltigiert.

Und dann kommt der Humorist Chaucer, dem in seinem Epos „Troylus and Cresseyde" der Vermittler zu der klassischen Possenfigur des Kupplers wird.

Und dann kommt Shakespeare, dem all das zur Tragikomödie verwächst.

Es gibt kein anderes Beispiel in der Literatur, an dem wir die Entstehung eines Stoffes aus dem Nichts und seine Ausbildung durch Jahrtausende hindurch so deutlich zu zeigen vermögen; sogar in den äußern Requisiten — Pferden, Schleifen, Handschuhen und dergleichen — können wir den Stoff auf seiner Bahn verfolgen.

Aber haben wir einmal das richtige Prinzip gewonnen, dann vermögen wir es in jeder Dichtung, in jedem Werke der Kunst überhaupt, zu erkennen und, der Natur der Sache nach mehr oder weniger, auch nachzuweisen. Am leichtesten natürlich, wo wir ebenfalls eine Reihe fixierter Querschnitte besitzen. So zum Beispiel an der Faustdichtung. Hier haben wir vor allem die Querschnitte, mögen wir sie nun zu rechnen beginnen mit Eutychians Geschichte von dem Teufelspakte des Teophilos und schon die Dichtung der Nonne Hrothswitha einbeziehen, oder mögen wir, erst die Notizen in den Briefen des Trithemius von Sponheim und des Conrad Mutianus Rufus über den Magister „Georgius Sabellicus, Faustus junior" und in dem Reckenbuche des Bischofs von Bamberg, dem Dr. Faustus die Nativität gestellt hatte, zum Ausgange nehmend, von den Volksbüchern auf dem Wege über Marlowes Drama und die Puppenspiele zu Klinger und Goethe gelangen. Fast ein Halbtausend dazwischenliegender Schnitzel hat uns Tille in seinem dickleibigen Buche „Die Faustsplitter in der Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts" (Berlin 1900) nachgewiesen. Und doch welche Kluft scheint noch immer zwischen Goethe und alledem zu liegen! Aber sehen wir uns nur das, was uns auf den ersten Blick bei Goethe als rein Individuelles entgegentritt, einmal näher an, blicken wir nur hin auf den Kreis von Freunden, der ihn umgibt, auf die Schar von Gegnern, die ihm gegenübersteht, auf all die Personen, zu denen er

mittelbar und unmittelbar in Beziehung tritt, auf all die geistigen Bewegungen, die seine Zeit erfüllen, — und tausende von Fäden laufen vom Einen zum Andern, und wie die Dichtung selbst nur zu einem Gliede wird in der Entwicklung der Faustdichtung, so wird auch jedes Detail nur zu einem Gliede in den Reihen und Geflechten sich stets fort- und umbildender Ideen.

Eine unerwartete Bekräftigung durch Goethes eigne Worte findet die hier ausgesprochene Auffassung in einem Buche, das erst erschienen ist, nachdem diese Zeilen schon lange geschrieben waren, in C. A. H. Burkhardts „Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret". Dort sagt Goethe (S. 146) von sich und seinen Werken: „Was bin ich denn selbst, was habe ich geleistet? Alles, was ich gesehen, gehört und beobachtet, habe ich gesammelt und ausgenutzt. Meine Werke sind von unzähligen verschiedenen Individuen genährt worden, von Ignoranten und Weisen, Leuten von Geist und von Dummköpfen; die Kindheit, das reife und das Greisenalter, alle haben mir ihre Gedanken entgegengebracht, ihre Fähigkeiten, Hoffnungen und Lebensansichten; ich habe oft geerntet was andere gesät haben, mein Werk ist das eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt."

Freilich ein Unterschied besteht zwischen den Werdegängen von Dichtungen wie Goethes Faust und von Dichtungen wie das Nibelungenlied. Bei jenen liegen uns die einzelnen Phasen des Werdeganges deutlich vor Augen, denn der ursprüngliche Stoff der Volksdichtung ist längst zum Gegenstande der Kunstdichtung geworden und nur mehr Einzelne führen vereinzelt in größern Abständen als Dichtung weiter, was die Vergangenheit ihnen überliefert hatte. Bei diesen aber sind die einzelnen Entstehungsphasen unserer Wahrnehmung entzogen, nicht etwa nur wegen der Zeit, die uns von ihnen trennt, sondern weil sie sich überhaupt nicht in solchen Intervallen äußerlich voneinander abgehoben hatten. Darin liegt aber überhaupt der einzige Unterschied, der jene Prozesse, die wir verfolgen können, von dem äußern Werdegange der Volksdichtung selbst unterscheidet. Was sich dort auf weite Zeiträume und nachweisbar unter wenige Personen verteilt, das erfüllt hier eine zusammenhängende Epoche und das Sinnen und Trachten von Tausenden und Tausenden. Und von diesen Tausenden gibt jeder Übernommenes weiter, aber wohl keiner vermöchte es, selbst wenn er dies wollte, ganz unverändert weiter zu geben, und unwillkürlich oder willkürlich gibt jeder etwas Individuelles, und sei es nur eine Schattierung, zu dem Übernommenen dazu, etwas Individuelles, das zwar auch nur ein Produkt der Entwicklung ist, aber unserm Auge, das nicht in das Innere zu dringen vermag, selbst dann als etwas Individuelles erscheinen würde, wenn eine Reihe markanter Phasen auf uns gekommen wäre. Wie Boccaccio und Guido von Colonna ihr Lieben und Hassen, legt jeder Liebende und Hassende etwas von seiner Liebe und seinem Hasse in den Stoff, wie Benoît de St. More aus den Heroen Ritter macht, variiert jede seiner Gestalten nach den Eindrücken, die seine Zeit, seine Umgebung auf ihn gemacht haben.

Der Witzige färbt ab, wo er seinen Witz, der Pathetische, wo er sein Pathos verwerten kann. Und jede Zeit legt ihre Ideen in den Stoff, d. h. die Menschen

jeder Zeit modellieren die Gestalten nach den Ideen, die ihnen vorschweben, nach ihren sittlichen Forderungen und Idealen — bis eben aus dem ungebundenen Recken, der in überschäumendem Kraftgefühl, in heiterer lebensfroher Sorglosigkeit hineinlebt in den schimmernden Tag, aus dem ebenbürtigen Gefährten der homerischen Helden, dessen Umriß auch im Nibelungenliede noch zu erkennen ist, wie ja manchmal eine alte Freske auch noch unter der obersten der aufgetragenen Schichten durchschimmert — bis aus diesem Heros Siegfried der Kirchengänger geworden ist.

as ist uns also dieses Nibelungenlied, das in seiner Schlußredaktion oder einer oder einigen seiner Schlußredaktionen auf uns gekommen ist? Es ist uns eine Phase des nationalen Kunstwerkes, das unsere Ahnen geschaffen haben. Und als solche hat es für uns eine doppelte Bedeutung. Es ist uns eine erstarrte Form, ein Querschnitt, und zugleich ist es uns ein Entwicklungsstadium eines lebenden Ganzen. Wir dürfen uns nicht täuschen: hätten wir mehrere solcher Querschnitte, wir würden — bei aller Würdigung dessen, was dieser letzte uns bietet — nicht nach ihm greifen, nicht nach dem Buche von dem christlichen Ritter Siegfried, sondern nach den Liedern von dem heidnischen Heros, von dem mythischen Recken, nach den Phasen, von denen uns Ableger in der nordischen Literatur erhalten sind. Und wir dürfen uns weiter nicht täuschen: wieder bei aller Würdigung der Komposition und der künstlerischen Form des Nibelungenliedes, sein Hauptwert für uns liegt nicht in dieser künstlerischen Form, er liegt für uns in seinem stofflichen Inhalt.

Er ist heute verpönt, in der Kunst das Interesse am Stoff zu betonen, man beruft sich auf Aussprüche Goethes und mit dieser Berufung wird oft geringschätzig abgetan, wer in Fragen der Kunst dem Inhalte sein Recht neben der Form zuerkennt. Freilich, unsere Kulturperiode macht da aus der Not eine Tugend. Weil unsere Schöpfungskraft erloschen ist, weil wir lendenlahm geworden sind, weil uns die üppige Phantasie der Jugend entschwunden ist, weil nicht mehr wie einst die Völker die Stoffe ihrer Kunstwerke dichten, sondern die gemeinsame künstlerische Arbeit des Volkes, d. i. einer großen Mehrheit, so zurückgetreten ist, daß wir überhaupt nur mehr die Arbeit der Einzelnen sehen und Namen und Werke der Einzelnen als Inhalt der Kunstentwicklung aneinanderreihen weil diese Einzel-Künstler heute meist nur an den überkommenen Stoffen herummodeln können und was sie stofflich neu schaffen, keinen Vergleich verträgt mit den Schöpfungen jener Volkskunst — darum machen wir aus dem Mangel ein künstlerisches Prinzip und geben vor, die Kunst der Erfindung gering zu schätzen.

An unserer Kunst mögen wir die „Erfindung", das Stoffliche, geringschätzen, wenn wir auch nicht übersehen dürfen, daß das Stoffliche auch nur eine Form ist, die Form für die Ideen, die eine Zeit und ihr Leben bewegen und im Stofflichen ihren Ausdruck finden, und denen das Kunstwerk als Mittel des Kampfes ein Mittel zum Siege ist.

Aber wenn wir an die Kunstwerke herantreten, die uns aus jener Jugendzeit der Völker erhalten sind, oder die uns bewahrt haben, woraus wir auf sie zurückschließen können, an Dichtungen wie die homerischen Epen, wie das Nibelungen-

lied: dann sollten wir unsere moderne Verachtung des Stofflichen wohl zu Hause lassen, denn hier ist der Stoff selbst das volkstümliche Kunstwerk und die uns überkommene Form kann uns nichts sein als eine zufällige Nebensache, die, mag sie nun in der uns erhaltenen Phase des Kunstwerks vollendet oder mangelhaft sein, nichts an der Bedeutung des Kunstwertes, der in der stofflichen Schöpfung liegt, zu ändern imstande ist.

Und darum ist uns das Nibelungenlied das, was es uns ist, in allererster Linie durch seinen Stoff. Die Art, wie der Dichter ihn gruppiert hat, wie er eine Einheit, die als solche wieder ein Kunstwerk ist, aus ihm gemacht hat, wie er z. B. den Kampf mit dem Drachen, die Gewinnung des Schatzes, des Schwertes Balmung, des Tarnhelms, der schirmenden Hornhaut in den Gang seiner Darstellung einflicht, das tritt doch alles zurück hinter den Zauber, den der Stoff seiner Dichtung als solcher auf uns übt. Und so ist es auch mit der Behandlung der Sprache, mit der rhythmischen und strophischen Form. Mögen wir uns noch so erquicken an den einzelnen Schönheiten der Dichtung, an Stellen wie

„Nu gie diu minneclîche alsô der morgenrôt
tuot ûz den trüeben wolken"

oder

„Sam der liehte mâne vor den sternen stât,
des scîn sô lûterliche ab den wolken gât,
dem stuont si nu gelîche vor maneger frouwen guot" —

in dem in seiner Schlichtheit ergreifenden Ausdruck der Erkenntnis, daß

„liebe mit leide ze jungest lônen kan",

mögen wir noch so angemutet werden von der „Naivität" der Darstellung und Sprache, von der leichten „Ironie", die wir in dem eigentümlichen Gebrauche von Wendungen wie „lützel" (wenig) für „gar nicht" und ähnlichen erblicken — was sind diese formalen Schönheiten gegen die „Geschichte", die gemeine Erzählung, die im Nibelungenliede steckt — und gegen den Heroenmythus, den wir mit Zuhilfenahme anderer Quellen aus ihm herausahnen können! Und dabei sehen wir noch ganz ab davon, daß ein Teil dessen, was uns als Reiz der Darstellung erscheint, vielleicht nur in unserer subjektiven Empfindung liegt.

Wir sind entzückt von der „Naivität" des Nibelungenliedes und anderer mittelhochdeutscher Dichtungen, weil sie scheinbar harmlos beim rechten Namen nennen, was wir ängstlich umschreiben oder lüstern ausmalen. Aber wir dürfen nicht glauben, daß die Zeitgenossen als Naivität empfanden, was uns als solche erscheint. Zum Kitzel der Lüsternheit, der nur aus verhaltenen Trieben stammt, brauchte man damals nicht zu greifen, weil die weitgehende Freiheit, die in dem Verkehre der Geschlechter bestand und von der die ganze Literatur so reichlich Zeugnis gibt, eine natürliche Ablenkung bot, und Männlein und Weiblein, die „juncfrouwen" nicht ausgenommen, es nicht not hatten, sich an Versen künstlich zu erregen. Deshalb dürfen wir uns aber nicht einbilden, daß wenn der Sänger davon sang, wie Kriemhild zum erstenmale „ze hove" ging und wie „manec recke" der sie sah, sich dachte:

„hey waer' mir sam gescehen,
daz ich ir gienge enhende, sam ich in hân gesehen,
oder bî ze ligene" —

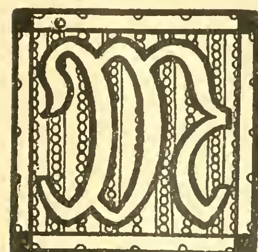
daß dann die Männer nicht laut lachten und die Frauen etwa taten, als verständen sie nicht, von was die Rede sei — oder daß bei der lapidaren Schilderung, wie Siegfried Brünhilden das Hemd „zerfuor", dies nicht willkommene Anregung zu manch mächtigem Schenkeldruck und zu verständnisvoller Erwiderung unter der „Sidelung" geboten hätte. Nein, diese „Naivität" ist nur für uns Naivität — wie wohl auch nur für uns Ironie und Gegenstand künstlerischer Gourmandise ist, was damals landläufiger Sprachgebrauch war, im Augenblicke aber, wo es besonders empfunden wurde, den Feinfühligeren auch schon als Geziertheit erscheinen mochte.

Was uns Menschen von heute aber den stofflichen Reiz dessen, was wir das Nibelungenlied zu nennen pflegen, noch ganz besonders erhöht, das ist, daß wir den mythischen und heroischen Stoff aus dem christlichen Epos wohl nur mehr herausahnen können, daß wir aber von ihm doch mehr wissen als der Dichter, und auch dort noch den Hauch der alten Volksdichtung spüren, wo dieser Dichter den zu ihr zurückführenden Faden verloren hat — und daß dieser uns in seiner mythischen Gewalt und übermenschlichen Größe zunächst fremd anmutende Stoff in eine unser Empfinden ganz bekannt anheimelnde Hülle gekleidet ist, aus der er nur manchmal flammend hervorbricht. Die Ideen, die im Nibelungenliede Ausdruck gewonnen haben und der Phase, welche es darstellt, ihr charakteristisches Gepräge verleihen, sind nämlich, wenn auch schon ein bißchen wacklig geworden, noch immer die Grundpfeiler unserer Gesellschaftsordnung, denn es sind die „guten" bürgerlichen Ideen von sittiger Mädchenzucht und hingebender Frauentreue, von schirmendem Königstum und aufopferndem Vasallengehorsam. Und selbst das wilde Rachewüten Kriemhilds erscheint unserem bürgerlichen Empfinden und Verständnis nahegerückt, weil es aus einer den Tod überwindenden Gattentreue, aus Verletzung von Freundespflicht, Verwandtenliebe und Königsehre entspringt.

Dem Einen mag nun gerade das den „inneren Wert" des Nibelungenliedes erhöhen, einem Anderen wieder aber mag es nur die Sehnsucht steigern, den Stoff des Nibelungenliedes von seiner Hülle befreit zu sehen. Keiner aber wird sich dem Zauber verschließen können, der darin liegt, von der uns erhaltenen Phase des Nibelungenliedes, dem höfischen Epos, zurückzuforschen nach dem mythischen und heroischen Untergrunde, aus dem es herausgewachsen ist, nach der Volksdichtung von dem mythischen Heros Siegfried, deren Schimmer das höfische Epos umfließt und noch glitzernd auf den epischen und dramatischen Dichtungen unserer Tage liegt, in denen der alte Stoff, nachdem er durch Jahrhunderte erstorben schien, zu einem neuen Leben erwacht ist.



Erinnerungen/ von Georg Brandes



eine Stellung im öffentlichen Leben war um jene Zeit die, daß ich vieles und viele gegen mich, niemand ganz für mich hatte, ausgenommen meinen alten Beschützer Bröchner, der teils sehr krank, teils auf Grund seiner schwerfälligen Sprache dem großen Publikum unbekannt war. Von meinen persönlichen Freunden teilte keiner meine Grundanschauung; wenn sie auf mich hielten, so taten sie es trotz dieser. Schon dadurch war es ausgeschlossen, daß sie in dem geistigen Kampf, der mich noch beschäftigte, als meine Genossen auftreten würden. Ich bedurfte nicht erst langer Erfahrung, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß ich keine volle und ungemischte Sympathie mit meinem Streben finden könne.

Eigentlich empfand sie nur einer meiner Kameraden, Emil Petersen, und er war ein junger Privatmann, der nichts mit der Literatur zu tun hatte, auch sonst ohne jeden Einfluß.

Dafür hatte ich schon längst erfahren, daß ich als angehender Schriftsteller in einem Lande mit Liliputverhältnissen, bei jedem Schritt, den ich machte, auf schlagfertigen Widerstand stieß, und daß der Unwille gegen mich sich immer weit kräftiger äußerte als das Wohlwollen, ja schnell sozusagen organisiert wurde.

Ich hatte sofort gegen mich einen jeden, der als Literatur- oder Kunstkritiker einen Platz einnahm, von den einflußreichen, die im Faedreland oder in der Berlinske Tidende schrieben, bis zu den kleinen bissigen in den unbedeutenderen Blättern, und wenn sie mich erwähnten, geschah es nicht ohne tiefe Geringschätzung und in stark herabsetzender Weise. Alle diese bekämpften in mir den Nebenbuhler. Dabei blieb es mein lebelang. Einzelne „Kritiker", wie Falkman in Dänemark, Wirsén in Schweden, setzten an die vierzig Jahre hindurch selten die Feder an, ohne liebevoll meiner zu gedenken. (Später wurde ich für Collin in Norwegen zur fixen Idee.)

Hierzu kamen alle die, die in mir eine Geistesrichtung fürchteten und haßten, die in ihren Augen dem guten altmodischen Glauben und der Sittlichkeit gefährlich zu sein schien.

So fest umgrenzt meine Artikel und längeren Ausführungen in dem Streit um Glauben und Wissen auch waren, und obwohl sie sich, streng genommen, nur um einen dunklen Punkt in Rasmus Nielsens Philosophie drehten, schreckten und empörten sie doch einen großen Teil der Geistlichkeit des Landes. Ich hatte es sorgfältig vermieden, mich gegen Glauben oder Religiosität auszusprechen; ich wußte, daß die Rechtgläubigkeit in Dänemark allmächtig war. Trotzdem stieß ich

nicht auf Entgegenkommen, sondern auf den Zorn des Fanatismus. Schon 1867 war Björnson gegen mich aufgetreten, hatte dem Dagblad Vorwürfe gemacht, daß es meine Ausführungen aufnähme, und ihren Inhalt dem auf einer Reise abwesenden Redakteur mitgeteilt, in der Vermutung, daß die Aufnahme wider dessen Willen geschehen sein müsse; und obwohl der Artikel nicht Björnsons Namen trug, war dies ein Angriff von Gewicht. Die unschuldige Äußerung, daß Sören Kierkegaard, der Tycho Brahe der dänischen Philosophie, groß wie Tycho Brahe sei, aber wie dieser nicht den Mittelpunkt unseres Systems in dessen Sonne (die Vernunft) setzte, — — diese Äußerung gab Björnson Veranlassung zu dem für einen jungen Schriftsteller von fremder Abstammung gefährlichen Ausspruch, daß jemand, der so schreiben könne, „mit anderen Dänen keine Anschauung gemeinsam, kein dänisches Bewußtsein habe".

Im nächsten Jahre waren es Ausbrüche der Hitzigkeit von geistlicher Seite, die mich überraschten. Eines Tages im Jahre 1868 trat der in Kopenhagen sehr angesehene Pastor Hohlenberg bei Fräulein Benny Spang* ein, wies sie strenge zurecht, weil sie einen zweifellosen Ketzer und Heiden in ihrem Hause empfinge, und verlangte von ihr, daß sie allen Umgang mit mir abbreche. Als sie sich weigerte und auf alle seine Überredungen hartnäckig dieselbe Antwort gab, warf er außer sich, seinen Filzhut auf die Erde, fuhr in der höchsten Erregung mit seinen Anklagen fort und stürzte zuletzt, da nichts fruchtete, in heiliger Wut aus der Tür, die er hinter sich zuschlug. Die Szene nahm einen leicht-komischen Ausgang, da er zum zweiten Male anklingeln mußte, um seinen in der Erbitterung vergessenen Hut zu holen. — Das war eine Art von privatem Prologe zu dem geistlichen Schauspiel, das seit dem Jahre 1871 und fernerhin auf den meisten Kanzeln des Landes gespielt wurde.

Doch was mir als angehendem Schriftsteller überraschender vorkam, das war die Gabe, die ich bei mir entdeckte, durch meine bloße Existenz immer mehr Zeitgenossen dermaßen zu hypnotisieren, daß sie von einem Haß besessen wurden, der bald eine Reihe von Jahren, bald ein ganzes Menschenleben hindurch anhielt und für ihre Lebensführung und Handlungsweise wesentlich bestimmend wurde. Allmählich beschäftigte ich auf diese negative Weise mehr als zwanzig Personen. Vorläufig trat das Phänomen mir in der Gestalt einer einzelnen genietollen Persönlichkeit entgegen. Für einen mit mir in keinerlei Beziehung stehenden und mir gleichgültigen, verpfuschten Poeten und Philosophen wurde ich der Feind, den es zu bekämpfen galt.

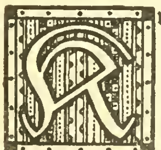
Als leidenschaftlicher Bewunderer Rasmus Nielsens, dessen Examensvorlesungen er den Füchsen einpaukte, war Rudolf Schmidt aufs äußerste empört über die doch in der Form höchst ehrerbietigen Einwendungen, die ich gegen einen Hauptpunkt in Nielsens Lehre erhoben hatte. Schon 1866 gab er aus diesem Anlasse eine Flugschrift heraus; 1867 noch eine zweite, die er, von

* Inhaberin einer größeren Mädchenschule.

dem Gegner völlig besessen, mit den Anfangsbuchstaben von dessen eigenem Namen, Gb, unterzeichnete. Und von nun ab wurde es wohl ein Menschenalter hindurch für diesen Armen eine Lebensaufgabe, mich unter allen möglichen Pseudonymen zu verfolgen, und wo seine eigenen Kräfte nicht hinreichten, Verschwörungen gegen mich anzuzetteln. Besonders in Deutschland arbeitete er gegen mich, so viel er nur vermochte.

Vorläufig gründete er nun eine Zeitschrift, um sich selbst sowie die Ideen zu behaupten, denen er hauptsächlich diente: nämlich die Ideen R. Nielsens, und da dieser sich in der letzten Zeit stark der Grundvigschen Gefühlsweise genähert hatte, zum Teil auch die Ideen Grundvigs. Die Zeitschrift erhielt drei Redakteure, unter ihnen R. Nielsen selbst, und da der eine der Kritiker des Faedreland, plötzlich das Land verlassen mußte, trat Björnstjerne Björnson an die Stelle des Verschwundenen. Die drei Namen, R. Nielsen, B. Björnson und Rudolf Schmidt bildeten so eine Dreieinigkeit, deren literarische Herrschaft einem Anfänger in der Literatur nichts Gutes verhieß, der den Denker unter ihnen aus ideellen Gründen angegriffen hatte, und der Gegenstand heftiger Angriffe seitens der beiden anderen gewesen war. Die Zeitschrift (Für Idee und Wirklichkeit) wurde denn auch fatal genug für mich.

Daß der Kritiker des Faedreland so mit einem Male aus der Arena verschwand, war für die damaligen Verhältnisse ein Ereignis. Er besaß ein nicht geringes Talent, sprach zuweilen durch treffende Einfälle an, stieß durch Sonderbarkeiten und eine seltsam gesuchte Schreibweise ab, betonte in der neuesten dänischen Philosophie besonders den Willen und verfocht stets ethische Gesichtspunkte. Er hatte sich seit Björnsons erstem Auftreten diesem so begeistert und unverbrüchlich angeschlossen, daß er der Allgemeinheit hauptsächlich als Björnsons Herold galt. Bei jeder Gelegenheit stellte er in den stärksten Ausdrücken Björnsons Bedeutung fest und hielt sich dafür an vermeintlichen Nebenbuhlern schadlos. Besonders Ibsen wurde streng behandelt. Seine Abreise war also ein sehr harter Schlag für Björnson, wurde indessen überhaupt auch von denen als ein Verlust peinlich empfunden, deren Gegner er war.


urze Zeit nachdem diese Abreise stattgefunden hatte, gleich nach der Veröffentlichung eines größeren Artikels über Goldschmidt, empfing ich eines Tages zu meiner Überraschung einen Brief von acht enggeschriebenen Seiten von Björnstjerne Björnson, datiert 15. April 1869.

Die Veranlassung hierzu war die Äußerung in jenem Artikel, daß Björnson wie Goldschmidt* zuweilen gerade an den Stellen, wo seine Gaben versagten, täte, als ob das Höchste erreicht, als ob das Dunkle das Bedeutungsvolle sei. Als ich sie niederschrieb, dachte ich an die düsteren Schlußworte in Björnsons Maria Stuart über Gott im Himmel: „Er zählet in dem Größern für seine größern Zeiten", die

* Hervorragender dänischer Schriftsteller.

ich noch für völlig nebelhaft halte, so anspruchsvoll sie auch dastehen; aber es war eine Übertreibung, diesen Tadel zu verallgemeinern, wie es geschehen war, und Björnson hatte recht, mir darauf zu erwidern.

Er betrachtete die Sache so, als wäre er lügenhaften Betragens beschuldigt worden, und hierin irrte er sich; aber im übrigen wies er mit heftiger Beredsamkeit auch die wirklich ausgesprochene Behauptung zurück. Sein Brief begann:

„Trotzdem ich Sie selten lese, so daß ich möglicherweise riskieren kann, über etwas zu sprechen, was Sie an anderer Stelle deutlicher entwickelt haben, und folglich fehl zu gehen, will ich doch einen bestimmten Protest erheben gegen die Charakteristik, daß ich im Gegensatz zu Oehlenschläger (und Hauch!!) meine Fähigkeiten bis zu dem hin verrenke, was ich selbst in Unklarheit besitze, und es mit vollem Bewußtsein als Klarheit hingebe. Ich bin sicher, darin gleiche ich Oehlenschläger, daß der Mangel meines Buches offen vor aller Augen daliegt und von keinerlei Lüge verdeckt ist; eine Unklarheit hat mir in dem Augenblick eingebildet, daß sie Klarheit wäre, wie ihm. Mein Wahlspruch ist stets gewesen: sei treu gegen das Kleinere, dann wird Gott dich über das Größere setzen. Und niemals, nein, niemals habe ich nach großem Stoff geschnappt, um groß, oder mit Worten gespielt, um klug, oder geschwiegen, um tief zu scheinen. Niemals. Die Beispiele um mich herum sind entsetzlich gewesen, und ich bin sicher, sie sind mir dies gewesen, weil ich von Anfang an gegen die Lüge auf dem Posten war. Es gibt nämlich Stellen in jeder Arbeit, die nicht geben wollen, was man sogleich und ungeduldig verlangt, — da habe ich stets gewartet, nie probiert; es muß sich von selbst ergeben haben, und möglicherweise kann das, was ich bekommen habe, ein Betrug sein; aber ich habe daran geglaubt; für mich ist es kein Betrug gewesen. Ehe ich einmal schließe, habe ich ganz gewiß alles übergearbeitet, was ich geschrieben habe (wie schon Synnöve und Ein fröhlicher Bursch, Zwischen den Schlachten usw.); ich will nämlich eine bessere Einsicht nützen. Ich habe in dem, was ich schon durchgegangen, Schwächen gesehen, die ich nicht mehr verbessern kann. Lüge habe ich nie gefunden.

Leider ist man oft in Gefahr, unwahr zu sein; aber es geschieht in den Augenblicken der Überraschung und der absoluten Leidenschaft, wo mit unserem Auge und unserer Zunge etwas vorgeht, von dem man fühlt, daß es halb verkehrt ist; wo aber die Raubtiermacht, die kein Mittel scheut, die Übermacht hat. Unwahr in ihrer schönen, dichtenden Ruhe, ihrer Beichtstille vor der Arbeit sind, glaub ich, sehr wenig Menschen."

Diese Rechtfertigung, die Björnson Ehre macht und nicht nur eine treffende Selbstbeurteilung, sondern in ihrer Aufzeigung der Stärke einer schöpferischen Phantasie und deren möglichen Fehlgriffe einen wertvollen Beitrag zur allgemeinen Dichterpsychologie enthält, wurde mit einem gleichwertigen Versuch der Charakterisierung und Würdigung Goldschmidts fortgesetzt:

„Sie tun auch Goldschmidt Unrecht in diesem Punkt, ich weiß es mit Bestimmtheit. Goldschmidt ist eine naive Natur mit allen edlen Regungen; er setzt sie

freilich oft komisch in Szene, und Ihre Schilderung davon ist wahr; das wiederholt sich in seinem Privatleben; aber an der Quelle sind Sie nicht gewesen. Es kommt nämlich zuguterletzt nicht darauf an, was wir denken, sondern was wir leben. Wie dies im ganzen ein durchgehender Irrtum bei Ihnen ist, so ist es besonders ein Irrtum hier, wo z. B. seine beiden Brüder, mit denselben Bedingungen, in denselben Zwiespalt gestellt, beide Charakter, der eine sogar zugleich eine merkwürdige Persönlichkeit realisiert haben. Aber Goldschmidt begann ja im Alter von 17 Jahren als Korsarenhäuptling; sein Mut war der Mut hinter einer Feder, die er gefürchtet glaubte, seine Freude die des Schmeichelns, seine Furcht die, verlegen zu sein. Und allerhand unglückliche Bedingungen im übrigen ... Er strebt nun mit großer Macht dem entgegen, was, wie er fühlt, sein Leben in seiner Begabung, der moralischen wie der intellektuellen, vergeudet hat, und ich für mein Teil achte dieses Streben höher als sein entschiedenes Glück in einem kleinen Kreise."

In diesem Abschnitte waren Trennung und Gegensatz von Gedankenleben und Existenz ganz im Geiste Rasmus Nielsens; die Anwendung, die sie hier fand, war merkwürdig. Man sollte meinen, das angeführte Beispiel erwiese, daß gemeinsame Naturbestimmungen, gemeinsame Abstammung und Verhältnisse, mit anderen Worten die Lebensbedingungen selbst, im Vergleich zur Denkweise unerheblich wären, da Brüder so verschiedenartig sein konnten; Björnson wollte damit dartun, daß es mehr auf die Lebensführung als auf die Denkweise ankäme, obwohl jene doch von dieser abhängig sein müsse. Im übrigen sprach er, wenn auch etwas zu überlegen, und ohne Goldschmidts große künstlerische Bedeutung zu betonen, von dessen Schwächen mit Nachsicht und Wohlwollen.

Aber besaß er, gegenüber dem, was er sonst berührte, einen Blick für das Wesentliche, so verließ ihn dieser doch in allzugroßem Maße, als er in dem Briefe zur Charakteristik von dessen Adressaten kam, wo er Richtiges und Falsches durcheinander mischte. Er schrieb u. a.:

„Hier stehe ich gewiß bei etwas, was Ihre Kritik bezeichnet. Sie ist eine absolute Schönheitsanbetung. Mit ihr können Sie bald durch unsere kleine Literatur fahren, und werden niemand sonderlich viel nützen; denn dem Dichter nützt nur der, der sich liebevoll bei ihm auf seinen eigenen Standpunkt stellt, das andere versteht er nicht, und das Publikum durchlebt freilich mit Ihnen diese Aufreifelung der Tausende von Fäden und glaubt dabei zu wachsen; aber kein Mensch, der gesund und gut ist, legt eine Kritik von dieser Natur ohne Leere fort.

Ich las zufällig eine Reisebeschreibung von Ihnen, die eigentlich zu einem Urteil über einige der größten Maler wurde. Sie wiesen ihre Natur in ihren Werken (nicht ihre Geschichte oder ihr Leben so sehr als die Naturanlagen) nach — auch den Einfluß ihrer Zeit, aber flüchtig, und Sie stellten nun diese Maler gegen einander auf. An und für sich ist ein Teil der Methode richtig, aber das Resultat ist ja bloße Pikanterie. Ein einzelner von ihnen, groß und liebevoll erfaßt, so dargestellt, daß die verschiedenen Gemälde und Figuren seine Beschreibung, aber zu-

gleich eine Kulturentfaltung würden, hätte fünfmal soviel Verständnis gegeben. Ein Gegensatz kann ja gelegentlich hineingezogen werden, doch die Aufgabe ist er nicht. — Ja, dies ist eine Illustration Ihrer Kritik in ihrer Form. Sie ist ein unaufhörliches oft sehr peinliches Zusammenstellen von Zusammengehörigem und Entgegengesetztem, aber wie die Poesie selbst Vertiefung in das Einzelne ist, die sie der Mannigfaltigkeit entzogen hat, so ist für ihr Verständnis dieselbe Bedingung erforderlich. Das einzelne Werk oder den einzelnen Schriftsteller, den Sie behandeln, haben Sie in dieser Weise nicht zusammengesetzt, sondern aufgelöst, und das Ganze ist Pikanterie geworden. Früher konnte man sagen, es war jedenfalls liebenswürdig; aber es sind in letzter Zeit kecke Ausdrücke, paradoxe Sätze, grelle Bezeichnungen dazugekommen, ein entschiedener Widerwillen, Überdruß, die hin und wieder von einem Ausbruch der Freude über das eigentümlich Dänische oder eigentümlich Schöne abgelöst werden. Ich muß an P. L. Möller denken, wie ich ihn in Paris traf.

Es gibt tausend Dinge zwischen Himmel und Erde, die Sie besser verstehen als ich. Aber deshalb können Sie auf das hören, was ich sage. Es ist mir jetzt, als ob der eine Teil Ihrer Fähigkeiten niederrisse, was der andere wirkt. Ich bin auch ein Mann des Geistes, aber ich fühle keine Gemeinsamkeit der Arbeit. Sollte es nicht andere Aufgaben geben, die Ihnen näher lägen als die kritische? Das heißt die Sie weniger in Versuchung führten und auf Ihrer Persönlichkeit bauten, während Sie selbst bauten? Mir erscheint es so, daß selbst wenn Sie die kritische ergriffen, es stärker im Verhältnis zu unseren Kulturaufgaben und weniger in jenem Arrangeurverhältnis im Technischen geschehen müsse, jener Spioniererei im Kleinlichen, jenem Zusammenziehen von allen und allem, das für und wider den Verfasser Zeugnis ablegen kann, was alles einer zeitgenössischen kritischen Landplage in dem lieben Kopenhagen fürchterlich gelegen kommt, aber Gott steh' mir bei, nichts ist und nichts ausrichtet."

Dieser Teil des Briefes irritierte mich in hohem Grade, teils durch seinen Vormundston, teils durch seine Charakteristik meiner kritischen Methode, die sich einzig und allein auf die Lektüre von drei oder vier Artikeln — besonders denen über Rubens und Goldschmidt — gründete, und die ganz daneben griff. Ich fühlte mich bei weitem nicht verstanden und auf der Grundlage eines Verständnisses vor Extremen gewarnt; ich sah mich umgekehrt bloß karikiert, überdies ohne Witz oder Humor, und konnte nicht vergessen, daß der, der dieses Zerrbild von mir entwarf, seinerzeit versucht hatte, mir soviel zu schaden, als es in seiner Macht lag. Und dann verglich er mich mit P. L. Möller!

Es nützte deshalb nichts, daß sich am Schluß des Briefes viel Versöhnliches und Schönes fand. Björnson schrieb:

„Wenn Sie über die Juden schreiben, dann, obwohl ich nicht einig, ganz einig mit Ihnen bin, dann scheinen Sie mir doch etwas zu berühren, das anzeigt, wo Sie viel zu bieten, uns viele schöne Aussichten zu eröffnen haben müßten. Ebenso wenn Sie Shakespeare erläutern (nicht wenn Sie neben ihm dichten), wenn Sie

ruhig auslegen, kommt es mir vor, als ob ich den Anfang größerer Arbeiten, auf alle Fälle Gaben, sehe, von denen ich mir denken könnte, daß sie wesentlich dazu beitragen, in unsere Kultur einen größeren Gesichtskreis, stärkere moralische Verantwortung, mehr Liebe einzuführen."

Lese ich heute diese Worte, dann muß ich mich gewaltsam in meine damalige Gefühlsart und meinen geistigen Standpunkt in jener Zeit zurückversetzen, um zu begreifen, daß sie mich in so hohem Grade aufbringen konnten. Das lag nicht nur daran, daß ich wie alle Jugend von einigem Wert reizbar und stolz und unwillig darüber war, mich als Lehrling behandelt zu sehen, sondern mehr daran, daß ich gleichfalls nach Art der Jugend, das was ich gegeben hatte mit dem verwechselte, was ich mich zu geben imstande wußte, mich schon reich, übermäßig reich fühlte, und darüber in Zorn geriet, mich noch als so gering abgestempelt zu sehen.

Doch was dem Faß den Boden ausschlug, war ein Satz, der jetzt folgte:

„Über all dies hätte ich öfter mit Ihnen gesprochen, als ich das letztemal in Kopenhagen war, doch ich merkte, daß ich dermaßen vom Klatsch umschnüffelt war, daß ich es unterließ."

Als Björnson das letztemal in Kopenhagen war, hatte er jenen Artikel gegen mich geschrieben. Man hatte mir überdies erzählt, daß er damals einige Male meine ersten Artikel in Gesellschaft vorgelesen hatte, um sich über ihre gequälte und anfängerhafte Ausdrucksweise lustig zu machen. Nun wollte er, ich solle glauben, er hätte schon damals daran gedacht, mich zu besuchen, um mit mir zu einem Verständnis zu gelangen. Und was noch schlimmer war, Furcht vor Klatsch darüber sollte ihn abgehalten haben. Dieser Held des Willens so bange vor ein wenig Klatsch! Nun konnte er fortfahren, wie er wollte, ich war mit ihm fertig! Er fuhr indessen warm und hübsch fort, aber überlegen und außerstande einzusehen, wieviel Kränkendes in dem Ton der Annäherung lag. Er wollte ja nämlich gleichzeitig sich mir nähern und eine demütigende Haltung der Überlegenheit bewahren:

„Wir sind nicht viele, die es in der Literatur ernsthaft meinen; die wenigen dürfen der zufälligen Trennung nicht unterliegen, die entgegengesetzte Ansichten verursachen können, wenn doch ein großes Feld für Verständnis und gemeinsames Wirken vorhanden ist. Ich kann im Augenblick heftig aufgebracht werden; wenn dies in kleinen Männern, in denen wirkich etwas Niedriges liegt, Trennung fürs Leben bewirkt, so bin ich darüber nicht traurig. Aber ich würde sehr betrübt werden, wenn so etwas Macht über die Einzelnen hätte, bei denen ich Begabung und Willen fühle. Und was nun Sie anbelangt, so habe ich ein so bestimmtes Gefühl, daß Sie an einem Scheidewege in Ihrem Leben stehen müssen, weil Sie auf einen Abweg geraten, wenn Sie weitergehen, daß ich mit Ihnen sprechen will, und spreche deshalb jetzt aus meinem Herzen zu Ihnen. Verstehen Sie das nicht, dann tut es mir leid; das ist alles, was ich sagen kann.

Ich reise im Sommer nach Finnmarken, und unwillkürlich, während ich dies schreibe, steigt es vor mir auf, welche Reise es doch für Sie sein würde, von all dem Kleinlichen und Kunstmäßigen hinauf in eine Natur, die in ihrer großartigen

Einsamkeit ohne Seitenstück in der Welt ist, und wo der Reichtum der Vögel über uns und der Fische unter uns (die Walfische mit den Herings- und Dorschscharen oft so dicht, daß man sie mit Händen greifen kann oder daß sie das Boot drücken) Wunder über Wunder sind im Licht einer Sonne, die nicht untergeht, während die Menschen dort oben still und von der Natur unterjocht leben. Würden Sie diese Reise machen und mit mir z. B. in Trondhjem zusammentreffen, so weiß ich, Sie würden sie nicht bereuen. Und ich bekäme wieder ein Gespräch; hier gibt es nicht viele gerade über das, worüber ich sie am liebsten führe. Denken Sie daran."

Es folgte noch ein Abschnitt über Magdalene Theresen. Aber das hier Angeführte ist der wesentliche Teil des Briefes. Hätte sein Empfänger Björnson besser gekannt, würde er in diesem einen Grund gefunden haben, auf dem sich weiter bauen ließ. Aber wie die Verhältnisse lagen, übersah ich das ehrlich gemeinte Entgegenkommen darin vollständig und hielt mich ausschließlich an das nicht wenige darin, was mich verletzen mußte. Meine Antwort war abweisend, eiskalt, scharf und in tieferem Sinne wertlos. Ich glaubte Björnson nicht, sah in dem Briefe nichts weiter als einen Versuch, mich als Kritiker zu verwenden, nun, da er gerade seinen bisherigen Fürsprecher in der Presse verloren hatte. Die Aussicht auf die Nordlandsreise lockte mich nicht; das wäre in Björnsons Augen die Reise Thors mit Loke geworden, und Loke war ich nicht und wollte es auch nicht sein.

Doch selbst wenn ich damals imstande gewesen wäre, mich zu einer richtigeren und reicheren Betrachtung von Björnsons Wesen zu erheben, so stand um diese Zeit allzuviel Trennendes zwischen uns, als daß ein wirkliches freundschaftliches Verhältnis zustande kommen konnte. Björnson war damals noch rechtgläubiger Protestant und in mancher Beziehung von den Eindrücken seiner Jugend gebunden, ich selbst noch allzu steil von Wesen, um mich einer so schwierigen und so herrischen Persönlichkeit anpassen zu können.

Es vergingen acht Jahre, ehe das Viele, das mich von Björnson trennte, von selbst verging. Aber als er dann aus eigenem Antriebe in einem in mehreren Sprachen veröffentlichten Artikel die Spaltung zwischen uns bedauerte und sich mit vorurteilsfreiem Verständnis und Wohlwollen über mich aussprach, ergriff ich mit Wärme und Dankbarkeit die dargebotene Hand. Eine herzliche Freundschaft, die einen lebhaften und vertraulichen Briefwechsel mit sich führte, befestigte sich zwischen uns und hielt sich unverändert das nächste Jahrzehnt hindurch, bis sie plötzlich abbrach, diesmal ohne daß ich irgend welche Schuld gehabt hätte, durch Mißtrauen von seiten Björnsons, wie das Verhältnis das erstemal durch Mißtrauen von meiner Seite abgebrochen worden war.





Donna Johanna von Castilien / Novelle von Jakob Wassermann



Die Infantin Johanna wurde beim Sterbensgeschrei von mehr als hundert Ketzern geboren, die in derselben Stunde den Feuertod erlitten und unter demselben Fenster, hinter dem die Königin Isabella in Wehen lag.

Des Kindes Haut zeigte eine bernsteingelbe Farbe und seine Augen waren groß, tief, still und düster. Außerdem hatte es unter der Brust ein Mal in Form eines liegenden Kreuzes, von sonderbaren helleren Linien umgeben, die züngelnden Flammen glichen. Am Hof entstand später das Gerücht, daß die Infantin den Anblick des Feuers nicht ertragen könne.

Nicht wie andere Kinder hatte sie Freude an Spiel und Tand und bei festlichen Gelegenheiten verbarg sie sich und suchte die Einsamkeit. Sie lernte spät sprechen und galt bei allen, die sich auf den menschlichen Geist verstehen, alsbald für blöde. Ihren Eltern brachte sie wenig Liebe entgegen, auch sah man sie niemals mit wahrer Inbrunst beten, doch immer wenn die Nacht kam, wurde sie noch scheuer als sie ohnehin schon war und im Schlaf schrie sie wie ein Teufel aus peinigenden Träumen auf.

Der König, dem das Kind ein ängstlicher und trübsinniger Anblick war, suchte sie mehr und mehr aus seinen Augen zu entfernen, und als sie elf Jahre alt war, schickte er sie ins Kloster Santa Maria de las Huelgas bei Burgos; sein Entschluß hiezu wurde durch den Vorfall mit dem englischen Windspiel bekräftigt.

Johanna besaß nämlich ein englisches Windspiel von edler Rasse; sie hing mit großer Liebe an dem Tier, es mußte des Nachts neben ihrem Bette schlafen, sie gab ihm selbst zu fressen und führte es selbst in die Gärten. Das Tier war auch seinerseits der jungen Herrin treu ergeben. Eines Nachts aber geschah es, daß sich Johanna aus dem Schlaf erhob, es war ein Gewitter, und in dunkler Furcht schritt sie zum Fenster. Das Windspiel aber, mochte es nun durch Donner und Blitz erschreckt und erregt sein oder mochte ein Traum seinen Instinkt getrübt haben, knurrte plötzlich und biß Johanna ins Bein. Die Wunde war ungefährlich, doch Johanna, obwohl sie das Tier eben so zärtlich liebte, hatte beschlossen, es müsse sterben und nichts konnte sie von ihrem Vorsatz abbringen. Sie wußte sich ein Dolchmesser zu verschaffen, lockte den Hund in einen abgelegenen Teil des Gartens und schnitt ihm dort, während es zu ihren Füßen lag, ruhig und schnell die Kehle durch.

Diese Tat wurde bekannt und erzeugte teils Verwunderung, teils mehrte sie das stille Grauen vor der Infantin. Sie hatte auch eine Art, Menschen anzublicken, daß die betreffenden am liebsten Reißaus genommen hätten, sich jedenfalls aber heimlich bekreuzten.

Das traurige Land um Burgos, seine kahlen Hügel, die nur, wenn die Sonne unterging, in einem Bad aus Purpur wie ungeheure Rubine funkelten; die düstere Stadt mit ihren krummen Gassen, den hohen getürmten Häusern, den alten Palästen mit halbverfallenen Schwibbögen, vergitterten Torwegen und kleinen Fenstern; dazu die Abgeschiedenheit des Klosters selbst, dies alles war dazu angetan, Schleier auf Schleier um das Gemüt der Infantin zu weben. Nur ihre Augen strahlten aus der Dämmerung der Seele wie der Widerschein zweier Sterne aus dem Wasser eines tiefen Brunnens.

Als sie an den Hof zurückkehrte, hieß es, daß sie sich auf die magischen Künste verstehe. Einige sagten ganz offen, daß sie mit Spiegeldeutern, Menschenmachern und Rosenkreuzern zu tun habe, daß sie aus kochendem Wasser weissagen könne und daß sie von einem dänischen Schwarzkünstler gelernt habe, Mumien wieder zu beleben. Sicherlich verstand sie sich auf den Ringgang der Planeten um die Sonne, und eines Tages erzählte der Greffier, der es wiederum vom Turmwart wußte, daß sie oft um Mitternacht regungslos auf dem Balkon liege und in den gestirnten Himmel blicke. Auch befand sich in ihrem Schlafgemach ein Astrolabium und die Marmormaske eines hellenischen Gottes.

Um diese Zeit zog einmal der Hof nach Toledo, wo in der Charwoche eine Reihe von Ketzergerichten abgehalten wurde. Vom Schaugerüste aus erblickte Johanna ein schwangeres Weib am Pfahl. Durch die Heftigkeit der Flammen sprang das Kind aus der Mutter Leibe, doch nach einer kurzen Beratung der Priester schleuderte man es als eine Ketzerbrut wieder ins Feuer. Niemals vergaß Johanna den tierisch-jammervollen Schrei der Mutter. Ihr in eine weite Ferne, gleichsam auf ein fernes Licht gerichteter Blick suchte nach einem Pfad zu diesem Licht; die Erwartung besiegte die Erfahrung.

Kaum hatte sie das siebzehnte Lebensjahr vollendet, als sich von vielen Ländern und Thronen her Bewerber um ihre Hand meldeten, denn diese Hand verfügte über die Reiche Castilien und Arragon, welche ihr elterliches Erbe bildeten. Was den König betrifft, so hatte er nur Einen ins Auge gefaßt: Philipp von Österreich, des römischen Kaisers Sohn. Aber der Kaiser war anfangs nicht zum höchsten von dem Plan erbaut, seinen einzigen Sohn der Spanierin zu vermählen.

Es war eine Hatz von Intriguen und wurde in der Sache endlos viel Papier verschrieben und Boten reisten hin und her zwischen dem Connetable und dem Hofmarschall. Viele Stimmen erhoben sich dawider, der Prinz selber verhielt sich schwankend, da hatte einer unter den Spaniern den Einfall, die Schönheit der Infantin durch eine poetische Floskel zu beleuchten und er schrieb über sie an den Hof zu Wien: Johannas Haut sei so fein, daß man den roten Wein, den sie trinke, ihr durch den Hals gleiten sehen könne. Die Metapher wurde von den einen belächelt, von den andern für bare Münze genommen, doch wurde Philipp neugierig nach einem solchen Weibe.

Endlich waren die Verträge feierlich besiegelt und beschworen und mit einem

großen Gefolge von edlen Herren, worunter sich auch sein Spezial, der Pfalzgraf Friedrich befand, zog der achtzehnjährige Philipp über Savoyen und Südfrankreich nach dem ehrwürdigen Burgos, wo er zu Beginn des Herbstes ankam. Er trug beim Einzug ein weißes Kleid von offner weißer Seide und ritt auf einem weißen Pferd. In der engen Straße beim Tor stolperte das Pferd und fiel auf die Knie; darin sahen viele ein Ereignis von übler Vorbedeutung.

Beim ersten Anblick ihres zukünftigen Gemahls blieb Johanna, alles Zeremoniell vergessend, bleich und kühl wie ein steinernes Bild inmitten ihrer Frauen stehen. Sie rührte sich nicht bis Madame de la Marche sich ihr näherte und mit einer dringlich zugeflüsterten Mahnung der erschreckenden Starrheit ein Ende machte. Gegen den befremdeten Prinzen wurde die Ausrede erfunden, die Infantin habe den Tag über in einem finstern Gemach in Gebetsandacht verweilt und sei durch den reichen Kerzen- und Fackelschein geblendet gewesen; außerdem habe die Schönheit Don Philipps sie gewiß der Sprache und des Ausdrucks schuldiger Höflichkeit beraubt.

Philipp, nicht gewohnt in den Mienen anderer Menschen zu lesen, legte dem Vorfall keine Wichtigkeit bei, auch nahmen die Vergnügungen einer ununterbrochenen Geselligkeit seine Gedanken völlig ein. Am Tag vor der Hochzeit ward er unter einem köstlichen Baldachin durch sieben Triumphbögen in die Kathedrale geleitet und verrichtete dort seine Andacht. Es war schon in der dritten Stunde der Nacht, als er mit der Infantin im geschmückten Saal des Schlosses zusammenkam, darnach folgte der päpstliche Legat, der sie ehelich verband und der Erzbischof von Toledo hielt die Messe. Als sie ihre Sünden gebeichtet, so erzählt ein namenloser Chronist, haben sie das hochwürdige Sakrament empfangen und nach dem Segen des Kardinals heilig und christlich Hochzeit gehalten.

Aber als die Nacht verstrichen war, sah man den Herzog bleich und wild aus dem Gemach stürzen, während die Infantin von ihren Frauen ohnmächtig aufgefunden wurde. Es hieß alsbald, doch nur im Geheimen wurden solche Stimmen laut, daß Johanna sich der Hingabe an ihren Gatten weigere.



Das Gebot der Kirche drang nicht in Johannas Seele; das priesterliche Wort war ihr nicht viel mehr als eine auf die Mauer gemalte Formel. Ihr Körper lebte, er wurde befehligt vom Blut und das Blut ward entzündet von der Sehnsucht. Der in die weite Ferne gerichtete Blick war des Pfades noch ungewiß, welcher zum Licht führte.

Unter dem Meeresspiegel, unberührt von Stürmen, für Menschen nicht erreichbar, wächst ein Zauberkraut, das den Tod besiegt. So wuchs in Johannas einsamem Gemüt ein Bild von Liebe: eine Blume, die den Tod besiegt. Sie konnte nicht geraubt werden, sie konnte nur langsam bis an die Oberfläche des Lebens wachsen. Völlig vom Zweck entblößt, in Erwartung und Zuversicht so gesammelt, daß es wie Himmelsflammen Geist und Leib durchdrang, der Vision unterworfen,

von der Speise des Traums genährt, Wort, Wunsch und Hoffnung musikalisch füllend, so empfand sie Liebe.

Schnell wird Tugend zum Wahn und Wahn zur Krankheit; und wieder ist das Edelste an den Geschöpfen nicht ohne einen Hauch von Krankheit. In einem arragonischen Tal gab es ein Weib, die seit Jahr und Tag auf einem Stein saß, um den Heiland zu erwarten und die weinend das Gesicht verbarg, wenn einer vorbei ging, der eben nur Mensch war. Dieser war es bestimmt, ihr Herz an ein Etwas zu binden, was nicht aus Erde gemacht ist und sie webte hin in geheimnisvoller Glut.

Johannas Unschuld hatte sich bewahrt beim Anblick der tückischen Leidenschaften, die ihr Vaterland mit Blut düngten. Sie hatte sich im Frost der Lieblosigkeit wie ein winterliches Kleid um das Herz geschmiegt. Johanna hatte vieles gesehen, was den Schlummer ihrer Jugend zerrissen hatte und es war Zwang von außen, der ihr das Schicksal an den Lauf der Sterne zu knüpfen befahl. Auch war es eine Zeit, vor der der Nachdenkliche in Bangnis geraten konnte: der Ozean gebar neue Länder, Ost und West gaben unerhörte Mysterien preis, das Wort Christi starb hin als wäre es nie gewesen, über das Firmament schauerte wie ein Fieber der Gedanke der Unendlichkeit.

Sie träumte von einem Antlitz, das im Schmerz die Züge großer Liebe annahm, wie der glühende Stahl sich unter dem Hammer biegt; von einem Auge, nicht getrübt, sondern verklärt durch das Verlangen; von einer Gebärde, vertrauenswürdiger als Eide; von einem Laut aus dem innersten Innern des Herzens; von einer Gewalt, die sie ergriff und trug, Niedriges zerstampfte, Häßliches unsichtbar machte. Ihre Sinne waren geschärft für Blick, Gebärde, Laut; für den Schmerz, den die Gelegenheit erzeugt und für den, der das Dasein verdunkelt; für die aus Qual und Lust geborenen Versprechungen, welche die Züge der Redlichkeit heucheln und für diejenigen, die von Gott selbst geheiligt werden und wie ewige Säulen den Bau der Seele tragen.

Oft war ihr, als risse sie eine ungeheure Faust vom Boden empor und hielte sie so zwischen Himmel und Erde, daß sie nicht fallen konnte, jedoch fortwährend zu fallen fürchten mußte. Sie schien hoch über allen zu schweben und verging vor Angst, tief unter alle hinab zu fallen. Es kam vor, daß sie nächtelang auf den Knien lag und für Philipp betete; aber nicht wie das Weib für den Gatten betet; Philipp stand schattenblaß vor ihrem innern Auge, fast wie ein Gespenst, noch ohne feste Gestalt, wie etwas aus weiten Fernen, was auf einer schwanken Brücke ging oder auf lautlosem Wasser glitt. Sie wünschte, daß Philipp kommen, daß er werden, daß er leben möge.

Sie hatte soviel Finsternis in sich, daß ihr die Nacht bisweilen wie ein leuchtender Nebel erschien. Dann schoben sich alle Dinge auf einfachste Linien zusammen, alles wurde Gesicht, Steine atmeten, tote Räume redeten. Wie unfaßlich und überwältigend war es dann, auf dieses Wesen zu warten, das da wurde, aus dem Wirrsaal der Kreaturen emporstieg, zugleich kristall- und pflanzenhaft. Sie selbst

spürte sich wie eine Blume, ihr Menschenleib löste sich ab und sie schaute in ihr eigenes Antlitz, das welk und schlafend schien.



Es liegt den geringen Naturen nahe, daß sie, an das Los einer größeren gekettet, nicht an Schicksalsvollzug glauben wollen, sondern die Flucht ergreifen und zu den niedrigen Neigungen eilen, die ihnen die Herrschaft in ihrem Eigenkreise sichern.

So auch Philipp. Den Spott seiner Leute fürchtend, bemühte er sich, der Alte zu sein, sich selbst zu überbieten und gab acht, daß die Sache, die insgeheim seine Ehre benagte, nicht durch die Mäuler geschleift werde. Wurde nach und nach seine Hoffnung geringer, die Infantin zur Vernunft zu bringen, so verbarg er doch so gut als möglich die wachsende Ungeduld. Er dachte an Gewalt: dies hatte gute Weile, es brachte zuviel Lärm mit sich, außerdem durfte er die Meinung des Volkes nicht mißachten, dem er noch ein Fremdling war.

Zuviel Kopfzerbrechen. Diesem Jüngling war es nicht gegeben, am Menschen Schwierigkeiten zu entdecken. Er suchte Zerstreuungen und trieb es unverhohlen mit der hübschen Anna Sterel, der Gattin eines schwäbischen Edelmannes. Seine Phantasie malte ihm das Bild einer eifersüchtigen Infantin, die sich so, schlau erdacht, in den eignen Stricken fing. Nächtlicherweile ging er mit dem Freund, dem Pfalzgrafen Friedrich, auf Abenteuer. Sie verkleideten sich und trieben allerhand Unfug.

Der Pfalzgraf war ein Held, eine Leuchte des Rittertums, deutscher Herr, aber ganz nach dem neuen spanischen Schnitt, voller Galanterien, voller Schulden. Er war auch musikalisch und schlug den Herrn von Moncada, der behauptet hatte, die Musik mache weibisch, beim Turnier so darnieder, daß er taub wurde. Als Reiter hatte er nicht seines gleichen; es war sprichwörtlich zu sagen: er reitet wie der Pfalzgraf. Dieser Bramarbas brach in ein höllisches Gelächter aus, als ihm Herr Hughes von Melun, der die Kunde von Frau von Molembais besaß, vorsichtig zuflüsterte, wie es um Philipp und Johanna stand. Er rasselte von Kopf bis zu den Füßen, er rasselte mit Kette, Schwert und Augen, als er erwiderte: „Gemach, gemach! der Herzog wird wohl wissen, wie man ein störrisches Frauenzimmer traktiert. Es ist nicht lange her, daß der muntere Philipp zu jedem Nachtessen ein warmes Weiberherz verspeist hat."

Nun mußte der Pfalzgraf im Frühjahre nach Deutschland zurückkehren. Philipp war traurig wie einer, der beim Wein sitzt und dem plötzlich der Wind Becher und Flasche davonträgt. Er verlor die Sicherheit und begann mißtrauisch und mit verhaltener Wut auf das Wispern zu horchen, in dem sich Herren und Diener gefielen, wenn er vorüberging.

Das Gerede war nicht mehr zu dämmen. Ein Hoffräulein hatte das Geheimnis dem Granvella anvertraut, der hinterbrachte es dem König nach Madrid. Der König war außer sich und schickte seinen Kanzler zu Philipp, die Königin ihre erste Dame zu Johanna. Scheidung und Kerker wurden der Infantin in Aussicht gestellt;

wo heilige Satzungen verletzt würden, dürfe der König das eigene Geschlecht nicht schonen. Im August mußte Don Philipp nach Italien ziehen und der König befahl der Infantin sich nach Medina del Campo zu begeben. Sie wurde dort gleich einer Gefangenen gehalten, ein fanatischer Dominikaner, durch ihre Ruhe getäuscht, glaubte mit wilden Predigten ihr Gewissen schrecken zu sollen und krächzte ihr wie ein böser Rabe dreimal täglich das Register der höllischen Strafen vor.

Nach seiner Heimkehr ließ Philipp die Infantin zu sich kommen und versprach ihr aus freien Stücken, sie vor allen Verfolgungen zu schützen. Einige meinten, Furcht vor ihren Zauberkünsten hätte ihn dazu bewogen. Andere sagten, ihre Schönheit habe plötzlich seine Begierde erregt und aus List habe er sie bestimmt, sich vorerst zum Schein zu fügen.

Indes brachten giftige Zungen sein Blut in Aufruhr und ihn wurmte der düstere Spott in allen Gesichtern. Dem versteckten Spaniertum war seine aufrichtige Jugend nicht gewachsen. Wie eitel ihre Blicke, wie verräterisch ihr Händedruck, und der Ton ihrer Rede so süß, daß man Honig auf der Zunge zu spüren glaubte. Eingesponnen von wirbelnd-schwüler Luft, des öftern schlaflos liegend, von Gier und Groll gewürgt, ließ sich Philipp von seinem ungelenkten Trieb zu einer Handlung niederträchtiger Art hinreißen.

Er verabredete sich mit den beiden Kämmerlingen, Herrn von Fyennes und Herrn Florys von Yſſelſtein. An einem Abend drangen sie zu später Stunde durch einen geheimen Gang und indem sie eine verschlossene Tür erbrachen, in das Schlafgemach Johannas. Mit dem gezückten Schwert stellte sich der Herzog vor das Bett und forderte die Infantin auf, sein rechtmäßig leibliches Weib zu werden; sträube sie sich aber, so müsse sie den Tod erleiden.

Die schöngeflächten Wangen von fahlem Glanz übergossen, richtete sich die Infantin auf und bedeutete den beiden Edelleuten, das Zimmer zu verlassen. Diese dachten nicht anders, als ihrem Herrn geschehe der Willen und gehorchten. Darauf entkleidete sich Johanna, band ein schwarzes Tuch über die Augen und sagte: „So könnt ihr mich nehmen, sehend nicht, so könnt ihr euren Wunsch befriedigen und zugleich eure Drohung wahr machen. Gott sei mir gnädig."

Philipp, eben noch toll und heiß, stand eine Weile nachdenklich. Dann fing er an zu zittern und zitternd, mit scheu gesenkten Blicken, verließ er den Raum. Von Stund an war er verwandelt. Im Palast verbreitete sich Sorge und Befremden. Nur für Johanna begann sich sein Körper langsam aus dem Chaos der Ungestalten zu lösen.



Anfangs lag er noch der Jagd und dem Ballspiel ob, erschien auch noch regelmäßig bei der Tafel. Dann schloß er sich ab. Seine Hautfarbe ward grau, sein Auge trüb und krank, sein Gang gebückt. Don Diego Gotor, der Leibarzt, sagte, daß ein Fieber in seinen Knochen wühle. Es schien, als wäre er nicht mehr imstande, ein vernünftiges Gespräch zu führen; jede Aufmunterung nahm er ohne Anteil hin.

Er gab die notwendigen Befehle schriftlich und sprach nur mit Donna Gregoria, Johannas einziger Vertrauten, die täglich zu ihm kam.

Es ist Zauberei, sagten die Hofleute. Wenn Diego Gotor aus dem Zimmer des Herzogs trat, umringten sie ihn neugierig. Das Greisengesicht Don Diegos, das durch ein dauerndes Wechselspiel von tausend Falten und Fältchen Ähnlichkeit mit einem stürmischen Wolkenhimmel hatte, war traurig und ratlos. In einem Leben von siebzig Jahren hatte Diego Gotor das Gemüt der Menschen mit derselben Begierde erforscht, mit welcher der unscheinbare Wurm das Innere der Erde durchhöhlt.

Er sagte: „Im Morgenland erfuhr ich, daß Jünglinge, denen der Gegenstand ihrer Liebe sich entzog, in ein Leiden verfielen gleich dem unseres Herzogs. Ein solcher Mensch lag wie im Starrkrampf da, schwebte zwischen Schlaf und Tod und sein Geist hatte nicht mehr die Kraft, den Körper zu regieren. Konnte sein Begehren nicht gestillt werden, so siechte er allmählich hin und mußte sterben oder es brauchte viele Jahre und dauernde Entfernung von der geliebten Person, bis er wieder unter Menschen wandeln konnte, der Freude freilich beraubt. So geschieht es wie gesagt im Morgenland, wo das Blut von dicker und schwarzer Beschaffenheit ist. Doch versicherte mich ein gelehrter Mann, daß, wie der Blitz nur in die höchsten Bäume schlägt, bloß Auserwählte von solchem Unheil betroffen werden können und daß gemeine Fleischeslust damit nicht mehr verwandt ist als das Küchenfeuer mit dem Blitz."

Die Ritter fluchten der Infantin. Wie kann Johanna einem Jammer ruhig zusehen, dessen Ursache sie selber ist, ließen sie sich vernehmen; wie erträgt sie es vor ihrem Gewissen, den herrlichen Mann so sich verzehren zu lassen als wäre sie stumm, taub, blind und lahm.

Bald fing Philipp an, Trank und Speise von sich zu weisen, versagte sich dem Gebet und sonst heilsame Mixturen übten keine Wirkung. Seine Augen erloschen, die Hand schloß sich nicht mehr zum Druck beim Gruß.

Des Nachts richtete er sich auf und streckte die Arme aus als wolle er ein Luftbild umschlingen. Die heiße Lippe lallte einen zärtlichen Laut. Wenn er in den Spiegel sah, so erblickte er nicht sein eigenes Antlitz und bisweilen küßte er in der Verblendung den eigenen Mund.

Die Infantin trat oft an Philipps Lager, sie erhaschte seinen Blick und hielt ihn fest, sie grub gleichsam das Innere seines Auges auf. Die blauen Sterne schwammen auf der milchigen Iris in einer Art von Wahnsinn langsam von Eck zu Eck. Das korngelbe Haar klebte naß auf der steilen Stirn. Der schmale Körper, auf der Seite liegend, glich einem gespannten Bogen. Donna Johanna schüttelte den Kopf; noch schritt Philipp auf lautlosem Wasser in trüber Ferne.

Aber ihre Sehnsucht wurde so groß, daß es, als wäre die Erfüllung schon geschehen, wie ein Strom der Verzücktheit durch ihre Brust floß. Sie sah den blauen Himmel besät mit smaragdenen Blumen und die myrten- und lorbeerbeladene silberne Erde hob sich schwellend dem Firmament entgegen. Oft eilte sie in der

Dämmerung durch die Galerien in die Gärten, so schnell, daß Donna Gregoria kaum zu folgen vermochte. Begegnete ihr jemand auf diesem Weg, so blieb sie stehen und schaute ihn an, streng und wild. Wer ist der Mann? fragte sie ihre Begleiterin mit ihrer wunderlich flötenden oder gurrenden Stimme. Und Donna Gregoria erwiderte etwa: es ist einer von Don Philipps Freunden. Doch Johanna hörte die Antwort nicht mehr; sie war schon weiter geschritten; die gelben dünnen Lider, von zahllosen blauen Äderchen übersponnen, schienen die vollflammenden Augen zu begraben, der Kopf senkte sich nach vorn, von ihrer Schulter wehte der Abendwind den Schleier herab, und der entblößte Nacken leuchtete wie das Holz eines frischgeschälten jungen Baumes...

Da geschah es, daß Herr von Carancy und Herr von Aymeries übereinkamen, dem König neuerdings von allem Bericht zu erstatten und dringend zu fordern, daß die Infantin in ernste Rechenschaft gezogen würde, deren Verhalten sie als eine Frucht und einen Beweis der teuflischen Schwarzkunst ansahen. Sie versicherten sich des Einverständnisses der übrigen Granden und Räte und Herr von Carancy sollte den Wortführer machen. An einem Freitag zu Anfang September ritten sie mit ihren Leuten gen Valladolid, in welcher Stadt der König damals gerade Hof hielt. Am Hoflager angelangt, ließen sie sich melden und Herr von Carancy trug mit zornverhaltener Beredsamkeit vor, was im Palast von Burgos die Gemüter verfinsterte.

Der König wurde vor Ingrimm totenbleich. Schon lange hegte er der schmählichen Angelegenheit wegen gerechte Besorgnis. Es wurde ein Haftbefehl ausgefertigt, demzufolge Johanna auf das feste Schloß Portillo in Ketzergewahrsam zu bringen sei. Der Kommandant von Burgos habe zweihundert Mann unter den Befehl des Herrn von Carancy zu stellen; mit ihnen und in Begleitung des Ober-Alguazils, damit den Waffen auch das Gesetz zur Seite stehe, solle dieser in den Palast dringen und die Infantin fortführen.

Die zwei Herren waren zufrieden; Ketzergewahrsam hieß so viel als unter Foltern langsam sterben. Sie kehrten ehestens nach Burgos zurück und handelten ohne Verzug. Der Stadtkommandant, sehr betroffen über den königlichen Befehl, wagte nicht zu widersprechen, trotzdem er eigentlich nur dem Herzog zu gehorchen hatte. Er sandte aber im geheimen Botschaft an den Haushofmeister im Schloß, um die Leute der Infantin vorzubereiten und zu warnen.

Als das Abendläuten von den Türmen der Kathedrale klang, forderte Herr von Carancy mit seinen Bewaffneten im Namen des Königs Einlaß in den Palast, ließ sämtliche Tore besetzen, postierte einen Teil der Leute in den Gängen und auf den Treppen und schritt, von seinem Genossen und dem Oberrichter gefolgt, nach den Gemächern der Infantin. Madame de Bevres, die ihm entgegentrat, antwortete auf seine rauhen und herrischen Worte mit Ruhe, daß sich Donna Johanna im Bad befinde.

Herr von Carancy war mißtrauisch, mußte sich aber zu warten entschließen. Da jedoch eine halbe Stunde verfloß, ohne daß weder die Herzogin noch eine

ihrer Damen sich zeigte, übermannten ihn Argwohn und Ungeduld, er öffnete die nächste Türe, die in ein leeres Zimmer führte, durchschritt diesen Raum und gelangte zu einer zweiten Türe, die er gewalttätig aufwarf.

Die Infantin saß vor einem Porphyrtisch, auf dem ein goldner Leuchter mit fünf brennenden Kerzen stand. Sie saß in einem Stuhl mit hoher Lehne, doch nicht hingelehnt; ihr Oberkörper war seltsam steif aufgerichtet und diese Steifheit wurde vermehrt durch die regungslos niederhängenden Arme. Sie trug ein kastanienbraunes Kleid, das man für ein Mönchsgewand hätte halten können, wäre nicht die zartgelbe Stickerei am Saum und an den Ärmeln gewesen.

Hinter ihr stand Donna Gregoria und kämmte der Herrin das Haar. Donna Gregoria war klein, schlank, gelenkig, spitzgesichtig. Sie hatte etwas von einer Äffin und etwas von einer Schwalbe. Liebkosend hielt sie das bläuliche Haar in der Linken und lauschte dem knisternden Geräusch, das ihr Kamm hervorbrachte.

Auch der Alguazil und andere Herren waren inzwischen herbeigekommen und starrten nicht ohne Scheu über die Schwelle. Von gegenüber, aus offenen halberleuchteten Räumen eilten Kammerfrauen herzu und blieben mit gefaltenen Händen stehen. Donna Gregoria hörte auf zu kämmen und schaute über die Schulter hinweg hochmütig fragend auf Herrn von Carancy, dem die Sprache versagte und der rückwärts griff nach dem Pergament in den Händen des Richters. Donna Johanna erhob sich; sie war weder erstaunt noch erzürnt. Es war als lausche sie auf den verworrenen Lärm der von draußen hereinschallte, und ihre gelben dünnen Lider bewegten sich kaum, als sie fragte: „Was hat seine Herrlichkeit der König über mich verfügt? Denn nur in seinem Namen kann vielleicht ein solcher Überfall sich rechtfertigen".

Herr von Carancy zuckte zusammen und über seine Haut rann ein Schauder. Doch antwortete er, was er antworten mußte.

Bei dem Worte Ketzerhaft stieß Donna Gregoria einen gellenden Schrei aus. Die Infantin machte eine abwehrende Bewegung. Ihre Stirn schien beinahe unsichtbar zu werden unter der sinkenden Wolke des Kummers. Ihr Gesicht lag wie ein Stein im Bett des schwarzaufgelösten Haares. „Ich bin bereit", sagte sie mit einem verlorenen Lächeln, denn der Wille zu leiden umflutete sie wie Wollust.

Donna Gregoria ergriff den Leuchter und wollte damit, planlos, sinnlos, der Herrin vorauseilen. Die fünf brennenden Lichter, im Zugwind wehend und hoch emporgehalten, erschienen Johanna auf einmal als untrügliche Verheißung, so daß was nun folgte, ihrem atemlosen Erwarten schon wie ein tiefes, sattes Ruhen war und indem sie es lebte, spürte sie es schon als Erinnerung, dankbar und müde.

Besorgt über die Wirkung, die Johannas Gefangennahme auf Philipp haben würde, hatte Don Diego Gotor dem Herzog in kurzer Frist von dem was im Werke war Mitteilung gemacht. Zwischen seinem letzten Wort und der Sekunde, die ihn nun Aug in Aug mit der Infantin sah, war nicht soviel Zeit verflossen als man braucht um bis fünfzig zu zählen. Der Herzog strauchelte keuchend herein. Sein Auge, das den Eindruck von etwas Morschem, Faulendem machte, haftete auf

nichts, auf Keinem. Er sank vor Donna Johanna auf die Knie und als sie ein wenig zurückwich, sank er noch weiter hin, platt an die Erde. Wie er lag, fing er an zu weinen. Alle dachten, nun sei es zu Ende mit ihm und starrten bestürzt einander an.

Die Infantin hatte die Fingerspitzen beider Hände zusammengepreßt. Ihr Haupt fiel auf den gedehnten Hals nach rückwärts. Sie lauschte beseligt dem Weinen, das wie Flügelrauschen zu ihr emporwirbelte. Jetzt sah sie Philipp, jetzt war er da, er lebte. Mit jähem Ruck beugte sie sich herab und drückte sanft die Hand auf sein Haar. Philipp schwieg, schaute auf, ihre Blicke verschmolzen, es hob ihn wie von selbst, er umfaßte mit den Armen ihre Schenkel und trug sie kurz und heiser aufjubelnd durch einen purpurnen Nebel von Glück hindurch.

Johanna lachte lautlos in die Luft hinein und es war ihr, als ginge es über Mauern, die vor Philipps Schritt zerbarsten, über Wälder, deren Finsternis wie Glas zersprang und über das Meer, das wie flüssiges Morgenrot schäumte.

Die ganze Nacht hindurch war das Schloß von heiterster Ausgelassenheit erfüllt, auch in der Stadt herrschte alsbald festliches Wesen. Die vornehme Familie der Stuniga ließ auf offener Straße eine Zechtafel für das Volk errichten.

Fahrende Sänger und Liederdichter flochten nun in ihre oft rezitierten Strophen gern einen Vers ein zum Preis der innigen Liebe zwischen Philipp und Johanna von Castilien.

Aber der Hof zu Burgos wurde allmählich eine Stätte des Schweigens. Den Pagen, Rittern und Edelfrauen ging der Stoff zu schwatzen aus. Ein vereinzeltes Lanzenstechen half auch nur über ein paar Tage hinweg. Die Herren saßen oft betrübter da als nach verlorenen Schlachten und manche erbaten den Abschied, um nach Rom, Madrid oder Flandern zu ziehen.

Kamen die spöttischen Granden zusammen, so hieß es: was macht Philipp? schläft er noch? Und es wurde erwidert: wenn der Dürstende trinkt, so spricht er nicht.

Der Herzog zeigte sich selten öffentlich. Sobald die Ratsgeschäfte erledigt waren, bei denen er ein ernst-wohlwollendes Betragen an den Tag legte, zog er sich wieder in seine Gemächer zurück. War eine Jagd angesagt, so ließ er die Geladenen oftmals allein ziehen oder entfernte sich von der Gesellschaft, wenn es gerade am lustigsten war und ritt davon. Dann berichteten Hirten, daß sie ihn in einem einsamen Tal angetroffen hätten, wo das Pferd sich selbst überlassen an einem Abhang graste, indes Philipp ruhvoll auf der Erde lag und den Blick in die Wolken sandte.

Einige ließen schüchtern verlauten, er sei eben im Bann gewisser Zauberkünste. Doch mit Bestimmtheit wußte man nur, daß Johanna ihm italienische Gedichte vorlas, auch die Berichte der Seefahrer über die indischen Länder und die neuen Traktate über den Sternenhimmel, die in Deutschland gedruckt wurden. Das Gerede blieb haltlos; zudem war der Herzog nach wie vor ein eifriger Kirchengänger und bei den geistlichen Umzügen zeigte er solche Andacht, daß es ergreifend war, in sein helles Jünglingsgesicht zu schauen.



Es kam aber die Zeit, wo in diesem Gesicht bisweilen eine rasche Angst aufzuckte. Da wurde dann die glattgespannte Stirn schlaff und warf eine ermüdete Falte. Doch mußte Philipp allein sein, um den Mut zu finden, diesem Ziehen außerhalb der Haut nachzugeben. Etwa wenn er in der Dämmerung am Fenster stand und über die Baumwipfel hinwegspähte, in deren Ästen der Frühling prickelte. Auch geschah es vor dem Einschlafen in der Nacht, daß ein Seufzer über seine Lippen eilte.

Vor dem Traum flog sein Geist an die fernen Ufer der Donau. Dort war das Leben viel leichter; es schien, als könne man dort mit plötzlich unbelasteter Schulter wandeln.

Philipp sehnte sich nach einem Spiel. Nicht nach ritterlichem Spiel, — er hatte häufig Lust, sich mit Landsknechten an einen schmutzigen Kneipentisch zu hocken und mit ihnen Karten zu spielen. Es reizte ihn, an ihren rohen Scherzen teilzunehmen, für sich allein trieb er Rede und Widerrede, vergnügte sich innerlich an einer unflätigen Wendung und kicherte, wenn er den Beifall der eingebildeten Hörer erworben zu haben glaubte.

Ja, er trug Begierde nach etwas Gemeinem, Lüsternem, Schmutzigem und Verruchtem. Diese Begierde wuchs, da er sie vor der Welt und sich selbst mit Sorgfalt zu verbergen trachtete.

Nach längerem Beisammensein mit Johanna fielen ihm vor Erschöpfung die Augen zu und er sah aus, als schlafe er im Gehen und im Stehen. Denn sie spannte seine Seele, sie dehnte seine Seele über alles Vermögen. Wenn sie sprach oder schwieg, war es gleich schwer, immer gegenwärtig zu sein. Ihr Schweigen war wie ein Marmorblock, den er auf seinen Händen tragen sollte. Hände, Arme und der ganze Leib gerieten durch das Gewicht des Blocks nach und nach ins Zittern und die Kraft versagte. Sie ahnte nichts davon, die mit aufgereckter Inbrunst ihm zur Seite ging, beständig trunken von derselben dünnen Luft.

Hier war ein geheimnisvoller Kreis, in dem zu schreiten die Nerven bis zum Klingen auseinanderzerrte. Ihn zu verlassen, schien bedenklich, denn jenseits war vielleicht der Tod. Philipp fürchtete sich vor seinem Weib.

Einst gedachte er der nächtlichen Streiche, die er verkleidet in Gesellschaft des Pfalzgrafen verübt. Er verkleidete sich ebenso und als es Nacht war, trieb er sich in den Gassen herum, mischte sich in die Händel zwischen ein paar französischen Buschkleppern, brach einem schwarzen Hund, der ihm bellend an die Schulter sprang, mit einem Griff das Genick, fand eine Schenke voll schwäbischer Söldner, denen er soviel Wein auftischen ließ, daß sie allesamt wie tot auf der Erde lagen und gelangte beim Morgengrauen unerkannt wieder ins Schloß. Es war ein Auf- und Ausatmen.

Eine Woche vor Johannas Niederkunft kam der Connetable mit einer vertraulichen Botschaft des Königs. Er gab dem Herzog zu verstehen, wie große Bedenken es habe, das Kind in den Händen einer Frau zu lassen, die nach dem Zeugnis aller Urteilsfähigen der gesunden Vernunft entbehre. Wenn auch neuerdings das Unwesen sich gemildert habe, so bestehe doch keine Sicherheit, schon der

1501

nächste Tag könne den Geist der Infantin wieder verdunkeln. Der Herzog möge besserer Einsicht Gehör schenken und das Kind aus dem dämonischen Bereich entfernen; der Hof von Madrid erkläre sich bereit, die Erziehung zu übernehmen.

Philipp sträubte sich zuerst, gab aber bald nach. Es kam ein Mädchen zur Welt, das am siebenten Tag seines Alters der mütterlichen Hut entwendet wurde. Als die Infantin sich aus ihrem Bett erhob, konnte ihr der Sachverhalt nicht verheimlicht werden. Man stellte aber alles so dar, als ob ein Beweis der gnädigen Gesinnung des Königs vorliege.

Johanna hörte ruhig zu. Sie verlangte den Herzog zu sprechen. Es wurde ihr bedeutet, Don Philipp habe in dringenden Geschäften verreisen müssen.

In Wirklichkeit hielt sich Philipp auf einem Schloß in Arragon versteckt, bis er annehmen durfte, Johanna habe sich dem Unvermeidlichen ergeben. Er hatte ein paar gesellige Kumpane mit sich genommen, darunter den Ritter Franz von Kastilalt, einen Abenteurer und Possenreißer. Dieser wurde sein unzertrennlicher Trabant; auf die Gunst des Herzogs bauend, verübte er mancherlei Untaten und wurde der Schrecken friedlicher Bürger. Er war ein so gewaltiger Fresser, daß ihn einst der Graf von Aranda um Gotteswillen ersuchte, sein Gebiet zu verlassen, weil er und seine Leute eine Hungersnot herbeiführen könnten.

Dem Herzog wurde die Stadt zu eng und von Castilien sprach er als von einer Provinz des Teufels. Verhaßt wurde ihm sein Haus, verhaßt der Himmel, der es bedeckte. Schien die Sonne, so beklagte er sich über ihre Glut, fiel Regen, so meinte er höhnisch, ein Land, das Wasser gebäre statt Wein müsse man fliehen. Und er floh. Als die Unruhen in Flandern ausbrachen, begab er sich übers Meer nach Antwerpen, dort blieb er aber auch nicht lange, sondern zog den Rhein hinauf nach der fröhlichen Stadt Köln und zu seinem getreuen Pfalzgrafen. Dann hetzte es ihn weiter, er suchte die Heimat auf und verließ sie wieder, enttäuscht, beklommen und grundlos erbittert. Die Herren am kaiserlichen Hof wunderten sich über die unverträgliche Natur des Prinzen und seine hitzige Art; denn Philipp war ehedem sanft gewesen.

Im ersten Monat des neuen Jahrhunderts, als die Kometen Unheil ankündeten und die schwarze Pest aus Asiens Wüsten hauchte, machte sich Don Philipp abermals auf und zog nach der niederländischen Stadt Gent. Wie er nur noch eine Stunde von den Mauern entfernt war, kamen ihm der Audiencier und Meister Jakob von Goudebault entgegen und teilten ihm mit, daß Donna Johanna, hochschwangeren Leibes, seiner im Schloß harre. Sie war wenige Tage zuvor von Spanien eingetroffen, voll Sehnsucht nach dem Gemahl.

Don Philipp klopfte das Herz. In den sieben Monaten seiner Abwesenheit hatte er Johanna gleichsam aus seinem Innern verloren. Er wußte nicht mehr, wie sie aussah, wie sie sprach; er erinnerte sich nicht mehr an die Farbe ihrer Augen und an die Form ihrer Schultern; ihre Stimme klang ihm nicht mehr im Ohr, seine Gedanken hatten sich ihrer entwöhnt. Geblieben war nur die zu-

nehmende Bangigkeit, wenn er sich vorstellte, eines Tages wieder Angesicht in Angesicht mit ihr sein zu sollen.

Er hatte ihren Namen durch die Länder geschleppt; nichts weiter als ihren Namen. Sie mit Leib und Geist in der Stadt Gent zu wissen, überraschte und erschreckte ihn. Er verzögerte den Einzug auf alle Weise, so daß seine Leute nicht wußten, was sie davon denken sollten.

Dennoch durchflammte ihn gleichzeitig die äußerste Ungeduld und suchte ihn zu bereden, daß die alte Leidenschaft wieder erstanden sei.

Als er Johannas Lippen auf den seinen spürte, starrte er offenen Auges und stockenden Atems auf ihre bernsteingelben Lider, die sich tief herabgesenkt hatten wie in einem Schlaf der Liebe. Ihm war, als müsse er mit einem Messer die beiden zitternden Hautkugeln durchritzen, um Sonnenlicht durch diese Behälter der Finsternis zu gießen.

Die große Gent gab dem Herzog zu Ehren ein Fest. Um Mitternacht, als Tanz und Lustbarkeit im besten Zuge waren, fühlte sich die Infantin sehr unwohl. Ehe man sie hinwegführen konnte, gebar sie im dichten Kreis ihrer Damen ein Kind. Es war ein Knabe und er wurde Carlos genannt. Die Herzogin Margarete nahm ihn in Obsorge. Diesmal kam der Entschluß, das Kind in der flandrischen Stadt zu lassen, von Philipp selbst.

Als man das Schiff zur Rückkehr nach Burgos betrat, war die Infantin noch des Glaubens, ihr Knabe sei mit an Bord. Erst auf hohem Meer erfuhr sie, daß dem nicht so war. Mit einem langen Schrei stürzte sie aufs Verdeck, um sich in die Wellen zu werfen, um zurückzuschwimmen und das Kind zu holen. Ein Matrose packte sie noch am Arm. Bewußtlos fiel sie hin.

ieses Kind hatte sie mit dem Wissen einer Mutter im Schoß getragen. Die lange Trennung von Philipp hatte ihr Gefühl zur Tiefe gedrängt. Der höfisch gemessene Stil ihrer Briefe an ihn war die Schanze, hinter der sie die Zuckungen und Tränen ihrer einsamen Leidenschaft verbarg. Auf das unsichtbare, jedoch so nahe, ja mit ihr selbst verschmolzene Geschöpf bürdete sie die Schönheit und den Reichtum der Erde wie man das Bild der Muttergottes mit Rosen und Kostbarkeiten behängt. Sie hatte den Strahl seines Auges aus der Dämmerung des Nochnichtseins aufgefangen, sie hatte es schon ganz im Besitz und es mit verzückten Armen über sich und über Philipp hinausgehoben, um es Gott näher zu bringen. Mit entzündeter Phantasie hatte sie seine Seele erschaffen. Sie hatte seinen Geist aus Träumen gemeißelt und ihre Liebe, bisher körperlos verschwebend, hatte ein Gefäß erhalten, atmende, zeugende Gegenwart.

Durch den neuerlichen Raub sah sie sich ausgestoßen aus der Welt und aus sich selbst. In frierender Blöße war sie schamloser Neugier preisgegeben. Sie erschien sich entkräftet und zweigeteilt. Sie verlor die seltsam umschleierte Sicherheit von Rede, Schritt und Haltung, bewahrte aber doch ihre Ruhe. Wie ehemals

1503

formte sich alles zur geduldigen Erwartung, doch war es nicht mehr die Erwartung vor dem Anbruch des Tages, sondern diejenige vor dem Kommen der Nacht.

Es träumte ihr, daß sie zwei Teller sah, die wie zwei gefallene Monde anzuschauen waren. Auf jedem der beiden Teller lag ein Herz, auf dem einen das ihre, auf dem andern Philipps Herz. Ihr Herz war scharlachfarben, von den Seiten rann Blut und quoll über die bläulich leuchtende Schale. Philipps Herz war blaß und schleimig; es erinnerte an jene Quallen, die das Meer bisweilen an den Strand spült. Da trat eine Gestalt heran, packte Johannas Herz und warf es empor. Es stieg aber kaum über Baumeshöhe und fiel schwer zurück. Dann schleuderte dieselbe Hand Philipps Herz empor und dies flog leicht wie eine Rakete bis in die Wolken und kam nicht mehr zum Vorschein.

Fürchterlich zu denken, daß sie die unreife Frucht gepflückt haben sollte und daß Süßes plötzlich bitter geworden sei. „Öffne deine Hände!" gebot sie Philipp nach einer Gewitternacht, die sie zusammen auf der Burg bei Illescas verbracht hatten. Er öffnete seine Hände und sie gewahrte, daß es die kleinen Hände eines Pagen waren. Der eine Daumenballen war von einer Falkenkralle zerrissen. „Warum lächelst du?" fragte sie verwundert; sie erkannte, daß dies Lächeln sein Schild war, hinter dem sich niedrige Geheimnisse versteckten.

Auf die Wand der Kapelle, in der sie zu beten pflegte, war eine Szene gemalt: ein schöner Jüngling, der vor der geisterhaften Erscheinung des heiligen Jago die Flucht ergreift. Wenn sie in Philipps dunkelgrüne Augen blickte, sah sie in unendlicher Verkleinerung das Bild des fliehenden Jünglings darin. Stets ergriff er die Flucht vor ihr. Sein geringstes Wort, seine zufälligste Bewegung ergriff die Flucht vor ihr. Wenn sie sprach, senkte er den Kopf und alles an ihm verstummte. Ging sie mit den Frauen über die Galerien und er stand mit seinen Freunden im Hofe, so hörte er auf zu scherzen und legte mit bekümmerter Miene den Arm über den Hals des Pferdes.

Fünfundzwanzig Tage des Monats war er fort vom Schlosse. Die Bringer von wichtigen Nachrichten mußten warten. Wo ist Don Philipp? fragten die Räte. Geantwortet wurde: er jagt mit dem Grafen Balduin; oder er zecht mit dem Ritter Castilalt; oder er ist zum Winzerfest nach Saragossa geritten. Es gab auch Auskünfte, die man nur heimlich zu raunen wagte; denn nicht selten spielten die schönen Maurinnen eine Rolle bei den Zerstreuungen der Herren.

Wenn Philipp, wie es selten geschah, zur Nachtzeit das Gemach Johannas betrat, war er fast jedesmal halb trunken. Seine Liebkosungen rochen nach Wein, seine Leidenschaft war geräuschvoll und prahlerisch. Sein Gemüt war im Rausch der Lüge wie sein Blut im Rausch des Weines. Er merkte nicht, wie dann alles an Johanna lautlos schluchzte und ihr Kuß ein Krampf der Reue wurde. Er hatte noch immer nicht gelernt, in Menschengesichtern zu lesen; er hatte den Geist eines Pagen. Wenn er auf dem Pferde saß und den Kopf stolz zur Seite drehte, dann mochte er als ein Wesen für sich erscheinen. Aber seine Zunge war von Gott versiegelt, und er wußte nichts von dem Schmerz um sich selbst.

Wie die Tage sich ausspannen zu Wochen und die Monate sich zu Jahren dehnten, empfand Johanna kaum. Sie brachte ein drittes Kind zur Welt, ein viertes, ein fünftes. Sie trug sie unter einem verödeten Herzen und gebar sie — hoffnungslos. Alle wurden ihr genommen wie jenes Kind der Liebe; ihr war als setze sie Gespenster ins Leben, Dinge, die zu Luft verrannen, wenn ihr sehnsüchtiger Arm nach ihnen griff. In ihre tiefe Verlassenheit blickten aus weiter Ferne, von hyperboreischer Meeresküste her die lebendigen Augen ihres Sohnes Carl. Sie wußte nicht mehr von ihm, als man von den Sagenfiguren aus der Vorzeit erfährt.

Ihr vernichtetes und gescheuchtes Herz grub sich weiter in die Nacht. In fremdartiger Hitze rollte ihr Blut. Beim Anblick der Sterne konnte sie vor Ungeduld zittern und die Hand auf die zum Aufschrei geöffneten Lippen pressen. Des Schlafes bedurfte sie kaum. Was sie sprach, klang feindselig und verworren. Einmal nahm sie Petrarkas Sonette zur Hand und las; plötzlich schleuderte sie das Buch, von Wut, Gram und Haß überwältigt, weit weg, hob es wieder auf, riß es in Fetzen und zerstampfte, was davon übrig war, mit den Füßen. Ihre Ruhelosigkeit erregte den Schrecken aller Bewohner des Palastes; selbst ihr Beichtvater hatte Angst vor den lodernden Augen. Wenn alles schlief, ging sie mit der Kerze langsam durch ihr Zimmer, doch schritt sie nie durch die Mitte des Raumes, sondern an den Wänden entlang. Und ihr bloßer Hals leuchtete über dem dunklen Kleid wie der Stengel einer Blume, die sich vor dem Sturme senkt.



Es ereignete sich nun, daß eine schöne Portugiesin an den Hof zu Burgos kam, deren Name Benigna von Latiloe war. Sie wohnte im Haus Don Inigos de Stuniga, dort sah sie auch den Herzog zum erstenmal und sie geriet in solche Liebe zu ihm, daß alle, die zugegen waren, es sogleich merkten. Philipp jedoch verhielt sich kühl, trotzdem die Dame von bezaubernder Anmut war und auch einigen Geist besaß. Bei späteren Begegnungen wich er um so weniger von seinem höflichen, aber gemessenen Betragen ab, als ihm der Eifer Donna Benignas lästig zu werden begann und ihre Nachstellungen den Stoff des öffentlichen Geredes bildeten. Wäre sie geschickt und kokett genug gewesen, seine Eroberungslust zu reizen, so wäre sie vielleicht Gunstfräulein geworden, denn andere, die sich nicht solcher Gaben rühmen konnten wie sie, wurden dieses Vorzugs leicht zuteil; so war alles umsonst. Die Aufrichtigkeit ihrer Leidenschaft war zu groß.

Das Unheil wollte es, daß der Ritter Franz von Castilalt, der noch immer der unzertrennliche Begleiter Don Philipps war, sich mit ebensolcher Heftigkeit in die schöne Portugiesin verliebte, wie diese in den Herzog. Er fand aber kein Gehör, und seine ungestümen Bemühungen machten ihn bloß zum Gegenstand des Abscheus für das Fräulein. Als er sah, daß ein Glück, welches Philipp gleichgültig verschmähte, ihm auf immer verwehrt sein sollte, wurde er von tödlichem Haß erfüllt, nicht nur gegen Donna Benigna, sondern auch gegen seinen Herrn, und seiner tückischen Gemütsart entsprechend, sann er darauf, an beiden sich zu rächen.

Häufig war er Helfer und Anstifter bei den Liebesabenteuern Philipps gewesen. Er wußte, daß dieser mit ängstlicher Sorgsamkeit darüber wachte, sein Treiben vor Donna Johanna geheim zu halten und nur auf Schleichwegen den leichtsinnigen Neigungen fröhnte. Wie alle war auch Ritter Castilalt davon überzeugt, daß die Infantin mit unsichtbaren Mächten im Bündnis sei und er beschloß, den Herzog und Donna Benigna bei Johanna zu verraten als ob sie in verbotener Beziehung ständen. Zu diesem Zweck wußte er sich die Briefe anzueignen, welche die Portugiesin fast täglich an Philipp sandte und wählte diejenigen aus, deren hingebender und zärtlicher Ton wohl darauf schließen lassen konnte, daß die Anklage des Ritters auf Wahrheit beruhe.

Er ließ sich bei der Infantin melden, gab sich ein demütig-ergebenes Ansehen, als ob ihm auf der Welt nichts im Sinn läge, als das Wohl der Herzogin und als ob ihn sein Gewissen der Ruhe beraubt und ihn endlich gezwungen habe, sich der Last des Verschweigens zu entledigen. Darnach brachte er das Gespinnst ans Licht, das er in seinem schwarzen Innern gewoben, gab die Briefe Donna Benignas zum Beleg und ging wieder, seiner Sache keineswegs versichert, denn die Infantin hatte ihn mit unbewegter Miene angehört und kein einziges Wort gesprochen. Ehe noch der Stein seinem Auge entschwunden war, den er so ränkevoll den Abhang hinunter gerollt, nisteten sich schon Angst und Reue bei ihm ein.

Als der Ritter fort war, preßte Donna Johanna ihre beiden Hände gegen die Brust, schritt zu dem hohen Spiegel, der zwischen zwei Halbsäulen aus gelbem Marmor hing, und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit ihr Gesicht. Im Zimmer befand sich niemand als Donna Gregoria und diese verfolgte das Tun ihrer Herrin bang und lautlos.

Endlich rief Johanna, ohne sich zu rühren, mit klarer Stimme in den Spiegel hinein: „Gregoria!" — „Was befehlt Ihr, edle Donna?" antwortete diese zitternd. — „Er muß sterben, Gregoria," sagte die Infantin. Donna Gregoria schwieg. „Hörst du, Gregoria, er muß sterben," wiederholte Johanna, und das letzte Wort erstickte in einem schnelleren Atemzug, während die Hände, wie leblos geworden, von der Brust herunter sanken. Und Donna Gregoria hauchte kaum vernehmlich: „Ja, edle Donna." Dann näherte sie sich der Infantin, fiel auf die Knie und lehnte die eiskalte Stirn gegen Johannas starre Hand. Johanna beugte sich herab, weit, mit Anstrengung beugte sie sich nieder und flüsterte ins Ohr der Dienerin.

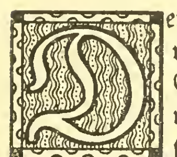
Es lebte ein Verwandter von Donna Gregoria am Hof, ein Edelknabe namens Morales, und dieser war Donna Gregoria mit Leib und Seele zugetan. Sie sprach mit ihm noch am selben Abend und sagte ihm, er könne an einem Bach bei Murcia gewisse Kräuter finden und fertigte ihm auch eine Liste von den Kräutern an. Morales reiste fort, sammelte die Kräuter und ritt damit nach Molina in Arragon zu einem Apotheker, den er kannte. In seiner Wohnung destillierte der Apotheker den Saft aus den Kräutern und zum Beweis, wie furchtbar das entstandene Gift sei, gab er einem Tropfen davon einem Hahn ein, der sogleich verendete.

Einige Tage darauf gab der Herzog in einem Haus bei Burgos, welches Cordon

genannt wurde und damals dem Grafen Punon-Rostro gehörte, mehreren Granden des Landes ein Essen. Die Ordnung für die Mahlzeit war diese: sobald man von der Mittelhalle ins Haus trat, fand man im ersten Saal zwei Schenktische, einen für die Speisen und einen für den Wein. Links davon war der Saal für die Eßtische, dessen Fenster aufs freie Feld gingen. Zwischen beiden Räumen war ein enger Durchgang. Während getafelt wurde, verstand Morales es so einzurichten, daß, so oft Don Philipp zu trinken verlangte, kein anderer als er ihm den Wein brachte. Dreimal reichte er ihm den Becher; vor dem dritten Mal schüttete er in jenem dunklen Korridor heimlich und schnell das Gift hinein. Es war ungefähr soviel als eine Nußschale gefüllt hätte.

Wenige Minuten darauf fühlte sich der Herzog krank. Er ging hinaus, indes die Herren ahnungslos sitzen blieben um zu spielen. Eine halbe Stunde nachher rief sie der Haushofmeister in großem Schrecken, denn Philipp lag bereits in kaltem Fieber. Er wurde eilends nach der Stadt geschafft, es ward aber späte Nacht, ehe sie ankamen und die Ärzte erschienen. In den Morgenstunden verstarb er unter gräßlichen Schmerzen.

Don Gotor begab sich zur Infantin. Er glaubte sie noch schlafend und weckte die Diener und Kammerfrauen. Da erschien Donna Gregoria und führte ihn schweigend in einen Saal, wo Johanna vor einem Kohlenbecken saß. Mit einem Gesicht, starr und fahl wie Eisen, berichtete der Arzt in sonderbar gemessener Form den Tod seines Herrn. Das Auge der Infantin wandte sich langsam der regungslosen Gestalt des Greises zu, dessen Blick furchtlos und brennend dem ihren begegnete. Doch wie der Schwamm von einer Faust wurden Johannas Züge von Ekstase zusammengepreßt, es zog ein Freudenschimmer darüber hin, und die Beine, der ganze Leib streckten sich wie im Bade.

er Leichnam war begraben. Böses Gerede schwirrte über der Gruft und erstickte wieder in abergläubischer Furcht. Als einst mehrere Edelleute auf dem Hauptplatze standen und ungescheut die Vermutung aussprachen, daß Philipp durch Mörderhand umgekommen sei, erschütterte ein Erdbeben die Stadt, die Fenster des Rathauses zerbrachen und die erschreckt Flüchtenden sahen die Türme der Kirchen wanken. Der Herr von Mingoval, hochbetrauter Oberstallmeister, wollte währenddem die Infantin mit fliegenden Haaren auf dem Dach des Palastes bemerkt haben, wo sie einen weißen Zauberstab schwang.

Es fiel auf, daß Donna Gregoria ihren Abschied nahm und sich auf einen Ruhesitz bei Barcelona begab. Der Ritter Franz von Castilalt floh, zog übers Gebirge und nahm Dienste beim König von Frankreich. Der Edelknabe Morales wurde nächtlicherweile von einem betrunkenen Söldner erstochen. Donna Benigna kehrte in ihre Heimat zurück und nahm den Schleier.

Die Infantin lebte in hohen Gemächern voll gläserner Luft. Ihre Frauen mieden sie, die Diener jeglicher Art fürchteten sie. Es war später Herbst, der

Sturmwind rüttelte an den Mauern des Schlosses. Welche Unruhe in Johannas Herz! Trat jemand unerwartet vor sie hin, so erschrak sie und ihr angstvoll fragendes Auge zeigte den matten Glanz der Schlaflosen. Bisweilen war ihr Gesicht in rätselhafter Zärtlichkeit wie gegen eine unsichtbare Gestalt gerichtet und die Hand krümmte sich gleich einem dürren Blatt, das sich zusammenrollt bevor es Winter wird.

Bei der Tafel saß sie still und in sich gekehrt und berührte selten eine Schüssel. Einmal lief ein Sonnenstrahl, durch eine Kristallvase zerteilt, als siebenfarbige Brücke durch den Raum bis er ihre Hand erreichte und dem Flügel eines Insektes ähnlich geheimnisvoll auf- und abzitterte. Da sprang sie empor und schluchzte laut. Ihr war wie einem, der ein schönes Bild von der Wand gerissen hat; nun strömt Finsternis und Grauen von der Stelle aus, die vorher so freundlich geschmückt war.

In Philipps Zimmern konnte sie ein wenig Frieden finden, trotzdem alle Gegenstände zu fragen schienen: wo ist Philipp? Sie erwiderte in ihrem Innern, um sich und die Dinge zu besänftigen: er ist verreist, er kommt wieder. Und sie behängte sich manchmal für die Stunde seiner Wiederkunft mit Edelsteinen und schönen Kleidern. Als einst Frau von Dutselle fragte: „Warum schmückt Ihr euch wie zum Balle, Fürstin, derweil ihr doch Trauer um Don Philipp tragen solltet?" Da erwiderte sie mit dem Aufseufzen eines von Träumen gequälten Kindes: „Ich schmücke mich, weil ich auf Philipp warte."

Sie schmückte auch sein Zimmer mit Blumen und legte einen Teppich über die Schwelle. Aus den Truhen holte sie seine Waffenkleider und küßte die goldenen Ketten, Armspangen und Fingerringe. In seinem Bett spürte sie mit ihrer flachen Hand die Wärme seines Körpers und an seinem Tisch saß sie an demselben Platz wo er gesessen. Dabei erstaunte sie, daß alles so war wie es war, daß die Sonne schien, daß es Abend werden konnte und wieder Morgen.

Es war an einem Novembertag, als sie einige von den Dienern rief und an ihrer Spitze durch das nördliche Tor gegen Millaflores ritt. In der Karthause zu Millaflores lag Herzog Philipp begraben. Die erschrockenen Mönche mußten das Tor aufsperren, sodann ließ sie den Stein vom Gruftgewölbe nehmen und den Sarg herausheben und öffnen. Alle waren gerührt beim Anblick der wohlerhaltenen Züge ihres Herrn. Das Gesicht schien länger, die Züge ernster.

Ein düsteres Lächeln bewegte den Mund der Infantin. Der Pater Guardian meinte später, sie habe gelächelt, weil der Teufel sie, wie er deutlich wahrgenommen, am Ohr gekitzelt habe. Johanna gebot allen, sich zu entfernen, — unwidersprechlicher als das Wort war ihr Blick — und als sie allein war, kniete sie hin, kreuzte die Hände hoch über der Brust, sodaß die Daumen schier den Hals umschlossen und fing an zu beten. Doch unversehens und während ihre Lippen noch mit Gott verkehrten, verlor sie die Demut aus der Brust, es war, wie wenn ein Opfer plötzlich von unheiligen Fingern entwendet würde, das Gebet verwandelte sich zur Forderung, und die Arme streckten sich aus, nicht um zu erflehen, sondern um

zu empfangen und die Stirne leuchtete wie von Bereitschaft und der Leib zitterte und bebte gleichwie in den Wehen der Geburt, und Atem, Geberde, Pulsschlag, alles schrie: Gib mir Philipp wieder!

Darauf schien ein Hauch durch die Luft der Kapelle zu gleiten und Johanna spürte, daß ein süßes Jasagen die Wölbung erfüllte. Sie sprang empor. Sie rief die Leute. Des Einspruchs der Mönche nicht achtend, ließ sie den balsamierten Leichnam auf eine Bahre heben. Sie wurde ganz Antrieb, peitschte die Träger förmlich vorwärts und blieb unbewegt und blickte nicht zurück, da jene schauderten, weil die Mönche unter dem Tor standen und wehklagten. Es wurde Nacht, der Boden war aufgeweicht, sie verloren den Weg; Johanna hieß die Männer rasten und schickte einen Diener voraus, um Fackeln zu holen. Im Regen ging sie ruhlos hin und her, das Kleid emporgerafft, den Schritt von qualvoller Ungeduld bald bekämpft, bald befeuert, und als endlich eine Fackelflamme in der sturmdurchwühlten Dunkelheit aufloderte, schrie sie jubelnd, so daß die am Gehölz lautlos wartenden Begleiter erbleichten.

Im Palast angelangt, bekleidete sie den Körper Philipps mit einem prachtvollen Gewand aus Silberschuppen, ließ ihn in einen gläsernen Sarg legen und den Sarg in ihrem Schlafgemach neben dem Bett aufstellen. Unverwandten Auges betrachtete sie die edel hingegossene Gestalt, an der sich jede Form im geheimen von selbst vollendet zu haben schien. Es war kein Jüngling mehr, sondern ein Mann und ein König. Kein weibliches Geschöpf durfte den Raum betreten, auf den Gängen und in den Nebengemächern durfte keine Stimme laut werden. Johanna war es, als sei vor allem die große Stille auch von außen erforderlich, die in Philipps Antlitz so tief innen wohnte, sei notwendig, damit sie in diese Stille eintauchen könne, wach und lauschend, um ihre Ursach und ihr Wesen zu ergründen, in einem begnadeten Augenblick das ungeheure Rätsel zu lösen, und dann den Funken in der triumphierenden Hand zu halten, der das Auge wieder mit Leben zu speisen vermochte. Und so beugte sie sich immer wieder über den Leichnam, wie sich der Habgierige über einen Schacht beugt, worin rote Klumpen Goldes funkeln, angeschmiedet und verwachsen an die starke Erde.

Schon am zweiten Tag erschien der Bischof und befahl der Infantin, die Leiche wieder zu bestatten. Johanna weigerte sich dessen und wies endlich, rasend vor Angst, daß man sie des toten Gemahls berauben könne, den Kirchenherrn aus dem Palast. Die Folge war, daß die Dominikaner den Pöbel aufregten und verlauten ließen, der unbegrabene Leichnam mache das Glück vom Lande abspenstig, der Wein müsse verderben und die Ernte mißraten. Indes die Räte beratschlagten, wie man der Gefahr steuern könne, die das Land bedrohte, erschien vor der Infantin ein wunderlicher Mönch, der Bruder Alonso de Jesu Maria, der viele Jahre in einer Einöde der Estremadura nur seinen göttlichen Visionen gelebt hatte und für einen Propheten galt.

Eines Tages erschallte großer Lärm aus der Vorhalle und als die Herzogin zornig und befremdet heraustrat, schwiegen alle bis auf einen halbnackten bleichen

Fremdling, der sich in Anrufungen und Verwünschungen erging, weil Diener und Wachen ihm den Eintritt verwehrten. Dies war der Bruder Alonso, ein noch junger bartloser Mensch, verwüstet durch Askese, hager wie ein Pfahl, beredt wie ein Trunkener, feurig wie ein Verliebter. Diesem armseligsten der Geschöpfe lieh Johanna das Ohr, so vielleicht zum erstenmal dem Zuspruch eines andern untertan.

Er begann damit, daß er der Infantin von einem König erzählte, welcher nach der Zeit von sieben Jahren aus dem Tod wieder zum Leben aufgestanden sei. Auch mit Philipp werde ein gleiches geschehen, wenn die keusche Liebe Johannas und ihr unerschütterlicher Wille jeden eigenen Schmerz vergesse, keine selbstische Lust mehr begehre, sondern einzig dem Gedanken der Wiedererweckung hingegeben sei. Dies daure sieben Jahre; denn sieben sei die heilige Zahl der Bibel. In sieben Jahren erneure sich das Feuer der Sterne und des Mondes; nach sieben Jahren zerschelle immer wieder dieselbe Woge am Strand; nach sieben Jahren grüne der Baum des Lebens und siebenfach geteilt sei seine Wurzel.

Als sie solches vernahm, kniete die Infantin nieder, beugte das Haupt tief vor dem Bruder Alonso und berührte mit den Lippen den Saum seines Kleides. Sie bewirtete den Mönch und beschenkte ihn, aber sie redete nicht mit ihm und allmählich wurde dem Heiligen beklommen zu Mut in ihrer Nähe und er machte sich unter einem schicklichen Vorwand davon. Johanna sah ihn ohne Teilnahme scheiden. Sie empfand das Leben der Lebendigen nicht mehr; dem eigenen Körper entfremdet, begriff sie auch von den Menschen nichts als die Gestalt und ein schattenhaft-spielendes Hin und Her, alles Licht der Welt sammelte sich am Sarge Philipps und je weiter der Fuß sich davon entfernte, je finsterer wurde der Raum. Doch wenn sie an der Seite des Toten kauerte und wieder wie einst seinen Blick zu erhaschen, sein Auge aufzugraben suchte und ihn doch fester hielt als ehedem, wo er auf lautlosem Wasser durch Nebel glitt, da sehnte sie sich nach einem Zeugnis seiner Gegenwart, nach irgend einem Laut aus dem Innern dieser starren Hülle und sie verfiel auf einen absonderlichen Einfall.

Es lebte in Burgos ein brabantischer Uhrmacher mit Namen Symon Longin, ein Mann von großer Geschicklichkeit in seinem Fach. Don Philipp, der viel Vergnügen an Uhren gehabt und manche müßige Stunde damit verkürzt hatte, ein feingefügtes Werk behutsam auseinanderzulegen, hatte den Meister in hoher Schätzung gehalten. Die Infantin ließ ihn kommen und erteilte ihm einen Auftrag, der Herrn Symon sehr in Verlegenheit setzte und ihm viel Kopfzerbrechen machte. Er sollte nämlich ein Werk anfertigen, das man in die Brust des Leichnams schließen könne und das den Schlag eines lebendigen Herzens nachzuahmen vermöchte. Nach einigem Besinnen versprach Symon Longin, sein bestes zu tun und die Infantin stellte ihm eine Belohnung von zweitausend Dublonen in Aussicht.

Nach Verlauf zweier Wochen brachte der Meister das kunstreiche Pendelwerk. Der Rücken der Leiche wurde aufgeschnitten und der Mechanismus in die linke Seite der Brust geschoben. Unter der Schulter war ein Stift mit einer Drehscheibe angebracht, vermittelst deren das Werk wieder in Gang zu setzen war,

wenn es nach vierundzwanzig Stunden ablief. Als Johanna zum erstenmal ihr Ohr auf das Kleid des Toten legte und den wundersam dumpfen Schlag vernahm, schloß sie die Augen, als lausche sie der Musik von Engelchören. Die halbe Nacht lang lag sie und horchte; die linke Hand hielt sie ans eigne Herz gepreßt und hatte ein seliges Gefühl des Gleichklangs, wenn dessen natürliches Pochen mit jenem künstlichen in denselben Pausen erfolgte.

Die Sache sprach sich herum und steigerte das Entsetzen vor der Infantin immer mehr. Sie mußte darauf sinnen, dem allgemeinen Drängen zu entfliehen und sagte denen, die sie um Bestattung des Leichnams bestürmten, sie wolle den Körper des Herzogs nach seiner Heimat bringen und ihn im Dome von Sankt Stephan beisetzen. Damit waren Philipps Landsleute einverstanden, und sie schufen eine kleine Partei zugunsten der Herrin. Johanna hielt Auswahl unter den Dienern und wenige, die treu, aber viele, die habsüchtig waren, — denn sie achtete des Geldes nicht — boten sich aus freien Stücken an, mitzuziehen, wohin sie wolle. Auch warb sie an hundert Söldner zu hohem Lohn und ließ Pferde und Maultiere herbeischaffen.

So gerüstet, begab sie sich auf die Reise. Es war wie eine Wettfahrt mit der Zeit oder als wolle sie die Zeit zu größerer Eile reizen. Der Worte des Mönchs blieb sie eingedenk zu jeder Stunde.



Am Tag der heiligen Katharina, vor Anbruch der Nacht, verließ die Infantin Burgos, zog bis in die arragonischen Berge, kam am Morgen bei heftigem Unwetter vor das Schloß Armedilla, und schon in der nächsten Nacht ging es weiter: nach Olmedo, nach Escalona und San Francisco, von Dorf zu Dorf über die unwirtlichen Hochtäler nach Norden.

Vier Maultiere trugen den Sarg, vierundzwanzig Männer mit Fackeln in den Händen ritten ihm zur Seite. Schrecklich war das Aussehen dieser Männer, ihre Gesichter waren kohlschwarz vom Flammenruß. An vielen Orten verkrochen sich die Menschen beim Anblick des schauerlichen Zuges. Auch unter Johannas eigenen Leuten verbreitete sich eine düster-ahnungsvolle Stimmung und einige ergriffen heimlich die Flucht. Andere sagten, sie wollten eine Stadt beschauen, gingen und kehrten nicht wieder.

Vor dem Sarge ritt ein Fahnenträger mit einem schwarzen, für die Augen durchlöcherten Tuch vor dem Gesicht. Auf der Fahne brannte in goldnen Buchstaben das Wort Nondum, noch nicht.

Bei Tag gewährten die Hütten der Bauern, die Häuser der Herren Rast und Aufenthalt. Johanna bevorzugte die Orte in der Ebene, wo ihr Blick die Fernen fassen konnte, ehe sie sich zu kurzem Schlaf neben Philipp bettete. Sie liebte nicht Blumen in ihrer Nähe, aus Furcht, daß dann ein flüchtiges Vergessen ihre Sinne kraftloser machen könnte. Sie gab kein Ziel an, denn so erschien es ihr, als ob Philipp Richtung und Weg befehle. Nach Osten, Westen oder Norden zu ziehen,

galt ihr gleich, wenn nur die Tage hinabflossen zur Zukunft. Während die Welt an ihr verschlossenes Ohr vergebens pochte, sammelte sie in ihrer Brust Leben. Der Tote war gereinigt von aller Schuld, sie selbst hatte für ihn die Verantwortungen des Daseins übernommen. Im Voraus schmückte sie sein Auge mit jener Glut, mit welcher er ihr danken würde für die Freiheit und Leichtigkeit seiner Seele. Einst hatte sie Ungeheures gewollt, ihr anmaßender Traum hatte von ihm verlangt, daß er einem Gott gleich sei; jetzt wollte sie nichts weiter als einen Menschen und sie schmachtete um den leersten seiner Blicke und die knabenhafteste seiner Geberden, so wie er einmal um sie geschmachtet hatte auf dem Krankenlager der Sinnenliebe. Der blaue Himmel war ihr nichts, sie mußte erst die Bläue von Philipps Auge darin sehen, der süße Duft burgundischer Gärten nichts, außer er schien Hauch aus seinem Munde, kein Schmerz war außer dem seinen um das frühverlorene Leben, kein Ding war betrachtenswert außer dem erstarrten Leichenantlitz.

Unter ihren Begleitern war ein Mann, der ihr tief im Herzen ergeben war. Er hieß Jan Dalaunes und war ein ehemaliger Falkner, dem bei einer Jagd ein Auge ausgeschossen worden. Seitdem hatte er sich der Dichtkunst gewidmet, wobei ihn seine melancholische Gemütsart unterstützte, und er schrieb auch Stücke geistlichen Inhalts. Er wußte von Johannas ehern umschlossenen Mienen die Müdigkeit abzulesen, die sie sich selbst verhehlte und er wurde zum kühnen Redner, wenn es galt, die immer rege Widerspenstigkeit der Söldner zu besänftigen. Das nächtlich lautlose Wandern mit einer Leiche, in deren Brust ein Räderwerk den Schlag des Lebens nachahmte, verfinsterte den Geist der Leute. Kam es doch vor, daß rauhe, kriegsgewohnte Burschen von Krämpfen befallen wurden, wenn mitternächtiger Sturm die Bäume bog oder daß sie schrien wie Besessene, wenn das Irrlicht übers Moor tanzte und der Mond grünliche Schleier auf den Felsen spann. Sie atmeten auf, sowie der erste Morgenschein den Osten färbte, und als sie nach Monaten ins flandrische Gebiet kamen, verließen sie den Dienst der Infantin.

Jan Dalaunes überredete die Herrin, in der Stadt Gent zu verweilen. Er trug dabei in seinem stillen Sinn die Hoffnung, daß sie nach ihrem Sohn Carlos Verlangen haben würde und durch seinen Anblick von der unergründlichen Schwermut geheilt zu werden vermöchte. Doch seine Rechnung ging fehl. Als der Graf von Croy, der ihr Wohnung in seinem Palast angeboten hatte, vor ihr erschien und sie fragte, ob sie den jungen Prinzen zu sehen begehre, da zuckte es auf in Johannas Gesicht, wie wenn eine Fackel durch einen finstern Raum fällt. Dann aber entgegnete sie kopfschüttelnd und mit kaltem Ausdruck, sie wolle Don Carlos nicht sehen. Die Worte des Mönchs erhoben sich wie Wächter in ihrem Innern, wenngleich sie ihrer nur als Formel gegen die feindlich andringende Welt bedurfte.

Sie schloß sich in ihre Gemächer ein, um nichts zu sehen, als ihren Toten, nichts zu hören als das täuschungsvolle Klopfen des Uhrwerks. Ja, zwischen Täuschung und Vision lag sie in einem Krampf, der halb Schmerz und halb Lust war. Sie mußte Weib sein, um Philipp zu lieben, Mann, um ihn noch einmal zu zeugen und Mutter, um ihn noch einmal zu gebären. Sie mußte in diesem fertigen Leib Kind-

heit und Jugend wiedererschaffen, das erwachende Auge mit allen Erinnerungen füllen, nichts von dem vergessen, was solch ein königliches Leben hält und trägt; daher mußte sie auch er selbst werden, damit Einheit entstehe zwischen dem Philipp von einst und dem der Zukunft und, wie alle Schuld, auch der grauenvolle Zustand des Nichtseins ausgelöscht werde aus seinem Geist. Dies zu vollbringen, still, allein, den Menschen unverständlich, ja scheinbar auch Gott zuwiderhandelnd, forderte übermenschliche Anspannung und mußte das Blut in unaufhörlichem Fieberlauf durch die Adern treiben.

Frühling, Sommer und Herbst verflossen zum zweitenmal. In dieser Zeit war der junge König Karl sehr krank gewesen. Einst war er nämlich des nachts aufgeweckt worden, um eine angekommene Depesche von geringer Wichtigkeit zu lesen. Sein Gouverneur, der ihn nach römischen Grundsätzen erzog, hielt unerbittlich darauf, daß er sich trotz seiner großen Jugend an die Geschäfte gewöhne. Als der Knabe durch einen dunklen Korridor in ein Zimmer gelangte, in welchem nur eine matte Ampel brannte, hielt er still, da er sich verirrt zu haben glaubte und belauschte ohne zu wollen das Gespräch zweier Diener, die in einer Nische kauerten.

„Wißt Ihr denn, daß die spanische Königin hier ist?" fragte der eine, schläfrig gähnend. Und der andre erwiderte: „So? ist die hier? ich wußt es nicht." Darauf der erste: „Es ist die Mutter unsres jungen Herrn. Ein schlechtes Weib." Und wieder der andre: „Warum lebt sie nicht beim Sohne?" — „Das böse Gewissen ist schuld," flüsterte der erste, „hat sie doch ihren Herrn und Gemahl mit Gift vergeben."

Ein leiser Schrei unterbrach die Erschreckenden. Der Knabe war zu Boden gestürzt. Er mußte fortgetragen werden und lag lange darnieder.

Viele Wochen später gab der Graf von Croy ein großes Maskenfest, welches drei Tage währte. Die Musik und das Lachen der Gäste tönte bis in die Zimmer der Infantin. Als Jan Dalaunes vor seiner Herrin erschien, entsetzte er sich, denn so durchwühlt und erregt hatte er sie niemals gesehen. Sie raste durch den Raum, immer querüber von Ecke zu Ecke und hielt die Hände gegen die Ohren gepreßt. Offenbar war es das Spiel der Flöten und Geigen, was sie so außer sich brachte. Der Falkner ging hinaus, beriet mit dem Castilianer Antonio Vacca, was zu tun sei, dann kehrten beide zurück und Jan Dalaunes schlug der Infantin vor, ihm in den Luxemburger Palast zu folgen, der nur wenige Straßen entfernt lag. Johanna, qualvoll bedrängt, hatte nicht übel Lust, zu willfahren. Doch näherte sie sich zuerst der Leiche Philipps, beugte sich nieder, wisperte ins Ohr des Toten, küßte die wächserne Stirn, lächelte beschwichtigend wie eine Mutter, wenn sie den Säugling verlassen muß, wandte sich endlich mit fahl glänzenden Augen zu den beiden Männern und sagte heiteren Tons: „Seht Ihr nicht? er fängt schon an zu träumen."

Dann ging sie, tief in sich gekehrt. Und so, nach innen webend, schritt sie im Luxemburger Palast über einen von Dämmerlicht erfüllten Flur, als plötzlich der Castilianer vor der offenen Türe eines Saals stehen blieb und lächelnd den Arm ausstreckte. Vor einem länglichen Tisch stand ein feister Mann im Samthabit

und mit weißer Halskrause und neben ihm, ein Buch in der Hand, saß ein Knabe von etwa zehn Jahren.

Donna Johanna hob langsam die schweren Augenlider und starrte hinein. Durch die Marienglasscheiben der schmalgebogenen Fenster fiel ein gelblicher Perlenschein in den stillen Raum. „Wer ist der Knabe?" fragte Johanna beklommen. Antonio Vacca antwortete mit demselben diensteifrigen Lächeln: „Es ist euer Sohn Karl, edle Donna, und der würdige Herr Cernio ist mit ihm, der beste Grammatikus weit und breit. Ich selbst habe die Ehre, seine Hoheit in den Rechtswissenschaften zu belehren."

Flüsternd trat der Castilianer an den Tisch. Der Knabe erhob sich und schritt gravitätisch zur Schwelle. Dann stand er vor seiner Mutter: regungslos, schmalen Antlitzes, bleich, schweigend und schwermütig.

Ein Laut drängte sich auf Johannas Lippen. Ihr war, als seien Brust und Leib mit Feuer angefüllt. Schon wollte sie reden, da gedachte sie noch zu rechter Zeit der Worte des Mönchs: zu vergessen jeden eigenen Schmerz und jede eigene Lust.

Stumm und kühl nickte sie dem Knaben zu, wandte sich ab und ging weiter. Mit tief gesenktem Haupt folgte ihr der treue Falkner Jan Dalaunes.



Drei Tage später verließ Donna Johanna die flandrische Stadt und zog mit neugeworbenen Söldnern den Rhein hinauf gegen Köln und Mainz und über Franken an die Donau und weiter, Wochen und Monate lang, Sommer und Winter hindurch, manchmal bei Tage und öfter bei Nacht. Da und dort nahm sie Aufenthalt; in Regensburg blieb sie acht Monate, in Landshut sechs, in Augsburg fünf. An den Hof des Kaisers zu gehen wagte sie nicht. Die Schlösser der Edelleute gaben ihr gute Unterkunft, denn es war bekannt, daß sie mit königlichen Geschenken lohnte. Zu Memmingen ließ sie eine Kapelle erbauen und in Ulm eine ganze Kirche. Es war ihr trostreich, in diesem Land der vielen Flüsse, der Berge und der schönen Seen zu weilen; oft schien ihr ein Stück von Philipps Seele in der milden Luft zu ruhen, und wenn der Frühling kam, mußte sie sich mit doppelter Kraft verschließen, um nicht teilzunehmen an dem holden Erwachen der Natur.

Sie mied Plätze, wo das Volk in Freudigkeit zusammenströmte, und wenn sich ein Kindergesicht unschuldig-heiter ihr zuwandte, schloß sie die Augen. Deswegen liebte sie auch am meisten des Nachts zu reisen, weil da die Dinge und Menschen erstarben und die Flammen der Fackeln wie Opferfeuer hinausstrahlten über den Sarg ihres Herrn Liebsten. Empfindungslos gegen Sturm und Regen, weder Mühsal noch Entbehrung scheuend, so trieb sie die Zeit vor sich her wie einen lahmen Hund.

Jahr auf Jahr floß vorüber. Johanna zählte sie nicht im Kalender, sondern maß sie an ihrer Hoffnung. Doch mit der Zeit ist es wunderlich beschaffen: sie hat ein Zeugnis der Wahrheit in sich, das selbst den umschlossensten Sinnen nicht ver-

borgen bleiben kann. Johanna zog einem Bild entgegen, und je mehr sie sich ihm zu nähern gedachte, je mehr schrumpfte es zusammen und von all den vergeudeten Flammen des Herzens wurde sie nicht reicher, ja, ihr Herz glich endlich den blassen Quallen, die das Meer an den Strand spült und frierend stand sie da, als die letzten Fetzen ihrer Armut von der zuckenden Schulter sanken. Philipp! wer war Philipp? der bloße Name schien zu verfließen und gab es noch einen Mann auf Erden, der so hieß, so war er sicherlich nur der Schatten seiner selbst. Und obwohl sie das leblose Abbild von Philipps Leib täglich vor sich ruhen sah, verlor sie die Erinnerung an ihn und wußte nicht mehr, wie er aussah und wie er sprach, wußte nichts mehr von der Farbe seiner Augen und der Form seiner Hände und es ward ihr bang und banger, als sie so seinen Namen durch die Länder schleppte, nichts weiter als seinen Namen. Die Finsternis in ihr verlor gleichsam ihre Grenzen, überdeckte Himmel, Erde und Wasser, erfüllte die Schöpfung mit eisiger, bodenloser Trauer.

In den rhätischen Gebirgen erkrankte Jan Dalaunes und blieb in einem Dorf zurück. Erst im Savoyischen holte der ergebene Mann die Herrin wieder ein und kam gerade recht, um die Söldner und Diener zu ermutigen und anzufeuern, als sie sich weigerten, am Abend über einen verschneiten Paß zu wandern.

Es war ein schauriges Unwetter als sie die Höhen erreichten. Die Vordersten verloren den Weg und sanken tief in den Schnee. Einige blieben ermattet liegen, schliefen ein und erfroren. Die Fackeln verlöschten und zum Glück entdeckte der vorauseilende Jan Dalaunes die Hütte eines Hirten. Da fanden die Zuflucht, die sich noch retten konnten; der Sarg blieb draußen und wurde vom Schnee zugeweht.

Noch in der Nacht erwachte Jan Dalaunes, tastete sich zur Tür des vom schlechten Atem der Schläfer erfüllten Raums und trat hinaus. Angst um die Herrin hatte seinen Schlummer verscheucht.

Der Himmel war klar und die Sterne funkelten in erhabener Pracht und Ruhe. Über einem fernen Schneefeld herauf bog sich die Milchstraße über das dunkelblaue Gewölbe wie erstarrter Rauch. Zwischen zwei mächtigen Felszacken glitzerte grünlich das Eis, gähnten ungeheure Spalten. Bisweilen kam ein schneidend kalter Windstoß und wirbelte den Schnee zu dünnen leuchtenden Säulen empor. Es herrschte ein Schweigen, welches den Atem stocken ließ.

Im unsicheren Licht gewahrte Jan Dalaunes die Herrin. Sie saß auf einem niedrigen Holzblock, hatte die Arme um die Knie geschlungen und starrte mit gleichsam erfrorenem Blick in die gewaltige Stille. Sie schien die Eiseskälte nicht zu spüren. Eine Pferdedecke umhüllte ihre Schultern.

„Ihr müsset krank werden, edle Donna," sagte Jan Dalaunes, indem er sich näherte. Die Infantin antwortete nicht.

Der Falkner ging ins Haus zurück und klaubte Späne und Reisig zusammen. Dann kam er wieder und machte auf einer schneefreien Stelle Feuer an. Das Mitleiden mit der Herrin würgte ihm die Kehle und während er immer neues

Holz in die aufprasselnden Flammen warf, war sein bärtiges Gesicht vom Kummer förmlich verwüstet. Es drängten sich Worte auf seine Lippen: Verse, die er einmal gehört oder gelesen oder geträumt.

„Was sprecht ihr da?" hörte er auf einmal die dunkle Stimme der Herrin. Ihr Gesicht hatte sich auf der schneebewehten Decke fremd und düster wie das Antlitz einer Sphinx ihm zugedreht. Er schüttelte befangen den Kopf und kniete vor dem Feuer hin. Nach einer Weile kehrten die seltsamen Worte traumhaft wallend wieder.

Wo des Nebels Silberbogen
über eine Gletscherwand
groß und feierlich gezogen,
dort liegt meiner Sehnsucht Land.

Sah ich eisige Gestalten,
schaudernd im gefrornen Strahl
grünkristallne Kerzen halten,
tanzen in dem weißen Saal.

Sah ich eine, die beklommen
nur des Mantels Saum bewegt,
und ihr Herz vom Tisch genommen,
der den ganzen Himmel trägt.

Wie im Schlaf hält sie die schwere
Purpurkugel sanft empor,
und es öffnet sich die Sphäre,
Gottes Arm streckt sich hervor.

Er empfängt des Lebens Schale,
jene aber steht beglückt,
schaut hinunter zu dem Tale,
wo ein Knabe Blumen pflückt.

Lautlos wälzte sich eine bläuliche Wolke von Schneestaub heran und entfernte sich wieder.

Da sank Johannas Haupt etwas vorne über. Wie um es zu halten, schlug sie die Hände vors Gesicht und gleichzeitig brach sie in ein furchtbares Weinen aus. Es klang wie der dumpfe Schlag eines Hammers gegen eine hohle Wand. Unwiderstehlich hatte sie der Schmerz um das eigene Leben, um die eigene vernichtete Seele ergriffen. Es war als sei ihr Herz bis jetzt durch einen künstlichen Mechanismus in Gang erhalten worden, der nun zu versagen drohte.

Sie fühlte und sah ein, daß sie dadurch den geliebten Gatten einem ewigen Tod

anheimgegeben und der Weisung des frommen Mönchs zuwider gehandelt hatte. So wuchs ihr Schmerz gleichsam durch sich selbst ins Grenzenlose und sie fiel in Raserei. Als eine Wahnsinnige wurde sie von ihren Leuten zu Tal gebracht.

Der zertrümmerte Sarg mit dem sehr entstellten Leichnam ward erst viele Wochen später in einem Schneeloch aufgefunden, wo er hinabgestürzt war. Der Herzog von Savoyen ließ die sterblichen Reste des Fürsten nach Burgos schaffen. In einer Gruft der Kirche San Andrea fand endlich Philipps Körper seine irdische Ruhe.



wischen den Städten Valencia und Valladolid lag in unfruchtbarer Ebene das öde Schloß Tordesillas. In einem Turm dieses Schlosses lebte die wahnsinnige Infantin. Dieser Turm war rings von Wasser umgeben; die Zugbrücke war stets emporgezogen. Auf dem Wasser schwammen Schwäne.

Längst war Johanna Königin von Spanien, freilich nur dem Namen nach. Doch wurden in ihrem Namen alle Regierungshandlungen ausgeübt und die Dekrete gesiegelt. Aber diese Königin herrschte in Wirklichkeit bloß über ein Reich von Katzen. Der treue Jan Dalaunes war Majordom von Tordesillas. Täglich fuhr er auf einem Bot hinüber und sah zu, wenn die Herrin mit den Katzen spielte als ob es ihre Kinder wären. Jedes der Tiere trug ein buntes Bändchen um den Hals und jedes hatte seinen Namen und seine Würde.

Gleichmäßig flossen die Jahre an Donna Johanna vorüber wie Wasser an einer steinernen Mauer. Lange, viele Jahre.

Draußen in der Welt hatte sich mancherlei begeben. Der Knabe Carlos war zum Mann geworden und die Fürsten hatten ihn zum römischen Kaiser gewählt. Er führte Kriege gegen die Ketzer und warf sie zu Boden. Er war stark in der Tat und stark im Wort. Sein ganzes Leben war ein Krieg: voller Blut, voller List. Heißdrängender Ehrgeiz lockte ihn von Enttäuschung zu Enttäuschung. Sein wahres Gesicht trug er verborgen hinter vielen andern Gesichtern. Er hatte viele Gesichter gegen die Menschen, aber sein Gesicht vor Gott war immer dasselbe: schwermütig und krank.

Einst war er ausgezogen mit einem weißgeschliffenen Schild, auf welchem das Wort strahlte: Nondum, noch nicht. Nachdem die Jahre verflossen waren und er alle Macht in Händen hielt, die einem Menschen gewährt sein kann, da sagte sein müder Verzicht: nicht mehr. Er war ein so gewaltiger Fürst, daß er zwei Weltkugeln im Wappen führen durfte, und seine Leute nannten ihn bloß „den Herrn". Nichtsdestoweniger schien ihm die Ruhe eines Klosters über alles begehrenswert.

Als er fünfzig Jahre alt war, reiste er nach Santander und zog über Burgos nach Tordesillas.

Eines Tages im Herbst rasselte die Brücke über den Wassergraben und ein ansehnlicher Zug glänzender Herren betrat den halbverfallenen Hof. Der Kaiser allein ging hinauf.

Ungeachtet des sonnigen Tages herrschte im Zimmer Dämmerung; die beklemmende Luft roch nach Weihrauch und Räucher-Essenzen. Inmitten des Raums stand Johannas Bett und auf der morschen Damastdecke lagen Katzen: weiß und schwarz, alt und jung; andere hockten auf dem Sims, andere in einem Winkel oder auf Stühlen.

Donna Johanna hatte sich erhoben. Ihr schmales, fast runzelloses Gesicht mit dem hochgeschwungenen Munde erschien wie aus Holz geschnitzt. Neugierig blickte sie auf die schmächtige Gestalt im schwarzen Barret und mit dem roten, bis auf die Knie reichenden Spaniermantel; verwundert sah sie dies totenblasse, kalte, müde Angesicht.

Mit gravitätischem Schritt näherte sich der Kaiser und indem er sich auf ein Knie niederließ, zitterte die Unterlippe ein wenig und er murmelte: „Euren Segen, Mutter."

Donna Johanna duckte sich, und als sie die feindurchäderten Lider in krankhafter Erregung noch weiter öffnete, war es, als fasse ihr Blick, als halte ihre Wimper noch einmal den ganzen Ernst und die Furchtbarkeit des längst verschwundenen Lebens fest.

Die Zugbrücke rasselte hinauf, und an der Spitze seiner Herren ritt der Kaiser schweigend der untergehenden Sonne zu.

Da verließ auch Donna Johanna ihr Gemach, zum erstenmal seit langen Jahren. Wie schlafend stieg sie die Turmtreppe empor, bis sie zu einem runden Fensterchen gelangte, das freien Ausblick über die Ebene gab. Hier stand sie und folgte mit dem Blick dem glänzenden Reiterzug. Als der Horizont, im goldnen Lila schwimmend, das farbige Bild einzusaugen drohte, stieg sie eine Treppe höher. Sie gewahrte noch ein paar funkelnde Lanzenspitzen, und ihre dürren Lippen flüsterten: der Kaiser, der Kaiser.

Es dunkelte und sie stieg herab. Ihr Herz verschnürte sich bang und mit dem letzten Funken des vergehenden Bewußtseins seufzte sie einem ungetrösteten Tod entgegen.





*Der Fächer/ Eine Conférence/ von Henry van de Velde



ch gestehe, meine Damen und Herren, daß mein Erscheinen vor Ihnen nicht einiger Impertinenz entbehrt.

Als mich meine Kameraden im Komitee der Ausstellung mit der Mission, Ihnen etwas von dem Fächer zu erzählen, betrauten, wußte ich vom Gegenstande nicht mehr als Sie; und das geschah so spät, daß ich seitdem nichts dazu lernen konnte. Wenn ich trotzdem vor Ihnen erscheine, geschieht es wahrscheinlich, weil ich vor keiner Impertinenz zurückschrecke und so frei bin, Ihre Nachsicht mit Beschlag zu belegen.

Offenbar meinten meine Kameraden im Komitee, es gehöre hier ein wenig Literatur zur Sache, während sonst Ausstellungen mit Militärmusik eröffnet zu werden pflegen.

Fächer und Literatur! Die Beziehung will Ihnen nicht einleuchten. Doch glaube ich, spielen zwischen beiden manche Fäden.

Denn in des 18. Jahrhunderts strahlendem Glanze hat manche Frau auf dem Fächer und hinter dem Fächer gar manche Literatur gesponnen, obwohl sie nur mit Mühe lesen und wenn sie zufällig schreiben konnte, nicht unterließ, gewagte orthographische Schnitzer zu machen. Die Ungelehrtheit raubte übrigens nichts von ihren Reizen und es gelang ihr mit Hülfe des Fächers nichtsdestoweniger, den Männern die Köpfe zu heizen.

Seit grauen Zeiten gehört der Fächer in Europa zum Rüstzeug der Frauen. Ja, er ist eins der wichtigsten Instrumente des Bühnenmechanismus, der für unsere Schmerzen geschaffen wurde.

Frau und Bühne: noch eine Parallele! dienen nicht die Kulissen der einen wie der anderen zum gleichen? um die Heldin hervorzuheben und den Zuschauern die Illusionen des Stücks zu ergänzen?

Aber meine Damen, woher haben Sie eigentlich den Fächer? Kirchenliteraten

* Zur Eröffnung der Berliner Fächerausstellung.

erklären, daß alles, was Ihre Weisheit gegen uns erfindet, vom Teufel kommt. Aber die Kirchenliteraten riechen immer den Teufel, sobald es sich ums Schöne, um Luxus und Eleganz handelt. Wir glaubten ihnen vielleicht, wenn nicht soviele Legenden gegen eine so beunruhigende Anschauung protestierten.

Die einen sagen, daß Eva dem Adam zuerst erschienen sei, während sie sich mit einem Palmenblatt fächelte, um sich — so sagt ein alter Vers aus dem Quartier latin — eine gewisse Haltung zu geben. In diesem Fall war freilich der Teufel nicht weit.

In China, erzählt man, wurde das süße Instrument von Lam-Si erfunden, die vor einigen tausend Jahren lebte. Während eines öffentlichen Freudenfestes löste sie die kleine Maske vom Gesicht und wedelte sich damit Kühlung zu. Das sah so reizend aus und war von so prickelndem Chik, daß sich seitdem in China alle Männer und Frauen der wedelnden Geste bedienen.

In Griechenland erfand Psyche höchstselbst den Fächer. Die Geschichte ist viel glaubhafter, eben weil es eine richtige Geschichte ist. Mit allem, was zu einem kleinen Drame d'amour gehört: Fraueneifersucht, Komplott mit einer hinterlistigen Falle, der berühmte Blitzstrahl und beinahe ein flagrantes Delikt.

Aphrodite fand Psyche viel zu schön für ihren Geschmack und bestimmte ihr loses Söhnchen Eros, der Reizenden eine Leidenschaft zu einem mäßigen Proletarier in den Busen zu legen. Eros unterliegt bald selbst den Reizen. Hatte nichts davon bemerkt, daß ein dritter personnage, Eolos, bis über die Ohren verliebt, keinen Augenblick die Psyche aus den Augen verlor, um Gelegenheit zu finden, den Lippen der Schlafenden die Knospe zu rauben. Da kommt Eros. Große Szene mit handgreiflichen Tätlichkeiten. Die Folge: der Flügel des Eolos bleibt in den Händen des zürnenden Göttersöhnchens zurück. — Und mit dem Flügel des Armen fächelte sich Psyche zum erstenmale. Sie entwickelte dabei eine so erstaunliche Grazie, daß Eros darüber vergaß, daß Psyches Lippen soeben profaniert worden waren.

Was in diesen Legenden auffällt, ist, daß die Männer, die in der angenehmen Lage waren, der Geburt des Fächers beizuwohnen, von dem Reiz der Bewegung der unbewußten Erfinderin getroffen wurden.

Die Legenden sind sich einig, daß der Frau die Entdeckung zukommt.

Dem widersprechen weise Geschichtsschreiber. Sie sagen, der Mann sei der Erfinder.

Die Legenden geben Namen, Eva, Lam-Si, Psyche. Die traurigen Gelehrten vermögen keinen einzigen Namen zu zitieren.

Betrachtet man aber den Widerspruch näher, so erklärt er sich insofern, als es in Wirklichkeit zwei Arten von Fächern gibt. Unter der Hülle desselben Wortes verstecken sich zwei ganz verschiedene Dinge.

Es gibt den Fächer, der bestimmt ist, Luft zu machen und es gibt einen anderen, der Ihnen, meine Damen, immer nur gedient hat, um Sie verführerisch zu machen, um Ihren provozierenden Spekulationen zu dienen und uns, meine Herren, auf die Finger zu klopfen.

Diesen Fächer erfand die Frau. Es ist das Palmenblatt Evas, die Maske der Lam-Si, der Eolos-Flügel.

Bei dem anderen, dem Fächer, der dient, der auch den Männern dient, könnte es wohl anders sein. Er schafft Kühlung und erhält das Feuer, wehrt den Mücken und war in den Händen der Generäle Japans der Feldherrnstab. Je mehr man darüber nachdenkt, neigt man dazu, dem Manne hierfür Autorrecht zuzusprechen. Die Gelehrten haben den Unterschied dunkel geahnt. Die graziösen Objekte, die nie zu ernsthaften Taten da waren, prangen in zierlichen Vitrinen unserer Boudoirs oder schlummern in verlassenen Palästen; die anderen werden in den schweren Schaukästen unserer ethnographischen Museen aufgehoben.

Sobald der ekranförmige Fächer — der Fächer mit dem Stiel — im 15. Jahrhundert in Europa, im 16. in Frankreich und Deutschland erschien, begann der sichere weibliche Instinkt die ursprünglich primitive Nutzform zu verwandeln. Der Fahnenfächer, den man wie eine Klapper handhabt, ging schnell in das flache Gestell über. Es dauerte nicht lange, so erschien, hübsch in der Mitte, ein verstohlener Spiegel, in den die Besitzerin umso lieber blickte, als hundert Augen leuchtender Pfauenfedern — wie schlanke Iris am See — zusahen, wie sich die Schönheit im Wasser des Glases badete.

Trotz alledem ist der Fächer mit dem Stiel ein Schutz, der mehr abwehrte, als angriff. Seine langsame passive feierliche Geste glich dem majestätischen Zug weit beschwingter Vögel.

Nehmen wir an, daß diese passive Langsamkeit den Edeldamen aus den Anfängen der Renaissance wohl zu Gesichte stand. Die Frau erwachte gerade aus der sklavischen Dumpfheit des gar zu langen Mittelalters, das sie an die winzigen Fenster mit den Butzenscheiben, in den engen Kreis plumper Dienerinnen verbannt hatte. Man hat das Ekran nie anders als mit einer mehr monumentalen Grazie gehalten. Es gehörte die Kraft einer Messaline und der römischen Frauen dazu, sich des „Flabellums" zu bedienen. Phryne und Thais und Thanagrafigürchen tragen das „Ripidion" mit bezeichnender Nonchalance.

Der Fächer mit dem Stiel paßte für die robuste Schönheit der Renaissance-Frauen. Aber Undurchsichtigkeit hielt die Blicke der dahinter verborgenen Augen gefangen und erlaubte nicht, den Effekt der Komödie, die Zuckungen des Opfers, zu belauern.

Wenn der Faltfächer nicht zu gelegner Zeit, am Ende des 17. Jahrhunderts aus China importiert worden wäre, die Frauen des 18. hätten ihn erfunden. Er wurde die Idealwaffe des heiteren Krieges; ein wahres Symbol für das ganze Dasein seiner Träger. Wie tolle Schmetterlinge flogen die Fächer im Dix-huitième, bis sie, unwiderstehlich angezogen von der Revolution, an der großen Flamme elend verbrannten. Ein Gewimmel von leicht gekleideten, leicht beherzten Dämchen ergoß sich in die, wie Alkoven lockenden, Bosquets der Parke, und der Himmel umwölkte sich von all den Seufzern und brennenden Wünschen, die zu ihm hinaufstiegen.

Bekanntlich wurden alle die Damen und Kavaliere, die im Spiel der Liebe kalt blieben, in Meißner Püppchen verwandelt und auf den Kaminsims verbannt!

Die andern aber, die folgsamen und gelehrigen, die herzhaft verliebten kamen, in duftige Parfüms gehüllt, auf Schwanenhaut, auf „Pelle di Capone; Pelle di Cigno"; Franchipane ....!

Übrigens die Schwanenhaut war falsch. Man weiß heute, daß es Ziegenhaut war. So verduftet wiederum eine Legende.

Mich persönlich interessieren alle Malereien auf den Fächern des 18. Jahrhunderts vielmehr, seitdem ich in ihnen gewisse lose Versprechungen ihrer Besitzerinnen erkannt habe und sie wie eine Art Checks betrachte, die die Frauen der liebenswürdigen Zeit den Kavalieren hinwarfen, mit jener schnellen und nervösen Handbewegung beim Fächeröffnen und Schließen, mit der sie einen Blick, einen Seufzer, eine Frage, zu begleiten pflegten. Glaubt man nicht, daß die Frau, die plötzlich vor ihrem, um Gehör flehenden, Anbeter ein Bildchen entfaltet, auf dem sich zärtliche Paare umarmen, nah daran ist, selbst die Umarmung zu dulden?...

Und ich meine, es wird uns nie gelingen, den Fächer dem Tode zu entreißen, wenn wir ihm nicht zuflüstern, in den Händen der Frau wieder zum Zauberstab der Koketterie, der Schönheit, der Grausamkeit, der Liebe zu werden.

Noch lange wird dem Fächer, der Schrecken, etwas anderes, ein Nutzding, ein Windmacher gewesen zu sein, die Augen geschlossen halten und den Schlag seines Herzens hemmen. Er hat sich den Dingen rohen Gebrauchs, den Bürsten und Schwämmen, die zu nichts Besserem taugen, zu nahe gefühlt. In dieser Umgebung mußte er sich demokratische Gebärden angewöhnen; wurde revolutionär und verurteilt, die Schlagworte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zu tragen, mußte die Erstürmung der Bastille und die Porträts der schlimmen Danton, Robespierre und Marat auf seinen Blättern dulden.

Das starre Hofkleid — mehr Zirkuskleid — das ihm das Empire wirkte, ließ ihn die erduldete Schmach nicht vergessen, und trotz des Goldes, der Perlen und Pailletten — durch die Seide und den Tüll hindurch sieht man noch seine frierende Seele zittern.

Im 19. Jahrhundert liegt er in den letzten Zügen. Es gibt Banalitäten und Dummheiten, die des Ekels zuviel haben. Nicht nur die Menschen sterben daran, auch die Fächer. Und es gab im 19. Jahrhundert wahre Epidemien.

Heute weiß die Frau kaum noch, was das zarte Leben des Fächers bedingt. Sie ist kühl und nüchtern geworden und liebt den Sammelsport. Sie sammelt auf Fächern die Autographen hoher Personnagen: der Diplomaten, Gelehrten und Künstler. Des Abends dient solch ein Fächer als Zentrum des Interesses, als magischer Sammelpunkt für die Protektionsbedürftigen, und gibt den alten Herren bequemen Stoff ihren mürben Geist zu erfrischen.

Wirklich hat der Fächer seit dem 18. Jahrhundert keinen Sinn mehr, und nichts wurde versucht, ihm neue Zwecke zu geben, die Zeit stand nicht nach süßen Aventüren, aus denen der Fächer die Nahrung saugt.

Man kann sich fragen, was die Frauen abhält, in dem Dinge zu erkennen, was es ehemals war; ob sie verzichtet haben, zu gefallen, zu verführen, zu lieben. Und wenn sies nicht getan haben, wie sie es anfangen, ohne den Fächer fertig zu werden.

Die Frau bedarf dringender der Projektion ihrer Seele auf die Außenwelt, als der Mann. Der Herr der Schöpfung variiert nur wenig seine Posen beim Feste vor den Damen. Es genügt ihm, die Arme zu kreuzen, oder die Hände in die Taschen zu stecken. Was bleibt der Frau von Möglichkeiten ihre Empfindung zu äußern, wenn sie auf das Spiel ihrer Bewegungen, wenn sie auf das Fächerspiel verzichtet? Seit einigen Jahrzehnten versucht das Lorgnon die Rolle zu erobern. Soviel steht fest, es paßt vollkommen zu der modernen Spötterin. Auch hier dient das Ding dem Spiel, nicht dem Nutzen — oder sollten wirklich soviel Frauen plötzlich kurzsichtig geworden sein? Auch die Gesten dieses Spiels entbehren nicht der Grazie und der Kühnheit, ja sie nähern sich zuweilen einer anbetungswürdigen Impertinenz.

Und damit stimmt überein, daß die Frau vom Ende des 19. Jahrhunderts wenig sentimental, sehr spöttisch und zuweilen anbetungswürdig impertinent befunden wird. Nicht ohne Grund verwickelten die Griechen die Psyche mit dem Schöpfungsakt des Fächers. Vielleicht stand sie auch an der Wiege des Lorgnons und wartet nur, daß man eine Legende erfindet.

Was mich an dem Geschick des Fächers beunruhigt, ist, daß die Mode, die grausam generalisierende, sich seiner ebenso wie aller anderen Details der Toilette bemächtigt hat. Daß die Frau in ihm nur noch ein Modeding sieht, das heute getragen wird, morgen nicht, und ebenso flüchtig wechselt, wie alles andere.

Früher liebte die Frau ihren Fächer wie der Virtuose seine Geige, wie der begeisterte Künstler sein Werkzeug.

Die Auffassung der modernen Frau ist wenig geeignet, die Fächer zu betrachten, die einige Künstler, von dem Wunsch einer Wiederbelebung getrieben, mit ach so reinen Absichten hier darbieten. Vielleicht kompromittiert sie selbst unser Werk und trügt unsere stille Hoffnung! — Denn, dem Fächer, wie wir ihn uns denken, droht die Gefahr, nicht „Mode“ zu werden oder, nur — Mode zu bleiben, — ohne seine sehr holde Bestimmung zu erreichen.





Vom Drama/ von Alfred Kerr

I.



Nach „Hidalla" und „Stein unter Steinen", fragt man, wie sich die Dichter verändert haben. Was Frank Wedekind gibt, sind Gedanken und kein Drama. Was Hermann Sudermann gibt, ist ein Drama und kein Gedanke. Wo liegt das Drama?

Vielleicht weiß man es später. Vorläufig ist zu betrachten: wie der eine seinen Inhalt ohne den adäquaten Ausdruck bietet; und der andere Ausdruck ohne Inhalt. (Verglichen soll nicht werden).

Wir drehn Herrn Sudermann auf, sein Astralkörper wandle. Wir sehn den Kern des Kerns. Schrecklich. Hier steht einer, der nichts zu sagen hat, es aber mit Schwungkraft, Schlagkraft, Knallkraft sagt. Der da wandelt, ist sozusagen ein Nurdramatiker. Ein Dramatiker ohne gutes Gefühl, ohne Idee, ohne Wahrheit, ohne Inhalte, ohne Charaktere: nur ein Dramatiker. Sudermann ist der vom Intellekt befreite, reine Gestus der Bühnenkunst. Er gibt in dem letzten Werk eine Abschattung, die mir im Engeren gen London zu weisen scheint: wo in einer X-Street häufig Spezialstücke mit Lebensgefahr, Explosion, Schlagkräften, Sondermilieu gut gehen. Diesmal sind Sie, lieber, alter Freund, unterschätzt worden. Schlicht, klar, nachtwandlerisch sicher ist die Komposition. In drei Etappen aufgebaut. Dreimal heißer Atem, zweimal Steigerung, jedesmal durch die Beinahe-Technik ... Nicht urteilen, nur berichten.

Erster Atem: das Messer. Vorklang (die Spannung verteilend): Göttlingk „zieht ein Dolchmesser aus einer Lederhülse" ... „Das is dreikantig geschliffen". Ausführung des Vorklangs: er droht den Helden zu stechen, „das Lederfutteral nach vorn ziehend". Spannung; er tut es schließlich nicht; denn nach banger Pause wird sein Wille getan. (Dies das Futteral.)

Zweiter Atem: der Schusterstein. Vorklang: „Nu wissen Sie ja auch, was 'n Klopfstein is ... da liegt er ja. (Bringt den Stein)". Ausführung des Vorklanges (nach längerer Frist): „Er hat den Klopfstein ergriffen, der auf dem Schanktisch liegen geblieben ist, und hebt ihn hoch —: „Mit so'nem Schusterstein hab' ich schon einen erschlagen! .." (Allerdings entkommt der Gegner.)

Dritter Atem: der Block. Vorklang: „Du, und was is denn mit dem Block? ... Wenn da einer die Ketten aushängt, dann steht er bloß auf der Kippe ... Und geht dann einer die Treppe rauf ..." Ausführung des Vorklangs (nach längerer Frist): der Held geht die Treppe rauf. Aber nicht einfach. Verteilung, Verteilung. Er kündigt es zunächst an (wörtlich): „Runde machen — nach oben — die Treppe rauf" (sagt er). Verteilung. Seine Partnerin bittet dann „leise":

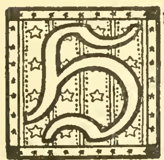
„Nicht die Treppe rauf". Zögern, Verteilung. Nach einiger Frist sagt sie: gemeinsam mit ihm werde auch sie die Treppe raufgehen. „So werden wir jetzt die Treppe raufgehen". Nun? ... Verteilung! Eine Stimme ertönt erst. Sie gehn nicht gemeinsam die Treppe rauf. Wird überhaupt nicht die Treppe rauf gegangen? Doch. Endlich. Er „reißt sich los und springt blitzschnell die Treppenstufen hinan". Endlich. Einmal mußte es sein. „In demselben Augenblick", heißt es, „stürzt dicht hinter ihm der Block mit Getöse herunter". Aber der Stein hat nicht getroffen. Beinahe.

Mit welcher hellenischen Klarheit ist das gemacht. Mit welcher Schlichtheit erbaut. Erst Messer; dann kleiner Stein; dann großer Stein. Dreimal: Beinahe. Auf drei Etappen ruht alles.

... Wer wandelt dort? Die Astralquintessenz der vom Intellekt befreiten, reinen Bühnenkunst. Wer ist Sudermann? Er ist: der Dramatiker an sich und ohne was. Was macht er für einen Gestus? Er macht keinen: er ist einer.

Zugleich fiel mir Herr M. Harden ein, der, wenn er von heutigen Dichtern spricht, über die „Enttheatralisierung des Theaters" tief trauert. Obschon diese Trauer bereits bei Hebbel hervorbrechen müßte; dort vergißt er es. Ich hoffte, dieser rege (aber schlichte) Geist würde folgestark sein und Sudermann loben. Denn die Theatralisiertheit ist hier markig im Gang. Er tut es nicht. Dies beiläufig.

2.



Hidalla gibt einen großen Augenblick: wenn zwei Schutzleute hinter dem Stuhl eines Reformators stehen, der eben geprügelt worden ist, und ihn am Kragen packen ... Die Gleichniskraft dieser Szene hat etwas nicht zu Vergessendes. In Raimund war so eine eindringliche Macht bildhafter Symbolik. Wedekind hat die Szene für's Theater hergerichtet, im Buch ist sie schwächer — gleichviel: in dem Auftritt liegt das halbe Irrsal der Kulturwelt; und der halbe Schmerz des Nichtnormalmenschen. Es werden auch sonst ein paar letzte Dinge berührt, es dämmern Sehfernen herauf. Der dümmste Gegner des opferbereiten Helden ruft: der Mann wäre vielleicht in den Tod gegangen, doch aus Lüge; „so wie der Mörder auch beim Anblick des Henkers noch kein Geständnis ablegt, sondern die Lüge in seinem von Eitelkeit geschwellten Herzen mit hinüber nimmt!" Seit Jahren enthüllt sich Wedekind. „Wedekind zu loben ist bedenklich. Es mag ihm selber schaden. Seine Kunst wuchs aus der Stimmung eines Niemalsanzuerkennenden, der zum eigenen dämonischen Pläsier schrieb. Ich will ihn also nicht loben". Es schien klar, daß Lob wie ein Keil für diesen menschlichen Außenseiter wäre. Jetzt ruft sein Held: „Meine unantastbare Freiheit! Sobald ich den Vorzug anerkenne, von irgend einem Menschen — anerkannt zu werden, setze ich einen Tyrannen über mich ein, der mich nach Gutdünken in Ungnade fallen lassen kann. Vor dieser Gefahr will ich gesichert sein!" Der Mann, der in seinen Tiefen solche Triebe hat und die Kraft, sie heraufzuholen, ist nicht klein anzuschlagen. Sehfernen dämmern in manchen Zügen des Helden, dieses Menschheitsretters, dieses Irren,

dieses Gekreuzigten. Noch einem liebenden Weib erstirbt ihm gegenüber der Laut auf den Lippen: der schwarze Schmerz des Nichtnormalen glotzt und brüllt ... Das Werk packt an ein paar letzte Dinge.

Vor dem Schicksal aber verblaßt seine Theorie: eine Schönheitsmoral für die Glücklichen zu schaffen, welche der Bethlehemiterei nicht bedürfen. Wedekind möchte nicht ein drittes Reich suchen wie Ibsen: sondern zwei Reiche ausgestalten. Gut. Aber sein Züchtungsgedanke scheint mir etwas äußerlich: insofern er vorwiegend auf Körperliches geht. Der Prometheus in ihm bleibt ein priapischer Prometheus. (Das offenbart neuestens sein Bordelldrama „Totentanz".) Gewiß sinnt er darauf, eine andere Menschheit zu schaffen: aber er verweilt bei dem Schaffensakt. Jede Schlucht, die zu überbrücken ist, erhält für ihn die Gestalt einer vagina. Er denkt in geschlechtlichen Formen. Eine Seite der Welt „hat" ihn als Zwangsvorstellung. ... Immerhin: es ist nicht die kleinste Seite dieser Welt.

3.



ber man sehe genauer zu: Wedekind überzeugt hier durch das Schicksal eines Kämpfers, nicht durch den Inhalt seines Kampfes. Man wird ergriffen durch die Umrisse seiner Innerlichkeit, ... nicht durch das Wesen seiner Innerlichkeit. Und ein Einschnitt in Wedekinds Art ist der Selbstmord des Helden. (Dieser Einschnitt beginnt schon mit dem Drama „So ist das Leben".) Er wird ... tragisch. Du scheidest, — skurile Freude, Überlegenheit, die ihn einstens von der Menschensippe loszulösen schien? In dieser hohen Abgebrühtheit, die sich über den Weltlauf lustig machte, ohne Wimperzucken, lag sein Wert. Wenn etwas lebt, gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschüttert trägt; o Geibel! o gipserne Pose! Wenn etwas lebt, gewaltiger als das Schicksal, so ist's die eingeborene Verachtung des bockigen Hirnmenschen, der Ulk wider die unzulängliche Macht, die mit Grausamkeit oder Fähigkeitsmangel diese kosmische Bescherung angerichtet hat. Hier lag früher ein Merkmal Wedekind's. Heute trauert sein König; sein Karl Hetman erhängt sich. Warum? Weil ein Zirkusdirektor ihn als August mieten will? Das bleibt vorauszusetzen. Und ein Zirkusdirektor ist ein niederes Organ der Welt.... Wedekind betont seit einiger Zeit: er treibe nicht bloß Ulk, sondern fühle die Tragik des Lebens. Da kommt er mir vor, als wenn jemand ruft: „Ich lege Wert darauf nicht groß zu sein! glaubt mir, ich kann auch klein sein, auch tragisch".

Es gibt keine Tragik. Die Trostkraft, welche das Betrachten der Zusammenhänge schafft, läßt nur Tragikomik zu. Ich erwarte den großen Tragiker nicht; er wäre der große Hanswurst. Darum: weil unterirdisch aller Schmerz überwogen wird vom tiefen Lustgefühl zu atmen, weil die Erkenntnis der unzulänglichen Seite dieses Daseins und seiner Trauer nur die Panzerung des Einzelnen steigert, weil sie ihn kühner macht, in seinem Willen unangreifbarer, undankbarer, weil die Feststellung der Gefahr auch ihre Einschränkung ist, weil sie ihn hingegebener ans Dasein macht, und weil jedes letzte Leid noch eine große Neugier

bietet. Es gibt keine Tragik. Nach dem Erdengang etwan eines Gustav Flaubert soll jeder künftige Dichter in alles Pathos, alles Glück, alle tiefsten Erschütterungen die Lächerlichkeit dieses Lebens hineingucken lassen, die Unvollkommenheit der menschlichen Zustände, die große Kluft zwischen dem Wünschen und dem Tatbestand (die kraft des Gegensatzes ein Humor bleibt). Wedekind wird mit dem Selbstmord fast spaßlos tragisch.

... Aber ich glaube an Wedekinds Tragik; (bloß nicht an die Tragik seines Stücks). Ich glaube nicht, daß die Gründe seiner Tragik dieselben sind, wie die Gründe für die Tragik im Stück. Ich glaube gemeinhin an eine persönliche, unzerlegbare, dumpfe, eingewurzelte Tragik, fast eine physiologische Tragik ... und auch die vermag ich nur mit untragischem Blick zu sehn. Sie hat keinen Raum in der Tragödie, die Tragödie hat keinen Raum in der Welt.

Warum will Frank Wedekind sein Wirken als Tragöde betonen? Was liegt dieser späten Neigung zugrunde? Ich kann es vermuten. Etwas von dem unerkannten Gram, daß in Deutschland (und anderswo) die Humornaturen nicht voll genommen werden. Grund ist das menschliche Hineinfallen auf „Würde". Die Schätzung des „Ernstes". Der allen Unsicheren einwohnende Drang: Humor nur eben zu dulden mit einer dankbaren Geste des Verzeihens: statt ihn mit kühnem Zupacken an die Spitze zu reißen, als unwiderlegbaren Einspruch, als Flamme der sichersten Lebenskraft gegen alle Elohim, vor denen zu kuschen, zu greinen noch kein ersichtlicher Grund vorliegt. Es bleibt mir ein Merkmal des Banausentums der Welt, daß zu ganz wenigen Malen ein Humorkünstler Nationalheros geworden ist. Dahinter steckt noch der Albdruck: die Massenfurcht. Respekt hat die Bande nur vor dem, was ihr Schrecken einflößt — darum stellt sie triebmäßig den „Ernsten" höher, der in ihr ernste Gefühle zeugt (dem Schrecken verwandte), als den Freien, der mit Heiterkeit wappnet und dem sie, glaubt mir, noch immer unbewußt das ferne Odium eines Frevlers anhängt. Auf einem Irrtum im Denken ruht alles; sie konfundieren die Wirkungen des Humorkünstlers ... mit ihm selbst; die Leichtheit, die er ihren Herzen schafft, übertragen sie auf seine Schätzung. Er stimmt sie, das Schicksal nicht ernst zu nehmen: und sie nehmen ihn heiter.

Ein Irrtum. Ich sage Euch: Von der Zwienatur eines Heinrich Faust wird für kommende Geschlechter das Mephistophelische noch leben, wenn sein Positives verfault, verdorrt, verblasen ist.

... Und ich liebte Frank Wedekind, weil er gegen diesen Irrtum focht. Bis er zuletzt von ihm erfaßt wird.

4.

Die Arbeit bleibt an Wedekinds Arbeiten das Kreuz. Hidalla gibt kein eigentliches Drama. „Wenn er aufhört ein Fragmentist zu sein und anfängt ein strafferer Künstler zu werden ... Wenn ..." Er ist kein strafferer, sondern ein schlafferer geworden. Merkmal seiner jetzigen Dramatik: Gespräche, temperiert durch Handlungsplötzlichkeiten. Die Plötzlichkeiten wirken im tragikomischen Drama steigernd:

aber dem spaßlos-tragischen nehmen sie das Überzeugende. Nicht Lust am Skurilen ist schuld: zu geringe Sammlung. Dramatisch gibt er jetzt nur das Zulängliche. (Wahrscheinlich weniger.) Im Drama brauchen ja die Gestalten nicht lebenswahr zu sein. Aber mit schlagenden, vorstechenden Zügen, meinetwegen witzig und glänzend im Unwahren.

Noch als Fragmentist bleibt er ein Anreger, ein Öffner. Man ist ihm dankbar ... in einem bestimmten Zeitpunkt. Daneben ist er eine Kraft unabhängig von Zeit und Stil. Ich glaube ja nicht an die Wichtigkeit der Stile für das Drama: es kommt vielmehr, wie mir scheint, nur auf das Können Einzelner an. Vielen Kritikern ist heute die Reform des Dramas etwas Wichtiges. Sie lugen nach einem neuen, besonderen, wenn möglich dauernden Stil für das Drama, nach dem bleibenden, festen Vorbild für längere Zeit. Suchen Sie nicht vergebens, meine Lieben, so ein Vorbild wird nicht erscheinen. Ich glaube nicht an die Stile, nur an die Männer. Eilen wir nicht hin und her und suchen in jeder Raufe des Dichterstalles, an jeder Wand nach dem neuen, wahren Stil des Dramas. Hören Sie, sehen Sie, — es kommt alles nur auf das Gesetz der Umwandlung hinaus, wovon im Eyolf gesprochen wird, der ganze Kram ruht hierauf, auch unsre dramaturgische Kümmernis. Die Deutschen haben ja hochragende Dramenmacher längst gehabt. Denken Sie bloß, von Schiller zu schweigen, an den (im Sinne des dramatischen Versuchs so wichtigen) Tassodichter und Egmontdichter; den ganzen Hebbel; den halben Kleist; den dunkel-hellen Symphoniker des Florian Geyer; wir sahen auch die mit Hilfe der Gallier selbständige Form des Norwegers Ibsen: und immer ist der wahre Stil noch nicht zum Vorschein gekommen? Am Ende liegt er im Mond. Oder am Ende ist jeder dieser Stile der wahre ... Und auch die künftigen werden die wahren sein (und die wahren die falschen). Die Technik eines Maeterlinck ist mir wertvoll, nicht weil sie die wahre Technik, auch nur für ihre Zeit, wäre: sondern weil sie, zu einer bestimmten Zeit, das Gegenstück zum Naturalismus ausmachte. An der Elektra war mir wertvoll, daß sie nicht naturalistisch ist. Frank Wedekinds Werke sind köstlich in ihrer sprunghaft leicht schießenden Art: weil sie heut kommen; weil sie nach vielen Genauigkeitsdramen kommen. (Daneben steht das, was ich an dem Mann liebe.) Aber ich möchte nicht sagen, in irgend einem Augenblick: „Wedekinds Stil ist der wahre Stil, den wir heut brauchen." Wir brauchen ihn nicht: wir verbrauchen ihn bloß ... Ich weiß, daß von diesen Formen allen etwas eingeht in den großen Zickzackstrom des Künftigen. Am Naturalismus ist mir wertvoll, — daß er naturalistisch ist. Nur bleibt dem Naturalismus ein Ausnahmeplatz: weil die Grundlage jeder dargestellten Handlung (auch wenn sie in den Sternen schaukelte) einen Kern von Naturalismus, will sagen: von Erdhaftem, einen Strahl von Menschennähe haben muß ...

Liebe Brüder in Marsyas, machen wir uns um den Zukunftsstil keine Sorge. Das Gesetz der Umwandlung schläft nicht. Der Umwandler könnte jedoch einer sein, dessen Stil heute niemand kennt. Ihr glaubt an eure Kandidaten. Glaubet ruhig. Ihr sagt: weil sie die Kandidaten des Richtigen sind, kommen sie jetzt an

die Reihe. (Statt zu sagen: weil sie jetzt an die Reihe kommen, sind sie die Kandidaten des Richtigen.) Marsyasbrüder, ich glaube an den Blitz. Ich sage Euch: Der Umwandler wird keines Mannes Kandidat gewesen sein. Sondern wird erscheinen.

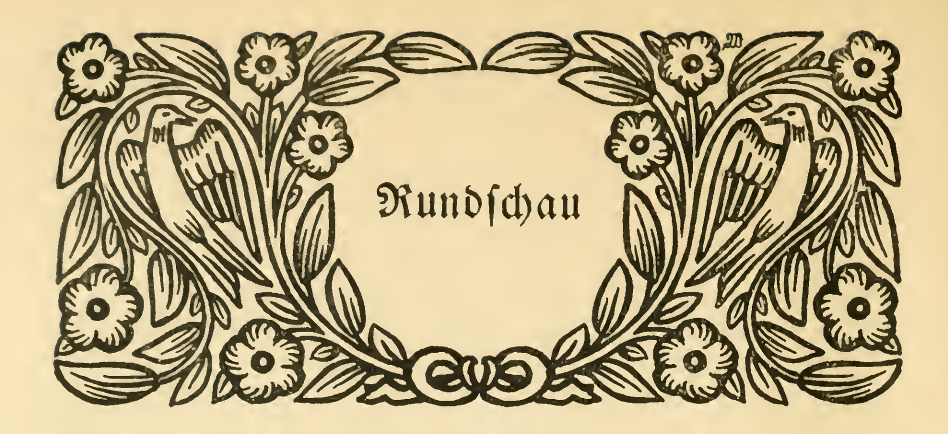
Und tut er das nicht: so werden wir jeden Morgen aufwachen, die Sonne sehn, trinken und essen, an Leben und Sterben denken, seefahren, Musik hören, sinken und steigen, lachen und untergehn. Ihr aber, Marsyasse, könnt nichts tun als apollinisch werden. Es hat noch kein Kritiker einen Dichter erzeugt. Trotz Herrn Schriftsteller Lublinski, der mich, wenn er meine Kritik tadelt oder lobpreist, durch ein unbestimmtes Etwas an meinen ehemaligen Goldfisch Moritz erinnert. Es hat noch kein Kritiker einen Dichter erzeugt. Kritiker-Vorschläge allein sind für die Katz (sowie in der Kinderstube das Theoretische nichts wirkt, nur das Beispiel). Ihr glaubt doch nicht mehr an die Abgestandenheit von dem legendarischen Kritiker, der „seine Zeit gemacht" hat. Ein Stubenliterat glaubt das. Ich kenne keinen, der sie gemacht hat. Nun, ihr seht schon Windungen, Verrenkungen. Der Kritiker sei des Dichters Großvater; wieso? des Dichters Mutter sei nämlich die Natur, sein Vater die Kultur; der Kritiker sei also dessen Großpapa (väterlicherseits) weil er die Kultur mache. O Goldfisch Moritz. Könnt Ihr euch denken, daß einer glaubt, die deutsche Romantik sei von den Kritikern Gebrüder Schlegel gemacht worden? Hier fühlen die Philister das Wahrere: die lessingsche Nachahmung noch eines larmoyanten Britenstücks hat mehr Folgen als drei hamburgische Dramaturgien.

Merkwürdig, daß diejenigen Kritiker, die sich etwas zutrauen, der Meinung sind, die „Kunst" sei mehr wert als die „Kritik"; das, was an der „Kritik" wertvoll sei, sei die „Kunst". Während die Kritiker, die nicht viel können, erklären: der Kritiker mache seine Zeit.

Ein Freund gibt mir im rechten Augenblick ein Wort von Heinrich Heine. Er sagt: „Die Kritik ist etwas Wandelbares, sie geht hervor aus den Ansichten der Zeit, hat nur für diese ihre Bedeutung, und wenn sie nicht selbst kunstwertlicher Art ist, so geht sie mit ihrer Zeit zu Grabe."

In summa: Werdet apollinisch. Welche Beschäftigung sollten wir auch haben, bis wieder ein Blitz kommt?





Der Fakir

Ich möchte im folgenden nur einige Notizen wiedergeben, die ich mir während der Lektüre des kleinen Bandes* gemacht habe. Nebenbei, er ist aus kleinen Aufsätzen zusammengesetzt, die aus frühen Jahren des Verfassers stammen, und wird darum auch jenen Leser lebhaft beschäftigen dürfen, der für Houston St. Chamberlains groß angelegten Immanuel Kant eine Vorbereitung im geistigen Streben dieses außerordentlichen Schriftstellers selbst sucht.

Ich blätterte unlängst in einem Reisebuche über Indien und stieß dort auf die Photographie eines Fakirs: er sitzt am Boden und hält den linken Arm senkrecht emporgestreckt. Seit zehn Jahren. Der Arm ist ihm abgestorben, wie der verdorrte Ast eines Akazienbaumes, die Fingernägel sind zu riesigen Krallen gewachsen. Der Mann blickt uns heiter an, und die Photographie zeigt uns die große Schar der Neugierigen und Gläubigen, welche diese Schande seines nackten Leibes begaffen und bewundern. Aber das suchen ja die meisten Menschen in Indien; diesen Fakir sucht die Neugier und das Glaubensbedürfnis jener vielen innerlich trägen Menschen, die es schließlich dennoch ganz klar bewiesen haben wollen; diesen toten Arm mit den widrigen Krallen sucht und findet der gemeine europäische Theosoph. In Indien ist dieser Fakir ja durchaus wahr und natürlich wie die Kobra, in Europa aber höchst populär — ganz unwahr, aber höchst populär. Ich weiß ganz gut, daß es hier noch niemand versucht hat, aber das liegt nicht am Fakir. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn plötzlich einige Leute damit begännen, das heißt: ich würde mich zuerst darüber wundern, aber später nicht mehr; ich würde es schließlich ganz natürlich finden, wenn die Zahl dieser verdorrten Arme mit den riesigen Krallen an den Fingern anwüchse und nichts eine endliche Verfassung, ein endliches System aufhalten könnte. Ich sehe nämlich in diesem Fakir selber keinen Grund, ihm nicht nachzuahmen. Doch nein! einen Grund sehe ich dennoch: dieser höchst sehenswürdige, erstaunliche Asket würde mit der Zeit und en masse sehr langweilig werden, und das darf ein Einwand gegen ihn sein. Professionelle Zweifler werden in ihm allerdings einen truc argwöhnen; ich bin überzeugt, daß dieser Fakir keinen truc hat oder daß, wenn er einen hätte, dieser truc — wenn ich so sagen darf — viel wahrer wäre und viel schwieriger als die Wahrheit professioneller Zweifler. Aber, wie gesagt, der Fakir würde langweilig und durchaus populär werden. Und das bleibt zu fürchten, und das habe ich unbewußt sofort mitgefürchtet, da ich bloß sein Bild sah. Alles, was uns mit augenblicklichem Schauder und bloßer Neugier erfüllt, bleibt zuletzt unverbindlich und lebt

* Die Kultur. Die Arische Weltanschauung von Houston Stewart Chamberlain. Bard, Marquardt & Co., Berlin.

gleichsam schrecklich von seiner eigenen Langeweile. Es übertreibt, wenn ich einmal ganz paradox sein darf, seine eigene Langeweile und Leere bis zum Entsetzlichen, bis zum Grauen und zieht darum wie mit dem Blick der Schlange alle jene Menschen an, die mit allem, was sie tun und denken, nur ihre eigene Langeweile und Leere verbergen wollen. Das ist es.

Dieser Fakir nun hat unsere Vorstellung von indischer Philosophie verdorben. In den meisten Büchern über indische Philosophie findet man ihn. Die Leute würden diese wohl weglegen, wenn nicht auf den letzten Seiten als Beweis sozusagen dieser schreckliche Fakir zu sehen wäre. Und viele Leute haben diese Bücher darum nicht aufgeschlagen, weil sie ihn fürchteten und haßten. So Goethe. Ich glaube aber, Goethe würde den kleinen Band Chamberlains gerne gelesen haben, denn er hätte ihn auf ein rein Menschliches aufmerksam gemacht, denn in diesem kleinen Band steht nichts vom Fakir; ja es kehrt sich gewissermaßen gegen ihn oder besser: es macht das Entsetzliche langweilig.

Ich spreche hier von dem Fakir, der seinen Arm verdorren und die Fingernägel zu riesigen Krallen wachsen ließ, aber im Grunde meine ich mehr und sehe ihn an vielen Orten und oft bis zur Unkenntlichkeit verkleidet. Dieser Fakir ist mir ein Symbol und lebt in allem, was wir Europäer einem so gewaltigen religiösen Empfinden gegenüber, wie das indische es ist, unter Gesetz, Opfer, Askese, Erziehung uns vorstellen. Zuletzt ist mir dieser Fakir nur eine auffallende Verkörperung gewisser philosophischer Begriffe, die uns in ihrer Starrheit zuerst anziehen und dann langweilen, ganz notwendig langweilen. Ich will einen aus ihrer Zahl hier nennen: den Begriff des Pessimismus. Das ist ein Fakir, weiter nichts, dieser Pessimismus. Alle finden ihn in der indischen Weltanschauung, alle finden dort mit wollüstigem Grauen den Pessimismus und wissen nicht, daß dieser Begriff nur ein Fakir ist mit einem verdorrten Arm und Fingernägeln groß wie Krallen. Ich sage, dieser Begriff des Pessimismus ist entsetzlich, und wir könnten uns von diesem Entsetzen nicht retten, wenn er uns nicht selber zu Hülfe käme und mit der Zeit eben langweilig würde, wie jener Fakir. Und der Pessimismus ist nicht entsetzlich, weil etwa der Optimismus etwas sehr Angenehmes, Liebenswürdiges, im höchsten Sinne Förderliches wäre, ich finde diesen am Ende genau so entsetzlich und langweilig wie jenen; nein, der Pessimismus ist entsetzlich, weil er im Grunde eben langweilig, weil er ein Begriff, weil er eine Anmaßung, weil er nichts anderes als jener sitzende Fakir mit dem verdorrten Arm ist.

Schopenhauer hat seine Philosophie nicht von diesem letzten Beweis des Fakirs, des Pessimismus, befreien können und wollen, jedenfalls haben die Leute mit Vorliebe aus seinen Schriften diesen Begriff gelesen. Schopenhauers Philosophie ist als System des Pessimismus — ein entsetzliches Wort — populär gewesen. In Schopenhauer war noch ein kleiner Fakir verborgen. Er sprach noch in einem viel zu allgemeinen Sinne von allem Indischen und schied schlecht zwischen Brahmanismus und Buddhismus. Erst heute, dank einer höchst entwickelten Indologie, können wir trennen und das Echte, das Primitive wahrnehmen. Hier in den Upanishads lebt noch nicht der Fakir, lebt noch nicht der Begriff, noch nicht der Pessimismus. Auch sie reden vom Dunklen und Lichten, aber so, daß alles möglich und doch gebildet erscheint. Und auf dieses primitive, erste Denken des Menschen mit anderen aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst von Chamberlains kleinem Bande.

Rudolf Kassner

Neue Romane

Wenn jetzt jemand gefälligst hinter mich treten wollte, der während des Schreibens mit der gespreizten Linken einem Stapelchen Bücher Halt gibt, damit es nicht von der schrägen Schreibplatte meines alten Biedermeyer leise in den Papierkorb rutscht, er würde das Kritisieren für ein gar lustiges Metier halten. Wie bunt ist dieses Häufchen! ich zähle allein drei Sorten von verschiedenem Blau, und wie individuell sind Mäntelchen und Unterkleidung aller dieser Bändchen geraten in den herrlichen Tagen des Buch-

schmucks! Man braucht nicht mehr die Augen auf der Titelsuche anzustrengen, man erkennt ein jedes schon von weitem, es kommt uns vielmehr entgegen, es möchte uns sein ganzes Innere zeigen allein durch die Farbe des Umschlags, durch unendlich vielfältige Schrift darauf, durch herausfordernde Bildchen und suggestive Ornamentchen. Wenn die „Kritik der Kritik" nicht wäre, die uns jetzt mit so gefährlicher Aufmerksamkeit auf die Tintenfinger sieht, ich würde diese Buchschmuckprodukte von außen besprechen vermittelst der Suggestionskraft ihrer höchst persönlichen Erscheinungen, die meine Intuitionskraft befruchtet und aufregt. Aber selbst wenn ich dürfte, ich würde es nicht können. Ein Kritiker des Kritikers sprach mir alles Dämonische ab, er warf mich unter die nur Intellektuellen; Intelligenten hätte er sagen sollen. Ein anderer schimpfte mich gebildeter Mensch oder so ähnlich, und als ich mich gegen die Beleidigung aufregen wollte, schrie er noch obendrein: Sie haben überhaupt kein Temperament. Das entwaffnet natürlich. Denn was ist heute ein Kritiker ohne Temperament, und wie kann er es auch nur simulieren, wenn er weder orientalisch, noch asthmatisch, sondern nur so einigermaßen deutsch zu schreiben versteht. Also bleiben wir in jeder Beziehung alten Stils und berichten wir eiligst aber treulichst, was wir als Kunstrichter über die auch von innen gelesenen Bücher nach bestem Wissen und Gewissen zu befinden gehabt haben.

Georg Freiherrn von Omptedas „Herzeloide" (Berlin, Egon Fleischel & Co.) ist tiefblau gebunden und geschrieben. Auf diesem tiefblauen Umschlag, der genau die Farbe der Zuckertüten trifft, läßt ein von tiefschwarzen Dornen zerrissenes tiefrotes Herz sieben lange Blutstropfen auf den Titel des Buches herunterfallen. Herzeloide, ein mildes Jungferchen mit schönen Augen und schönem Organ, wartet die ganze Erzählung hindurch auf einen stattlichen sympathischen Offizier und sie bekommt ihn auch, nachdem seine erste hübsche, junge, temperamentvolle Frau von der Schwindsucht geholt worden ist. So wird der Mann zweimal glücklich, einmal im Frühling, einmal im Herbst, eine Möglichkeit, die Ompteda mit sanften Worten beweist und damit zugleich seine in Deutschland nicht eben häufige Fähigkeit, zwischen größeren literarischen Unternehmungen auch einen unterhaltenden Gefühlsschmöker von glatter Lesbarkeit herzustellen.

Peter Baums „Spuk" (Berlin, Concordia) ist mattblau gebunden und geschrieben; so eine Art Phantasie auf der Wortvioline, das Solo eines Träumers, der eine Melodie aus dem Innersten ganz pianissimo herausstreichen will; da hinein krächzt etwas von dem bösesten, unfaßbarsten Traum, den man Leben nennt. Verfasser muß wohl Talent haben, da er wenigstens bei mir den Zweck seines Buches vollkommen erreicht hat. Schon wenige Tage nach der Lektüre ist es mir traumhaft geworden. Mit einiger Anstrengung entsinne ich mich, daß der junge Hans Ästhet und Dekadent aus ganz alter abgelebter Familie ist, daß er demgemäß am Schlusse verrückt wird, was er auch schon zu Anfang war. Ferner entsinne ich mich sehr seiner Bemerkungen über verschiedene Dunkel- und Dämmerungsgebiete der träumenden Seele, oder vielmehr ich entsinne mich, daß die Bemerkungen sehr fein waren, aber nicht mehr worüber. Immerhin ein eigenes Buch, ausnahmsweise sogar eigener als sein Umschlag, auf dem wieder ein tropfendes Herz zu sehen. Diesmal fallen die Tropfen in einen Kelch. Die Dornen sind auch da und durch ihre Zweige schlüpft eine Schlange, die in das arme Menschenherz hineinbeißt; dafür hat es allerdings eine Aureole bekommen.

Paul Leppins „Daniel Jesus" (Jacques Hegner, Berlin und Leipzig) ist grau mit Gelb und Blau darauf gebunden, geschrieben dagegen überhaupt nicht. Außen auf dem Umschlag bemerkt man den widerlichen Kopf eines ins Verbrecherische und Faunhafte übersetzten Christus, der etwa die Kindlein aus unlauteren Gründen zu sich kommen ließ, innen vor dem Titelblatt einen mächtigen Gorilla, der einen Haufen nackter Weiber teils beschmatzt, teils betatzt. Der Text erklärt die Illustration: eine Reihe widerlicher Orgien mit etwas mystischem Gefasel um die Cochonnerien herum.

Erich Lilienthals „Peter Schüler" (J. C. C. Bruns, Minden) ist mattblau gebunden mit grünem Ornament und rotem

Titel, aber weniger farbig geschrieben. Das Buch wäre mehr als brav mit etwas sprachlicher Eigenkraft, seine bescheidene Verständigkeit erhebt sich nicht vom Bericht zum Bilde: eine kleine Berliner Ausgabe von Flauberts „Sentimentaler Erziehung", bei der auch Hjalmar Ekdal geholfen haben wird. Eine trockene Großstadtpflanze wird aufgezogen ohne nährenden Boden, ohne saugende Wurzeln, ohne Wind und Wetter angreifender Erlebnisse. Umschrieben ist das nicht schlecht, diese Leerheit, die sich mit Lügen füllt, die Nullität, die einen Zähler sucht, woraus dann schließlich die Schwindelfigur eines symbolistischen, intimen Dichters wird, der seine Kammerwortkunst von einem braven Weibchen stimmungsvoll inszenieren und posieren läßt. Seine Stimmungen haben seine Gefühle mißbraucht und er hat nur einen einzigen Gedanken, daß er nämlich ernste Gedanken hat. Am besten wie immer bei deutschen Schriftstellern ist die Jugend weggekommen, mit ihren Mischungen von Zynismus und Schwärmerei, von Verlogenheit und erbärmlicher Sehnsucht. Der Rest, der ins spezielle Literaturleben der Cafés hineingeht, ist mehr Konstruktion als Entwicklung, das Ganze mehr Kritik als Darstellung.

Hermann Hesses „Unterm Rad" (S. Fischer, Berlin) schmückt sich mit einem Empire-stilisierten Blumentopf und, wie von Peter Camenzind nicht anders zu erwarten, mit einer reifen, zweckbewußten Kunst der Rede. Hermann Hesse plaudert sogar auf einigen Blättern, mit denen er erstens als Sohn des alten poetischen Schwabenwinkels die superklugen Preußen von heute und gestern etwas kitzeln, mit denen er zweitens freimütig zeigen will, daß sich das alte poetische Schwaben um die von da oben vorgeschriebene Disziplin des Naturalismus oder der unpersönlichen Objektivität nicht die geringsten Sorgen macht. Gleich seinem Landsmann Emil Strauß erzählt er von einer zarten Jugend, die an der Schule, also an der ehrgeizigen Dummheit der Eltern und dem dummen Ehrgeiz der Lehrer zugrunde geht, aber er macht es beispielsmäßiger, beweisender als „Freund Hein", nämlich mit Prämissen und Konklusion. Er macht es mit sehr viel Geschmack, mit seinen farbigen Bildchen aus einem Kinderleben, dem man allmählich alles nimmt, was eben zum Leben gehört, aber er macht es immerhin. Als er zuerst auftrat, fand ich ihn etwas mager, mehr Geist als Fleisch, und er hat auch jetzt noch nicht den richtigen epischen Bauch bekommen, die Umfänglichkeit, die sich auch vom Überflüssigen nährt. Diese Schwaben sind ja sehr gesund aber hauptsächlich aus Vorsicht, die sich keiner Erkältung oder Ansteckung aussetzen möchte, sie sind auch sehr poetisch, aber sie bleiben es unter dem Schutze der stillen Winkel. Darüber hinaus werden sie leicht didaktisch. Man muß ihre Andacht zum Kleinen rühmen, aber etwas Andacht zum Großen brächte sehr erwünschte Abwechselung. In ganz Deutschland grassieren jetzt die Jugendgeschichten, auch der findige Otto Ernst hat gleich mitgemacht. Wieviel harte Schulbänke von der Nordsee bis zum Bodensee haben wir mitverwünschen, wieviel erste Küsse haben wir mitgenießen müssen. Es ist ja richtig, daß man in der Jugend am tiefsten erlebt, aber schließlich wird man doch Mann, und dann pflegt doch noch einiges Erhebliches nachzukommen. Unsere deutschen Schriftsteller werden es heute allerdings immer seltener, scheuen sich förmlich vor des Lebens Mitte, wo man so einigermaßen verpflichtet wäre, aus Erfahrung statt aus Sehnsucht und nicht mehr gegen sondern über die Welt zu schreiben.

Wer heute noch ein Stück Epik sich gewinnen will, wer Taten und Ereignisse aufmarschieren läßt, der bittet die Bauern um etwas primitives, kräftiges Menschentum. Seitdem der alte Fontane tot ist, haben wir, von den hocheleganten Wienern abgesehen, kaum einen Schriftsteller, Dramatiker oder Romancier, der einen Geheimrat, eine Bankiersfrau, einen Baron so einigermaßen glaubhaft machen könnte, kaum einen, von dem ich mir vorstellen kann, daß er einen Zylinder trägt, es sei denn Ricarda Huch, wenn sie reiten sollte. So zieht sich auch Ludwig Thoma für seinen Bauernroman „Andreas Vöst" (Albert Langen, München) eine Joppe an und seinem Buche ein Gewandl von energischem Gelb, darauf ein holzschnittmäßiger Bauer, der breitwandelnd seine Saat auswirft, und

einen Hintergrund von Kirchtürmen. Oben auf dem rahmenden Ornament verweilen ein Rößlein und ein Öchslein, die sich gegenseitig den Schwanz zukehren. Ein bayrischer Bauernroman des Peter Schlemihl geht natürlich gegen die Pfaffen: Andreas Vöst wird von einem verlogenen Pfarrer zugrunde gerichtet. Peter Schlemihl ist ein unentbehrlicher Satiriker, Ludwig Thoma ein entbehrlicher Dichter, was einigermaßen gemildert wird durch die zuverlässige Beschreibung von Land und Leuten. Eine Versammlung des Bauernbundes mit wundervollen Grobheiten, eine Rauferei mit Schädeleinschlagung, das gelingt dem Kenner und Liebhaber bajuvarischer Volkskraft. Aber so die Hauptsache, das Innerliche, was man nicht beobachten kann, sondern erzeugen muß, das fehlt unter der äußeren auf die tragische Pointe zielenden Beweisführung. Balzac sagte Moriabimur, und er wurde ein Napoleon, ein alter Trottel, eine junge Unschuld; Thoma war nie Andreas Vöst, er blieb sein Rechtsanwalt, der allerdings die Widerklage gegen das Pfaffenwesen sehr scharfsinnig motiviert.

A. E.

Eine Illusion*

Wer die Aufführung des „Geretteten Venedigs" im Lessingtheater gesehen hat, wird ein Bühnenbild in unvergessener Erinnerung haben: die Szene des zweiten Aufzugs, zwischen dem halbzerfallenen Haus, in welchem Pierre wohnt, und dem Hause Renaults, mit dem Blick auf die Lagune, am Abend, und der Abend scheint aus einer grünweißfeuchten Dämmerung gewoben; zwei Mädchen gehen über den Platz, ganz, ganz kleine Figürchen. Dieses schöne, schweigende Bild war von Gordon Craig ersonnen, einem Schüler des eben verstorbenen Henry Irving und Sohne Ellen Terrys. Craig war nach Deutschland gekommen, als einer Etappe auf seinem Weg, dessen Ziel die Umgestaltung der Bühnenkunst zu einer reinen, d. h. nicht bloß dienenden Kunst ist. Seine Verbindung mit dem deutschen Theater endete in einer Zeitungsinvektive. Man hatte ihn die zweite Geige spielen lassen wollen, und er beanspruchte, nicht etwa die erste, sondern den Taktstock. Er wird also warten müssen, bis er, wie Wagner, sein eigenes Theater hat; und inzwischen kosten wir die Genugtuung aus, auf unsern Bühnen so leibhaftige Bäume zu haben, daß man sich daran aufhängen kann.

Wenn solche Köpfe feiern, dann schreiben sie Broschüren. Gordon Craig trägt eine Aufgabe mit sich herum, und da er sie nicht erfüllen kann, nützt er die Muße, sie zu begründen. Aber ach, begründen heißt auch in diesem Fall diskreditieren.

Craig zeichnet den idealen Regisseur. Die Einheit des Kunstwerks, als das oberste und unbedingt zu erfüllende Gesetz der Kunst, verlangt die Einheitlichkeit der Spielleitung. Der Regisseur komponiert den Raum, malt die Dekoration, gibt die Stellung an, lehrt die Geste, erfindet das Kostüm und beleuchtet die bewegte und die erstarrte Szene. Heißt das zu viel gefordert? Gewiß nicht. Heißt das zu viel versprochen? Vielleicht. Denn auf diese Weise ist in das Theater als einen mechanischen Apparat auch der sehr lebendige Mensch, der Schauspieler, einbegriffen. Wird sich der geniale Schauspieler, bei aller Disziplin, durchaus so schieben lassen, wie die auf ihre Harmonie eifersüchtige, tyrannische Phantasie des Spielleiters ihn hierin und dorthin, in diese Gruppe und jenes Licht stellen und schieben will? Das etwaige Beispiel Irvings oder der Duse oder der Sada Yako beweist nichts, denn diese Künstler waren zugleich die Unternehmer und Urheber ihrer Schaustellungen. Sie konnten den andern befehlen, und hatten es also leicht, sich zu gehorchen. Inzwischen beruhigt Gordon Craig (der schlagfertig, witzig und hinterhältig zu schreiben weiß) diesen Einwand: „Je tüchtiger der Schauspieler, desto höher seine Intelligenz und sein Geschmack, und desto leichter ist er zu beherrschen." Tüchtig — das ist immerhin ein resigniertes Wort; aber diese Hoffnung Craigs zugestanden, so bleibt nun doch noch ein Ton in seine Har-

* Die Kunst des Theaters, von E. Gordon Craig. Übersetzt und eingeleitet von Maurice Magnus, mit einem Vorwort von Harry Graf Keßler. Hermann Seemann Nachfolger, Berlin, 1905.

monie nicht aufgelöst. Eine Kleinigkeit, der Dichter, das Drama.

Und in der Tat, Craigs neue und ersehnte Kunst des Theaters ist recht unwillig gegen den Dichter. Craig liebt ihn nicht, er findet sich mit ihm ab. Auf zweierlei Art. Für die Zukunft, indem er ihn abschafft, und eine Bühnenkunst aus dem Geiste des Regisseurs geboren wünscht; für die Vergangenheit, indem er ihm seine Hinderlichkeit durch sonstigen Respekt und Anerkennung literarischer Verdienste gerade eben verzeiht. Was Craigs Zukunftsmusik betrifft, so können wir ja warten. Die Probe davon, die er in seinem Buche gibt, ist ein finistrer Cabaretspaß: eine scheußliche Maske hat einen kleinen Jungen im steifen Arm verhungern lassen, zeigt das Bündelchen vor, meckert und wird von einem schwarzen Regen weggewischt. Wir begnügen uns vorläufig mit den „Webern". An der Vergangenheit aber ist nichts mehr zu reformieren, so bleibt nur eines übrig, sie unschädlich zu machen: eine Theorie. „Die ersten Dramatiker waren die Kinder des Theaters, die modernen Dramatiker sind die Kinder der Literatur." Auch Shakespeare; auch er hat schon falsch gedichtet; sein Hamlet ist mehr zum Hören als zum Sehen; denn, sagt Craig, „der Vater des dramatischen Dichters war der Tänzer".

Aber dieser „Sohn", wie mancher andere seit jenem ersten Sohn des Affen, kam nur zu seinem Beruf, indem er seinen „Vater" verleugnete. Mit wem beginnt der Verfall der Tragödie? Mit Äschylus. Alles Werdende strebt zum Kreis, zur Kugel; Menschliches und Natürliches, Sterne und Institutionen, Philosophien und Regentropfen; alles will Individuum sein; alles will seinen Ursprung und seinen Zweck vergessen und sich, in sich selber spielend, vollenden. Mag immerhin der Ursprung der szenischen Kunst gewesen sein, wie Craig, dreißig Jahre nach Nietzsche und viele Meilen hinter ihm, ungefähr und obenhin verkündet; aber der erste Dichter, dessen Vision und Überfülle sich in Rede und Gegenrede läuterten, wollte gehört werden.

Die Verstiegenheit der Feinen und die Stumpfheit der Groben, es ist dieselbe Rancüne gegen den Geist. „Leben atme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter," er ist sehr abgesetzt, dieser schillersche „Geist"; und seine Stelle trachtet die verfeinerte Sinnlichkeit einzunehmen. Vergebliches Trachten! siegreich heute und morgen, im Recht von heute bis morgen. Wir wissen doch, daß nicht die Beseelung des Körpers, sondern die Bekörperung der Seele das Wesen des dichterischen Schaffens ist.

Was helfen uns alle philologischen und archäologischen Feststellungen? Kunst ist, was die großen Künstler machen. Bühne ist, was die großen Schauspieler spielen. Und auch der Schauspieler hat längst den Tänzer und die Maske vergessen; kaum das Knötchen im Ohr erinnert ihn an seinen Ursprung. Er hat die psychologische Geste und den seelischen Blick; er hat die Transfiguration statt der Künste der Schaustellung.

Sollte aber das etwa möglich sein, daß sich jene künstlerische Zeugung, die Craig für die einzige legitime hält, wiederholte? Gewiß nicht. Denn wir müßten dann erst wieder den Tanz erfinden, aus dem ein Drama und eine Schauspielkunst entstehen könnten. Unser Tanz vermag sich kaum noch in Musik aufzulösen, und an sonstigem haben wir nur noch die militärischen Märsche; das Zelebrieren der Messe vor dem katholischen Altar und das Niederknieen der Beter sind nicht Gemeingut des Volkes und sind auch aus andern Gründen unentwickelbar.

Es gibt eine einzige ganz originale deutsche dramatische Form, das ist die Cantate von Johann Sebastian Bach. Nur in ihr ist der Zuhörer ein idealer Mitwirkender, — wie der Zuschauer der griechischen Tragödie. Das Brettergerüst, das vor einem Publikum aufgeschlagen ist, steht so vor dem Zuschauer, daß er gezwungen ist, zu schweigen, zu hören und bewegungslos zu sehen. Auf einer solchen Szene herrsche der Dichter als Individuum — und herrscht.

Der Kampf der Bühne gegen den Primat des Dichters ist vergeblich. Von den Schauspielern führen ihn die minder starken. Wagners, für Craig vorbildliche, Tyrannis auf der Bühne begründete sich auf dem Werk; auf einem Schöpferwillen, der ursprünglich, wie alle große Kunst, nicht ohne die im philosophischen Sinne naturalistische Regung war:

große Mitteilungen zu machen. Das Gesamtkunstwerk wollen, das heißt für den Einzelnen immer, und auch für Wagner heute schon: die Pyramide von der Spitze bauen.

Craig ist ein Künstler; er redet zwar, aber er bildet auch. In seinem Heft sind hinreißende Entwürfe zu Szenen, von einem wundervoll sicheren, phantastischen Gefühl für Dimensionen. Die Bühne als Raum ist niemals schöner gesehen worden.

Es ist zu wünschen, daß diese, höchst vortreffliche, Arbeit Craigs nicht verloren gehe. Sie nähert sich von ihrer Seite jener Neutralisierung der Szene, die der Geist im Drama bald wird ertrotzen müssen. Er ist gewiß schon ungeduldig. Er läßt vielleicht die Geschmacklosigkeit doch eher passieren als die Dekoration. Die Gefahr alles Dekorativen steckt darin, daß es zu schnell erschöpft wird; es wird in einem einzigen Augenblick aufgenommen; es fordert keine Tätigkeit des Betrachters heraus. Menschen mit einer geologischen Formation im Hirn, mit Basalten, mit Vergangenheit und Zukunft, lieben das Dekorative, als ein bloß Gegenwärtiges, nicht. Das Drama widerspricht ihm. Jenes Bild im „Geretteten Venedig" hörte auf, schön zu sein, als es aufhörte, bedeutungsvoll zu sein; als menschliche Leidenschaften aus dem Schweigen, in das die Lagune sie hineinsaugen wollte, unbekümmert um Ort und Stunde hervorbrachen. Was auf der Bühne ist, muß am Drama mitarbeiten; es darf sich nicht mit dem Drama ebenbürtig vereinigen wollen, um ein chimärisches Überwesen zu erzeugen. Im naturalistischen Drama haben die Requisiten selber eine Geschichte; das Milieu lebt selber; und die Szene mußte ausführlich sein. Bloßes Beiwerk aber kann eine Schönheit im besten Falle nur vorlügen. Solange Craig freie Entwürfe macht, wird er nicht unter die Theaterleute, sondern unter die Zeichner zu rechnen sein.

Liebt Craig die Dichter nicht, so werden sie es ihm vergelten: indem sie ihn lieben. Die Dichter, die, nach einem alten keltischen Wort, „frei sind überall", werden auch frei genug sein, von ihm zu lernen. Bei ihnen, wenn irgendwo, ist der Keim zu dem, was er erstrebt.

Tobias Fischer



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.





